
HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF

ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Virchow, A. Voss.



Sechsundzwanzigster Band.

1894.

Mit 13 Tafeln.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

1894.

Inhalt.

S. 98. — Heinrich Richlý, Die Bronzezeit in Böhmen. Wien 1894. S. 99. — Leopold Glück, Die Tättowirung der Haut bei den Katholiken Bosniens und der Hercegovina. Wien 1894. S. 138. — Otto Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig 1894. S. 138. — Havelock Ellis, Man and woman: a study of human secondary sexual characters. London 1894. S. 139. — F. Voigt, Die Vierlande bei Hamburg. Hamburg 1894. S. 139. — G. Nordenskiöld, The Cliff Dwellers of the Mesa verde, Southwestern Colorado, their pottery and implements, translated by D. Loyd Morgan. Stockholm 1893. S. 255. — Finland im 19. Jahrhundert in Wort und Bild dargestellt von finländischen Schriftstellern und Künstlern. (Mit zahlreichen Nachbildungen von Kunstwerken [Gemälden und Skulpturen]. Portraits und sonstigen Illustrationen und Vignetten). Helsingfors 1894. S. 256. — R. W. Felkin, On the geographical distribution of tropical diseases in Africa. From the Proceedings of the Royal Physical Society of Edinburgh. Vol. XII. 1894, June. S. 257. — Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, herausgegeben vom Bosnisch-Hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo, redigirt von Moriz Hörnes. II. Band. Wien 1894. S. 258. — Julius Schmidt, Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen zu Halle a. S. Heft 1. 1894. S. 258. — Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Heft 1. Berlin 1894. S. 259. — Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck, 24.—28. August 1894. Innsbruck 1894. S. 261. — China, Imperial Maritime Customs. II. Special Series No. 2. Medical Reports, 34th—40th Issue. Published by order of the Inspector General of Customs. Shanghai 1890—94. S. 262. — Karl Halpern. Die Bestandtheile des Samens der Ackermelde (Chenopodium album L.) und ihr Vorkommen im Brodmehle und in den Kleien. Inaugural-Dissertation. Halle a. S. 1893. S. 263. — Friedrich Tribukeit's Chronik, herausgegeben von A. Horn und P. Horn, mit Anmerkungen von v. Gossler. Insterburg 1894. S. 263. —

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

mit besonderer Paginirung.

Ein chronologisches Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namen- und Sach-Register befinden sich am Schlusse der Verhandlungen.

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1894

mit besonderer Paginirung.

Verzeichniss der Tafeln.

Verzeichniss der Zinkographien, Autotypien und Holzschnitte im Text.

(A. = Autotypie, H. = Holzschnitt.)

1. Zeitschrift für Ethnologie, 1894.

2. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1894.

3. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, 1894.

I.

Die Butterhexe in Wagnitz.

Eine havelländische Sage (mit einem Excurs über die mythische Butterkröte).

Von

Direktor **W. SCHWARTZ** in Berlin.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 20. Januar 1894.)

In Wagnitz war eine Frau, die war eine Butterhexe. Das kam so heraus. Sie hatte immer die beste Butter und verkaufte sie nach allen Seiten. Mal hatte nun ihre Schwester in Friesack einen Topf Butter von ihr erhalten, der wurde nie leer, es war immer Butter darin. Da sagte sie es ihrer Schwester in Wagnitz, die Butter nähme ja gar kein Ende. Da meinte die: „Dann hast Du meinen Topf erhalten.“ Da sah die Friesack'sche Schwester nach, und siehe, auf dem Grunde sass eine grosse Muggel (Kröte). Da wusste sie, wie es zusammenhing.

Aber auch die Leute in Wagnitz hatten es schon längst gemerkt, dass es mit der Butter nicht richtig zugehe und passten auf. Und richtig, wie es Abend ward, da leuchtete es in dem Keller der Frau in blauen, gelben und rothen Flammen auf. Und es dauerte nicht lange, so kam eine grosse Katze aus dem Keller, die war aber so mager, nur Knochen und Haut! Und sie ging hinüber nach dem Schloss, und es dauerte nicht lange, da kam sie aus dem dortigen Milchkeller wieder heraus und war so dick, dass sie sich kaum bewegen konnte. Wie sie in ihren Keller verschwand, da passten die Leute am Fenster auf und sahen, wie Alles wieder hell aufleuchtete, und die Katze den Rahm nur immer so in eine Bütte spie. Da wussten sie, dass die Frau eine Hexe sei und woher sie immer den Rahm holte, aus dem sie die schöne Butter machte.

Es hat aber mit ihr auch kein gutes Ende genommen, denn eines Tages lag sie todt in ihrem Keller, das Genick umgedreht. Ihre Verwandten sagten zwar, sie sei die Treppe hinuntergestürzt, aber Niemand glaubte es (der Teufel hatte ihr offenbar den Hals umgedreht).

Ist obige Sage in ihrer prägnanten Form an sich schon interessant, so gewinnt sie durch einzelne eigenthümliche Momente geradezu eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung, welche ein näheres Eingehen auf dieselben hier bei ihrer ersten Veröffentlichung rechtfertigt.

Der erste Theil hat zwar Analoga in der niedersächsischen Sage von der „Butterkröte“ und in der von dem „Düweletgen“ bei Schambach und Müller (S. 116f.), wo auch eine Hexe aus Versehen ihren Buttertopf fortgiebt oder jemand Anderes in ihrem Fasse buttern lässt, und schliesslich auch ein grosser Lork (eine Kröte) auf oder unter dem Boden desselben entdeckt wird; der zweite Theil unserer Sage zeigt aber einen vollständig neuen Typus, namentlich insofern die Verwandlung der Hexe in eine Katze, um Milch zu stehlen, — was den Hexen auch sonst zugeschrieben wird, wesshalb sie auch oft „Milchdiebinnen“ heissen, — sowie die ganze Prozedur dabei im Feuer vor sich geht. Das klingt Alles alterthümlich und mythisch an.

Ebenso ist der Name Muggel für Kröte, den ich früher, trotz meines vielen Verkehrens im Havellande zufällig nie gehört hatte und der auch literarisch bisher unbekannt geblieben war, bemerkenswerth. Bei weiteren Nachforschungen ergab sich zumal, dass derselbe nicht bloss in Liepe (bei Rathenow), woher obige Sage stammt[1]), sondern in bestimmter landschaftlicher Abgrenzung in einer Reihe alter Luchdörfer, sowie in den beiden Jerichow'schen Kreisen, in welchen Gegenden sich überhaupt im Volksthum manches Alterthümliche aus der deutschen Urzeit erhalten hat[2]), allgemein verbreitet ist. Dass übrigens der Name „Muggel“ urdeutsch ist, wird, abgesehen davon, dass sich keine Anlehnung im Slavischen findet, noch besonders dadurch bestätigt, dass in den deutschen Eifelgegenden sich ein Analogon für denselben findet, indem die Kröte dort Muck oder Mock genannt wird, wovon Muggel wohl als ein Deminutivum anzusehen wäre.

Ich behalte mir vor, wenn ich die geographischen Distrikte, in denen beide Namen vorkommen, eingehender festgestellt haben werde, noch besonders darauf in ethnologischer Beziehung zurückzukommen; für jetzt möchte ich nur noch etwas auf den mythischen Charakter, den die Kröte überhaupt im deutschen Volksglauben zeigt, eingehen, wodurch

1) Ich hörte sie jüngst aus der Familie des verstorbenen Kantors Hille daselbst, von dem ich seiner Zeit manche interessante derartige Mittheilung empfangen habe; siehe Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, 1849, Seite 105 und 107, namentlich meinen „Ursprung der Mythologie“ 1860, S. 273, Anm.

2) Es ist namentlich die Gegend, in der noch in Sage und Gebrauch in besonders charakteristischer Weise die Erinnerung an die deutsch-heidnische Göttin, Frau Harke, lebt, s. Norddeutsche Sagen, sowie meine Schrift: „Der heutige Volksglaube und das Heidenthum“, II. Aufl. 1862, S. 71ff., 87ff., desgl. Märkische Forschungen, XX, vom Jahre 1887 den Aufsatz über die Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg, S. 119ff.

auch die in der beigebrachten Sage erwähnte „Butterkröte" eine Erklärung finden dürfte.

Dass die Kröte nehmlich neben der Katze in den Hexenprozessen des Mittelalters als Teufels- oder Hexenthier auftritt, ist allgemein bekannt, ebenso wie sie noch jetzt in ihrer unheimlichen Erscheinung vielfach als ein solches gilt. Und insofern wäre es nicht auffallend, dass, wenn die Gewinnung von Milch, Schmalz und Butter durch allerhand Zauber als eine Hauptthätigkeit der Hexen erscheint, die Kröte als ihr angebliches Substitut in „einzelnen" Sagen auch dabei herangezogen und so u. A. zu einer „Mehrerin des Butterreichthums" geworden wäre, während die heimlich von Haus zu Haus schleichende Katze mehr die Rolle einer Zuträgerin bekommen hätte, — eine Vorstellung, die auch sonst in Sagen auftritt und an allerhand Wesen sich knüpft.

Aber abgesehen davon, dass die über ganz Deutschland verbreiteten „analogen Sagenmassen" mit ihren mannichfach individualisirten typischen Bildern und allerhand wunderbaren eigenthümlichen Accidentien so sich nicht voll erklären liessen, so bekundet sich der in jenen Kreisen hervortretende fetischartige Charakter gerade der Kröte auch noch in anderen mythischen Schichten so bedeutsam, dass ein weiterer, gemeinsamer Hintergrund sich ergiebt, nach welchem die Kröte in allen dahin schlagenden Sagen überhaupt ursprünglich als ein mythisches Thier anzusehen und auch bei der Erklärung der Butterkröte nicht direkt von der wirklichen Kröte auszugehen ist.

So hat z. B. Rochholz in seinen Aargauer Sagen (II. S. 172) eine merkwürdige Geschichte in dieser Hinsicht beigebracht, nach welcher ein Mädchen mit einer Datschkröte im Sack, die sie von Hexen erhalten und zu benutzen gelernt hat, wie diese allerhand Zauberkünste verrichtet, z. B. aus einem Lumpen melkt, so dass die Milch immer nur so schoppenweis fortging, auch das sogenannte Mäusemachen treibt, so dass Alles plötzlich von Mäusen wimmelte[1], kurz mit ihrer Kröte als mit einer Art Fetisch im Sack ein charakteristisches Bild einer allerhand Zauber treibenden Hexe abgiebt[2].

Greift diese Sage, ihrem ganzen Charakter nach, schon entschieden in ältere mythische Zeiten zurück, so erinnert es noch weiter direkt an das Heidenthum mit seinen eigenthümlichen Naturbildern: wenn

1) Wenn die Wetterhexen besonders Gewitter erregen sollten, so ist das sogenannte Mäusemachen, was ihnen auch beigelegt wird, wahrscheinlich nur eine bildliche Ausprägung eines solchen, indem man u. A. in den „weisslich" zwischen den Wolken dahinfahrenden Blitzen eine Menge kleiner „weissgezahnter" Thiere dahinfahrend wähnte. S. Schwartz, Präh. Studien, 347 f., vgl. Heutigen Volksglauben S. 62, 75, und die daselbst citirten Stellen aus Kuhn's Herabkunft des Feuers u. s. w., sowie aus Grohmann's Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen. Prag 1862.

2) Das Mädchen wird nehmlich in die Darstellung nur eingeführt, um am Ende die ganze Sache zu verrathen, sonst repräsentirt sie eben ganz entschieden selbst eine Hexe.

I. die Kröte oft als Schatzhüterin[1]) auftritt, in Parallele zu dem sagenhaften Wurm oder schlangenartigen Ungethüm, dem sogenannten Drachen, der die im Gewitter am Horizont angeblich heraufkommenden, in den Blitzen feurig leuchtenden Schätze hüten sollte, wesshalb in der Edda das leuchtende Gold auch noch „Wurmbett, Wurmbettsfeuer“ genannt wird;

II. wenn die sogenannte „weisse Frau“, d. h. die Sonne, welche in den sich schlängelnden Blitzen im Gewitter selber Schlangengestalt anzunehmen oder in diese verzaubert zu sein schien, so dass sie, wie viele Sagen melden, „der Erlösung“ wartet, oft auch als Kröte erscheint[2]), und endlich

III. wenn in Brunnen und grundlosen Seen, den Substituten der himmlischen Wasser in der Tradition, wesshalb auch aus ihnen oft angeblich in zauberhafter Weise Gewitter aufsteigen, statt Schlangen und allerhand anderer Unthiere auch gewaltige Kröten (oft so gross wie ein Backofen) hausen, und, wenn sie sich regen, sich auch unter Donner und Blitz bemerkbar machen[3]).

Derartige sagensafte Bezüge, die noch weiter sich erstrecken, haben ursprünglich mit den gewöhnlichen Kröten nichts zu thun, sondern reflektiren auf ein mythisches Thier, welches die Urzeit in analoger Gestalt in irgend welchen Erscheinungen am Himmel zu erblicken glaubte und an dem die Phantasie dann weiter spann. Und wenn nun alle die charakteristisch hervortretenden Züge, namentlich in Parallele zu den himmlischen Blitzschlangen, an das Gewitter anknüpfen, wie auch nach persischer Mythologie gerade Kröten neben Schlangen als Ahrimansthiere bezeichnet werden, so muss sich auch bei den Kröten ein Ausgangspunkt für diese Vorstellung in den das Gewitter begleitenden Erscheinungen finden, wie es eben für die mythischen Schlangen der sich schlängelnde Blitz ist oder wie es z. B. bei den Persern, wenn sie die Sonne als einen himmlischen Igel ansahen, die Sonnenstrahlen waren, die das am Himmel dahinkriechende Thier ringsum wie mit Stacheln zu umgeben schienen[4]). Und da will ich eine Vermuthung nicht länger zurückhalten, die ich schon immer habe aussprechen wollen.

Wie nehmlich der brüllende Donner die Vorstellung himmlischer Rinder weckte, sich schlängelnde Blitze, wie eben erwähnt, als himm-

1) Zingerle für Tirol in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 9, desgl. die „Schatzkröte“ in den Schweizer Sagen von Lütolf S. 350 und Wuttke, Deutscher Volksglauben 1869, S. 58 am Ende.

2) Niendorf, Mecklenburgische Sagen I. S. 60, ferner die Waldeckschen Sagen von Kurtze, 198. Aargauer Sagen von Rochholz, I, 235. II, 49f. Alpensagen von Vernaleken, 1858, 72, 145. Bayerische von Panzer, II, 195. Elsässische von Stöber, 1852. S. 346.

3) Rochholz, I, 110. Vernaleken, Alpensagen, 131. Süddeutschland ist namentlich reich an derartigen Seen, die noch mit dem Gewitter in irgend welcher sagenhaften Beziehung stehen. s. Ursp. der Myth., im Index unter „Gewitterseen“.

4) Prähist. Studien 347 f.

lische Schlangen, ein im Zickzack hin- und herschiessender u. A. als ein leuchtender Fisch aufgefasst wurde, der in den himmlischen Wassern dahinschösse, — dem nach finnischem Mythos z. B. die Jagd dort oben im Treiben des Unwetters galt, weil er angeblich den himmlischen Feuerfunken (das himmlische Licht) verschluckt habe und so die Nacht des Gewitters hereingebrochen sei[1]), — so möchte ich auch nach Allem glauben, dass eine bei der beginnenden Dunkelheit des Gewitters sich „langsam“ am Himmel „hinaufschiebende Wetterwolke“ in roh-primitiver Auffassung u. A. als eine „Kröte“ gefasst worden sei, wie die wirkliche Kröte bei hereinbrechender Dunkelheit und bei Regen besonders gern aus ihrem Schlupfwinkel hervorkommt und sich in ihrer Dicke ebenso langsam fortschiebt[2]).

Mit dieser mythischen Kröte würden sich dann die meisten der „wunderbaren“, sich an sie schliessenden Sagen bis zu dem fabelhaften Krötenstein[3]), den sie im Kopf tragen soll, in Parallele namentlich zu den himmlischen Schlangen, leicht vermitteln, abgesehen von allerhand Ideen und Bildern, die sich dann mit unter jenem Reflex an die gewöhnliche Kröte als ein unheimliches Thier selbst in der christlichen Legende noch knüpften. Es muss einer besonderen Erörterung vorbehalten bleiben, die angedeuteten mythischen Bezüge im Einzelnen weiter zu verfolgen; hier will ich nur zur Bestätigung des angenommenen Naturbildes noch einige Facta anführen und zuerst eine Schweizersage erwähnen, in welcher eine solche himmlische Kröte des Nachts (d. h. ursprünglich also in der Gewitternacht) ihr Unwesen unter Donnern und Blitzen getrieben haben soll, wobei natürlich, wie stets in derartigen Sagen und wie schon oben angedeutet worden, die Scenerie in der Tradition allmählich irdisch localisirt wurde, statt der himmlischen Wasser also ein Brunnen oder See eintrat, in welchem die Kröte nun hausen sollte.

Wie im Hagelsee und im sogenannten Hexensee im Berner Oberlande angeblich böse Geister hausen, die zuweilen aus ihren Behältern schlüpfen und dann grause Gewitter erregen, so erzählen auch die Landleute um Rorschach (am Bodensee) von einer Hexe, die früher in der Umgebung des Schlosses Sulzberg (oder des Möttelischlosses) ihr Wesen getrieben hat. Am Tage habe sie sich meistens als Kröte ruhig im nahen Schlossweiher aufgehalten, des Nachts aber habe sie

1) s. „Ursprung der Mythologie“, besonders das Kapitel über die sogenannten Fischgottheiten. S. 237.

2) Manche an die Kröte sich knüpfende sagenhafte Züge, z. B. dass sie Gift ausspritzen, gelegentlich besonders phosphorescirende Augen haben soll, klingen vielleicht auch noch an das mythische Bild an. Ueberwiegend wird aber volksthümlich der Typus der Kröte charakterisirt im Anschluss an den schleppenden Gang derselben. So führt z. B. Rochholz II. 188 unter den hexenartigen Schimpfnamen an: „Daschelampi“ (langsam wackelnde Kröte).

3) Vergl. Urspr. d. Myth. 27. Poet. Naturanschauungen I, 2 ff.

unter Donner und Blitz, im Sturm und Regen furchtbar sich bemerkbar gemacht, Ueberschwemmungen, sowie Hagelwetter erregt und auch auf andere Weise das Volk geplagt. Die heilige Anna habe nur immer schliesslich die Hütten und Felder des Landmannes beschützt und die Unholdin gezwungen, in ihre nasse Wohnung zurückzukehren. (Vernaleken, Alpensagen. Wien 1858, S. 131.)

Abgesehen von dem aus der christlichen Zeit stammenden Schluss der Sage tritt hier das rohe Naturbild von der Gewitterkröte als einem hexenartigen Wolkendämon in der Weise, wie ich es meine, charakteristisch hervor[1]). Damit eröffnen sich auch sofort weitere Perspektiven in Betreff der zauberhaften Butterkröte im Butterfass, sowie in dem Sack des oben erwähnten, Mäuse machenden und anderen Zauber treibenden tiroler Mädchens.

Ich handle von dem letzteren zuerst. Auf meinen Wanderungen mit Kuhn fand ich nehmlich, dass eine einzeln aufsteigende, sich abrundende Gewitterwolke als ein Gewitterkopf bezeichnet wurde, und ich habe dann eine Fülle anthropo- und theromorphischer Gestaltungen nachgewiesen, die sich in der Urzeit an eine analoge Auffassung angeschlossen haben[2]). In vielen Sagen wird nun mit dem betreffenden Haupt, namentlich mit seinem, in den Blitzen angeblich leuchtendem Kinnbacken der Gewitterkampf ausgefochten, dann aber auch anderer Zauber geübt, wie er im Gewitter aufzutreten schien. Gehört auf griechischem Boden hierher das versteinernde Schlangenhaupt der Gorgo[3]) und führt es Perseus in einem Sack, dem sogenannten *κίβισις*, bei sich, den er von Hermes geliehen, welcher selbst so oft mit einem solchen Beutel abgebildet wird, — obgleich die Bedeutung desselben in der Tradition bei ihm selbst geschwunden ist[4]), — so klingt daran an das tiroler Hexenmädchen, welches in ihrem „Sack“ die Zauber-, namentlich Mäuse-machende „Kröte“ birgt. Es ist in dem Bilde ursprünglich die „Wolkenhülle“, die so oft

1) Dazu stellt sich auch in einer bedeutsamen deutschen Märchengruppe, welche eine Fülle von Gewitterbildern enthält, der Brunnen, d. h. die Regenquelle, an deren „Versiegen“ umgekehrt eine „Kröte“ Schuld ist. Wenn das heutige Märchen sagt: „weil sie die Röhre des Brunnens verstopft“, so ist das nur eine rationalistische Deutung; ursprünglich spielte die Kröte hier die Rolle des indischen Vrtra, des himmlischen Drachens, der die Wasser dort oben zurückhielt, bis Indra ihn schlug und die Wasser wieder quollen. Daher gehört es auch zu den Aufgaben, welche der Held in dem Märchen zu lösen hat, den Brunnen wieder fliessend zu machen. — Aehnlich fasst diesen Punkt auch schon unter der angeführten Parallele mit Vrta Mannhardt, Germ. Myth. 204.

2) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, 458, vergl. Prähistorische Studien 263 die dem Gewitterkopf analogen ora Gigantum. Urspr. d. Myth., die Stellen unter Gewitterkopf im Index. Poetische Naturanschauungen I. 127 ff. und die Stellen im Index über das mythische Pferde-, Stier- und Eselshaupt

3) Im Donnergepolter schien die Versteinerung der ihm gegenüberstehenden Wesen dort oben vor sich zu gehen. Urspr. d. Myth. 85.

4) Indogerm. Volksgl. 208.

mythisch als „Sack" gefasst erscheint, in welcher der göttliche Held also oder die Hexe am Himmel dahinziehend den Fetisch zu bergen schien[1].

Und nun die Butterkröte im Fass, die zauberhafte Mehrerin der Butter?

Sie erscheint in den Sagen, in denen sie vorkommt, als dasselbe Hexen- und Gewitterthier, welches wir so eben kennen gelernt, nur erhält sie nach der Scenerie, in welcher sie auftritt, einen besonderen Charakter und spielt eine modificirte Rolle. Um dies zu begründen, muss ich auf das betreffende Gebiet, nehmlich auf die Kreise der mythischen Viehzucht und einer damit in Verbindung stehenden Art angeblicher Milchwirthschaft dort oben näher eingehen.

Im „Ursprung der Mythologie" habe ich schon verschiedentlich darauf hingewiesen, wie der Naturmensch die himmlischen Erscheinungen nach seiner Umgebung und den eigenen Lebensbezügen verschieden auffasste und dem entsprechende mythische Naturbilder sich in der Tradition neben und über einander mit der Zeit ablagerten, die z. B. bald auf den Standpunkt eines Jägers, bald eines Fischers, bald eines Hirten, bald eines Ackerbauers oder schliesslich kultivirterer Zeiten hinweisen. Die Mythologie rückt eben dem Leben der Völker nach, und während der Jäger in dem wüsten Dahinjagen der Gewitterwolken eine wilde Jagd vorüberziehend wähnte, der Fischer in dem in den himmlischen Wassern des Gewitters im Zickzack hin- und herfahrenden Blitze einen leuchtenden Fisch zu erblicken glaubte (s. oben), meinte der rinderhaltende Hirt im Brüllen des Donners das Brüllen eines himmlischen Stieres oder einer dort plötzlich sich bemerkbar machenden Rinderheerde zu vernehmen, und die Phantasie ward angeregt, von dem jedesmaligen Ausgangspunkt aus sich die anschliessenden Erscheinungen zurechtzulegen[2].

So begegnen wir auf arischem Boden aus der Zeit, wo Vieh-, namentlich Rinderzucht schon in den Vordergrund des Lebens getreten war und die Menschen eben geneigt wurden, Alles von diesem Standpunkt zu bemessen und zu fassen, einer Fülle daher stammender Vorstellungen, auf himmlische Vorgänge übertragen, so dass das Treiben dort oben zuletzt fast einer himmlischen Milchwirthschaft zu gleichen schien, in der, wie hier unten, sich fast Alles mehr oder weniger um Rinderzucht, Melken und dergl. drehte, dies auch nach gewissen Erscheinungen einen Haupttheil der Thätigkeit der himmlischen Wesen auszumachen schien. Meinte

1) Ueber den „Wolkensack" (Windbeutel) s. Poetische Naturansch. II. 2ff. und über die Winde als eine Art „Sackträger", s. weiter unten in dieser Abh.

2) Goethe hat in seinen Noten zum westöstlichen Divan in Betreff der Araber und der von ihnen namentlich vom Kameel entlehnten Tropen treffliche, äusserst schlagende Bemerkungen gemacht, auf die ich schon in der Schrift „über die Stamm- und Gründungssage Roms", Jena 1878, S. 3ff. näher eingegangen bin.

man doch auch sonst in weisslichen Wolken dort oben „Milchteiche“ und „Milchseen“, ja, wenn sie über den ganzen Himmel sich erstreckten, geradezu ein „Milchmeer“ zu erblicken, wie es z. B. in indischer Mythe, um eine Neuschöpfung der Welt zu erzielen, dann „umgequirlt“ wird[1]). Nannte doch auch in historischer Zeit der Grieche noch den bekannten „weisslichen“ Streif des Nachthimmels *γάλα οὐράνιον*, die nach der Sage die Himmelskönigin „verspritzt“ haben sollte, als sie den Herakles sich von der Brust riss, den ihr Hermes heimlich angelegt hatte, welcher Bezeichnung es entspricht, wenn ich in Scharrel in Ostfriesland dafür den Ausdruck „Molkstrahl“ hörte (Nordd. Sagen, 457). Wird doch selbst in dem Namen „Milchstrasse“, der dem lateinischen via lactea entspricht, zwar die Anschauung einer Strasse untergeschoben, aber doch immer noch das Moment der Milch beibehalten.

Der Hauptausgangspunkt der dahin schlagenden mythischen Vorstellungen war aber, wie schon ausgesprochen, das im Gewitter geglaubte Erscheinen himmlischer, im Donner brüllender Rinder. Die ältesten Mythen schlossen sich an das Verschwinden derselben im Winter und Wiederauftreten in den ersten Frühlingswettern. Die Thiere schienen in der Zwischenzeit „entführt“, „geraubt“ gewesen zu sein, wie der Raub der himmlischen Rinder bei Indern und Griechen selbst noch in einzelnen Göttermythen eine Rolle spielt und ein ähnliches Bild auch in der Odysseus-Sage noch im Schlachten der Sonnenrinder nachklingt[2]).

Im Einzelnen specialisirte sich dann aber das Bild, wenn man speciell an himmlische Kühe dachte, indem man in den schwer herabhängenden Wolken ihre Euter zu erblicken glaubte. Fasste man sonst das Entladen der Wolken als ein Fallenlassen oder namentlich Ausspeien dessen, was sie bergen[3]), so dachte der Hirt vom Standpunkt der angeblich herabhängenden Euter an eine Art Melken, an ein Drücken derselben mit dem Finger, bezw. der Hand, wie auch Ovid noch vom Südwind sagt: utque manu late pendentia nubila pressit etc. Oder wenn die Wolkenmilch dort oben von den Blitzen wie mit Ruthen gepeitscht, ja im Wirbeln des Unwetters quirlartig bewegt zu werden schien, so bot dies eine Analogie für ein primitives Buttern, in der Form, wie es noch bei Naturvölkern üblich ist und stellenweise bei uns jetzt auch noch vorkommt, in den Sagen namentlich meist überall zu Grunde liegt.

1) Urspr. d. Myth. 45 f. Milchseen kommen besonders mit mythischen Anklängen z. B. in Wallachischen Märchen von Schott, Stuttgart 1845, S. 139 und 149 vor. Aus dem Euter der Kuh Audhumbla rinnen auch vier Milchströme nach der Edda, von denen sich der Riese Ymir nährte.

2) Urspr. d. Myth. Das Kapitel von den Rindergottheiten.

3) Präh. mythol. Studien S. 444. Wie z. B. noch Gryphius von „Donner speienden“ Wolken redet, von der Aegis, d. h. der Gewitterwolke, es heisst: dass sie Regen und Feuer „ausspeit“ (vomit).

Ich habe in dem Aufsatz: „die melkenden Götter bei den Indogermanen"[1]) die Vorstellung des Melkens eingehender verfolgt und dargethan, dass das zauberhafte Melken, welches den Hexen beigelegt wird, im Ursprung dem analog ist, wie wenn die indischen Maruts, die gleichfalls Windgeister sind, wie jene, die himmlischen Euter oder die Gandharven die Apsarasen (eine Personification der Wolken) oder selbst noch Indra die himmlischen Kühe melken, weshalb letzterer auch dôhan, d. h. der melkende, oder gavâm gôpati, der Kühe Hirt, im Rigveda heisst[2]).

Kuhn hat andererseits in seinem Buche über die „Herabkunft des Feuers" näher nachgewiesen, wie daneben im Wirbeln des Unwetters in den Wolken die Erzeugung sowohl des himmlischen Feuers, als des Göttertrankes Soma, — d. h. wie ich letzteren deute, des nach der Finsterniss des Gewitters wieder sprudelnden Lichtquelles als eines Trankes der Himmlischen[3]), — als eine Art Buttern, in Analogie zu dem dabei üblichen Quirlen und Schütteln, vor sich zu gehen schien, und er zieht dabei die schon vorhin gestreifte, mit verschiedenen anderen dem Gewitter entlehnten Bildern reich ausgestattete Mythe von der Umquirlung des himmlischen Wolkenmilchmeers heran[4]), so dass nicht nur die Vorstellung einer Art Butterns im Gewitter sich als ein weit verzweigtes mythisches Element ergiebt, sondern auch der zauberhafte „Butterstock", welchen die Hexen bei ihrem Buttern angeblich benutzen und von dem weiter unten die Rede sein wird, in eine gewisse Parallele zu dem von den Indern bei den analogen Manipulationen angewandten „Pramantha" tritt.

Hiernach kann es nicht befremden, wenn sich zeigt, dass die Germanen, die in den nördlichen Strichen, welche sie besetzten, die Bereitung von Schmalz und Butter festhielten, wie es die Inder aus ritaellen Gründen thaten[5]), — während die Gräco-Italiker diese Seite der Milchwirthschaft aufgaben, da das Olivenöl, wie noch jetzt ihren Nachkommen, einen Ersatz bot, — auch das Buttern weiter in die mythischen Vorstellungskreise verflochten und so ein zauberhaftes Buttern und Melken neben dem Wettermachen u. dergl. als eine Hauptthätigkeit der Windgottheiten, der Hexen, erachteten, und die Sagen noch jetzt in fast allen Theilen Deutschlands in den verschiedensten Variationen, wie sie sich den „localen" Verhältnissen eingefügt haben, davon erzählen, so dass zur

1) In der Zeitschrift für Völkerpsychologie von Steinthal und Lazarus XIX, 66 ff.

2) Mannhardt, Germ. Mythen 3.

3) Poet. Naturan. II, 22—37. Stamm- und Gründungssage Roms 1.

4) Die Vorstellung reproducirt J. Mosen, wenn er einmal von einem „wolkenquirlend" vorüberziehenden Gewitter redet. Poet. Ansch. II, 185.

5) Die fünf guten Erzeugnisse der Kuh bestehen nach Manu in Milch, Quark, Butter, Urin und Dünger derselben, dem sogenannten pañcagavya, was einer u. A. nach dem Gesetzbuch des Yâgnavalkya trinken muss, der eine Kuh getödtet hat. s. Gubernatis, Die Thiere der indogerm. Mythol. Leipzig 1874. 33.

Wetterhexe, welche das Wetter „braut“, sich meist überall die „molkentöversche Milchdiebin und Butterhexe“ stellt.

Milch und Butter haftet immer der Hexe an. Nicht bloss dass ihr ganzes Sinnen ihrer Natur nach auf Gewinnung derselben angeblich geht, auch äusserlich stattet die Sage sie mit „Milchkübeln“ und „Butterfässern“ auf dem Kopfe aus. Wer nur das richtige Mittel, sie zu erkennen, weiss und anwendet, der kann sie z. B., heisst es, so in den ersten Sonntagen des Mai sehen, wenn sie, wie der Bauer sagt, ihren Kirchgang halten. Was nun weiter das Melken anbetrifft, so können sie, wie Wuttke, (Deutscher Volksglaube, 1869, S. 149) es zusammenfasst: „Milch aus einem Stücke Holz, einem Zaunstecken, einem Besenstiel, einem Strick, einem Nagel, einem Handtuch oder Lumpen, den sie um den Stiel einer in einen Balken geschlagenen Axt hängen, oder aus einem Tischtuch melken, das sie über einen Tisch breiten, indem sie dieselbe einem Nachbar entziehen, so dass dessen Kühe leere Euter haben (allgemein), ja auch dabei zu Tode kommen. Sie brauchen eben nur an das bestimmte Vieh zu denken oder den Namen seines Besitzers im Stillen nennen.“ Das sind alles nur bäurische Phantasiebilder für den Glauben, dass die Hexen zauberhaft, gleichsam par distance, durch irgend eine Art Gedankenmanipulation, melken können.

Aehnlich steht es mit dem Buttern. Und da mögen als Beispiel ein paar humoreske Geschichten dienen, welche an den Zauberlehrling von Goethe erinnern, oder an die bekannte Sage, wo jemand eine Hexe angeblich belauscht, als sie sich für ihre Ausfahrt nach dem Blocksberg vorbereitet, aber dann, als er es nachahmen will, bei dem Zauberspruch es zuletzt versieht, so dass es schief geht. Die Hexe hatte nehmlich gesagt (Nordd. Sagen 68):

„up un davon,
nirgends an!“

er aber sagte:

„up un davon,
alle weg an!“

und da ging es zwar auch mit ihm durch den Schornstein, aber auf der weiteren Fahrt nach dem Blocksberg prallt „er bald gegen einen Baum, bald gegen einen Felsen, dass er ganz zerschunden und zerquetscht dahin kam.“

So verdarb es nach einer Schleswig-Holsteinischen Sage ein Knecht, als er einer Hexe das zauberhafte Buttern nachahmen wollte. Sie hatte am Maimorgen den Thau von den Feldern ihrer Nachbarn gestreift und in einer Kruke gesammelt. Davon nahm sie jedesmal einen Löffel voll, wenn sie buttern wollte, und goss ihn in ein Fass, indem sie sprach: „Ut elk Hues en Läpel vull!“, womit sie den Leuten, denen die Felder gehörten, jedesmal so viel von ihrer Butter nahm. Ihr Knecht

aber musste einmal karnen. Da nahm er auch etwas von der Kruke, sagte aber, weil er es nicht richtig verstanden hatte: „Uet elk Hues en Schäpel vull!“ Da gab es aber so viel Butter, dass sie durch das ganze Haus lief und die Leute nichts damit anzufangen wussten (Müllenhoff, S. 565).

Dem entsprechen die oberpfälzischen Sagen (bei Schönwerth I, S. 369ff.), wo ein Schneider sieht, wie die Bäuerin den Rührstecken mit einer Salbe beschmiert und beim Buttern nur immer still für sich hinspricht: „Aus jedem Haus einen Löffel voll.“ Er verschafft sich von der Salbe, schmiert seinen Butterstecken damit, und wie er sagt: „Aus jedem Haus eine Schüssel voll“, da reichten die Schüsseln und Töpfe nicht zu; sie mussten die Scheffel nehmen, und da auch diese nicht langten, zu den Nachbarn gehen und Geschirr entleihen.

Zu Tegernfelde in Tirol (bei Rochholz II, 169) legt die Bäuerin unter das Fass einen Kamm, — ein gewöhnliches Zaubermittel ist dabei sonst ein rothes Tuch, ein Knäuel oder Beutel, — und murmelt bei jedem Stoss: „Us jedem Hûs en Löffel.“ Wieder ein Schneider sieht es, und nun nimmt die Sache eine andere moralische Wendung zur Abschreckung vor solchem Hexenwerk; er ahmt es treulich nach und erhält ebenso grosse Butterballen, wie die Hexe, ist aber dadurch dem Teufel verfallen, und schliesslich holt dieser den Schneider, sowie die Butterhexe!

Eigenthümlich ist besonders bei diesem Melken, wie beim Buttern, der überall hervortretende diebische Charakter der Hexen, dass sie stets den Rahm Anderen dabei „fortholen“.

Dass aber auch dieses Moment nicht etwa den Verhältnissen und der Zeit erst entstammt, wo man derartiges Zaubern auch Menschen zuschrieb, sondern dass es ursprünglich zur Natur der mythischen Hexen, d. h. der alten Winddämonen gehörte, das bestätigt neben den wunderbaren Formen, unter denen sich stets die Sache abspielt, sowohl der in den indogermanischen Mythen allgemein hervortretende diebisch-räuberische Charakter der Alles fortraffenden Wind- und Sturmgeister[1], als auch noch im Besonderen eine den Hexengeschichten in dieser Beziehung fast homogene Sagenmasse, die sich nicht bloss in der niederen Mythologie der Germanen, sondern z. B. auch bei den Finnen findet, und die in ähnlicher, wenngleich zum Theil etwas modificirter Weise, denselben Zug an anderen Winddämonen aufweist, welche nur eben mehr den Charakter von dienenden Geistern dort oben und in „irdischer“ Uebertragung von Hausgeistern hier unten angenommen haben. Der Weiterentwickelung unseres Themas halber muss ich auf diese Geisterkategorie etwas näher eingehen.

Noch bis in die neuesten Zeiten lebt nehmlich in einem grossen Theile Nord- und Mitteldeutschlands der Glaube in aller Heimlichkeit fort, dass in „schweren“, des Abends am Horizont dahinziehenden,

1) s. Poet. Naturan. II, 53.

namentlich „wetterleuchtenden" Wolken allerhand dämonische Geister ihr Wesen trieben, die in den Wolken wie in Säcken fortschleppen, was sie dem Einen fortholen und einem Anderen zutragen. Der Wind wird gleichsam dabei zu einer Art Sackträger, wie mir einmal ein Mann in Flinsberg sagte: „Wenn der Nordwind hier mit einem Wetter hereinkommt, dann kann er es meist nicht über die Berge bringen und sackt es hier aus"[1]), oder in Starkowo im Posenschen einer meinte, als ein Gewitter am Himmel stand: „Es giebt kein starkes Gewitter, die Wolke sackt das so aus." Vom mythischen Standpunkt aus schienen die betreffenden Wesen, was sie irgendwo fortschleppten, anderswohin zu tragen und abzuladen, und machten es so ähnlich, wie die Hexen, nur dass sie es nicht wie diese für sich, sondern gleichsam nur als dienstbare Geister Anderer thun, zu denen sie es angeblich bringen.

Ist gleich jetzt der Glaube allmählich immer mehr im Erlöschen begriffen, so war doch in den vierziger Jahren, als Kuhn und ich auf unseren Wanderungen den Sagen und dem Volksglauben nachgingen, die Ansicht noch ziemlich allgemein verbreitet (s. Nordd. Sagen), dass zu Zeiten des Abends in den Wolken so der Drâk (feurige Drache), Gluhschwanz, Langschwanz, Kobold, Puks u. s. w. wie ein feuriger Wèsbaum hinziehe, der den von ihm Begünstigten oder, wo er angeblich zu Hause sei, das, was der Bauer besonders schätzt: Milch, Butter, Getreide, ja auch Geld von anderen Bewohnern zutrage. Nach der Färbung des feurigen Scheins, je nachdem der Drâk blau oder roth aussehe, meinte man sogar erkennen zu können, ob es ein Getreide- oder Gelddrache sei. Er mehrte angeblich so, wie ein Hausgeist, den Reichthum der Wirthschaft, und oft bezeichnete man sogar die Häuser, wo man ihn, wie eine Sternschnuppe, durch den Schornstein habe einziehen sehen und wo die Wohlhabenheit der Besitzer nicht anders woher stammen könne, als dass sie ein solches Uriänchen, wie man es auch wohl nannte, hätten, der ihnen Alles, was sie wünschten, brächte[2]).

1) Prähist. mythologische Studien 367.

2) Schon aus dem neunten Jahrhundert haben wir ein ganz allgemein noch an das Gewitter sich anlehnendes Zeugniss für ein Analogon, speciell des „Getreidedrachens", indem nach dem Bischof Agobard († 840) das Volk glaubte, dass in einem mit Hagelschlag verbundenen Donnerwetter das niedergeschlagene Getreide von fabelhaften Luftgeistern nach einem unbestimmten Zauberlande, wo sie herkämen, in Wolkenschiffen entführt und fortgeschafft werde. J. Grimm M[2] 604 hat die betreffenden Stellen aus Agobard ausgezogen, von denen ich die charakteristische wiedergebe: I, 146 (nach Baluze's Ausgabe der Werke Agobards) sagt der Bischof: plerosque autem vidimus et audivimus tanta dementia obrutos, tanta stultitia alienatos, ut credant et dicant, quandam esse regionem, quae dicatur Magonia, ex qua naves veniant in nubibus, in quibus fruges, quae grandinibus decidunt et tempestatibus pereunt, vehantur in eandem regionem, ipsis videlicet nautis aëreis dantibus pretia tempestariis (das sind die, welche incantationibus die Wetter herbeigerufen), et accipientibus frumenta vel ceteras fruges. — Von diesem mehr ins Grosse spielenden und ein mythisches Land Magonia als Ziel der Fahrt hin-

Charakteristisch wird nun besonders für unsere Untersuchung der Milchdrache. Nach oberpfälzischer Sage erscheint er als eine grosse Schlange, am ganzen Leibe glühend und Funken sprühend. Er fliegt durch den Kintel oder Schornstein in die Häuser und säuft alle Milch aus. Wo er einfliegt, hat man nicht Butter, nicht Schmalz, nicht Milch, und die Kühe geben Blut. Denn er nimmt alles mit und speit es der Hexe auf den Heerd, welche mit ihm ein Gespiele ist. Es ist der Teufel, wie es dort heisst, der dem Einen nimmt, was er dem Andern bringt. So half in Falkenstein der Teufel einer Bäuerin beim Buttern. Sie reichte ihm immer, wie er dabei stand, die leeren Milchweindlinge mit den Worten dar: „Spey di, Jackerl, spey di.“ Und dann spie er die leeren Gefässe mit gestohlener Milch an, und die Bäuerin trug die vollen Geschirre in die Milchkammer.

Analog dem Milchdrachen ist in seinem Wesen der isländische Tilberi oder „Zuträger“. Wenn er aus fremden Ställen, in denen er den Thieren die Milch ausgesogen, „vollgeladen“ nach Hause zu seiner Hexe, die ihn ausgeschickt, kommt, so spricht er: „Der Magen ist voll, Mutter“ und speit die gestohlene Milch ins Butterfass. Bei den Finnen ist es der Para, der den Milch- und Butterreichthum des Hauses so mehrt, und wenn der Tilberi als ein Wurm gedacht wird, so erscheint jener nach Ganander meist als eine Katze. Immer bricht Thiergestalt hindurch[1].

In Schweden ist es nach freundlicher Mittheilung von Fräulein Mestorf in Kiel der sogenannte Troll- oder Milchhase, der nach Hylten Cavallius eine ähnliche Rolle spielt. Er säuft den Kühen der Nachbarn die Euter aus und läuft dann zurück zur Hexe und speit die Milch in ein Gefäss, welches jene zu dem Zweck schon bereit hält.

Ich habe die letzteren Sagen mit desshalb zusammengestellt, um an ihnen das Ausspeien als ein typisches Moment für das Entladen der dicken Wolken festzustellen, wie ich es schon oben bei der Vorstellung des Melkens derselben in Parallele gestellt habe in Bezug auf Donner, Blitz und Regen, die aus den sich öffnenden Wolken hervorbrechen, wie aus einem offenen Maule. Das Bild wird in Vogel, Russelbläder, Leipzig 1878, S. 89, reproducirt, wenn es von einem Unwetter heisst: Dor sust' de irste Windstot äwert 't Water, dat de Jacht von de Grundplanken bet in de letzte Steng an tau bäwern fung und dat Water bang tausamenbrusselt'. Un noch en Stot un noch ein drüdd, un denn halt de Storm lang ut un rohrt' lud up vör Vergnügen, dat hei sin Waut fri utlaten kunn. De Seedak (eine rauchartige Nebelmasse, wie sie namentlich auf Rügen unter diesem Namen auftritt) fel äwer dat Shipp

stellenden Naturbilde ist speciell der Korndrache, der in dem beschränkteren Kreise des Wetterleuchtens in seinem Wolkensack Getreide fortschleppt und es seinem Meister zuträgt, nur ein kleineres Pendant, zumal bäurischer Art, sonst ist die Sache dieselbe.

1) Castrén, Finnische Mythologie, Petersburg 1853, S. 164ff.

her un besewert alls as en ossiges Ungedühm sin giftig Athen, un ut sin grotes Mul kamm Lüchting, Dunner un Regen. Dass der Zug des Ausspeiens von Seiten der zutragenden Wolkendämone aus einer analogen Anschauung entlehnt und nur auf das übertragen ist, was sie angeblich zutragen, wird noch in anderer Weise dadurch bestätigt, dass sie zu Zeiten auch mit stinkendem Unrath sich entladen, wie andere Gewitterwesen, wenn ihr Hinziehen nehmlich irgendwie unterbrochen und sie „im Freien", wie es stets heisst, etwas fallen zu lassen genöthigt werden. Es reflektirt darin eine ganz rohe Vorstellung, die sich als ein angebliches Hofiren dort oben an gewisse Töne des Donners, den herabklackenden Donnerkrach und den Schwefelgeruch schloss, den man, wo eingeschlagen, wahrzunehmen glaubte, — ein mythisches Element, das ja noch z. Th. am christlichen Teufel, auf den Vieles von den alten Gewitterwesen übertragen worden, haften geblieben ist, wenn er stets mit Gestank abgeht[1]).

Wenn aber der Tilberi, der Para und auch der Milchhase von der Hexe auch in zauberhafter Weise, wie andere himmlische Fetische, z. B. die den Blitz vertretende Wünschelruthe, angeblich „gemacht" wird, obgleich namentlich der letztere immer noch daneben in den Sagen eine eigenthümliche Sonderrolle spielt[2]), so kann es nicht befremden, wenn diejenigen Thiere, in welche die Hexen nach deutscher Tradition selbst am Himmel sich zu wandeln schienen oder die als ihre Substitute galten, in entsprechender Weise an dem Milchgeschäft sich betheiligten, und während jene in ihrer Weise melkten und butterten, in den Wolken Milch und Butter herbeischleppten, bezw. ausspieen.

Auf die einzelnen bäurischen Verhältnisse durch die Tradition übertragen erscheinen die zu Grunde liegenden Naturbilder in einer gewissen Verkümmerung, wie die Ausfahrt der einzelnen Hexe dem wilden Hexensabbath gegenüber, den sie in den Gewittern auf den Höhen der Berge feiern, mehr den Charakter eines naiven Genrebildes hat.

Ich füge deshalb den vereinzelt mitgetheilten Bildern von der Milch- und Butterproduktion der Hexen, welche in dem irdischen Rahmen meist kleiner erscheinen, noch eines hinzu, das in seiner eigenthümlichen Form auch an die ursprüngliche „himmlische" Scenerie erinnert, zumal wenn man erwägt, dass es aus einer Gebirgslandschaft stammt. Denn in einer solchen rückt den zwar in den Thälern, aber immer noch hoch wohnenden

1) Präh. myth. Studien 89, 144. Urspr. d. Myth. 6, 65, 74, 78, 196—198, 225, vergl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, 1251. So heisst es auch geradezu vom Kobold, wie vom Puck, wenn er Speisen zuträgt, er „kêkt", „purrt" sie in die Schüssel, welche ihm die Hexe hinhält, ebenso wie Aehnliches in anderer Situation der Frau Harke, dem Wodan und der Frick zugeschrieben wird, s. Nordd. Sagen 191. Jahn, Pommersche Sagen 117. Urspr. d. Myth. 246.

2) Schiesst man z. B. zufällig einen Trollhasen, so ist er so stinkend wie das, was der Drâk fallen lässt, dass nicht einmal ein Hund davon frisst.

Menschen das Stück Himmel, welches sie überschauen, näher und verwächst gleichsam mit den oft wolkenumkränzten Bergesgipfeln, so dass es in mythischer Fassung nur wie eine Art Oberland erscheint, wenn man z. B. beim Schneien Redewendungen hört, wie: „da schütteln sie wieder oben ihre Betten aus", als kämen die Schneefedern aus einem Nachbardorf „dort oben" (s. Prähist. mythologische Studien 368).

In Uri heisst es nun: „Es war einst ein Weib, das man für eine Hexe hielt, weil sie von einer Kuh so viel Nidel (Rahm) machte, als andere von zwanzig Kühen. Ein Mann, begierig das Geheimniss zu erforschen, belauschte sie einmal (in der Sage heisst es natürlich „schlich sich einmal in den Stall") und sah, wie die Hexe allerhand Zeichen machte, Sprüchlein brummt und summt:

„Hei, Asteroth! flink auf und hol',
Von jeder Kuh zwei Löffel voll:
Als Hexengut und Sennenzoll."

Da schwoll der Nidel bis zum Rande des grossen Gefässes. Der Küfer horchte und schlich von dannen. Als er nach Hause kam, versuchte er es gleich ebenso, da dringt es plötzlich rauschend durch das Dach, als käme die Sintfluth. Der Rahm floss in Strömen herbei, immer höher und höher, so dass der arme Küfer bis zum Knie darin stak. Dem Ersticken nahe, hörte er von oben her die Worte: „Der thut mir's nicht mehr nach". Aber auch die Rufende sollte es nicht mehr thun; denn plötzlich entsteht ein Donnern und Blitzen, der Platz erbebt und das Haus sinkt in den Grund. (Statt seiner ragt ein weisser Block empor, ein „Ankenstock", der zu Stein geworden ist und den man noch heute zeigt. In demselben steckt die böse Nidelgrete sammt dem Küfer").

Die Sage ähnelt in ihrem Verlauf zunächst den oben beigebrachten von dem Knecht, Schneider u. s. w., der es der Hexe in irgend einer Weise nachmachen will, ihr Kern aber und die Ausführung von dem in Strömen herbeischiessenden Rahm und dem losbrechenden Gewitter, unter dem Alles im Donnerkrach schliesslich versinkt, wie sonst z. B. auch die oben im Gewitter angeblich aufgethürmte Wolkenburg oder Wolkenstadt, gemahnt noch lebendig an die im Himmel ursprünglich vor sich gehende Scenerie von der in Strömen endlos, immer gefährlicher sich entwickelnden Wolkenmilch, bis ein Gewitter dem Spuk ein Ende macht[1]). Der Knecht ist gleichsam ein zweiter Phaethon, ein zweiter Salmoneus, der es dem Helios oder dem Zeus nachmachen wollte und ein

1) Den ursprünglichen Bezug auf die himmlische Scenerie hebt auch speciell bei der erwähnten Sage schon Laistner in seinen Nebelsagen, Stuttgart, 1879, S. 182, hervor, wenn er sagt: „Die Milchfluth giebt sich aufs deutlichste als himmlische Milch zu erkennen, und es zeigt sich, dass der Milchzauber der Hexe einfach ein irdischer Reflex ihres Wetterzaubers ist; vergl. Schwartz, Urspr. der Myth. 224."

ähnliches Ende fand: denn das geht in den verschiedensten Formen durch die mythischen Naturanschauungen, dass man maasslos erscheinendes Wetter als eine ungeschickte Leistung des oben sonst sich maassvoller bekundenden Wesens ansah, wie noch jetzt der norddeutsche Bauer, wenn es z. B. so wirr durcheinander bald regnet, bald schneit, oft sagt: He (d. h. Gott) is all wedder nich to hûs, Petrus „is ant regeren", oder ich einmal in Ruppin vom Standpunkt städtischer Verhältnisse die Redensart hörte: „Unser Herrgott ist verreist, und Petrus ist spazieren gegangen, nun machen die dummen Jungen da oben, was sie wollen." (Präh. mythol. Studien 322, Anmerkung.)

Wie die letzte Sage zwischen den beiden gezeichneten Phasen der himmlischen und irdischen in der Darstellung noch schwankt, so gilt dasselbe auch von unserer havelländischen Sage und der Rolle, welche die Katze und Kröte in derselben spielt. Daneben erscheinen einzelne mythische Züge, nachdem ich die Schichten der Naturanschauungen, denen sie entstammen, klar gelegt habe, gerade in so prägnanter Form, wie ich schon oben angedeutet habe, dass eben eine gesonderte Behandlung gerechtfertigt gewesen sein dürfte.

Wenn die Katze, in welche sich die Hexe gewandelt, als Zuträgerin auftritt und z. B. wie der Drak Milch speit, so ist das gerade nichts Neues. Wenn sie aber in lebendiger Schilderung zuerst mager und fast nur Haut und Knochen war, dann aber so dick, dass sie sich kaum bewegen konnte, zurückkehrt, so erinnert dies an den isländischen Tilberi, der erst so dünn, dann aber vollgeladen zur Hexe mit den Worten: „der Magen ist vollgeladen" heimkehrt und, wie die Katze, seine Milchlast ausspeit. Wir haben darin offenbar eine typische Form, und wenn diese nach Allem ursprünglich in dem mythischen Naturbilde an die anschwellenden und immer dicker werdenden Wolken anknüpft, so kann auch der Umstand, dass die ganze Scenerie sich im Feuer vollzieht, nach den oben gezeichneten Analogien vom feurigen Drachen u. s. w. nicht befremden. Es geht auf den feurig im Wetterleuchten, im Gewitter durchfurchten Himmel. Man muss nur das Bild festhalten, dem die Katze ihre Rolle in letzterem überhaupt verdankt. Ich habe in Uebereinstimmung mit Kuhn und auch Mannhardt die Vorstellung von Katzen als im Gewitter auftretenden Wolkenthieren, namentlich zunächst im Anschluss an ihre angeblich bei der hereinbrechenden Nacht in den Blitzstrahlen leuchtenden Augen, entwickelt. Die Dimension aber, in der eine solche himmlische Katze zunächst gedacht war, ergiebt ein namentlich noch in Pommern herrschender Ausdruck: wenn ein schweres Donnergewölk am Himmel heraufkommt, so sagt man, da kommt ein gewaltiger Bullkater herauf, zu dem sich dann also nach der oben von mir gegebenen

Entwickelung für die „langsam" am Himmel heraufkommende Wetterwolke die Vorstellung einer Kröte als Analogie stellen würde. Wie beide Thiere die Hexenthiere par excellence sind, der Teufel auch noch häufig in der einen oder anderen Gestalt auftreten sollte, so sind sie auch beide dann in unseren Sagen neben einander Mehrer des himmlischen Milch-, bezw. Butterreichthums.

Ich füge in Betreff der Kröte noch einige Züge bei. Wenn in den aus dem Havellande, sowie in den zunächst aus Niedersachsen beigebrachten Sagen die Butterkröte auf dem Boden oder unter dem Butterfass sitzend als Mehrerin des Butterreichthums erschien, so erwähnen Müller und Schambach in ihren Niedersächsischen Sagen in der Anm. S. 359 noch einen Aberglauben aus Wulften, nach welchem der Teufel der Hexe eine „dicke Kröte" in den Buttertopf bringt und diese dann die Butter „ausbricht." Wenn dies natürlich mit dem erwähnten „Ausspeien" identisch ist, so lässt eine oberpfälzische Sage eine Kröte, wenn die Hexe „fett" kocht, ihr stets Schmalz in die Pfanne „spritzen", was wieder nur nach den Verhältnissen ein modificirter Ausdruck für dieselbe Vorstellung ist.

„Es war", heisst es bei Schönwerth I, S. 376, „eine Bäuerin, die immer fett kochte, und doch that sie niemals Schmalz, sondern Milch in die Pfanne. Da sagte es die Dirn dem Knecht, und dieser lauschte einmal die Bäuerin ab: er sah, wie sie Feuer machte und in die Pfanne Milch goss. Darauf kam eine Kröte, hüpfte auf die Pfanne und spritzte so lange hinein, bis die Bäuerin sagte: „Es ist genug" u. s. w.

Die mythische Bedeutung der Kröte in dem ausgeführten Sinne wird aber noch bedeutsam durch einen Gebrauch beim Buttern selbst gemehrt. Schon oben wurde bei den oberpfälzischen Sagen erwähnt, dass dem Rührstock eine zauberhafte Kraft durch Einreiben mit der Hexensalbe gegeben werde. Dazu stellt sich, wenn derselbe von einem gewissen Holze zu einer bestimmten heiligen Zeit geschnitten werden muss. Wenn man im Lauenburgischen ihn vom Kreuzdorn, in der Oberpfalz vom Wachholder und zwar zur Walpurgisnacht macht, so nimmt man in der Priegnitz, wie an einigen Stellen der Neumark, zu dem betreffenden Quirlstock den Gabelzweig einer Hasel, die ja auch als Substitut der Wünschelruthe eine grosse Rolle spielt, und schneidet in denselben — eine Kröte ein. Ich verdanke diese Notiz Herrn Prediger Handtmann in Seedorf. Zufällig stiess ich während dieser Arbeit auf die Erwähnung eines derartigen Butterstocks in seinen Märkischen Sagen, S. 85, und auf eine dahin gehende weitere Anfrage theilte mir Herr Handtmann freundlich mit, dass er, trotzdem die Sache meist sehr geheim gehalten werde, doch zufällig an verschiedenen Stellen der Neumark derartige Butterstöcke selbst gesehen und in der Priegnitz speciell einen Mann gekannt habe, der immer noch solche mit dem Krötenzeichen angefertigt und sogar unter der Hand vertrieben habe.

Ergänzt so der Gebrauch in symbolischer Weise gleichsam die Function der alten Butterkröte und will dieselbe an jedes Buttern bannen, so stellt sich zu diesem Gebrauch mit dem eingeritzten Zeichen speciell noch in gewissem Sinne, wenn man in der Schweiz, um das Verhexen der Milch zu verhindern, zwei Haselstöcke kreuzweis zusammenbindet und auf den einen die Namen: Jesus, Maria und Josef, auf den anderen die magischen Wörter: Tetragrammaton, Adonai, Otheo einschneidet, welche letzteren, Gott weiss woher, dem Volke gekommen, nach allen Analogien aber im Verein mit den ersteren wohl die Stelle alter germanischer Runenzeichen im Laufe der Zeiten vertreten haben.

Es sind vereinzelte, weit versprengte Reste alter mythischer Anschauungen, wie sie in den an die Gewitterkröte sich anschliessenden Traditionen in Nord- und Süddeutschland uns entgegengetreten sind. Charakteristisch ist besonders der Typus der Butterkröte in Sage und Gebrauch als Mehrerin des Butterreichthums der Hexen, und wie diese ursprünglich als Wetterhexen dort oben im Himmel zu suchen sind, so stellen sich zu der entwickelten Idee noch ein paar andere höchst interessante Pendants von Talismanen oder Fetischen, die, dem Wunderlande dort oben entlehnt, noch immer in der Tradition als Sagenelement fortleben. Wie nach deutscher Sage die Wünschelruthe, d. h. ursprünglich „der Blitz“, oder nach nordgermanischer „der Ring Andvarinaut“, d. h. der glänzende Regenbogen als „Ring“ gedacht, in Beziehung zu den im Gewitter angeblich heraufkommenden und in den „Blitzen“ leuchtenden Schätzen gebracht wurde und als Mehrer derselben galt[1]), so wurde diese Eigenschaft auch einem Thier, nehmlich dem Gewitterdrachen, innerhalb der dahin gehörenden Vorstellungskreise beigelegt, wie auf dem primitiveren Gebiete des Melkens und Butterns, wie wir gesehen, der Butterkröte.

Das Bild von dem das „himmlische“ Gold stets mehrenden Drachen wird uns aber in den, ursprünglich im Hintergrunde stehenden, weiten Dimensionen am anschaulichsten in der Sagenform vorgeführt, die auf Ragnar Lodbrock und die schöne Thora übertragen worden ist, indem dieselbe einen Heidewurm (lyngòmr) besessen haben sollte, den sie, als er noch klein war, in ein Kästchen und Gold unter ihn legte; mit dessen Wachsthum stets auch das Gold wuchs; der aber dann immer grösser und grösser wurde, bis ihn weder Kasten, noch Zimmer, noch Haus fasste, so dass, als es zuletzt gar unheimlich wurde, dem, der ihn erlege, die Jungfrau zur Braut und so viel Gold, als unter dem Drachen lag, zu Theil werden sollte, was dann der Sage nach dem Ragnar Lodbrock, als er den Drachen getödtet, zufiel (Grimm, Myth.[2] 654).

Die Butterkröte und der Heidewurm überhaupt, die Schätze bewachenden und Nachts (d. h. in der Gewitternacht) durch die Lüfte

1) s. meinen Aufsatz über die Wünschelruthe in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin. II.

tragenden Drachen, wie Fafnir u. s. w.[1]), sind eben nur verschiedene Bilder je nach der verschiedenen Auffassung des im Gewitter angeblich vor sich gehenden Prozesses und des in demselben auftretenden Thierdämons[2]). Entstammt das erstere Bild mehr roheren Verhältnissen, wo dem Menschen Milchwirthschaft und was sich daran schloss, als die höchste Lebensaufgabe erschien, wie sie ihn ganz erfüllte, so ist das letztere schon inmitten eines volleren Culturlebens und einer Art Heldenthums entsprossen. Und während Ueberreste jenes nur in abgelegeneren Winkeln der Welt sich noch vereinzelt erhielten, schmückte die Phantasie selbst in historischen Zeiten noch lange immer wieder die Sage von dem goldhütenden Drachen und dem Kampf des Donnerers oder Sturmeshelden mit ihm im Gewitter, gleichzeitig meist um den Besitz der himmlischen Sonnenmaid, unter den mannichfachsten Variationen und Motiven in griechischer wie deutscher Helden- und Göttersage, in localen wie nationalen Mythen, mit den lebhaftesten Farben aus.

1) Grimm, Myth.[2] 653.

2) Der Scenerie und ihrem Charakter entspricht die weitere Ausstattung. Liegt nach der herrschenden Vorstellung des Alterthums (Grimm a. a. O.) der Drache in den Wolken des Gewitters auf dem Golde und leuchtet davon, das selbst dichterisch desshalb, wie schon oben erwähnt, „wurmbett“ genannt wurde, so sitzt die Gewitterkröte, wie wir gesehen, im Teich oder Brunnen, als Butterkröte aber speciell in dem Zauberbutterfass der Hexe, oder wird als Zauberfetisch von ihr in einem Sack getragen. — Brunnen, Fass und Sack sind aber wieder nur verschiedene Auffassungen für die Regen- und Gewitterwolke. Poet. Naturan. II. 1, 15. Kuhn, Herabkommen des Feuers u. s. w. S. 213, 156.

II.

Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens.

Von

Dr. **PAUL EHRENREICH**, Berlin.

I. Die Sprache der Caraya (Goyaz).

Die Caraya (Carajá), schon seit dem vorigen Jahrhundert als wichtigstes Volk an den Ufern des mittleren Araguaya bekannt, aber erst von Castelnau genauer beschrieben, sind nach den Ergebnissen der beiden v. d. Steinen'schen Expeditionen auch am mittleren und unteren Xingu verbreitet, entziehen sich aber hier bei ihrer absolut feindlichen Haltung zur Zeit noch jeder Beobachtung.

Während meiner Thalfahrt auf dem Araguaya vom August bis Oktober 1888 konnte ich bei den hier hausenden Horden der Carayahi und Chambioa weitere ethnographische und linguistische Untersuchungen anstellen, durch die unsere seit Castelnau's Reise (1844) nicht wesentlich erweiterte Kenntniss dieses merkwürdigen Volkes neue Bereicherung erfuhr[1]).

Von der Sprache der Caraya giebt das kurze Vocabular Castelnau's (vgl. Martius, Ethn. II, 264—266), das zudem die Lautverhältnisse nur wenig berücksichtigt, eine sehr ungenügende Vorstellung. Mit Sicherheit liess sich danach dieses Idiom keiner der bisher bekannten brasilischen Sprachfamilien einordnen, doch vermuthete mein College von den Steinen auf Grund einiger Wortähnlichkeiten engere Beziehungen zu den Gês-Sprachen (Central-Brasilien S. 316).

Es waren hauptsächlich die Wörter für Zahn, Unterschenkel, Fuss, Hand (in der Zahl 5) und das Personalpräfix der 1. Person sing. *wa* — die seine Annahme zu unterstützen schienen. Indessen sind die drei letztgenannten Worte nicht beweiskräftig. Wenn in dem *wa* „Fuss" der Caraya wirklich das *p* (*q*) der Ges (Cayapo: *ipári*, Akuä: *ipa*, Suya: *woa-qaü* stecken sollte, so findet sich doch der gleiche Laut in dem völlig unverwandten Tupi. Dasselbe gilt für *wa-ϑebō* „Hand"[2]).

1) Die ethnographischen Ergebnisse dieser Reise sind mitgetheilt in den Veröffentlichungen des Königl. Museums für Völkerkunde, Band II. Heft 1 und 2. „Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens". Berlin, W. Spemann. 1891. Fol. Ferner im „Globus", Bd. 62. 1892. S. 1 ff. „Südamerikanische Stromfahrten".

2) Castelnau's Wort *wadewa jou day* ist mir nicht vorgekommen.

Auch das Präfix *wa* lässt sich nur gezwungen dem *woa* der Suya, dem *ba* oder *ma* der anderen Cayapostämme gleichsetzen, da diese nicht eigentlich Personal- oder Possessivpräfixe, sondern die absoluten Personalpronomina sind, also dem *deára* der Caraya entsprechen. Es fehlt zudem auch sonst nicht an Beispielen, dass stammesfremde Sprachen das gleiche Pronomialpräfix haben. So kommt das für die Aruakidiome so charakteristische *nu-* auch in den Chacosprachen (Mataco, Toba) vor.

Dagegen scheinen die Ausdrücke für Zahn *idzua* und Unterschenkel *i-tä* wirklich Geswörter zu sein. Ihnen reihen sich an:

Caraya:	*wa-huka* ♀	Brust	Suya:	*wakö* Cay.: *iniokat*
„	*wa-anō*	penis	„	*woa ṅü*
„	*wa-tihui*	After	„	*wa-ṅogatü*
„	*wa-koho*	Knie	„	*woa-kóu*
„	*aṅroro*	schlafen	„	*wa numogo.* Cay.: *ba-ṅoro*
„	*aṅ-bu*	Mann	Akuä:	*ambu*

Castelnau hat statt des letzten Wortes *abou*, das Martius wohl mit Unrecht mit dem *aba* des Tupi identifiziert.

Bei allen diesen Wörtern ist die Uebereinstimmung so gross, dass man eher an Entlehnung denken könnte, die bei der von den Caraya seit Alters her geübten Aufnahme Fremder (besonders Kriegsgefangener) in den Stamm nichts unwahrscheinliches hat.

Grammatikalisch lassen sich jedenfalls noch keinerlei Beziehungen zu den Ges-Idiomen nachweisen, wenigstens nicht zu dem Cayapo. Die Sprache der Akuä (Chavantes und Cherentes) ist grammatisch noch zu wenig bekannt, um Vergleichungen zuzulassen. Vor der Hand ist es daher unabweislich die Caraya von den auch in Sitte, Lebensweise und Körperbildung so sehr verschiedenen Gēs zu trennen.

Merkwürdige Anklänge finden sich dagegen mit anderen, z. Th. dem nördlichen Südamerika angehörigen Sprachen. Am auffälligsten ist das ächte Aruakwort für Mais: *mahi*, *maki*, das sich sonst in keiner Sprache des östlichen Brasiliens findet und erst bei den Aruak-Stämmen des Xingu-Quellgebiets erscheint.

Wir treffen ferner das Wort für Fluss: *bero* in geographischen Namen Columbias und Venezuelas (z. B. Rio Guaiabero), und endlich liefert die Sprache der Otomacos in den wenigen aus ihr überlieferten Wörtern ein paar auffällige Uebereinstimmungen.

Caraya:	*àaṅbu*	Mann	Otom:	*andoua*	
„	*beä*	Wasser	„	*beai*	Fluss
			Yaruro:	*beaa*	
„	*kote*, *biuwa*.	Tabak	Otom:	*gou*	

Martius stellt ausserdem *wa-até* (*wa-ti*), Unterschenkel dem *tao* des Yaruro gegenüber, ebenso *aurkeu* (*hamok*) Weib, dem *vacu* des Saliva.

Heauto, Feuer ist wiederum dem karaibischen *uapto*, *peto* ähnlich, *wariri,* Ameisenbär, gleicht völlig dem *wariri* der Bakairi.

Die weitere Verfolgung dieser nach Norden weisenden Spuren wäre von grösster Wichtigkeit, doch gehören leider die hier in Betracht kommenden Sprachen der Otomacos, Yaruro und Saliva zu den am wenigsten bekannten.

Während das Vokabular auf den verschiedenen von uns besuchten Dörfern inmitten der Leute selbst aufgenommen wurde, war für den grammatischen Theil der alte Häuptling Pedro Manco, bei S. José do Araguaya wohnhaft, der Hauptgewährsmann, einer der wenigen Caraya, der des Portugiesischen soweit mächtig ist, um überhaupt direkte Angaben machen zu können. Leider erwies er sich im Uebersetzen äusserst unbeholfen. Insbesondere war es kaum möglich, ihn zur genauen Wiederholung des einmal Gesagten zu veranlassen, was bei der auffallenden Undeutlichkeit der Sprechweise, die im Gegensatz zu den Cayapo für die Caraya charakteristisch ist, vor Allem nöthig gewesen wäre. So sind die grammatischen Notizen ziemlich fragmentarisch geblieben. Ueber viele wesentliche Punkte (namentlich auch hinsichtlich der Pronomina) herrscht desshalb noch grosse Unklarheit.

Lautlehre.

Vocale. *a ä e i o å u.* *ö ü* (selten).
ai au (ei eu).

Reducirte. *e̥ i̥ u̥*, von einander, sowie vom kurzen *ĕ*, *ö ü* nur schwer unterscheidbar; *te̥be̥* „alt", klingt oft wie *tübĕ*, *tu̥bĕ*.

o und *u* gehen oft in einander über.

ĕ am Ende stets offen fast wie *ä*.

å dumpfes offenes *o*.

ai und *au* werden diphthongisch gesprochen, während in *ei* und *eu* des *e* vorwiegt, also: *éi*, *éu*.

Consonanten.

				h			
Gutturale	*k*	—	*ṅ*	{	—	—	—
Palatale	—	—	—	*ṡ*	*d ż*	—	*y*
Dentale	*t*	*d*	*n*	*ϑ*	*z*	*r (l)*	—
Labiale	—	*b*	*m*	—	—	—	—

k und *t* sind bisweilen schwer auseinander zu halten.

ṅ ist oft von dem einfachen nasalirten Vocal kaum zu unterscheiden.

r ist Mittellaut zwischen *r* und *l*, oft stark zu letzterem neigend.

z wurde nur in dem Wort *nikē-zi* „Ei" notirt.

ż wurde deutlich in der Grusspartikel *tażĕ* gehört, kommt sonst aber nur in der Verbindung *dż* vor.

Von Consonantverbindungen kommen im Anlaut vor *kr*, *br*, im Inlaut ausserdem *mb*, *mr*, *nd*, *ndż*, *ṅb*, *ṅd*, *ṅϑ*, *ṅr*, *ṅṡ*.

Der Accent liegt meist auf der letzten Silbe des Stammworts, während die Suffixe unbetont sind. Alle Wörter sind desshalb, wo nicht anders angegeben, auf der meist kurzen Endsilbe zu betonen.

Nur am isolirten Wort lässt sich eine bestimmte Betonung festsellen. Sätze werden so eintönig und mit so geringer Lippenbewegung gesprochen, dass die letzten drei oder vier Silben oft völlig verschluckt werden.

Bei der grossen Unbestimmtheit der Laute ist die Transposition von Silben nichts seltenes.

So erscheint

inatau	wir drei,	auch in der Form	*netiau tiaui*
aïroró	schlafen	„ „ „ „	*roruä, rorom*
imañbio	vier	„ „ „ „	*inambio*
kure	alle beide	„ „ „ „	*reko, reku*

z. B. *wa-wa kure itoä* meine beiden Füsse zu Ende } Zahl 20
ina-wa reko itoä unsere beiden Füsse sind zu Ende }

Suffix *rènu, renō* erscheint auch als *nera, nere* z. B. *i-ϑeho-reno* sein Kamm, *i-heto-nere* sein Haus.

Männer- und Weibersprache.

Die merkwürdigste Erscheinung im Caraya ist das Bestehen eines besonderen Dialekts für die Weiber, eine Thatsache, die von allen bisherigen Berichterstattern übersehen, von mir leider zu spät constatirt wurde, als dass Proben in ausreichender Menge gesammelt werden konnten.

Nur wenige Worte scheinen in beiden Dialekten gänzlich verschieden zu sein, z. B.

	♂	♀
Topf	*wa-tihui*	*beϑä*
Häuptling	*isandenodo*	*hauato*
Cocosnuss	*uoe*	*hèeru*
Nase	*wa-dearo*	*wa-däañϑa*
jagen	*iramaamrákre*	*ditiüänanderi*

Doch ist hier natürlich die Moglichkeit vorhanden, dass diese Worte verschiedenene Dinge bezeichnen.

Für gewöhnlich sind die Unterschiede rein lautlich. Die Sprache der Weiber scheint ältere, volltönendere Formen bewahrt zu haben. So redet der Mann seine Tochter an mit *deē*, das Weib dieselbe mit *d*[illegible].

Am gewöhnlichsten ist die Eliminirung des in der Weibersprache häufigen *k*-Lautes im Männer-Dialekt.

Wo bei dem ♀ ein *k* im Inlaut zwischen zwei Vokalen steht, wird es im ♂ Dialekt ausgestossen, wobei beide Vokale oft verschmelzen.

♀	*wašikotä*	meine Schulter	♂	*wašiotä*	
„	*i-ko*	sein anus	„	*uo*	mein anus
„	*dešikä*	Nagel	„	*dešiä*	
„	*auokŏ*	Kamm	„	*auño*	
„	*yadokoma*	Mädchen	„	*yadôma*	
„	*wa-añϑika*	m. Oberarm	„	*wa-añϑía*	
„	*wa-ϑebokokúϑedo*	m. Zeigefinger	„	*wa-ϑebokôϑeϑo*	

k im Anlaut kann ebenfalls abgestossen werden. Das Präfix ♂ *ari* erscheint im ♀ als *kari*. ♀ *kari-rokušikrē* ich will essen, ♂ *ari-rôšikrē*. Hierauf beruht wohl auch der Wechsel der Formen in der zweiten Person der Possessiv-Präfixe (siehe dort).

dž und *ϑ* im ♂ kann im ♀ in *t* übergehen:

♂	*teϑŏna*	Fischblase	♀	*totan*	
„	*wa-idžu*	Zahn	„	*tuu*	

b im ♂ wechselt mit *h* im ♀:

♂	*waϑabē*	mein Grossvater	♀	*waϑahē*	

♂ *ϑ* mit ♀ *h*:

♂	*wa-ϑautè*	mein Nacken	♀	*i-hautè*	sein Nacken

Endlich ist zu bemerken:

♂	*mahau*	Messer	♀	*māk*

Vocabular

mit Pronomialpräfixen, soweit dieselben mit Sicherheit erkennbar sind.

	♂	♀
Zunge	*wa-darotŏ*	*torotŏ*
Mund	*wa-ru*	*ruu*
Oberlippe	*wa-idžotä*	
Unterlippe	*wa-idžetä*	
Zahn	*wa-idžu*	*tuu*
Hand	*wa-ϑebo*	
„ -fläche	*wa-ϑebō-bē*	*wa-ϑebō-kub*
„ -rücken	*wa-ϑebō-brŏ*	
„ -gelenk	*wa-ϑedätä* (vgl. Ader, Radialarterie)	
Schulter	*wa-šiotä*	*wa-šikotä*
Oberarm	*wa-añϑia*	*waañϑika*
Unterarm	*wa-ϑekorito*	
Ellbogen (siehe Ferse)	*wa-hotirarekŏ*	*i-hotirarekŏ*
Finger	*wa-ϑekoratä* (alle zusammen geschlossen)	
„ Daumen	*wa-ϑebō-yuhuϑedo*	*tiuhuϑedo*
„ Zeigefinger	*wa-ϑebō-kŏϑedō*	— *kokúϑedō*
„ Mittelfinger	*wa-ϑebo-toúϑedo*	*tokúϑedo*

		♀
Finger, vierter	*wa-ϑebo-iheóϑedo*	*rekoϑehä*
„ fünfter	*wa-ϑebo-rokō*	— *rekóϑedo*
Fuss	*wa-we*	*wa-[illegible]*
„ Sohle	*wa-waub*	*wa-wakube*
„ Ferse	*wa-warekŏ*	
Zehe	*wa-warotä*	
„ grosse	*wa-wayuhúϑedo*	*i-wayuhúϑedō*
„ zweite	*wa-wakóϑedō*	*wa-wakokúϑedo*
„ dritte	*wa-waúϑedō*	*wa-watekŏϑedō*
„ vierte	*wa-waborokóϑedō*	*wa-warekokúϑedō*
„ fünfte	*wa-warekŏ*	*irekō* ?
Oberschenkel	*wa-rutä*	*i-rutä*
Unterschenkel	*wa-ti*	*i-ti*
Körper	*wa-uma*	
Kopf	*wa-ara*	
„ Haut	*warateke*	
Schädel	*wara-tebe* (alter Kopf)	*i-rateb[illegible]*
Gehirn	*i-raonĕ*	*i-raokunè*
Kinn	(Castelnau: wadjououtai)	*dehute*
Stirn	*wa-ŏrŏ*	
Nase	*wa-däaúϑa-[illegible]*	*wa-ϑäaúϑa*
Nasenloch	*wa-dearō*	
Auge	*wa-ruä*	
„ Höhle	*i-ruadena*	
„ Lidspalte	*wa-ruäherō*	*wa-ruä-iorō*
„ Pupille	*wa-ruätĕtä*	*wa-uäro-kè*
„ Lider	*i-ruäbrateke*	
Ohrläppchen	*wanohō-tä* (das meinige)	*tohoǹ-tä* (das seinige)
Ohrloch	*tohoǹ-tä-ua* (das seinige)	*tohoǹ-tä-uokŭ* (das seinige)
Haut	*wa-teke*	*i-teke* (auch: Hemd, importirtes Tuch)
Kopfhaar	*wa-radä*	*i-radä*
Wimper	*wa-rusa*	
Brauen	*wa-ritetè*	
Bart am Kinn	*wa-dehuteiϑere*	
„ an der Lippe	*wa-ϑokuiϑere*	
Hals	*wa-ϑau*	
Nacken	*wa-ϑaute*	*i-haute*
Rücken	*wa-brä*	*i-brä*
Wirbelsäule	*wa-ϑaune*	*wa-ϑaukune*
Kehle	*wa-beϑauŏ*	*beϑauakē*
Brust	*wa-hukē*	*i-hukē*

	♂	♀
Brustwarze	*wa-hukanatä*	
weibliche Brust	*i-hukï*	*wa-hukaü (kü)*
Bauch	*wa-huä*	*i-huï*
Nabel	*wa-benö*	*i-benŏ*
Schamgegend	*wa-tera*	*i-tera*
penis	*wa-nŏ*	*ăäñbū-nŏ*, p. des Mannes
vulva	*i-tü*	*wa-atü*
podex	*wa-hatiä* (Suya: *wañogatü*)	*i-hati*
anus	*u-ŏ* oder *diŏ* (wahrscheinlich *heti-ŏ*)	*i-heti-kŏ*
Kniescheibe	*wa-mena*	*i-mena*
Kniegelenk	*wa-kohŏ* (Suya: *woakóu*)	*i-kohokŭ*
Nagel	*wa-dešiä*	*wa-dešikä*
Knochen	*wa-ti*	*i-ti*
Rippen	*wa-huisĕ*	
Fleisch	*wa-adi*	*eïϑä*
Fett	*ĕuvä*	
Speck	*išaninä*	
Athem	*deaϑañ-nauotekánere* (Verbalform)	
Blut	*hañϑabu*	
Milch	*okañϑä*	
Samen	*tonϑä*	
Speichel	*rubeïši*	
Schwanz	*to-häraro*	*wanoho-häraru* (Präf. poss.)
Flosse	*toürä*	*katura-nurä*, Fischflosse
Schnautze	*i-dōkŏ*	
Schuppe	*katura-idži*	*katura-kidži*
Leber (des Fisches)	*wa-tari*	*i-tari*
Galle	*wa-ϑoräñ*	*to-tañ*
Fischblase	*teϑōnä*	*teϑonä-ito*
Herz	*wa-hukanauŏ*	*wa-mañ-wa-bräkoti-raukŭ*
Ader	*wa-däϑetä*	
Puls	*wa-notirŭrŭ* (surrendes Geräusch)	
Eingeweide, Gedärme	*wa-wärurĕ*	*i-warurĕ*
Lunge	*wa-marekŏ*	
Stammesabzeichen (Kreis auf der Wange)	*auϑamanurĕ*	
Stempel (zur Markirung desselben)	*tešiä*	

Natur.

Wasser	*beä*	*beä*
Fluss	*berō*	

	*	:
Sonne	*tiu*	*tiu ura kakon*
„ aufgehend	*tiu d.itoroh ‧m*	
„ Mittags	*tiu tikoitä. tiu totäkeu* die Sonne ist heiss	
„ untergehend	*tiu roro* (ist todt oder schläft)	
Mond	*ahandö*	
„ abnehmend	*ahandö raturinore* (Verbum „auslöschen)	
„ voll	*ahandō inaratua kiranire*	
„ zunehmend	*ahandō roira*	
„ Finsterniss	*ahandō rōro*	
„ Neumond	*ahandö i-kura.* der Mond ist dunkel	
Morgenroth	*kotira*	
Regen	*biū*	*bikū*
Feuer	*heautö*	*hekautö*
„ anzünden	*hädä*	
Rauch	*uöö*	
glimmende Kohle	*heitautera*	
Brennholz	*hä-hä*	
Asche	*brībi*	
Russ	*adēnand[illegible]*	
Holz	*iŏ*	
Baum	*kauirö*	*kauoro*
Stein	*mána*	*mána*
„ zum Ausschneiden des Stammeszeichens	*mána rošimo*	
Erde	*roniro-nira* (die ganze Erde, die Erde ist gut?)	
Sandbank (praia)	*kenārä*	
Berg	*hauaitö*	
Wald	*bedžiŭ*	
Himmel	*biuätěkè*	*bikuätěkè*
Stern	*takina* (grosser, helleuchtender: *takina hauköi*)	
α, β Centauri	*naukiä* (Ema. Rhea americana)	
Orion	*hätedäotä* (brennende Roça)	
Pleiaden	*itěrobotŏ* (Perikittos)	
südliches Kreuz	*bârahoä* (Rochen)	
Mondflecke	*krau* (Kröte)	
Skorpionschweif	*aiitauä* (Unze)	
Tag	*tiua* (Castelnau: rayuban [illegible], morgen)	

	♂	♀
Nacht	*rŭúrere*, es wird Nacht	
kalt	*kaheri uaϑa. kaheri (kuhụrĕ) waϑari*, es ist sehr kalt	
warm	*meϑai toto kĕrĕ*, es ist warm	
gestern	*kenau*	
morgen	*rudzebū*	
heut	*uidiϑä*	
Blitz	*biu mutü*	
Wetterleuchten	*biu däϑokä*	
Donner	*biu-ra motü*	
Regenbogen	*koadzi* (Zitteraal)	
Sternschnuppe	*waši-dō* (Angel mit Köder)	
Hagel	*mana-rutä*	

Wohnung und Hausrath.

	♂	♀
Dorf (aldeia)	*mahañdū* (vielleicht Name eines best. Dorfes)	
Haus	*hetŏ*	*hetŏkū*
Grabpfahl	*itäŏ*	
Hängematte (nicht aufgehängt, sondern als Umhang oder Schlafdecke benützt (vergl. Beitr. z. Völkerkunde Brasiliens. S. 11)	*riiŏ*	*riakū*
Spindel	*äϑoñdäa*	
Faden	*aϑoñ ϑebū*	
Messer	*mahau*	*mak*
Bogen	*šuahĕtĕ*	
Sehne	*mahụga*	
Pfeil	*wĕhè*	
Lanze	*tonari*	
Flinte	*makaua*	
Schrot	*makauatä*	*makauatä-rikorĕ* (kleiner)
Baststreifen, zur Befestigung der Pfeile	*tauatä*	
Pfeilschleuder (jetzt Sportswaffe)	*kåobĭ* (vielleicht mit Pron. poss. 2. Pers.)	
Pfeil dazu	*kåura* desgl.	
Keule	*hâte* (*kâte* (m. Präf. poss. 2. p.)	
Beil	*uomă*	
Kanu	*auñŏ*	*auoko*
Ruder	*nahĕrè*	
Topf	*watihui* (dreifüssiger)	*beϑä*
Cuyenschale	*i-isa*	*isa*

	♂	♀
Korb	*mona*	
„ flaschenförmig	*dourä, moli*	
„ kahnförmig	*rari*	
„ sackförmig zum Aufhängen	*manši*	
„ grosser runder Tragkorb	*rorä*	
„ Doppelkorb zur Aufbewahrung von Schmuckfedern	*warabehà*	
„ gr. Tragkorb aus 2 Palmblättern gefl.	*ubeherä*	
„ als Sieb dienend	*wäriri*	
Augenschirm gegen die Sonne	*âodi*	
Cylinderhut aus Palmblattstreifen	*taa*	
Häkelnadel	*desi-tan*	
Nadel (der Weissen)	*tokorúrena*	
Kamm	*ìtehŏ*	
Angel	*waši*	
Apparat für den Fang des Pirarucu-Fisches	*deaurirŏ*	
Löffel	*katara*	
Schemel	*kaurišä*	
Reibholz zur Feuerentzündung	*hädä*	
Harz desgl.	*tanmarä*	
Maniokreiber	*urana*	
weisse Thonfarbe	*mararuä*	
Schambekleidung der Männer (Penisschnur)	*wa-notekairi*	
der Weiber (Bastschürze)	*i-nantŏ*	
Tanzmasken (cylindr. Kopfputz mit Federmosaik)	*gaite*	
Tanzmasken (Anzüge aus Palmblättern)	*inaudä*	
Kopfschmuck aus Federn:		
kleines Diadem	*warakureϑä*	
Federhaube	*ϑori-ϑori*	
„ m. Rosetten	*atukö*	
grosses Diadem	*aheta*	
hufeisenförmiger Kopfputz, auf dem Hinterhaupt getragen	*r(l)urina*	

	♂	♀
Zopffedern	*uṡiktamaru*	
helmartiger Kopfputz	*tateneră*	
Stirnband aus Baumwolle	*odżideϑä*	
Gürtel desgl.	*waitakaui*	
Tanzgürtel m. Rasseln aus Thevetiaschalen	*watakană*	
desgl. mit Federn	*waitoϑána*	
Armfederschmuck	*deoϑanä*	
Baumwollmanschetten (Abz. Unverheiratheter)	*deṡi*	
desgl. für die Knöchel bei Kindern	*wararu*	
Kniebänder (Unverheiratheter)	*wa-hedäobutä*	
Oberarmband aus Baumwolle mit Fransen	*wa-uŏ*	
Halsband desgl.	*wa-deṡibädoṡä*	
Ohrzierrath (Rohrstäbchen mit Federrosetten)	*ϑohoruä*	
Lippenpflöcke		
von Piuvaholz	*aniϑao*	
„ Stein (Quarz)	*manutèrè*	
„ Muschelschale	*idžä*	
Glasperlen	*iṡiura*	
Thonpuppen f. Kinder	*r(l)ikoko*	*dżiira* (besondere Art)
Kreisel	*kotauä*	
Rasselcuye	*uärŏ*	
Trompete (aus Cuyenschale)	*adżiuranè*	

Familie und Gesellschaft.

	♂	♀
Leute	*inomboho* (wir alle)	*idžŏ* (gente)
„ weisse	*tori*	
Mann, allgemein	*ăäṅbu* (Akuä: *ambū*)	*ăäṅbu*
Junggeselle	*wereriba ireriba*	*ukereba*
Ehemann	*dżoitehä*	*koitehä*
— von der Frau genannt		*warikorētebe̥*
Weib, allgemein	*hanökö(e̥)*	*hanökö(e̥)*
Ehefrau	*uϑadöϑä*	
— vom Manne genannt	*wariorèϑä*	
Sohn, als kleines Kind	*wariorē*	*warikorē*
„ , grösserer Knabe	*ϑeodiura*	*ϑikodiura*

	♂	♀
Tochter, grössere	*wirare*	
— in der Anrede des Vaters	*de*	der Mutter *deo*
Mädchen	*yadôma*	*yadokoma*
Säugling	*tohokua*	*tohokuä*
Zwillinge	*wehidžu*	
Vater	*wahe*	
Mutter	*nadi*	
Bruder, der ältere	*wánare*	
Schwester, ält. } des Mannes	*ϑerau*	
„ jüng. } des Mannes	*wahe*	
„ ält. } der Frau	*wanomau*	
„ jüng. } der Frau	*waiϑora*	
Eltern, Verwandte allgemein	*waiši*	*waiši*
Grossvater	*waiϑabe*	*waiϑahe*
Grossmutter	*nadi-ura*	*nadi-ura*
Vaterbruder	*waiϑana*	*waϑabri (?)*
„ schwester	*wahaura*	
Mutterbruder	*wanarura*	
„ schwester	*waiϑaiϑira*	
Vetter	*waiϑabeϑäre*	
Base	*nadiüre !*	
Neffe	*wara, waranŏ*	
Schwiegervater	*wara ϑebu*	
„ mutter	*wariorē ϑehai, koamarari* (? wahrsch. Name)	
„ sohn	*waratebe*	
heirathen	*onamambe* (heir. wollen	
schwanger sein	*betä*	
gebären	*ϑakuanϑä*	
Nachgeburt	*ϑaa*	
Menstruation	*tehä*	
Greis	*matokare*	
Greisin	*ϑänandu*	
Häuptling	*išandenōdŏ*	*hauatö*
Fremder, Weisser	*tōri*	
„ Neger	*tori ϑebu*	
Feuer	*kareϑe*	
Zauberarzt	*kahotebädō* (n. Spinola *hori*)	
Narbe	*wadiorarote*	
Ausschlag (sarna)	*kuidži*	
Mattigkeit (canceira)	*äϑäbroärera*	

	♂	♀
Anschwellung	*natarinere* (Verbalform?)	
Zustand d. Würgens, Erstickens	*wabetorĕhata*	
Scarifications-Instrument	*śaūra*	
Instrument zur Mundreinigung (angekohlte Rohrstücke)	*idźiuä*	

Pflanzen.

	♂	♀
Tabak	*koti*, *kotę*, *kohotĕ* (*biúwa* angebl. alterth. Wort!)	
„ Samen	*kotę atu*	
Cigarette mit Maisblatt	*mai-koti*	
Pfeife aus Jequitiba-frucht	*arikoko* (wahrscheinlich Verbalform)	
Mais	*mahi*	*maki*
Maniokwurzel, giftige	*andźiura*	
desgl. giftlose (Aipim)	*iïra*	
Maniokmehl	*kanande*	
desgl. ausgepr. (Puva)	*bĕĕrŏ*	
Maniokkuchen (Beiju)	*ibräϑeka*, *kerotu*	
Getränk aus Mais und Maniok gegohren, süss	*ibräke*	
desgl. sauer	*iuerŏ*	
Batate	*kotarutä*	
Carawurzel (Yamsw.)	*kară* (Tupiwort)	
Erbsen (importirt)	*komonärä*	
Banane	*yáta*	

Das Wort erscheint in den meisten Gēsdialekten für Batate. Dass hier kein Missverständniss vorliegt, beweist das von Castelnau notirte djata.

	♂	♀
Baumwolle	*äϑoṅară*	*äϑoṅkura*
Pfeffer	*kaśnärä*	
Mamão (Carica papaya)	*touriϑoū* (?)	
Blatt	*kararate*	
Blüthe	*karunoïreϑa*	
Wurzel	*karararuśi*	
Waimbe (Luftwurzel von Pothos)	*ϑoϑä*	
Buritipalme (Mauritia vinifera)	*atähŏ*	
Patipalme (Syagrus botryophora, liefert die Bogensehnen)	*aϑo*	
Acuripalme (Cocos schizophylla)	*auihä*	
Brejauba (Astrocaryum)	*korodźi*	
Oaguassupalme (Attalea spectabilis	*hōrĕmĕ*	
Palmnuss (kleine Cocos)	*uoŏ*	*hĕĕrŭ*

Guarirobapalme (Cocos oleracea) *härori*

Jatobabaum (Hymenaea courbaril) *künoi*

Taquararohr *wehëke*

Pfeilrohr *betaurä*

Gras *aiϑeraurä*

Zuckerrohr *maité*

Rohzucker *bidera*

Mangaba (Hancornia speciosa) *kabēri*

Piqui (Caryocar butyrosum) *aramä*, *arema*

Urucu (Bixa orellana) *uareno*

Genipapo (Genipa brasiliensis) *beϑ na*

Frucht des Jequitiba (Couratari dom. Zur Anfertigung der Tabakspfeifen) *koniete*

Frucht der Thevetia (Rasseln liefernd) *marano*

Harz der Hedwigia balsamifera (Almecegeira, Medikament) *andžiura*

Thiere.

Fisch *katora iϑatä*

Pirarucu (Sudis gigas) *bedoϑekä*

Cari (Panzerwels) *runä*

Rochen *bere hoä*

Piabussu (Piabuca argentina) *abušiura*

Piratinga (Characinus) *bädo*

Pintado (Platystoma) *džanä*. *arätŭ*

Piranha (Serrasalmo) schwarze Art *riri*, röthliche Art *džuëta*

Pirarara (Phractocephalus) *doori*. *dōrä*

Trahira (Macrodon) *haoï*

Matrincham *mauriuä*

Papaterra *kanahake*

Pacu (Myletes) *ariwa*

Avoadeira *dadžuä*

andere Fischnamen sind: *aiϑaman*. *mrikotä*. *beϑirä*.

Kröte *kräu*

Frosch *waritata*

Eidechse *toäre köko*

Leguan *kuurä*

Schlange (giftige) *ämoňϑäϑa*

„ Spilotes *wetürüba*

Riesenschlange (Eunectes) *eräi*

Landschildkröte *kotobüna*

Flussschildkröte (Tracaja) *kete*

Alligator, grosse Art *kabrōrŏ*

„ kleine „ *karära*

Vogel. Gattungswort scheint zu fehlen, genannt wurde *nauakiriāra*

Japu (Cassicus) gr. *amburuϑäne*

„ kl. *amburuiϑa*

Haushuhn *nike*

Haus-Ei *nike-zi*

Jacu (Penelope) grosse Art *oharä*

„ „ kleine „ *kunte*

Mutum (Crax) *kurite*

Papagei *ndurä*. *ϑerobotŏ*

Ararara, rother *daidorä*

„ blauer *beϑä*

Ente *äϑekanake*

„ (Mareco) *poňarāra*

Kahnschnabel *wairehä*

Eisvogel *karä*

Taube *bedaňä*

Raubvogel, grosser (Harpyia) *kuráre*

Caracara, kleiner (Catharthes) *ĭĭra*

Falk, kleiner *iräne*

Urubu (Aasgeier) *nääre*

„ rothschnäbeliger *näăradžä*

„ Königsgeier *nararäϑa*

Reiher *dōko*

Eule, grosse *kaudžurukū* (azoukoulé Castelnau)

Bigua (Podiceps) *onk*

Hirsch (C. campestris) *arai*

„ (C. rufus) *manat a*

Hirsch (C. paludosus) *brarä*
„ weiblich *budai*
Hund *ikoroϑa*
Jaguar *aiϑauä* ♀ *aiϑokua*
Ameisenbär gr. *wariri* (Bakairi: *wariri*)
kl. *uririne*
Fischotter *diurä*
Tapir *kaoñri*
Hauskatze *aruerä*
Affe *k(a)raãbi*
Brüllaffe *ăăϑa*
Capivary *kŭuä*
Gürtelthier (Dasypus gigas) *bino-bino*
„ kleine Art *āha*
Fledermaus *tourähä*
Termite *tiudakodä*
Termitenhügel *däŏ*
Ameise, kl. Art *koϑābārè*
Ameise, gr. Art (Sauva, Carregadeira) *waϑä*
Moskito *āhä*
Cicade *uäromaϑakä*
Biene *badi*
„ Bora *haoñri*
„ Bujuhy *kohäbeϑi*
Wachs *tobarä*
Honig *beϑäwŭ*
Wespe *kohābre*
Schmetterling *kaiñohŏ*
Spinne *baorŏ*
„ -Gewebe *eauϑemanä*
Zecke *kohāre*
Laus *tabōrŏ*
Floh *ikoroϑa tabōrŏ* (Hundelaus)
Sandfloh *kohānu*
Schnecke (Muschel) Gehäuse *dubarä*
„ Thier *iridŏ*

Adjectiva.

gut *itotori. uitĕ itotori* sehr gut
aiuire es ist gut (esta bom)
schön *auiture*
schlecht *aibina*
krank *benā manoirere* (Verbalform mit *bena* = Nabel. Castelnau giebt bena moraré)
bitter *i-χorä*
sauer *watokana totokánere* (Verbalform)
süss *i-bräke*
lustig *arudžuĕna*
alt *i-tabŭ. i-tobä*
jung *i-tomonatühere. iiore*
ikoroϑa i-ior. ein junger Hund
faul *nehorušérere. tehunére.* sie sind sehr faul
te-horušérere re-hä. er ist sehr faul (*hä* ist affirmativum).
lang *i-rahè*
kurz *i-tōko*
gross *i-rariè*
klein *i-oϑatŏ*
blind *i-ruä tŏ*
faul *tohoñ-tē tŏ*
stumm *i-rubehä-kŏ*
schwarz *i-take-ϑebŏ. take* ist angeblich machen (fazer), also schwarz gefärbt, weiss gefärbt u. s. w.
weiss *i-take-dorä. i-ura. i-take-ura*
gelb *tañrä*
roth *i-iϑŏ. i-take-iϑŏ*
grün, blau *i-uitira*

Verba

(mit Prä- und Suffixen).

essen	*roši*	*roku-i*
	1. sgl. *ari-roši-krē* ich will essen. komme, um zu essen	
	kate-rošitere was assest du?	
trinken	*arioñ* 1. sgl.	
	beä-m-arioñ-k(r)ē ich will (muss) Wasser trinken	
kochen	*añahärane.* 3. pl.	*härä*
waschen	*arohoïne* 1. sgl.	
rauchen	*kotę unyaritõ. ari-tokrē* ich will rauchen	
husten	*wāto* (*na-wato-nera* der Husten, wahrscheinlich = sie husten)	
niesen	*hatiši*	
jucken	*watokid:utä*	
weinen	*ro-bú-rere*	*i-bero*
singen	*ar-auiuma*	
tanzen	*ro-ϑi-rere. ra-ϑá-rere*	*i-ϑá-rere.* 3. pers. sing.
schlafen	*añ-rōrē-krē*	
schnarchen	*ra-oron-róm-re*	
athmen	*ra-äϑäná-rere*	
sprechen	*i-robeϑire* 3. sgl. (Castelnau: iroubetira)	
	na-rubä-rere 3. pl. (*-tǎu*, leise sprechen)	
leben	*wahάre* ich bin lebendig	
	iañre urebuderiϑõ er lebt noch?	
suchen, nachfragen	*añhebeϑä iañre*	*aϑoñbehä*
seufzen	*na-kohiti náñrĕrĕ* 3. pl.	
hinken	*nahōro*	
fallen	*näšäre*	
schwimmen	*bobuná*	
fischen	*na-naši-ne* 3. pl.	
concumbere	*ar-auhuēni* 1. sgl.	
cacare	*ari-ku-iñ* 1. sgl.	
	ari-kukrē ich will k.	*kari-kokrē* 1. sing.
pedere	*añϑerá*	
urinare	*ari-ϑu-iñ*	*kari-ϑu-krē* 1. sing.
speien	*rubēsi*	
schlagen	*behätän*	
schneiden	*rikoh re*	
tödten	*idzo-bäre bona.* Leute tödten (matar gente)	
	a-nike bäre bona ein Huhn tödten	
jagen, suchen	*iramäñrākrē*	*ditiü-nunnire*

	♂	♀
schreien	*nu-rũ-rere* 3. pl.	
sterben	*rōrō*	
braten	*kobiū*	
Feuer machen	*heautŏ rekŏ* (wahrsch.: es ist kein Feuer!)	
stinken	*i-râre* 3. p. s.	
riechen	*tana r ri*	
wiederhallen	*na-eϑäo-ϑäinamrè*	
verschlucken (intr.)	*i-betoradžinure* 3. sg. er verschluckt sich	
ertrinken	*beä adžō rōrō* im Wasser sterben	
dickwerden	*ra-däno-tĕhĕ*	
mager werden	*oriϑärañ-i* 1. sing.	
sich setzen	*aronaine* 1. sgl. raahan bei Castelnau ist: aufstehen)	
aufstehen	*rañhirere*	
	m-añhi kē steh' auf!	
	berabē m-añhi steh' schnell auf! (levanta de pressa)	
laufen	*ar-eakrē* 1 sgl.	
fliehen	*na-hänamháre-krē*. (Castelnau: haihai)	
kommen	*anakrē*	
geben	*tamañbeon*	
bringen, wegtragen	*ari-wikrē* 1. sgl.	
springen	*kroišän*	
schwimmen	*reko-wúne* (Castelnau: adobou, s. tauchen)	
tauchen	*bereháti* (Castelnau: bera-tibu)	
rudern	*mena-nahere-na*	
Wasser heissmachen	*beä tóto kēn*	
schnupfen	*aϑerorihare*	

Diverse Partikeln, Redensarten.

Gruss an die Gesammtheit:

bei der Ankunft *taši* oder *tažē* (gew. mit „Adeus" wiedergegeben).

beim Abschied *ararine*

an den Einzelnen *kai behē* du bist es

Antwort: *deara*, ich bin es.

Negationspartikeln:

dahare nein, ich will nicht

kŏ, koñ nicht. *añrorō koñ ϑä krē* ich will hier nicht schlafen.

idžo-ko-re es ist Niemand (Nichts) da?

Affirmativa:

hä (einfaches ja), *yoho-hä* ja, er kommt heraus.

endē ja ich will

kiä i so ist es, *kiáki abunoheϑä* so heisst es.

no-äri hier ist es.

tobadeitä so that ich. Auf die Frage: „thatest du so?“

Interjectionen:

kŭŭĭ lass das!

dšonimbiaurão warte!

berabé schnell!

manáka komme her!

bedu-i setze dich hierher!

ereboϑä schweige!

yoŭkon bis hierher, es ist zu Ende (von Raum und Zeit)

itoä dies ist alles, zu Ende (von der Zahl)

itoä-ra dies ist alles. (Uebersetzt: acabou mas ainda tem, es ist zu Ende, es ist aber noch ein wenig da).

itoä-m-ramdeure alles ist zu Ende, es ist nichts mehr da.

Pronomina Fragepartikeln Zahlausdrücke Adverbia	siehe Grammatik.

Geographisches.

Araguayafluss	*berō haka* (nach Moraes Jardim: Berocan = Rio grande)
Rio Crixas	*hašikirō berō*
Rio Cristallino	*mañriuä-berō* (Fluss der Matrincham-Fischer)
Rio das Mortes	*inä-berō* (Fluss in Fussform)
Rio Tapirapé	*mana-berō* (Fluss der Felsen)
Cayapoindianer	*kayabus*. Die Silbe *bus*, wahrscheinlich altes Gēswort, findet sich in den Namen der Gēsstämme der *Akobūs*, *Temembūs* u. s. w.
Tapirapéindianer	*uohū*
natürl. Flusskanal (furo)	*berō beau*
Lagune	*aňho*
Stromschnelle	*aorä* — *berä kökerere* (Verb.?)

Besprechungen.

Schurz: Die Speiseverbote. Virchow und Wattenbach, Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge. Hamburg. 1893.

Eine wohldurchdachte Abhandlung, die sich auf der Basis solcher Sachkenntniss bewegt, wie für ethnologische Untersuchung in Voraussetzung gestellt werden muss.

Daneben jedoch macht sich zugleich jenes kuriose Missverständniss geltend, das hinsichtlich des Völkergedankens und seiner Auffassungsweise seit Kurzem mehrfach zum Aussprechen gekommen ist.

Da der Verfasser die Controverse, nach seiner Auffassung derselben, hingestellt hat, wird es sich der Mühe lohnen, derselben bei hier gebotener Gelegenheit näher zu treten, um, statt in Wortfechterei zu streiten, an einem konkreten Falle die Meinungsverschiedenheiten zu erproben.

Für Zwecke des Völkergedankens soll zunächst das Verwandte gruppenweise zusammengestellt werden, wie der Verfasser richtig bemerkt, nicht freilich ohne Zweck, wobei „wir auf diesem Wege nicht weiter kommen“, wie es heisst, sondern als eigentlicher und voller Zweck. Aus solch' objektiver Nebeneinanderstellung haben die einwohnenden Gesetze jetzt selbst sich zu proklamiren, ihren eigenen Aussagen nach für naturwissenschaftliche Betrachtungsweise. Statt in der Kühnheit metaphysischen Schwunges die Welt zu konstruiren, die Natur zu belehren, wollen wir gegentheils von ihr lernen in sokratischer Hebeammenkunst, die, damals an einem Diener erprobt, jetzt auf das zur Anwendung kommt, was in Dienstschaft gezogen werden soll, bei Bemeisterung der Natur durch ihre eigenen Kräfte. Die Frage nach dem Wie? hat ihre eigene Beantwortung zu erhalten aus dem Was (dem im Vorhanden-Gegebenen). Das logische Rechnen setzt aus von der Eins, nicht der äussersten letzten, quo magis cogitari non potest, in Subtraktion deduktiver Vergangenheit, sondern von der elementar einfach-letzten im addirenden Aufbau der Induktion eines „naturwissenschaftlichen Zeitalters“, das auch für die Psychologie zur Geltung kommen muss.

Als lange Jahre hindurch in saurer Schiebkarrenarbeit Bausteine herbeigeschleppt wurden, hat mancher Kritiker über solch sonderbare Schwärmerei bedenklich, oder auch ärgerlichst, den Kopf geschüttelt und temporäres Ausruhen angerathen im Aufschlagen leichter Pavillons, in Zeltbedachung oder sonst anmuthigen Lusthäusern, zumal Baumaterial wahrlich genug vorhanden war, ein embarras de richesses gradezu. Da es aber einen substantiellen Bau, eine Kathedrale galt, durfte keine Unterbrechung eintreten, jedenfalls nicht eher, als bis statistische Uebersicht hergestellt war für die Fundamentirung, wie sie jetzt seit letztem Decennium sich begründet hat auf den Elementargedanken, und mit solchem Instrumente wird sich nun auch allmählich die fernere Ausschmückung und Ausarbeitung vornehmen lassen.

Mit frischen Kräften willkommenerweise hinzutretende Mitarbeiter haben manches hier und da bereits in provisorischer Ordnung angetroffen, und jedenfalls lag massenhaft aufgehäuftes Material vor, ein fetter Bissen für die Dialektik, da die bisher aus kulturhistorischen Zweigen für Stoffbenutzung gesogene Ernährung spärlicher zu rinnen beginnt (wenn nicht bereits dem Vertrocknen nahe), und so naht die Verführung, auf altbeliebten, aber theilweise ausgefahrenen Bahnen jetzt fröhlich wieder ans Erklären zu gehen. Quod non! im strengst und ernstest einzulegenden Protest. Das wäre den neuen Wein in alte Schläuche füllen. Im Gegentheil ist hier die Scheidungslinie streng zu ziehen zwischen Induction und Deduction, da im frühzeitigen Zwischenfahren beider Methoden sie sich unter einander zu verwirren und wechselsweis zu annulliren haben, wogegen sie, wenn an den richtigen Kreuzungspunkten zusammentreffend, in gegenseitiger Controle, weil einer

doppelten, die richtigste Gewähr für die Zuverlässigkeit der Schlussfolgerungen [illegible] werden.

Indem wir uns, wie bereits anderweitig bemerkt, einem bisher von der Deduction behandelten Problem jetzt auf inductivem Wege annähern, muss zeitweis Alles auf den Kopf gestellt erscheinen: was bisher von vorne, wird jetzt von der Rückseite angeschaut, oder umgekehrt. Aber der eine Standpunkt ist ebenso wichtig und [illegible] richtig (bei richtiger Einhaltung), wie der andere, und beide ergänzen sich dann zum Ganzen, [illegible] die rationellen Verhältnisswerthe für die Vergleichung gewonnen sind. Dass im [illegible] der Denkprocess bei jeder einzelnen Thesis, die gestellt ist, Induction und Deduction gleichzeitig zur Verwendung bringt, ist psychologisch [illegible] selbstverständlich. Was über die Gegensätzlichkeit von Deduction und Induction gesagt wird, [illegible] im Grossen und Ganzen auf die charakteristische Physiognomie zweier Zeitalter, von denen das eine auf den für die jedesmalige Volksgeschichte weltgeschichtlich gezogenen Horizont hingewiesen war, das andere seinen Umblick über die Gesammtoberfläche des Globus erweitert hat und nun aus objectiver Betrachtung nicht nur in zahlreichster Menge [illegible] zu den im heimischen Kreise gewonnenen Paradigmen vor sich sieht, sondern in manchem derselben auch auf embryologische Vorveranlagungen des Völkerlebens gelangt, dem solche, wenn in Culturentfaltung zum Auswachsen gekommen, vorher unzugänglich bleiben mussten.

So gilt es zunächst ein rein objectives Inventar des Völkergedankens, d. h. der Elementargedanken in ihren ethnischen Wandlungen unter geographischen [illegible], oder vielmehr unter geographisch-historischen, um einem anderen Missverständniss vorzubeugen, welches polemisch untergelaufen ist betreffs eines vermeintlichen Conflikts zwischen Völkergedanken und „Völkerbeziehungen“. Es handelt sich hier um durchaus [illegible] heterogene Dinge in der Ethnographie, wie sie früher als Hülfswissenschaft zur Geographie und Geschichte gefasst war, und in der Ethnologie (wenn ein solcher Namensunterschied für die Bezeichnung festgehalten wird), oder einer allgemeinen Ethnologie mit Parallelisirung zur Phyto-Physiologie in allgemeiner Botanik (neben specieller, als descriptiver, für die Systematik).

Der Völkergedanke spiegelt zunächst allerdings die geographischen Umgebungsverhältnisse, aber ausserdem auch alles dasjenige, was durch historische Einflüsse hinzugekommen sein könnte und also auf den geschichtlich dem Globus [illegible] Wegen auf seinen Ursprung hinaus zu verfolgen wäre. Die Differenz liegt einzig in der Fragestellungsweise: dass wir nehmlich nicht mehr, nach einer in der Kulturgeschichte völlig gerechtfertigten Angewöhnung, die Frage über etwaige Entlehnung als primäre stellen, sondern auf unserem naturwissenschaftlichen Standpunkt in secundäre Stellung zurückschieben und sie erst dann zulassen, nachdem vorher das dem allgemein gleichartig durchgehenden Elementargedanken Zugehörige eliminirt ist, sofern sodann ein noch [illegible] Rest übrig bleibt.

Die vorliegende Abhandlung bildet ein bequemes Probestück, um [illegible] experimentell zur Anwendung zu bringen, wobei freilich von der Einladung, zu einer Vertiefung in den diluvialen und tertiären Menschen (S. 18) zu folgen, um Entschuldigung zu bitten ist, da wir, ehe in die Unterschichtungen des Erdbodens hinabsteigend, vorläufig noch genug zu thun haben werden, um in denjenigen Klarheit zu schaffen, was auf der Oberfläche der Erde (in deutlicher Sehweite) vor den Augen liegt.

Indem der Verfasser nach dem primären Grunde der Speiseverbote sucht, [illegible] zunächst auf die Empfindung des Ekels (S. 16), der allerdings eine bedeutsame [illegible] wohl von ihm nachgewiesene Rolle zugetheilt werden muss in [illegible] schildernden Gemälde, das zur Entzifferung gewählt ist. Dann werden [illegible] Reinheit und Unreinheit, die jedenfalls oft durchgehend mitsprechen, in Betracht [illegible] (S. 24). Gesichtspunkte aufgestellt über [illegible]. — weiter [illegible] Beispiele aus Aurora hinzugekommen sind im „Leben für das Kind“ — [illegible] Tabuismus und dergleichen mehr.

Alles das, obwohl manchmal bereits eine gefährliche Grenze [illegible] streitend, ist im Uebrigen ganz annehmbar, unter den in nüchterner [illegible] erlegten Beschränkungen: aber der eigentliche Kern der Frage [illegible].

Auf demjenigen naturwissenschaftlichen Standpunkt, dem sich die vorläufige Hypothese des Völkergedankens empfehlenswerth gezeigt hat, handelt es sich zunächst um die Elementargedanken als so weit gültige Grundelemente oder Grundorgane, nennen wir es Atome im Anorganischen oder Zelle in der Biologie, also vielleicht „Elementargedanken" in der Psychologie des *ζῶον πολιτικόν*: ein Grundelement, mit welchem sich als unzerstörbarem operiren lässt, das überall zu Grunde liegen muss und das auch, wenn in Entfaltung höheren Wachsthumsprocesses unkenntlich geworden, darin vorauszusetzen wäre als für die Analyse nachweisbar.

Dieser Elementargedanke, wie jeder andere, taucht aus dunkel verhülltem Urgrund empor, aus einem unsichtbaren *Ἀΐδης* oder Hades, aus dem alle Dinge in die Gestaltung getreten vorläufig entgegenzunehmen sind, ehe bei späterer Ausbildung eines Infinitesimalcalcüls in naturwissenschaftlicher Psychologie dem logischen Rechnen das Wagniss zustehen dürfte, an Ursprungsfragen zu rühren. Solches Urproduct des Denkens ist stets an sich bekleidet mit der Hülle (oder der Einhüllung) der Religiosität, nicht etwa einer (theologischen) Religion nota bene (unter den Wortverschiebungen mit Cult und Mythologie, der *ποιηταὶ ἀρχαῖοι* und *θεολόγοι*), eines jener „idola fori", das in der „Geschichte der Irrthümer" all den Wirrwarr angestiftet hat, der oft genug zur Besprechung gekommen ist (und hier mit solchem Hinweis erledigt zu gelten hätte).

Wer, mit der Gesammtmasse der ethnischen Beweisstücke vor sich, in den primitiven Gedankengang sich versenkt, wird überall auf die aus psychischen Entwicklungsgesetzen durchweg nachweisbare Vorstellung stossen, dass die ganze Natur belebt sei, nicht zwar erklärlicher Weise in philosophischen Sätzen, wodurch in spätester Blüthezeit klassischer Gedankenarbeit die Definition des *αὐτοζῶον* zusammengezimmert werden mochte, sondern mit instinktmässig die Keimanlagen der *λόγοι σπερματικοί* durchgährenden Regungen. Das Wie und Warum solcher Vorstellung ist mehrfach bereits zum Thema einer Erörterung gemacht, und kann von umständlicher Wiederholung um so eher abgesehen werden, als sie aus psychologischen Entwicklungsgesetzen als nothwendig bedingt liegt (schon in dem Bereich sinnlicher Perception).

Indem also jedem Dinge sein „Einsitzer" innewohnt, dem es eignet, kann der Niessbrauch nur unter Sühnungen gestattet sein nach dem unter den Vorbedingungen socialer Existenz durchwaltenden Rechtsgefühl, und da nun bei der aus Zwang zum Lebensunterhalt erforderten Benutzung die Enthaltung keine allgemeine sein darf, beschränkt sie sich auf stellvertretenden Ausgleich, mit Fortführung auf den Totem (oder Kobong) des Einzelnen (neben dem des im Stamme repräsentirten Individuums als Gesellschaftswesen), unter Aufliegen übernommener Verpflichtungen in Gelübden, als Mokisso u. dgl. m., mit all den religiös gefärbten Weiterverzweigungen (in Verbindung mit dem Nagual, Tendi oder anderem *μυσταγωγός τοῦ βιοῦ*, in einer zu *φόβος θεοῦ* aufklärenden Deisidaimonie) aus Uthlanga (und anderen Quellen).

Bis dahin lässt sich dieser Elementargedanke unter seinen ethnischen Wandlungen ohne Schwierigkeit verfolgen, solange das Geistesleben im Wildzustande stagnirt.

Wenn nun mit frisch angeregter Thätigkeit die dadurch gesteigerte Sensualität Lust- und Unlustgefühle in Mitleidenschaft zu ziehen beginnt, haben idiosyncrasische Stimmungslaunen durchschlagend aufzutreffen, — im Ekel, durch Beugung vor der Autorität dominirender Persönlichkeiten, beim Schreck vor fremdartig entgegentretenden Objecten, oder aus mancherlei anderen Ursachen, (wie von dem Verfasser in den secundären und tertiären Motiven berührt) —, und dann weitet sich das Reich der Möglichkeiten rasch zu solcher Unabsehbarkeit aus, dass von allgemein durchgehenden Gesetzen vorläufig noch keine Rede sein kann, sondern die minutiös ins Detail eingehenden Specialstudien den einzelnen Fachwissenschaften überlassen bleiben müssten, um vorerst in jedesmalig zugehörigem Umkreise die Entstehung aus Sitte und Brauch genauest zu begründen. Alle diese Studien stehen gegenwärtig im ersten Beginn und wenn sie nach jahrzehntlicher oder jahrhundertlicher Pflege im Stande sein werden, sicher konstatirte Thatsachen zur Verfügung zu stellen, dann mögen die so gelieferten Materialien wiederum in vergleichende Behandlung genommen werden, um für die naturwissenschaftliche Psychologie erweiterte Anschauungen hinzuzugewinnen, mit derart ächt erprobter Zuverlässigkeit, wie sie von der Induction fü ihre Arbeiten verlangt sind, ehe von Gesetzlichkeiten zu reden Berechtigung gewährt ist

Ausserdem darf bei ethnologischen Generalisationen nicht ausser Acht gelassen werden, dass auf den Uebergangsstufen, welche die Evolution durchläuft von den Elementargedanken an, diese wiederum in Kreuzungen sich berühren unter einander und mit einander.

Neben dem den Speisegeboten unterliegenden Elementargedanken entspringen aus einem anderen die in Antipathie und Sympathie (similia similibus und contraria contrariis) verwirklichten Manifestationen, die das weit-wüste Feld der Magie und Zauberei durchwühlen in meist widerlich verknäueltem Wust und die auf verschiedentlichen Stufen gerade sich mit Speisegeboten, wie vom Verfasser angemerkt, associiren können, obwohl diese dann in solch accessorischer Zuthat nur zur Beobachtung zu gelangen hätten (für das gestellte Thema). Dass sich über das Fasten zum Beispiel (in seinem Zusammenhange mit der Askese) nicht mit einem Paar Worten absprechen lässt, ergiebt sich am schlagendsten daraus, dass trotz all der gelehrten Folianten, die über den Gebrauch in unserer eigenen Religion zusammengeschrieben sind, das erste Wort noch zu sprechen wäre für die charakteristische Physiognomie des vorliegenden Specialfalles, von apostolischen Zeiten an, und Polemiken der Apologeten (unter Erweiterung der Quadragesima durch Telesphorus), im Anschluss an den jüdischen Kalender und dortige Entlehnungen wiederum, unter Mitbetheiligung des Vieh's (zu Jonas' Zeit u.s.w. Hier steht keinem Unberufenen zu hineinzureden: in all solch ähnlichen Fällen bleibt die Ethnologie noch auf mechanisch-objective Sammelthätigkeit verwiesen in zuwartender Stellung auf das, was aus autoritativen Aussagen der Fachdisciplinen früher oder später geliefert werden möchte. Wenn das Tabuiren Speisegebote einbegreift, sind vorher die socialen Einrichtungen auseinanderzulegen, wogegen Anderes auf deutlich umschriebene Elementargedanken zurückgeführt werden kann, was mit polynesischem Tabu neben seinen indonesischen Aequivalenten im Pomali, Pali oder Badjea, Sihe und Anschliessendes im ethnologischen Forschungsbereich jetzt bereits hineinfällt.

Und so, da in buntester Vielfachheit noch die Aufgaben gehäuft stehen, die ihrer Lösung harren, bedarf es der Arbeitstheilung zunächst für gemeinsames Zusammenarbeiten auf den Forschungsfeldern der Ethnologie mehr noch, als auf jedem andern, weil sie nun eben zu weitestem Umfang sich ausdehnen über die gesammte Erdoberfläche und sämmtliche Entwicklungsphasen der Menschheitsgeschichte hindurch, bis auslaufend in die Ideale höchster Cultur (vom tiefsten Untergrund des Wildzustandes an). A. B.

A. Bastian. Controversen in der Ethnologie.

I. Die geographischen Provinzen in ihren culturgeschichtlichen Berührungspunkten. 108 S. 8vo. Berlin (Weidmann'sche Buchhandlung) 1893.

Die naturwissenschaftliche Methode, welche erfolgreich die früher übliche deductive Richtung aus der Mineralogie, Botanik und Zoologie verdrängt hat, vermochte in den letzten Jahrzehnten auch die Anthropologie und Ethnologie zu erobern. Jetzt tritt ihr eine neue Aufgabe entgegen. Sie muss sich auch der Psychologie zu bemächtigen suchen, und die Anfänge für dieses Unternehmen sind bereits als gelungen zu bezeichnen. Reiches Material für solche Arbeit ist bereits zusammengebracht und wenn man auch nicht aufhören soll, immer neuen Stoff einzuheimsen, so ist der zur Zeit vorhandene doch schon genügend, um sich muthig an das Werk zu machen. Stets muss man dabei das Ziel im Auge behalten, aus den Elementargedanken der wilden Stämme allmählich den „Gesellschaftsgedanken" festzustellen. Um zu einer „naturwissenschaftlichen Psychologie" zu gelangen, ist dies der vorgeschriebene Weg. Wie aber in der Botanik und Zoologie und vor Allem in der Anthropologie die Erforschung der geographischen Provinzen nothwendig ist, so manifestirt sich auch die Gesetzmässigkeit in der Psychologie, welche die Naturwissenschaft zu erforschen hat, als wesentlich beeinflusst durch die geographische Provinz. Hier stehen wir allerdings erst im Anfange unseres Wissens, wie die siderischen, die meteorologischen, die geologischen Verhältnisse eines Gebietes bestimmend auf die organischen Formen einwirken, und hier bleibt noch viel zu thun übrig, bis wir die nöthigen Kenntnisse besitzen werden für die Verwerthung der Lehre von den geographischen Provinzen im Interesse einer naturwissenschaftlichen Psychologie. Erweitert sich hier aber entsprechend unsere Erfahrung, „dann würden sich schliesslich vielleicht auch Anhaltspunkte gewinnen

lassen, um die für den physischen Habitus geltenden Folgereihen auf physico-psychischer Brücke fortzuführen bis auf rein psychisches Gebiet und weiter in den Bereich der Gesellschaftsgedanken hinein. Es würde dann betreffs der Culturschöpfungen in der Vorstellungswelt eine directe Verknüpfung gegeben sein mit kosmischen Ursächlichkeiten, welche für den terrestrischen Bestand als vorausliegend zu präsumiren, bei den klimatischen Aenderungen der Atmosphäre in Einzelheiten sich als verfolgbar erwiesen und damit vielleicht dem logischen Rechnen Aussicht eröffnen, an dem Leitungsfaden der Inductionsmethode sich in seinen kosmologischen Antinomien besser zurechtzufinden, als dies deductiv bisher gelungen ist, so lange das Nach, und also das Spätere, im Anfang vorausgenommen war, durch eine auf den Kopf gestellte Metaphysik, die den Hausbau mit dem Dache begann. „Wo immer eine naturwissenschaftliche Phalanx ihr Banner aufgepflanzt hat, ihre Methode zur Verwendung zu bringen sich befähigt fand, konnte der Sieg nicht ausbleiben. Und deutlich genug steht es geschrieben in den Zeichen und Vorzeichen eines naturwissenschaftlichen Zeitalters, dass für Abrundung einheitlicher Weltanschauung auch die Psychologie sich anzureihen habe an die Reihe der Naturwissenschaften, der unbesiegten und unbesiegbaren. Und wenn das geschehen, dann ist der Tag unser."

II. Sociale Unterlagen für rechtliche Institutionen. 55 Seiten, 8vo. Berlin (Weidmann'sche Buchhandlung). 1894.

An der Hand der inductiven Methode entrollt der Verfasser hier ein Bild von der Entwickelung der Horde und des Volkes, sowie von derjenigen der verschiedenen Formen der Ehe, wie sie in mehr oder weniger weiter Ausdehnung oder in engumschlossenen, zerstreuten Gebieten auf unserem Erdballe sich finden. Dann folgt eine Schilderung, wie die besitzenden Klassen, wie der Priesterstand und wie die Aristokratie und das Königthum sich bildete. Aus allen diesen Thatsachen geht hervor, dass bei dem Menschen als Gesellschaftswesen „das Skeletgerüst rechtlicher Institutionen auf den niedersten Stufen ebenso vorhanden sein muss, wie auf denen höchster Cultur, unter verschiedener Weite, den Graden und Rangordnungen der Entwickelungsstufen entsprechend, je nach den geographischen Umgebungsverhältnissen variirend und unter den Phasen geschichtlicher Constellationen typisch gefärbt, in buntester Vielheit der Verschiedenheiten, aber durchzogen von einheitlichem Gesetz."

III. Ueber Fetische und Zugehöriges.

Der innere Zusammenhang primitivster religiöser Anschauungen mit den complicirtesten Systemen der Culturvölker wird hier auseinandergesetzt. Der von dem Verfasser eifrig gepflegten naturwissenschaftlichen Methode in der Psychologie ist auf diese Weise ein neues, höchst ergiebiges Feld erobert worden. „Als psychische Schöpfungen bieten sich die Völkergedanken dem Studium, um gleich den physischen in ihr Geäder auseinandergelegt zu werden. Der Zielpunkt der Forschung fällt in die Aufzeigung der innerlich geltenden Gesetzlichkeiten, die im Psychischen der Psyche (und Psychologie) congenialer zugänglich sind, dann indess der Denkthätigkeit Anhaltspunkte gewähren werden zu den analogen Weiter- oder Rückschlüssen vom Physischen auf das Psychische (im Psycho-Physischen), innerhalb geistiger Atmosphäre der Gesellschaftswesenheit. Der Wildstamm liegt vergrübelt in sich selbst, ein Herz und eine Seele mit seiner eigenen Seele, die ihn in Banden engster Religiosität umfangen hält. Je mehr der durch schöpferische Denkthätigkeit ausgeweitete Horizont mit mythologisch-poetischen Bildern sich zu schmücken beginnt, desto mehr wird auf sie hinübertragen, was aus dunklen Gefühlen innerlich gährte in Traumesnacht, um es beim Tageslicht deutlicher anzuschauen, und jetzt wird es darum sich handeln, solche Symbole richtig zu lesen, um sie in scharfen Begriffen zu verstehen kraft logischen Rechnens. Was wir im Menschen der Geschichtsvölker kennen, ist nur ein in Fetzen abgerissener Bruchtheil aus dem organisch an sich lebendigen Ganzen der Menschheit, denn nicht in den Grenzen des Orbis terrarum klassischer Weltgeschichte ist der Mensch umschlossen und einbegriffen, sondern er, der Mensch des Durchschnittsmaasses, wohnt in der Breite und Weite über fünf Erdtheile hin, wie sich beim Umkreisen derselben ergeben hat seit dem Entdeckungsalter. Für die psychischen Wachsthums-

processe der Elementargedanken wird sich dem Studium der Wildstämme demgemäss eine schwieriger complicirte Aufgabe weitsichtigster Tragweite anzuschliessen haben, da der Culturvölker nehmlich, in deren geschichtlichem Verlauf die eigentlich hier gestellten Probleme ihrer Lösung entgegenzuführen wären, nachdem die in Ansammlung begriffenen Materialien als für vorläufigen Beginn ausreichend zu betrachten sein dürften. In solcher Hinsicht findet sich die Ethnologie auf bedachtsamste Vorsicht hingewiesen, damit keine der gebotenen Cautelen vernachlässigt werde, um brauchbare Bausteine zu liefern für die geschichtlicher Behandlung angehörenden Einzelfälle, die bei den betreffenden Fachwissenschaften unter sachkundige Hut gestellt sind. Allerdings wird die Geschichtswissenschaft ihr Terrain bedeutsamst zu erweitern haben über klassische Grenzen hinaus."

Max Bartels.

Adolf Bastian. Vorgeschichtliche Schöpfungslieder in ihren ethnischen Elementargedanken. Ein Vortrag mit ergänzenden Zusätzen und Erläuterungen. Mit zwei Tafeln. Berlin (Emil Felber) 1893. 146 Seiten. 8vo.

Einem glücklichen Zufalle ist es zu danken, dass aus dem Geistesleben der Polynesier, welches nun schon seit einer Reihe von Jahrzehnten immer mehr und mehr von europäischen Anschauungen durchsetzt und überwuchert wird, ein kleiner Bruchtheil sich für unsere Kenntniss noch hat retten lassen. Der König Kalakaua von Hawaii bewahrte ein Manuscript, in welchem sich die traditionell im Volke lebende heilige Sage sorgfältig aufgezeichnet fand. Herr Bastian durfte davon Einsicht nehmen. Sir George Grey und dessen Secretär J. White vermochten neues Material zusammenzutragen. Dazu gesellten sich einschlägige Angaben von Moerenhout über Tahiti, von Taylor über Neu-Seeland, von Gill über die Hervey-Inseln und von Turner, Powell und Anderen über Samoa. Wir ersehen hieraus mit grösster Ueberraschung, dass diese zum Theil auf so niederer Culturstufe stehenden Völker ein reich ausgestattetes und nach den einzelnen Bezirken etwas abweichendes System eines Schöpfungsmythus besitzen, welcher eine strenge Aufeinanderfolge gesonderter Schöpfungsperioden erkennen lässt.

Aus Nichts ist unsere Welt erschaffen. Anders aber ist das bei den Polynesiern, bei denen nicht das Nichts, sondern das Noch nicht den Urzustand bildete. Aus ihm geht eine Folge von Nächten hervor, allmählich lichter werdend und je zwei in einer Gruppe sich gegenüberstehend. Es sind der bodenlose Abgrund und die schwarz-dunkle Nacht, die verschlossene und die weitgebreitete Nacht, das undurchdringliche und das blauschwarze Dunkel, die tiefblaue und die schwarz-sinkende Nacht, die hocherhabene und die blau-sinkende Nacht, die dorthin und die hierherschwebende Nacht, die 40 000 Nächte und die 4000 Nächte, bis endlich dann das Licht erscheint. Stets scheint von den parallelen Nächten die eine das männliche, die andere das weibliche Princip zu vertreten, und in ihnen vollziehen sich nun die Schöpfungen und zwar entstehen stets in der einen die Wesen des Landes und in der benachbarten diejenigen des Wassers, wie der Verfasser das bereits in seinem Werke „Die heilige Sage der Polynesier" (Leipzig 1881) ausgeführt hat. Zuerst aus der Nacht wird das Männliche und das Weibliche geboren und gleichzeitig durch eine Art von Generatio aequivoca die Würmer und die niederen Seethiere. Dann beginnt die geschlechtliche Zeugung und Tange, Algen und Schlammgewächse gehen daraus hervor. Auf ihren Würzelchen häuft sich der Schlamm, wodurch das Land mehr und mehr gehoben wird. In der nächsten Schöpfungsperiode folgen die Kräuter und mit ihnen die Insecten; Vögel verschiedener Art, die Luft durcheilend, und Fische, die Seepflanzen umspielend, bringt die folgende Periode hervor. Darauf wachsen die Bäume hervor, und die Eidechsenarten einerseits und die Schildkröten andererseits werden aus den betreffenden Nächten geboren. Gleichzeitig schwimmt der Walfisch heran, gleichsam anderswo entstanden. Den Beschluss der thierischen Schöpfung machen die Schweine und die Mäuse und Tummler, d. h. die einzigen Säugethiere, von denen die Kanaken Kenntniss besassen. Dann endlich heisst es: „Geboren der Mensch" und damit schwindet das Dunkel und das Licht entsteht, „fortdauerndes Licht".

Aber noch Einiges geht der Schöpfung des Menschen voran: es entstehen der Wille, die Hörbilder und eine Anzahl menschlicher Fähigkeiten, welche der Mensch schon fertig

vorfinden muss, wenn er in das Dasein treten soll. Eine reiche Fülle von Vergleichen mit den Schöpfungstheorien anderer Völker und der verschiedenen Philosophenschulen drängt sich naturgemäss gleichsam von selber auf, und alle diese Parallelen sind von dem Verfasser, wie wir es bei ihm gewohnt sind, im allerreichsten Maasse gezogen worden. Die dem Werke beigegebenen Tafeln erleichtern nicht unerheblich das Verständniss dieser so complicirten Verhältnisse. Max Bartels.

M. Lehmann-Filhés. Proben isländischer Lyrik, verdeutscht von —. 54 Seiten. kl. 8vo. Berlin, Meyer und Müller. 1894.

Die durch ihre Uebersetzung der isländischen Volkssagen Jón Arnasson's in den Kreisen der Anthropologen wohlbekannte Verfasserin giebt hier eine kleine Auswahl der modernen Lyrik Islands mit kurzen biographischen Mittheilungen über deren Dichter Dem Anthropologen werden diese Proben nicht ohne Interesse sein, da sie die Schwermuth der Empfindung und die Besonderheit des Denkens, wie sie den Isländern eigen sind, in deutlicher Weise wiederspiegeln. Die Verse sind wohlklingend und lesen sich angenehm. Max Bartels.

Raimund Friedrich Kaindl. Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Mit 30 Abbildungen im Text und einer Farbendrucktafel. 130 Seiten. Gross 8vo. Wien, Alfred Hölder. 1894.

Die Huzulen wohnen an den nordöstlichen Abhängen des karpathischen Waldgebirges, und ihre Wohnsitze vertheilen sich auf die österreichischen Provinzen Galizien und die Bukowina. Sie werden officiell, aber mit Unrecht, zu den Rutenen gerechnet. Drei slavische, ebenfalls mit dem, jedoch nicht volksthümlichen, Gesammtnamen Rutenen bezeichnete Volksstämme sind ihnen angrenzend. Es sind im Westen die Boiken, deren Sitze um Skole und Turka liegen, am Nord- und Ostfusse des Gebirges die Russnaken, und am Kamme der Karpathen zum Südabhange zu die Werchowiner. Im Süden endlich stossen sie im Thale der Suczawa, und ferner an der Moldawa und Bistritz mit den Rumänen zusammen. Der Name Huzule ist jungen Datums; ursprünglich scheint er ein Schimpfwort gewesen zu sein, und auch jetzt noch wird er bisweilen so aufgefasst, obgleich sich ein grosser Theil der Leute selbst so nennt. Allerdings bezeichnen sie sich zunächst gewöhnlich als Chrestiany (Christen), als Hirski oder Werchowency (Gebirgsbewohner), oder als Russki Ludy (rutenische Leute). In Bezug auf ihren Ursprung hat man zahlreiche Hypothesen aufgestellt. „Abgesehen von völlig unsinnigen Ansichten glaubte man in den Huzulen slavisirte Reste der Skythen oder der Gothen, der Kumanen und Mongolen erblicken zu können. Eine andere Meinung ging dahin, dass die Huzulen aus Rumänen und Rutenen bestünden, und schliesslich hält man sie auch geradezu für ein „Mischvolk“, das aus den verschiedenartigsten Elementen in jüngerer Zeit hervorgegangen sei.“ „Die Hauptsache bleibt es schliesslich, dass die Huzulen in Sprache, Sitte und Volksüberlieferung bis auf gewisse Eigenthümlichkeiten, die freilich nicht unterschätzt werden dürfen, Slaven sind und ihren slavischen Nachbarn gleichen.“ Der Verfasser hat theils nach eigenen Untersuchungen, theils nach ungedruckten Berichten im Lande Angesessener ein ausführliches Bild von dem Wesen dieses Volkes entworfen. Wir verfolgen dasselbe vom Mutterleibe an bis über das Grab hinaus in den Capiteln: das Kind; Bursch und Mädchen; Werbung und Hochzeit; Mann und Weib und der Tod und die Leichenfeier. Die socialen Verhältnisse werden geschildert in den Abschnitten: das Dorf und die Behörden; Rechtsanschauungen; Haus und Hof; die Familie; Lebensweise; Nahrung und Kleidung und Beschäftigung. Ihre Geistessphäre, ihr Denken und Glauben u. s. w. wird uns vorgeführt in den Capiteln: religiöse Anschauungen und Festkalender; Kosmogonie, Himmelskörper und Naturerscheinungen und das Weltende; Thiere und Pflanzen; Teufel, Gespenster, Zauberei, Heilkunst, und

endlich in dem Capitel Volksdichtung, in welchem im Urtext und in der Uebersetzung Proben von Liedern, von Räthseln und von sprüchwörtlichen Redensarten gegeben werden. Die Abbildungen, welche Haus- und Hofanlagen und Erzeugnisse des Hausgewerbes betreffen, sind nach des Verfassers Skizzen gefertigt. 20 Darstellungen von Volkstypen, von jedem Geschlechte 10, welche uns gleichzeitig auch die Volkstrachten vorführen, sind nach den Aufnahmen des Photographen J. Dutkiewicz in Kolomea hergestellt. Die Farbentafel führt 10 Stickmuster vor, welche an den Hemden zur Anwendung kommen. Das Buch ist angenehm lesbar geschrieben und in Bezug auf Druck und Papier gut ausgestattet. Der Verleger hat der Unsitte des Vordatirens nicht widerstehen können.

Max Bartels.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (vierte) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen. Heft I. 144 Seiten. 8vo. Berlin. Emil Felber. 1893.

Diese, auf 6 Hefte für den Jahrgang berechnete, neue Zeitschrift will ein wissenschaftliches Centralorgan werden für die verschiedenen Gebiete der gesammten Culturgeschichte. Wer aber die Culturgeschichte als eine Summe der Literaturgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Kunstgeschichte, der Religionsgeschichte, der Philosophiegeschichte u. s. w. auffasst, der trifft nach des Herausgebers Meinung nicht das Richtige. Er will darunter die Lebensgeschichte, zunächst eines bestimmten Volkes, und in letzter Linie der Menschheit verstanden wissen. Sie soll die Entwickelung eines Volkes verstehen lehren in ihrem ganzen Verlaufe, in ihrer ganzen sittlichen und geistigen Eigenart und in ihrer Wirkung, und sie muss eine bestimmte Zeit in ihren maassgebenden Zügen vollständig vor Augen führen können. Den Anfang macht ein Aufsatz von Karl Lamprecht: Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter. Ed. Gothein handelt von Thomas Campanella, einem Dichterphilosophen der italienischen Renaissance. Der Herausgeber bringt sechzehn deutsche Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter und Wilhelm Liebenam giebt die erste Hälfte einer Abhandlung „aus dem Vereinswesen im römischen Reiche." „Mittheilungen und Notizen" und „Besprechungen" bilden den Schluss des vorliegenden Heftes. Die gute Ausstattung und der angenehme Druck verdienen gebührend anerkannt zu werden.

Max Bartels.

C. G. Büttner. Lieder und Geschichten der Suaheli, übersetzt und eingeleitet von —. XVI und 202 S. 8vo. Berlin. Emil Felber. 1894.

Das vorliegende Werk des leider inzwischen der Influenza erlegenen Verfassers bildet den dritten Band von des eifrigen Verlegers „Beiträgen zur Volks- und Völkerkunde", deren beide erste Bände auf Seite 102 und 103 des vorigen Jahrganges besprochen worden sind. Der Uebersetzer schildert zuerst, wie er in den Besitz der Originale gelangt ist, und wie es ihm allmählich möglich wurde, das mit arabischen Buchstaben geschriebene Suaheli zu lesen und zu verstehen. Wie wichtig ein solches Verständniss für die in unseren ostafrikanischen Schutzgebieten lebenden Deutschen ist, das bedarf kaum einer besonderen Erörterung, und hier sei gleich auf den Abschnitt über die Sitten der Sansibarleute hingewiesen, wo von der Feder eines Suaheli geschildert wird, was sich schickt und was sich nicht schickt und wie sich ein wohlerzogener Mensch zu benehmen habe. Die Gedichte und Geschichten, welche zum Theil wahrscheinlich schon sehr alt sind, gewähren ein lehrreiches Bild von den Lebensgewohnheiten und der Denkweise der Suaheli. Ganz besonders möchten wir aber die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Lebensbeschreibung des Lektors am orientalischen Seminar, des Scheich Amur bin Nasur il Omeiri lenken, eine Selbstbiographie, welche einen tiefen Einblick in die Landessitten gestattet, und dessen Schilderung von Berlin und demjenigen, was er in dieser Stadt erlebt und gesehen hat, in weiten Kreisen lebhaftes Interesse erwecken wird.

Max Bartels.

Balfour. The Evolution of decorative art. London, 1893.

Auf Studien in „General Pitt River's Collection in Oxford“ begründet und der wissenschaftlichen Bedeutung derselben würdig. A. B.

Milloué, de. Le Bouddhisme, Paris, 1893.

Der Conservator des Musée Guimet giebt hier eine den Schätzen dieses reichen Institutes entnommene Darstellung, durch eine Vorrede Prof. Regnaud's eingeleitet. A. B.

Peralta. Apuntes para un libro sobre los Aborigenes de Costa Rica. Madrid.

Ein willkommener Beitrag von bester Autorität, auf Anlass der columbischen Ausstellung in Madrid veröffentlicht. A. B.

Restrepo. Ensayo etnografico y arqueologico de la Provincia de los Quimbayas. Bogota, 1892.

Im Anschluss an den wunderbaren Goldschatz („tesoro de Calarcá oder „tesoro sacerdotal“), der dort vor wenigen Jahren durch Ansiedler aus Antioquia entdeckt wurde. A. B.

Dargun. Mutterrecht und Vaterrecht (Studien zum ältesten Familienrecht, I, 1). Leipzig, 1892.

Im Anschluss an die frühere Arbeit des Verfassers (Mutterrecht und Raubehe, 1883), auf dem speciell germanistischen Arbeitsfeld, — und so hatte die zweite Hälfte mit dem Titel: „Mutterrecht und Vaterrecht bei den Germanen“ erscheinen sollen, wenn dieser verdienstvollen Mitarbeit eine längere Dauer beschieden gewesen wäre. A. B.

Wlislocki, von. Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren. Münster i. W., 1893.

Dies, unter den „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte“, als achter Band derselben, erschienene Werk, ist im Uebrigen für seine Entstehung, einbegriffen in dem neuerdings erfolgreich geweckten Interesse an Ethnologie in Ungarn, unter dem erhabenen Protectorat des Erzherzogs Joseph.

„Erst in jüngster Zeit, als durch die Bemühungen des Herrn Prof. Anton Hermann die ungarische ethnologische Gesellschaft in Budapest 1890 ins Leben gerufen wurde, befasste man sich ohne gelehrte und dichterische Phantasie und ohne nationalen Eigendünkel mit magyarischem Volksglauben und Volksbrauch, neue Bausteine für die Volkskunde aus der Religionswissenschaft zu liefern, und ist bedacht, das zerstreute Material für künftige Forscher zusammenzutragen“ (S. 10).

Da für solchen Zweck die Thätigkeit des Verfassers gewonnen werden konnte, standen dem entsprechende Resultate in Aussicht, und wie von seinen übrigen Arbeitsfeldern, hat er auch auf dem jetzt in das Bereich gezogenen eine reiche Ernte heimgebracht zur Unterlage anknüpfender Studien. A. B.

Deutsch-Ost-Afrika. Band I. Franz Stuhlmann. Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894. Geographische Verlagsbuchhandlung von Dietrich Reimer (Hoefer & Vohsen). gr. 8. 901 S. mit 2 Karten. 2 Portraits, 32 Vollbildern und 275 Textabbildungen.

Es ist ein stolzes, gross angelegtes Werk, dessen erster Band uns hier entgegentritt. Reiche Beihülfen des Kaisers und des Auswärtigen Amtes haben es ermöglicht, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, wie es in gleicher Ausdehnung bisher weder für Africa, noch für unser Colonialgebiet geplant worden war. Dem ersten Bande, den Herr Stuhlmann in ungewöhnlicher Schnelligkeit und Vollständigkeit hergestellt hat, sollen andere folgen, welche die Anthropologie, die Ethnologie, die Fauna und Flora, endlich die Geologie Deutsch-Ostafricas und der Nachbargebiete behandeln. Ist es auch etwas früh, dass eine so grosse Arbeit vorgenommen wird, und wird voraussichtlich jedes neue Jahr eine Fülle neuer Aufschlüsse und damit einen reichen Zuwachs von Erfahrungen und wohl auch die Nothwendigkeit zahlreicher Correkturen bringen, so darf doch zuversichtlich erwartet werden, dass eine wissenschaftliche Durcharbeitung des bis jetzt gesammelten Materials auch späteren Forschern einen willkommenen Rahmen für die Einreihung ihrer Beobachtungen bieten wird.

Der vorliegende erste Band besteht aus zwei Theilen. Der erste (S. 1—373) schildert die letzte Reise Emin Pascha's von Bagomoyo zum Runssoro. Der zweite beschreibt die weitere Reise in den Urwald und in die südwestlichen Gebiete bis zu dem Augenblicke, wo sich Dr. Stuhlmann auf bestimmten Befehl seines Chefs von ihm trennen und die Rückreise antreten musste.

Beide Theile enthalten werthvolle Original-Mittheilungen des Paschas, die er in Ruhepausen diktirte, insbesondere über die Ereignisse in der Aequatorial-Provinz nach dem Abmarsche Stanley's (S. 332) und die Verhandlungen mit den zurückgebliebenen Sudanesen (S. 358), ferner über den merkwürdigen Stamm der A-lūr (S. 492) und über Land und Leute in Latuka (S. 774). Mit einer rührenden Pietät hat Dr. Stuhlmann Alles gesammelt, was geeignet war, ein Bild von der Begabung und der Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes zu geben, dem er sich vertrauensvoll angeschlossen hatte. Wenn dies nicht überall gelungen ist, wenn namentlich die Dunkelheit über den inneren Entwickelungsgang und über die weiteren Absichten des Paschas nicht aufgehellt ist, so trifft sicherlich den Berichterstatter kein Vorwurf desshalb.

Dieser erzählt mit einer solchen Frische und Natürlichkeit, dass niemand auf den Verdacht kommen wird, er habe etwas, was er wusste, verschweigen wollen. Man empfindet dankbar, dass der Bericht so bald nach der Rückkehr in die Heimath geschrieben ist, dass die Erinnerung an das Erlebte und Geschene noch in aller Ursprünglichkeit in ihm lebte. Und darum liest sich das Buch trotz seines Umfanges leicht und das Interesse des Lesers bleibt dem Erzähler durch allen Wechsel der Scenerie treu. Freilich wollen wir nicht verschweigen, dass die mechanischen Schwierigkeiten, welche ein so starker und grosser Band dem Leser bereitet, nicht zu unterschätzen sind, und es mag hier der Wunsch ausgesprochen werden, dass für das grössere, nicht streng wissenschaftliche Publikum ein kleinerer Auszug in mehr handlicher Gestalt hergestellt werden möchte. Solche Bücher von mittlerer Stärke sind es, welche namentlich in England eine für uns geradezu riesig erscheinde Schaar von Lesern zu fesseln wissen, und welche daher auch ein starkes Mittel des Anreizes, sich mit exotischen Fragen zu beschäftigen, darstellen.

Wer jedoch die äusserlichen, in der That nur mechanischen Schwierigkeiten nicht scheut oder sie zu überwinden versteht, dem kann ein Genuss in Aussicht gestellt werden, wie ihn ein kleinerer Auszug nicht zu bieten vermöchte. Die Ausführlichkeit des Verf. hat gar nichts Ermüdendes. Er ist selbst ein zu guter Naturkenner und Naturforscher, um seine Leser nicht mit unklaren und gleichgültigen Schilderungen zu behelligen. Er weiss die Pflanzen, die Thiere, die Menschen nicht nur mit ihren rechten Namen zu nennen, sondern er hat auch die glückliche Befähigung, sie zu anschaulichen Bildern zu gruppiren, welche uns vergessen machen, dass wir nicht selbst Beschauer gewesen sind. Er hat überdies zahlreiche Photographien und Skizzen heimgebracht, die er selbst aufgenommen hat und

die daher den unschätzbaren Vorzug wahrer Authenticität besitzen: nach denselben sind die Tafeln und Textbilder des Werkes in grosser Zahl und guter Ausführung hergestellt worden, was die Auffassung der charakteristischen Formen ungemein erleichtert.

Für die Leser unserer Zeitschrift wird es einen besonderen Werth haben, wenn wir hervorheben, dass gerade für die ethnologische Betrachtung die Angaben des Verf. einen besonderen Werth haben. Er führt uns keinen Volksstamm vor, ohne die physischen und socialen Eigenthümlichkeiten desselben, nicht selten mit einem specialistischen Geschick in der Betrachtung auch geringerer Merkmale, darzulegen und dessen Beziehungen zu den Nachbarstämmen nach Kräften aufzuhellen. Er ist dabei bescheiden genug, statt dogmatischer Lösungen oft nur genetische Fragen aufzuwerfen. Wer einmal in das verwirrende Gewühl der immer neuen Völkerverschiebungen, von denen ganz Ostafrica seit Jahrhunderten, wahrscheinlich seit Jahrtausenden betroffen gewesen ist, einen Blick geworfen hat, der wird es verstehen, wie der naturwissenschaftlich geschulte Beobachter nur zaghaft an eine Ordnung der Verwandtschaftsverhältnisse dieser vielen Einzelstämme herantritt. Aber wir wollen auch nicht verschweigen, dass Dr. Stuhlmann wenigstens in einigen Hauptpunkten der afrikanischen Ethnogamie eine feste Stellung einnimmt: er betrachtet die Pygmäen als wahre Autochthonen und er bringt, auch hier mit Hülfe von Emin Pascha, neue und überzeugende Beweise für jene grosse Völkerwanderung, die sich längs des Nils von Norden her bis tief nach Ostafrica hinuntergeschoben hat und die durch eine, freilich vielfach unterbrochene Kette von Stämmen gleicher Sprache sich von den Schilluk bis zu den Massai verfolgen lässt.

Der Inhalt des Buches ist übrigens so reich an wichtigen Angaben, dass es ausserhalb der Möglichkeiten einer blossen Besprechung liegt, darauf weiter einzugehen. Unsere Aufgabe ist gelöst, wenn es uns gelingt, die Aufmerksamkeit auch grösserer Leserkreise zu erregen. Wir haben nur noch dem weit gewanderten Reisenden und der unternehmenden Verlagsbuchhandlung unseren warmen Dank auszusprechen für die schöne Gabe, welche sie der deutschen Literatur eingefügt haben. Rud. Virchow.

Sievers, Amerika. Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln. Bibliographisches Institut, 1894.

Dieses, mit dem bei den vorausgegangenen Bänden bereits bewährten Geschick des Herausgebers abgefasste Werk ist für Süd- und Mittelamerica durch ihn selbst bearbeitet, während Nordamerica mit Mexico durch Dr. Deckert, das arktische Gebiet Nordamericas und Grönland durch Dr. Kükenthal übernommen ist, so durch eine fachkundige Hand in jedem der beiden Fälle. Da nach der Gesammtanlage dieser Veröffentlichung die Absicht, wie auch in der Vorrede ausgesprochen, darauf gerichtet war, von der neuen Welt Uebersichtliches zu liefern, hat das Alterthum selbstverständlich zurückzutreten, und um so mehr in America, wo es durch einen jähen Bruch sich abgetrennt findet und somit ausserhalb der fortan leitenden Gesichtspunkte gestellt bleibt. Sofern es indess nicht vermieden werden konnte, im Capitel 5 einen Rückblick den alten Culturvölkern zu widmen, erscheint die Erwähnung S. 250—255 als allzu spärlich (noch dürftiger auf S. 499). Vielleicht liesse sich eine kurze Schilderung dieser für die menschliche Culturgeschichte bedeutungsvollen Vergangenheit in einem Anhange beifügen, wenn die nächste Auflage erscheint, die einem so brauchbaren Buche voraussichtlich bald beschieden sein wird. A. Bastian.

III.

Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens.

(Fortsetzung von S. 37.)

Von

Dr. PAUL EHRENREICH, Berlin.

I. Die Sprache der Caraya (Goyaz).

Schluss.

III. Grammatik.

Substantivum.

Die Kategorie des Genus scheint zu fehlen.

Numerus. Der Plural wird im Bedarfsfalle durch qualitative Beiwörter, wie *ibotu* „alle“, ausgedrückt: z. B. *ϑebo ibotu itoä*, alle Finger sind zu Ende = 10. Den Dual bezeichnet man durch *kure*, beide.

Casus. Der Genitivus wird durch die Stellung angedeutet. Das Bestimmende geht dem zu bestimmenden voran:

ikoroϑa taborö	der Floh des Hundes
wa-ra teke	die Haut meines Kopfes
uaṅbū nō	das Glied des Mannes
katura nurä	die Flosse des Fisches

Der Objectscasus steht vor dem Verbum:

idžō berebóna	Leute tödten
anika berebóna	ein Huhn schlachten
wĕhĕ ariwi	ich bringe einen Pfeil.

Adjectivum.

Wahre Adjectiva als Attribute scheinen zu fehlen. Die meisten als Adjectiva notirten Wörter sind mit dem Possesiv-Präfix *i* der dritten Person, bezw. dem Präfix des Verbums verbunden, also substantivische oder verbale Ausdrück (Prädikate).

i-tabu	alt, sein Altsein, er ist alt
i-rah	lang
i-tōko	kurz
i-take-doï	weiss, er ist weiss gemacht
i-take-ϑebō	schwarz
i-take-iϑō	roth.

Ebenso: *ne-horuṡèrere* sie sind faul
te-horuṡèrere dieser ist faul

i-ruä-to blind, sein Auge ist nicht
tōhoṅ-tä-to taub, sein Ohr ist nicht
i-ru-bĕhä-ko stumm, sein Mund ist nicht.

Dass die Negation *ko* hier in der Form *to* erscheint, hat nichts Auffälliges. Der Wechsel von *k* zu *t* ist in den meisten Indianersprachen und namentlich in diesem so undeutlich artikulirten Idiom etwas sehr Gewöhnliches.

Steigerung geschieht durch vorgesetzte Partikeln:

i-totori	er ist gut
uito itotori	er ist sehr gut
waϑari	kalt (wahrscheinlich: mir ist kalt)
kĕhèri (*ku̥hu̥rĕ*) *waϑari*	es ist (mir ist) sehr kalt

Pronomina.

Personalia.	Sing. 1. p.	*deára*	ich	
	„ 2. p.	*kai, kaibehä*	du bist es	
	„ 3. p.	*kea, koabehäke*	er ist es.	
	Plur. 1. p.	*inombehō*	wir sind es	(wahrsch. exclusiv)
		auíre	wir alle	(wahrsch. inclusiv)
	„ 2. p.	fehlt, dafür die Singularform		
	„ 3. p.	fehlt, dafür Singularform oder Umschreibung durch *idžo*, Leute (gente), man.		

Als Possessiva können zunächst die Personalia dienen:

koa mahaṅdū, ihr Dorf,

gewöhnlich werden aber besondere Possessivpräfixe oder Suffixe verwendet.

Sing. 1. p. *wa-* *wa-hote* meine Keule
wa-uϑamanure mein Stammeszeichen
vgl. besonders die Körpertheile,

„ 2. p. findet sich in zwei Formen:
k-. *kå* *k-auϑamanure* dein Stammeszeichen
kå-hote deine Keule;
ferner ohne den Guttural:
a, å, an *an-heto itabu̥* dein Haus ist alt.

Beide stehen offenbar in demselben Verhältniss zu einander, wie Verbalpräf. 1 pers. *ari* und *kari*, sowie *åhoṅ* und *kåhon* (s. u.), also ursprüngliche und abgeschliffene Form.

Sing. 3. p. *i-* ♂ und ♀ *i-auϑamanure* sein Stammeszeichen
i-heto sein Haus
i-hukå seine Brust
i-tü ihre Vulva
i-ϑeho-reno sein Kamm
i-o-hote seine Keule.

Plur. 1. p. *in-, ino-* *inoheto-rena* unser Haus
„ 2. p. *-ke* *bóu-ke kenau ruru-re* euer Vater ist gestern gestorben
„ 3. p. nicht nachgewiesen und wohl meist durch das Personale absolutum (Singularform) ersetzt.

Besondere Possessivsuffixe. Die Partikel *heti* wird dem Präfix bisweilen zur Verstärkung beigefügt und entspricht vielleicht dem *nio* der Cayapo, z. B.:

i-heti-ko sein Anus

tabu ke-heti to ruru-re euer Alter ist gestorben.

Die Suffixe *rena, renŏ, nĕrĕ* treten häufig hinter die Substantiva:

wa ϑeho-reno mein Kamm — *ino-heto-rena* unser Haus
t-ϑeho-reno sein Kamm — *i-heto-nere* sein Haus.

Für ihre Deutung gab das Material keine Anhaltspunkte.

Substantivische Possessiva sind:

wanohō der meinige — *ikoróϑa wanohō roro* mein Hund ist gestorben
wanohō tä mein Ohrläppchen
kahon. áhon der deinige — *(k)áhon roru-ma-mehäre* der deinige ist gestorben
tahon der seinige — *tahoṅ tä* sein Ohrläppchen.

Besondere Pluralformen scheinen zu fehlen, wenigstens heisst

áhoṅ keheti der eurige — *tahoṅ* der ihrige

Interrogativum:

moṅhō wessen? — *moṅhō taráre* wessen (Hund) ist dieser? wem gehört dieser?

Beispiele für den Gebrauch der Possessiva.

Nur das mit einiger Sicherheit Analysirbare ist aufgeführt:

waha roro	mein Vater ist gestorben
bóu rorum raṅháre	dein Vater ist gestorben
(Aehnlich wie im Cayapo tritt in der zweiten Person für Vater ein ganz neues Wort ein.)	
tabö-ruro-ra	sein Vater ist gestorben, oder wörtlich: der Alte ist gestorben
inon-tybe-rena netiau roro	unser Vater ist gestorben (wörtlich: unser Alter von uns drei ist gestorben)
bóu ke kenau ruru-re	mein Vater ist gestern gestorben
bóu anta kai ruru-re	mein Vater ruft oder dein Vater ruft dich
Die Bedeutung von *anta* ist hier und in den folgenden Sätzen nicht zu ermitteln.	
kea anta kai ruru-re	sein Vater ruft
kea anta bü rati rere	ihr Vater sagt
inon-tabe anta kai-ru-behäke	unser Alter dich ruft (*behäk* = Affirmativ)
inon-tabe rena netiau roro	unser Alter (von uns drei) ist gestorben
bou-ke kenau ruru-re	euer Vater ist gestern gestorben

tabū keheti to ruru re	euer Alter ist gestorben
ikoroϑa inatau roro	der Hund von uns drei ist gestorben
wa-heto i-tabŭ	mein Haus ist alt
anheto itabŭ nui-rere	dein Haus ist alt, im Verfall
ino-heto-rena itabŭ manai-rere	unser Haus ist alt (hinfällig)
a-heto nere tebe tire	euer Haus ist alt
i-heto nere tebe tire itobă	sein Haus ist alt
taheto ki-rena tirere	ihr Haus war (alt)
wa-ϑa renu	mein } Dorf
koa mahandu	ihr } Dorf
inombeho ino-heto-rena	das Haus von uns allen selbst
koa behō mahandu	ihr Dorf, das Dorf von ihnen selbst

Demonstrativa *tă, te, to.*

te mahandu te-ka-rere	dieses Dorf ist deines
te horušérere	dieser ist faul
te ϑä mahandu	dieses ist das Dorf
ta ke wunamambē krē	dieser wünscht *(mbē)* dich zu heirathen

(sagt die Mutter beim Vorstellen des Bräutigams zu ihrer Tochter).

Analog vielleicht:

itabu keheti to ruru-re	euer Alter. dieser ist gestorben

Interrogativa s. Fragesätze.

Verbum

Es erscheint ziemlich reich entwickelt. auch zeigt sich das Bestreben. dasselbe vom Namen schärfer zu unterscheiden. als dies sonst in den südamerikanischen Sprachen der Fall ist.

Mittelst des Suffixes *ne* oder *na* kann man ein Substantiv in ein Verbum verwandeln.

waši	Angel	*na-waši-ne*	sie fischen
nahere	Ruder	*(me)na nahere-na*	sie rudern
Dieselbe Bildung liegt in		*aña-hära-ne*	kochen.

Personalpräfixe:

Sing. 1. p. *ari* ♂. *kari* ♀.

Anstatt *ari* findet sich in vier. zur selben Zeit aufgenommenen Beispielen *ori*. z. B.:

ori-ϑä waši-na	ich fische hier
ori ϑä nabunmere	ich war schwimmend

Man darf unbedenklich beide Formen als identisch ansehen. da auch sonst der Vokal *a* in der unreinen Aussprache als *o* erscheint. So findet sich *roburere*. weinen. bei Castelnau als raburere: *roϑirere*. *roϑärere* tanzen dagegen als ratirere.

ari-kokre	von cagar	*ari-tokre*	ich will rauchen
ari-on	ich trinke	*ari-wikre*	ich will mitnehmen
ar-ohöïne	ich wasche	*ari-ϑuin*	ich pisse
ar-auiuma	ich singe	*ar-auhuẽni*	concumbo
ar-onaine	ich setze mich		

Sing.	2. p.	*ki-*	*ki-rosikre manáka*	du komme, um zu essen
„	3. p.	*i-*	*i-bero*	er weint
			i-rare	er stinkt
			i-ϑärere	er tanzt
			i-rubetire	er sprach
			i-betoradžinure	er verschluckt sich
Plur.	1. p.	*nari-*	*tiaui nari-roši*	wir drei essen
„	2. „	*naki-*	*nakirosikrẽ*	ihr wollt essen
„	3. „	*na- ni-*	*na-kuneraráire*	dort kommen sie
			ni-rosikre koambe	sie wollen essen (sie essen, ihr Wunsch)
			na-wasi-ne	sie fischen

Natürlich können diese Präfixe durch die einfachen Personalia ersetzt werden. In der dritten Person fehlt das Präfix *i*, wenn das Subject ein Substantivum ist.

kraŏbi káka	der Affe schreit
kotu káka	die Schildkröte schreit (in der Fabel).

Bei einigen intransitiven Verben lässt sich im Präfix *r- ra* (*ro*) nachweisen, dessen Deutung noch unsicher ist.

ro-búrere, ra-burere	weinen (3. p. S. *i-bero*)
ro-ϑirere, ro-ϑärere	tanzen
ra-äϑänánere	athmen
ra-tünötehe	dick werden
r-aṅhirere	aufstehen.

Mit der ersten Person verbunden findet es sich in dem Satze:

ori ϑä ra wasi-n-ana-rere ich kam hierher, um zu fischen.

mit der dritten in:

auṅmaṅ teka roburere warum weint er?

Es dürfte danach wohl kein Personalpräfix sein.

Vielleicht giebt es dem Verbum eine relative Bedeutung, wie im Ipurina die Suffixe *kiti* und *kini*, also: „Ich bin es, der gekommen ist, um zu fischen“, und: „warum ist er es, der weint“.

Tempora und Modi.

Die nähere Bestimmung des Verbums geschieht durch Suffixe, die theils temporale, theils modale Bedeutung haben.

a) Temporale Suffixe: *rere, nere* bezeichnen die Gegenwart bei intransitiven Verben.

r-aṅhi-rere	er erhebt sich	*na-uato-nere*	sie husten
ra-äϑäna-rere	er athmet	*na-bunå-nere*	sie schwimmen
ari-roši-rere	ich esse		

Es scheint hiernach, als wenn der Consonant des Präfixes den Anfangsconsonanten des Suffixes bestimme:

ra-rere *na-nere*

-ra, -re eingetretener Zustand:

roro sterben *roro-ra* er ist todt

deara kiähä returina-re ich war es, der es ausgelöscht hat

rorum-ra er ist eingeschlafen.

Beim Ausziehen eines Dorns, den einer meiner Leute sich in den Fuss getreten hatte, sagten die Indianer:

yōhō-hä er kommt heraus, und schliesslich:

yōhō-re er ist heraus.

Substantiva und Adjectiva erhalten, mit *ra* verbunden, verbale Bedeutung:

biu Regen *biu-ra* es regnet.

Es entstehen so prädikative Ausdrücke, bei denen *ra* die Copula darstellt:

ahaṅdō-roï-ra	der Mond ist nahe	bei Neumond
ahaṅdō-ikū-ra	der Mond ist dunkel	
itoä-ra	es ist Alles (d. h. zu Ende)	
idẑo-ko-re	es ist Niemand da (não tem gente).	

-ráre, raṅháre (ramhāre) geben Perfectbedeutung, wahrscheinlich als Näheres oder Entfernteres unterschieden:

biu-roáre	es hat geregnet
wara-kranráre	mein Haar ist geschnitten worden
wa-ϑeho-unamráre	mein Haar ist gekämmt
nahänamháre	sie sind geflohen
nakuneraráre	sie sind gekommen
(k)åhoṅ rorum raṅháre	der deinige ist gestorben
itoä-m-ramháre	alles ist zu Ende
bóu rorum raṅháre	dein Vetter ist gestorben

endlich in dem bei der Vorstellung des Bräutigams durch die Mutter der Braut angewendeten Ausdruck:

takewona raṅháre dieser ist gekommen, dich zu heirathen.

tere, tire für das Imperfectum durativum:

kate-roši-tere	du assest oder was assest du?
rubärere	sprechen
i-rube-tire	er sprach
anheto i-tabu tibu tire	dein (euer) Haus war alt

Die Partikel *ma*, dem Verbum vorgesetzt, giebt Futurbedeutung:

rudzebu	*ma*	*ari-θäreri-m*	*tiu*	*roro*
morgen	werde	ich tanzen		Sonnenuntergang

Morgen werde ich tanzen bis Sonnenuntergang

weh	*θebö*	*θohadzi*	*ćura*	*ma*	*ariwi*
Pfeile		sechs	nur	werde	ich nehmen

Ich werde nur sechs Pfeile mitnehmen

b) modale Suffixe:

Modale Bedeutung des müssens, wollens oder mögens dürfte der Partikel *me* in den folgenden Sätzen zukommen:

me-nahere-na	sie rudern
beä m-arioṅ krē	ich will Wasser trinken gehn
waši θä me anarere	ich war im Begriff (kam) zu fischen
	(übersetzt: eu estava pescando)
kewa *ende* *me-nahena* Jatobafrucht ich will werfen	(eu quero jogar a fruta do Jatoba)

Dass dieses *me* nicht mit der Futurpartikel *ma* identisch ist, ergiebt sich aus der Verbindung mit *kenau*, gestern, in dem Satze:

waši θä me kenau anarere.

Als Suffix findet sich ein *-m* wohl in derselben Bedeutung in dem oben angeführten Beispiel:

rudžebu ma ari θärerim.

kre (*ke* selten). Desiderativum, giebt die Bedeutung, im Begriff sein, etwas zu thun, gehen um zu (ir fazer alguma cousa).

aṅrorō-krē	schlafen gehen
ari-roši-krē	eu vou comer, ich gehe essen
ari-to-krē	ich will rauchen
kari-θu-krē	ich + gehe uriniren
anakrē	da kommen sie
ni - roši - krē *koa - mbē* sie essen gehen ihr Wunsch	sie wünschen zum essen zu gehen
nahänamhäre krē	sie ergreifen die Flucht
take wonamambē krē	dieser wünscht dich zu heirathen

(sagt die Mutter zur Tochter, der sie den Freier vorstellt).

m- ist Präfix des Imperativs:

m-anā-ka	komme her!
m-anoṅhidä	geh' dort hin!
berabe m-aṅhi	steh' schnell auf.

Adverbia.

a) der Zeit: *ére, éra* — ja schon. gleich (vor oder nach dem Verb.).

ki roši krē éra manaka!	komme gleich um zu essen
du essen gehen gleich komme	
ére roši-rere	eu estou comendo ja, ich bin schon beim Essen

(Die Wörter: gestern, heute, morgen s. Vocabular.)

b) des Ortes: *ϑä*, hier.

bihwa noïri ϑä aritokrē	hier ist Tabak zu rauchen
inombohō ϑä	wir alle hier
te ϑä mahañdu	dies ist dein Dorf
tiu toto (toko) ϑä	Mittag (Sonne hier heiss)
koaϑä kiähä	sie hier sind es, die es thaten
ori ϑä ra waši-n-anárere	ich war hierher gekommen, um zu fischen
ori ϑä na bunánere	ich war schwimmend (eu estava nadando)
ori ϑä rañ-i	ich bin mager geworden
waši ϑä me kenau anárere	ich kam gestern hierher, um zu fischen.

roï nahe bei:

rorom-roi-rere	er schläft in der Nähe (esta dormindo perto)
ahañdo roïra	der Mond ist nahe (d. h. Neumond)

(*manoñ*) *hidä*, dort.

dĕ scheint die Bedeutung wo? zu haben. Wenigstens wurde übersetzt:

wo ist das Haus?	*dĕ ta heto-re*
wo ist dein Haus?	*dĕ teka ne heto-re*
Antwort: geh' dorthin	*manoñ hidä.*

Analog scheint zu sein: *dĕ teka-ϑa-rena*, wo ist dein (euer) Dorf?

Die Bedeutung von *ϑa*, das in diesem und ähnlichen Beispielen mit „Dorf" für das eigentliche Wort *mahañdū* gebraucht wurde, war nicht zu eruiren. Wahrscheinlich ist es ebenfalls Ortsadverb.

Beispiele von Fragesätzen:

kai behä kateroši-tere	was assest du?
âñhebō kate kano-tere	was machst du da?
kate kamoï iwínore	wer that das?
amo ϑä kate-tĕ	wie nennt man dies hier?
amoïnĕ	was heisst das? oder: wie heisst die?
ámañ teka rubárere	warum weint er?
tobodeϑä	hast du es gethan?

Die Mutter der Braut fragt den Bräutigam:

takewanaráre	willst du sie (heirathen)?

worauf dieser antwortet:

endē	*kewanaráre*	*arikore*	*onamambē*
ich will	?	Mädchen	heirathen wünschen

Numeralia.

Die Zählmethode der Caraya ist die quinäre. Nur für die Zahlen von 1—4 sind besondere Ausdrücke vorhanden. Fünf ist *ϑebō*, Hand, die fünf Finger. Die Zahlen von 6—9 erhält man durch Addition, also Hand + 1 . . . . 4. Zehn ist: beide Hände zu Ende. Nunmehr wird an den Füssen von der grosse Zehe ab weiter gezählt, aber in anderer Weise.

Ein Fuss *(wa)* ist = 2 Hände (10) + 5 Zehen, also 15. Die zwischen 10 und 15 liegenden Zahlen werden durch die Numeralia 1—4 oder die betreffenden Zehennamen ausgedrückt unter Beifügung der Partikel *héura*, nur, allein. Diese deutet an, dass von der Gesammtzahl 15, die *wa*, Fuss repräsentirt, nur diejenigen Zehen, die mit der Fingerzahl 10 die zu bestimmende Zahl ergeben, gemeint sind. Elf ist also:

wa-wa ϑohadži héura = mein Fuss (davon) nur eine Zehe,

ferner 19:

ina-wa kokō ϑedo héura unsere Füsse nur bis zur vierten Zehe, also = 15 + 4;

wa-wa mein Fuss begreift also in sich 10—15, *ina-wa* unsere Füsse, oder: *ina wa kure*, unsere beiden Füsse, die von 16—20.

Weiter zu zählen, liegt für den Indianer kaum je Veranlassung vor. Eine grössere Anzahl wird in der Regel symbolisch durch Raufen der Haare ausgedrückt.

Die folgende Tabelle genügt, um alle Einzelheiten dieses Zählsystems klar zu legen:

1.	*ϑohodži*	Eigentliche Zahlwörter
2.	*inati*	
3.	*inataṅ (ā), inatau*	
4.	*inambio. imaṅbio*	
5.	*ϑebō itoä*	die Hand zu Ende
6.	*wa-ϑebō ϑohadži héura*	meine Hand (und) eins nur
7.	*wa-ϑebō inati héura*	meine Hand (und) zwei nur
8.	*wa-ϑebō inatā héura*	meine Hand (und) drei nur
9.	*wa-ϑebō inambio*	meine Hand (und) vier
10.	*wa-ϑebō ibotuma itoä*	alle Finger (Hand) zu Ende
11.	*inawa-yuhúϑedō héura*	unser Fuss, grosse Zehe nur.

Genannt wurde ausserdem, jedenfalls missverständlich:

	wa-wakure itoä	meine Füsse beide zu Ende, also 20
	wa-wakure héura	meine beiden Füsse nur = 20
12.	*wa-wa inati héura*	mein Fuss zwei nur
13.	*wa-wa inataṅ héura*	mein Fuss drei nur

14. *wa-wa inambio héura*	mein Fuss vier nur
15. *wa-wa itoä*	mein Fuss zu Ende
16. *ina-wakure ϑohodži héura*	unsere beiden Füsse, einer nur
17. *ina-wa inati héura*	unsere Füsse zwei nur
18. *ina-wa inatań héura*	unsere Füsse drei nur
ina wa heϑedō héura	unsere Füsse dritte Zehe nur
19. *ina-wa koko ϑedō héura*	unsere Füsse, vierte Zehe nur
20. *ina-wa reko itoä*	unsere beiden Füsse zu Ende.

Numerale in Verbindung mit Substantiven.

wĕhĕ ϑoadži	ein Pfeil
wĕhĕ inati	zwei Pfeile
wĕhĕ inatań	drei Pfeile
wĕhĕ inambio	vier Pfeile
wĕhĕ ϑebō (kure) ϑä	fünf Pfeile hier
wĕhĕ ϑebō ϑohodži héura ma ariwi	ich bringe nur 6 Pfeile
wĕhĕ wa-wa inatań ariwi-krē	ich bringe 13 Pfeile.

ăăńbū ina ϑohadži	ein Mensch
ăăńbū ina inati	zwei Menschen
ăăńbū ina inatań	drei Menschen

Das Wort *ina* bedeutet wahrscheinlich: hier ist. Es ergiebt sich das aus dem Fragewort *amo-ine*: was ist das hier?

deara ϑoń etuden hăre soll heissen: eu tenho muitas cousas, ich habe viele Dinge.

Von der Notirung zusammenhängender Texte musste wegen der Kürze der Zeit und der Unmöglichkeit, auch nur das kleinste Stück correct übersetzt zu erhalten, leider Abstand genommen werden.

Ich beschränke mich daher auf die Wiedergabe einiger, in den Erzählungen des alten Pedro Manco vorkommender kurzer Sätze, sowie des von ihm mitgetheilten Leichengesanges.

Die in den „Beiträgen zur Völkerkunde Brasiliens“ S. 40 wiedergegebene Sintfluthsage wurde bei ihrer Aufnahme eingeleitet durch eine Fabel, die des Abschlusses entbehrend, so wenig Zusammenhang mit der eigentlichen Legende erkennen lässt, dass sie von mir an jener Stelle nicht mit aufgeführt wurde. Sie enthält zwei kurze Sätze, deren Bedeutung zwar dem Sinne nach bekannt, aber nicht analysirbar ist:

Eine Schildkröte sass auf einem Jatobabaum, eine andere stand darunter. Diese rief der oberen zu: „Lass dich herabfallen auf meinen Schild!“

kotu *káka* *waotibeϑä*
tracaja grita quer cahir por cima d'este casco?

Die obere antwortet: „Lass das, du wirst dir sonst den Kopf zerschmettern und sterben“.

kuui *awara* *idžua* *tiua* *hena*
Kopf
deixa d'isto se nao vossê morre.

Nun stieg ein Affe auf den Baum. Ein anderer rief ihm von unten zu, er möge ihm eine Frucht herabwerfen. Jener bricht die Frucht auf, steckt seinen Penis hinein und ruft dem unteren zu: „Ich will dir die Frucht herabwerfen“.

kraobi káka *kewa ende mena hena*
macaco grita eu quero jogar a fruta
Affe schreit: Frucht ich will werfen

Antwort:

kuui *wäkorutödö*
nào joga que ja passou o pene
nein lass das, er hat sie schon mit dem penis berührt!

Es folgt dann die Erzählung von einer Unze, die schliesslich von den Caraya getödtet wird. Die Indianer jagen dann Wildschweine und finden dabei an der Erde den Zauberer *Anatiwä*, der wahrscheinlich mit jener Unze identisch ist.

Dieser verursacht dann, wie die Fabel weiter erzählt, jene grosse Fluth.

Seine Worte, als er ans Tageslicht kommt, sind:

anatiwä anatiwä ich bin Anatiwä
biúwa noiri ϑä ari-tokrē wo ist hier Tabak, um zu rauchen?
(oder hier ist Tabak).

Gesang bei der Leichenfeier, während der Todte horizontal an einer Stange aufgehängt ist:

džo-ĭ-ri ko-ni-ko hi-džo-hŏ-ho

ō-tō-ho-nĭ-ko ku-džä bĕ-bo-nĭ-ko u. s. w.

Sinn: es ist aus mit ihm, denkt nicht mehr an ihn (*otohóniko*), er hängt an der Stange (*kudžä*).

Ferner:

rŏ-ni-ro nĭ-ra kŏ-ti wai-dzä

wa-nī-ro bi-o-kŏ ai-džu-dzä bi-o-wa

roniro nira wurde erklärt als: nome de terra bonita. Name eines schönen Landes.

Der Todte bittet um Tabak (*koti*) und fragt die Vorsänger, ob sie ihm den Lippenpflock aus Perlmutter (*waidžä*) angelegt haben.

Dr. Aristides de Souza Spinola, der im Jahre 1879 den Ingenieur Major Joaquim Rodriguez de Moraes Jardim auf seiner Araguayafahrt begleitete, theilt in dem Relatorio dieser Expedition (O rio Araguaya p. 43, 47, 48) noch folgende Sätze von freilich etwas zweifelhafter Deutung in eigener Orthographie mit:

Idira como que! Brebucomo que! —
não corram, não fugam. —
Lasst sie nicht laufen, nicht fliehen!

Quenausivê, biû que doacrẽ![1])
Deus mandai chuva.
Gott sende Regen!

Quenausivê uato uaine!
Deus dai-me saude.
Gott gebe mir Gesundheit!

Quenausivê aúman uadê utque nan conteme!
Deus fazei com que elle va e volte sem lhe accontecer mal algum.
Gott gebe, dass er gehen und zurückkehren möge, ohne dass ihm ein Leid zustösst!

Quenausivê rita que tabuné!
Deus dê melhor vida ao finado.
Gott gebe dem Dahingeschiedenen ein besseres Leben!

1) Weiteres über den Namen Quenausivê (*kenaušiwe*) und seine wunderliche Deutung durch Spinola findet sich in den „Südamerikanischen Stromfahrten", Globus 62, S. 106.


Fig 1.
Fig 2
Fig 3.
Fig. 6.

IV.

Berichte über verschiedene Völkerstämme in Vorderindien.

Von

Dr. FEDOR JAGOR in Berlin.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 10. März 1894.)

I.

Bhuta-Beschwörung.

Hierzu Tafel I.

Der Inspektor der Baseler Mission in Calicut verschaffte mir Gelegenheit, die Reinigung eines vom Teufel besessenen Hauses ausführen zu sehen. Nachdem der Sterndeuter festgestellt hat, dass ein Haus, in welchem Krankheiten oder Unglücksfälle vorgekommen sind, besessen und von welchem Teufel es besessen ist, geschieht die Austreibung durch Leute besonderer Kasten, die von dem Geschäfte leben. In diesem Falle waren es Panir aus Wynad.

Vor dem Hause waren aufgestellt: Eine Messingschale, roth gefärbte Curcuma und Wasser enthaltend, eine brennende Lampe, eine rothangestrichene Cocosnuss, Bambusgemässe, angefüllt mit Paddy, Reis, Reishülsen und verschiedenen rohen Reispräparaten, eine geschwärzte Cocosnuss, eine Cocosschale mit Wasser und Russ gefüllt, Stroh, den vier Ecken des Daches entnommen, eine Trommel und ein grosser Topf voll Palmwein zum beliebigen Gebrauch für die Tänzer. Vor der Trommel hockt ein Mann, schlägt sie und singt. Ein Knabe, das Gesicht mit grüner Oelfarbe bemalt (Fig. 4), in scharlachrother Jacke mit helmartiger Kopfbedeckung, den Bhuta[1]) Agasa Ghandernan personificirend, tritt auf, verneigt sich und tanzt zwischen den aufgestellten Gegenständen. In der Linken hält er einen Bogen, in der Rechten einen Pfeil, den er nach verschiedenen Richtungen abschiesst und wieder aufhebt. Dann nimmt er

1) Bhuta = Teufel.

eine Hand voll Reis auf und wirft sie gegen das Haus. Zwei Bewohner des Hauses treten auf, der eine ergreift einen brennenden Docht aus der Lampe, der andere giesst rothes Curcuma-Wasser in eine Schale. Sie stellen sich neben einander und bewegen diese Gegenstände in vertikalen Kreisen gegen einander.

Nachdem sich der eine Manipulant dreimal gegen Süden verneigt hat, schüttet er das Wasser nach Norden aus, dreht die Schale um und klopft sie dreimal aus. Diese Ceremonie wird zweimal wiederholt, wobei die Männer jedesmal die Rollen wechseln. Zwei mit ölgetränkten Lappen umwickelte Stöcke werden brennend auf die mit schwarzem Wasser gefüllte Cocosschale gelegt und dann von den beiden Männern, die Rollen wechselnd, dreimal gegen einander bewegt. Nach dreimaligem Verneigen gegen Norden wird die Cocosschale nach Süden geworfen. Die brennenden Stöcke werden in die Erde gesteckt. Dieselbe Manipulation wird mit der rothen Cocosnuss und der mit rothem Curcumawasser gefüllten Messingschale vorgenommen: Verneigen nach Süden, Fortschleudern der Nuss nach Norden. In ähnlicher Weise wird mit drei kleinen, aus Lappen zusammengedrehten Dochten einerseits und den verschiedenen Reissorten andererseits verfahren. Zu dem ersten Tänzer hat sich inzwischen ein zweiter gesellt, Agasa Ghanderuán's Diener (Fig. 6.). Tanz, Gesang und Musik werden noch eine Zeitlang fortgesetzt. Zum Schluss nehmen die Tänzer den unverbrauchten Reis, das Stroh von den vier Ecken des Hauses und damit zugleich den bösen Geist mit sich fort.

Für den Nachmittag desselben Tages war die Aufführung der Bellä-Killa Puja angeordnet worden. Sie wird in wohlhabenden Familien für schwangere Frauen zum Schutz des Embryo, gewöhnlich im fünften Monate der Schwangerschaft, vorgenommen.

Das Schauspiel fand vor einem kleinen Hause, in einem Garten statt. Auf dem sorgfältig geebneten, mit Kuhmist getünchten und mit Kohlenpulver bestreuten Boden vor dem Hause breitete sich ein schöner Teppich aus, ein wahres Meisterstück. In der Mitte Brahma, dreiköpfig, links Baddhra Kali, rechts Kutitschaten (ein Teufel, der besonders Weiber plagt und gern Häuser anzündet). Die Figuren, mit untergeschlagenen Beinen und mitraartigen Kronen dargestellt, gingen nach unten in einander über, während sie nach oben spitz zuliefen. Die Zwischenräume waren durch hübsches Rankenornament so ausgefüllt, dass die Figuren wie in Lauben sassen. Dieses Bild, das, abgesehen von dem schwarzen Rande des darunter liegenden Kohlenpulvers, über 2 *m* breit und etwa 1,50 *m* hoch war, hatten zwei Leute in rothem, gelbem, grünem, weissem und schwarzem Sande, aus freier Hand, ohne Verzeichnung, auf den Boden gestreut, man könnte wohl sagen, gemalt. Noch schöner müssen die bei festlichen Gelegenheiten von Männern derselben Kaste mit frischen

Blumen statt mit Sand ausgeführten Mosaiken sein, die ich indessen nur vom Hörensagen kenne[1].

Zur Seite des Sandteppichs hatte man einen kleinen Tempel gebaut: vier Säulen von frischen Bananenstämmen, durch Gitterwände von geflochtenen jungen, noch gelben Cocosblättern verbunden, trugen ein zierliches Dach von ziemlich complicirtem Bau, fast ganz aus Cocosblättern geflochten. Rings um den Teppich waren auf Bananenblättern ausgelegt: Paddy, Reishülsen, roher Reis in verschiedenen Zubereitungen, Cocos, Cocosblüthen, Bananen, Wasser mit Kohlenstaub, Wasser mit rother Curcuma. Auf jedem Häufchen lagen frische Blumen. Der Priester, Pujari, durch keine besondere Tracht ausgezeichnet, hockt vor dem Teppich; vor sich eine Abkhora (Wasserkanne), aus deren Dülle eine kleine brennende Fackel ragt, zur Rechten einen Korb voll Blumen, zur Linken eine Cocosschale mit brennendem Weihrauch. Er legt zu Brahma's Füssen drei, für jeden anderen Götzen ein Stück Bananenblatt von 5 *cm* Quadrat nieder und opfert darauf kleine Mengen der aufgestellten Gegenstände, die ihm nach einander gereicht werden. Er spricht kein Wort, alle seine Bewegungen sind sehr feierlich. Dann zieht er sich zurück, erscheint aber bald wieder, begleitet von der Wöchnerin, die von zwei Weibern geführt wird. Nachdem die Frauen sich niedergekauert und die Hände gefaltet haben, beginnt die eigentliche Puja.

Zwei Bhutatänzer in malerischer Tracht treten auf, Bhuta Kutatschaten mit grünem (Fig. 1) und seine Gemahlin Kameni mit ockergelbem Antlitz (Fig. 3), später noch ein Dritter (Fig. 2). Der Tanz war recht ausdrucksvoll und unterschied sich dadurch vortheilhaft von den meist unglaublich langweiligen Tänzen der Bajaderen. Bald gesellte sich auch Ghanderuan (Fig. 5) zu ihnen, derselbe Bhuta, der am Vormittag einen seiner Kollegen aus dem besessenen Hause vertrieben hatte. Auf zwei schräg gestellten Bambusen glitt er plötzlich aus einem Baume herab. Er trug wesentlich dieselbe Gewandung wie am Morgen, erschien aber in doppelter Grösse und nur als Büste aus dem kelchförmig zusammengebogenen Blatte einer Fächerpalme herausragend, wie die Büste der Julia.

Der Tanz war von Gesang begleitet. Der Pujari blieb ununterbrochen thätig. Ich verzichte auf eine eingehende Beschreibung, da ich weder die Bedeutung, noch den Zusammenhang der einzelnen Handlungen verstand, deren keine aus dem Rahmen des bereits Beschriebenen heraus-

1) Die Navajo-Indianer streuen Bilder aus buntem Sande bei gewissen Feierlichkeiten. Eine genaue Beschreibung mit Abbildungen in 8th Annual Report Bureau of Ethnology. Washington p. 235.

Unter Ludwig XVI führten sogenannte Sableurs mit gefärbtem Sande, Marmor-, Glas- oder Zuckerstaub unmittelbar vor dem Eintritt der Gäste mit unglaublicher Schnelligkeit persische Teppichmuster aus, die ein Hauch zerstörte (Friedländer, Zur Geschichte des Tafelluxus. Rundschau, Januar 1880.).

trat, und da ich nicht sicher bin, ob diese Aufführung, die vielleicht weniger zu Gunsten der Schwangeren, als zur Befriedigung der Neugier eines Ungläubigen, stattfand, in allen Punkten korrekt war. Die Leute hatten sich nur ungern entschlossen, ihre heiligen Gebräuche für Geld zu profaniren.

Um das schöne Sandbild zu retten, liess ich ein mit Kleister bestrichenes Laken vorsichtig darüber legen und mit der flachen Hand festschlagen. Der Versuch misslang aber, da nicht nur das Bild, sondern auch Fetzen des darunter gestreuten Kohlenteppichs daran haften blieben. Ich wollte ein neues Bild auf Fliesen streuen lassen, die Künstler aber hatten Calicut bereits verlassen.

Teufelsaustreibungen im Grossen finden nur an gewissen Festtagen statt. Herr Mathisen, der Inspektor der Baseler Mission in Calicut, beschrieb mir eine solche, welcher er beigewohnt hatte. Eine Anzahl kranker, für besessen geltender Weiber, die mehrere Tage lang durch Fasten, Baden und abergläubische Uebungen vorbereitet worden, standen seit dem frühen Morgen auf einer Anhöhe vor dem Tempel. Abends, nachdem zahlreiche Lampen angezündet waren, erschallt plötzlich wilde Musik: eigenthümlich Vermummte springen zwischen die Weiber, Bhutaschwerter (Palli-ual) schwingend[1]).

Tanz und Lärm werden immer wüster, die Aufregung steigt, theilt sich den Weibern und Zuschauern mit. Einige Tänzer springen den Weibern über die Köpfe, verwunden sich selbst und die Umstehenden mit dem Palli-ual, so dass sie aus vielen Wunden bluten. Die Weiber werden mit beizenden Brühen bespritzt, dürfen sich aber nicht kratzen, und stürzen endlich, gequält, erschöpft und in Schweiss gebadet, zu Boden. Nun holen die Tänzer Hühner aus dem Tempel, schwingen sie in der Luft, beissen ihnen die Köpfe ab und werfen sie den Weibern zu, die das Blut gierig aussaugen. Einige Weiber bekommen Krämpfe, der Schaum tritt ihnen vor den Mund. In diesem Zustande wird jeder ein grosser Napf voll scheusslicher Brühe, bestehend aus Sandelholzpulver, Kuhmist und Wasser eingetrichtert. Zwei Männer halten den Kopf, ein dritter giesst ein, und dies wird fortgesetzt, bis die Unglücklichen besinnungslos zu Boden stürzen. Erst nach Tagen oder Wochen erholen sie sich von dieser Kur, wenn sie nicht daran zu Grunde gehen.

Der Bhutadienst ist in Südindien sehr allgemein. Die werthvollsten Mittheilungen darüber enthalten die Schriften der Baseler Missionare, die amtlichen Handbücher der Madras-Regierung und Caldwell (Compar. Grammar of the Dravidian languages). Der leider zu früh gestorbene Dr. Burnell hat sich jahrelang eingehend damit beschäftigt; die von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen, ein Manuscript von 650 Seiten, werden jetzt von Sir R. Temple mit den nöthigen Erläuterungen veröffentlicht. Die

1) Ihr Rücken ist gewöhnlich mit Schellen behängt.

Januar- und Februar-Hefte von The Indian Antiquary, Bombay, bringen die ersten beiden Lieferungen und zugleich eine Liste der gesammten dem Herausgeber bekannten Bhuta-Literatur.

II.

Kallan.

Die Kallans (Colleries) sind eine Diebes- und Räuberkaste des südlichsten Indiens. Während früher Rauben mit oder ohne Anwendung von Gewalt ihr einziger Beruf war, sind sie unter der englischen Herrschaft gezwungen worden, ihrem alten Gewerbe zu entsagen und sich dem Ackerbau zuzuwenden, den sie meist als Diener anderer Kasten, aber auch für eigene Rechnung betreiben.

Von vielen Kallans scheint aber das Diebeshandwerk auch heute noch getrieben zu werden und selbst hohe Beamte wissen Haus und Habe nicht besser gegen Diebe zu schützen, als indem sie einen Kallan zum Wächter anstellen. Ich habe wohl eine Anzahl Kallans als Sträflinge kennen gelernt, gemessen und gezeichnet (siehe Messungen an lebenden Indiern, Zeitschrift 1879. I.), zuverlässige Erkundigungen über ihre gegenwärtigen Sitten einzuziehen ist mir leider nicht gelungen. Nicht unwillkommen aber dürften einige Mittheilungen aus früherer Zeit über die unglaublich wilde Sinnesart dieser merkwürdigen Kaste sein, wie sie namentlich bei Ausübung des bei ihr herrschenden Wiedervergeltungsrechtes zum Ausdruck kommt.

Als Knabe eignet sich der Kallan die Grundregeln des einzigen Berufes an, zu welchem die Natur ihn befähigt hat, dem eines Diebes und Räubers. Mit 15 Jahren kann er gewöhnlich für ausgelernt gelten: dann darf er sein Haar so lang wachsen lassen, als ihm beliebt, während Knaben ihren Kopf scheeren und nur einen Schopf stehen lassen dürfen.

Die Kallans begraben oder verbrennen ihre Todten, nennen sich Sivaiten, sind aber, wie die Maravar, thatsächlich Teufelanbeter. Es sind die einzigen unter den indischen Stämmen, die sich beschneiden. Ueber den Ursprung dieser abweichenden Sitte ist nichts bekannt. Männer und Weiber verlängern künstlich ihre Ohrläppchen.

Wenn ein Kallanmädchen, wie es häufig geschah, einen Fremden durch ein Kallangebiet zu geleiten hatte, und ihrem Schützling dennoch von Leuten ihrer Kaste Gewalt angethan wurde, so zerriss sie ihr Ohr und eilte nach Hause, um das Geschehene zu berichten. Dies hatte zur Folge, dass den Missethätern, abgesehen von anderen Strafen, stets beide Ohren zerrissen wurden.

Die Weiber haben dieselben schlechten Eigenschaften, wie die Männer, sie sind voll wilder Rachsucht: die geringste Kränkung, selbst

der blosse Verdacht einer solchen, macht sie rasend und treibt sie zur wüthendsten Rache ohne alle Rücksicht auf die Folgen.

Gerathen zwei Weiber in heftigen Streit, so tödtet die beleidigte, um sich zu rächen, ihr Kind vor der Thür ihrer Gegnerin und schickt sich an, mit ihrer gesammten Habe in ein anderes Dorf zu ziehen. Die Nachbarn suchen es zu hindern. Der Fall wird vor den obersten Ambalacaur gebracht, der die Aeltesten auffordert, den Streit zu schlichten. Scheint dem Ehemanne, dass die im Laufe der Verhandlung beigebrachten Zeugnisse sein Weib hinreichend belasten, so schleicht er nach Hause, holt eines seiner Kinder und tödtet es vor Zeugen an der Thür des Weibes, welches ihr Kind vor seiner Thür umgebracht hat.

„Die Nachricht dringt schnell zu den Richtern, welche verkünden, dass die Beleidigung hinreichend gerächt ist. Unterbleibt die freiwillige Sühne, so vertagt sich das Gericht, gewöhnlich auf vierzehn Tage. Vor Ablauf dieser Frist muss eines der Kinder der Verurtheilten getödtet werden, die überdies drei Tage lang alle Unkosten für den Unterhalt der Versammlung zu tragen hat.“

Nach dieser, den Berichten der Landesvermessung entnommenen Schilderung folgt im Madura-Manual[1]) eine kurze Notiz aus einem dem Verfasser des Manual nicht zugänglich gewesenen Briefe des Jesuitenpaters Martin; die Sache ist aber so interessant, dass sie wohl verdient, im Original (abgekürzt) mitgetheilt zu werden.

Der Pater spricht allerdings nur von einer Diebeskaste im Maravargebiete, worunter aber wohl nur die Kallans zu verstehen sein dürften.

Er sagt[2]): Nichts sei häufiger im Gebiete der Maravar, als Raub und Mord, wesshalb er, „abgesehen von dem vollen Vertrauen auf den Schutz Gottes, das ein Missionar haben müsse“, die durchaus nicht unnütze Vorsicht gebrauche, sich auf seinen Reisen von Leuten eben dieser Räuberkaste begleiten zu lassen, da diese Räuber niemals einen Reisenden angreifen, welcher sich der Führung eines ihrer Kastengenossen anvertraut hat. Einmal, als Reisende trotz solcher Begleitung angefallen wurden, schnitt sich der Führer beide Ohren ab und drohte, sich das Leben zu nehmen, falls sie fortführen. Die Räuber waren durch die Landessitte gezwungen, sich gleichfalls die Ohren abzuschneiden und beschworen den Führer, innezuhalten, um nicht gezwungen zu werden, einen ihrer Bande zu erwürgen. Das Gesetz der Wiedervergeltung besteht bei diesen Völkern in voller Kraft. Wenn von zwei Streitenden der eine sich ein Auge ausreisst oder sich umbringt, so muss der andere sich selbst oder einem seiner Verwandten ein Gleiches anthun. Die Weiber treiben diese Barbarei noch weiter. Wegen einer geringfügigen Kränkung, einer spitzen Bemerkung,

1) The Madura Manual, compiled by order of the Madras Government 1868.
2) Lettres édifiantes et curieuses. 8. November 1709.

sind sie im Stande, sich den Kopf an der Thür derjenigen, die sie beleidigte, zu zerschlagen, und diese ist dann gezwungen, sofort ihrem Beispiele zu folgen. Vergiftet sich die eine, indem sie den Saft eines Gifttrankes geniesst, so muss auch die andere, welche ihren gewaltsamen Tod veranlasst hat, sich vergiften, sonst brennt man ihr Haus nieder, raubt ihr Vieh und thut ihr jede Schmach an, bis sie Genugthuung giebt.

Wenige Schritte von Pater Martin's Kirche waren zwei dieser Unmenschen in Streit gerathen; der eine lief nach Hause, holte sein vierjähriges Kind und zermalmte ihm vor den Augen seines Feindes den Kopf zwischen zwei Steinen. Ohne sich zu ereifern, ergreift dieser seine eigene neunjährige Tochter, stösst ihr einen Dolch in die Brust und spricht: „Dein Kind war nur vier Jahre alt, meine Tochter neun Jahre, bringe mir ein Opfer gleich dem meinen.“ „Einverstanden“, antwortet der andere, und da er seinen ältesten Sohn, einen jungen Mann, der im Begriff stand, sich zu verheirathen, neben sich sieht, versetzt er ihm vier oder fünf Dolchstiche. Nicht zufrieden, das Blut seiner beiden Söhne vergossen zu haben, ermordet er noch seine Frau, um seinen Feind zu zwingen, die seinige gleichfalls zu tödten. Endlich wurden noch ein junges Mädchen und ein Säugling umgebracht . . . .

Unter den Schützlingen des Paters befand sich ein junger Mann, der seinem Vater entflohen war, als dieser ihm einen Lanzenstich beigebracht hatte, um ihn zu tödten und dadurch seinen Feind zu zwingen, auch seinen Sohn umzubringen. Dieser Barbar hatte bereits bei einer anderen Gelegenheit zwei seiner Kinder in derselben Absicht erdolcht.

Der Pater fügt hinzu, dass viele jeden Streit vermeiden, aus Furcht vor den schrecklichen Folgen; auch sei ihm bekannt, dass einige, die mit anderen in Streit gerathen waren, welche im Begriff standen, solche Barbarei auszuüben, ihnen die Kinder fortnahmen, um sie daran zu hindern.

Diese Räuber waren zur Zeit unumschränkte Herren in ihrem Gebiete, alle Versuche des Maravar-Fürsten, sie zu unterdrücken, waren fehlgeschlagen. Mehrere Hundert Niederlassungen (peuplades) sollen sie in einem Jahre verwüstet haben. Soweit Pater Martin.

Nur durch rücksichtslose Gewaltmaassregeln, durch Niedermetzeln von tausenden gelang es den Engländern, im Anfange des Jahrhunderts die Kallans unter ihr Joch zu beugen.

Eine auffallende Sitte der westlichen Kallans, dass nehmlich sehr häufig eine Frau das Weib von 10, 8, 6, 4 Männern ist, und die Sprösslinge einer solchen Ehe sich nicht Kinder von 10, 8, 6, — sondern Kinder von 8 und 2; 6 und 2; 4 und 2 — Vätern nennen, ist bereits in einem früheren Vortrage (Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft 1879, S. 132) erwähnt worden. Zum Schluss mag aber noch eine, diese Sitte bestätigende Bittschrift angeführt werden:

Bittschrift

Terrea Tevan's und seiner sieben Brüder, Söhne von sechs und zwei Vätern an den Collector von Madura 1798 (Madura-Manual II, 54.).

„An die allerauserlesenste Schönheit der Schönheiten, in welcher die gesammte Natur in jeder Beziehung in ihrer wahren Vollkommenheit geschaut wird, und, gleich Mahu-Meru, von höchst bezauberndem, mildem und anmuthigem Anblick, an den Beschützer zahlloser Seelen, an den allgemeinen und gewohnten Erforscher der Klagen und Leiden aller Gekränkten, an die immer willkommene Lust und Freude aller Freundlichen und Geselligen, der, wenn er speiset, von tausenden umringt ist, zu den schönen Füssen Eurer Hochmächtigkeit erkühnen wir uns, Terea Tevan und seine sieben Brüder, Söhne von sechs und zwei Vätern, mit geschlossenen Beinen, bedecktem Munde, und zwischen den Beinen zusammengehaltenen Gewändern, in grosser Entfernung verehrend mit gefalteten und emporgehobenen Händen stehend, Eure gnädige und barmherzige Sinnesart preisend und anbetend, uns niederwerfend, und zu Eurer ehrenwerthen Person gen Norden aufblickend, diese unsere demüthige Bittschrift zu richten und Eure Gunst und Eure Geneigtheit und Euren Schutz zu erflehen". —

Der Bericht über die Volkszählung von 1891 erwähnt einen sonderbaren, bei einer Unterabtheilung (Kilai) der Kallans herrschenden Brauch. Stirbt einer derselben, so muss der Erbe den Männern desselben Kilai je ein Stück neues Zeug schenken; der Empfänger aber muss es seiner Schwester geben. Unterlässt er es, so findet sich ihr Gatte entehrt und lässt sich von ihr scheiden. Zum Zeichen der Ehescheidung reicht ein Kallan seiner Frau ein Stück Stroh in Gegenwart seiner Kastengenossen. Auf tamil bedeutet der Ausdruck „ein Stroh geben" Ehescheidung.

(Census of India XIII, 1893.)

III.

Maravar.

Die Maravar (Marvar) (Fig. 1, S. 69), einer der ältesten Volksstämme Südindiens, bewohnen zwei grosse Gebiete: die Semindaris Sivaganga und Ramnád, im westlichen Theile des Mádura-Distriktes. Vor zwei Jahrhunderten waren sie die zahlreichste und mächtigste Kaste des Pandya-Landes mit der Hauptstadt Mádura. Im Anfange des 18. Jahrhunderts konnte der Rajah von Ramnád innerhalb zweier Tage ein Heer von 40 000 Mann stellen; 1851 aber hatte sich ihre Zahl, wahrscheinlich in Folge häufiger Hungersnöthe, auf 80 000 vermindert. Früher wild und räuberisch, der Schrecken ihrer Nachbarn, sind sie unter dem Einfluss der englischen Herrschaft zu fleissigen Landbauern geworden, fast ebenso friedlich, wie die übrigen Ryots (spr. Reiots). Aeusserlich sind sie

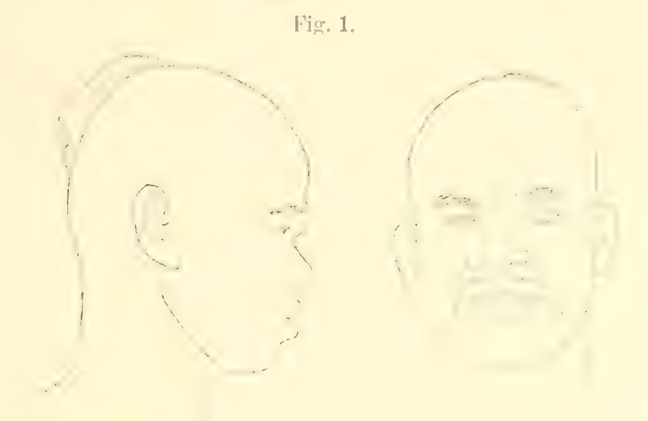
Sivaïten, in Wirklichkeit aber Teufelanbeter. Sie essen Fleisch, trinken Branntwein, die Wittwen dürfen heirathen.

Die ausführlichste, mir bekannte Mittheilung über die Maravar giebt das Madras-Journal Bd. IV. (1836), einen Auszug daraus das Madura-Manual[1]), dem vorstehende Notiz entnommen ist.

Durch Dr. J. Shortt, unser 1890 verstorbenes correspondirendes Mitglied, wurde ich mit Herrn G. F. Fisher bekannt, dem Herrn, dem es nach unendlichen Bemühungen gelungen war, die zur Zeit in Sivaganga regierende legitime Fürstin auf den Thron zu setzen und dadurch den 35 Jahre währenden Erbfolgestreitigkeiten ein Ende zu machen[2]).

Mit Herrn Fishers Empfehlung versehen[3]), machte ich die Reise nach Sivaganga in einem Ochsenwagen und fand das freundlichste Ent-

Fig. 1.



Maravan Nr. 180 der Tabelle: Messungen an lebenden Indiern (Zeitschrift für Ethnologie 1879, XI, S. 98).

gegenkommen bei seinen Agenten, von denen ich auch einiges über die Sitten und Gebräuche dieser interessanten Kaste erfragen konnte.

Das Weib gebärt sitzend, als Hebeamme wirkt die Barbierfrau. Ist die Mutter schwächlich, so wird dem Kinde Eselsmilch, mit etwas Chamaeleon-Blut gemischt, eingegeben, — das Chamaeleon wird Blutsauger genannt; durch den Genuss seines Blutes soll wohl die Saugkraft des Kindes gesteigert werden. Während der ersten 30 Tage giebt man dem Kinde auch Tirukalli-Saft ein (Euphorbia tirucalli), zuerst täglich, in der letzten Hälfte des Monats nur alle 4 bis 5 Tage. (Die Pflanze wird im Feuer gebrannt, ausgepresst, der Saft filtrirt, gewärmt). Vom dritten

1) l. c.

2) Die hochinteressante Feier, bei welcher Hr. Fisher der Rani Kathama eigenhändig die Krone aufsetzte, hat Dr. Shortt in einem Vortrage über die Maravar ausführlich beschrieben (Memoirs read, Anthrop. Soc. IV, 20).

3) Unser Museum für Völkerkunde verdankt Herrn Fisher eine Serie kleiner, sehr werthvoller Bilder.

Tage an wird der Kopf des Kindes gepresst, um ihn möglichst rund zu formen.

Am 10. oder 15. Tage ergreift die Barbierfrau das Kind an den Füssen, so dass der Kopf nach unten hängt, schüttelt es, steckt ihm einen Finger in den Mund und drückt gegen die innere Nasenöffnung, um diese kleiner zu machen.

Nach einem Monat wird diese Operation wiederholt. Nach dem 30. Tage giebt man dem Kinde Ricinusöl ein.

Bis zum 15. Tage bleibt die Mutter abgesondert, darf keinen Hausrath berühren. Am 15. Tage stellt ein Brahmine das Horoskop, übertüncht die Stätte der Geburt mit Kuhmist und wirft alle irdenen Töpfe fort. Er zerschlägt eine Cocosnuss und verrichtet die Puja; Mutter und Kind baden. Das Kind erhält einen Namen, Verwandte und Freunde werden mit Reis bewirthet.

Um während ihrer Absonderung den Teufel fern zu halten, legt man zur Seite der Mutter Messer oder eisernes Geräth; auch alte Schuhe, alte Besen, sollen denselben Zweck erfüllen. Frühestens einen Monat, spätestens ein Jahr nach der Geburt, wird der Kopf des Kindes geschoren, später je nach Bedürfniss. Nur auf dem Scheitel bleibt ein Schopf stehen, er ist Gegenstand besonderer Pflege, auf dass er recht lang werde.

Den Mädchen werden die Ohrläppchen künstlich zu solcher Länge ausgedehnt, dass sie die Schultern berühren (Fig. 2).

Hier das Rezept nach Dr. Shortt: Das Durchbohren geschieht immer durch Leute von der Corava-Kaste, gewöhnlich wenn das Mädchen einen Monat alt ist. Das Ohr wird mit einer starken Nadel durchbohrt, dann zieht man ein baumwollenes Bändchen durch die Oeffnung, macht an jedem Ende einen Knoten und tränkt es mit Salzwasser. Nach einem oder zwei Tagen wird an Stelle des Bändchens ein Stück Besenreis eingefügt und alle drei, vier Tage ein stärkeres. Dies wird dann durch einen Pflock von trockenem Pflanzenmark (ähnlich unserem Hollundermark) ersetzt, das durch Befeuchten anschwillt und das Loch erweitert. Einen Tag um den andern wird ein stärkerer Pflock eingezwängt. Nach etwa vierzehn Tagen kommen Lappen an die Stelle, die zunächst mit Salzwasser, dann mit Cocosöl getränkt sind; nach einem Monat Blei- oder Messinggewichte, deren Schwere allmählich gesteigert wird, bis die Zipfel beider Ohren einerseits an der Nasenwurzel zusammentreffen, andererseits die Schulter berühren.

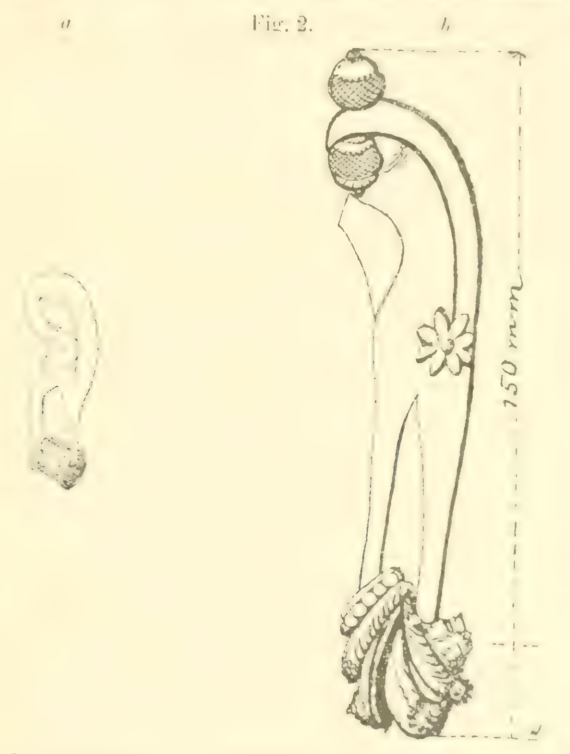
Weniger als ein Jahr alte Kinder tragen eine Unze schwere Gewichte im Ohr; man lässt sie mehrere Jahre darin, um zu verhindern, dass es sich wieder zusammenziehe. Vor Eintritt der Pubertät werden die bleiernen Ringe durch goldene, bei Armen durch messingene ersetzt.

Das Erweitern der Ohrläppchen ist bei mehreren Kasten Südindiens Sitte. Es giebt vielleicht keinen Unfall, der einer Indierin und ihren

Freundinnen grössere Sorge macht, als das Zerreissen der Ohrläppchen. Es gilt für eine Schande, wird geheim gehalten und möglichst schnell wieder geheilt.

Bei der ersten Menstruation bezieht das Mädchen auf 30 Tage eine besondere Hütte und wird während dieser Zeit sehr gut verpflegt. Am ersten Tage wird sie gewaschen, alle 5 bis 6 Tage darf sie baden, am 30. Tage legt sie ein neues Gewand an und wird mit Musik in ihr Haus zurückgeführt. Man ladet Gäste ein, und, falls das Mädchen verheirathet ist, bestimmt der Astrologe Tag und Stunde, wann die Ehe zu vollziehen ist, worüber zuweilen viele Monate vergehen. Die Mädchen werden ge-

Fig. 2.



Schmuck des rechten Ohrs von Maravar-Frauen, Sivaganga bei Madura.

wöhnlich als Kinder verheirathet. Die Hochzeit und das Bewirthen der Gäste dauert drei Tage. Am ersten Tage wird das Tali gebunden. Die Heirathen werden durch die Eltern, oft ohne Wissen des jungen Paares geschlossen. Am Hochzeitstage erlegt der Bräutigam, gleichviel ob reich oder arm, an die Brauteltern 30 Fenam (etwas weniger als 10 Mk.) und ausserdem Geschenke, wenn die Mittel vorhanden sind. Erst nachdem das Geld gezählt und richtig befunden, wird das Tali um den Hals der Braut geknüpft.

Dem Sterbenden wird Milch eingegeben; die Leiche wird gewaschen, gekleidet, geschmückt, auf schön verzierter Bahre hinausgetragen. Vor dem Verbrennen oder Begraben wird der Schmuck wieder abgenommen.

Der Sohn, in Ermangelung desselben der nächste Verwandte, nimmt einen mit Wasser gefüllten Topf auf die Schulter und umschreitet dreimal den Scheiterhaufen oder das Grab. Nach jedem Umgange schlägt der am Kopfe der Leiche stehende Barbier ein Loch in den Topf, so dass das Wasser nach einander aus einer, zwei und drei Oeffnungen ausströmt.

Der Träger des Topfes kniet nieder, zündet den Holzstoss an, wirft den Topf hinter sich und verlässt den Platz, ohne sich umzusehen. Seine Verwandten scheeren ihm den ganzen Körper, mit Ausnahme der Vorderarme, die unter keinen Umständen geschoren werden dürfen. Nachdem alle gebadet, begeben sie sich vor das Sterbehaus; ein Mädchen tritt heraus und schwenkt einen mit rothem Curcumawasser gefüllten Topf dreimal um den Kopf des Hauptleidtragenden (um ihn gegen böse Geister zu schützen). Nachdem die Trauernden ihre Füsse gewaschen, betreten sie das Haus. Die Stelle, wo der Tod eingetreten ist, wird mit Kuhmist getüncht und eine Lampe einen Tag lang darauf brennend erhalten.

Hat der Tod an einem Sonnabend stattgefunden, so steht demnächst ein neuer Todesfall zu befürchten. Um dies zu verhindern, bindet man ein Huhn an die Bahre, das mitverbrannt oder vom Todtengräber, der es zum Geschenk erhält, getödtet werden muss. Durch das Opfer einer Hühnerseele hofft man die zweite Menschenseele zu retten. Am 16. Tage findet die Ceremonie der Reinigung des Hauses statt. Die geladenen Gäste und ein Astrolog besuchen die Brandstätte, vollziehen ein Todtenopfer und bringen dem Sohne des Verstorbenen Geschenke an Geld oder Kleidern. Jedes Jahr soll der Sohn die Feier wiederholen, aber nur bei der ersten Jahresfeier werden ihm Geschenke gespendet. —

Nachträglich mag hier noch die den oben citirten Quellen entnommene Beschreibung einiger interessanten Bräuche bei Verehelichungen angefügt werden.

Sind die Eltern zur Zeit zu arm, so wird zwar das Tali gebunden, die Festlichkeit aber auf spätere Zeit verschoben. Stattfinden muss sie aber, „der Schaden muss geheilt werden.“ In solchen Fällen ist die als jungfräuliche Braut Gefeierte zuweilen schon Mutter mehrerer Kinder. Stirbt der Ehemann, bevor er in der Lage war, „den Schaden zu heilen“, so borgen seine Freunde und Verwandte das erforderliche Geld und vollziehen die Hochzeitsfeier in Gegenwart und zu Gunsten der Leiche, welche als Bräutigam aufgeputzt neben der Frau auf einer Bank sitzt. Das Tali wird der Frau dann abgenommen und sie darf wieder heirathen, sobald sie Gelegenheit findet.

Missfällt einem Ehemann seine Gattin, so werden die Stammesgenossen zusammengerufen und die Frau wird in das Haus ihrer Mutter zurückgeführt sammt allem Vieh, Geräth, Schmuck, das sie mitgebracht hat. Das um ihren Hals gebundene Tali wird abgenommen und zerrissen. Missfällt der Mann der Frau, so erstattet sie ihm das Brautgeld und die

Unkosten der Hochzeit, nimmt alles, was sie eingebracht hat, mit sich, kehrt in ihr Haus zurück und verheirathet sich nach ihrer Wahl[1].

Bei den Maravans und Kallans findet man noch bumerangartige Instrumente, Vallari-thaddi, von Holz oder von Eisen. Sie sollen früher im Kriege und auf der Jagd benutzt worden sein. Heute dienen erstere nur zum Sport, letztere zum Vertreiben der bösen Geister. Einige Maravar begleiteten uns auf einen freien Platz, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Die Versuche, ein Ziel zu treffen, oder das Wurfholz nach dem Ausgangspunkt zurückkommen zu lassen, misslangen alle. Distanzwerfen ging etwas besser: der Geschickteste schleuderte zwei aus zehn ausgewählte Instrumente 153, 175, 166 m weit; die Flugbahn glich einem Komma. Sie schoben den geringen Erfolg auf die ihnen fremden Wurfhölzer und versicherten, geübte Leute träfen mit ihren eigenen Instrumenten eine in den Sand gesteckte Kürbisblüthe auf 60 Schritt Entfernung[2].

Ein besonders bei den Maravar und verwandten Kasten beliebter Sport, das Ochsenhetzen (Dshelli-Kattu), welches an die in Spanien im Winter stattfindenden Corridas de Novillos erinnert, verdient noch eine kurze Beschreibung. An einem bestimmten Tage versammeln sich in der Frühe Schaaren von Menschen, vorwiegend Männer, auf einem geeigneten freien Platz, vielleicht im Bette eines ausgetrockneten Flusses oder Sees. Viele bringen Pflugochsen mit, die schon mehrere Tage vorher besonders gefüttert worden sind, um sie recht muthig zu machen. Die Eigenthümer preisen die Stärke und Schnelligkeit ihrer Thiere und fordern auf, sie zu fangen und festzuhalten. Man wählt eines der besten, befestigt ein Tuch als Siegespreis an seinen Hörnern und führt es in die Mitte der Bahn. Alsbald wird es von Leuten umringt, die laut johlen und gestikuliren; das Thier wird stutzig, senkt den Kopf und nimmt einen wilden Anlauf; aber schnell öffnet sich der Kreis, die Menschen stieben aus einander und laufen nach allen Seiten; der Ochse aber läuft noch schneller, bald hat er einen seiner Widersacher erreicht und dringt mit den Hörnern auf ihn ein, dieser indessen fällt plötzlich wie ein Stein zu Boden, der Ochse aber, statt ihn mit den Hörnern zu durchbohren, springt über ihn fort und läuft einem anderen nach, der sich auf dieselbe Weise

1) Die Maravar betreffend, enthält der 1893 erschienene Bericht über die Volkszählung von 1891 fast nur Auszüge aus den oben citirten Quellen, ausserdem aber die Mittheilungen, dass verhältnissmässig viele der 254 Unterabtheilungen der Maravar den Namen Kallan führen, während umgekehrt der Name Maravar bei mehreren Gruppen der Kallans vorkommt, und dass beide Kasten offenbar sehr nahe verwandt sind; dass Maravarmädchen selten vor Eintritt der Reife heirathen und selbst noch fünf Jahre später ohne Schande ledig bleiben können; dass bei den Maravar von Tinevelly Heirathen durch Vertretung stattfinden können, indem der Bräutigam einen Stock schickt, der an seiner Stelle in der Hochzeitsbude aufgestellt wird.

2) Nach Gordon Cumming (Wild men and wild beasts in India) werden Bumerangs in Guzerat und Südindien noch jetzt benutzt, um Hasen und Rebhühner zu erlegen.

rettet. Nachdem sich dies mehrere Male wiederholt hat, gelingt es dem Ochsen, entweder den Ring zu durchbrechen und nach seinem Dorfe zu gallopiren, wobei er auf jeden losrennt, der ihm begegnet, oder er wird von dem stärksten seiner Verfolger gepackt und festgehalten. Niemals, so sonderbar es klingt, stösst der Ochse einen Menschen, der sich bei seiner Annäherung niederwirft. Die einzige Gefahr ist, dass einer zufällig das Thier nicht kommen sieht und aufrecht stehen bleibt.

Nachdem zwei oder drei Ochsen einzeln gerannt sind, lässt man mehrere, zuweilen ein halbes Dutzend, auf einmal los. Dann wird das Schauspiel im höchsten Grade aufregend: die Menge wogt hin und her und macht die tollsten Sprünge, um den Stössen auszuweichen; lautes Kreischen und gellendes Gelächter erfüllen die Luft, die Erde dröhnt unter den Hufen der Ochsen, die wild umherjagen, als dürsteten sie nach Menschenblut. Auf diese Weise lässt man vielleicht zwei- bis dreihundert Thiere an einem Tage laufen, und wenn schliesslich alles nach Hause geht, sind einige leichte Wunden und Quetschungen die einzigen üblen Folgen einer Belustigung, die grossen Muth und Gewandtheit bei den Preisbewerbern und nicht weniger bei den Zuschauern voraussetzt. Das einzige Mal, wo der Richter Nelson von einem sichern Orte aus dem Schauspiele beiwohnte, war er in hohem Grade davon entzückt; kein Unfall störte den Genuss. —

1878 hat das Anthropologische Institut in Paris 19 Maravar-Schädel und zwei vollständige Skelette von Dr. John Shortt in Madras zum Geschenk erhalten. Das Ergebniss der Messungen dieser 21 Schädel zeigt „eine so enge Verwandtschaft, eine so vollständige Aehnlichkeit mit 12 im Institute vorhandenen Paria-Schädeln von Calcutta und 12 zur Zeit in Paris ausgestellten Schädeln von Parias aus Indien, dass die wenigen vorhandenen Unterschiede als sekundäre erscheinen, während die Grundmerkmale nach demselben Typus gebildet sind.“ [1])

In Bezug auf die Frage, ob die Schwarzen Indiens einem bereits bekannten Typus anzureihen sind, kommt Dr. Callamand zu dem Schluss, dass sie durchaus nicht Repräsentanten einer früheren Negrito-Rasse oder gar Australoïden seien [2]), wie behauptet worden ist, und dass sie bis auf Weiteres ihre legitime Autonomie behalten müssen.

IV.

Katumarathis.

In Sivagánga, einige tausend Schritte vom Palaste der Rani der Maravans, traf ich ein Lager von Vogelstellern, die, aus dem Salem-

1) Le crâne des Noirs de l'Inde par le Dr. Callamand. Revue d'Anthrop. Sér. 2. vol. 1, p. 607/25.

2) vergl. Verh. 18. März 1882, S. 233.

Distrikte stammend, bei dem Thronerben, der Jagdliebhaber ist, dauernde Beschäftigung finden. Von den Maravars wurden sie Katumarathis (Waldbewohner) oder Jungli (spr. dschangli), Wilde, genannt. Es ist ein schöner Menschenschlag, von intelligentem Aussehen und voll Lebensfrische; einige der Weiber erinnern durch ihre ausdrucksvollen Gesichtszüge an Italienerinnen. Eine derselben hatte zehn Kinder geboren und sah noch recht gut aus (Fig. 3). Sehr unvortheilhaft stechen die plumpen Maravar gegen diese „Wilden“ ab. Sobald wir uns dem Lager nahen, stürzt eine Bande munterer Kinder auf uns zu, darunter viele mit braunem

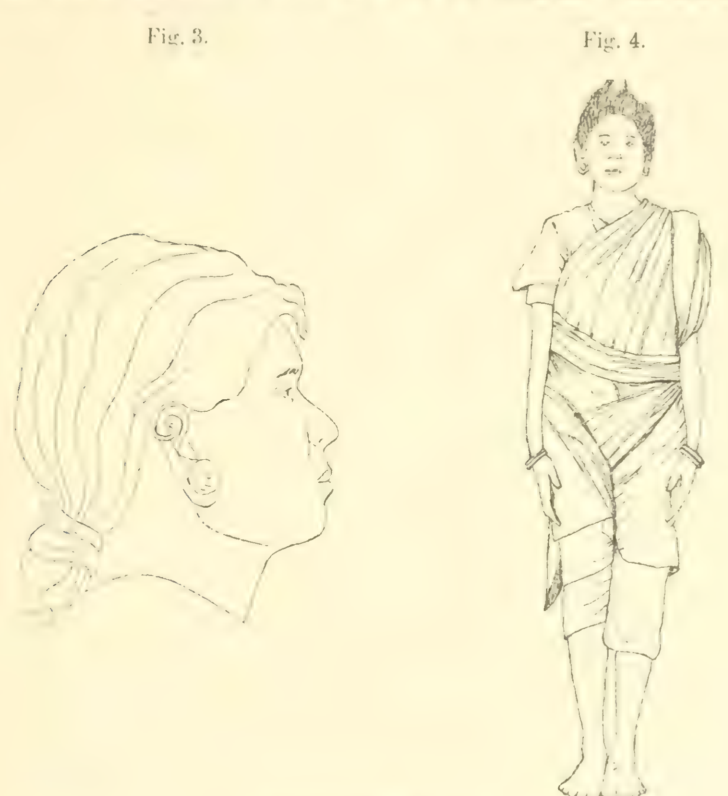


Fig. 3. Fig. 4.

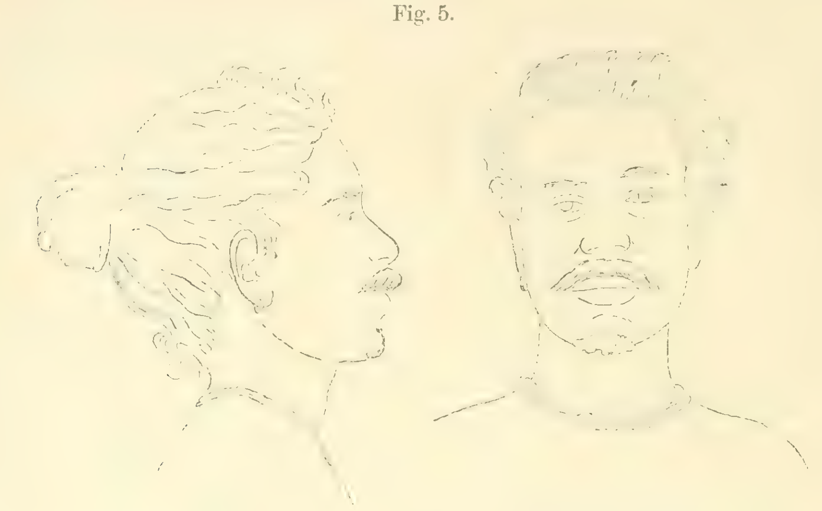
Katumarathi-Frauen.

Haar; sie ächzen aus vollem Halse: aëh, aëh, acheh, acheh, acheh, biegen den Körper nach links, um die rechte Seite zu spannen, schlagen mit dem gefalteten Arm kräftig gegen die nackte rechte Seite, so dass es laut schallt, und machen possirliche Grimassen. Erwachsene Mädchen betheiligen sich an dieser eigenthümlichen Begrüssung; alle sind ausgelassen lustig.

Die Zelte des Lagers (Fig. 6) bestehen aus je einer Rohrmatte, die auf einer von zwei aufrechten Stützen getragenen Querstange ruht und durch vier Pflöcke an den Ecken dachförmig gespannt ist. Vorder- und Hinterseite sind offen, können aber durch Vorsetzen von Matten geschlossen

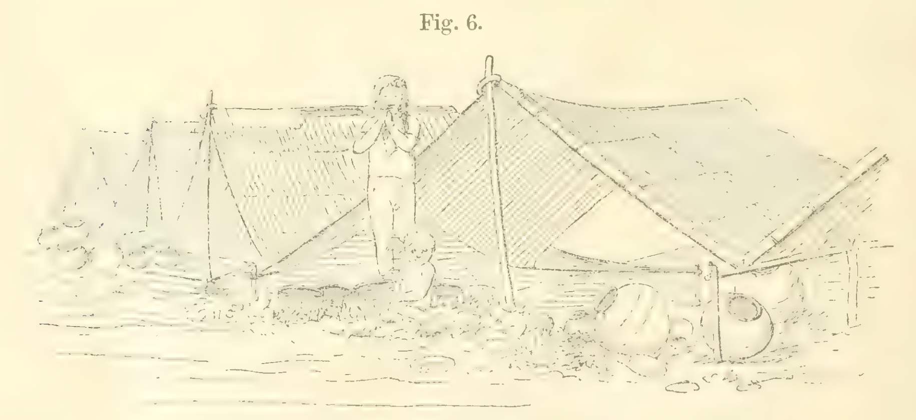
werden. Die Zelte, 13 an der Zahl, sind 2,30 *m* lang, 2,60 bis 2,90 *m* breit, 1,30 bis 1,50 *m* hoch. An den Giebelstangen hängen Strohkränze zum Feststellen der Kochtöpfe. Drei Steine vor jeder Hütte dienen als Heerd. In jedem Zelte sind ein oder zwei schmale Bänke, bestehend aus Bambusrohren, von denen die Hälfte abgespalten ist, mit je zwei Paaren abgestutzter Seitentriebe als Füsse. Sie dienen zur Aufnahme der aus

Fig. 5.



Katumarathi. Nr. 196 der Tabelle (Zeitschrift für Ethnologie 1879. XI. S. 91). Sivaganga.

Fig. 6.



Wohnzelte der Katumarathi in Sivaganga, Madura-Distrikt.

Häuten und Sehnen gefertigten Netze und Schlingen. An Töpfen, Körben, Scherben ist kein Mangel. Die Besen bestehen aus Federbündeln. Getreide und Kleinkram wird in Säcken von Fuchs- oder Ziegenfellen aufbewahrt.

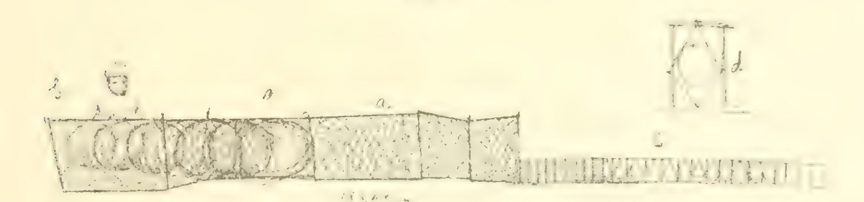
Handmühlen und Reismörser waren nur in geringer Zahl vorhanden, — sie sind Gemeingut. Reis gilt für einen Leckerbissen; die gewöhnliche

Kost ist Hirse und Ragi (Eleusine coracana): um es zu enthülsen, wird es in Erdlöchern gestossen. In einem Zelte hing eine rohe, kleine Hängematte, in welcher ein Säugling schlief.

Ich bemerkte einen jungen Mann von sehr weibischem Aussehen, mit Halsperlen, Armspangen, Weiberschmuck in Nase und Ohren, falschem Haar im Schopf und Blumen darin, und erfuhr, dass er bei gewissen Tänzen als Weib auftrete. Er ging in ein Zelt, kehrte bald darauf in Weibertracht mit falschen Brüsten, einen Sack von Ziegenfell (Attribut der Weiber) unter dem Arm haltend, zurück, und tanzte mit einem Manne. In jeder Rotte sollen ein oder zwei Männer vorhanden sein, die bei den Tänzen als Weiber fungiren[1]). Hierauf führten ein Knabe und ein Mann den Schakaltanz auf, wobei beide oft auf allen Vieren kriechen und springen und aus voller Kehle singen. Der Mann singt vor, der Knabe wiederholt.

Das, wie man mir erklärte, mir zu Ehren gedichtete Lied lautete übersetzt: „Ich möchte Arak haben, ich möchte 5 Rupies haben, ich möchte Kleider haben: gieb mir Arak, gieb mir 5 Rupies, gieb mir Kleider, gieb mir Reis, ich sterbe vor Hunger". Ab und zu unterbrechen

Fig. 7.



Vorrichtung zum Vogelfang bei den Katumarathis.

sie das Lied durch laut schallendes acheh-acheh-Gebell und Anschlagen des Armes gegen die rechte Seite. Zum Schluss packt der Mann den Knaben, als wolle er ihn fressen.

Auf den Tanz folgte ein Konzert von Vogelstimmen. Männer und Knaben ahmten die Lockrufe verschiedener Vögel nach, wobei sie zuweilen kurze Pfeifen oder ihre Finger zu Hülfe nahmen.

Zum Schluss zeigten die Junglis, wie sie bei dem Vogelfange zu Werke gehen. Das Fanggeräth (Fig. 7) besteht aus 6 sehr leichten, 18 *cm* hohen, 78 *cm* breiten, mit Netz bespannten, unter einander ver-

1) Nicht selten kleidet man einen Knaben, der nach dem Tode mehrerer Kinder geboren ist, als Mädchen und giebt ihm einen Schimpfnamen. Umgekehrt wird auch ein Mädchen als Knabe gekleidet, wenn eine Reihe von Mädchen geboren wurden, in der Hoffnung, dass das nächste Kind ein Knabe sei (Punjab Notes and Q. März 1885.)

Der amtliche Katalog der Colonial Exhibition New Guinea p. 340 beschreibt nächtliche Feste, bei denen die Männer als Weiber auftreten und ausstaffirt sind und umgekehrt.

bundenen Holzrahmen (*a*), die wie eine spanische Wand zusammengeklappt werden können. In einen der beiden mittleren Rahmen mündet ein durch ovale Ringe offen gehaltenes, sackförmiges Netz (*b*). An die aufrecht stehende Netzwand schliesst sich rechtwinklig zunächst ein kurzes Gitter, dann ein 2,20 *m* langes, 17 *cm* hohes, aus vier, 55 *cm* breiten Rahmen bestehendes Gitter (*c*). Jeder dieser Rahmen ist durch Längsstäbchen in 5 Felder getheilt, deren jedes eine Schlinge zum Fangen kleiner Vögel enthält (*d*). Ein am Ende des sackförmigen Netzes verborgener Mann lässt Lockrufe ertönen, während sein Gefährte die herbeigelockten Vögel in das Netz treibt[1]). Da keine wilden Vögel zur Stelle waren, so wurde der Versuch mit Hühnern gemacht. Der Eintreiber verbirgt sich hinter einer jener niedlichen Zwergkühe (Fig. 8 und 9), die nicht grösser als Neufundländer Hunde sind[2]). Sein Körper ist im rechten Winkel gebogen und durch das Thier verdeckt; selbst die Beine bleiben meist verborgen, den Kopf deckt ein flacher Schirm; die Hand ruht auf dem Rücken der Kuh und giebt ihr mittelst der Finger Zeichen, ob



Zwergkühe der Katumarathis.

sie vorwärts, ob seitwärts schreiten, oder still stehen soll. Verborgen hinter dem Thiere, das jedem seiner Winke gehorcht, beschleicht der Mann die herbeigelockten Vögel und drängt sie, indem er sich in Zickzack-Curven nähert, allmählich in das Netz.

Es fing an dunkel zu werden; die höchste Kunstleistung, der Schakalfang, wurde daher auf den folgenden Tag verschoben. Mit Recht war sie für den Schluss aufgespart worden. Bei der ersten Aufführung übernahm ein Hund, und als sie da capo verlangt wurde, ein gewandter Knabe die Rolle des Schakals. Wir mussten uns einen dichten Wald vorstellen; eine Reihe zusammenhängender Fussschlingen wurde mittelst Pflöcken im Boden befestigt. Ein an der Erde hockender Mann verbirgt sich hinter einem trockenen starren Ziegenfelle, das er wie einen Schild mit beiden

1) Ein Exemplar der Geräthe befindet sich im Museum für Völkerkunde.

2) Durch General-Consul Schönlank sind dem Berliner zoologischen Garten mehrere zum Geschenk gemacht worden.

Händen vor sich hält. Zuerst ahmt er das Gackeln von Hühnern nach, dazwischen lässt er einzelne, wie aus weiter Ferne kommende Schakalrufe ertönen, diese werden allmählich lauter, als näherte sich ein Schakal. Lässt, durch dieses Verfahren getäuscht, ein wirklicher Schakal seine Stimme hören, so wird er durch dieselben Mittel allmählich näher gelockt; dazwischen rasselt der Mann mit dem Fell und die imaginären Hühner kreischen immer lauter, als wäre ihr letzter Augenblick gekommen. Die gierige Fresslust des Schakals wird dadurch auf das Höchste gereizt. Aus Furcht, zu spät zu kommen, stürzt er, alle Vorsicht bei Seite lassend, nach dem Orte, wo er als ungebetener Gast an der Mahlzeit theilzunehmen hofft. Ohne sich zu zeigen, springt der Mann nun in hockender Stellung von Busch zu Busch; das Rasseln des Ziegenfelles, der Angstschrei der Hühner, der Lärm, der das Erwürgen der Thiere zu begleiten scheint, wird immer lauter; bald kommt er von rechts, bald von links, bald von hinten; vergeblich stürzt der Schakal nach allen Seiten, bis er in einer Fussschlinge hängen bleibt und mit einem mit eisernen Ringen versehenen Prügel todt geschlagen wird. Andere Waffen führen die Katumarathis nicht. Tiger und Leoparden vertreiben sie durch eigenthümliches Schreien; zuweilen gelingt es ihnen, sie in Fallen zu fangen.

Von einer ähnlichen Kaste in Kamatik erzählt Buchanan (A Journey from Madras . . I, 7):

> „Die Chensu-Carir haben weder Haus noch Feld, sie fangen Vögel und Wild. Termiten sind eines ihrer Hauptnahrungsmittel. Jedermann hat auch eine Kuh, die wie ein Pürschpferd abgerichtet ist; mit ihrer Hülfe nähert er sich dem Wilde und erlegt es mit Pfeilen. Ihre einzige Kleidung sind Baumblätter . ."

Mr. Sinclair[1]) erwähnt die Phansi-Paradhis, eine Kaste im Dekan, von wunderbarer Geschicklichkeit, um Thiere in Pferdehaar-Schlingen zu fangen. Er hat sie allerlei Gethier, von einer Wachtel bis zum Riesenhirsch (Cervus rusa) fangen sehen. Auch sind sie sehr geschickt, durch Untergraben einer Mauer in ein Haus zu dringen, um zu stehlen.

. . . Die Baories, von sehr niederer Rasse, jedenfalls ein Rest der Urbevölkerung, äusserst geschickt, Wild in Netzen zu fangen, verstehen ganz vorzüglich, den Ruf der Wachteln nachzuahmen, richten Rebhühner als Lockvögel ab, die ihnen wie Hunde folgen. Es ist interessant zu sehen, wie diese geschulten Vögel andere in das Verderben locken und anscheinend ihre Freude daran haben (The people of India, vol. VI, 190.). Eben so perfide benehmen sich zahme Elephanten bei dem Einfangen der wilden.

---

1) Indian Antiquary III, 185.

Sitten und Gebräuche der Katumarathis. Bei der Geburt steht die Frau, hält sich mit den Händen an der Querstange des Zeltes, ein hinter ihr stehendes Weib leistet ihr Beistand. Das neugeborene Kind wird von der Mutter eigenhändig mit warmem Wasser gewaschen. Der Mutter wird sofort und 5 Tage lang täglich ein Mal ein Pulver eingegeben, bestehend aus Ingwer, Capsicum, Palmenzucker, Ghi[1]) und Chireta-Wurzel[2]). Zwei Monate lang muss sie in einem abgesonderten Zelte zubringen. Ein Paar alte Schuhe neben ihrem Lager schützen sie und ihren Säugling gegen das böse Auge und halten böse Geister fern. 30 Tage lang wird das Kind täglich mit warmem Wasser gewaschen, nach etwa einem Jahre erhält es den ersten Reis oder Ragi, es pflegt zwei, selbst vier Jahre lang gesäugt zu werden, erhält aber nebenbei Ragi-Brei. Während der ersten fünf Tage wird auch der Kopf des Kindes von der Mutter gepresst, damit er schön rund und hoch werde. Die Nase wird seitlich zusammengedrückt, das Gesicht mittelst der kräftig aufgedrückten Handflächen von vorn nach hinten gestrichen. Kneten der Arme und Beine bildet den Schluss.

Am 5. Tage findet das Fest der Namengebung statt: der Name wird von irgend einem Verwandten, gewöhnlich von der Grossmutter, gegeben. An demselben Tage wird das Kind zum erstenmale vom Barbier geschoren, dann alle 4 bis 6 Wochen bis zum 12. Jahre. Wechselt das Kind die Zähne, so gilt es für 7 Jahre alt; von da an werden bis zum 12. Jahre die Jahre gezählt, später nicht mehr.

Menstruirende Weiber müssen ihr Zelt verlassen und 6 bis 8 Tage lang im Freien zubringen. Gegen Sonnengluth und Regen haben sie keinen anderen Schutz, als Waldbäume oder die Schatten- oder Leeseite eines Zeltes, das sie aber nicht betreten dürfen. Ein Mädchen, das zum ersten Male menstruirt, wird am 6. Tage gewaschen, geschmückt und von Zelt zu Zelt geführt, jeder schenkt ihr etwas.

Die Heirathen werden durch die Eltern vermittelt. Die Braut ist zuweilen 5 bis 6, zuweilen auch 12 bis 14 Jahre alt, der Bräutigam 3 bis 5 Jahre älter. Die Eltern des Bräutigams sollen den Brauteltern 24 Rupies zahlen, bevor das Tali um den Hals der Braut gebunden werden darf. Da aber in der Regel so viel baares Geld nicht vorhanden ist, so verpflichten sie sich, zur Tilgung der Schuld jährlich wenigstens 1 Rupie abzuzahlen. Hat der Schuldner eine heirathsfähige Tochter, der Gläubiger einen Sohn, so pflegt man sie zu verheirathen: die bereits geleisteten Ratenzahlungen müssen dann zurückerstattet werden, was gewöhnlich auch wieder in Jahresraten von 1 Rupie geschieht.

1) Ghi, geklärte Butter.

2) Chireta (Ophelia chireta, Agathotes chirayta), ein besonders von Europäern in Indien als blutreinigend viel gebrauchtes, sehr gepriesenes Heilmittel bei Fieber und Hautkrankheiten.

Dem Sterbenden wird von einem Kinde ein letzter Trunk gereicht. Die Leiche wird gewaschen, geölt, gekleidet, mit Blumen geschmückt etwa 1 *m* tief begraben. Man zählt die Verdienste des Dahingeschiedenen auf und beklagt ihn laut. Das Grab erhält kein besonderes Abzeichen.

Zwölf Tage nach dem Tode aber findet am Grabe ein gemeinschaftliches Mahl der Verwandten und Freunde statt. Die Seele geht nicht um. Gespensterfurcht und Teufelsdienst sollen die Katumarathis nicht kennen. Sie verehren Minatschi (die Fischäugige, ein Name der Kali), dieselbe Göttin, welcher der prachtvolle Tempel[1]) in Madura geweiht ist.

V.

Nayadi.

Eines Tages, als ich mit einem Baseler Missionar in der Nähe von Katakal, östlich von Calicut, querfeldein ging, erblickten wir einen Nayadi, der sich alsbald scheu zurückziehen wollte. Mit Mühe gelang es meinem Begleiter, ihn heranzulocken. Zögernd, mit tief gebeugtem Oberkörper, fast kriechend, nahte er sich, beide Hände vor dem Munde haltend, damit sein Athem uns nicht verunreinige. Nach altem Brauche in Malabar müssen Nayadis den höheren Kasten auf 72 Schritte ausweichen. Eine Folge davon ist, dass sie das ruhige Sprechen fast verlernen. Alle Antworten auf unsere Fragen erhielten wir schreiend.

An einer Schnur, mit der sein einziges Kleidungsstück, ein dürftiger Schamlappen, befestigt war, trug er zwei kleine messingene Götzen, wie Siegelringe gestaltet[2]). Der Platte gegenüber, die bei unseren Ringen als Petschaft dient, ragte aus dem einen Ringe (Fig. 10) eine plumpe, etwa 2 *cm* hohe Büste hervor; sie heisst Tayen Karenavan und stellt den verstorbenen Vater des Trägers dar. Der andere Ring (Fig. 11), mit zwei dergleichen Figürchen, versinnlicht die verstorbenen Grosseltern. Die Verwandten verwandeln sich nach ihrem Tode in Dämonen und müssen täglich vor der Mahlzeit durch religiöse Ceremonien (pudscha) versöhnt werden, damit sie den Hinterbliebenen keinen Schaden zufügen.

Mein Begleiter, der die verschiedenen Volksdialekte von Malabar ge-

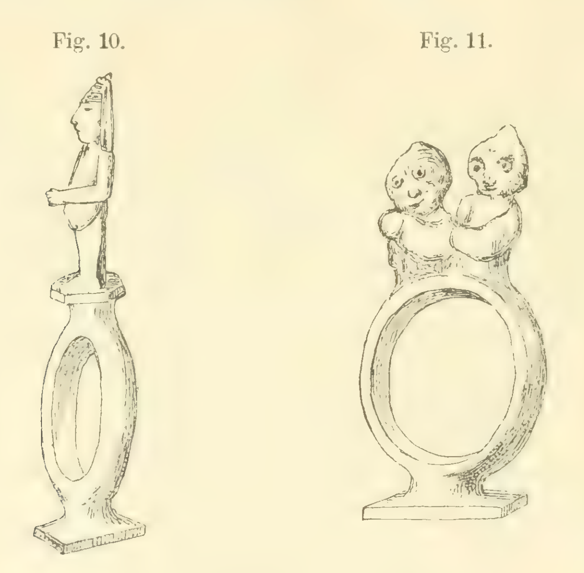
1) Aus diesem Tempel stammt eine im Museum für Völkerkunde aufgestellte, reich geschnitzte Thür. Ein Bankier liess das in Holz ausgeführte Kunstwerk durch eines in Marmor ersetzen, damit ihm dieses mit beträchtlichem Geldopfer verbundene „verdienstliche Werk“ in seiner nächsten Existenz zu Gute komme. So gelang die Erwerbung.

2) Museum für Völkerkunde W. K. 54. 54.

läufig spricht, bewog den Nayadi, die Ceremonie vor uns aufzuführen und ihre Bedeutung zu erklären.

Vor der Mahlzeit treten die anwesenden Familienglieder zusammen; der älteste Mutterbruder, in dessen Ermangelung der älteste Sohn, steckt beide Ringe auf den Zeigefinger der rechten Hand, faltet die Hände und streckt die Arme nach der Sonne aus; darauf berührt er die Erde, dann seine Stirn. Er blickt nach Westen und zwar nach einer besonderen Stelle, wo angenommen wird, dass die Geister der Verstorbenen sich aufhalten. Wenn thunlich, wird ihnen zu Ehren auch ein Lämpchen dort angezündet. Der Betende geht dann im Kreise herum und streckt den Geistern die rechte Hand entgegen. Erst nachdem diese Feierlichkeit stattgefunden, darf die Mahlzeit genossen werden.

Fig. 10. Fig. 11.



Götzenbilder der Nayadi.

Ein krankes Kind gilt für besessen; in solchem Falle wird der Pâlabaum geschlagen[1]), an dessen Fuss die bösen Geister hausen.

Die Sonne gilt als Schöpfer und wird Patecha (geschaffen habender) tamburan (Selbstherr) genannt. Sonne sowohl als Mond werden bei ihrem Aufgange begrüsst. Niemals darf der Sonne bei Verrichtung der Nothdurft der Steiss zugekehrt werden. Schlangen sind heilig, werden nie getödtet, auch wird ihnen Pudscha erzeigt.

Männer sollen 30 bis 35, Frauen 18 bis 20 Jahre alt sein, wenn sie heirathen. 6 bis 7 Kinder in einer Ehe sind nicht selten.

Der Bräutigam hat für seine Braut 16 Fenam zu $4^3/_4$ Annas = 9,50 Mk. an deren Vater und Bruder zu zahlen (danach würde der Fenam in

1) Pala, tamil für Sideroxylon, auch für Alstonia.

Calicut etwa doppelt soviel gelten, als in Trovancore) und Kleider, d. h. Lendentücher, an die Braut und deren Mutter. Einen Monat darauf findet die Hochzeit, d. h. Bewirthung der Kastengenossen statt.

Da der Nayadi ein Sclave und besitzlos ist, so trägt sein Herr die Kosten der Heirath.

Die Nayadis haben die Felder gegen Vieh und wilde Thiere zu schützen. Sie erhalten dafür nach der Ernte eine geringe Menge Paddi (Reis in der Hülse) und ausserdem an den beiden grossen Festtagen Onom und Vischu Geschenke, und zwar am Onomfeste ein Mundu (Lendentuch), eine Cocosnuss, 3 Utangan Paddi und $^1/_4$ Quart Oel. Am Vischufeste dasselbe, mit Ausnahme des Lendentuches; der Werth eines Mundu ist etwa 45 Pfg.

Die Leistungen der Nayadis scheinen sich auf Fernhalten des Viehs von den Reisfeldern zu beschränken, — ein Geschäft, das gewöhnlich von den Frauen besorgt wird, während der Mann als Bettler herumzieht. Sind keine Reisfelder zu hüten, so betteln beide.

Ich bot dem Nayadi ein Geldgeschenk und bat ihn, mir seine Götzen zu überlassen. Er ging darauf ein. Um aber noch mehr Auskunft von ihm zu erhalten, händigte ihm mein Begleiter, der die Kasse führte, nur einen Theil des Geldes auf Abschlag ein und forderte ihn auf, den Rest in unserer Wohnung abzuholen, wo er noch eine besondere Belohnung erhalten solle, falls er unsere weiteren Fragen so willig, wie die früheren, beantwortete.

Der Nayadi versprach es. Bis zu meiner Abreise aber hatte der Arme, der mir das Kostbarste, was er besass, ausgehändigt, selbst im Dunkeln nicht gewagt, sich dem vor der Stadt gelegenen Hause zu nähern. Hoffentlich ist es dem Missionar später gelungen, ihn aufzufinden. Mir entging dadurch die Gelegenheit zu weiterem Verkehr mit dieser schwer zugänglichen Kaste. Zur Ergänzung des Obigen füge ich einige Notizen von Dr. Buchanan und Lieutenant Conner bei.

Nach Buchanan[1]) gelten die Nayadis für so unrein, dass selbst ein Sclave sie nicht berührt. Sie verweigern jede Arbeit. Ihre einzige lohnende Beschäftigung ist, Felder gegen Vieh und wilde Thiere zu schützen. Sie sammeln wilde Wurzeln, können aber weder Fische noch Wild fangen. Zuweilen erhaschen sie eine Schildkröte oder fangen ein Krokodil an einem Haken, beides grosse Leckerbissen für sie. Betteln ist ihr Hauptgewerbe. Gewöhnlich ziehen sie in Rotten von zehn bis zwölf Personen in einiger Entfernung von der Strasse umher und heulen, wenn sie einen Wanderer erblicken, wie ein Trupp hungriger Hunde. Wer ihnen aus Mitleid etwas geben will, legt es nieder und entfernt sich. Die Nayadis heben es auf, wenn er fort ist. Sie verehren eine

1) A Journey through Mysore II, 414.

Göttin Mala-Deiva und opfern ihr Hühner im März. Sie begraben ihre Leichen. Heiraths-Ceremonien finden nicht statt, aber Mann und Frau leben zusammen; Ehebruch soll nie vorkommen.

Aehnlich berichten Lieutenant Conner[1]) und Dr. Caldwell[2]). Nach ihnen heisst Nâyàdi einer, der mit Hunden jagt, Nàyadi ein Hundeesser. Vornehmen Kasten müssen sie auf 72, Pulayers auf 36, Kanigars auf 24 Schritte ausweichen.

VI.

Uaddar.

Die Uaddar (Wuddar, Wudduvar) sind ein südindischer Wanderstamm. Sie leben unter Zelten von Matten, die sie aus Riedgras und Bindfaden so dicht weben, dass selbst heftige Regengüsse nicht durchdringen. Schnell ist ihr Lager aufgeschlagen und abgebrochen. Es giebt zwei Klassen von Uaddar: die einen (Gadwadaris) verrichten besonders Stein-, die anderen Erdarbeiten. Erstere verstehen die Kunst vom Granit durch Feuer Platten abzuspalten, die sie dann zu Bausteinen mit glatten Bruchflächen verarbeiten. Auch grosse Monolithe verstehen sie zu brechen, indem sie 2 bis 3 Zoll tiefe Löcher in den Fels schlagen, stählerne Keile einsetzen und darauf hämmern, bis das Gestein springt. Es ist dies angeblich dasselbe Verfahren, wie in den grossen Steinbrüchen Aegyptens. Sie führen Mauern aus Stein und Lehm auf, machen Mühlsteine, Steinmörser u. s. w. Ihren Namen haben sie von den kleinen Karren (Gad), in welchen sie die Steine fahren.

Die Erd-Uaddar (Mat wadaris) verrichten nur Erdarbeiten, bauen Strassen, Dämme u. s. w. und arbeiten gewöhnlich im Kontrakt. Das Verfahren, Erdarbeiten nach dem Kubikinhalte zu messen, ist ihnen ganz geläufig. Kaum ist ein Kontrakt mit dem Vormann (Naìk) einer Gruppe geschlossen, so gehen alle, Männer, Weiber und Kinder, an das Werk. Sie schleppen die Erde in selbstgeflochtenen Körben und arbeiten abwechselnd Tag und Nacht. Ihre Leistung ist überraschend.

Die Uaddar sind ein Rest der Urbevölkerung; sie sprechen tamil, telegu oder canaresisch. Sie essen fast Alles, grosse Eidechsen, Ratten, Schlangen, nur nicht Fleisch von der Kuh oder von Thieren, die an einer Krankheit gestorben sind. Ein dicker Brei oder ein Gebäck von Hirse oder dergleichen, reichlich mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, ist eine Lieblingsspeise.

Nach Buchanan ziehen die Uaddar (Woddar) auch in Ochsenkaravanen durch das Land und handeln mit Salz und Korn.

1) Madras Journal 1833, I. 7.

2) Comparative Grammar of Dravidian languages 2d. Ed. 550.

Obige Notizen sind dem amtlichen People of India und dem Indian Antiquary entnommen. Ich lernte die Uaddar in Madras kennen, wo deren eine grosse Zahl als Strassenkehrer beschäftigt ist. Ebenso, wie die Pariahs, denen sie im Range wohl ziemlich gleich stehen, müssen sie ausserhalb der Stadt hausen. Einige ihrer Wohnungen entsprachen obiger Beschreibung, aber auch Hütten von Lehm, mit Palmblättern gedeckt, oder ganz aus Palmblättern, waren nicht selten. Von aussen sahen einige der letzteren recht malerisch aus (Fig. 12). Wie sie im Innern beschaffen sind, wissen wir nicht, da einem kastenlosen Europäer der Eintritt nicht gestattet ist. Selbst Lady Napier, der Gemahlin des Gouverneurs von Madras, war der Zutritt verweigert worden. Im Uebrigen sind die Uaddar gutmüthig und friedfertig. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel (42, auch 41, selten 34 der Brocaschen Tafel). Die Männer sind meist von kräftigem Wuchs, einige Weiber sollen schön sein; diejenigen, welche ich sah, waren hässlich und schmutzig. Die Kinder sahen meist kränklich aus; viele litten an eiternden Augen.

Als ich eines Tages eines ihrer Dörfer besuchte, fand ich viele Männer faul auf dem Rücken liegend. „Wir sind heut alle betrunken", gestanden sie, „da wir gestern sehr viel Geld bekommen haben." Sie hatten ihren Wochenlohn = 2 Mk. 50 Pf. erhalten und 25 bis 50 Pfg. davon in Palmbranntwein vertrunken. In der Regel aber sind sie sehr fleissig. Die Weiber verrichten dieselbe Arbeit, wie die Männer, und erhalten 25 Pfg. als Tagelohn.

Mehr noch, als diese Lohnsätze, zeigt die Art, wie die Uaddar ihre freien Stunden verwenden, den geringen Werth der menschlichen Arbeit in der Hauptstadt Südindiens. Sie sammeln den Schlamm der Rinnsteine; in den Gassen, wo Goldschmiede und Geldwechsler wohnen, kratzen sie ihn sogar mit einem eisernen Nagel und einer Herzmuschel aus den Fugen der gemauerten Rinnsteinsohle heraus und lassen ihn von den Weibern nach ihrem Dorfe tragen. Hat sich eine hinreichende Masse angesammelt, etwa nach einem Monate, so wird er einer sorgfältigen Wäsche unterworfen, um das darin enthaltene edle Metall zu gewinnen. Sowohl seines Ursprunges, als seines geringen Gehaltes wegen, verdient er in vollem Maasse die Bezeichnung, welche die Californier selbst ihren reichsten Goldsanden geben (dirt).

Der in den Körben *A* (Fig. 13) aus der Stadt zusammengetragene Schlamm bildet mehrere Haufen *B*. Daneben graben die Weiber ein Loch von etwa 1,50 *m* Durchmesser *C*, und füllen es mit Wasser, das sie im Topf *N* herbeitragen. Eine schmale Rinne *D* vermittelt den Abfluss des überschüssigen Wassers. Nach diesen Vorbereitungen wird ein Theil des Strassenschmutzes *B* von einem Weibe mit der Hacke *H* in einen Korb *A* gefüllt und in die Pfütze *C* geworfen. Ein daneben sitzender Mann schöpft ihn als sehr flüssigen Schlamm mit einer kleinen Schale *E*

in eine zu seiner Linken stehende, schwach geneigte flache Holzrinne *F* (in Californien, wo dergleichen Rinnen ebenfalls, namentlich bei chinesischen Kulis in Gebrauch sind, nennt man sie Long-Tom), giesst mittelst der Schale *E* Wasser darauf und wäscht ihn mit der Linken, so dass der leichtere Sand in die Pfütze *C* zurückfliesst. Nur eine sehr geringe Menge schweren, eisenreichen Sandes bleibt als dünne, schwarze Schicht auf dem

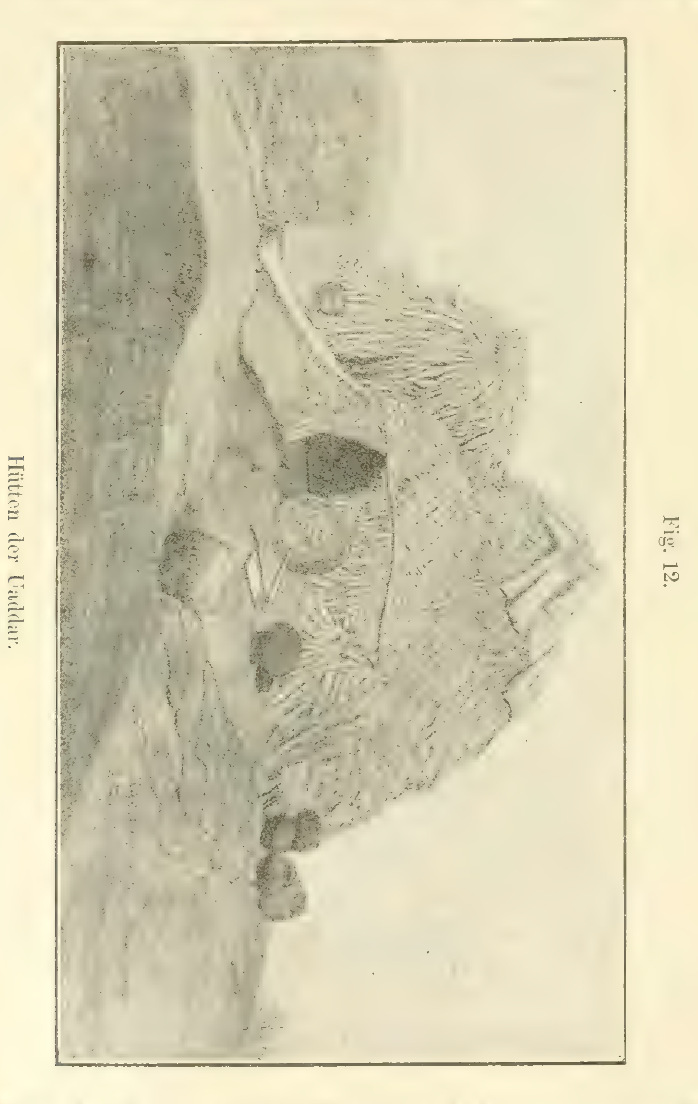


Fig. 12.

Hütten der Uaddar.

rauhen Boden der Rinne zurück. Hat diese Ablagerung einige Dicke erreicht, so wird sie in einen Topfscherben *G* gespült und von einem andern Manne mit grosser Sorgfalt in flachen Scherben *j* weiter geschlämmt (Fig. 14). Alle dabei zum Vorschein kommenden Metallstückchen werden auf die Seite gelegt und sortirt. Im günstigen Falle zeigen sich endlich Spuren eines feinen gelben Pulvers, das mit Quecksilber amalgamirt wird.

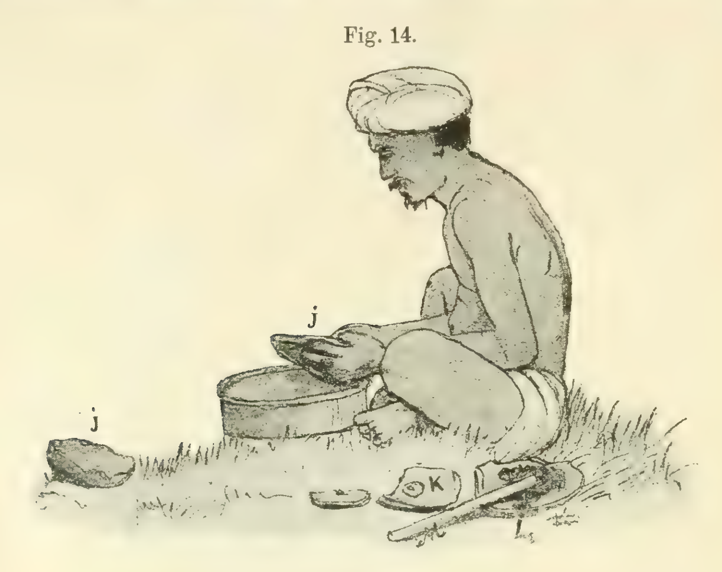
Fig. 13.



Goldwäscherei der Uaddar.

Nachdem das überschüssige Quecksilber durch ein Läppchen ausgepresst worden, wird das Amalgam auf einer kleinen Scherbe von der Grösse eines Markstückes *K*, die als Schmelztiegel dient, auf Scherbe *L* mit Blasrohr *M* zu einem Kügelchen geschmolzen, wobei das Quecksilber verdampft. Bei dem Schlämmen und Schmelzen, welchem ich zuzusehen Gelegenheit hatte,

Fig. 14.



Goldwäscher.

waren 2 Männer und 2 Frauen 4 Tage lang beschäftigt. Der Durchschnittsertrag einer solchen Goldwäsche wurde auf 5 bis 6 Rupies (10 bis 12 Mk.), 62,5 bis 75 Pf. für das Tagewerk, angegeben, wobei aber das Sammeln und Heranschaffen des Strassenschmutzes während eines Monats nicht mitgerechnet ist[1]).

VII.

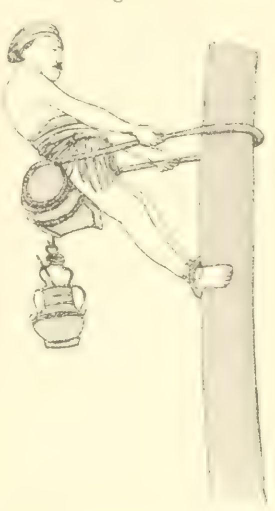
Schanar.

Hinter den Hütten der Uaddar liegt ein Cocoshain, in welchem Schanar beschäftigt sind, den aus den Blüthenkolben der Palme quellenden süssen Saft zu sammeln, zu welchem Zwecke sie die Bäume zweimal täglich bis unter die 30 bis 40 Fuss hohe Blattkrone erklimmen. Der Schanar von Madras verfährt dabei auf folgende Weise (Fig. 15). Er stellt eine leichte, 3 *m* lange, sehr schmale Bambusleiter, deren obere Enden durch ein Polster von Cocosfasersäcken verbunden sind, steil gegen den Baum, schlingt, nachdem er die oberste Stufe erstiegen hat, ein aus Cocosfaser gedrehtes, mit Pandanusstreifen umwickeltes, 2,35 *m* langes Seil um den Stamm und seinen Oberkörper und ver-

1) Die kleineren Geräthe der Uaddars und Proben des gewonnenen Goldes sind im Museum für Völkerkunde aufgestellt.

knüpft beide Enden, sodass ein geräumiger Ring entsteht. Nachdem er einen viel engeren Ring aus gleichem Stoff (30 *cm* Durchmesser) um seine Füsse geschlungen, setzt er die Fussohlen gegen den Stamm, sodass sich die Hacken berühren, die Fussspitzen nach auswärts gerichtet sind. Man könnte sagen, er packe den Stamm mit seinen Sohlen, so festen Halt bekommen diese durch den Seilring, der sie verhindert, aus einander zu gleiten. Lehnt er dann seinen, durch den grossen Seilring gehaltenen Oberkörper nach hinten, so haftet er so fest an dem Baume, dass er die Arme frei bewegen kann. Um höher zu steigen, schiebt er das grosse Seil unter seine Achselhöhlen und möglichst hoch hinauf am Baume, dann fasst er es mit beiden Händen, rückt die Fusssohlen weiter nach oben, und streckt, indem er sich rückwärts lehnt, die Beine gerade, wobei der glatte Körper um die Strecke vom Nacken bis zum Becken aufwärts gleitet, während das Seil an dem rauhen Stamme der Palme festsitzt. Der Seilring wird dann wieder unter die Achseln geschoben, und so weiter. Damit Hände und Füsse besser haften, werden sie mit Toddy (dem zuckerhaltigen Safte der Palme) befeuchtet. Die Fussknöchel sind durch Lederpolster geschützt. Unter der Blattkrone angelangt, macht der Schanar seinen Seilring fest, sodass er während der Arbeit darin sitzen kann. Die Blüthenknospe der Cocospalme ist, wie die des türkischen Weizens, von einer Blüthenscheide (Spadix) umhüllt, die sich später öffnet. Will man aber Zuckersaft statt der Früchte von der Palme erhalten, so muss der Blüthenkolben zugeschnürt und täglich vorsichtig geklopft werden. Zum Schnüren dienen schmale Streifen von Cocosblättern, zum Klopfen ein schwerer, anderthalb Spannen langer Knüppel, welcher vorzugsweise aus dem durch Concretionen sehr verdichteten Kerne eines Tamarinden-Stammes angefertigt wird[1]. Von der Art des Klopfens hängt, wie es scheint, der mehr oder weniger reichliche Ausfluss des Saftes ab; desshalb wird das Klopfholz mit abergläubischer Rücksicht behandelt, und sogar von Zeit zu Zeit, wie ein Idol, durch „Pudscha“ verehrt[2]). Es kostete einige Mühe, um einen Schanar zum Abtreten eines solchen Klopfholzes zu überreden.


Fig. 15.


Palmenklimmer.

1) Dieser Kern ist so hart, dass er auch statt Eisen zu dem Stifte verwendet wird, auf welchem die Töpferscheibe sich dreht.

2) Die Sitte, dem Handwerkszeug an gewissen Tagen feierlich zu opfern, herrscht bei vielen Handwerker-Kasten in Indien.

Nach diesen Vorbereitungen wird die Spitze des Blüthenkolbens mit dem stets sehr scharf gehaltenen breiten Messer angeschnitten und ein Topf darunter aufgehängt. Es dauert einige Tage, bis der Saft zu fliessen beginnt. Da durch Verdunsten auf der Schnittfläche der Saft verdickt und sein Ausfluss gehemmt wird, muss täglich ein neuer Anschnitt gemacht werden, auch das Klopfen wird täglich wiederholt. Wenn, nach Verlauf eines Monates etwa, das „Bluten" nachlässt, hat sich bereits wieder eine neue Spadix gebildet, sodass die Ausbeutung selbst eines einzelnen Baumes in der Regel keine Unterbrechung erleidet. Häufig sieht man daher zwei Töpfe an den Palmen hängen.

Der Saft geht bald in Gährung über und durchläuft schnell ihre verschiedenen Stadien vom Zuckersyrup bis zum Essig. Auf einer der Zwischenstufen, wo auch reichlich Kohlensäure frei wird, erinnert er auffallend an Berliner Weissbier. Ist der Saft zur Zuckerbereitung bestimmt, so wird er an demselben Tage eingesotten, an welchem er gesammelt worden: auch wirft man zur Verhütung des Sauerwerdens etwas Aetzkalk in die Sammeltöpfe.

Die Tier und Iluvar[1]), welche an der Westküste dasselbe Gewerbe treiben, wie die Schanar bei Madras, benutzen zum Erklimmen der Palmen zwei Seilringe, gleich dem Fussringe der Schanar, den einen für die Füsse in der beschriebenen Weise, den andern für die Hände (Fig. 16), um sich ruckweise am Stamm emporzuschwingen. Zum Klopfen des Blüthenkolbens sah ich bei ihnen den mit Blei ausgegossenen Schenkelknochen des Sambarhirsches (C. hippelephas) in Verwendung.

Die Schanar von Tinnevelly beuten die Palmyrapalme aus und benutzen nur einen Seilring für die Füsse, auch klopfen sie die Spadix nicht, sondern pressen sie mit einer hölzernen Zange.

Einen ähnlichen Seilring, wie die Schanar von Madras, jedoch ohne Fussring, benutzen die Dattelpalmenzüchter von Elche in Spanien (Abbildung im Tour du Monde 1864 II, 16.) Dieselbe Vorrichtung, aber von Leder, ist bei den Indianern von Columbia im Gebrauch, um die hohen Wachspalmen der Anden zu erklimmen und das die Oberfläche des Stammes bedeckende Wachs abzuschaben (ibid. 1879 I, 102); ebenso am unteren Niger, wie die geschnitzte Figur auf der von Herrn Flegel eingesandten Thür im Museum für Völkerkunde zeigt, und ebenfalls am Gabon, nach einer sehr rohen Holzschnitzerei in der Exposition permanente des Colonies françaises in Paris zu schliessen.

Ein in der Christy-Sammlung in London vorhandenes, von der Westküste von Afrika stammendes Figürchen in sehr rohem Messingguss zeigt die dort zum Ersteigen der Palmen benutzte Vorrichtung: zwei an ihren Enden mit Oehsen versehene Stricke (Fig 17). Das eine Ende wird als Schleife um den Stamm geschlungen, die Oehse am anderen Ende dient

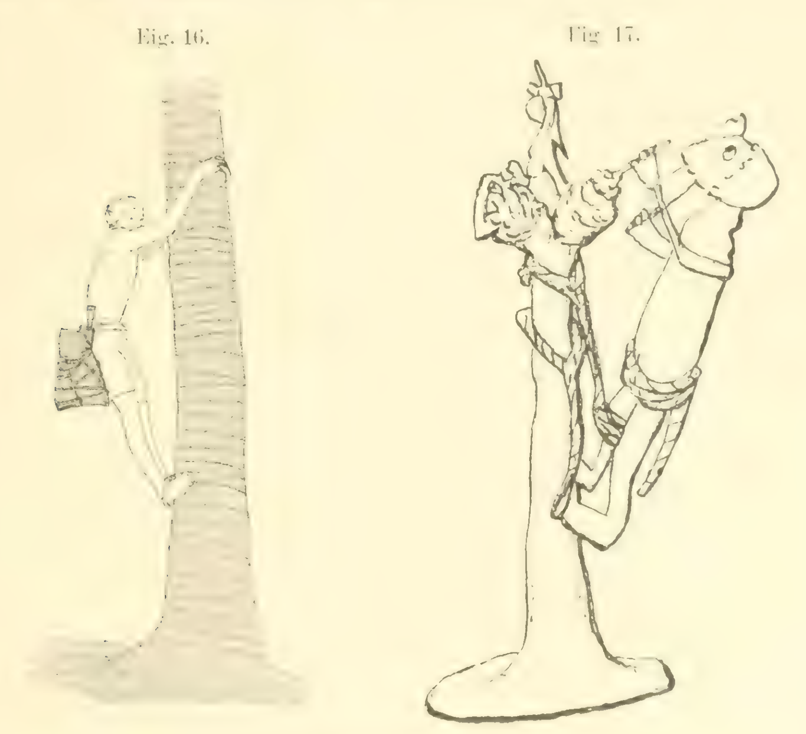
1) Die Geräthe der Schanar und Tier sind im Museum für Völkerkunde ausgestellt.

als Steigbügel oder als Stütze des Knies. Während der eine Strick die Last des Körpers trägt, kann der andere weiter aufwärts geschoben werden.

In Laos bindet man mit Streifen spanischen Rohres Bambuslatten quer an den Stamm und schafft so eine bequeme Leiter, um die hohe Palmyrapalme zu ersteigen[1]).

In den Philippinen werden die in Betrieb befindlichen Cocospalmen häufig durch Bambusstangen verbunden, die paarweise über einander von einer Baumkrone zur andern reichen. Der Arbeiter schreitet auf der unteren und hält sich mit den Händen an der oberen. In Ceylon sah ich zu demselben Zweck Stricke von Cocosfaser statt Bambus verwendet, ebenso an der Westküste von Vorderindien.

Fig. 16. Fig. 17.



Palmenklimmer.

Thévenot beschreibt ausführlich[2]) die Gewinnung des Saftes der „Cadgiour"-Palme (Phoenix dactylifera). Der Klimmer benutzte einen weiten Ledergurt, der ihn und den Baum umspannte, und machte einen horizontalen und einen schräg nach unten gerichteten, bis auf das Mark reichenden Einschnitt in den Baum, aus welchem der Saft in ein Bambusrohr floss. Aehnlich verfuhr man nach Buchanan[3]) bei Gewinnung des Saftes der wilden Dattelpalme.

1) Tour du monde 1870/71 II 360, 367.

2) Thévenot, l'Indostan. Paris 1664.

3) A Journey through Mysore I. 393.

Bei Calcutta sah ich wilde Dattelpalmen angebohrt; der Saft tropfte durch ein in dem Bohrloch steckendes Rohr in einen Topf. Die Bhandaris erklimmen die Cocospalmen mit Hülfe von Einschnitten, die sie in Entfernungen von $2\frac{1}{2}$ Fuss in den Stamm machen, gebrauchen aber keine Stricke[1]. —

In Tinnevelly hatte ich Gelegenheit, Einiges über Sitten und Gebräuche der Schanar aus guter Quelle zu erfahren. Sofort nach der Geburt erhält das Kind etwas Palmenzucker in Wasser gelöst und wird mit kaltem Wasser gewaschen. Dann wird der Körper mit Oel eingerieben. 16 Tage wird der Kopf des Kindes von der Hebeamme gepresst, um ihn hoch und rund zu formen; die Nase wird schmal zusammengesperrt, die Ohren werden in die Länge gezogen. Zehn Tage bleiben Mutter und Kind allein im Hause, alle anderen draussen; dann wird das Haus gereinigt, die Oberfläche der Erde entfernt, neue aufgetragen und mit Kuhmist getüncht. Die alten Töpfe werden fortgeworfen, durch neue ersetzt, Gäste eingeladen und mit Reis, Betel und Arak bewirthet. Am 16. Tage wird dem Kinde ein Name gegeben. Im dritten, fünften, siebenten oder neunten Monate wird ihm das Haar geschnitten, ohne Befragen des Sterndeuters; viele aber erhalten dann ein Horoskop auf Palmyrablatt. Ist ein Mädchen reif geworden, so wird für sie ein besonderer Raum in der Hütte abgegrenzt oder eine besondere Kammer bestimmt, falls deren mehrere vorhanden sind. 16 Tage lang wird sie täglich gebadet. Am 16. Tage wird ein Fest gegeben. Ist das Mädchen, wie gewöhnlich, verheirathet, so bezieht sie nun das Haus des Ehemannes. Die Brauteltern schenken einigen Schmuck. Im siebenten Monate der Schwangerschaft wird wiederum ein Fest gegeben. — Weder Vielweiberei oder Vielmännerei. Wittwer oder Wittwen dürfen heirathen.

Zur Zeit meiner Anwesenheit wüthete die Cholera im Madura-Distrikt und täglich wurden Tänze aufgeführt, um Kali-Amén, die Gebieterin der Seuche, zu versöhnen. Eines Abends sah ich einen solchen Tanz am jenseitigen Ufer eines flachen Flusses von Schanars aufführen. Auf einen Wink meines Begleiters durchwatete die ganze Gruppe, gegen zwanzig, vorwiegend Weiber und Kinder, den Fluss und tanzte vor meinen Augen. Nachdem sie eine Belohnung erhalten, setzten sie den Tanz am andern Ufer fort.

Die Weiber, in aufgelösten Haaren, das Gesicht mit rothem Curcumapulver bemalt, sahen sehr wild aus. Alle hielten Bündel von Margosa-Zweigen (Azadirachta indica, der Kali heilig) in der Hand und wedelten damit. Der Tanz bestand hauptsächlich in rhythmischer Bewegung der Füsse, Biegen und Wenden des Körpers und Hüpfen. Dazu Trommeln, Klarinetten und Fackeln.

---

1) Indian Antiquary 1882, 45.

Nach Dr. Sperschneider nehmen die Schanar an Wohlstand zu, besonders im äussersten Süden. Von dort gehen viele nach Ceylon, arbeiten in den Pflanzungen und kehren mit hinreichend Geld zurück, um für eigene Rechnung Land zu bauen. Einen grossen Theil ihrer Bedürfnisse liefert ihnen die Palmyrapalme —, die jungen Schösslinge werden gegessen. Ein ganz anderes Bild gab mir Capitain Boyd, der Polizeikommissar, den ich in Erode traf, von den dortigen Schanar. Er schilderte sie als grosse Trunkenbolde und höchst erregbar. Ein Schanar schlägt seinem Bruder, der ihn wegen einer Schuld von 2 Annas (25 Pfg.) zu dringlich mahnt, den Kopf ab, klettert dann auf einen Baum und bleibt 24 Stunden in der Krone sitzen. Ein anderer schlägt seiner Mutter den Kopf ab, weil sie nicht das Brennholz zur rechten Zeit besorgt hatte.

Besprechungen.

Ciro Truhelka (Custos am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum). Die Heilkunde nach volksthümlicher Ueberlieferung mit Auszügen aus einer alten Handschrift. (Mit einer Tafel und 4 Textabbildungen.) 4to. 17 Seiten.

Leopold Glück (Kreisarzt in Sarajevo). Skizzen aus der Volksmedicin und dem medicinischen Aberglauben in Bosnien und der Hercegovina. (Mit 11 Textabbildungen.) 4to. 63 S. (Aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Herausgegeben vom Bosnisch-Hercegovinischen Landes-Museum in Sarajevo. Redigirt von Dr. Moriz Hoernes. Zweiter Band. Wien 1894.)

Die Abhandlungen von Truhelka und Glück bieten eine höchst erwünschte Bereicherung in unserer Kenntniss der europäischen Volksmedicinen. Nicht allein, dass es sich hier überhaupt um schwieriger zugängliche Völker handelt: es kommt auch noch ein anderer Umstand hinzu, der diesen Angaben eine besondere Tragweite verleiht. Es ist nehmlich in den medicinischen Anschauungen dieser Stämme nicht zu verkennen, dass wir hier einen deutlichen Uebergang von der abendländischen zu der morgenländischen Volksmedicin vor uns haben, eine Brücke, welche uns nach dem südwestlichen Asien und nach Nord-Africa hinüberführt. Dem entsprechend tritt auch in dem Heilpersonale eine für das übrige Europa neue Persönlichkeit auf, das ist der Pisar oder Schreiber. Hat er auch mit dem Beschwörer oder Besprecher eine gewisse Aehnlichkeit und übernimmt er auch wohl nebenbei noch die Functionen des Kräutermannes, so deckt er sich doch keinesweges mit dem ersteren: denn wenn er auch die betreffenden mystischen Formeln liefert, in welchen je nach der Confession entweder Allah und Mohamed oder Maria und verschiedene Heilige eine Rolle spielen, so spricht er doch nicht selber die Beschwörung über den Kranken, sondern er schreibt dieselbe nur unter grösseren oder geringeren Förmlichkeiten auf und übergiebt sie dem Patienten oder dessen Angehörigen zum Gebrauche, der in den meisten Fällen ein äusserlicher ist. Nur bisweilen muss die Formel aufgegessen werden, zu welchem Zwecke der Schreiber sie in Brot oder Butter zu kratzen pflegt. War die Anwendung nicht von dem gehofften Erfolge gekrönt, dann sucht nicht selten der Muselmann die Hülfe des orthodoxen oder katholischen und der Christ die Hülfe des moslemitischen Pisar auf. Dass neben diesen übernatürlichen und einigen sympathetischen Heilfaktoren, wovon hier nur das Verkeilen der Krankheiten in Bäume genannt sein möge, auch noch die umgebenden Naturprodukte in Contribution gezogen werden, das bedarf kaum erst einer besonderen Erwähnung. Merkwürdig bleibt es aber immerhin dass die Bosniaken und Herzegoviner ihre Volksheilmittel fast ausschliesslich dem Pflanzenreiche entnehmen, während das Mineralreich nur sehr selten, das Thierreich fast gar nicht vertreten ist.

Truhelka verdankt seine Kenntniss dieser Verhältnisse theils selbständigem Forschen und Sammeln, theils einem geschriebenen bosnischen Receptbuche vom Jahre 1749. Auch Glück konnte einige ältere Receptbücher benutzen und in seiner Eigenschaft als Arzt mancherlei Erfahrungen sammeln. Er giebt eine alphabetische Liste von 108 Pflanzen mit ihren wissenschaftlichen und volksthümlichen Namen und berichtet, wie sie gebraucht

werden. Aus dem Capitel: „Die einheimischen Aerzte und ihre Patienten“ erfahren wir, dass noch eine reiche Schaar von umherziehenden Operateuren männlichen und weiblichen Geschlechts in diesen Landestheilen existirt, Gliedersetzer, Staarstecher, Bruchschneider und Steinschneider, und dass ihre Erfolge oft überraschende sind. Der studirte Arzt wird nur in den seltensten Fällen zu Rathe gezogen. Wichtige krankmachende Faktoren sind ausser dem bösen Auge und einigen Dämonen, welche aber im Dienste Gottes stehen, das **Verschreien** (Urok) und das Entsetzen (Strava). Sie werden in absonderlicher Weise diagnosticirt und unschädlich gemacht. Ein Abschnitt zur Kenntniss der Volksgeburtshülfe bestätigt von Neuem, dass die Weiber nicht selten allein, ohne jeden Beistand niederkommen. Sie pflegen ein relativ langes Wochenbett, nehmlich ein achttägiges, einzuhalten. Gegen Unfruchtbarkeit wird eine Menge von Mitteln empfohlen. In dem Capitel über Amulete, welches mehrere Proben von den bei den verschiedenen Confessionen gebräuchlichen bringt, begegnen wir auch einem alten Bekannten, nehmlich der in unserer Gesellschaft vielfach besprochenen Sator-arepo-Formel, hier gegen Kopfschmerz angewendet. Der bereits erwähnten Aufzählung der pflanzlichen Heilmittel sind einleitende Bemerkungen über die allgemeinen Formen ihrer Anwendung voraufgeschickt. **Max Bartels.**

Beschreibung einer von G. **Meissner** zusammengestellten Batak-Sammlung. Mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen und herausgegeben von F. W. K. **Müller**. (Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde. III. Band. Erstes und zweites Heft. Berlin, W. Spemann 1893.)

Herr **Georg Meissner** in Deli, Sumatra, hat auf mehreren Streifzügen durch die Länder der nördlich vom Toba-See lebenden, unabhängigen Batakstämme eine dadurch ungemein werthvolle ethnographische Sammlung zusammengebracht, dass sie — „entweder in natura oder im Modell — im Wesentlichen wohl fast alle Objekte enthalten dürfte, die im täglichen Leben und Treiben der Bataker eine Rolle spielen und welche im Verein mit den dazu gehörigen Erklärungen geeignet sind, die Umgebung des Batakers im Hause und im Dorfe, sein Aeusseres, seine tägliche Beschäftigung, seine religiösen Anschauungen u. s. w. zu veranschaulichen.“ Diese Sammlung hat Herr **Meissner** im Jahre 1888 dem Königlichen Museum für Völkerkunde als Geschenk überwiesen. Mancherlei Fehler, die sich in dem der Sammlung beigefügten Katalog befanden, veranlassten Herrn Professor Dr. **Grünwedel**, durch Herrn **Meissner** weitere und genauere Untersuchungen an Ort und Stelle vornehmen zu lassen, die nach und nach ein ziemlich zuverlässiges Material lieferten. Der Bearbeitung desselben hat sich Herr F. W. K. **Müller** unterzogen und bei der Herausgabe des vorliegenden Buches besonders die sprachliche Durchforschung des **Meissner**schen Materials im Auge behalten, um wiederholt darauf hinzuweisen, dass die „eigentliche Cultur der unabhängigen Bataker aus Vorderindien stammt.“ Durch die Zugabe einer grossen Anzahl von Abbildungen entstand aus dem ursprünglichen Katalog ein selbständiges Werk, welches ein Bild des Lebens und Treibens der Bataker bietet, wie es bisher nicht bekannt war. Dasselbe ist um so werthvoller, als nicht nur bei den Beschreibungen der Häuser und Hausgeräthe, der Kleidungsstücke und des Schmuckes, der Waffen, Feldbau-, Jagd- und Fischereigeräthe, Musikinstrumente, Spiele und Zaubergeräthe stets sprachliche Vergleichungen angestellt sind, sondern auch noch ausserdem ein besonderes Capitel über Sprache und Schriftproben und ein Glossar folgen. Drei Bilder, welche uns Karo-Frauen am Reisblock und an der Haussteige, sowie einen Karo-Häuptling, dessen reines Blut aber in Frage steht, zeigen, führen uns am Schluss einen Theil der Leute vor, mit denen sich das Werk beschäftigt. Die Reproduktion dieser Bilder hätte eine bessere sein können. Wir begrüssen das Werk um so freudiger, als es sich als Vorläufer eines — hoffentlich recht bald erscheinenden — „Catalogue raisonné“ des Königlichen Museums für Völkerkunde einführt. **A. Baessler.**

Dorr, R. Uebersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing, Reg.-Bez. Danzig, Provinz Westpreussen. Mit einer Fundkarte und einer Kartenskizze der muthmaasslichen Völkerschiebungen im Mündungsgebiet der Weichsel (400 v. Chr. bis 900 n. Chr.). Elbing 1893. II. Theil. Elbing 1894. Beilage zum Programm des Elbinger Real-Gymnasiums. Ostern 1893 und 1894.

Die jetzt vollständig abgeschlossene Arbeit des verdienten Forschers bringt uns willkommene Belehrung über die erfolgreiche Thätigkeit der Elbinger Alterthumsgesellschaft und das stetige Wachsthum des dortigen Museums unter der Leitung ihres jetzigen Vorstandes. — Eine Reihe neuer Fundberichte für die verschiedenen Kulturperioden wird in Verbindung mit den vielfach berichtigten und ergänzten älteren, schon bekannten zu einem Gesammtbilde vereinigt, welches eine grosse Lücke in unserer bisherigen Kenntniss der westpreussischen Vorgeschichte auszufüllen bestimmt ist. (Ueber die Entdeckung einer neuen neolithischen Fundstätte an der Hommel haben wir schon an anderer Stelle berichtet[1].) Sehr reich ist der Zuwachs aus der hallstätter und römischen Zeit, dagegen fällt der Mangel an Funden aus der eigentlichen Bronze- und La-Tène-Zeit auf, der indess durch fortgesetzte Untersuchungen sicher noch beseitigt werden wird. Wenn nun der Leser auch in jedem Abschnitt vielfache Belehrung findet, so bildet doch die römische Epoche und in derselben wiederum die Schilderung des Neustädter Feldes den Glanzpunkt der ganzen Abhandlung. Dieses Gräberfeld, welches wir aus den sorgfältigen Berichten des Herrn Direktor Anger in den Verhandlungen unserer Gesellschaft schon kennen, wurde durch die grosse Umsicht und die unausgesetzten Bemühungen des Herrn Verfassers so vollständig und erfolgreich ausgebeutet, dass es zu den reichsten gezählt werden muss, welche überhaupt bekannt sind. Die Gesammtzahl der Gräber berechnet Verf. auf etwa 1000, die der erhaltenen Fundobjekte auf 1817, darunter 40 Fibeln und 100 Armbänder. Von besonderem Interesse sind 2 schöne Gläser, 1 Metallspiegel, 1 goldenes Breloque, 1 scheibenförmige Emailfibel und 1 Gesichts- oder Maskenperle, — wahre Schätze für ein prähistorisches Museum!

Zum Schluss geht der Verf. auf die schwierige Frage „über den prähistorischen Menschen im Mündungsgebiet der Weichsel" und besonders über den Bernsteinhandel in den verschiedenen Kulturperioden näher ein und entwickelt hierbei Ansichten, welche den durch Müllenhoffs Arbeiten allgemein anerkannten vollständig entgegengesetzt sind. Das „aestuarium Mentonomon" des Pytheas könne nur die Weichselmündung, die Insel „Abalus" nur das Samland sein; der Bernstein aus den Gräbern von Mykenä könne nur vom Samlande herstammen, da er durch seinen hohen Gehalt an Bernsteinsäure als baltischer erwiesen sei. In letzterer Beziehung wollen wir hier gleich darauf aufmerksam machen, dass der Nordsee-Bernstein die gleiche Eigenschaft besitzt, wie der baltische, daher beide von Helm und Conwentz als „Succinit" zusammengefasst werden. Dorr's Deutung des „aestuarium" als „Haffstau" der Nehrungs- und Delta-Inseln und des „mare concretum" als gefrorene Ostsee besticht um so mehr, als der Verfasser sich dabei auf wirklich beobachtete Naturerscheinungen stützt und auch seine geistreiche Erklärung der Widersprüche in den alten Schriftstellern über die Herkunft des Bernsteins und über die Völker, welche ihn gewinnen[2]), ist ebenso wohl begründet, wie die von Müllenhoff oder Zeuss, welche ebenfalls ohne gewaltsame Emendationen diese Stellen nicht verstehen können. Es steht hier eben Conjectur gegenüber Conjectur, — die Entscheidung liegt daher nur bei den Archäologen. Die Angaben der Alten über Land und Leute des Bernsteinfundgebietes sind so konfus und fabelhaft, dass es immer mehr oder weniger willkürlich bleibt, durch rein philologische Emendation sie mit unseren geographischen Kenntnissen in Einklang zu bringen; den Prähistoriker bieten dagegen die Funde eine zuverlässige Basis für die Entscheidung.

1) Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893, S. 36.

2) Dieselben eignen sich nicht dazu, im Auszuge mitgetheilt zu werden und müssen im Original nachgelesen werden (S. 80ff.).

Die Funde sprechen aber bisher zu Gunsten des Nordsee-Bernsteins. Wir treffen längs der Elbe bis zu den Gestaden der Nordsee hin — auch in Dänemark und Schweden — so viele Goldfunde aus der ältesten Zeit, welche aus südöstlichen, und umgekehrt [illegible] charakteristische Bernsteinfunde, welche aus nordwestlichen Gegenden dorthin importirt wurden, dass wir die älteste Bernsteinausfuhr mit Olshausen wesentlich auf das Nordseegebiet beziehen müssen; die in den letzten Jahren sich mehrenden westpreussischen Funde aus jener frühen Zeit auf dem linken Weichselufer sprechen allerdings dafür, dass dieser Tauschhandel sich wenigstens bis dorthin schon früh entwickelte, — allein die Bedeutung der Elbstrasse wird dadurch nicht verringert. Auch die vorliegende Abhandlung weiss keine Funde aus der alten Bronzezeit in jenen Gegenden zu melden, von wo doch nach Bericht des Verf. der Bernstein schon damals exportirt sein soll; die historischen Quellen fliessen aber für jene Zeit zu trübe und beginnen erst für die Kaiserzeit sich zu klären. Die beigegebenen Karten erläutern in vortrefflichster Weise die im Texte begründeten Anschauungen.

Lissauer.

Johannes Ranke. Der Mensch. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894. 8vo. Bd. I 630 S. mit 650 Abbildungen im Text und 26 Farbendrucktafeln. Bd. II 676 S. mit 748 Abbildungen im Text und 9 Farbendrucktafeln.

Auf unsere Anzeige von dem Erscheinen der ersten Lieferung der neuen Auflage (Zeitschrift für Ethnologie 1893, S. 208) ist in kürzester Zeit die Veröffentlichung der beiden grossen Bände gefolgt; damit ist das [illegible] Werk [illegible]. Die deutsche Literatur besitzt nunmehr eine Darstellung der Anthropologie, wie sie in gleicher Vollständigkeit und Sorgfalt der Durcharbeitung kein anderes Volk aufzuweisen hat. Der durchschlagende Erfolg, welcher so bald eine zweite Auflage nöthig gemacht hat, ist ein erfreuliches Zeichen nicht nur von dem Interesse, welches die gebildete Welt an dem Gegenstande an sich genommen hat, sondern auch von dem Verständniss, mit welchem unsere Landsleute der schwierigen Wissenschaft, die hier vor ihnen aufgerollt ist, sich zugewandt haben. Der Verf. weiss die verwickelten und dem Wissen auch der gebildeten Masse so wenig zugänglichen Kenntnisse, ohne welche die Anthropologie ein blosses Schmuckwerk bleibt, in voller Klarheit zu entwickeln. Eine Fülle [illegible] Abbildungen gewährt den Einblick in die Mannichfaltigkeit der Formen und der Structurverhältnisse, welche der menschliche Körper im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen darbietet, und gewährt zugleich ein Bild der Entstehungsgeschichte dieser Formen und Bildungen, welches so deutlich, als es durch blosse Illustrationen geschehen kann, die biologische Geschichte derselben erkennen lässt. Es ist [illegible] unmöglich, im Rahmen einer Besprechung die Vorzüge dieser Darstellung in ihren Einzelheiten darzulegen; es muss genügen zu sagen, dass der Fleiss, mit dem die ganze [illegible] Weise zerstreute und selbst in grossen Bibliotheken fast nirgends vollständig [illegible] zusammengestellt und mit kritischer Strenge gesichtet worden ist, [illegible] die höchste Bewunderung abzwingt. Der eigenen Entwickelung des Verf. als Anatom und Physiolog entsprechend, war auch schon früher der erste Band, der [illegible] die Embryologie, den Bau des Körpers und seiner hauptsächlichen Organe und deren Functionen umfasst, in mustergültiger Weise ausgearbeitet; jetzt ist dies Alles nach dem Stande der fortschreitenden Forschung und den Gesichtspunkten der modernen Anschauungen [illegible] ausgeführt und in aller Feinheit dargestellt. Viel grösser sind die Aenderungen und der Ausbau im zweiten Theil, welcher die anthropologische Geschichte des Menschengeschlechts sowohl in somatischer, als in archäologischer Beziehung enthält. Hier sind die Fragen der Rassen und der Stämme in allen Richtungen, aber auch zugleich mit aller Offenheit und mit der ganzen Ehrlichkeit des Naturforschers erörtert. Der Verf. fällt niemals in jene speculative und meist in höchstem Maasse unverständliche [illegible], von der unsere Literatur bis in die neueste Zeit hinein so erschreckende Beispiele darbietet; er hält sich immer folgerichtig auf dem Boden der Thatsachen, auch da, wo es bequem auf

zugleich dankbar wäre, ein abgeschlossenes Dogma der Möglichkeiten aufzustellen. So behandelt er in aller Kaltblütigkeit und Kürze das verführerische Gebiet des tertiären und quartären Menschen, um sodann in angenehmer Breite an der Hand archäologischer Erfahrung den thatsächlichen Gang der menschlichen Cultur zu entwickeln. Gerade diese Abschnitte, die gegen früher an Umfang und Inhalt bedeutend gewonnen haben, werden zahlreichen Lesern besonders lehrreich sein. Die heutige Anthropologie hat nun einmal den Vorzug, dass sie die prähistorische Archäologie ganz in sich aufgenommen hat, und es war ein glücklicher Griff, diese letztere aus berufenem Munde in ihrer ganzen Ausdehnung erläutert zu hören. Nicht bloss das Buch, sondern die Anthropologie überhaupt wird dadurch Vielen eine Lieblingsbeschäftigung werden. Hoffen wir, dass mancher Leser dadurch zu einem Mitarbeiter wird. Denn der schnelle Fortgang, den unsere Wissenschaft im Laufe eines einzigen Menschenalters genommen hat, ist ja gerade dadurch erzielt worden, dass es uns gelungen ist, auch in den Kreisen der Nichtfachgelehrten thätige und erfolgreiche Hülfe zu finden. Sagen wir daher unserem Freunde den herzlichsten Dank für das kostbare Geschenk, das er uns bietet. Wenn die Misanthropen jetzt und künftig ihre Klagelieder über „fin de siècle“ singen, so können wir ihnen entgegentreten und ihnen ein Werk vorhalten, das allein ausreicht, um aller Welt klar zu machen, was dieses Jahrhundert auf dem schwierigsten Gebiete menschlicher Forschung geleistet hat.

Die Verlagshandlung, welche uns schon lange daran gewöhnt hat, ihre Publikationen als eine Zierde des deutschen Büchermarktes zu betrachten, hat in der Ausstattung dieses neuen Werkes sich einen neuen Ruhmestitel gewonnen. Rudolf Virchow.

Karl von den Steinen. Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Reise-Schilderungen und Erlebnisse der zweiten Schingú-Expedition 1887 bis 1888. Berlin 1894. Geographische Verlagsbuchhandlung von Dietrich Reimer (Höfer und Vohsen). gr. 8$^{vo.}$ 570 Seiten mit 30 Tafeln, 160 Textabbildungen und einer Karte.

In der Besprechung des Berichtes über die erste, 1884 unternommene Schingú-Expedition des Verf. (diese Zeitschr. 1886, S. 233) hatte Ref. dem Gedanken des muthigen Reisenden, eine neue Expedition zur Erweiterung der durch ihn angebahnten Kenntniss von Central-Brasilien, namentlich längs des Kuliseu (Kulisehu), zu unternehmen, seine freudige Zustimmung ausgesprochen. Jetzt liegt das Ergebniss dieser, in glücklichster Weise durchgeführten Expedition vor, an der Herr Paul Ehrenreich, der selbst schon so werthvolle Reisen durch wenig gekannte Gebiete des weiten Landes unternommen hatte, sich betheiligte. Der Verf. schildert die Erlebnisse, insbesondere die Stämme und Personen, unter denen man sich längere Zeit bewegte, in der ausdrucksvollen, zuweilen durch provinzielle Kraftausdrücke belebten Sprache, die wir an ihm kennen. Auch diesmal sind es die Dörfer der Bakaïrí, welche ihn besonders beschäftigen. Von ihnen und den kleinen Nachbarstämmen ausgehend, giebt er im VIII. Kapitel eine Uebersicht und Klassifikation der Stämme des Schingú-Quellgebietes und ihrer Anthropologie, letztere nach den Messungen und Aufnahmen des Herrn Ehrenreich. Es mag erwähnt werden, dass die Mittel der Schädelindices (Längenbreiten-I.) durchweg hohe Zahlen ergaben, die theils der Meso-, theils der Brachycephalie angehören. Die Nahuquá lieferten sowohl bei den Männern (80,5), als bei den Frauen (80,8) ein brachycephales Mittel, wobei jedoch ein Minimum von 72,7 für die Frauen notirt ist. Bei den Bakaïrí gab es umgekehrt ein männliches Individuum von 73,8; das männliche Mittel war mesocephal (78,9), das weibliche brachycephal (80,1). Beide Stämme betrachtet der Verf., wie schon früher, als Karaiben (so und nicht Kariben schreibt er das, von den Eingeborenen Karáiba gesprochene Wort). Ihnen gegenüber rechnet er die Auetö und die Kamayurá zu den Tupi-Stämmen, die Suyá nebst den Kayapó zu den Gēs- (Tapuya-) Stämmen, die Mehinakú, Kustenaú, Waurá und Yulapiti zu den Nu-Aruak. Gar nichts weiss er anzufangen mit den Trumaí (S. 156–59). Nach den spärlichen Traditionen, die der Verf. aus dem Munde der Ein-

geborenen und einigen älteren Berichten sammeln konnte, scheint der älteste Sitz der Bakaïrí am Salto des Paranatinga, also im Quellgebiet des Tapajoz, gelegen zu haben (S. 394): von da haben sie sich in das Quellgebiet des Schingú gezogen, wo sie gegenwärtig die Hauptmasse der Bevölkerung darstellen (S. 399). Der Verf. verwahrt sich ernstlich gegen die Annahme, dass er die Bakaïrí für die Urkaraiben halte, aber er bringt eine Reihe guter Gründe vor, dass die Urheimath der Karaiben „im Süden des Wickelbärenreviers", südlich vom Amazonas, zu suchen ist (S. 402) und dass sie sich von da nach Norden bis nach Venezuela und schliesslich zu den südlichen Antillen verbreitet haben. Sind aber die Bakaïrí keine Urkaraiben, so sind sie doch noch ein „Steinvolk" mit höchst primitiven und archaischen Geräthen und Gebräuchen, die bis dahin nur ganz spärliche Einflüsse, und zwar wesentlich von Norden her, erfahren haben. Die nähere Ausführung, welche sich in den Kapiteln IX bis XIII und XV findet, bietet eine Fülle der wichtigsten Beobachtungen. Ihre Lektüre wird besonders dadurch anziehend, dass der Verf. in höchst geistreicher Weise allgemeine Deduktionen über Steinzeit-Cultur, Feuermachen, Zeichnen, Ornamentik und Keramik, Zählen u. s. w. daraus ableitet, welche den Scharfsinn eines geübten Beobachters des geistigen Lebens erkennen lassen. Ein besonders gutes Beispiel dafür liefert seine Erklärung der Couvade, welche er aus dem Bedürfniss eines Jägervolkes ableitet, den Vater durch strenge Diät zu zwingen, bei dem Neugeborenen zu bleiben (S. 334). Den Schluss des Werkes bilden Abhandlungen über die Paressí (Kap. XVI) und die Bororó (Kap. XVII). Die ersteren gehören sprachlich zu den Nu-Aruak; ihr Längenbreiten-Index ist im Mittel mesocephal; Dolichocephalie wurde nicht beobachtet, dagegen wohl Brachycephalie, wenngleich nur bis 80,7 in maximo (S. 429). Die Bororó oder Coroados, bei denen man auch Schwirrhölzer im Gebrauch fand (S. 498), haben eine Sprache, die weder Tupí, noch Gēs ist, deren Stellung jedoch nicht ergründet wurde (S. 517). Die Messungen ergaben im Mittel der Männer einen brachycephalen (80,8), der Frauen einen mesocephalen (77,7) Index: bis in die Dolichocephalie reichte kein einziger Fall hinein (S. 469). Daraus ergiebt sich also, dass in diesem ganzen Gebiet, trotz des Gemisches der Stämme, kein einziger dolichocephaler Stamm, der etwa mit den Botokuden oder Tapuyos hätte verglichen werden können, angetroffen wurde. Auch lässt sich nicht verkennen, dass die rein anthropologische Untersuchung schwerlich ausgereicht haben würde, um die Trennung der Stämme oder die Ausbreitung ihrer Verwandtschaft klar zu legen; hier trat überall die linguistische Diagnostik in ihr Recht und der Verf. hat ja schon früher Proben genug davon abgelegt, mit welcher Virtuosität er dieses Element zu behandeln versteht. Niemand, der seine Ausführungen aufmerksam durchgeht, wird sich den Reizen entziehen können, welche die immer neu hervortretende Befähigung des Verf. in der Beobachtung und Analyse der Menschen und ihrer Thätigkeit erzeugt.

Die Verlagsbuchhandlung hat es sich angelegen sein lassen, das Buch so auszustatten, dass die typographische Erscheinung desselben der Bedeutung des Inhaltes entspricht. Ganz besonders ist die treffliche Ausführung der Abbildungen zu rühmen. Diese sind um so werthvoller, als sie durchweg nach Originalaufnahmen hergestellt sind, welche sicher bestimmte Gegenstände, Personen und Gegenden betreffen. Die photographischen Aufnahmen des Herrn Ehrenreich werden für diese abgelegenen Orte wahrscheinlich auf lange Zeit als Muster der Typen dienen.

Rudolf Virchow.

Heinrich Richlý. Die Bronzezeit in Böhmen. Wien 1894. Alfred Hölder. kl. fol. 210 S. mit 55 Tafeln und einer Karte.

Seit dem Erstarken des czechischen Nativismus war die Archäologie Böhmens für das Ausland, auch das deutsche, nahezu verschlossen; nur einzelne Forscher liessen von Zeit zu Zeit, meist jedoch nur für kleinere Bezirke, ihr Licht auch für Angehörige anderer Stämme leuchten. Auch die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, in welcher die Bedeutung Böhmens für die Erkenntniss der prähistorischen Culturbewegung stets in Erinnerung gehalten wurde, brachten manche wichtige Mittheilung, welche stets mit grossem Danke aufgenommen wurde. Es ist ein höchst bemerkenswerther Fortschritt,

dass der Verf. es unternommen hat, einmal wieder ein Gesammtbild der Funde einer bestimmten Culturperiode, derjenigen, in welcher sich Böhmen besonders reich erwiesen hat, nehmlich der Bronzezeit, vor uns zu entrollen, und das in unserer Sprache und somit auch den Gelehrten aller anderen Culturnationen zugänglich. Wir sagen ihm dafür aufrichtigen Dank.

Besonders reich erweisen sich die Depotfunde, welche in der ersten Abtheilung zusammengefasst sind. Nach einer übersichtlichen Einleitung giebt der Verf. für jeden einzelnen Fund genaue Angaben über Ort und Gelegenheit desselben, sowie über die Gegenstände, welche darin gesammelt wurden. Die ersten 47 Tafeln sind dazu bestimmt, diese Gegenstände, meist in natürlicher Grösse, zur Anschauung zu bringen. Die Tafeln 44 und 45 bringen eine höchst lehrreiche Zusammenstellung von Gussformen, welche die Frage nach der Ausdehnung des Bronzegusses im Lande nahe bringen (S. 42). Immerhin ist aber die Zahl der besonderen Typen (Specialitäten), welche der Verf. aufführt, beschränkt: er führt namentlich Spiralfibeln mit eingehängter Nadel und Lanzenspitzen vom Beřiner Typus auf. Die chemische Analyse ergab eine grosse Variation in Bezug auf die Mischung von Kupfer und Zinn: als Extreme führt der Verf. 94,7 Kupfer mit 4,7 Zinn und 84,5 Kupfer mit 14,2 Zinn auf. Eine Uebersichtstabelle (S. 57) bringt eine Zusammenstellung der Einzelbestandtheile in böhmischen und fremdländischen Bronzen, wobei leider das Antimon gar keine Berücksichtigung gefunden hat. Der Verf. berührt hier auch die Frage der alten Handelswege (S. 39), aber er kann ausser dem Hinweise auf die Wege von Taus und Linz nur einige „Steigen“ aufführen, deren Alter er selbst bezweifelt.

Wenn die Depotfunde durch die Natur und den Werth der Fundstücke ein höheres Interesse beanspruchen, so haben die eigentlichen Grabfunde eine um so grössere Bedeutung, sowohl ihrer Lokalität, als der Gesammtausstattung der Gräber wegen. Der Verf. unterscheidet (S. 174) Gräber der liegenden Hocker, von denen er 4 Fundstellen aufführt, und Hügelgräber von 15 verschiedenen Orten, offenbar eine viel zu kleine Zahl für die territoriale Ausbreitung derselben, — ein Umstand, der zu weiterer Nachforschung dringend auffordert. Die ersteren Gräber nähert er der neolithischen Zeit an; sie finden sich auch vorzugsweise in der Mitte des Landes, innerhalb des Bezirkes des Menschen der Steinzeit. Dagegen sind die Hügelgräber „besonders für den Südwesten und den Süden“ charakteristisch; der Verf. schreibt sie der Blüthezeit der Bronzeperiode zu. Sie enthalten überwiegend Leichenbrand und nur ausnahmsweise Skelette. Die Tafeln 48—54 bringen die Grabbeigaben, unter denen neben den metallischen die Thonurnen besonders stark vertreten sind. Endlich sind auf Taf. 55 die Gräber selbst skizzirt. Als bemerkenswerthe Beigabe in den Gräbern wird das häufige Vorkommen von Bernstein erwähnt (Seite 200).

Die beigegebene Karte, welche die Fundstellen genauer anzeigt, würde für die fremden Betrachter verständlicher sein, wenn die Grenzen des Landes und die Namen der Flüsse bezeichnet worden wären. Sie hat jedoch einen besonderen Werth dadurch, dass sie das Gebiet der Steinzeit deutlich markirt. Nach der Bemerkung in der Einleitung war dasselbe sehr beschränkt, indem es die Mitte des Landes einnahm und „nach Süden hin die Ufer der Beraun nicht zu weit überschritt und jene der Sazava gar nicht berührte, im Osten Königgrätz und im Westen Komotau erreichte und einschloss.“ Exponirte Stationen werden bei Chrudim, Čáslau und Šťáhlau angegeben. Damit hängt die Auffassung zusammen, dass die Besiedelung des Landes „von Norden her und successive längs der Elbe, Eger und Moldau stattfand.“

Die Ausführung der Tafeln ist anscheinend eine sehr sorgfältige. Obwohl der Druck etwas an Feinheit zu wünschen lässt, so sind doch die Formen und Ornamente in grosser Deutlichkeit wiedergegeben und so ein höchst erwünschtes Material für die vergleichende Betrachtung gegeben.

Rudolf Virchow.

V.

Eine neolithische Ansiedelung der Uebergangszeit bei Lobositz an der Elbe.

Von

R. VON WEINZIERL, Prag (Lobositz).

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 19. Mai 1894.)

Im Osten der Stadt Lobositz zieht sich eine sanfte Terrainwelle gegen das etwa eine halbe Stunde stromwärts gelegene Dorf Prosmik hin; sie verflacht sich vollkommen und bildet längs des Elbarmes Karrasch ein grösseres Gefälle, als landeinwärts. Zwischen der Stadt und der Bodenerhebung fliesst ein nicht unbedeutender Bach, der Modelbach, der, in einer Kapelle im Mittelgebirge entspringend, seinen sagenreichen, weiten Lauf in grossem Bogen bei Lobositz in die Elbe beendet. Vor etwa 50 Jahren ist man bei dem Dorfe Prosmik in einer Kiesgrube auf einen Urnenfriedhof gestossen, wo die Urnen und Schüsseln in grosser Anzahl neben einander standen, die Urnen mit Deckeln versehen, und fast unmittelbar unter der Ackerkrume zu Tage traten. Grossentheils sollen, da sich seiner Zeit niemand für prähistorische Funde interessirte, die Gefässe zerschlagen worden sein, und die wenigen, die vielleicht erhalten blieben, sind verschollen. Trotz eifrigen Nachforschens konnte ich nichts Positives erfahren; auch weiss sich niemand mehr zu erinnern, ob ausser den Gefässen auch andere Gegenstände gefunden wurden, ob und in welcher Ordnung die Gefässe standen, und schliesslich wird blos die „beiläufige" Fundstelle gezeigt. Da nun die Scherben mit dem Schotter in die tiefen Lagen kamen und darauf eine grössere Aufschüttung erfolgte, die Jahrzehnte schon bebaut wird, so ist jede Hoffnung geschwunden, jemals auch nur Ueberbleibsel dieses so wichtigen Fundes untersuchen zu können.

Zwischen diesem Fundorte und dem die Terrainwelle vor Lobositz abschliessenden Modelbache sind zwei Sandgruben und eine Schottergrube geöffnet worden. In der dem Dorfe Prosmik näher gelegenen Schottergrube wurden keinerlei Funde gemacht, jedoch war die Erdbewegung nicht gering.

In der Richtung gegen Lobositz ist zunächst der Sand 2—2,5 *m* tief ausgebeutet worden; dabei wurden mehrere Jahre hindurch in einigen wenigen Brandheerden und Ustrinen nur hier und da Scherben neolithischen Charakters getroffen. Erst als Herr Franz Hrntschirsch diese Sandgrube seitwärts in der Richtung auf Lobositz erweiterte, wurden nebst grossen Culturschichten auch zwei Gräber gefunden, welche Studienmaterial lieferten. —

In der 1,8—2,50 *m* tiefen Ziegelthonlage (unter dieser folgt Schwemmsand) sind die Culturschichten eingebettet, die oft bei sehr grosser Verbreitung kaum die Sandschicht erreichen. In keiner anderen Sand- oder Lehmgrube um Lobositz fand ich Erd- und Aschenlager von so grosser Ausdehnung, wie hier. In einer Länge von 25—30 *m* (im Profile) und einer unregelmässigen Tiefe ist fetter, schwarzer Erdboden mit Asche gemengt, stellenweise ganze Aschenlager einschliessend, der in den tieferen Schichten häufig eingeschwemmte Ziegelthonlagen zeigt.

Nur wenige Thierknochen und rohe Gefässscherben sind hier und da eingelagert und die Aschenschichten zeigen beinahe stets eine durchglühte Sohle. Wir können es nur mit einem Wohnplatz zu thun haben und die Aschenlagen rühren von Feuerheerden her, die in verschiedenen Phasen und Zeiten hier brannten. Abseits dieses Wohnplatzes wurden zwei Gräber gefunden, deren Inhalt intakt war. Die Maasse dieser Brandgräber sind mir nicht bekannt, da ich nur deren Inhalt erhielt, doch sollen selbe nicht sehr tief und nur sehr eng — kesselförmig — gewesen sein.

Das eine Grab enthielt eine grössere, flache Topfurne ohne Henkel und eine kleine Urne mit Henkel, beide aus grauem, geschlemmten Thone geknetet, wenig gebrannt. Das Grab war mit Asche ausgefüllt, in welcher nebst Knochenpartikeln auch einige rohe Gefässscherben gefunden wurden.

Das zweite Grab enthielt ebenfalls zwei Gefässe aus demselben Materiale: eine grössere flache Topfurne mit Henkel und eine kleine krugförmige Aschenurne, ebenfalls mit Henkel. Das Grab war mit weisslicher Asche ausgefüllt.

Als Streufunde kamen vor: Zwei kleine konische Wirtel aus gebranntem Thon, eine Kugel, aus Thon geknetet (Kinderspielzeug), und in einer Aschenlage ein gut gekneteter Napf aus grauem Thon, nahe am Rande mit einem zapfenartigen Fortsatze versehen.

So ärmlich die Ausbeute dieses Fundortes auch ist, so können wir doch die Grabfunde und die wenigen Streufunde in die neolithische Culturperiode einrangiren, wie die Keramik hinlänglich beweist, und nebstdem können wir die Zeit noch etwas näher fixiren, da diese Brandgräber schon nahe der Uebergangszeit stehen oder der Uebergangsperiode in die ältere Bronzeperiode selbst angehören, ohne aber schon den Charakter der neolithischen Culturperiode verloren zu haben.

Zwischen dem Urnenfelde bei Prosmik und diesem Fundorte liegt ein bedeutender Zeitintervall und es hat jene Nekropole wohl auch nie in einer Beziehung zu diesem Wohnplatze gestanden, denn zwischen beiden Orten ist eine leichte Terrainsenkung; es scheint zu dem Urnenfriedhof stromaufwärts eine Siedelung, dort, wo jetzt Prosmik steht, gehört zu haben.

Mit dem eben beschriebenen Wohnplatze beginnt die gegen Lobositz zu, parallel mit dem Karrasch, hinziehende Bodenerhebung sich sanfter zu erheben, und gehen wir nun längs der Trace der Schleppbahn, welche zwischen der Terrainwelle und dem Karrasch angelegt ist, 500 *m* gegen Lobositz, so gelangen wir in die Sandgrube des Herrn Eduard Löbel aus Lobositz[1]), die an dem höchsten Punkte liegt, von wo aus sich das Terrain wieder gegen den begrenzenden Modelbach absenkt. Gegraben wurde gegen die Anhöhe, und je weiter man sich dem Plateau näherte, um so dichter wurde die Ansiedelung, um so mehr Gräber wurden ausgegraben. Auch Gräber der Eisenzeit fanden sich hier als Nachbestattungen. Da wir zwischen dieser Periode und der neolithischen keinerlei Funde constatiren können, so muss diese Ansiedelung durch eine lange Spanne Zeit verödet gewesen sein. Ich glaube dies auf den Umstand zurückführen zu können, dass die Erdwelle im unmittelbaren Inundationsgebiete der Elbe, die damals diesseits der Insel ihren Lauf hatte, gelegen ist und, wie wir später in den Culturgruben sehen werden, jährlich überschwemmt wurde. Eine der periodisch auftretenden grossen Ueberfluthungen mag nun die Wohnstätte gänzlich zerstört haben, wozu jedenfalls auch der heute unscheinbare Modelbach seinen Theil beigetragen hat. Es mag wohl diese Siedelung blos in den trockenen Sommermonaten bewohnt gewesen und wahrscheinlich eine Fischerstation der grossen Ansiedelung der Lösskuppe östlich von Lobositz gewesen sein. Immerhin können wir auf Grund der hier gemachten mannichfaltigen Erfahrungen Schlüsse ziehen.

Die Ackerkrume bildet eine 0,6 bis 0,9 *m* tiefe Lage. Unter derselben ist bis zu 3 *m* sandiger, in seinen unteren Lagen mit ganzen Sandschichten durchzogener Ziegelthon gelagert, und unter demselben eine mächtige Lage von feinem Schwemmsande, der zu Bauzwecken gewonnen wird.

Die im Lehm eingesenkten Culturschichten zerfallen in:

a) Ustrinen, Küchenabfallslöcher mit und ohne Brandheerd.

b) Wohnplätze mit Brandheerd.

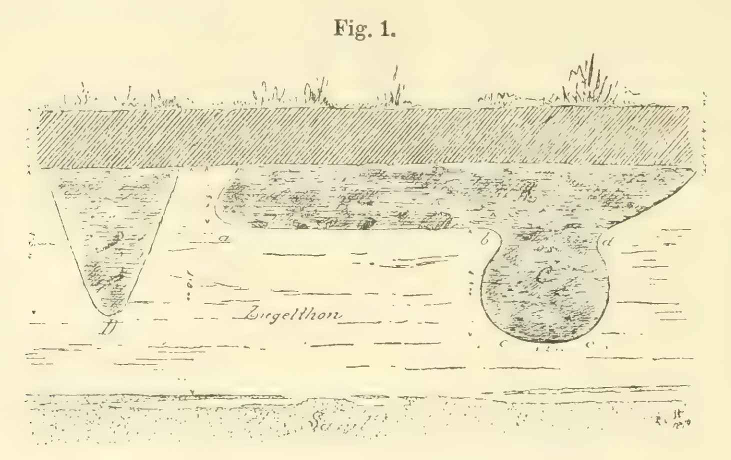
c) Gräber.

1) Dem Grundbesitzer Herrn E. Löbel, Stadtrath von Lobositz, bin ich zu grossem Danke verpflichtet, da ich in jeder Weise bei der Durchforschung dieses wichtigen und sehr interessanten neolithischen Wohn- und Begräbnissplatzes zuvorkommendst unterstützt wurde. Ebenso bin ich Herrn Lehrer E. Henke für seine freundschaftliche Unterstützung vielen Dank schuldig.

a) Die Ustrinen treten in zwei Hauptformen auf:

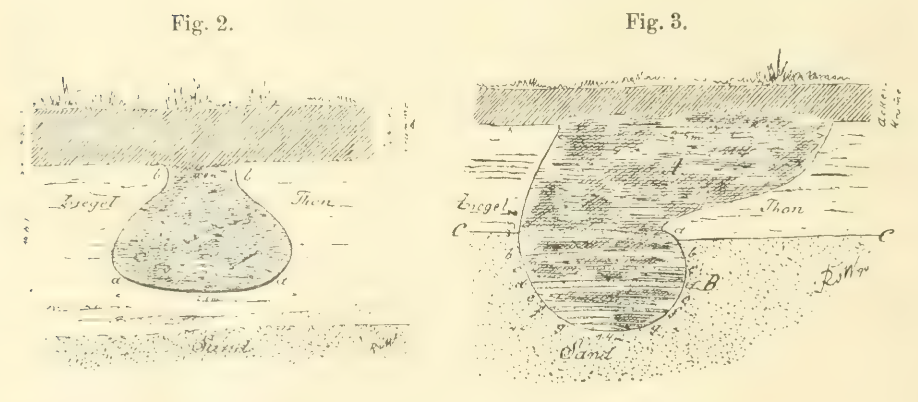
1. Trichterförmige Ustrinen mit nach abwärts gestellter Spitze, stets ohne Brandheerd, mit einer Maximaltiefe von 1,30 *m* und einem oberen Durchmesser von 1—1,5 *m*. Der Inhalt derselben besteht aus reiner Holzasche mit zahlreichen grossen und kleinen Holzkohlenstückchen, verschiedenen Gefässscherben und Thierknochen, die der Markgewinnung halber alle gespalten sind. Diese Abfallsgruben habe ich in der Regel in der Nähe eines Wohnplatzes gefunden, wie z. B. Fig. 1, *D*, doch kommen sie ziemlich vereinzelt vor.

Fig. 1.



Trichterförmige Ustrine neben einer Wohnstätte mit Brandheerd.

Fig. 2. Fig. 3.



Kesselförmige, stark ausgebauchte Ustrine. Feuerheerd.

2. Kessel- oder birnförmige Ustrinen, die aber auch gleichzeitig als Brandheerde verwendet wurden, da die Sohle derselben beinahe immer stark durchglüht ist. Diese nach unten stark ausgebauchten, kreisrunden, oben jäh verengten „Schmutzgruben“ bieten einen ergiebigen Fundort, schon ihrer bedeutenden Dimensionen wegen. Die in Fig. 2 abgebildete Ustrine, welche ich im April 1878 sorgfältig untersuchte, enthielt:

Sehr viel Holzasche, mit Stückchen Holzkohle untermengt, viele nicht ornamentirte rohe Gefässscherben verschiedener Dimension, aus denen sich zwei lampensturzähnliche, bodenlose Gefässe (Räuchergefässe?) zusammensetzen liessen, Klumpen von durchglühtem Lehm, viele Thierknochen, Hornabfälle und Zähne, drei Steinhammerfragmente und einen einfachen, dünnen, eingebogenen Bronzedraht[1]. Pfriemen aus Knochen, Schaber aus Rippentheilen u. A. Auch zwei kleine, geknetete, sehr rohe Gefässe wurden gefunden, die offenbar Kinderhänden entsprungen sind.

In anderen Ustrinen wurden noch ausser den oben angeführten Artefacten Beininstrumente, graphitirte, auch ornamentirte Scherben, Wirtel und Spinngewichte, Mahlsteine, Pfeilspitzen aus Bein u. s. w. gefunden.

Ich will noch die Anlage der Wohnplätze einer Betrachtung unterziehen, um dann auf die Details der Gegenstände einzugehen, soweit dies zur Charakteristik der Ansiedelung nothwendig ist.

b) Die Wohnplätze fand ich fast immer vereint mit einem anhängenden Feuerheerd, der unter dem Niveau des Hüttenbodens eingesenkt war. Unsere Fig. 1, *A* zeigt ein charakteristisches Bild einer neolithischen „Wohnung“ im Längenschnitt. Diese Wohnungsanlagen waren meist elliptisch bei einem Längendurchmesser von etwa 5 *m*, unter dem Niveau 0,5 *m* eingesenkt, und zerfallen in zwei Haupttheile. *B* ein geräumiger, bis 4 *m* langer und etwa 3 *m* breiter, elliptisch abgegrenzter, ebener Platz, an dessen Ende ein kesselförmiger, 1—1,1 *m* tiefer Feuerheerd *C* eingesenkt ist; die Sohle *c c* ist stark durchglüht und nach oben bei *b d* schwach eingeengt. Der ganze Wohnplatz endet neben dem Feuerheerde jäh abgeböscht. Denken wir uns ringsherum eine dachförmige Hürdenverkleidung, mit Lehm ausgeschmiert, und über dem Heerde eine Abzugsöffnung für den Rauch, seitlich eine Fallthür, so haben wir das wahrscheinlichste Bild einer neolithischen Behausung, ähnlich den uncultivirten Naturvölkern. Der Brandheerd *C* ist mit Holzkohlenstücken und Asche dicht angefüllt und enthält häufig durchglühte Heerdsteine; die Funde darin sind kaum nennenswerth. Die Sohle, wie auch die ausgebauchten Wände sind oft stark durchglüht, bis auf 15 *cm* roth gebrannt. Der Boden *a b* der Hütte *B* ist vollkommen eben, über demselben liegen Schichtungen von Asche und angeschwemmtem Boden. Auf der Sohle fand ich jedesmal die bekannten, gebrannten Hürdenverkleidungen aus Lehm mit verschiedenen Abdrücken des Hürdengeflechtes.

Um ein Beispiel der Schwemmschichten zu geben, bilde ich in Fig. 3 einen in der tieferen Lage der Sandgrube ausgegrabenen Feuerheerd ab, der mit dem kesselförmigen Heerd bis in den Sand eingesenkt war. Die

1) Ausser diesem Bronzedrahte wurden noch 2 dünne Armreifen, nicht ornamentirt und nicht ganz schliessend, gefunden. Sie entsprechen jenen der älteren Bronzeperiode und erscheinen in ihrer primitiven Form selbst noch im Duxer Massenfunde. Ein einfacher, eingebogener Bronzedraht befindet sich im Besitze des Herrn Dr. Maciegka.

ganze Tiefe betrug 2,5 *m*, wovon die Hälfte der Ziegelthoniage entsprach. In seinem unteren Theile *B* wechseln zahlreiche Schwemmschichten, *a a*, *b b*, *c c* u. s. w. von Sand- oder sandigem Thon, und jedesmal ist so eine Schicht mit einer Aschenlage gedeckt, deren Sohle röthlich gebrannt er-

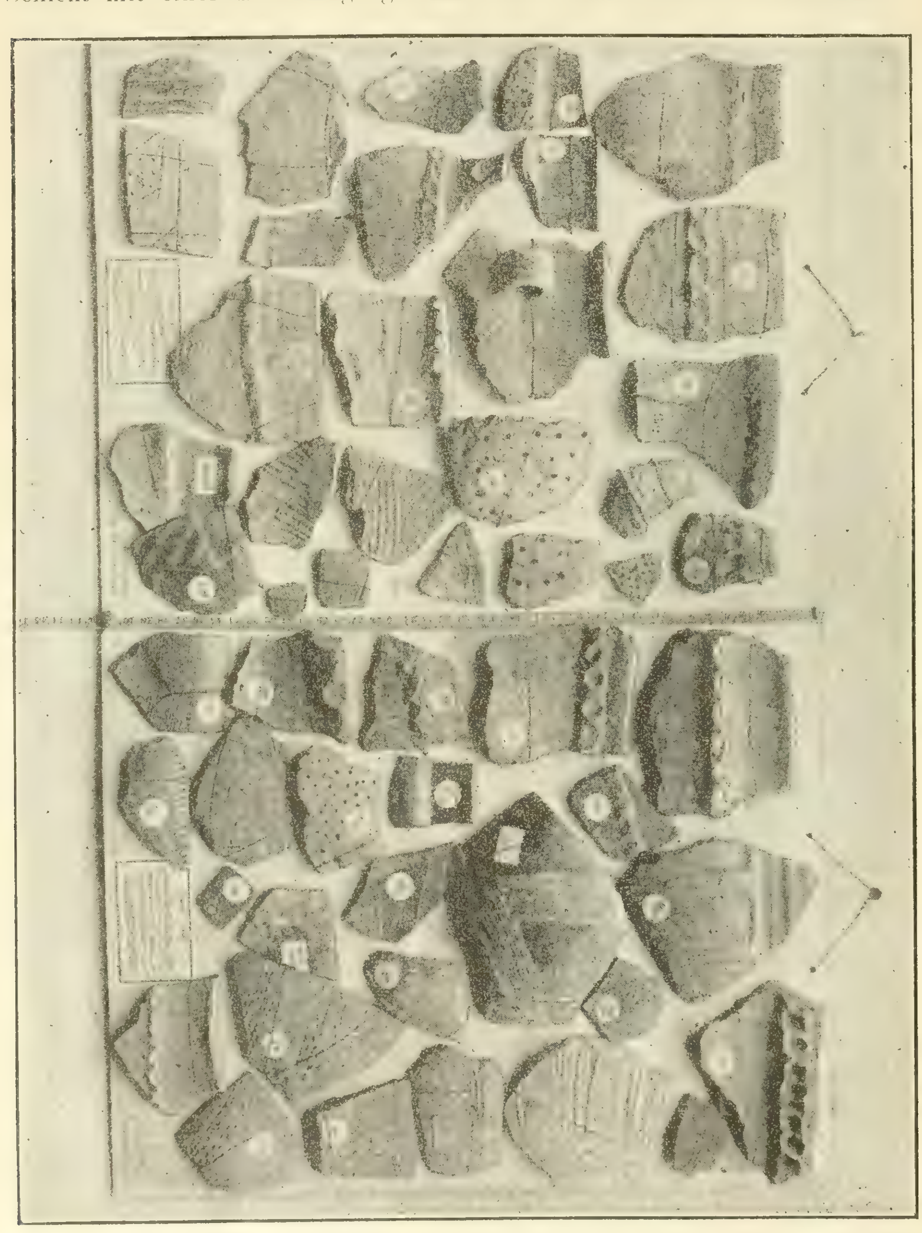


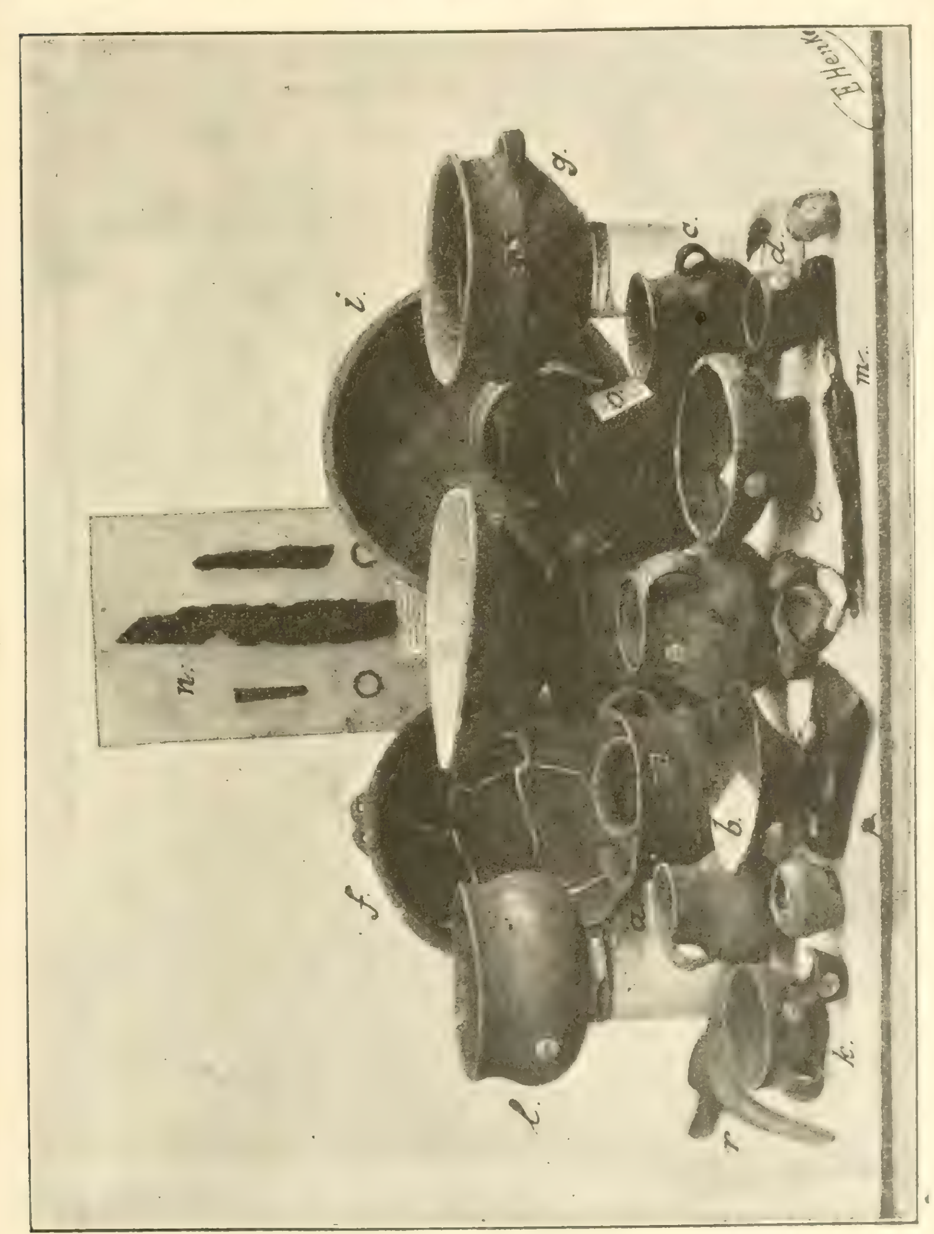
Fig 4

Gesammelte Scherben.

scheint. Der obere, seitlich erweiterte Theil *A* ist angefüllt mit Holzasche, Knochensplittern, Scherben u. s. w.; der Contur des seitlich ausgebauchten Theiles ist nicht ganz scharf begrenzt, — vom überfluthenden Wasser ausgeschwemmt.

Die Ornamentik der gesammelten Scherben und der später zu beschreibenden Grabgefässe ist jene, für die neolithische Zeit so charakteristische, dass uns ein Blick auf die Fig. 4[1]) genügt, um von der primitiven Keramik jener prähistorischen Zeit versichert zu sein. Von den rohesten

Fig. 5.



Topfurnen-, Becher- und Schüsselformen der neolithischen Zeit.

1) Auch die Henkelformen sind ganz dieselben, wie sie auf neolithischen Gefässen vorzukommen pflegen. Hervorzuheben ist nur die eine Form: der, den Lobositzer Urnentypus auszeichnende, **horizontal** gestellte, massive Henkel.

Scherben bis zu den bereits geglätteten und graphitirten finden wir immer einen gewissen Kunstsinn des neolithischen Menschen ausgeprägt in der äusseren Ausschmückung seiner Gefässe. Der Rand erscheint einfach abgeschlossen oder umgelegt, hier mit Fingereindrücken verziert, dort durch eine ebenso verzierte Leiste unterhalb ausgestattet. Bald nimmt das Aeussere feinere Details an, es zeigt sich eine grössere Sorgfalt in der Glättung und Ornamentik. Eingestochene Punkte, parallel eingeritzte Linien vereinigen sich zu Bändern; Dreiecke, schraffirt oder auspunktirt, ja selbst Rhomben treten auf.

Die Gefässe erscheinen aus geschlemmtem Materiale geknetet, sind schon leicht gebrannt, und wir finden selbst feine, dünne Scherben mit prächtigem Stichornament auf gut graphitirtem Grunde. Die für die Uebergangszeit charakteristischen Maeander-Ornamente sind vertreten, und da gerade diese wirklich in ungestörter Aschenlage mit Bronzedrahtfragmenten gefunden wurden, so stehen wir in dieser Niederlassung thatsächlich am Ausgange der neolithischen und dem Beginne der Bronzeculturepoche. Auch das Vorkommen von Bernstein in Bruchstücken und in Korallen, sowie das vereinzelte Vorkommen der kleinen gelben, mit blauen weissen Augen versehenen Korallen und einige Gefässformen zeigen uns den definitiven Uebergang in eine neue Culturepoche. Die Keramik entspricht auch bei den Grabgefässen[1]) (Fig. 5) vollkommen den Topf-, Becher- und Schüsselformen der neolithischen Zeit, — Formen, die in dieser Culturepoche allerorts, besonders aber im Saalegebiet und in Böhmen an vielen Orten, mit wenigen Abweichungen sich wiederfinden. Als lokale Abweichungen kann ich blos die topfförmige[2]) Urne mit horizontal gestelltem Henkel (Lobositzer Typus) nennen, während die beiden Schalen (Fig. 5, *b* und *e*) mit 5, bezw. 4 Füsschen fremdem Einfluss entsprungen sind und ich

1) Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flussgebiete der Saale. Mit 2 Tafeln. Jena 1891.

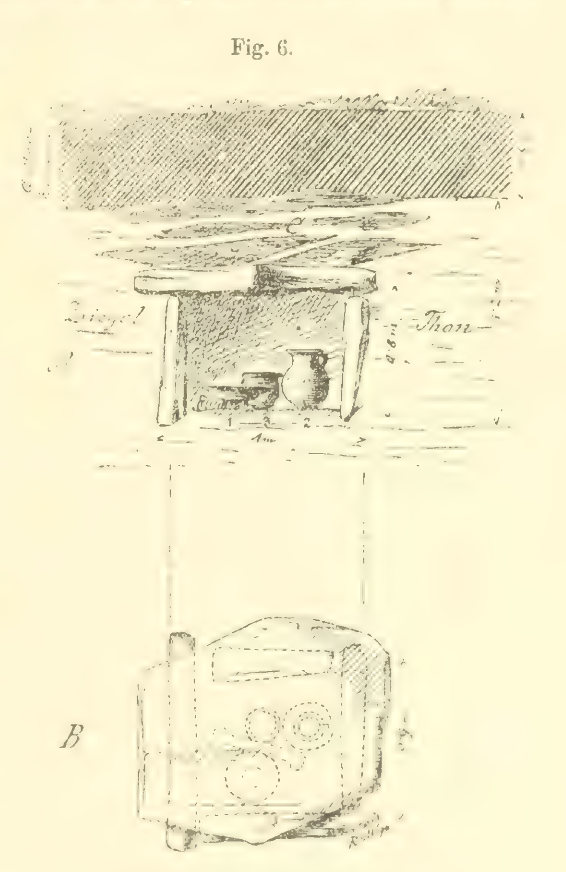
2) Diese flache, gedrückte, massive Topf-Urnenform, nie ornamentirt, höchstens an der Bauchweitung abgekantet, trägt einen massiven, horizontal gestellten Henkel (Fig. 5, *g*). In den neolithischen Nekropolen um Lobositz habe ich diese Urnenform in mehreren Exemplaren in derselben Grösse gefunden und in meinen im Druck erschienenen Abhandlungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien näher beleuchtet. Ausser Lobositz wurde diese Form bisher keiner Würdigung unterzogen. Diese specifisch eigene Form scheint in Lobositz als localer Typus ihren Ausgangspunkt zu haben, da sie hier öfters und unter gleichen Verhältnissen auftritt. In einem Grabe in Smolnic bei Laun fand Herr k. k. Conservator Jelinek eine kleinere Urne derselben Form, jedoch feiner gearbeitet, die wegen der anderen Formen und des dabei gefundenen Spinnwirtels von Glas jedenfalls in eine viel jüngere Zeit zu stellen ist. Dieser Fund befindet sich im städtischen Museum zu Prag (Jelinek, Zwei neolithische Gräberstätten in Smolnic). Woldřich, Ueberblick der Urgeschichte des Menschen Wien 1871, bildet Fig. 23 einen „schüsselförmigen Napf aus Nehasitz, Böhmen" ab, mit horizontal gestelltem Henkel. Der Form und Masse nach vorgeschrittener, zeigt dieser Napf (Maasse sind nicht angegeben!) eine ähnliche Form, die sich aus dem Lobositzer Typus ableiten lässt. Mittlere neolithische Zeit.

besonders diese Formen als der Uebergangszeit angehörige bezeichnen möchte.

c) Die Gräber sind, wie in der früheren, jedenfalls mit dieser Sandgrube zusammengehörigen Bevölkerung, ausschliesslich Brandgräber — Flachgräber —, und zwar solche mit Steinkistenbau, und solche ohne Kiste. Brandgräber mit Steinkiste fand ich vier[1]):

Fig. 6 stellt das erste dar, welches ich sowohl in der Seiten-, als auch in der Oberansicht abbilde. In einer Tiefe von 1,2 *m* standen, 0,9 *m* im Gevierte, 4 starke Phonolithplatten, durch eine grosse, massive Platte gedeckt. Der Boden der kleinen Kammer war geebnet und darin standen (Fig. 6, *A*) 3 Grabgefässe, wohl erhalten, mit weisser Asche gefüllt. Im Vordergrunde stand die niedliche, graphitirte, flache Schale mit 5 Füsschen (Fig. 5, *b*; Höhe = 5 *cm*, Durchmesser = 12 *cm*); hinter derselben eine krugförmige, gehenkelte, graphitirte, schön geformte Urne (Höhe = 9,5 *cm*, Durchmesser = 7,5 *cm*) (Fig. 5, *c*) und neben dieser ein kleiner, graphitirter Napf, wenig gebaucht, mit einem Henkelfortsatz (Fig. 5, *d*; Höhe = 4,3 *cm*, Durchmesser = 4,5 *cm*). Zwischen diesem Napf und der Schale lag ein Schweinsknochen; sonst war die Kiste mit Asche erfüllt und auch über der Deckplatte zeigten sich noch deutliche Schichten von Asche, die mit Lehmschichten wechselten (*C*).

Fig. 6.



Brandgrab mit Steinkiste.

Ein zweites und drittes Kistengrab lagen hart neben einander, ebenso mit Platten eingefasst und gedeckt und durch eine schwache kleinere Platte getrennt. Nach Allem zu schliessen, scheint hier die Beerdigung gleichzeitig stattgefunden zu haben. Jedes der beiden Gräber enthielt

1) Götze, Die Gefässformen und Ornamente. S. 46 u. f. — Dieselbe Anordnung der Platten und auch beinahe dieselbe Tiefe finden wir in der Tabelle der Grabformen S. 16, Nr. 19, Fundort Morl, Saalkreis.

eine Topfurne mit eingestellter zweiter, kleinerer Urne (Fig. 5, *a*), beide gehenkelt, grau-gelbes Material, ohne Ornament. Ausserdem fanden sich: ein kleiner Napf mit Fortsatz, eine kleine Urne, von der ein Stück fehlte, beide aus grauemThon, eine sehr schöne vierfüssige Schale aus röthlichem Thon (Fig. 5, *e*) mit wulstigem Rand und 4 kleinen Höckern, eine grosse, flache Schüssel (Fig. 5, *f*) aus demselben Materiale und mit einem zweimal gelochten Doppelhenkel, und dann jene, unserer Gegend eigene Lokalform (Lobositzer Typus) einer Topfurne mit horizontal gestelltem, massivem Henkel, die Bauchweitung abgekantet, Material grauer Thon (Fig. 5, *g*). Die Todtengefässe waren ohne eine bestimmte Anordnung neben und hinter einander gestellt und theilweise mit Leichenbrand gefüllt. Die in einander gestellten Topfurnen enthalten nach vorgenommener chemischer Untersuchung ausschliesslich Knochenreste, während die anderen Gefässe mehr oder minder Holzasche, Lehm- und Erdtheile führten.

Ein viertes Grab mit Steinplatten und Fassung war ebenso reich besetzt. Nebst 5 grösseren und kleineren krugförmigen, gehenkelten und ungehenkelten Urnen (Fig. 5, *h* und *l*) aus grauem Thon, ohne Ornament, sämmtlich mit Leichenbrand gefüllt, stand inmitten eine grosse, massive Schüssel (Fig. 5, *i*), in welcher ein zusammengedrücktes, gehenkeltes Gefäss lag. Schüssel und Urne waren ebenfalls mit Asche gefüllt. Ausser diesen Gefässen lagen noch zerstreut Scherben roher Gefässe herum, wie auch seitlich des Grabes ein Mühlsteinfragment ($^1/_6$) von Porphyr. In der Asche des Grabes wurden mehrere Stücke schwarzen Bernsteins gefunden[1]).

Die Steinkisten stimmen in ihrer ganzen Anlage vollkommen überein. Abgesehen von derselben Tiefe und demselben Plattenmateriale, finden wir in den Grabgefässen eine Uebereinstimmung, so dass wir diese Gräber bestimmt in eine Zeit und des Inhaltes wegen in die Ausgangszeit der neolithischen Culturepoche stellen können.

Einerseits sehen wir die typischen Gefässe der älteren neolithischen Zeit, andererseits eine neu hinzugekommene jüngere, importirte Form (Schale mit Füssen, Fig. 5, *b* und *e*), wohl an Ort und Stelle ihrer Gleichartigkeit im Materiale wegen erzeugt. Die älteren Formen der Gefässe finden wir selbst bei den Hockern (aufrecht und liegend) häufig vertreten; hier aber mit einer neuen Form in Brandgräbern, welche in unseren neolithischen Siedelungen die jüngsten sind. Für älter, als die Steinkistengräber, können wir die Brandgräber ohne jede Steinumlage ansehen, denn diese entsprechen jenen in Lobositz gefundenen, wo die Bestattung mit Feuer etwa in der Einführung begriffen war, während man andererseits immer noch Skelette in liegend-hockender Stellung begrub.

1) Derselbe ist in rohen, kleinen Klumpen vorhanden, wenig verwittert, noch elektrisch, und brennt ebenso leicht, wie frischer Bernstein, einen ebensolchen Geruch verbreitend.

Ich fand zwei Brandgräber ohne Steinumfassung und zwar:

In einem kleinen Grabe von 0.5 *m* Tiefe, kesselförmig, befanden sich ausser weisslicher Leichenasche und kleinen Knochenpartikeln nur wenige kleine Scherben und eine kleine polirte Steinkugel (Durchmesser 2.5 *cm*). Möglicherweise ist dies ein Kindergrab, wofür die kleinen Dimensionen und das Spielzeug sprechen würden.

Ein zweites Brandgrab hatte die bedeutende Tiefe von 2.5 *m*. In der Aschenlage stand eine grössere topfförmige Urne und ein kleiner Napf mit grossem Henkel (Fig. 5, *k*), beide aus grauem Thon, ohne Ornament. Der gehenkelte Napf soll in der grösseren Urne gestanden haben, wie der Arbeiter versicherte. Das grosse Grab war mit Asche erfüllt und zwar in seinen oberen Lagen mit Holzasche; sonst wurde, ausser diesen zwei Gefässen, nichts gefunden, als einige Thierknochenfragmente. —

Wenn wir die Grabfunde überblicken, so finden wir eine rein neolithische Keramik mit den Anklängen der Uebergangsperiode vertreten. Wir haben es durchweg mit Flachgräbern zu thun.

Alle Gräber sind Brandgräber, gehören somit der letzten Phase der neolithischen Culturepoche an; Decksteine kamen nie vor. Dagegen fand ich ausser den älteren Kesselgräbern jüngere Feuerbestattungen, wo die Asche in Gefässen in Steinkisten aufbewahrt wurde. Die Steinkisten sind regelmässig gebaut und bestehen aus vier Seiten- und einer Deckplatte. Der Boden der Steinkiste ist der Lehmgrund, worauf unmittelbar die Urnen gestellt wurden. Ausser diesen war ein einziges Mal noch Räucherharz (schwarzer Bernstein) beigegeben; sonst wurden, und zwar auch nur sporadisch, Knochenfragmente von Opferthieren gefunden.

Diese Niederlassung birgt auch noch Gräberfunde aus der La Tène-Zeit (Fig. 5, *m*, *n*); doch habe ich genau constatirt, dass diese Gräber zeitliche Nachbestattungen sind, da ich einmal in einer neolithischen Ustrine ein La Tène-Grab mit Bronzen und Eisen eingesenkt fand. In dieser Zeit scheint sich die Ansiedelung von dieser Sandgrube an mehr stromabwärts erstreckt zu haben und dürfte etwa den Verbreitungsbezirk der heutigen Stadt Lobositz gehabt haben. Wenige Meter östlich von der Löbel'schen Sandgrube biegt die Bahntrace jäh um gegen das Stationsgebäude und bildet einen kleinen Einschnitt. In demselben fand man wiederholt Gräber mit Eisenschwertern und einigen Bronzen. Und von da durch die Stadt habe ich wiederholt La Tène-Funde constatirt, wovon jedenfalls der interessanteste ein Gefässbrennofen ist[1]). Im Laufe des

1) v. Weinzierl, Ein prähistorischer Töpferofen. Mit 3 Illustrationen. Wien 1893. (Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft. Wien, Bd. XIII. Nr. 3 und 4.) Bei jeder Erdbewegung, die innerhalb der Stadt vorgenommen wird, werden Funde gemacht. — Mehrfach stiess man auf Gräber der La Tène-Zeit. Den completen Inhalt eines Weibergrabes besitze ich aus der Hauptstrasse, wo man beim Baue des Kanals vor dem k. k.

heurigen Sommers werde ich den Verbreitungsbezirk dereinzelnen Culturepochen auf Grund meiner Forschungen zusammenstellen und mit Hülfe von Kärtchen übersichtlich machen.

Die Funde dieser Sandgrube sind als neolithische die jüngsten in hiesiger Gegend; von da südwärts haben wir die älteste und daran anstossend westlich die bedeutendste neolithische Ansiedelung, die fast durch alle Phasen dieser Culturepoche hindurch bis in die ältere Bronzezeit bevölkert war[1]). Diese will ich späterhin bearbeiten; vorläufig befinden sich bei der anthropologischen Gesellschaft in Wien zwei Arbeiten über neolithische Besiedelungen bei Lobositz und werden demnächst im Druck erscheinen. Ich hätte nur noch eine Uebersicht der Schmutzgruben-Streufunde zu geben, um ein vollständiges Bild vor Augen zu führen.

Unter den Gefässen befinden sich noch zwei, die besondere Beachtung verdienen; sie wurden in der Ustrine Fig. 2 gefunden. Das eine (Fig. 5, *o*) ist ein konisches, nach oben zu sich stark verengendes Gefäss, dickwandig, aus graugelbem, geschlemmtem Materiale, gut gebrannt, aber auf beiden Seiten offen, d. h. unten gerade abgeschliffen, oben mit einem engeren Loche versehen. An seinem weitesten Umfange zeigen sich auf der einen Seite Abblätterungen, die darauf deuten würden, dass hier ein Henkel oder Henkelfortsatz sass. Das zweite ähnliche Gefäss unterscheidet sich vom ersten dadurch, dass es nicht geradwandig-konisch, sondern lampensturzartig nach oben und unten geschweift ist. An diesem Gefässe lassen sich keine Spuren ehemaliger Henkel erkennen. Diese beiden rohen Gefässe, die ich in der Ustrine zerbrochen fand, dürften wohl als Räuchergefässe zu deuten sein. Solche Gefässe, von der Form des ersteren, mit durchlöcherten Wandungen[2]), wurden in den neolithischen Ansiedelungen Böhmens öfters gefunden[3]).

Bezirksgerichte darauf stiess. Ausser neolithischen Funden, die ziemlich häufig in der Stadt gemacht werden, sind auch Gräber mit den S-förmigen Schläfenringen constatirt, die schon einer slavischen Bevölkerung angehören.

1) R. v. Weinzierl, Die Ansiedelungen der neolithischen Culturepoche in und um Lobositz. Mit 1 Karte. (Mitth. des nordböhm. Excursions-Clubs. XVII. H. 3. Leipa 1894.)

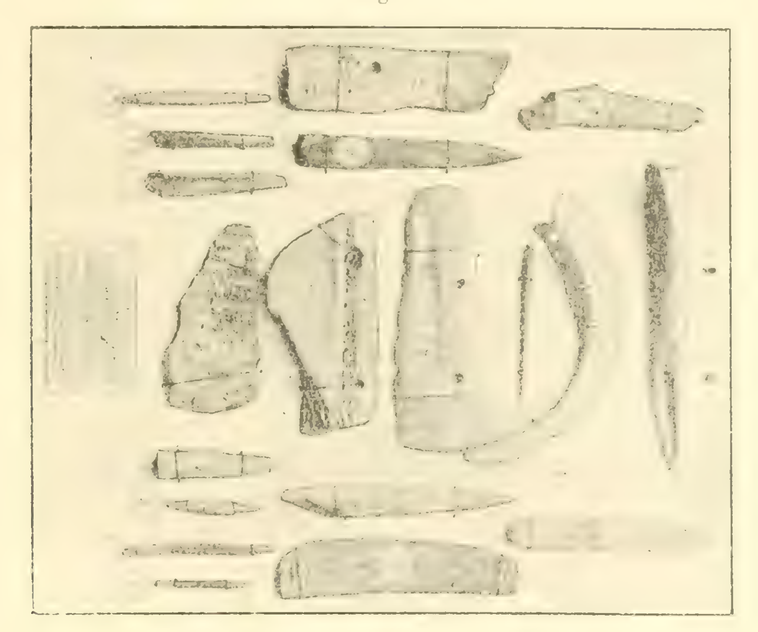
2) Scherben mit gelochten Wandungen, die für Räuchergefässe gehalten werden, kommen nicht häufig um Lobositz vor. Auf Tafel Fig. 4 sind zweierlei Scherben gelochter Gefässe abgebildet. Ein Fragment entspricht einem sorgfältig verarbeiteten Materiale, während zwei Scherben sehr roh durchlöchert sind und aus grobkörnigem Material bestehen. Kalina v. Jäthenstein, Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Prag 1836 Taf. I., Fig. 3 und S. 19 bildet ein solches Gefäss ab. Ein ganzes „Räuchergefäss" fand Herr Wechsler E. Miksch (Prag) in Vokovic, welches sich zur Zeit im Landesmuseum befindet. Gefässe, deren untere Hälfte gelocht ist, oder nur der Boden und ein kleiner Theil der Wandung über dem Boden, kommen meist nur in Fragmenten vor. Diese „Durchschläge, Seiher" kommen sowohl in der neolithischen Zeit, als auch später in allen Culturstufen vor. Dr. Niederle bildet in Fig. 130 einen solchen „Durchschlag" mit theilweise gelochter Wandung in seinem „Lidstvo v době předh." Prag 1893, ab.

3) Herr Dr. Matiegka besitzt von unserem Fundort einige Gegenstände; ich verdanke seiner Freundlichkeit folgende Zeilen: „Was die Prosmiker (Löbel's) Sandgrube betrifft,

Aus Knochen und Hirschhorn (Fig. 7) wurden vielfach Pfriemen, kleine Pfeilspitzen, Schaber mit und ohne Löcher, bearbeitete Rippenstücke u. A. gefunden. Auch einen kleinen Stempel aus Hirschhorn für Töpfer fand ich, der zum Eindrücken der bekannten Ringel diente.

Aus Thon seien noch ein Löffelgriff und die vielfach vorkommenden Spinnwirtel mit und ohne Ornament an der Peripherie, sowie die Webstuhlgewichte, meist vierkantig, erwähnt. Von Stein wurden nur einige Beil- und Hammerfragmente und ein stumpfer grosser Meissel (Fig. 5, *p*) aus schwarzem Schiefer gefunden. Mahlsteine kommen zumeist aus Granit oder Porphyr in der bekannten oblongen Form vor.

Fig. 7.



Verschiedene Geräthe aus Knochen und Hirschhorn.

Sehr häufig wurden Hirschhornfragmente gefunden, die alle Spuren der Bearbeitung an sich tragen. Besonders zwei Stücke sind auffällig. Das eine Stück trägt deutliche Spuren (Fig. 5, *r*) von Einkerbungen mit einem Steininstrument, während das andere sehr roh abgesägt erscheint. Die Fauna unserer Niederlassung ist eine reichhaltige. Am häufigsten kommt der Hirsch vor; daran schliesst sich das Schwein, Rind, Pferd, Reh, Hund, eine Katzenart, einige kleine Raubthiere und Nager. Vögel

so besitze ich von dort eine grosse Anzahl roher und graphitirter Scherben. Von ganzen Gefässen nur die grosse Urne (Skizze), 23 *cm* hoch, 31 *cm* grösster Durchmesser, ohne Henkel, ohne Ornament; 2 Spinnwirtel, einen eingebogenen Bronzedraht (ganz dünn), ein Steinbeilfragment (schmal), eine Bernsteinperle mit warzenförmigen Unebenheiten. Ausserdem ein oder zwei Schaber oder Glätter, aus Thierrippen hergestellt." — Die Form dieser Urne, gedrungen, stark bauchig, mit leistenartigem Rande, unterhalb etwas abgesetzt, entspricht den Uebergangsformen aus der Stein- in die Bronzezeit.)

und Fische. Auch die Flussmuschel fehlt in den Schmutzgruben nicht: sie dürfte auch hier, wie in Czernosek und sonst um Lobositz[1]), als Nahrungsmittel gedient haben.

Die ungemein kleine Anzahl der gefundenen Stein- und sonstigen Waffen und die überwiegende Anzahl der Hausgeräthe lässt sich daraus erklären, dass wir es mit einem, friedlich an dem Elbegestade hausenden neolithischen Fischervolke zu thun haben, welches für seine Küche auch manch' saftigen Wildbraten aus den umgebenden Wäldern holte.

---

1) In Gross-Czernosek und südlich von Lobositz fand ich ganze Lagen von Flussmuschelschalen (bis 2000 Stück) über Feuerheerden. Alle Schalen sind dort mehr oder weniger vom Feuer angegriffen, so dass man annehmen kann, das Thier sei in angeröstetem Zustande genossen, oder wenigstens, um leicht geöffnet werden zu können, auf die Gluth geworfen worden.

VI.

Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens.

(Fortsetzung von S. 60.)

Von

Dr. PAUL EHRENREICH, Berlin.

II. Die Sprache der Cayapo (Goyaz).

Gēs-Familie.

Cayapo-Dialekte sind noch gegenwärtig in Brasilien ungemein weit verbreitet. Das ganze Gebiet zwischen dem Araguaya und Xingu, die östlichen Theile von Maranhão, besonders die Gegenden am mittleren Tocantins, der südöstliche Theil des Territoriums von Para und endlich die Ufer des mittleren Parana werden von Cayapostämmen bewohnt, die, noch grossentheils in völliger Unabhängigkeit, den wichtigsten Zweig der grossen Völkerfamilie der Gēs bilden. Es waren indessen bisher nur die durch die Vernichtungskriege der Paulisten im XVII. und XVIII. Jahrhundert sehr geschwächten südlichen Cayapostämme unter diesem Namen bei uns bekannt und sie sind allein von Martius als solche aufgeführt worden. Das von ihm mitgetheilte Vocabular (nach Pohl und St. Hilaire) wurde von der bei S. José de Mossamedes unweit Goyaz im Anfange dieses Jahrhunderts angesiedelten Horde erhalten.

Dieses Aldeamento[1]) besteht gegenwärtig nicht mehr, wohl aber finden sich noch Südcayapo im halbcivilisirten Zustande bei S. Anna de Paranahyba, über die wir neuerdings wieder Nachrichten erhalten haben (S. 136).

Es scheint übrigens, dass noch jetzt freie Cayapo in der Nähe des grossen Wasserfalls von Urubupunga und weiter westlich in ihren alten Sitzen am Sertão von Camapuan ihr Wesen treiben. Doch ist nichts Zuverlässiges darüber bekannt.

Die Indianer, die im Quellgebiet des Araguaya den Weg zwischen Cuyaba und Goyaz bis auf die jüngste Zeit unsicher machten, sind höchst wahrscheinlich nicht, wie man im Lande selbst glaubt, Cayapo, sondern Bororo. Doch ist es möglich, dass auch die am oberen S. Lourenço und im Quellgebiet des Paranatinga gelegentlich auftauchenden Cayapo[2]) diesem südlichen Zweige angehören, da den älteren Nachrichten zufolge ein grosser Theil dieses Volkes nach der Niederlage, die sie 1741 durch Pires

1) Aug. St. Hilaire, Voyage aux sources du Rio S. Francisco II, 94 ff.

2) Von den Bakairi, denen sie befreundet sind, *Kayapo*, von den Bororo, ihren Todfeinden, *Kayuma* genannt.

Campos und die mit ihm verbündeten Bororo erlitten, sich jenseits des Araguaya seinen Verfolgern entzogen haben soll.

Die Nord-Cayapo sind wenigstens in ihren östlichen Zweigen im Tocantinsgebiet durch Castelnau, Pohl und die älteren brasilianischen Reisenden einigermaassen bekannt. Die vorhandenen Wörtersammlungen umfassen die Dialekte der Apinagēs (zwischen Araguaya und Tocantins bei S. Vincente und Boa vista), der Caraho (am mittleren Tocantins), der Timbira oder Aponegikran (im westlichen Maranhão). Auch die Sakamekran, sowie die im südlichen Para hausenden Temembūs und Akobūs gehören hierher.

Nach Westen hin erstrecken sich Cayapostämme bis zum oberen Xingu. Hier entdeckte die erste von den Steinen'sche Expedition im Jahre 1884 die Suya, deren Idiom schon damals als dem der Apinagēs sehr nahe stehend erkannt wurde.

Andere, noch von keinem Weissen besuchte Cayapohorden zwischen Araguaya und Xingu, nach Norden bis zum Rio Tacaiunas, nach Süden bis zum Rio das Mortes streifend, sind die Cradaho, Ušikriñ (Gurutiré), Gavioēs (Geier) oder Cricatagēs, die sich bisweilen am linken Araguaya-Ufer sehen lassen und mit den Carayastämmen dieser Gegend in steter Fehde leben. Einzelne Individuen trifft man unter den Caraya, andere gelegentlich auch halbcivilisirt im Dienste der Weissen an. Der einzige Punkt, wo diese Wilden mit den Kolonisten in direkten Handelsverkehr treten, ist das Presidio S. Maria do Araguaya, wo bis 1882 ein Cayapodorf am andern Ufer bestand, das dann nach mancherlei Feindseligkeiten mit den Anwohnern von den Indianern aufgegeben wurde.

Der Dialekt der Cradaho hat den Haupttheil des vorliegenden Materials geliefert. Einiges wenige wurde aus dem Munde eines auf der Fazenda Embirussu zwischen Goyaz und Leopoldina angesiedelten Mannes dieses Stammes aufgezeichnet, das Meiste aber nach den Angaben einer Frau, die zu Leopoldina mit einem Brasilianer verheirathet war.

Ihr ist besonders das gesammte grammatische Material zu verdanken, das erste, das überhaupt von einer der entwickelteren Gēssprachen bekannt wird. Einige im Collegio Izabel bei Leopoldina ansässige junge Männer konnten dabei zur Controle mit herangezogen werden.

Nord-Cayapo, Dialekt der Cradahō.

I. Lautlehre.

Vocale. *a e i o u.*

ä, helles offenes *e*.

å, dumpfes, offenes *o*.

ü, nur in dem Worte *na-ü*, Hagel, notirt.

ē ist von *ä* nicht deutlich unterschieden.

Die Diphthonge *au*, *ai*, *ei*, *oi* (selten und aus reduzirtem *a* entstanden) werden getrennt gesprochen und zwar so, dass der erste Vocal vorherrscht.

Alle einfachen Vocale kommen reduzirt vor, jedoch werden hier nur die am deutlichsten charakterisirten *e*, *i*, *u* als solche bezeichnet. Das *i* nähert sich dem dumpfen *i*-Laute des Tupi-Guarani.

Consonanten.

		h			
Gutturale	*k*	*g*	*ṅ*	—	—
Palatale	*t'*	*d'*	*ñ*	*y*	*dž*
Dentale	*t*	(*d*)	*n*	*z*	— *r* (*l*)
Cerebrale	*ṭ*	—	—	—	—
Labiale	*p*	*b*	*m*	—	—

Es fehlen also *f*, *χ*, *s*, *š*, einfaches *ž*, reines *r* und *l*, *ḳ* (*q*).

Häufige Consonanten-Verbindungen sind, wie in allen Gēs-Sprachen, *kt*, *kr*, *pr*, *mr*, *nr*, *mb*, *mp*, *ndž*.

ṅ Das auslautende *ṅ* verflüchtigt sich vielfach zur Nasalirung des letzten Vocals. *biṅ* dorten klingt oft wie *bĩ*.

Im Anlaut bildet es in der Verbindung *ṅg* einen tiefen Kehllaut: *ṅgo*, Wasser.

k ist am Ende eines Wortes oft sehr verflüchtigt, so klingt es *präk* gross, fast wie *prä*[k].

Im Suya entspricht ihm bisweilen *χ*.

Cr.: *kuere* Manioca Suya: *χüre*
„ *kadžot'* Baumwolle „ *χatö*(*re*).

d' und *ṭ* sind selten. Letzteres nur in dem Worte *ininoṭ*, Unterarm, Handfläche notirt und klang auch hier ein jedesmal wie *ts*. Auch *d'* findet sich nur in wenigen Wörtern, aber in dem sehr häufig vorkommenden *med'* viel, sehr. Hier scheint es aus *ti* durch Reduktion entstanden zu sein.

Cr.: *ṅgo med'* Fluss, viel Wasser Apin.: *inko magati*
„ *kapran tod'* Schildkröte (Emys) „ *kapronoti*.

y geht nach *n*, *ṅ* bisweilen in *dž* über:

kanyeti Stern = *kandžēti*
piñyō Frucht = *pindžō*.

Es kann demgemäss wie *dž* in anderen Dialekten einem *t* entsprechen (siehe unten).

Cr.: *kanyēti* Stern Suya: *kantiti*

Im Apin. entspricht ihm häufig ein *š* *(sch)*[1])

Cr.: *yamak*	Ohr	Apin.:	*schabaka*
„ *ikiä, ikyä*	Oberschenkel	„	*ba-kschä*
„ *ṅgo kayuti*	Ente	„	*guschuiti*

dž entspricht im Suya einem *t*.

Cr.: *džudžä*	Bogen	Suya:	*tute*
„ *idžoa*	Zahn	„	*woa-toa*
„ *kadžot*	Baumwolle	„	*γatore*

Im Apinagēs wird es durch *k* *(c)* und *t* *(th)* wiedergegeben:

Cr.: *džudžä*	Bogen	Apin.:	*coutay*
„ *kadžot*	Baumwolle	„	*kateroni*
„ *ba adžua*	ich bin schön	„	*baati*
„ *ku adža*	er will beissen	„	*kountha*

Im Caraho steht dafür *k* *(c)*, *h*, *th*, *ts*.

Cr.: *džudžä*	Bogen	Car.:	*couhay*
„ *kadžot*	Baumwolle	„	*kathodnie*

d kommt nur in wenigen Worten als reduzirter Auslaut vor:

udžä^{d}	Ader	*añro pa*^{d}	Ferkel

Der im Suya häufigen Lautverbindung *nd* entspricht daher ein einfaches *n*.

Beispiel:

Cr.: *na*	Regen	= Suya:	*nda*
„ *inō*	Augenbraue	= „	*woando*
„ *ñat*	Nabel	= „	*wa-nundat.*

Die übrigen Dialekte verstärken das *d* des Suya in *t*, also *ta*, *into*, *ba-iantotto* für die genannten Wörter im Apon.

Ein eigenthümlicher Auslaut ist ein *d* mit schwach nachklingendem *n*, also *d*^{n}. Er ist offenbar aus der ursprünglichen Endung *nti* der übrigen Dialekte entstanden.

Cr.: *hamad*^{n}	Piranha-Fisch	Suya:	*hamanti*
„ *kued*^{n}	Vogel	Apon.:	*guwenti*

Im Caraho entspricht ihm die Endung *-ne*:

Cr.: *mod*^{n}	Arara	Car.:	*ponnē*
		Apin.:	*imbōne*

z findet sich nur noch in einem, aber grammatisch wichtigen Worte, der Futurpartikel *géza*. Im übrigen sind Zisch-Laute völlig verschwunden. Das im Suya noch häufige scharfe *s* fällt einfach aus:

1) Vielleicht ist nicht *š*, sondern *ž* gemeint, das in Martius Vocabularium ebenfalls häufig durch *sch* wiedergegeben wird.

Cr.:	*inoō*	Augenbraue	Suya: *wo-ando-so*
„	*inikra-i*	Finger	„ *wa-nikasi*
„	*itä-i*	Unterschenkel	„ *wa-tesi.*

r ist der in den meisten südamerikanischen Sprachen sich findende Mittellaut zwischen *r* und *l*.

Im Suya fällt er häufig vollständig aus:

i-pári	Fuss	Suya: *woa-qaii*
i-ńikra	Hand	„ *wańiko*
i-ńakrēi	Nase	„ *wanake.*

ṭ wird im Suya durch *ọ* ersetzt:

Cr.: *muṭ*	Sonne	Suya: *muọu.*

Sonst wird es in den Vocabularien durch *tt* wiedergegeben:

Apon: *puttu*, Caraho: *putt*. Dagegen wieder im Apin.: *buré*.

Ebenso:

Cr.: *muṭ*	Hals	Suya: *wa muọo*
		Caraho: *pa mpoutou*
		(*pa* = Präfix *ba*).

p, *b*, *m* sind in den Cayapo-Dialekten lautlich wenig geschieden und gehen vielfach in einander über. Dem *p* des Cradaho entspricht jedoch im Suya, wie schon v. d. Steinen hervorhob, ein *φ* oder *h*, da der grosse Lippenpflock das Schliessen des Mundes verhindert.

Cr.: *i-pári*	Fuss	Suya: *woa-qaii*
„ *i-pa*	Arm	„ *wa-ha.*

Aus demselben Grunde wird *b* am Ende im Suya zu *u* erweicht:

Cr.: *râb*	Jaguar	Suya: *ọauiti*
„ *inikob*	Nagel	„ *wanikau.*

Im Caraho tritt bisweilen *m* an seine Stelle. So ist der Präfix *ba* im Car.: *ma*, z. B. *ma-ku-džua*, ich will heirathen.

Das Apin. hat *p* anstatt *b* im Cradaho.

Cr.: *ba kukrēn*	essen	Apin.: *pa-gou-cray*
„ *ba moṅ*	gehen	„ *pa ma mou*
„ *mba*	Wald	„ *pá*
„ *ba ku biṅ*	treten	„ *me gu pi*
„ *koben*	Leute	„ *coupe.*

Dagegen findet sich *m* im Cr. wie im S., wo bei den anderen ein *b*, *p* oder *mp* steht.

Cr.: *kamro*	Blut	Apin.: *kampro*	Apon.: *bacabro*
„ *yamāk*	Ohr	„ *jampaka*	„ *schabaka*
„ *amu*	Schwanz	„ *aupeu*	
„ *mop*	Carawurzel	„ *impobo*	
„ *mâ*	Hirsch	„ *impo*	
„ *na-morodža*	tanzen	„ *nampoura*	

Cr.: *mut*	Sonne	Apin.: *bure*	Apon.: *brurika*
„ *mru-ńi*	Thierfleisch	„ *bregni*	
„ *muturâre*	Mond		„ *putturagh*
„ *med'*	viel	„ *peti*	

Die Sprechweise ist im Ganzen deutlich, aber äusserst eintönig. Der Accent liegt, wo nicht anders angegeben ist, auf der Endsilbe.

Länge und Kürze der Silben sind im Folgenden nur da angegeben, wo sie besonders deutlich zur Perception kamen. Im Allgemeinen sind die nicht ausdrücklich als lang bezeichneten Vocale kurz zu sprechen.

II. Vocabular.

Körpertheile.

Diese Wörter wurden von dem in Embirussu examinirten Manne sämmtlich mit dem Pronominalpräfix *i* der ersten Person angegeben, während das Weib in Leopoldina dasselbe fortliess. Nach ihrer Mittheilung ist es den Frauen nicht gestattet, sich dieses Präfixes zu bedienen (?).

Zunge *i-ńoto*
Mund *i-aikoa*
Oberltppe *ńeńu*
Unterlippe *i-yakō*
Zahn *i-dźoa*
Zahnfleisch *dźoa-ni*
Hand (Finger) *i-nikra*
Handfläche *i-ninōt*
Oberarm *i-pa*
Unterarm *i-ninōt'* (?)
Ellbogen *pākon*
Finger *i-nikrái*
Fuss *i-pári*
Oberschenkel *i-kiä*
Unterschenkel *i-tä*
Kopf *i-kran*
Kinn *i-kuretka*
Stirn *kōka*
Nase *i-ńakrēï*
Nasenloch *i-ńakrē krē*
Auge *i-nåkā*
(wohl Lid?)
Pupille *i-nō*
Brauen *i-noō*

Ohr *i-amāk* (*yamāk?*)
Ohrloch *i-amakrēkrē* (*yamakrēkrē?*)
Kopfhaar *i-kiń*
Bart *i-amao*
Schnurrbart *i-kuretkaō* (die Silbe *ure* sehr kurz, fast wie *rö* klingend)
Haut *ka*
Hals *mut*
Kehle *i-ńokränu*
Brust *i-nio-kot*
„ Warze *nio-miä*
„ weibliche *i ko*
Bauch *i-nio-ńu*
Nabel *ńat*
Penis *i-mu̥ i-mu̥dźä*
Nates *tekrē idźo*
Scrotum *ińgrä-kā*
Pubes *ińgrä-ō*
Genit. mul. *krē-krē*
Anus *i-tä krē-krē*
Excrementa *meïn*
Urina *inbáu*
Knie *konkran-i*
Nagel *i-nikob*

Knochen

Schädel *kran-i*

Blut *kamro*

Schwanz *amū*

Rippe *ńonkoa*

Wirbelsäule *ko-i*

Fleisch *mrū-ńu*

Herz *aniorō*

Leber *ma*

Ader *udžä'*

Natur.

Wasser *ńgō*

Fluss *ńgoramed'* (viel Wasser)

Sonne *mūt*, *arińro* Sonnenhitze

Mond *mūturā're*

Regen *nā*

Feuer *kūi*, *kuug*

Rauch *kuug kum*

Gluth *kuug pra*

Brennholz *pińrā*

Stein *kōn*, *kän*

Sand, Erde *puka*

Berg *krāīn*

Wald *mbā*

Himmel *kaikoa*

Stern *kangeti*

Tag *mamumtān* (wahrscheinlich Missverständniss, das Wort bedeutet: er kommt gleich)

Nacht *aka mut* (ohne Sonne?)

gestern *akati*

morgen *akatiabe*

heute *yāań*

Blitz *na!* (Regen)

Donner *nā krikrit*

Wind *kogdžabēre*

Meteor *akrā're*

Hagel *nā-ū*

Reif *krū mati*

Hausrath.

Haus *kikre*

Hängematte *beputu* (bei den Cayapo wie bei allen Gēsstämmen nicht im Gebrauch

Schlafmatte *kupip* (port.: esteira)

Tuch *koben-ko* (*ka*), Tuch der Weissen (*ko*, *ka* = *ka* Haut?)

Spindel *krúa-no*

Faden *kadžot-kuńra*

Pfeil *krúa*

Angelhaken *oati*

Angelschnur *kadžot-oati*

Bogen *džudžä*

Sehne *džudžä-džä*

Keule *kō*

Beil *krāmān*

Topf *ńgō-i*

Cuyenschale *ńgō-krat*

Korb *kāt-kāg*

Tragkorb *káhá*

Reibholz *rara*

Wasser *katkō*

Trompete aus Cuyenschale *ńgō-i*

Kamm *pindžoáre*

Glasperle, weisse *ańo-yaka*

„ schwarze *ańo-dūg*

Rassel *mekiredža*, *ńgō-tad'*

Verwandtschaft und Stamm.

Leute *män*, *män-ni* alle Leute (gente toda) *köben* die Weissen *köben-krit* Christen, *Caya*, Volk der Cayapó (gente)

Mann *meomi*

Gatte *miän*

Weib *meoni*

Gattin *prom*

Sohn *ikrā*

Tochter *ikrā*

Jüngling *nodžúre*
Säugling *ikráre*
Knabe *meoboktira* = männliches Kind. (menino macho)
Mädchen *kurärarä, män prim*
Vater *džūno*
Mutter *ńiri*
Bruder *itá, itoń*
Schwester *iiot*
Grossvater *ńetoa*
Grossmutter *tuia*
Enkel *itamdžo* (m. u. f.)
Neffe *kranu*
Heirathen *naruma oprōmboi.* Verbalform: ich bin verheirathet, bin die Gattin u. s. w.
Häuptling *komnurä*
Fremder *gō-kaya med'*, weisses Volk
Neger *katúga*, der Schwarze
Zauberarzt *wayanáre*
Fieber *kapramp*
Krankheit *känē, kēnē*

Pflanzen und Land.

Tabak *kariño*
Art des Rauchens, Pfeife aus Jequitibafrucht *ku-arikoko.* Lehnwort aus dem Car.: *arikokrē* rauchen, *arikoko* Pfeife, mit dem Präf. *ku* des Wollens
Mais *báu*
Manioca-Wurzel giftlose Art (Aipim) *kuëre*
„ giftige Art (M. brava) *kuëre džod*ⁿ (das Wort ist jedenfalls karaibischen Ursprungs und dürfte den Cayapostämmen von Westen her übermittelt sein. Bakairi: *iχére, kiχére*)
„ Puva, die ausgepresste Masse *kuëre-kro*
„ Beiju, Kuchen aus derselb. *džua-amro* (d. h. gieb mir)
Batate *yāt*
Carawurzel *mōp*
Banane *turetira-džō*
Baumwolle *kadžot-kadžo-ni*
Blatt *piñ-â*
Frucht *piñ-yō, pindžō*
Buritipalme *uñroa*
Acuripalme *mbā* (Wald)-*kamakerēre*
Macaiuvapalme *oroń*
Guarirobapalme *u-óre*
Jatobabaum *mōṭ*
Taquararohr *pa-ē*
Gras *bå*
Pfeilrohr *krúa*
Campland *kapot* (s. draussen)
Sandbank *pukatiñrā*
Barranco, Uferabhang *ākoṭ*
Strudel *ṅgō-te-keï-kep*
Strömung *ṅgō-mreïto*ᵈ

Thiere.

Das Suffix *ti* ist häufig. Wo es hier fehlt, findet es sich doch meist in den Vokabularien der anderen Dialekte.

Thier *mru*
Fisch *täpe*
Matrincham *täp-koti*
Curimata *ṅgoro-ti*
Pirarara (Phractocephalus discolor) *ńapoktire*
Piratinga *kamiroń kāk*
Zitteraal (Gymnotus electricus) *mā kakti*
Sardinha *nō-krän-tu*
Pintado (Platystoma) *kåra*
Pirarucu (Sudis gigas) *mru-arutíre*
Piranha (Serrasalmo) *hamad*ⁿ
Jurupensem *täpe ibáre*

Trahira (Macrodon) *krut*
Rochen *miän-tyet*
Kröte *bri*
Frosch, grosse Art *bri poïti*
„ kleine Art *bri ṅraṅrāre*
Schlange *kaṅaṅ*
Sucuriu (Eunectes) *kre-ti*
Giboia (Boa constrictor) *arueraṅ*
Jararaca (Trigonocephalus bothrops) *iru*
Klapperschlange (Crotalus horridus) *ābat*
Amphisbaena *ku-toi*
Flusschildkröte (Emys) *kraṅ tod'*
Tartaruga *kapraṅ-poti*
Landschildkröte *kapraṅ*
Alligator *mi*
„ gr. Art *mi-kakti*
„ kl. Art *mi-okoayakā*
Eidechse *uwit*
Teju (Tejus monitor) *mru-džum-ti*
Lagarticha *ṅraṅraṅtire*
Vogel *kud*^{n}
Ei *kuēd*^{n} *rä*
Strauss *máti*
Jacu (Penelope) *mutäṅ*^{k}
Mutum (Crax) *túkti*
Papagei gr. Art *krueiti*
„ kl. Art *krueíra*
„ Sperlingspapagei *kēt*
„ Arara *mod*^{n}
„ rother Arara *mod*^{n} *kamriga*
„ dunkelblauer Arara *mod*^{n} *katuk-ti*
Ente *ṅgō kayúti*
Eisvogel *kiä kiákti*
Taube *tuti*
„ kl. Art *tuti-re*
Anhiuma (Palamedea) *âpuno-ti*
Seriema (Dicholophus) *maréga*
Geier, Urubu *ṅoïd*^{n}
Eule kl. Art *ṅūa*
„ gr. Art *toto*

Raubvogel *akinyóti*
„ *akinyáre*
Huhn, Henne *âkriṅ oïṅ*
„ Huhn *âkriṅ oïṅâ're*
Tatu (Dasypus) *tod*^{n}
Ameisenbär gr. *pāṭ*
„ kl. *pāṭ-kāk*
Aguti (Dasyprocta) *kokēïna*
Paca (Coelogenys) *rira*
Kaninchen *káere*
Prea (Cavia aperea) *krō*
Jaguar *râb*
„ schwarzer *râb-dúga*
„ gefleckter *râb-krári*
Fischotter gr. Art *ne*
„ kl. Art *ne ṅrira*
Tapir *kukrit*
Schwein *aṅro*
Ferkel *aṅro pād*^{n}
Schaf *ma*, *manire*
kl. Art (s. Hirsch)
Ziege *ma-re*
„ Bock *ma kráre*
„ Gais *mare mu*
Ochse } *mrū-ti*
Pferd }
Kalb *mrū ti krare*
Hund *rôb-prä*, *rôb-prä*
Hirsch C. rufus *ṅeadzu*
„ C. campestris *má*
„ C. catingueiro *karáre*
„ C. „ *adža-ti*
Affe *kukáïra*
„ Brüllaffe *abut*
Ameise *mrūm rä*
Termite *rorutä*
Moskito gr. Mücke *pūre*
„ Borrachudo (Trombidium) *puṭiṅgrä*
Fliege *kobrä*
Biene *mäd*^{n} *úre*
Honig *mäd*^{n}
Wespe *amiu*

Schmetterling *wä-wära*
Zecke *täre*
Spinne *ā*
„ Gewebe *ṅgū (gnū)*
Sandfloh *temnā're*
Schabe *kapo-ti*
Grille *iräk-katiē*
Cicade *kōpoṭ*
Heuschrecke *kruṭ-kaniéra*

Adjectiva.

gut, schön *adžuä, adžuämed'* sehr schön
schlecht, hässlich *ponúre, ̦olmúre*, (vgl. S. 129)
krank *kaned*[n]
gesund *naba*
gross *adžuärad'*
hoch *prä*[k]
heiss *kaṅro*
klein *kāk, nerīra*
schwarz *katúga, dūk*
weiss *kayakā*
blau *naṅrē*
gelb *nraṅraṅ*
roth *kamríga, kamrīk*

Verba mit Präfixen.

essen *ba-ku-krēn* 1. p. S.: ich will essen, wünsche zu essen
(Apin.: *pa-gou-cray*. Apon.: *eomego-krä* enthält wahrscheinlich das portugisische comer)
trinken *ba-iṅkō(ṅ)*
braten in der Asche *ba-ku-ga*
„ auf dem Rost *äroṅiṅ (ĭ)*
waschen *ba-džua* (Car.: *ma ku-tšua*)
husten *kagṅíra*
lachen *na-kakat* (mit Tempuspräfix)
weinen *na-moroṅiṅ*
(Notirt wurde: *na-m-oroṅiṅ* er, der Mann weinte. Indessen beweist die von den Apinagēs überlieferte Form *nampoura*, dass das *m* nicht Personalpräfix der 3. Person ist, sondern zum Stamm gehört.)
tanzen *na-män-orodža* sie tanzten
schlafen *ba- ṅorō*
tödten *ba-ku biṅ*
beissen *ndža*
sprechen *kaben (?)*
(sich unterhalten heisst angeblich *guaiaben maṅ ba-kaben*
akaben mariked' ich rede nicht mehr (die Sprache)
džo ba män kaben ma god ich rede nicht mehr die Sprache (vgl. S. 134)
Apin.: *panieu*
sich setzen *ba-niuṅ, ba-ídṅiuṅ*
aufstehen *kaimandža kaimaniuṅ kaimaniäṅ*
kommen *täṅ*
gehen *moṅ*
båod[n] ich will schnell fort (vgl. S. 135)
a-moṅdža gehe fort, packe dich
(Apin.: *pamamou* wahrscheinlich indianisirt aus dem portugisischen: vamos)
laufen *a-pront* (Imperativ). Apin.: *promangatiré*
geben *bam kuṅa* ich gebe (dir?)
nehmen *kubē-kubū (?)*
sehen *omu*
Feuer in der Roça machen *pukurum kuui adža*
„ machen (allgemein) *adža, oïdža, ạdža* (vgl. S. 130, 131)
sterben *tu*
Roça machen. Wald zur Pflanzung niederschlagen *kaṅruṅkarē*

Zahlwörter.

1 *meomdi* (eine Person)
podži ein Finger (Botocudisch: *podžik*)
2 *ameïkrūt*, *mäkrūt*
3 *ameïkrut ne padži.*
Darüber:
viel *adžnä ko med'.*

Pronomina
Fragepartikeln
Zahlausdrücke
Adverbia
} siehe Grammatik.

III. Grammatik.

Substantivum.

Eine Genusbezeichnung ist nicht nachweisbar.

Der Numerus wird durch Hinzufügung der Silbe *med'* oder *ko-med* viel, viele, *ni niṅ* alle, *män-ni* alle Leute, ausgedrückt.

Casusbezeichnung fehlt. Das Genetivverhältniss wird durch die Stellung ausgedrückt, indem der bestimmende Ausdruck dem bestimmten vorangeht.

mrū-ṅi	das Fleisch des Thieres
džoa-ṅi	das Fleisch des Zahnes, Zahnfleisch
mrū-kā	die Haut des Thieres
kued^{n}-rä	das Ei des Vogels
kōben-ko	die Kleidung der weissen Leute
kran-i	der Knochen des Kopfes
báu-pra	das Stroh des Mais
báu-tä	die Staude des Mais.

Als Object steht das Substantivum im Satze immer vor dem Verbum und nach dem Subject, kann aber auch den Satz beginnen, der dann als Apposition angefügt wird:

na ba täp ōroṅiṅ	ich briet den Fisch
täp na ba ōroṅiṅ	Fisch, ich briet (ihn)
na ba mōp kuroṅiṅ	ich wollte Carawurzeln rösten
mōp na ba kuroṅiṅ	Carawurzeln, ich wollte rösten
aṅro na ba biṅ adža	das Schwein, ich war im Begriff (es) zu tödten.

Adjectivum.

Das Adjectivum folgt als **Attribut** dem Substantivum:

rōb dúga	die schwarze Unze
rōb kamríga	die rothe Unze
mod^n kamríga	der rothe Arara
mod^n niríre	der kleine Arara.

Die meisten Adjectiva enden vokalisch und sind auf der vorletzten Silbe betont. Ob das Adjectiv als Attribut vom Substantivum äusserlich unterschieden wird, lässt sich noch nicht ersehen.

Dagegen ist es häufig als **Prädikat** besonders gekennzeichnet. Durch Anfügung des Lautes *d^n* kann aus einem substantivischen Begriff ein prädikativisches Adjectiv gebildet werden:

kāne oder *kēne*	die Krankheit
na bam i kāned^n	ich selbst war krank
ariṅro	die Sonne, die Sonnenhitze
narum ariṅrod^n	es ist heiss geworden
kaṅro	die Wärme
yaaṅ a tē kaṅrod^n	heute ist es heiss

Ueber das Adjectiv als Prädikat in Verbindung mit dem Pronomen siehe S. 129.

Bei der **Steigerung** wird der Superlativ durch Anfügung der Silbe *med'*, sehr, ausgedrückt.

Für den Comparativ wurden folgende, nicht sicher analysirbare Beispiele gesammelt:

d ga bin a ga (ba?) präk god Neg. du gross Neg.:	vossê e major do que eu Du bist grösser als ich (wahrsch.: Du bist gross, ich bin nicht gross)
ama kumrä kaya ba-toï	vossê e mais velho do que eu Du bist älter als ich (*ba-toï* = *ba-tå* mein älterer Bruder)
m (b?) adžuä arum i med'	eu sou mais bonito que vossê ich bin schöner als Du (wahrscheinlich: ich bin sehr schön)
amaku kamaniäṅ	eu sou mais moço que vossê ich bin jünger als Du
kuui täktä muṭ kaṅro präk Feuer Sonne heiss hoch	o fogo e mais quente que nem o sol Das Feuer ist heisser als selbst die Sonne

Pronomia.

Personalia.

a) **Absoluta:**

Sing. 1. p.	*ba*	ich
„ 2. p.	*ga*	du

Sing. 3. p.		fehlt und wird umschrieben durch *meomi* der Mann oder *meoni* das Weib oder ersetzt durch das Demonstrativum *tamne*, *tamu* dieser *tawâ* diese
Dual 1. p.	*gúba*	wir zwei, beide
„ 2. p.	?	
„ 3. p.	*amerin*	sie zwei, beide
Plur. 1. p.	*guáiba*	wir
„ 2. p.	*ára*, *áriga*	ihr
„ 2. p.	*aranin*	ihr alle
„ 3. p.	*arikonin*	sie alle oder ersetzt durch *män* Leute:

b) Reflexa:

Sing. 1. p.	*bām*	ich selbst
„ 2. p.	?	
„ 3. p.	*aritamne*	er selbst
Plur. 3. p.	*aritamu*	sie selbst

Eine klare Unterscheidung der ein- und ausschliessenden Form der ersten Person pl. findet sich im Cayapo nicht. Statt dessen können beim Verbum die erste und dritte Person pl. der Deutlichkeit halber in folgender Weise zerlegt werden:

wir = ich + er	*ba* + *ga*
ich + ihr	*ba* + *ara*
ich + er	*ba* + *me*
ich + sie	*ba* + *arikonin*
ihr = du + er (sie)	*ga* + *me*

Beispiele siehe beim Verbum.

Als Pronomina possessiva können zunächst die Personalia dienen, besonders bei Verwandtschaftsbezeichnungen:

	ba-ikrā	mein Sohn
	ga-ikrā	dein Sohn
	ta-ikrā	sein Sohn
	gúba krā	der Sohn von uns beiden
	guáiba krā	unsere Söhne
	ara-krā	mein Sohn (Söhne)
	ameri-krā	der Sohn beider
ferner	*tawa kin*	ihr Haar
	guba krā adżuä med'	unsere Söhne sind schön
	arakrā omnúre	meine Söhne sind hässlich.

Sonst treten besondere Präfixe vor das zu bestimmende Wort, die mit demselben durch die Zwischensilbe *nio*, *inio* verbunden sind:

i-nio-krúa	mein Pfeil
ari-nio-krúa	dein Pfeil
tan-krúa (tan-nio-krúa)	sein Pfeil

guaiba-nio-krúa	unser Pfeil (Pfeile)
ara-nio-krúa	euer Pfeil (Pfeile)
aritan-nio-krúa	ihr Pfeil (ihre Pfeile)
meonio-kän	ihr (des Weibes) Stein

Ebenso:

i-nio-kikrē	mein Haus
ari-nio-kikrē	dein Haus
tan-nio-kikrē	sein Haus
guaibā-nio kikrē	unser Haus
ara-nio-kikrē	euer Haus
aritan-nio kikrē	ihr Haus
guaiba-nio-džudžä	unsere Bogen
guba-nio-džudžä	unserer beider Bogen.

In der ersten Person kann dem Präfixe *i* noch das Pron. personale *ba* hinzugefügt werden:

ba-i-niokän	mein Stein.

Auffallende Unregelmässigkeiten[1]) zeigen die Wörter *džuno*, Vater und *ńiri*, Mutter, in Verbindung mit Possessivis:

i-džuno	mein Vater	*i-ńiri*	meine Mutter
abām	dein Vater	*ană*	deine Mutter
bam-rē	sein Vater	*na-rē*	seine Mutter
guaiba-bām	unser Vater	*guaiba-na*	unsere Mutter
ara-bām	euer Vater	*ara-na*	eure Mutter
ari-bām	ihr Vater	*ari-na*	ihre Mutter.

Wird das Possessivum prädikativisch gebraucht, so tritt vor die ganze Wortverbindung die Vorsatzsilbe *om*:

om-ba-nio-kō	die Keule ist sein
om-ga-nio-kō	die Keule ist dein
om-tan-nio-kō	die Keule ist sein.

Ebenso:

om ta kiṅ	das Haar ist sein
om tan pindžoáre	der Kamm ist sein.

Die Pluralformen wurden regelmässig angegeben:

guaiba nio-ko	unsere Keulen
ari-nio-kō	eure Keulen
aroṅ-ko (aus *arikoniṅ kō* zusammengezogen)	ihrer aller Keulen.

In Verbindung mit einem Demonstrativum kann das prädikativisch angewendete Pronomen dem Substantiv nachgestellt werden:

nio-ko ba ne	diese Keule ist mein
nio-ko ga ne	diese Keule ist dein

1) Aehnliches ist auch sonst bei amerikanischen Sprachen beobachtet, findet sich z. B. im Mutsun (Compte rendu du Congr. des Américanistes 1879, Bruxelles II, p. 319).

ńikra ba ne	diese Hand ist die meinige
ńikra ga ne	diese Hand ist dein.

Andererseits kann man auch sagen *ba i-ńikrā ne.*

Pronomina demonstrativa sind:

ta, tamne	dieser
tawa	diese sie
tamo	dieses.

Ferner das als Suffix angehängte *ne*, das dem *ni* des Suya analog ist.

Pronomina interrogativa.

ńum na	wer ist da?
muéna	was?
muéna ga adža	was machst du?
muéna ga me adža	was macht ihr?
muéna meomi adža	was that der Mensch?
tamo iri	was ist das?

In Verbindung mit einem Adjectivum als Prädikat kann das Pronomen personale bezw. Possessivum vor diesem stehen oder folgen. Im ersteren Falle (a) ist zwischen Subject und Object nur die Copula zu ergänzen, im letzteren (b) bildet die ganze Wortcombination ein einziges Wort oder einen Satz.

a)	*ponúre*	hässlich
	i-ponúre	ich bin hässlich
	ga-ponúre	du bist hässlich
	tawa omnúre	er ist hässlich
	guáiba ponúre	wir sind hässlich
	ara ponúre	ihr seid hässlich
	amar-omnure	sie (zwei) sind hässlich.
	ara krā omnúre	eure Söhne sind hässlich
	i-kańro med'	mir ist sehr heiss.

Merkwürdig ist hierbei die Veränderung von *ponúre* in *omnure* in der dritten Person Sing. und Pl. Jedenfalls ist *omnure* durch Assimilation von *obnúre*, *opnúre* entstanden, eine Form, die auch ein Mal in der ersten Person notirt wurde. Mit der Vorsatzsilbe *om* dürfte kaum ein Zusammenhang bestehen.

Andere Beispiele sind:

adžuä	schön
adžuä med'	sehr schön
gúba krā adžuä med'	unserer (beider) Söhne sind sehr schön

b) Dagegen:

adžuä i med'	ich bin sehr schön
adžuä ga med'	du bist sehr schön

1 Auch im Vocabular der Apinages (Martius Gloss. II. 148) wird für „malus“ angegeben *poutourin* und *omtui.*

adžuä meomį med'	er (der Mann) ist sehr schön
adžuä guáiba med'	wir sind sehr schön
adžuä ara med'	ihr seid sehr schön
adžuä män med'	sie (die Leute) sind sehr schön.

Verbum

ist, wie in fast allen amerikanischen Sprachen, als ein mit Possessivpräfixen versehenes Nomen aufzufassen. Kann es doch selbst, ganz wie ein Substantivum, durch die Partikel *nio* mit dem Pronomen verbunden werden, z. B.:

džo géza ba - inio - ku krēn god
neg. t. fut. ich mein wollen essen neg.
Mein mir zukommendes Essen wollen wird nicht sein, d. h. ich will nicht essen.

Ein anderes Beispiel, wo das Personale und Possessiv gleichzeitig das Verbalpronomen bilden, ist:

g-ari kai mandžäṅ du *(ga + ari)* bist aufgestanden.

Wie oben bemerkt wurde, können die Pronomia der ersten und zweiten Person pl. aufgelöst werden in ihre logischen Componenten.

Beispiel:

na ba rum arimbói	wir (ich und du) sind gekommen
na ba rum ara kubām moṅ	wir (ich und ihr) sind zurückgekehrt
na akatia bari muṅ	wir (ich und du) gingen gestern aus
yaaṅ barimbói	heute kommen wir (ich und du) an
mukána ga-me imiän bē râb-prä biṅ	warum tödtet ihr (du und er) den Hund meines Mannes?

Frage:

muēna ga me adža	was thut ihr (du und er)?

Antwort:

kaṅaṅ na ba me biṅ adža	wir (ich und er) tödten die Schlange.
Schlange t. ich er tödten machen	

Die Tempusbildung ist ziemlich reich entwickelt.

1. Praesens. Das Pronomen wird einfach dem Verbalstamm vorgesetzt:

1. p.	*ba-kukrēn*	ich will essen
	ba ṅōrō	ich schlafe
	ba džua	ich wasche
	ba tu	ich sterbe
2. p.	*ga tu*	du stirbst
3. p.	*meomį* oder *me tu*	er der Mann stirbt
	râb-prä ąndža	der Hund beisst
	kaṅaṅ ąndža	die Schlange beisst.

Sehr ausgedehnt ist die Anwendung des Hülfsverbums *adža* machen, dass etwas geschieht, *kūi adža* Feuer machen, *pukurum adža* Roça machen

(Pflanzung anlegen). *muna moomi adža* was macht der Mann? Anderen Verbalstämmen beigefügt, drückt es eine stattfindende oder im gegenwärtigen Augenblick wirksame Handlung aus und bildet so ein Participium präsentis oder eine periphrastische Form, gerade wie in der Luso-brasilianischen Volkssprache das Präsens stets durch das Participium umschrieben wird: ich tödte, Estou fazendo anstatt faço, I am doing im Englischen.

Beispiel:

ba biň adža	ich bin tödtend, dabei beschäftigt zu tödten

2. Ein zweites Tempus wird gebildet durch das Präfix *na-*, es dient als Meldeform für Gegenwärtiges oder kurz Vergangenes (aoristisch).

na ba tuň	ich bin gefallen
na ga tuň	du bist gefallen
na ba omū	ich war im Begriff ihn zu sehen ich sah ihn eben
*na bam (i) kaned*ⁿ	ich selbst war krank.

3. Durch Hinzufügung von *rum*, *ruma* zum *na* des zweiten Tempus erhält man das dritte mit Präfectbedeutung, die vollendete Handlung, port. mit ja, schon, angedeutet:

1. p.	*na ba rum tuň*	ich bin gefallen
	na ba rum omū	ich habe schon gesehen
	na ba rum kaimandža	ich bin schon aufgestanden
2. p.	*na ga ruma kaned*ⁿ	du bist krank geworden
3. p.	*na rum nā rúa*	Regen ist gefallen
	na ruma kēne	er ist schon geheilt
	*na ruma hamad*ⁿ *andža*	der Piranhafisch hat (mich) gebissen
	na ruma tāň	er ist schon fortgegangen
	na rum akati	es ist morgen geworden
	na rum kaimandža	er ist aufgestanden
	na rum i-miän ku-biň	mein Gatte hat ihn tödten wollen
	na rum arion ňōrō	sie waren schlafend
	arikra na rum akatibē tu	deine Söhne sind gestern gestorben.

Die Partikel *arum*, *rum* kann auch am Anfang des Satzes stehen:

arum na miän tu	der Gatte ist schon gestorben
arum na kene	er ist krank gewesen, d. h. ist geheilt
arum na ameni tāň	er ist schnell gekommen.

Zwischen Subject und Prädicat stehen alle beiden Partikeln in dem Satze:

roh-prä arum na kundža	der Hund wollte beissen.

4. Das Futurum ist charakterisirt durch die Partikel *giza*, die stets vor dem Subject steht:

géza ba tu	ich werde sterben
géza ga tu	du wirst sterben
géza tu	er wird sterben.

Dass nicht nur das entferntere, sondern auch das unmittelbar bevorstehende Futurum in dieser Weise ausgedrückt wird, erhellt aus den Beispielen:

yāan géza nā rúa — es wird noch heute regnen
heute t. fut. Regen fallen

yāaṅ géza na rū' kēd — heute wird kein Regen fallen.
heute t. fut. Regen fallen nicht sein

Imperativus wird durch ein vorgesetztes *a-* angedeutet:

a-dž̇um	warte
a-pront	leise
a-mrä	gieb mir
a-moṅdža	gehe fort von hier.

Besondere Verbalpartikeln mit modaler Bedeutung.

ere gehen, beabsichtigen etwas zu thun (port. ir):

ba ere móp krēn	eu vou comer cara	ich beabsichtige Cara zu essen
ba ere ṅoro	eu vou dormir	ich gehe schlafen
ba ere kube kubu	eu vou tomalo	ich möchte es nehmen.

ku wollen, wünschen, Bedürfniss nach etwas haben, kommt in ständiger Verbindung mit verschiedenen Verben vor:

ba-ku-krēn	ich esse, will essen
ba-ku biṅ	ich tödte, will tödten
ba-ku-ni	ich wohne bei, habe das Bedürfniss beizuwohnen.

rōbprä arumna ku-ndža = der Hund wollte beissen
Hund t. perf. wollte beissen

ku-arin-ked — du willst nicht
wollen du nicht

géza té ku̧ krēn — er wird zu essen haben
hat haben wollen essen

Der Suffix *rē* dem Verbum angefügt ist noch nicht erklärbar. Als Beispiele wurden notirt:

ba tu-rē	er ist gestorben
kaṅrun ka-rē	Roça machen, Pflanzung anlegen
kube wayaṅga-rē	der Arzt behandelt.

Das Verbum in Verbindung mit Objecten im Satz.

Auf ein Object bezogen wird der Verbalbegriff zum Satz erweitert, indem das Object zwischen Subject und Verbalstamm tritt, oder das Object

wird vorangestellt, während das Verbum mit dem Subject als Apposition folgen:

bām ba kaṅan biṅ adža — ich selbst tödte die Schlange
ich selbt Schlange tödten im Begriff sein

kaṅaṅ na ba me biṅ adža — wir tödteten die Schlange
Schlange t. aor. ich er tödten machen

na me aṅro biṅ adža — er war im Begriff das Schwein zu tödten

mba muṅ täṅ mrū-oi-biṅ — er geht in den Wald um zu jagen
Wald gehen gehen Thier ? tödten

na ruma abom túkti biṅ — dein Vater hat den Mutum getödtet
t. perf. dein Vater Mutum tödten

mukána ga me imiän rob prä biṅ — warum tödtet ihr den Hund meines Mannes?
warum du er m. Mannes Hund tödten

géza ba täpe biṅ — ich werden den Fisch tödten.

Negation.

a) Das Nomen wird negirt durch Beifügung der Partikel *kit*, *ked* = sein ohne etwas, nicht haben.

män ko kid — die Leute (d. h. Indianer) haben keine Kleidung
Leute Kleidung nicht

moomi-ākā pu̥ amínrän kit — die Wittwe bemalt sich nicht mit Urucu.
Wittwe Urucu Körperbemalen nicht

b) Das Verbum kann als Nomen aufgefasst ebenfalls mit *kit* verbunden werden:

yāaṅ géza nā rū ked — heut wird kein Regen fallen
heute fut. Regen fallen nicht

gewöhnlicher werden wie im Guarani zwei Partikeln verwendet, die den negirten Satz zwischen sich fassen

džo — god.

Das letztere, wahrscheinlich nur eine Umformung von *ked* steht niemals allein, wohl aber *džo* als Ausdruck der Unbestimmtheit

na ba džo kane — ich war nicht ganz wohl oder ich war vielleicht krank.

Es steht deshalb häufig in Fragesätzen:

džo gézá bām karinio kunaṅ — soll ich (dir) Tabak geben?

džo ga mā pram — hast du jetzt vielleicht Hunger?

džo ga rum ana omu — hast du vielleicht deine Mutter gesehen?
etwa du t. perf. deine Mutter sehen

na ba rum omu — ich habe sie gesehen.

Ferner in der Begrüssungsformel *džo ga*, bist du es (vielleicht)? Antwort: *ba*, ich bin es.

In Verbindung mit *god* wird der Sinn des Verbums verneinend:

džo géza bā moṅ god	ich werde nicht gehen
džo na ba-i-kane god	ich war nicht krank
džo géza ba inio-kukrēn god	ich werde nichts zu essen haben
džo ba män koben mā god	ich spreche nicht die Sprache der Leute
džo géza bam kuṅa god	ich werde dir nicht geben.

Adverbien.

a) des Ortes *niái* hier, *dža* von hier fort, *amoṅ dža* geh fort von hier.

dort, in der Ferne *niari*

dort in der Nähe anwesend *ameriṅ*, *årameriṅ*, *åriṅ*.

årameriṅ täṅ	dort kommt er
åriṅ aṅro biṅ adža	er ist dort und tödtet ein Schwein
årameriṅ capitão täṅ	dort kommt der Capitän.

Die Adverbien können mit Pronominibus und Substantiven als Subject verbunden verbale Bedeutung erhalten:

baod^{n}	ich bin fort (portug. foi embora)
gaod^{n}	du bist fort
mead^{n}	er ist fort

na	*meod^{n}*	*ku*	*krēn*	*mā*	*täṅ*	er ist soeben fortgegangen um zu
. aor.	er (ist) fort	will	essen	gleich	kommt	essen (elle foi comer logo).

Aehnlich wird *kubām* zurück angewendet:

guaiba kubām	lasst uns zurückkehren
na ba rum ara kubām moṅ	wir sind zurückgekehrt
komnūrä na kubām täṅ	der Häuptling kommt zurück.

b) der Zeit *mana* sofort, sogleich soeben:

na rum tu mana	er ist soeben gestorben oder er liegt soeben im Sterben (elle esta para morrer).

mā noch, mit Negation = nicht mehr.

ima pram mā	wenn ich noch Hunger habe
džo ga ma pram	hast du noch Hunger?
džo ba män kaben ma god	ich rede nicht mehr die Sprache der Leute

yāaṅ	heute
akatibē	morgen.

Postpositionen.

kamaṅ in, drinnen, hinein:

kikrē kamaṅ män med'. Haus in Leute viel	im Hause sind viele Leute
atudža kamaṅ ba-i-niuṅ	ich sitze auf dem Bette
ga moṅ kikrē kamaṅ	du gehst ins Haus

ǎn auf:

piṅ ǎṅ ba-i-niuṅ	ich sitze auf dem Holzstamme

kapot heraus, aussen:

ga moṅ kapot aham	du gehst hinaus, du bist hier draussen.

Conjunctionen.

ima wenn, wann:

džo na ba ima prām god neg. t. ich wenn Hunger neg.	wenn ich keinen Hunger habe
ima pram ma	wenn ich soeben Hunger habe
ima andža kaṅaṅ dža ga tu wenn beisst Schlange beisst du sterben	wenn dich die Schlange beisst, stirbst du.

ima kann auch nach dem Verbum stehen:

adžua ima krā	wenn man sich wäscht, wird es kühl.

Möglicherweise identisch damit ist *ámi* in den beiden folgenden Beispielen:

ami bed' baod" a-muṅ tāṅ: so sagt der, welcher Eile hat fortzugehen, also etwa: wenn ich Eile habe, gehe ich fort. Mit *ami miān ked* wurde das ledige Weib bezeichnet, also: wenn sie keinen Gatten hat.

Nord-Cayapo. Dialekt der Ušikriṅ.

Die wenigen Worte der Ušikriṅ wurden aus dem Munde eines Knaben aufgezeichnet, der im Hause des Commandanten des Militärpostens von Jurupensem (zwischen Goyaz und S. Leopoldina) erzogen wurde.

Er war in früher Jugend von feindlichen Karaya aus seinem Heimatdorfe geraubt und an die Weissen verhandelt worden. Er schien leider das meiste von seiner Muttersprache vergessen zu haben.

Vocabular.

Ruder	*ma-retkoa*	Schwein	*aūro*
Feuer	*köā*	Fisch	*tepe*
Vater	*dünoā*	Vogel	*deritiwā*
Mutter	*nirōā*	Tabak	*bekrōā*
Bruder	*oïti*	esssen	*ma-kukrē*
Bogen	*derātukā*	uriniren	*ba-ito*
Unze	*rokrâri*	cagar	*ba-ikoa*
Tapir	*kokrít*	sterben	*arórō* (Caraya-Wort!).
Hirsch	*ṅandi*		

Lied:

márikatía márikatía
kuẽwa kuẽwa mapári tamaná (bis)
kuẽwa mari kõa

marikatia = *mari ked* es ist nichts mehr da.

Süd-Cayapo.

Von diesem Idiome lagen Martius nur die kleinen von Pohl und Aug. St. Hilaire im Aldeament von José de Mossamedes bei Goyaz gesammelten Vocabulare vor. Dazu sind seitdem zwei weitere Wörterlisten von den bei S. Anna de Paranahyba angesiedelten Cayapo gekommen. Die eine wurde von Kupfer i. J. 1857 daselbst aufgezeichnet und in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, Bd. 5, S. 254 ff. publicirt. Die andere, die ich der Güte des Hrn. Apothekers Nehring zu Piracicaba verdanke, wird hier zum ersten Male veröffentlicht.

Beide stimmen ziemlich gut mit einander überein, weichen aber von der Martius'schen vielfach ab, insbesondere auch in der Lautlehre. So ist r in dem S. Annadialect vielfach ausgefallen oder zu i (y) geworden, š zu z erweicht. Indessen ist zu einer eingehenden Vergleichung dieser Dialekte unter einander und mit denen der Nord-Cayapo das Material zu gering und die Schreibweise der Beobachter zu verschieden. Es möge daher die einfache Mittheilung der Wörter genügen.

	Nehring	Kupfer	Martius
Zunge	*zutŏ*	—	—
Mund	*zapḗ*	*sakoa*	*chapé*
Zähne	*ischoa*	—	*chua*
Nase	*zăkră*	*pacré*	*chacaré*
Auge	*intṓ*	*intó*	*insó*
Ohr	*zukrḗ*	*zikré*	*chiccré*
Bein	*zătakríta*	—	*icría*
Arm (und Hand)	*zukiă*	—	*ipa* Hand *chicria*
Haar	*īking*	*inki*	*iquim*
Himmel	*pŭkūắ*	*cioti*	*putkuá*
Sonne	*impṻtĕ*	*hiutote*	*imputé*
Mond	*pūtūra*	*impúte*	*putúa puturúa*
Stern	*ançĕtí*	*anzoti*	*amschiti*
Wasser	*inkṓ*	*pinkó*	*inco*
Wald	*inshṓ* (weich)	—	*inromú*
Stein	*jṓ*	—	*keni*

	Nehring	Kupfer	Martius
Bogen	*ischí*	—	*itschí*
Flinte	*atóma*	—	*atona*
Holzkeule	*epórà*	—	—
Mann	*impú*	*puará*	*impuaria*
Frau	*inká*	*intiará*	*intiera*
Sohn	*imprím*	*piantoé* (Knabe)	—
Greis	*kaputúng*	—	—
Greisin	*torritúng*	—	—
Jaguar	*nāpiắ*	*napia*	—
Tapir	*idschū́tà*	*kiúte*	*icrité*
Reh	*impŏ*	*impó*	*inpoti*
Gr. Bisamschwein	*ankiố*	*ikiú*	—
Kl. „	*tonjotto*	—	—
Affe	*inkŏ́*	—	—
Alligator	*tapuñg pu*	—	—
Schildkröte	*kūshhūa*	—	—
Schlange	*ánno*	—	—
Gr. Wasserschlange	*n̦jontī́*	—	—
Kröte	*krētŏt*	—	—
Fisch	*tápe*	—	*tepu, topú*
Schmetterling	*ceojó*	—	—
Schnaps	*inkuschūá*	*kuschiá*	—
Taback	*aréna*	—	*arená*

Kupfer führt noch folgende Pronomina an:

ich	*nehé*		
er	*moamá* (Cradaho: *meomi*)	mein	*hakiama*
wir	*pauhiá* (Cradaho: *guaība*)	sein	*kakiama*
sie	*hokeré*	unser	*pakiama*
viel	*moschi* (Cradaho: *med'*).		

Besprechungen.

Leopold Glück. Die Tätowirung der Haut bei den Katholiken Bosniens und der Hercegovina. 4to. 8 Seiten. Mit 11 Abbildungen im Text. (Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Wien. 1894.)

Der Verfasser macht auf die eigenthümliche Thatsache aufmerksam, dass sich Tätowirungen an frei sichtbaren Stellen, an dem Vorderarm und dem Handrücken und am obersten Theile der Brust, in Bosnien und der Hercegovina sehr häufig bei Katholiken, aber fast nie bei Orthodoxen, Mohamedanern oder Spagnolen (Juden) finden. Es prävalirt dabei das weibliche Geschlecht. Verf. ist der Meinung, dass diese Tätowirung von der Geistlichkeit eingeführt sei, um das Renegatenthum zu erschweren. Die Ornamente sind fast ausnahmslos Variationen des Kreuzes und das Tätowiren findet an Sonntagen im Anschluss an den Gottesdienst statt. Weibliche Personen fungiren als Operateure. Sie mischen abtropfendes Harz von einem brennenden Kienspahn mit Russ und malen hiermit das Ornament auf die gespannte Haut, die dann mit Nadeln durchstochen wird. Dann legen sie einen Verband darauf und erst nach drei Tagen wird die Farbe abgewaschen.

Max Bartels.

Otto Stoll: Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. 523 Seiten. 8vo. Leipzig, K. F. Koehlers Antiquarium. 1894.

Es ist eine, selbst von manchen Ethnologen noch lange nicht genügend gewürdigte Thatsache, was für eine hervorragende Rolle in dem Leben der Völker sowohl, als auch in demjenigen des einzelnen Menschen die Suggestion und der Hypnotismus spielen. Viele Dinge, welche auf den ersten Anblick unbegreiflich, betrügerisch oder erlogen erscheinen, finden durch sie in befriedigender Weise ihre volle Erläuterung und „man darf ruhig behaupten, dass eine rationelle Lösung mancher ethnologischer und historischer Fragen geradezu gebunden ist an die eingehende Kenntniss und Berücksichtigung der Thatsachen der Suggestionswirkungen.“ Es wird also bei jedem einzelnen Falle eine ganz genaue Abwägung aller mitspielenden Faktoren stattfinden müssen, um zu entscheiden, ob ein in der Literatur aufgeführter oder ein direkt beobachteter Vorgang in die Kategorie der suggestiven Erscheinungen zu zählen sei oder nicht. Bei diesen sind stets äussere oder innere Anknüpfungspunkte in Gestalt von feinsten Sinneseindrücken oder secundären Suggestionen nachzuweisen, und da, wo sie nicht nachzuweisen sind, da waltet der Zufall oder Betrug, das Wunder bleibt ausgeschlossen. Mit grosser Gründlichkeit und Ausführlichkeit verfolgt nun der Verfasser die Erscheinungen der Suggestion bei den einzelnen Völkern des gesammten Erdballs: er beleuchtet das Wesen der Schamanen, der Priester, der Propheten und der Zauberer, und er sucht mit reichem Belegmateriale den Nachweis zu liefern, wie von den ältesten Zeiten her bis in die allerjüngsten Tage analoge Thätigkeiten der menschlichen Psyche ganz ähnliche Wirkungen hervorgerufen haben. Auch die Gründungen der grossen Religionen, die Verfolgungen Andersgläubiger, viele Einzelheiten des Märtyrerwesens, die Kreuzzüge, die Hexenprozesse, eine grosse Anzahl politischer Ereignisse, ja selbst Liebhabereien (Tulpenschwindel), Moden, wissenschaftliche Theorien, Börsenspekulationen sucht der Verfasser als Suggestionswirkungen darzulegen. Das Alles zeigt die reiche Mannichfaltigkeit des Inhaltes, der für eine auszügliche Darstellung zu vielseitig ist. Das Charakteristische der Suggestion liegt nach dem Verfasser in dem psychischen Zwang, den sie uns anthat und dem wir uns nicht entziehen können: sie ist

eine vollkommen normale Eigenschaft. „Auch ist es ihm wahrscheinlich, dass, wenn man einmal dazu gekommen sein wird, den Suggestionswirkungen allgemeinere und eingehendere Beachtung zu schenken, man sich wahrscheinlich überzeugen wird, dass der suggestive Verbrecher und der suggestive Geisteskranke bei weitem häufigere Typen sind, als man heute noch zuzugeben geneigt sein möchte; für den Ethnologen und Völkerpsychologen aber bildet die Kenntniss der Suggestions-Erscheinungen eine conditio sine qua non, wenn er sich nicht bloss an der Oberfläche bewegen, sondern in die Tiefe des psychischen Völkerlebens hinabdringen will." In letzterem müssen wir ihm vollständig recht geben und wir empfehlen daher sein Buch dem Studium der Fachgenossen. Max Bartels.

Havelock Ellis. Man and woman, a study of human secondary sexual characters. London, Walter Scott, Ltd., 1894. 409 Seiten. Klein 8vo. Mit 23 Abbildungen und Curven im Text.

Der Verfasser hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, die vielfach zerstreuten Berichte und Untersuchungen über die Unterschiede zwischen dem Manne und Weibe zusammenzustellen und in übersichtlicher Weise zu ordnen. Er hat dadurch eine Arbeit geliefert, welche in anthropologischer und in psychologischer Beziehung von erheblicher Wichtigkeit ist und welche vielfach consultirt werden wird. Das Material ist in folgender Weise eingeteilt worden. Nach einleitenden Betrachtungen über die Theilung der Arbeit zwischen den beiden Geschlechtern und über die Bedeutung der secundären Geschlechtscharaktere folgt die Besprechung des Wachsthums und der Körperproportionen, die Beschreibung des Beckens, des Schädels, die Erläuterung der Sinne, der Bewegung, der geistigen Regsamkeit und des Stoffwechsels. Es schliesst sich die der Eingeweide an, sowie die der periodischen Funktionen des Weibes, der künstlerischen Veranlagung und der krankhaften, psychischen Erscheinungen sowie der körperlichen Variation. Den Beschluss macht eine Erörterung über Geburt und Sterblichkeit und über die Stellung des Weibes in dem Haushalte der Natur. Die Vielseitigkeit des Werkes, welchem ausführliche Register beigefügt sind, wird ihm einen weiten Leserkreis verschaffen, und es ist zu hoffen, dass durch dasselbe auch noch mancherlei Special-Untersuchungen veranlasst werden möchten.

Max Bartels.

F. Voigt. Die Vierlande bei Hamburg. Hamburg, Carl Griese. 4to. 29 S. mit 50 Lichtdrucktafeln, einschliesslich einer Karte der Vierlande.

Es ist ein schönes Zeichen für den fortschreitenden Sinn der Deutschen in Bezug auf die Würdigung der noch vorhandenen Reste einer älteren Zeit, dass die locale Erforschung der Ortschaften und der häuslichen Einrichtungen der Bevölkerung in immer vollkommener Gestalt in Angriff genommen wird. Ref., der seit einer Reihe von Jahren, im Verfolg seiner Untersuchungen über die deutschen Volksstämme, auch die Ermittelung und Beschreibung der „alten Häuser" in sein Programm aufgenommen hat, sieht mit Vergnügen, wie aller Orten die Aufmerksamkeit sich diesem Gegenstande zuwendet. Ueber seinen Besuch der Vierlande im Jahre 1889 hat er in den Sitzungen der anthropologischen Gesellschaft vom 22. Juni 1889 (Verh. S. 485) und vom 15. November 1890 (Verh. S. 500) ausführlich berichtet und damals auch eine Reihe von Handskizzen der ältesten Häuser und ihrer Einrichtung gegeben. Dem Herausgeber des gegenwärtig vorliegenden Werkes scheinen diese Berichte unbekannt geblieben zu sein; da er aber zum Theil dieselben Häuser bespricht und abbildet, so ist dadurch eine unbefangene Beurtheilung für den vergleichenden Leser sehr erleichtert.

Die Auswahl der darzustellenden Höfe, Häuser, Schmucksachen u. s. w. ist hauptsächlich der Leitung des Herrn Wilh. Weimar zu verdanken, dessen sachkundige Hülfe auch dem Ref. bei seinem damaligen Besuche zu Theil geworden war. Die einzelnen Ortschaften der Vierlande, Neuen- und Altengamme, Kurslak und Kirchwärder, werden der Reihe nach gemustert, und die bildlichen Darstellungen zeigen nicht bloss die Bauer-

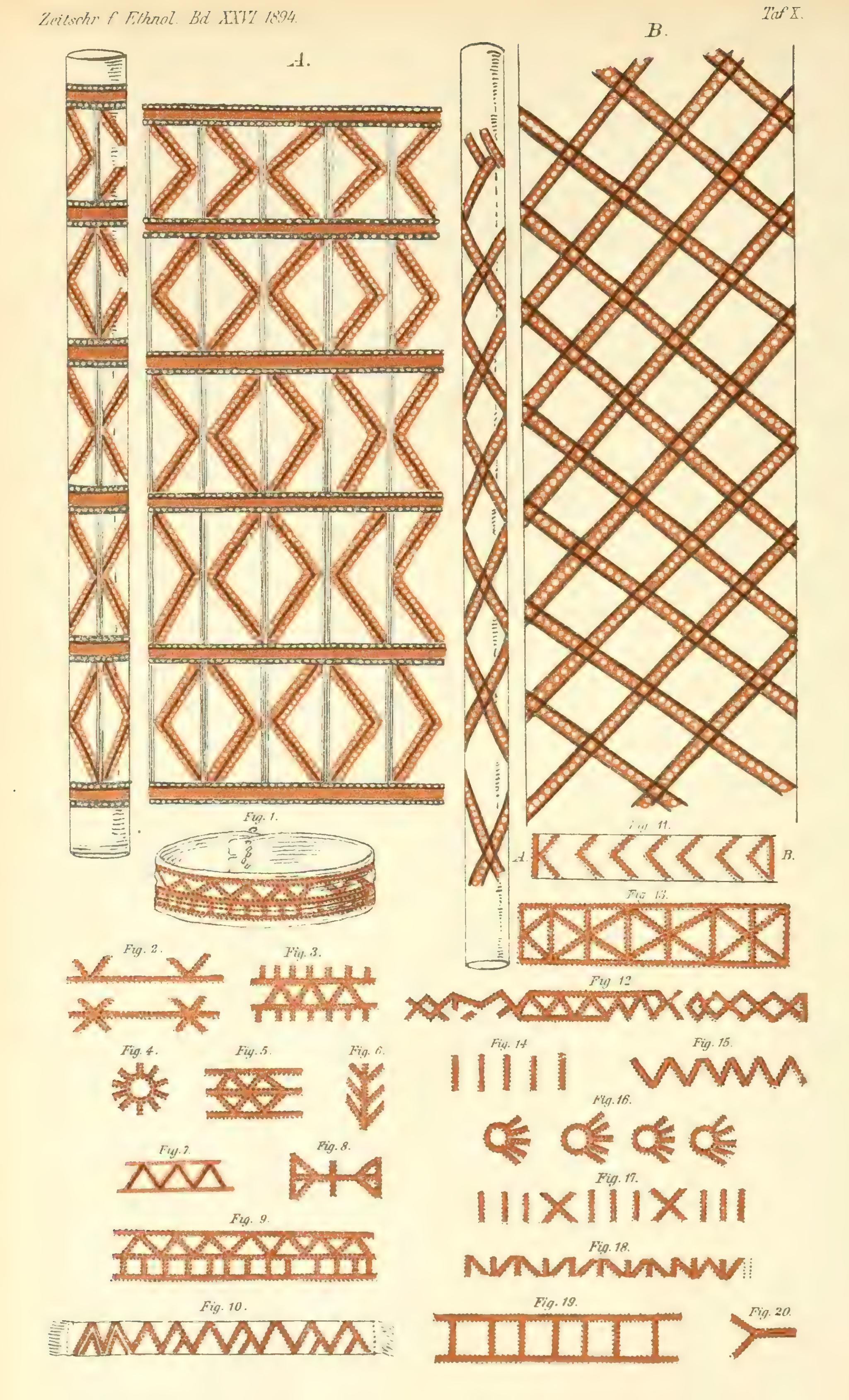
häuser mit Zubehör (Scheunen, Spiker, Heuberg u. s. w.) in ihrer landschaftlichen Gesammterscheinung, sondern auch zahlreiches Interieur, sowie die Kirchen und die Bewohner selbst in ihren besonderen Trachten. Dabei erhält man begreiflicherweise auch anthropologische Bilder, obwohl gerade dieser Theil nicht in der Vollständigkeit gegeben wird, wie es wünschenswerth gewesen wäre. Immerhin darf jedem, der sich das reich ausgestattete Werk ansehen will, in Aussicht gestellt werden, dass er eine recht umfassende und lehrreiche Anschauung von den Verhältnissen dieser eigenthümlichen Inselwelt erhalten wird.

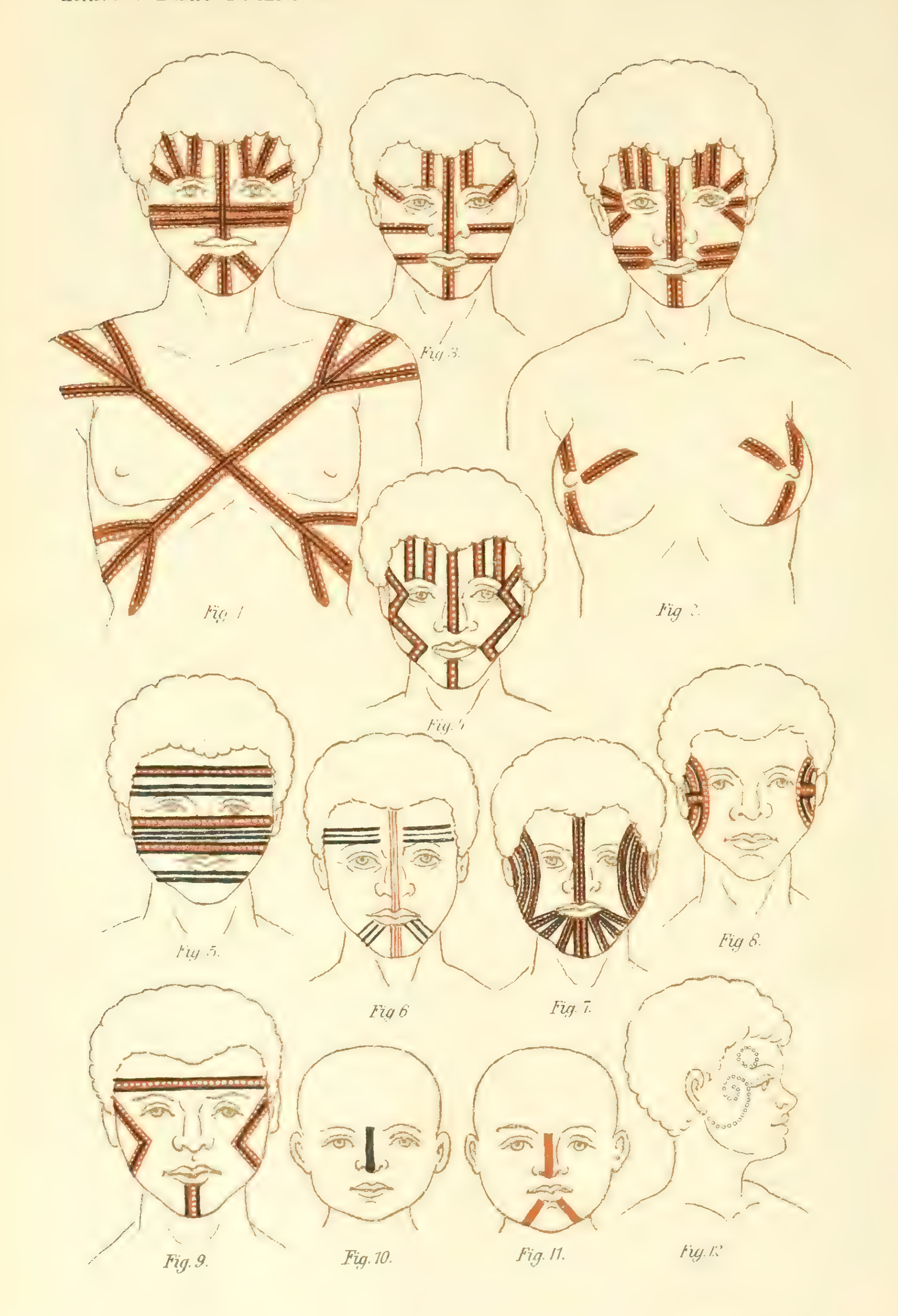
Die Erläuterungen, welche Hr. Voigt hinzugefügt hat, tragen nicht wenig dazu bei, die bemerkenswerthen Punkte hervorzuheben und das Verständniss des Lesers zu sichern. Sie beginnen mit einer historischen Einleitung, welche allerdings etwas weniger zurückhaltend in den Einzelheiten sein könnte. „Die verbreitete Ansicht, dass die Einwanderung aus den Niederlanden oder Friesland erfolgt sei“, heisst es, „ist nicht unwahrscheinlich“, aber als Grund wird nichts weiter angeführt, als dass „von dorther kommend während des ganzen 12. Jahrhunderts viele Colonisten sich in den See- und Flussmarschen Niedersachsens niedergelassen haben“. Allerdings liegen urkundliche Nachrichten nicht vor, aber ein Blick auf diese anderen „See- und Flussmarschen“ hätte doch genügende Beweise für die Zusammengehörigkeit der Einwanderer in den Vierlanden mit den Colonisten in der altmärkischen und in der Lenzer Wische, sowie in der Weserniederung ergeben können. Schon der Umstand, dass wir von keiner anderen Colonisirung der Sumpf- und Moorgegenden Norddeutschlands wissen, hätte die hohe Wahrscheinlichkeit des gleichen Ursprunges darthun können. Dazu kommen manche Eigenthümlichkeiten der wirthschaftlichen Werkzeuge und der Bodenbearbeitung, die schwerlich einem anderen Volksstamme zugeschrieben werden können. Wenn der Verf., freilich nur „als eine Vermuthung“, „andeutet, dass ein Zusammenhang der Ansiedler in Kirchwärder mit den Bewohnern des alten Bardengaus, insbesondere der Bardowiker Gegend besteht“, so würde es gewiss mit Dank aufgenommen worden sein, wenn für diesen „Zusammenhang“ bestimmte Gründe angeführt wären. Da Kirchwärder schon 1216 erwähnt wird, so dürfte sich seine Gründung von der der übrigen „Landschaften“ kaum trennen lassen, wobei jedoch keineswegs ausgeschlossen ist, dass in späterer Zeit Einwanderungen vom linkselbischen Festlande stattgefunden haben. Zeichen von späterer Mischung und Einflüsse von verschiedenen Seiten her lassen sich genug auffinden, aber sie berühren die Frage von der ursprünglichen Urbarmachung in keiner Weise.

Die Ausstattung ist im Ganzen eine recht reiche. Grosse Lichtdrucktafeln geben zuverlässige und eindrucksvolle Anschauungen. Ihre Ausführung steht freilich nicht ganz auf der Höhe der jetzt möglichen Kunstleistung: nicht wenige Bilder sind sehr ungleichmässig, scharf auf der einen, verschwommen auf der anderen Seite. Im Ganzen sind sie nach der Auffassung des Ref. etwas zu dunkel gehalten. Dadurch leidet am meisten das Interieur der Zimmer und der Dielen, welches gerade verdient hätte, besonders bevorzugt zu werden, da die Sucht zu Neuerungen hier am meisten zerstörend wirkt. Die Zahl der ganz unversehrten Zimmereinrichtungen ist in den Vierlanden an sich schon recht klein geworden und mit jedem Jahr verschwindet mehr davon. Die Aufgabe, eine sichere Erinnerung von dem Wenigen, was noch in seiner Reinheit existirt, der Nachwelt zu erhalten, kann daher nicht ernst genug eingeschärft werden. In dieser Beziehung erfüllt das vorliegende Werk nicht ganz die Erwartungen, mit denen es wahrscheinlich jeder Freund der deutschen Alterthumsforschung in die Hand nimmt.

Trotzdem bietet es so viel, dass die Erwerbung desselben durch jede grössere Bibliothek als eine Art von Pflicht erscheint. Es ist nicht zu erwarten, dass in absehbarer Zeit ein neues und besseres Werk über die Vierlande hergestellt werden wird, und so wird ihm das Verdienst wahrscheinlich bleiben, das Gegenwärtige in authentischen Bildern der Zukunft aufbewahrt zu haben. Hr. Direktor Brinkmann, durch dessen Unterstützung es möglich geworden ist, die Bearbeitung und Veröffentlichung des Buches zu bewirken, hat sich damit ein dauerndes Verdienst um unsere Volksliteratur erworben.

Rud. Virchow.


A.
B.
Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6.
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
Fig. 10.
Fig. 11.
A.
B.
Fig. 12
Fig. 13.
Fig. 14
Fig. 15.
Fig. 16.
Fig. 17.
Fig. 18.
Fig. 19.
Fig. 20.


Fig. 1
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
Fig. 10.
Fig. 11.
Fig. 12.

VII.

Die Zaubermuster der Òrang hûtan.

Von

HROLF VAUGHAN STEVENS.

Bearbeitet von **ALBERT GRÜNWEDEL.**

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. Juni 1994.)

2. Die „Toon-tong"-Ceremonie.

(Hierzu Tafel IX, X.)

Als Berichterstatter vor Jahresfrist[1]) die Materialien über die Kammmuster der Orang Panggang zusammenzustellen suchte, obwohl ein eigentlicher Abschluss noch nicht gemacht war, geschah es vornehmlich in der Absicht, dem Reisenden selbst in möglichst übersichtlicher Form alles das wieder in die Hand zu geben, was er bis dahin hatte feststellen können, um auf Grund der leicht übersehbaren Abbildungen neue Erkundigungen einzuziehen. Vor allem wurde Werth darauf gelegt, der Reisende möge versuchen, einige der abgebildeten Pflanzen im Original (gepresst oder in Sprit) zu beschaffen.

Eine Reihe von Ergänzungen, theilweise sehr wichtiger Art, sind bereits wieder eingetroffen, doch genügen sie nicht, eine Fortsetzung des ersten Berichts zu bilden: es wird sich empfehlen, zu warten, bis noch mehr Thatsächliches auch über die Gor's und Gar's der Männer eingegangen sein wird.

Ungewöhnlich werthvolles Material aber enthielt die Sammlung, welche Herr Vaughan Stevens trotz des früher[2]) erwähnten Unglücksfalles von seiner letzten Expedition zu den Orang Sinnoi[3]) hatte retten können.

Da die Zeichnungen der Orang Belendas einfacher sind, als die der Orang Panggang und es Stevens diesmal wirklich gelungen ist, eine ganze Reihe von Figuren ausreichend erklärt zu erhalten, so gebe ich hier die aus verschiedenen Fascikeln combinirte Beschreibung einer

1) [Zeitschrift für Ethnologie 25, 1893, S. 71—100.]
2) [vgl. Zeitschrift für Ethnologie 25, 1893, S. 544.]
3) [vgl. Veröffentl. aus dem Kgl. Museum f. Völkerkunde III, 3/4, S. 95.]

Beschwörungsceremonie, bei welcher sowohl Körperbemalung, wie Ornamentirung von Kleidern und Geräthen eine wichtige Rolle spielen.

Von besonderem Werth scheinen die Theile des Berichtes zu sein, in welchen von der Entwickelung der Formen selbst die Rede ist. Grundlegend ist die Mittheilung des Reisenden, dass die alten Zeichnungen der Orang hûtan die charakteristischen Eigenschaften des Objekts (vergl. unten bei Darstellung von Frosch, Fisch und Haus u. s. w.) wiederzugeben suchen, welche dann geradezu als Abbreviaturen der ganzen Figur allgemein verstanden wurden, während die modernen Zeichnungen den Umriss der ganzen Figur geben wollen. Berichterstatter hofft später, wenn das ganze Material gedruckt vorliegt, auf die Uebergänge der abbreviirten Figuren — für die oben erwähnten Bilder Froschbeine, Schuppen, Schraffirungen für Hauswände — noch ausführlicher eingehen und wirkliche Ornamente, d. h. werthlose Abbildungen der Orang hûtan daran anschliessen zu können.

In Europa hat man mit der Analyse primitiver Ornamentformen nicht gerade viel Glück gehabt: man wird sich daran gewöhnen müssen, noch weitere Umschau zu halten und immer bereit zu sein, zu lernen, bevor man beginnt, Gesetze aufzustellen. Die Fehler der Schreibtisch-Hypothesen liegen nach des Berichterstatters Ansicht zunächst darin, dass man, unbekümmert um die Tradition, unbekümmert darum, was die Leute selbst hatten zeichnen wollen, eine Formenentwickelung construirte, deren Endresultate immer nur Entartungen sein mussten. Da man das Ornament immer nur als Ornament fasste und die Frage unterliess, ob es nicht in gewissen Fällen etwas anderes gewesen sein könnte, verlor man den Blick für die stilistische Wiedergabe der dem Zeichner vorgelegenen Objekte: man schloss aus der entarteten Form rückwärts und war dadurch von vornherein auf falscher Spur. Noch gefährlicher ist die nach europäischem sogenannten Schönheitsgefühl erstrebte „correkte“ Reproduktion des Aboriginer-Ornaments, wobei die etwaigen krummen Linien durch gerade ersetzt, ungleiche, aber als entsprechend gedachte Hälften ausgeglichen werden. Diese Methode, welche höchstens für die Ornamentbehandlung von Culturvölkern von Werth sein kann, aber auch gründliche Irrthümer anstiftet, wenn sie an ungehöriger Stelle die alten Phrasen von Textilornament, Raumfüllung u. s. w. wiederholt, entzieht sich selbst das wichtigste ethnologische Moment, indem sie durch ihre Correkturen sich selbst die Beurtheilung des Sehvermögens des Wildstammes unmöglich macht. Wenn es wahr ist, dass „richtig Zeichnen“ nur „richtig Sehen“ ist, so werden für die wissenschaftliche Beurtheilung der primitiven Zeichnung Momente wie die folgenden von entscheidender Bedeutung sein. Der Orang hûtan zeichnet eine Curve und sieht sie als gerade, er macht zuviel Beine, zu wenig Finger, hat aber trotz dieser Fehler nach unserer Auffassung die Kraft, geradezu malerisch aufzufassen, verschränkte Körper-

glieder geschickt in Conturen zu übertragen und verständliche Grundrisse anzufertigen (vgl. das „Toon-tong“ der Spinne u. s. w.).

Die schematische Wiedergabe primitiver Ornamentformen kann daher nicht als wissenschaftliche Leistung im strengen Sinne gelten, sie gehört der angewandten Kunst, dem Kunstgewerbe an.

Es ergiebt sich nach des Berichterstatters Meinung daraus ferner, dass es unberechtigt ist, Ornamente von Culturvölkern mit Zeichnungen von primitiven Stämmen (d. h. scheinbare oder schon wirkliche Ornamente) unbedingt gleichzustellen und als gleichwerthiges Material zu benutzen, wenn nicht Uebertragung direkt nachgewiesen werden kann. Der Grund liegt in dem schon kurz Skizzirten mit eingeschlossen. Das Ornament des Culturvolkes ist eine fertige, viel variirte, missverstandene, oft sinnlos verwendete Phrase, während die Zeichnung des Wildstammes immer ein bestimmt gewolltes Bild ist. Natürlich reden hier die Anlagen des Volkes, seine Umgebung u. s w. stark mit. Von der kindlichen Freude über ein Ringornament, das durch eine Seitenspitze des Bohrers zufällig einmal entstanden sein mag, bis zu dem bewussten Wiedererkennen von ähnlichen Formen in der belebten und unbelebten Natur, dem künstlichen Nachbilden von unverständlichen Marken und Flecken auf Pflanzen, (Insektengängen), Holz, Thierfellen[1]) geht eine fortlaufende Reihe von Aeusserungen der Phantasie, welche bald das Mittheilungsbedürfniss einschliesst und erst, wenn diese Phantasie erlahmt, wenn durch Mischung des Volkes das individuelle Empfinden erlischt, entwickelt sich aus der Zeichnung das blosse Ornament.

Der Werth von Stevens' Bericht liegt nun darin, dass in einzelnen Fällen deutlich gezeigt wird, was der Orang hûtan als charakteristisch ansieht und wie er Figuren auf dem Objekt vertheilt. Wenn noch mehr in diesem Sinne gesammelt sein wird — die Inseln der Südsee, z. B. Neu-Caledonien, bieten noch mancherlei Verwandtes — wird man allmählich verstehen lernen, wie der primitive Zeichner concipirt und sich dann in den Stand gesetzt finden, Zeichnungen und Ornamente zu beurtheilen, über welche die Tradition erloschen ist. Ein unmittelbares Uebertragen der Erklärung ganz bestimmter Formen — z. B. der Froschbeine für Wasser bei den Orang hûtan — auf die Zeichnungen eines anderen, unter ganz anderen Bedingungen lebenden Volkes wäre gänzlich verfehlt.

Auch soll nicht behauptet werden, dass überall ein solch complicirtes System von Formen existirt, wie es Stevens in Malâka hat finden können.

Als Ideal von Erklärungen primitiver Zeichnungen denkt sich Berichterstatter die Beschreibung in der Originalsprache mit den nöthigen Winken zur Erkenntniss der Formen: ist doch die Sprache der Zeichner selbst

1) [Berichterstatter hofft darauf zurückkommen zu können. Man vergleiche hierzu besonders die Tâbong-Legende in Veröffentl. III. 3/4, S. 129, Note 3.]

allein im Stande, eine ganze Reihe von Vergleichspunkten verständlich zu machen, schon aus dem einfachen Grunde, weil alle Berechtigung dafür vorhanden ist, viele dieser primitiven Zeichnungen — jedenfalls die der Orang hûtan von Malâka — als eine Art pictographischer Schrift aufzufassen.

Die von den Orang hûtan gebrauchten Figuren gehen in der That nahe an Hieroglyphen heran. Bis zu einem gewissen Grade zeigt sich eine innere Aehnlichkeit mit aegyptischen Hieroglyphen — Berichterstatter zieht diese zum Vergleich heran, da sie ihm einigermaassen vertrauter sind als etwa amerikanische Pictographie. Besonders sind es die sogenannten Determinative des ägyptischen Systems, welche hierher gehören. Die Determinative für Haus, Fluss, Teich, Stadt werden auch hier durch Grundpläne gegeben, das Determinativ des „bewehrten Arms" (für Verbalstämme, welche gewaltsame Handlungen bezeichnen) repräsentirt das Charakteristische statt der ganzen Figur u. s. w.

Was die Vertheilung der Figuren auf dem zu dekorirenden Gegenstande betrifft (vgl. unten Fig. 7), so sind sehr ähnliche Gesetze geltend bei den Indianern der Nordwestküste Amerikas.

Im Folgenden gebe ich nur den Originaltext in möglichst wortgetreuer deutscher Uebersetzung in derselben Weise, wie das früher geschah. Anmerkungen und Zusätze des Berichterstatters sind wiederum mit [ ] bezeichnet.

„Koowet-niss"[1]) ist, wie es scheint, der ältere Name für eine Ceremonie, welche auch „Toon-tong"[2]) heisst. Den ersten Ausdruck gebrauchen die Bĕlendas unter sich, den zweiten, welcher überhaupt der Ausdruck der cultivirteren Leute zu sein scheint, Stevens gegenüber. Man bezeichnet damit das Austreiben von Hantu's durch magische Kraft, aber auch die Bambusen, welche dabei gebraucht werden. Da nur ein vollendeter Zauberer mit Erfolg im Stande ist, die Ceremonie ganz zu vollziehen, so ist der Vorgang selbst ziemlich selten, da die Zauberer, welche die alte Tradition besitzen, den Malaien ausweichen, weil ihr „Medicinhaus", wenn es von einem Fremden betreten wird, dadurch entweiht werden würde. Stevens durfte nur einmal ein solches Haus betreten und dies erst nach einer Art von Aufnahme-Ceremonie in die Brüderschaft, welche darin bestand, dass Farrenwasser über ihn gegossen wurde[3]). Die Wände und das Dach des Hauses waren behängt mit Büscheln getrockneter Pflanzen, und Bambusen von allen Grössen lagen auf dem Boden herum und in den Ecken, alle waren mit Zeichnungen bedeckt. Lange durfte Stevens sich

1) und 2). [So im Original. Eine Etymologie des Wortes lässt sich nicht herstellen, das Zweite ist wohl onomato-poetisch.]

3) „Which some delay having taken place by my having a week of fever stank most horribly". Stevens.

nicht darin aufhalten, aber er meint: „I hope to get there again and go through the contents.“

Der Ausdruck „Medicin“ entspricht nicht genau der Sache, denn nur in wenigen Fällen geben die Zauberer die Medicin innerlich. Sie sind wirklich eigentlich Zauberer, freilich der entsprechende Beruf bei den Stämmen des Südens ist mehr Medicinmann. Da er eine förmliche Aufnahme in die Mysterien der Zauberer, wie sie die wilderen Stammesgenossen bewahrt haben, nicht erhalten hat, hat sich dort ein neuer Beruf ausgebildet, mit innerlich eingegebenen Kräutern Krankheiten zu heilen. Ganz anders der alte Hantu-Mann; durch die magische Kraft, die seine Vorfahren schon besassen, bannt er die Hantu's und Krankheiten, und die wenigen Pflanzen, welche er gebraucht, werden in abgekochter oder gepresster Form äusserlich verwendet. Für Alles, was dem Belendas im Walde zustossen kann, giebt es eigene Zeichnungen. Diese Zeichnungen, welche in der Regel direkt in Bezug stehen zu dem Uebel, gegen welches sie helfen, werden auf Bambusschäften überliefert. Die Norm bildenden Muster sollen nun in den Medicinhäusern aufbewahrt werden. Das Medicinhaus der heutigen Orang Belendas ist ebenso wie das Wohnhaus der Leute selbst. Aber in alten Zeiten soll es rund[1]) gewesen sein. Niemand durfte sich dem Hause nähern, als wer selber Zauberer war. Wenn es möglich ist, wird heutzutage gerne eine Höhle als Medicinhaus eingerichtet. Nicht etwa, dass die Muster der Bambusen geheim wären, ist, wie Stevens meint, der Grund zur Unzugänglichkeit, sondern es liegt wohl noch ein Ueberrest alter Scheu vor, die Manipulationen der Zauberer von profanen Augen sehen zu lassen.

Die Medicinmänner der alten Zeit hatten, wie die verheiratheten Hebeammen, zwei Häuser, ein gewöhnliches und eins tief im Walde, das auf der Erde stand mit einem Pfosten davor in der Erde, an welchem alle Arten von Knochen, Blättern und Blumen u. s. w. hingen, so dass ein jeder, der in die Nähe kam, gewarnt war.

Im Innern des geheimnissvollen Hauses waren, wie erwähnt, alle Arten von Bambusen mit eingeschnittenen Figuren, welche für den Zauberer Interesse hatten, aufbewahrt.

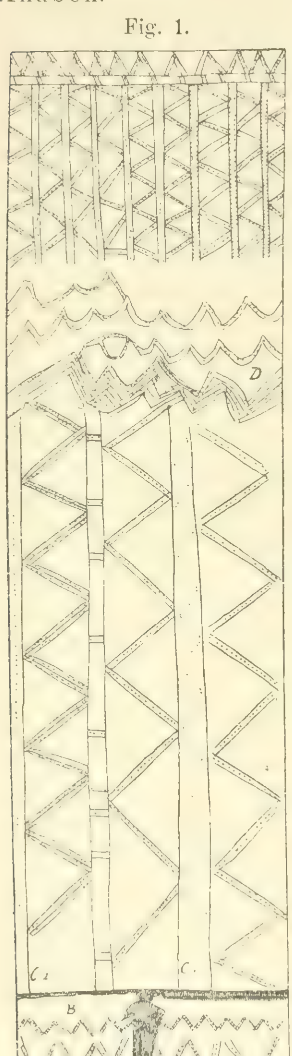
Von einer dieser jetzt recht seltenen Hütten schnitt Stevens mit Erlaubniss den Bambus, dessen Darstellungen unter Fig. 1 abgebildet sind, los. Es war als Copie eines alten Stückes an das Dach gehängt, doch wusste der heutige Besitzer nicht mehr, zu welchem Zwecke das Ding gemacht war. [Es giebt aber so interessante Aufklärungen, dass er als Einleitung hier besonders erwähnt werden soll.]

---

1) [Wenn ich die von Stevens hier citirte Stelle richtig verstehe, so lebt die runde Form des alten Hauses noch fort in dem krinolinenartigen Gestell, welches den Kern des „Kätigs“ des Hantu degup bildet. Das Haus erinnert also sehr an Nicobarenhäuser. Vgl. Veröffentl. II, 3/4, S. 133, 143.]

Hält man den Bambus mit dem Knotenende nach unten, so zeigen die beiden Figuren unten einen sitzenden Mann und einen sitzenden Knaben.

Fig. 1.



Zeichnungen auf einem Bambus (Länge des Originals 42 *cm*). Die Muster sind abgerollt, die schraffirte Stelle zwischen *A* und *B* bezeichnet einen abgeschnittenen Ast.

Als der Zauberer dies Stevens erzählte, wandte Stevens den Bambus um, um zu sehen, wo der Mann und der Knabe war, doch ohne etwas zu finden. Er wusste wohl, dass, wenn er dem Manne gegenüber Zweifel geäussert hätte, er keinen Bescheid weiter würde erhalten haben, so verhielt er sich ruhig. Als der Mann sah, dass Stevens die Figur nicht verstand, setzte er sich nieder in hockende Position, das linke Bein mit dem Knie frei in die Höhe und die Fusssohle mit der äussersten Ecke auf den Boden stellend. Dann brachte er das Knie des rechten Beines genau auf das Knie des linken, so dass das ganze rechte Bein in der Luft war und sagte, auf die Figur deutend, dass so die alten Bĕlendas auf dem Boden kauerten. Die Figur bei *A* giebt in der That die Position sehr gut wieder.

Die Figur bei *B* darüber ist der sitzende Knabe mit einem Bein auf der Erde, so dass die ganze äussere Seite des Beines hochgezogen ist und die Ferse vor dem Gliede liegt, aber die Zehen davon abstehen. Die drei Biegungen des Knies und Knöchels sind als fortlaufender Ring um den ganzen Bambus geführt (*B*).

Bei *C* folgt ein langes Muster. Es stellt einen langen Zaun und Reuse in einem Flusse vor [mal. sêrok[1])]. Die Spirale *C*, 1 ist die Bewegung eines Fisches im Wasser. Die gerade laufenden Punkte bei *C*, 2 sind die von oben gesehenen Pfosten des Zaunes. Die anderen drei Theile sind die Seiten der Falle oder Reuse, worüber Stevens nicht klar werden konnte, da kein wirkliches Geräth der Art zur Hand war, woran der Erklärer die einzelnen Theile der Darstellung hätte erklären können.

1) [Genauer wohl mal. sêro, jav. sérok, sund. séro: ein zaunartiges Reusengestell am Eingange von Flüssen. Abbildung z. B. bei Matthes, Ethnographischer Atlas zum Makassarischen Wörterbuch, Taf. XIII 1. a. Fig. 1.]

Bei *D* sieht man einen Mann sich die Hände am Feuer wärmen. Die Orang hûtan schieben dabei die Finger der einen Hand zwischen die der andern, drehen dann die beiden geschlossenen um auswärts nach der Flamme zu, um die Hände zu wärmen und zugleich die Augen vor dem Licht zu schützen. Es muss dies eine sehr alte Sitte sein, da die Figur dafür direkt die Bezeichnung des Feuers bildet. Fünf gespreizte Finger mit entsprechendem Halbkreis bilden „viele Finger" mehr als fünf. als Darstellung, dass die Finger beider Hände zusammengelegt sind. Die Zahl wird (5, 10) nicht immer festgehalten, um die Hände zu bezeichnen, da die Orang Belendas nicht gut zählen können.

Die Figur über *D* ist jetzt vergessen.

Aus allem, was Stevens hat sammeln oder sehen können, geht ihm zweifellos hervor, dass man aus dem heutigen entarteten Zustand sich kaum ein Urtheil bilden könne über die Bedeutung der Medicinmänner. welche in alten Zeiten einen Einfluss ausübten, welcher die Machtbefugnisse eines Häuptlings weit übertraf. Bei jeder Gelegenheit wurden sie zu Rath gezogen, selbst der Bâtin veranlasste keine bedeutendere Aktion, etwa eine Wanderung oder einen Krieg, ohne ihre Zustimmung. Ferner spielten sie eine wichtige Rolle bei Geburten und Heirathen, bei Beerdigungen aber nicht, wie es scheint.

Die Hauptmacht des Zauberers bestand in seiner allgemein anerkannten Eigenschaft für Gesundheit, Nahrungsmittel u. dergl. durch seine Zaubermittel sorgen zu können. Der Zauberer der wilderen Stämme unterscheidet sich auch heute noch dadurch von seinem Collegen im Süden, dass er fest an die Macht seiner Zaubermuster glaubt.

Ausserdem kann er Beleidiger bestrafen dadurch, dass er den Hantu's gestattet, die betreffende Person zu peinigen und krank zu machen. Der Zauberer kann übrigens nicht den bösen Hantu's befehlen, über die eine oder andere Person herzufallen, er kann nur seinen Schutz versagen gegen diese Wesen, welche stets gelaunt sind, den Menschen zu plagen. Er hatte das Recht, in ein Haus einzutreten und die Zaubermittel wegzunehmen, welche im Hause hingen. Wer ihn daran hinderte, den traf die Todesstrafe durch Keulenschläge auf den Kopf. Allah, Tûhan oder Peng[1]) allein hatte die Macht und das Recht, den Hantu's zu zeigen, wo sie schaden sollten. Kein Hantu konnte einen Zauberer schädigen. Ihr Tod aus irgend welcher Ursache war nur der direkte Willensakt Allah's.

1) So nennen die Orang Belendas die Gottheit des Himmels: Peng ist das einheimische Wort, die anderen beiden Bezeichnungen sind malaiischem Einflusse zuzuschreiben.

[Vgl. Veröffentl. II, 3/4, S. 130, 132, 136. III, 3/4, S 124, 126. Das Wort Peng ist von grossem Interesse dadurch, dass es entschieden zu den Himmelsbezeichnungen gehört, welche E. Kuhn: Beiträge zur Sprachenkunde Hinterindiens, Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie 1889, 2 s. v. Himmel, zusammengestellt hat. Vgl. auch das über Plê Bemerkte in Veröffentl. III, 3/4, s. v. und Nachtrag.]

Hauptgrund war dafür, dass der Zauberer das Ende seiner Macht erreicht, d. h. soviel gelernt hatte, als die Zauberkunst lehrte, und er also von Allah gewünscht wurde als Hantu, mit dem Berufe, auf eine unbekannte Art Acht zu haben auf die Seelen der Verstorbenen entweder im Himmel oder in Pûloh bûah[1]). Verdammt konnte der Zauberer nie werden, der Bâtin aber konnte in diese Lage kommen.

Wurde die Seele eines Bâtin verdammt, so bestand ihre Strafe darin, dass seine Seele, als unwaschbar aus „Genowie Lanyoot" ausgewiesen, als Hantu Degup wieder auf die Erde kam. Hungrig sah er überall Früchte in Menge, dürstend sah er überall Wasser, doch konnte er sie nicht erreichen, und so wanderte denn die Seele herum, um jemand zu finden, der ihm Nahrung bringen würde, da der Bâtin gewohnt ist, dass ihm die Lebensmittel gebracht werden[2]). Aber gewöhnliche Leute flohen vor ihm und der Zauberer, wenn er auf ihn traf, hieb nach ihm mit dem furchtbaren Stocke: dem mit dreifachem tigerklauenartigen Auswuchse des Blattstieles einer Rôtanart, welche die Malaien „Dahan"[3]) heissen: welches äusserst schmerzvolle Wunden verursacht[4]).

Um nun zu den „Toon-tong" oder „Kowet-niss" zurückzukehren, welche gegen jede Noth des Lebens halfen, so bestanden diese Bambusen stets aus einem Paar, ein Stück immer etwas kleiner, als das andere, damit ein bestimmtes Intervall in dem Ton derselben, wenn sie angeschlagen wurden, sich ergab.

Die Abbildungen auf Taf. X, Fig. *A*, *B* geben eine Bemalung, welche unten ausführlicher behandelt werden soll: der eine *A* hat 48 *cm* Höhe, der andere *B* 56 *cm*.

Das geschlossene Ende wird auf die Erde oder von einer Hand in die andere geschlagen, doch nicht auf Holz, da dies einen schlechteren Ton geben würde.

Es sind Toon-tong's auch im Profangebrauch, sie sind dann nicht mit eingeschnittenen Mustern versehen, noch bemalt, sondern dienen blos zum Signalgeben, um bei irgend einer Gelegenheit die Bewohner eines Hauses in dasselbe zusammenzurufen. Die vollen, wechselnden Töne dieses einfachen Instruments klingen weit durch die Stille des Dschangels. Diese unverzierten Stücke sind ganz gewöhnlich in den cultivirteren Theilen der Halbinsel in der Nähe der Ansiedelungen der Orang Malâyu. Sie dienen dort bloss als Musikinstrument.

Ist eine Beschwörung mit den wirklichen „Toon-tong's" vorzunehmen, so versammelt sich der ganze Clan. Die Männer sitzen auf der Erde rund um den Zauberer, der die Mitte behauptet, aber nach der Richtung der

1) [Vgl. Veröffentl. II, 3/4, S. 130—131.]
2) Dies verlangte auch der Zauberer.
3) [Mal. Dâhan boomtak van de Wall s. v.]
4) [Vgl. unten Abb. Fig. 16.]

aufgehenden Sonne oder des Mondes gewendet steht. Denn sehr häufig, wenn auch nicht immer, werden diese Versammlungen zur Nachtzeit und bei Feuerlicht vorgenommen. Die Frauen und Kinder sitzen hinter den Männern. Die Männer haben dann die Gesichter bemalt und die Haare aus dem Gesichte gestrichen, damit die Hantu's die Zaubermuster sehen sollen und in Folge dessen zurückweichen.

Die Bemalungen der Gesichter, wie die der Kopfbänder der Männer sind so wichtig für die Ceremonie, dass sie hier ausführlich behandelt werden sollen.

Die Motive, welche bei der Gesichtsbemalung in Betracht kommen, sind:

1. Stammeszeichen in Versammlungen des Volkes und im Kriege.

2. Abwehr gegen Hantu's.

Schliesslich:

3. Schmuck: — dies besonders für die modernen, entarteten Formen.

Jahrelange Bemühungen, in die Gesetze Einblick zu erhalten, nach welchen die Orang hûtan ihre Tatuirung und Körperbemalung herstellen, waren nothwendig, um Stevens in den Stand zu setzen, das Folgende als durchweg verlässig niederzuschreiben. Schon der Umstand, dass jeder Stamm seine eigene Bemalung hat, verlangte Zeit, denn der Reisende muss dazu jeden in seinem Gebiete besuchen und sich längere Zeit dort aufhalten können.

Die zweite Schwierigkeit war, dass eine Art Cultur, welche in grösserem oder geringerem Umfange die alte Halbcultur der Orang hûtan überschichtet hat, überwunden und in ihren Elementen erkannt werden musste, um auf die alten Gebräuche zu kommen, welche, obwohl auf alte Formen zurückgehend, in vielen Fällen falsch erklärt, missbräuchlich verwendet, aber doch noch nicht ganz verschwunden waren.

Eine weitere Schwierigkeit, welche einen Einblick geradezu verhindern konnte, fand der Reisende in der ausserordentlichen Empfindlichkeit der Orang hûtan, welche, wenn sie mit ihren bemalten Gesichtern vor den Orang Malâyu erscheinen, oft von diesen verlacht werden, so dass sie diese Sitte nur mehr im Schoosse ihres Clanes üben.

Es dauerte lange, bis der Reisende das nöthige Vertrauen gewann, um, von den Orang hûtan als „one of themselves" behandelt, in diese Dinge frei einzudringen. Die halb malaisirten Orang Belendas im Kampong hatten freilich weniger Bedenken gehabt, sie gaben gerne Bescheid für den vorgelegten Dollar, aber diese Quelle erwies sich bald als so unglaubwürdig und sich selbst widersprechend, dass der Reisende bald darauf verzichtete. Es kam dabei in Betracht, dass das mitgetheilte „Adat" schon desshalb nur eine schlecht erhaltene Tradition bieten musste, weil die Orang hûtan, welche dem Beispiele der Orang Malâyu folgten, bald ihrem harten Dschangelleben völlig entsagten und, selbst wenn sie es nicht ganz thaten, doch in Misscredit bei den Waldmenschen

kamen und ausser Zwischenhandel bald alles Gemeinsame mit ihnen verloren.

Erst als Stevens' Sammlungen von gelegentlichen Einzelbemerkungen nach langen mühevollen Beobachtungen so umfangreich geworden waren, dass er glaubte, völlig im Stande zu sein, die glaubwürdigen Notizen herauszuholen, schrieb er das Folgende nieder.

Es ist sicher, dass schon in der Zeit vor dem Eindringen des Islâms die Sitte des Bemalens so ausser Gebrauch gekommen war, dass es jetzt sehr selten ist, die alten correkten Muster je einmal wiederzufinden. Hier und da gebrauchen bei entfernter wohnenden Stämmen die Frauen die Sitte, die Gesichter zu bemalen, aber die verwendeten Muster sind recht oft bloss zur Zierde, bloss Erfindung des Individuums oder uncorrecte oder abgekürzte Reflexe der alten Grundform. Sehr häufig auch ist das individuelle Totem der Familie Sitte geworden statt des alten Stammesmusters.

Um über diese Verhältnisse Klarheit zu schaffen, ist das Folgende in Betracht zu ziehen:

Die Orang Sinnoi, Orang Bĕrsîsi, Orang Kĕnâboi, Orang Tûmîor erklären, dass sie von ein und demselben Volke stammen, aber dass die einzelnen Stämme je eine Insel bewohnt hätten, bevor die gemeinsame Einwanderung nach Malâka unter Bĕrtjanggei Bĕsî[1]) eintrat. Ausgenommen von dieser gemeinsamen Wanderung waren aber die Orang Tûmîor, welche lange vorher gesondert in Malâka eingewandert waren.

Die Tradition dieses Stammes ist sehr vag, doch ist es sicher, dass sie lange Zeit von den übrigen Gliedern des Stammes getrennt lebten. Es scheint, dass sie damals von einem anderen Volke das Tatuiren lernten und die Bemalung des Gesichtes mit der Tatuirung vertauschten. Da, wie erwähnt, im Uebrigen die Notizen des Reisenden, wie er selbst sagt, bezüglich dieses Stammes noch unzureichend sind, sollen sie von den folgenden Mittheilungen ausgeschlossen sein. Die Orang Djâkun von Djôhor, welche nach der Ansicht der Orang Bĕlendas als dem gemeinsamen Stamme fernstehend betrachtet werden, üben die Sitte des Bemalens des Gesichtes überhaupt nicht.

Für die drei Stämme der Orang Sinnoi, Orang Bĕrsîsi und Orang Kĕnâboi existirte je ein eigenes Muster, welches in der Art der Anlage und was die verwendeten Materialien betrifft, ident war, aber in der Form variirte. In jedem der drei Stämme hatte der Häuptling und der gemeine Mann, Mann und Weib dasselbe Stammeszeichen. Nur bei den Orang Sinnoi hatte der Mann und das Weib ein besonderes Muster für die Brust (vgl. Taf. IX, Fig. 1, 2). Wieder ausgenommen war der Zauberer, die

1) [Veröffentl. II, 3/4, S. 84.]

Hebeamme und ihre Patienten bei den Orang Sinnoi. Dabei kam das Folgende in Betracht:

1. Der Zauberer oder Medicinmann in jedem der drei Stämme trug während einer Beschwörung eine für diesen Fall passende Bemalung; „ausser Amt“ trug der Zauberer seine gewöhnliche Bemalung und zwar jeder der drei Stämme die bezügliche besondere.

2. Ebenso hatten die Hebeammen ein besonderes Muster der Gesichtsbemalung, während sie in Function waren, sonst das gewöhnliche ihres Stammes.

Aber die Hebeammen[1]) aller drei Stämme hatten, während sie in Function waren, nur ein Muster.

3. Die junge Mutter und das Neugeborene hatten je nach dem Tage und dem Stand ihres Befindens eine gewisse Variation Nr 3. 10. 11, welche bei allen drei Stämmen dieselben waren.

Bezüglich der Entstehung der Muster des Stammes (Totem) und der daraus entwickelten Muster der Familien kommt das Folgende in Betracht:

In der alten Zeit, als das Volk der Orang Belendas noch unter seinen Häuptlingen und Unterhäuptlingen lebte, wurden die Gesichtsbemalungen angelegt bei allen Versammlungen: so waren die alten einheimischen Muster „für die Halbinsel“. Aber als die Stammesgliederung unter dem Einflusse der Orang Malàyu zu Grunde ging, als die Trennung des Volkes, die Blutmischung mit fremden Stämmen eintrat, verfielen die Muster und die Unterabtheilungen entwickelten sich.

Bei allen drei Stämmen (Sinnoi, Kenàboi, Bersisi) zum Beispiel war einst ein mächtiger Clan, welcher das Schlangentotem führte. Die Glieder dieses Totem wurden unter den mannichfachen Wechselfällen, welche das Volk erdulden musste, auseinandergesprengt und gründeten neue Familien an verschiedenen Punkten der Halbinsel. Nach der Sitte des Volkes wurde das Totem verändert, jeder neu aufwachsende Clan variirte das Grundmuster, ein Stamm nahm eine Pythonschlange, einer eine Cobra, einer eine Hamadryas u. s. w.; alle behielten die Schlange bei und variirten ihr Muster nach der Species. Aehnlich entstanden die Unterabtheilungen des Fisch- (Stachelfisch) und Blatt-Clanes.

Diese Totemfiguren der einzelnen Familien nun wurden zunächst nur benützt, um Gegenstände als zugehörig zu bezeichnen; sie wurden auf die Blasrohre geritzt, und als Gesichtsbemalung verwendet, wenn an Festtagen oder zu wichtigen Erörterungen die Familie zusammenkam. Sie machten allmählich, da die grossen Versammlungen der ganzen Stämme ausser Gebrauch kamen, die alten Stammeszeichen werthlos, so dass heute

1) [Alles auf Geburt und Hebeammen direkt Bezügliche hofft Berichterstatter später ausführlich behandeln zu können.]

nur wenige wissen, wie die alten Stammesmuster aussahen. Die unten in Abbildungen gegebenen sind aus guter Quelle: sie stammen von den Zauberern selbst.

Was die Materialien betrifft, mit welchen die Bemalung hergestellt wurde, so sind alle Orang Bĕlendas darüber einig, dass die rothe Farbe jetzt eine Neuerung sei, früher habe man eine rothe Erde benutzt, welche aber auf der Halbinsel nicht vorhanden sei. Das sogenannte „Anatto“[1]) wird lange schon gebraucht, aber es wird als geringwerthiges Substitut der alten Erdfarbe bezeichnet, wegen seiner geringen Dauerhaftigkeit: die „Anatto“-Farbe blasst rasch aus (in etwa einer Stunde). Die schwarze Farbe wird durch Kohle, die weisse durch Kalk hergestellt, welche in Pflanzensaft zubereitet werden. Die rothe Farbe wird immer mit dem Finger aufgelegt und die Breite des Streifens ist daher bei der Frau natürlich geringer als bei dem Manne.

Die schwarzen und weissen Streifen werden hergestellt, indem die Stöckchen (Fig. 2), in die zähe Farbe gesteckt, als Pinsel dienen.

Die längeren (Name: „Chin-kar-r“, $4^1/_2$ *cm* lang) werden benutzt zum Aufmalen der schwarzen Linien, zwei oder drei neben einander, indem man zwei oder drei Stöckchen zu gleicher Zeit in den Fingern hält. Das kleinere Stöckchen (Name: „Ching-äll“, $5^1/_2$ *cm* lang) mit vier Zacken wird benutzt zum Aufsetzen der weissen Punkte; man hält es aufrecht in den Fingern und legt das zu bemalende vertical unter die Farbe, Schwarz: Kohle, Weiss: Kalk oder Erde wird gemischt mit dem Safte einer Liane, welcher die Farben steif und klebrig macht, so dass sie nicht abrinnen.

Die Geräthe, womit der Zauberer und die Hebeamme die weissen Punkte aufsetzen, sind die unter Fig. 3 *a*, *b* abgebildeten sogenannten „Smee-kär“. Wenn ein anderer Mann, als der Zauberer oder die Hebeamme diese „Smee-kär's“ benutzt, trifft ihn der Blitz. „Smee-kär“ a) aus Schildpatt, ist 4 *cm* breit, 5 *cm* hoch, b) aus Holz, ist 6 *cm* lang.

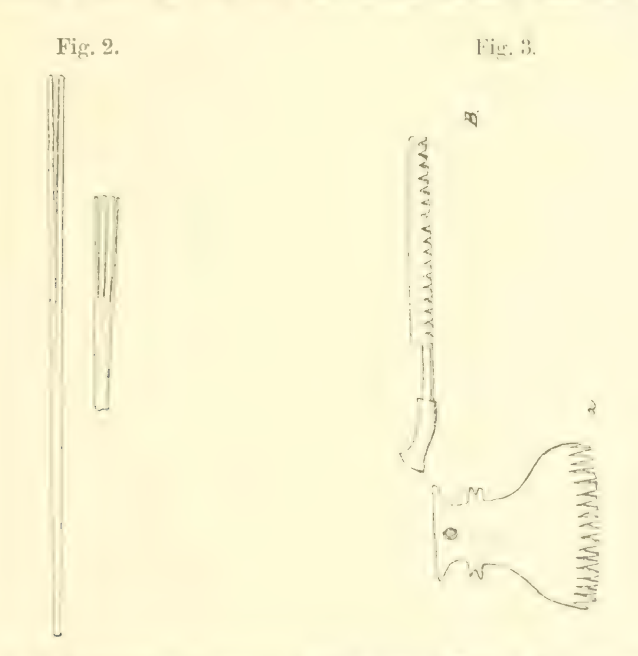
Mit diesen Geräthen werden Punkte so regelmässig hergestellt, dass es mit dem Pinsel kaum so möglich ist, aber die bisweilen (allerdings nicht in den Gesichtsbemalungen) vorkommenden, wechselnden weissen und schwarzen Punkte ○ ● ○ ● ○ ● ○ ● ○ werden so flüchtig und unregelmässig angelegt, dass ohne genaue Angabe, wie das Muster sein solle, die gewollte regelmässige Reihenfolge durchaus nicht erkannt werden kann. Wie gesagt, kommt diese Verbindung aber bei den Gesichtsbemalungen nicht vor, wenigstens nicht in den alten Stammesmustern, wenn auch manche Familienmuster sie übernommen

1 [„Anatto“ ist nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Warburg Bixa orellana, der amerikanische Rukubaum, „Arnotto“ u. s. w.]. Einige Körner der Frucht werden mit einem Finger der rechten Hand in der linken Hand zerrieben und einige Tropfen Wasser zugesetzt. Weiss und Schwarz vermischt der Sinnoi mit dem Saft der Frucht des Pĕrah-Baumes.

haben. Der Farbstreifen, welcher, den Nasenrücken entlang laufend, in der Mitte des Musters steht, wird auf der Oberlippe weitergeführt, wenn nicht etwa ein Schnurrbart hindert, aber er endet an der Nasenspitze und lässt so das Septum frei.

Bart ist freilich selten ein Hinderniss das Muster durchzuführen, da die Orang hùtan wenig haben und die wenigen Haare häufig ausrupfen, aber wo Barthaar etwa hindert, wird nur das Rothe aufgetragen und Weiss und Schwarz in der Vorstellung ergänzt.

Ist die Gelegenheit vorbei, wozu das Muster aufgemalt wurde, so wird es wohl abgewaschen, aber noch öfter wird, was nicht schon verschwunden ist, abgerieben. Das Roth allein verschwindet in einer Nacht völlig, die weissen Punkte fallen ab und die schwarzen Striche machen das ohnehin



Stöckchen zur Gesichtsbemalung. Geräthe zum Aufsetzen der weissen Punkte

immer schmutzige Gesicht nur etwas dunkler. Nur die Bemalung des Kindes wird von der Hebeamme abgewaschen, so lange ihre Hülfe beansprucht wird; ob es nachher abgewaschen wird oder nicht, hängt von der Mutter ab.

Todte durften nie die Gesichtsbemalung tragen. Wer mit bemaltem Gesicht an einer Krankheit oder im Kriege starb, dem wurde die Farbe abgewaschen, bevor die Bestattung statthaben konnte; bei Beerdigungen legten auch die Leidtragenden keine Gesichtsbemalung an.

Auf Taf. IX hat Berichterstatter die von Herrn Stevens gesammelten Gesichtsbemalungen zusammengestellt. Es erübrigt noch, zu bemerken, dass die untergelegten Umrisse keinen Werth haben, sie wurden nur als Unterlage für die Muster benutzt.

Um einigermaassen correct zu sein, wurden die von Morgan: „Exploration dans presqu'ile Malaise“, S. 10 des Abschnitts Ethnographie gegebenen Typen zu Grunde gelegt.

Fig. 1. Gesichts- und Brustbemalung eines Sinnoi-Mannes.

Die Brustbemalung repräsentirt ein Farren (eine Art Polypodium). Das Blatt dieses Farrens wurde bei der Heirathsceremonie aller drei Stämme in Wasser zerquetscht über Braut und Bräutigam gespritzt und sicherte dem Paare viele Kinder. Der Umstand, dass, obwohl die Heirathsceremonie bei allen Stämmen die gleiche war, die Orang Sinnoi aber die Brustbemalung als Stammeszeichen annahmen, legt Stevens die Vermuthung nahe, dass die Gesichtsbemalung der Sinnoi die alte der Bĕlendas-Nation überhaupt sei.

Die Punkte und Linien der Gesichtsbemalung repräsentiren ein anderes Farren, mit dessen Saft der Jüngling bespritzt wurde, bevor er in die Reihen der Männer eintrat und heirathen durfte.

Fig. 2. Bemalung des Sinnoi-Weibes.

Bezüglich der fünf Striche, welche die Gesichtsbemalung der Frauen der Orang Sinnoi im Gegensatz zu den drei Strichen der Männer zeigt, giebt es eine Tradition, welche den Unterschied der Muster für die Geschlechter innerhalb des Sinnoi-Clans erklärt. Als die heutigen Orang Sinnoi schlüssig wurden, den Hauptstock der Orang Bĕlendas zu verlassen, um eine neue Heimath ostwärts von diesen auf der Halbinsel zu suchen, beriethen die Zauberer darüber, wie das neu anzunehmende Muster, welches die neue Ansiedelung unterscheide, anzulegen wäre. Während man in Bezug auf die Brustbemalung rasch zum Beschluss kam, war dies in Bezug auf die Bemalung des Gesichtes nicht der Fall: einige Zauberer wollten die Muster am Auge ändern, andere nicht. Versteckt hörte eine Frau eines der Zauberer die Verhandlung und ohne gerufen oder berechtigt zu sein, steckte sie den Kopf in den Raum und nahm Theil an der Verhandlung. Ihr Mann, der nahe bei ihr stand, hatte, wie alle anderen, sich die Finger mit „Anatto“ bestrichen, da, wie erwähnt, die Fingerspitzen dazu dienen, die rothen Striche auszuführen. Aergerlich über das Eindringen des Weibes, schlug er ihr mit den farbgerötheten Fingern ins Gesicht, worauf die Versammlung beschloss, dass die Frauen die fünf Linien (Fingerspuren), die Männer aber drei zu führen hätten.

Die Brustbemalung des Sinnoi-Weibes kann die Mutter erst, nachdem die Hebeamme ihren Dienst eingestellt hat, anlegen, überhaupt tragen oft die Kinder: Knaben und Mädchen, bis zur Heirath die rothen Linien, welche sie sich selbst, oft mit Zuhülfenahme eines ertauschten Spiegels,

aufmalen, dürfen aber die schwarzen Striche und weissen Punkte nicht auftragen.

Was ferner die Brustbemalung der Sinnoi-Frauen betrifft, so ist zu erwähnen, dass der nach unten laufende Strich in der Regel weiter hinabläuft, was natürlich von der Entwickelung der Brust abhängt. Das Muster repräsentirt dasselbe Farren, wie das Muster der Männer Nr. 1.

Alte Frauen, welche keine Kinder mehr erhalten, lassen den unteren Strich von der Unterlippe bis zur Wange weg, und wenn sie dem Sinnoistamme angehören, auch die Brustbemalung, da diese Linien, wie erwähnt, Hoffnung auf Kinder darstellen. Die Variante der Hebeamme — stets eine alte Frau — war erfunden, „weil, obwohl sie alt ist, sie immer sich um Kinder umsieht".

Fig. 3. Bemalung der jungen Mutter.

Die Frau, welche eben geboren hat, bemalt ihr Gesicht jeden Tag vom Tage der Geburt des Kindes an einen Monat (Mondmonat) lang, d. h. von einem Mondwechsel bis zum andern. Ist der Mond nicht sichtbar, so werden die Tage annähernd gezählt. Wenn die Sinnoi-Mutter die unter Nr. 3 abgebildete Bemalung anlegt, so bleibt die unter Nr. 2 abgebildete, dem Stamme der Orang Sinnoi eigenthümliche Brustbemalung weg.

Fig. 4. Bemalung der Hebeamme.

Die Hebeamme bemalt ihr Gesicht, wenn sie sich vom Schlafe erhebt, wie die Mutter des Neugeborenen, so lange, als sie die Beiden pflegt, gegewöhnlich drei oder fünf Tage. Bei jeder anderen Gelegenheit trägt die Hebeamme die Gesichtsbemalung des bezüglichen Stammes; nur lässt sie die Bemalung der Brust weg, sobald sie ihren Beruf als Hebeamme angenommen hat.

Wenn eine andere, nicht professionsmässig damit vertraute Frau der Gebärenden hilft, so legt diese, während sie in Function ist, die Gesichtsbemalung der Hebeamme an, sobald ihre Beihülfe zu Ende ist, übernimmt sie wieder die volle Bemalung des Weibes mit den Brustmustern.

Natürlich bezieht sich diese Notiz nur auf die Orang Sinnoi, da nur die Frauen dieses Stammes sich die Brust bemalen.

Fig. 5. Bemalung des Zauberers der Orang Bĕrsisi.

Der Zauberer der Orang Bersisi legt ein Muster an, welches dem Blatt des „Chin-weh Harîmau[1]" entlehnt ist.

1) [Chin-weh gehört der Sprache der Belendas an und bedeutet nach Stevens etwa so viel als „zu Willen machen, unterwerfen, überwinden". Da das Präfix Chin- offenbar

„Chin-weh Harimau“ ist das Blatt einer kleinen, saftigen, stämmigen Pflanze (vergl. Fig. 4). Es giebt, in einen Brei zerrieben und auf den Körper, besonders die Brust, gestrichen, dem Manne die Macht, den Tiger zu überwinden.

Das frische Blatt mit seiner höchst eigenthümlichen Zeichnung giebt ein deutliches Abbild der Gesichtsbemalung des Zauberers der Orang Bersisi. Die Maserung auf der Vorderseite ist so hell gelblich grün, dass es fast wie weiss wirkt und so in scharfem Gegensatz steht zu den sehr dunklen grüngoldigen Streifen des Blattes.

Kein Blatt gleicht dem andern vollkommen. Die Musterung ist sehr mannichfaltig: in vielen Fällen laufen vollständige Streifen durch. In voller Beleuchtung sieht die Grundfarbe des Blattes, wie erwähnt, goldgrün aus, dieselben Stellen sind aber auf der Rückseite des Blattes dunkelrothbraun: durch das Licht gehalten, geht das Grün der Vorderseite in das Rothbraun über.

Fig. 4.



„Chin-weh Harimau“ vermuthlich eine Peperomia (Piperacea) (Hennings).

Die Rückseite des Blattes ist sehr weich und glatt, aber die Vorderseite ist reichlich mit sehr feiner Behaarung bedeckt.

Das Rothbraun, welches von rückwärts durchschimmert in den dunklen Linien, entspricht nun dem Roth und Schwarz der Gesichtsbemalung für den Tiger in den Beschwörungsceremonien, zugleich der officiellen Gesichtsbemalung des Medicinmannes[1]) der Orang Bĕrsîsi.

Diese Streifen sollen den Streifen auf dem Fell des Tigers entsprechen. Die rothe Farbe ist, wie schon erwähnt, der gelben gleichgesetzt, wie Stevens meint; der Farbstoff für Gelb fehlt, während die Orang hûtan doch im Stande sind, die Farben zu unterscheiden[2]).

Die drei Curven auf den Seiten des Bĕrsîsi sind nur Varianten des alten, aus drei Strichen bestehenden Zeichens der Orang Sinnoi, welche das alte Stammesmuster der Orang Belendas darstellen. Die Variante wurde der Tradition nach angenommen, als die Orang Bersisi ihre besondere Ansiedelung auf der Halbinsel gründeten.

abzulösen ist, so dürfte weh identisch sein mit Clifford's wĕh to throw away. Vgl. Veröffentl. III, 3/4 s. v. Harîmau ist das malaiische Wort für Tiger.]

1) Sehr wenige Belendasleute ausser den Medicinmännern kennen diese Pflanze, welche früher streng geheim gehalten wurde: wer sie, ohne dazu berechtigt zu sein, sammelte, hatte schwere Krankheit zu befürchten.

2) [Man vergleiche, was Clifford, Journal of the Straits Branch 24, 1891, S. 13ff. über Farbenbezeichnungen bemerkt.]

Die Zauberer construirten Varianten von dem alten Muster der Orang Belendas, welches dem heutigen der Orang Sinnoi Nr. 9 entsprach: doch hatte das Belendasmuster nicht den Strich von der Unterlippe bis zum Kinn. Diese Varianten wurden festgestellt in einer Versammlung der Zauberer der Orang Sinnoi, Orang Bersisi, Orang Kenâboi mit denen des Mutterstammes der Orang Bĕlendas.

Die Sinnoi-Zauberer (Nr. 9) nahmen zu dem alten Muster die Linie von der Unterlippe zum Kinn. Die Orang Bersisi (Nr. 5) gingen weiter ab und wählten das Tigermuster, die Orang Kenâboi nahmen die drei Linien (Curven) der Laien des Mutterstammes (Nr. 1), legten zwei in Curven vor und über die dritte, welche in der alten Lage (Belendas) blieb (vgl. Nr. 8). Vielleicht war dies die Veranlassung zu den später (?) entwickelten drei Curven der Orang Bersisi (Nr. 7), doch ist nicht sicher, wann die einzelnen Abzweigungen den Mutterstamm verliessen.

Die Muster der Medicinmänner (Zauberer) wurden nur angelegt, wenn sie in Function waren: bei jeder anderen Gelegenheit legten sie die Bemalung der Laien an.

Die Häuptlinge hatten kein anderes Muster, als der gemeine Mann bei den Orang Sinnoi, Orang Bersisi und Orang Kenâboi, aber die Häuptlinge der Orang Tûmior hatten — wie die Clan-Marke tatuirt war — auch ein besonders ihren Rang bezeichnendes Tatu-Muster (punktirt) auf Brust oder Arm. Es ist erwähnt worden, dass sie nur tatuirt waren, während den Negrito's Tatu und Bemalung völlig unbekannt ist.

Der Zauberer der Orang Sinnoi hatte kein Muster auf der Brust, noch die Hebeamme oder junge Mutter des Stammes.

Fig. 6. Muster des Kĕnâboi-Mannes.

Die drei schmalen schwarzen Striche auf weissem Grunde in dem Muster der Orang Kenâboi Nr. 6 bilden nur eine Variante von den drei getrennten rothen Strichen des gemeinsamen Belendas-Musters. Vgl. Nr. 1 des Orang Sinnoi (männliches Muster).

Fig. 7. Muster von Bĕrsîsi-Mann und Weib.

Fig. 8 und 9. Bemalung des Zauberers der Orang Kenaboi (8) und der Orang Sinnoi (9) (vgl. unter Fig. 5).

Fig. 10 und 11. Gesichtsbemalung der Kinder aller drei Stämme (Sinnoi, Bĕrsîsi, Kĕnâboi). 10. Mädchen. 11. Knabe

Die Kinder dürfen die schwarzen, schmalen Linien nicht führen, bis sie verheirathet sind — durch Heirath wird nach alter Belendassitte der Belendas zum Mann — denn Kinder können unglücklich werden, wenn

sie die Farren mit anderen Pflanzen im Spiel ausreissen. Dadurch brechen sie den Frieden, welche die Zauberer in alter Zeit mit den Hantu's eines Farrens[1]) gemacht haben.

So erzählten die Laien, die Zauberer aber erzählten Stevens nur, es sei eingeführt worden, um bei dem Anwachsen der Bevölkerung die Unverheiratheten von den Verheiratheten zu unterscheiden. Bei Versammlungen des Stammes in der alten Zeit durfte ein Unverheiratheter, da er nicht „Mann“ war, nicht theilnehmen; jetzt, wo es schwerer ist, ein Weib zu haben, ist die Missachtung des Junggesellen vergessen, wie die ursprüngliche Bedeutung der Gesichtsbemalung. Um den Kindern einzuprägen, dass sie das erwähnte Farren nicht ausrupfen dürfen, erzählte man ihnen, nach Angabe der Zauberer, die oben erwähnte Geschichte.

Die Muster der Kinder: Striche von der Brauenhöhe bis zur Nasenspitze, schwarz beim Mädchen, roth beim Knaben; beim Knaben noch zwei schräge rothe Striche von Unterlippe bis zum Kinn, werden nur von der Hebeamme aufgemalt, sobald das Kind abgebunden ist; so lange die Hebeamme ihren Dienst versieht, wird die Bemalung jeden Morgen erneut, hört aber auf, sobald die Hebeamme abgeht. Die Mutter kann dann, wenn sie will, die gewöhnliche Stammesbemalung anwenden, doch mit der schwarzen Nasenlinie beim Mädchen.

Fig. 12. Als die Zauberer, mit denen Stevens conferirte, nach einigen Tagen vollkommen begriffen, was er wollte, geschah etwas, was bei den Orang hùtan sehr selten ist: einer derselben verlangte zu wissen, was Stevens niedergeschrieben habe. Als er dies erfuhr, blieb er einige Zeit lang still sitzen, ging dann in die Hütte und kehrte mit der unter Nr. 12 skizzirten Bemalung (weisse Punkte) zurück, indem er sagte, er und seine Amtsbrüder kennen dieses Muster seit alten Zeiten durch Tradition, es sei zwar allgemein bekannt, dass es ächt Bèlendas sei, aber was es bedeute, sei jetzt unbekannt.

Stevens meint nun, dass eine Tradition, welche er an anderer Stelle erhielt, damit zusammenhängen könne, nehmlich die vom „Slaăr-beeak“[2]) oder, wie der gewöhnliche Bèlendas-Name lautet, „Bungh-mimpi“.

Die Orang Belendas halten viel auf Träume, sie bringen förmlichen Bericht darüber an die Zauberer oder an die Hebeamme: das erstere die Männer, das zweite die Frauen. Die Träume der Laien betreffen nur alltägliche Dinge, aber die Zauberer erhalten im Traume Inspirationen von den wohlgesinnten Hantu's. Als besondere Träume galten die, welche bei Gelegenheit wichtiger Ereignisse von allen Zauberern, unter Vorsitz des Bàtin und dem ganzen Stamm erwartet wurden. Diese Versammlungen wurden auf dem höchsten Berggipfel in dem Gebiete des Stammes ab-

1) [Diese Tradition wird später ausführlicher behandelt werden.]

2) [Vgl. Veröffentl. III, 3/4, S. 172 s. v. Blatt.]

gehalten und verlangten mehrere Tage Zeit, da die Träume in drei aufeinander folgenden Nächten sich wiederholen mussten.

Es gab keine solche Versammlung mehr, seitdem Bertjanggei Besi verschwunden war; die jetzigen Zauberer wissen nur zu erzählen, dass der Bâtin die Hülfe Tûhans anrief — in welcher Form ist unbekannt — dann fiel der Bâtin sofort in Schlaf und die Träume kamen zu ihm in verhüllter Form und wurden von den Zauberern nach dem Erwachen gedeutet.

Wie der Traum kam, wer ihn sandte, überhaupt etwas Fassbares darüber, wissen die heutigen Zauberer nicht. Es war nicht der gewöhnliche Traum, wie ihn das gewöhnliche Volk hat, meist von guten oder auch übelgesinnten Hantu's verursacht, auch nicht die Form, wie sie die Zauberer hatten bei weniger wichtigen Anlässen — welche ebenfalls von Hantu's verursacht sind; sondern er war eine Eingebung Tûhan's (Peng's) selbst, welcher dabei oft in Gestalt einer Wolke[1]) erschien.

Die Ueberlieferung bezüglich des „Slaar-beeak" steht in Verbindung mit einem dieser wichtigen Träume; so unvollständig und unklar sie ist, geht sie zweifellos auf eine Zeit zurück, wo der Stamm noch geschlossen, nicht in die Untergruppen der Orang Sinnoi, Bersisi und Kenâboi getheilt war. Es ist auch nicht überliefert, ob der Traum der eines Bâtin bei einer grossen Versammlung auf einem Berge, oder bei einer kleineren Versammlung, oder etwa der eines Medicinmannes gewesen ist.

Zu der Zeit, wo dieser Traum erschien, war eine Form der Gesichtsbemalung nöthig geworden für einen, jetzt nicht mehr bekannten Zweck und die Zauberer, deren Amt es war, das Muster festzustellen, konnten darüber nicht ins Klare kommen. Zuletzt hatte einer von ihnen einen Traum, er möchte nach einer naheliegenden Stelle kommen, und er würde dort das entsprechende Muster finden. Nach dem Erwachen ging er dorthin und fand die Pflanze „Slaăr-beeak"[2]).

Mehr ist heute nicht mehr überliefert, aber die Vermuthung liegt sehr nahe, dass die weissen Punkte in der Gesichtsbemalung der Orang Belendas thatsächlich auf das Muster dieser Pflanze zurückgehen und dass das heutige Farren, welches als Musterpflanze heute angegeben wird, nur ein späteres Surrogat ist. Obwohl nun die heutigen Zauberer immer wieder versichern, dass die Punkte in den Bemalungen auf die Keimpulver des Farrens zurückgehen, so ist dennoch nicht unmöglich, dass das „Slaar-beeak" das alte Muster ist. Vielleicht war es das alte Muster vor der Scheidung des Volkes und wurde nachher modificirt.

1) I frequently ascend the summits of the mountains (central range) and in this humid climate usually meet cloud or mist wreaths of all sorts of fanciful shapes and sizes floating past me up there like eddies of steam from an engine. (Vgl. Veröffentl. II, 3/4, S. 130. Nr. 4, III, 3/4, S. 126 ff.)

2) [Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Hennings eine Melastomacea, vermuthlich Sonerila.]

Man muss sich dabei daran erinnern, dass bei Gründung neuer Ansiedelungen Veränderungen im Totembild eintreten, z. B. beim Blattmuster: es wäre nicht unmöglich, dass die ganze Stammesgruppe, welche unter Bĕrtjanggei Bĕsî sich ihre Ansiedelungen gründete, eine Unterabtheilung des Blattstammes war.

Als die Stämme nun auseinandergingen als Orang Sinnoi, Orang Kĕnâboi, Orang Bĕrsîsi, fand die zweite Differenzirung statt, und als sie sich wieder unter dem Einflusse fremder Einbrüche näherten, wurde eine neue Pflanze für alle drei festgestellt, aber die alte Norm, welche wir also in „Slaăr-beeak“ vor uns hätten, ward vergessen.

In der alten Zeit, wo die Orang Bĕlendas noch ungestört lebten, blieben Heirathsverbindungen immer nur innerhalb des Clanes erlaubt. So blieb auch, wenn ein halbes Dutzend Inseln mit Leuten des Blattclans besetzt war, die Heirath nur unter den neuen Varianten des Blatttotems möglich. Leute aus dem Schlangen- oder Tigerclan durften nicht in den Blattclan heirathen. Als nun die Orang Malâyu in der Halbinsel vordrangen, wurde das Volk auseinandergerissen, Clane verschiedener Totems wohnten neben einander und Heirathen nach der alten Norm wurde sehr schwierig.

Mischungen mit dem fremden Blut traten ein: die Vertreter der reinen alten Totemmuster schlossen freilich jeden Mischling, welcher sich in ihre Versammlung mit dem reinen alten Muster gewagt hätte, aus, aber sie blieben den anwachsenden Ansiedelungen dieser gemischten — in Totem oder gar in Blut — neuen Clane (z. B. Alligator, Scorpion) gegenüber in der Minderzahl.

Der Clan Mûsang, obwohl jetzt sehr reduzirt, giebt eine Probe gemischten Totems. In sehr alter Zeit, heisst es, heirathete ein Tigerclan-Mann eine Frau aus dem Blattclan, beide wurden in Folge dessen aus dem Clan ausgestossen und das Mûsang (als entartete Form des Tigers) als das neue Totem eingerichtet. Wer nun in diese Familie heirathete, wurde Mûsang.

Höchst merkwürdig war das Totemverhältniss in der Familie des Bâtins. Wenn in alten Zeiten eine neue Ansiedelung gegründet wurde, so geschah dies nur, wenn vorher ein Unterhäuptling gewählt war. Wie nun die Binnenland-Malaien eine feste Formel haben für die Namen, welche sie ihren Kindern geben, so hatten die Orang Bĕlendas für die Kinder eines Häuptlings eine bestimmte Reihe von Totemfiguren. Es kam nicht darauf an, welches Totem der Vater (Bâtin) hatte, nur sein ältestes Kind übernahm es; für die folgenden Kinder folgten: „Schlange“, „Fisch“, „Dorn“, „Tiger“. Was geschah, wenn mehr als sechs Kinder in der Familie des Bâtins waren, war nicht festzustellen. Die Zauberer erzählten immer nur von den erwähnten fünf Namen, indem sie mit den Fingern der einen Hand, d. h. mit dem Zeigefinger, die anderen be-

zeichneten. Diese Schwierigkeit für die wilden Belendas, weiter zu rechnen als fünf, kommt für den Verlust der Tradition hierüber in Betracht.

Für den Fall nun, dass das Kind eines Mannes aus dem Volke etwa ein Mädchen aus dem Blattclane der Sinnoi[1]) einen Mann aus dem Blattclane der Bersisi heirathete, wurde sie und ihre Kinder Bersisi, aber in dem Falle einer Bätinfamilie wurde, wenn ein Mädchen aus dem Blattclane der Sinnoi einen Mann aus dem Blattclane der Bersisi heirathete, der Mann genöthigt, sein Totem in das des Weibes zu verändern, und so weiter in den Nachkommen vom Geblüt des Bätins bis auf drei Generationen, worauf dann das Weib der gewöhnlichen Norm unter den Laien wieder folgte, d. h. wieder in das Totem des Mannes überging.

Es geht daraus hervor, dass es ursprünglich nur fünf Totemfiguren gab, welche als rein und officiell galten: Blatt, Schlange, Fisch, Dorn, Tiger, wozu allerdings noch das alte Mischtotem des Mûsangs als sechstes hinzukommt.

Wie viele Nebentotems existiren, hat der Reisende noch nicht feststellen können.

Nahe liegt die Frage, ob das auf Nr. 12 abgebildete Muster der Gesichtsbemalung nicht das alte der Orang Belendas ist, welches zu „Slaăr-beeak“ gehört.

Ich schliesse hier nun die Beschreibung der Kopfbinden mit an.

Wie so viel von den alten Sitten und Gebräuchen der Orang Bělendas mit dem Verschwinden des alten Standes der Zauberer zu Grunde gegangen ist, so ist auch im Gebrauch dieser Kopfbänder die alte Sitte zurückgegangen.

Die Ceremonial-Kopfbinden der Männer „Lat“[2]), (die der Frauen „Reeb“), waren steife Rindenbinden, welche immer getragen wurden, während die Kopfbinden der Frauen Streifen aus demselben Material waren, welche nur bei Gelegenheit umgelegt wurden. Die Männer liessen, wie erwähnt, bei der „Toon-tong“-Ceremonie nach dem Vorbild des Zauberers das Haar lang herabhängen und liessen die Kopfbinden wie einen deckellosen Hut darauf sitzen, während die Frauen ihr von Natur längeres Haar in irgend eine Knotenform aufwanden und mit den Kopfbinden festlegten.

Die aufgemalten Muster stellten nach der Absicht des Besitzers des Kopfbandes den Namen des Betreffenden vor.

Die Kinder erhielten ihren Namen durch die Eltern nach einem Traum, in welchem etwa vorkam die Flur einer Hütte, die Spur

1) Stevens macht darauf aufmerksam, dass die gewählten Namen nur die modernen der Halbinsel, statt der unbekannten alten des Volkes sind.

2) [Die Kopfbinden haben grosse Aehnlichkeit mit den aus Palmblättern hergestellten der Nicobaren-Männer (Shanoangen).]

eines Tigers im Dschangel oder ein Baum, ein Insekt, ein Fluss und dergleichen.

Die Muster auf den Kopfbinden durften erst verwendet werden, wenn der Orang hûtan verheirathet war und dadurch in den Stamm eintrat, dann durfte der Mann auch erst mit der vollen Bemalung des Gesichtes sich zeigen und das Blasrohrmuster des Mannes tragen.

Da die bemalten Kopfbinden nur bei hervorragenden Gelegenheiten getragen werden durften, so blieben die schwarzen oder Hantu-Linien weg auf den Kopfbinden des gemeinen Mannes und Weibes und nur das rothe Muster mit schwarzen Punkten wurde gestattet.

Hantu-Linien heissen die schwarzen, weil sie Schutz boten gegen Hantu's, welche, sobald sie diese Linien sahen, fliehen mussten.

Der Zauberer, welcher der Ceremonie präsidirte, hatte sein eigenes Muster in schwarzer Farbe und ohne Punkte. Der Grund dafür war, dass er dadurch die Hantu's, welche durch den „Toon-tong" seines Dieners gerufen waren, hinderte, in den Kreis zu treten, in dessen Mitte er selbst stand. Andererseits hatte er die Absicht, die Hantu's so um den Kreis herumzuführen, dass sie die Muster aller Anwesenden sehen und sich dann bei Gelegenheit der folgenden Jagd merken sollten, welche Personen nicht geschädigt werden durften. Um sie nun nicht zu sehr abzuschrecken und dadurch zu hindern, genau genug sich die Muster einzuprägen, liessen die Orang hûtan, um die schwarzen Striche in den Mustern der Gesichtsbemalung nicht zu sehr merken zu lassen, die Haare ins Gesicht fallen. Dasselbe that auch der Zauberer und sein Begleiter. Dadurch konnten die Hantu's nahe an die Rindenbinden herangehen und sich die Muster merken. Dass die Punkte auf dem rothen Muster schwarz gemacht wurden statt des officiellen Weiss, geschah nur, um sie den Hantu's deutlicher zu machen, da die weisse Farbe auf dem matten „Anatto"-Roth nicht für das Auge kenntlich war. In alten Zeiten, als noch ein dunkles Ockerroth gebraucht wurde, um die Muster aufzumalen, waren die Punkte weiss, wie in den Bemalungen der Gesichter.

Frauen und Kinder mussten bei der Beschwörung anwesend sein, da es für unsicher galt für sie, weit von den Männern entfernt zu sein, wenn so viele Hantu's zusammengerufen wurden.

Die Frauen sassen im Kreise, jede Frau hinter ihrem Gatten und hinter ihr wieder die Mädchen und Kinder. Zwischen dem Kreis der Männer und der Frauen blieb ein breiterer Gang, in welchem die Hantu's gehen konnten, um von rückwärts auf die Kopfbänder der Männer zu sehen und auf die der Frauen zugleich. Da die Hantu's, besonders männliche, sich nicht vor Frauen fürchten, so hatten die Frauen ihr Haar nicht im Gesicht hängen, so dass die schwarzen Striche in der Gesichtsbemalung sichtbar wurden. Dieser Umstand hielt die Hantu's ab, zwischen zwei Frauen durchzubrechen, um die Kinder der Frau anzufallen, welche

weder Kopfbinden tragen, noch sich Muster auf die Gesichter malen durften.

In den Ring zwischen den Männern und Frauen traten die Hantu's von oben, aber zurück gingen sie durch die Macht des Zauberers nach unten durch die Erde, sobald das Schlagen der „Toon-tong's“ zu Ende war und ihnen dadurch die Flucht möglich wurde[1]).

Die Frauen tragen keine Figuren auf ihren Kopfbinden, weil sie sehr oft die Männer auf die Jagd zum Heimschaffen der Beute, oder um auf dem Wege Wurzeln zu suchen, begleiten; wenn sie einmal zu Hause bleiben, werden sie, als durch die Muster ihrer Gatten geschützt von den Hantu's, welche sie früher in Begleitung derselben gesehen haben, wiedererkannt.

Es giebt männliche und weibliche Hantu's. Verkehr zwischen beiden findet nicht statt; Hantukinder giebt es nicht. Sie lieben aber, wie die Menschen, in Paaren zu leben. Peng (Allah) kann sie vernichten, er kann ihre Zahl vergrössern, aber Niemand kann sie tödten. Der Zauberer allein ist im Stande, sie fern zu halten, wenn sie irgend einen Schaden stiften wollen, wenn nicht Peng selbst seine Gründe hat, diesen Schaden zu verursachen, in diesem Falle ist die Macht des Zauberers hinfällig. Offenbar hat diese Wendung den Sinn der Entschuldigung für den Medicinmann, wenn seine Mittel nicht helfen.

Eine grosse Macht über den Stamm konnte der Zauberer dadurch ausüben, dass er dem Ungehorsamen „den Namen“ nehmen konnte. Dann ging der Zauberer in vollem Putz in das Haus des Sünders oder der Sünderin und verbrannte das Kopfband der betreffenden Person, die dadurch vollständig aus dem Clane ausgeschlossen war. Sollte aber eine Rehabilitirung einer solchen Person erfolgen, so ging der Medicinmann in Begleitung aller etwa in der Ansiedelung lebenden Berufsgenossen, nachdem er selbst eine Stirnbinde mit dem alten Muster bemalt hatte, in das Haus des Mannes, welcher dann ein Fest gab.

Es gab für die Muster früher viele Figuren, aber keine festen Regeln; das Dschangel bot die dargestellten Gegenstände. Die Formen waren sehr der Phantasie überlassen und die Farbe der Muster flüchtig. Wurden doch die Binden nur für den festlichen Augenblick getragen und dann weggeworfen.

Die dargestellten Muster sind auf Tafel X, Nr. 1 bis 8 zusammengestellt:

1) Stevens fährt hier fort: „I lost the services of one of the best guides I ever had by being thoughtlessly frivolous enough on one occasion, when this ceremony was being described to me by him and explained, to ask him jestingly if the hantu's said „farewell“ to the wizard before leaving by their subterraneous path. He got up and went away and never would accompany me again or do any thing for me; so great is the Blandass objection to ridicule in any form.“

1. Rodung mit abgeschlagenen, kreuz und quer liegenden Stämmen, kurz bevor sie in Brand gesteckt werden[1]).
2. Wurzeln von Bäumen und Lianen mit Fibern und Seitenwurzeln.
3. Lianen, Reben und dergl., welche wellenförmig über die Erde laufen. Die dreieckigen Figuren zeigen die Lianen nach alter Belendasart von oben gesehen; die Zacken sind Wurzeln und Wurzelfasern, welche in die Erde eindringen.
4. Sternförmige Waldblume.
5. Rôtanranken, welche sich kreuzen.
6. Rückseite eines grossen Baumblattes; die Seitenstriche sind die Adern, welche von der Mittelrippe ausgehen.
7. Liane, umwickelt mit einem Rôtan. Nur von Zauberern gebraucht. Die schwarze Linie ersetzt die sonstigen Punkte.
8. Manche Palmenarten zeigen die jungen, aufspriessenden Blätter an der offenen Seite tief eingefurcht. Das Muster 8 stellt ein solches Blatt vor.

Die Kopfbinden der Männer sind durchschnittlich 57 *cm* lang und 6 *cm* breit. Muster 1, 3, 7 läuft durch, so lang das Band ist, 2 wiederholt sich 8mal; 4: 7mal; 5: 6mal; 6: 8mal; 8: 5mal.

Die Muster der Kopfbinden der Frauen — die Frauen-Kopfbinde heisst „Reeb" — sind auf Taf. X, Fig. 9—20 abgebildet.

Fig. 9. Das Muster der Kopfbinde der Hebeamme; es ergab sich nicht aus einem Traum, sondern aus den Mustern der Gesichtsbemalung der Kinder: es ist in der That combinirt aus dem Muster des Knaben | (untere Hälfte) und dem des Mädchens ^ (obere Hälfte) (vgl. Tafel IX, Fig. 10—11). Wie erwähnt, hatten sowohl die Zauberer wie die Hebeammen der Stämme der Orang Sinnoi, Bĕrsisi, Kĕnâboi auf ihren Kopfbinden nur ein Muster für festliche Gelegenheiten. Doch hatte die Hebeamme das Recht, das Muster ihres durch Traum erhaltenen Namens zu tragen, der Zauberer aber durfte es nie.

Länge des Bandes 99 *cm*. Breite 5 *cm*.

Fig. 10. Dies Muster zeigt die conventionelle Form des Pâdimessers, womit die Frauen Pàdi abschneiden. [Abbildung in: Veröffentlichungen II, 3/4, S. 151.]

Länge des Bandes 66 *cm*. Breite 4 *cm*.

Fig. 11. Dies Muster zeigt die Trittspur des Schweines in weichem Boden. Die verticale Figur bei *A* und *B* ist nur eine Art Schluss des Musters.

Länge des Bandes 64 *cm*. Breite 3 *cm*.

Das Muster < ist ausser den an die Barre *A* und *B* angelehnten 23mal abgebildet. Auf der Reproduction ist das Muster verkürzt.

1) [Vgl. Veröffentl. II. 3/4. S. 146.]

Fig. 12. Dies Muster („Smut“[1]) zeigt die Gallerien der „weissen Ameise“ (Termite), wenn ihr Nest von der Seite her eingeschnitten wird.

Länge des Bandes 114 *cm*. Breite 5 *cm*.

Das Muster nur einmal. Die Enden des Bandes haben geknüpfte Fransen aus dem Stoffe des Bandes selbst.

Fig. 13. Das Muster zeigt die Seitenwände eines Hauses.

Länge des Bandes 91 *cm*. Breite 7 *cm*. Das Muster läuft durch.

Fig. 14. Dies sind die aufrechtstehenden Pfosten des Hauses.

Länge des Bandes 120 *cm*. Breite $5\frac{1}{2}$ *cm*. Das Muster läuft durch.

Fig. 15. Beine und Ellbogen des Frosches.

Länge des Bandes 120 *cm*. Breite 6 *cm*. Wie Fig. 13, 14.

Fig. 16. Fussspur des Tigers auf weichem Boden.

Länge des Bandes 137 *cm*. Breite 6 *cm*. Das einzelne Muster wiederholt sich 16mal (4×4).

Fig. 17. Zeichnung auf dem Fell des Tigers.

Länge des Bandes 96 *cm*. Breite 7 *cm*. Das Muster wiederholt sich (die Schlussstriche x abgerechnet) dreimal.

Fig. 18. Sechs Formen von Schmetterlingen M.

Die Inversion der zwei mittleren Figuren weist auf das unstäte Hin- und Herfliegen der Thiere. Ein Schlussbarren (bloss punktirt) ist aus Versehen des Orang hûtan auf dem Original weggeblieben.

Länge des Bandes 93 *cm*. Breite $5\frac{1}{2}$ *cm*. Das Muster nur einmal.

Fig. 19. Die eine Hälfte des Hausdaches Λ: die Balkenlage vom First bis zur Traufe.

Länge des Bandes 94 *cm*. Breite 6 *cm*. Das Muster läuft durch.

Fig. 20. Die Gabelstöcke, welche an jeder Hausecke in die Erde getrieben sind, um die horizontalen Dachbalken zu halten. (Umgelegt dargestellt.)

Länge des Bandes 94 *cm*. Breite 4 *cm*. Das Muster wiederholt sich 11mal.

Der Bâtin und seine Ersatzmänner, die Unterhäuptlinge, hatten jeder ein besonderes Kopfband mit Muster, welche jetzt leider vergessen sind.

Wenn es sich nicht um ceremonielle Dinge handelte, trugen die alten Orang Belendas das gewöhnliche unbemalte Kopfband statt des bemalten mit dem „Traumnamen“. Es diente lediglich dazu, das lange Haar zurück zu halten.

Unter Fig. 5 ist eine Namenfigur reproduzirt, welche den Kûang (Argusfasan) darstellt. Die Wahl des Namens ist darauf zurückzuführen, dass das Kind im Traume in Bewegungen erschien, welche an das Balzen des Thieres erinnern. Die Darstellung (Original 18 *cm*) repräsentirt die Brustbefiederung des Vogels.

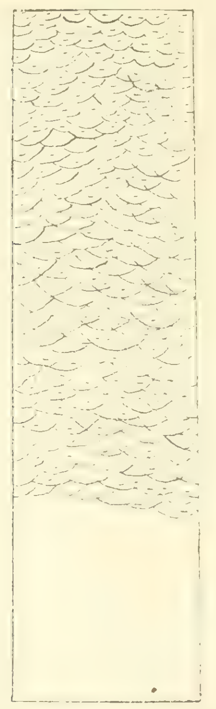
1 [Veröffentl. III, 3/4, S. 168 s. v. Ameise.]

Es ist dies ein seltenes Objekt, insofern als es in alten Zeiten nicht Sitte war, Namen einzuschneiden, sondern nur aufzumalen und sie wurden nie in einer anderen Form verwendet als aufgemalt auf die Kopfbinden. Eingeschnitten werden Namen jetzt von dem Stamme der Orang Kĕnâboi auf das Mundstück des Blasrohres.

Da jedermann sein gemaltes Zeichen machen oder ändern kann, wie er will, so gab es keinen Grund, sie durch Musterbambusen zu sichern. In den wenigen Fällen, wo eingeschnittene Muster vorkommen, haben sie ihren speciellen Werth.

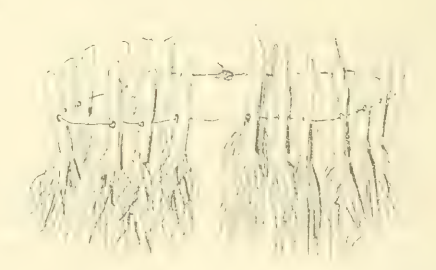
Wir kehren zur „Toon-tong"-Ceremonie zurück. Was den Ausputz des Zauberers betrifft, so sind ausser dem schon erwähnten Kopfband noch zu besprechen: sein Halsband, sein Gürtel, seine Kniebänder und sein Stab.

Fig. 5.



Namenfigur (Argusfasan).

Fig. 6.



Gürtel des Zauberers.

Das alte Halsband („Koy-iss") der Zauberer bestand aus einem Strange jetzt nicht mehr beschaffbarer Samenkerne mit einem Schildkrötenknochen als Hänger, abgeschlossen mit Tigerzähnen oder anderen beliebigen Schlussperlen rechts und links.

Der Gürtel des Zauberers (Fig. 6), welchen er während einer Beschwörung trägt, ist zusammengesetzt aus Büscheln von zu Fransen (Quasten, Länge 21 *cm*) geformten Blättern der „S'lowk"-Pflanze[1]). Die

1) [Ueber diese wichtige Pflanze werde ich später ausführlicher berichten.]

Form soll die Sprengwedel („Chen-ow") repräsentiren, womit bei gewissen Ceremonien die Hantu's besprengt werden.

Um die Knie trug der Zauberer der alten Zeit die Schwänze von Eichhörnchen („Linök"). Sie waren wie Quasten an ein Rotanband gehängt, indem so viele Schwänze als möglich befestigt worden — fast wie die Sulu's es thun — der Schwanz war dicht am Körper abgeschnitten und neben der Schnittstelle zum Aufreihen durchlocht.

Das Haar des Zauberers liegt in seiner vollen Länge, denn es wird nie geschnitten, über dem Gesicht desselben, so dass dies fast verborgen ist. Sein Tjàwat ist derselbe, wie ihn die anderen Belendasmänner tragen, aber ohne Bemalung, während die anderen Männer ihre Totemfigur darauf gemalt haben, dieselbe, welche sie als Gesichtsbemalung führen.

Es ist noch zu erinnern, dass der Zauberer, wie alle Belendas, wenn sie irgend einen magischen Gegenstand berühren, stets ein Blatt in die Hand nehmen und so den Gegenstand anfassen, damit der Hantu des betreffenden Gegenstandes nicht auf die Hand übergehen kann. Es scheint, dass früher ein bestimmtes Blatt dazu gewählt wurde, doch konnte der Reisende bis jetzt nicht erfahren, welches.

Das eigentliche Würdeabzeichen des Zauberers war der Stock. Es ist an anderer Stelle erwähnt worden, dass die jüngeren Medicinmänner einen Stock aus „Tamoon"-Holz als Würdezeichen führen. Stevens erfuhr darüber und den ächten Stock das Folgende:

In einem kleinen abgelegenen Winkel der Gebirge des Nordens, wohin die Reste nicht malaisirter Orang Belendas sich zurückgezogen haben, fand Stevens die letzten Nachkommen der einst zahlreichen und mächtigen Zauberer — eben die Leute, denen die vorliegenden Materialien zu verdanken sind. Mit ihnen bekannt geworden, kam er auf die früher im Süden von den Laien ihm mitgetheilten Details zu sprechen. Er erfuhr dabei, dass er durchweg gut unterrichtet worden sei, nur ein Punkt sei der Verbesserung bedürftig[1]).

Die Sitte, einen Stab als Würdezeichen zu tragen, wie es die Medicinmänner von $^7/_8$ der Belendas-Bevölkerung thun, ist eine Sitte der Belendas in dem Sinne, dass es bereits seit Generationen geschah. Aber die Medicinmänner des Südens sind nicht die directen Nachkommen der alten Priester des Volkes, die rechtlichen Erben ihres Könnens. Sie sind desshalb auch nicht voll eingeweiht in die alten Ceremonien, welche die alten angestammten Zauberer im Geheimen weiter fortpflanzten, obwohl zugegeben wird, dass sie einige Kraft besitzen, welche sie sich entweder selbst erwarben oder von anderen entlehnten.

In der That fiel Stevens mehrmals auf, dass er für manches Ding im Süden keine Erklärung erhalten konnte, was die Leute im Norden

1) (Veröffentl. II. 3/4. S. 142.)

leicht zu thun vermochten. Andererseits gaben die südlichen doch wiederum keinen falschen Bescheid; falls sie etwas nicht wussten, gaben sie keine Antwort, sondern lehnten die Auskunft durch Schweigen ab. Gerade der Umstand nun, dass die Leute im Norden die Antworten geben konnten, wo die südlichen abgelehnt hatten, wirft ein sehr günstiges Licht auf die Glaubwürdigkeit des Stammes überhaupt.

Der Stock, welchen der Zauberer während seiner Thätigkeit führt, geht auf eine doppelte Quelle zurück. In alten Zeiten war er das Abzeichen des Bâtin, doch hat Stevens über diese Stöcke nichts Genaueres erfahren können.

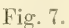
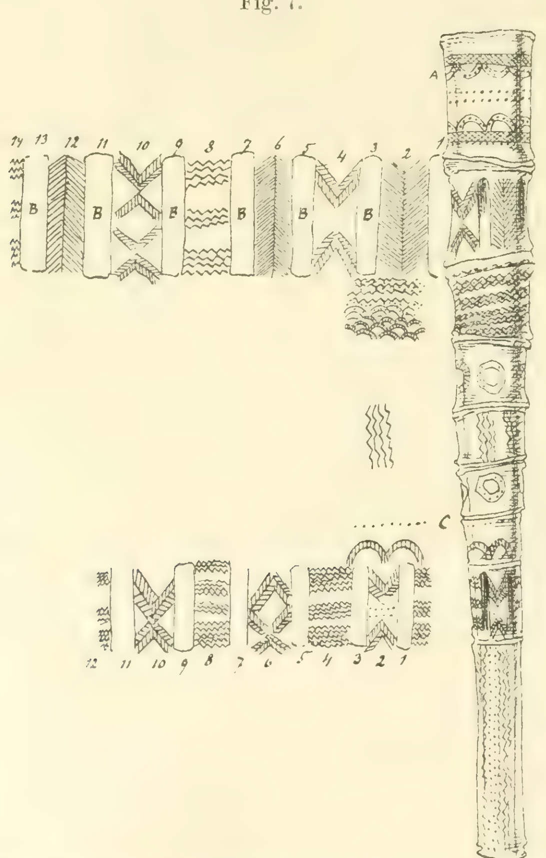


Fig. 7.



Stock des Zauberers. Länge des Originals 62 *cm*. Einzelne Muster sind abgerollt daneben gezeichnet.

Als die Malaien eindrangen, den Stamm auseinandersprengten und dadurch die Tradition der eingravirten Muster für die nach dem Süden ausweichenden Stammesgenossen verloren ging, substituirten dieselben den Stock des Bâtin für den des Zauberers.

Der eigentliche Stock des Zauberers nach alter Sitte aber war der verwachsene Bambus, welcher unter Fig. 7. abgebildet ist.

Der Zauberer allein war im Stande, dies Machtsymbol, welches jeden verwegenen Belendas, der es zu besitzen wünschte, geschadigt haben würde, zu tragen: die darauf abgebildeten Zauberfiguren zwangen die Hantu's zum Gehorsam.

Es sind solche verwachsenen Stöcke sehr selten, insbesondere da eine volle Internodienlänge zwischen den verwachsenen Gliedern sein muss.

Das abgebildete Stück enthält einen Zauber gegen den „P'wllr" oder Vampyr von Pûlo gantong pendjâring[1], dann gegen den Affen[2], d. h. gegen epileptische Anfälle und endlich gegen den Kûang oder Argusfasan, d. h. gegen Mondsucht.

Die Bělendas haben die Sitte, die Kinnladen von Affen, welche sie mit Blasrohrpfeilen geschossen und dann gegessen haben, am Dache des Hauses aufzuhängen[3]. Es geschieht dies, um die Affenhantu's, welche epileptische Anfälle verursachen, fernzuhalten. „Gila".[4]) wie die Belendas sagen, d. h. Grinsen und Zähnefletschen, wie es die angeschossen vom Baume fallenden Thiere machen, bevor die Jäger sie mit dem Pârang tödten, verhängt der nicht abgewehrte Affenhantu über den Jäger: die Epilepsie ist seine Rache.

In Fällen, wo die verwachsenen Knoten des Bambus weniger sind, als sieben, werden die Felder darauf vertheilt, indem zwei oder drei auf einen Knoten kommen, sind aber mehr als sieben verkrüppelte Knoten da, so werden so viel weggeschnitten, als die normale Zahl (1 + 7 + 1) verlangt.

Auch der Argus ist „gila", d. h. er tanzt und spielt, er ist ḥarâm für mohammedanische Malaien. Knochen eines getödteten und verzehrten Argus werden ebenfalls im Hausdache aufgehängt. Die Argus-Hantu's verhängen Idiotenthum über den Jäger, dem sie beikommen können.

Sieben verwachsene Glieder bilden den Körper unseres „Toon-tong", wenn man von dem Schlussstück und dem Handgriff absieht. Sie stehen in Bezug auf die in der Legende vom „Tâbong" erwähnten sieben Bambusen[5]).

Diese sieben Bambusen sind wieder dargestellt durch die sieben, durch Abstreifung der Haut hergestellten Streifen des zweiten Feldes von oben (nach der Zählung der Orang Belendas), des ersten, da nach ihrer Auffassung der oberste Knoten nicht mitzählt.

Auf diesem obersten Schaftknoten ist dargestellt die schon erwähnte (Taf. X, Fig. 13) Figur für Haus, genauer wohl Zaun[6]. Mit dieser Figur

1) [Veröffentl. II, 3/4, S. 83 und 84.]

2) Die Orang Belendas zähmen die Affen nicht.

3) [Solche von Rauch geschwärzte Affenkinnladen sind im Museum vorhanden.]

4) [Mal. gîla, gek; krankzinnig; waanzinnig; zot, verzot, vergekt; verliefd van de Wall s. v.]

5) [Veröffentl. III, 3/4, S. 128.]

6) [Vgl. unten Fig. 9.]

wird auf verschiedenen Zeichnungen der Begriff Zaun um ein Feld oder die Wände des Hauses abgebildet: das Haus selbst ist ein Pàgar gegen Kälte u. s. w.

Der Vampyr ist nach Ansicht der Orang Bĕlendas kein Hantu — wenn er auch gelegentlich so genannt wird — sondern ein körperliches Wesen. Die Hantu's des Affen und des Kûang sind also völlig verschieden von ihm dadurch, dass die Hantu's durch Wände und Zäune hindurch kommen können, was der Vampyr nicht vermag. Die Punkte neben der Zaundarstellung stellen die Köpfe der die Pallisaden des Zaunes bildenden Stöcke dar nach der gewöhnlichen Auffassung der Orang Bĕlendas von oben gesehen.

Eine alte Methode, deren Grund nicht mehr ersichtlich, ist es, ein Thier darzustellen, indem nur die Extremitäten wiedergegeben werden. Der Frosch wird stets so abgebildet (vgl. Taf. X, Fig. 15), wenn auch ganz moderne Abbildungen dafür das Thier in ganzer Figur geben. Es ist, sagt Stevens, sehr schwer, in diesen Figuren der Beine die Unterschiede der Thiere zu erkennen und doch sind die Orang Bĕlendas im Stande, diese henkelartige Figur so zu variiren, dass auch andere als der Zeichner daraus erkennen können, welches Thier gemeint ist.

Die henkelartigen Figuren bei *A* an der Figur des Zaunes stellen die Füsse des Vampyrs, also den Vampyr dar. Wenn der Raum nicht da ist, genügt die einzige Figur, das ganze Thier zu symbolisiren; gestattet es aber der Raum, so symbolisirt jede Henkelfigur ein Glied: etwa Oberarm, Unterarm, Handgelenk, Finger u. s. w.

Die doppelte Reihe von Punkten, welche zwischen den Pâgar-Figuren durchläuft, giebt den Tjàwat oder das Lendentuch des Vampyrs[1]) wieder: wie Stevens meint, eine röthliche Linie oder Zeichnung auf dem Balg des Thieres.

Die nächste Reihe zeigt in den durch Abziehen der Haut des Bambus gebildeten Strichen *B B*, wie erwähnt, die sieben Bambusen der Tàbong-Legende, welche gerne auf Bambusen dargestellt werden. Es stehen nun zwischen den einzelnen Bambusen die folgenden Figuren: 1. ein Bambus; 2. ein Bambusblatt oder -blätter, aufrechtstehend; 3. ein Bambus; 4. die Flügel der Vampyr-Fledermaus; 5. ein Bambus; 6. ein Bambusblatt oder mehrere -blätter, abwärtsstehend; 7. ein Bambus; 8. Wolken; 9. ein Bambus; 10. Körper und Flügel des Vampyrs; 11. ein Bambus; 12. ein Bambusblatt, abwärts stehend; 13. ein Bambus; 14. Wolken.

Das nächste Feld zeigt die Figuren auf dem Gefieder des Argus: die schuppenförmige Figur, welche auf der Abbildung daneben gezeichnet ist (sie steht auf dem Original etwa unter Fig. 12 des zweiten Feldes) stellt die Schuppen auf den Füssen des Vogels dar.

1) [Vgl. Veröffentl. II, 3/4, S. 83.]

Das vierte Feld hat als Figuren die Augen auf dem Schweife des Argus.

Das fünfte Feld stellt Wolken vor. Der Argus lebt auf Berghöhen und liebt die Nacht. Er schreit laut Abends und Morgens von den wolkenumhüllten Bergen. Ebenfalls bei dem Vampyr bedeuten die Wolken sein nächtliches Leben.

Das sechste Feld zeigt wieder die Augen auf dem Schweife des Argus.

Das siebente Feld stellt den Ellenbogen des Affen, d. h. den Affen vor. Die darüber gezeichneten Punkte bei C sind die Punkte auf dem Flugpfropfen des Blasrohrpfeiles[1]) und bestimmen hier die Figur, sie von anderen unterscheidend, als den Ellbogen (eines Affen).

Die durch Abziehen der Haut hergestellten breiten Striche des achten Feldes stellen wieder Bambusstämme dar.

Die Figuren auf diesem Felde sind: 1. Bambus; 2. die Klauen des Vampyrs, sie sollen in gegentheiliger Richtung als die Flügel schraffirt sein. Die doppelte Punktreihe zwischen den Klauen sind wieder die Darstellung des Tjâwat, vgl. oben S. 170; dann 3. ein Bambus; 4. Wolken; 5. ein Bambus; 6. die Flügel des Argus; 7. ein Bambus; 8. Wolken; 9. ein Bambus; 10. der Vampyr, abwärts hängend; 11. ein Bambus; 12. Wolken.

Der unterste Schafttheil (Griff) des „Toon-tong" stellt Wolken und Sterne dar, als die Repräsentanten der Nacht, während welcher die Hantu's ihr Wesen vorzüglich treiben. Stevens frug, warum der Mond nicht abgebildet sei und erhielt zur Antwort, er sei nicht immer da, auch wechsle er immer seine Gestalt, wie könne ihn da der Orang hûtan zeichnen!

Mit einem solchen „Toon-tong" leitet der Zauberer die Beschwörung. Da er immer einen Schüler hat, welcher ihm überallhin folgt, so sitzt dieser bei der Ceremonie hinter ihm mit bemalten Bambusen, von denen die auf Taf. 2, Fig. *A* und *B* abgebildeten eine Probe geben. *A* ist 48 *cm* lang, der Durchmesser 5 *cm*; *B* ist 56 *cm* lang, der Durchmesser 3 ½ *cm*. Die Muster, mit denen sie bemalt sind, sind daneben noch einmal abgerollt und zwar nach einem für Stevens gemachten Vorlageblatt.

Diese Bambusen stellen überhaupt die älteste Form des „Toon-tong" dar. *A* zeigt als Ornament die heissen Fingermarken Tuhan's auf dem Bambus, indem die sieben Bambusen durch die Streifen bezeichnet sind, welche durch Abschälen der Haut erzielt wurden. Der Form nach repräsentirt *A* den Hauptbambus beim „Toon-tong". *B* aber ist der Typus des zweiten Bambuses der „Toon-tong"-Ceremonie. Die auf dem zweiten Bambus abgebildeten Figuren stellen die zwei Rôtanarten „riong" und „butong" vor, welche bei der Bereitung des Kelantan-Pfeilgiftes von Bedeutung sind. Die Figur ist eine ganz gewöhnliche Darstellung von

1) [Veröffentl. II. 3/4, S. 107.]

Rôtan: der Zwischenraum stellt den Baum vor, welchen die Rôtans umwinden. Durch die Wiederholung der Figuren ist wieder die Mehrheit dargestellt.

Die beiden Bambusen bilden nicht ein zusammengehöriges Paar, sondern sind aus verschiedenen Localitäten. Stevens erwähnt, dass er bis jetzt ein gemaltes Paar in wirklichem Gebrauch noch nicht gesehen habe. Das kürzere Stück (*A*) wird stets in der rechten Hand gehalten.

Wir kehren zur Beschreibung der Ceremonie zurück. Nach kurzem Schweigen schlägt der Zauberer mit dem Ende seines Bambus einigemale auf den Boden, der Schüler secundirt mit den bemalten Bambusen rechts und links. Bald darauf beginnen alle Männer feierlich und setzen das Concert etwa eine Stunde lang fort: so lange der Zauberer anhält. Sobald er aufhört, hören alle auf, legen die Bambusen hinter sich, um zu dem Geschäft (Jagdzug, Fischfang u. s. w.) überzugehen, dessen Vorspiel das „Toon-tong"-Schlagen war.

Dabei wird nicht gesprochen und möglichst wenig gestikulirt. Bisweilen werden zwei, 38 *cm* lange, 3 *cm* breite, aus Bambusen geschnittene Stöcke „Sok-yet" beim „Toon-tong" mitbenutzt: je ein Stock wird in einer Hand gehalten und in der Luft aneinandergeschlagen. Der Gebrauch ist den Siamesen, wie die Orang Bĕlendas direkt angeben, entlehnt.

In alten Zeiten durften die Frauen nur glatte (unbeschriebene) „Toon-tong's" gebrauchen, während die Männer beschriebene hatten (Proben vgl. unter Fig. 8ff.).

Die Idee, welche der Ceremonie zu Grunde liegt, ist die folgende:

Die bemalten Bambusen des Schülers sollen nun alle Hantu's zusammenrufen, damit sie sehen, was der Zauberer thun will. Die verschiedenen, mit eingeritzten Figuren versehenen Bambusen der anderen Männer sollen kraft dieser Zeichnungen im Stande sein, die Hantu's kraftlos zu machen für den folgenden Tag, je nachdem einer oder der andere durch das Muster gebannt wird. Hat aber Allah (Tûhan, Peng) die Absicht, dass der Mann geschädigt werden soll, so giebt es kein Mittel dagegen. Jeder Mann kann sich nun sein Muster schneiden für den einzelnen Fall, wollte er aber das Muster von *A* und *B* allein für sich anwenden, so würde er alle Hantu's gegen sich aufrufen, ohne sich helfen zu können. Schnitt sich aber ein Mann, wie sichs gebührte, seinen Tiger- oder Schlangen-„Toon-tong" und schlug ihn an, und die Hantu's der Tiger und Schlangen hörten den Ton, dann war er gesichert, freilich, wenn sie ihn nicht hörten, blieb die Gefahr noch bestehen. Da nun aber die Jagd in der Regel nur von grösseren Gesellschaften unternommen wurde, war meist wenig Gefahr für den Einzelnen, so dass die Ausübung des Zaubers immer von Erfolg begleitet war. Da jedes Mitglied einer solchen Jagdgesellschaft mit den Zauberblättern, von denen später noch die Rede sein soll, ausgerüstet war, so war die Beute und also auch der Lohn für den Zauberer gross.

Von den vielen „Toon-tong“-Mustern, welche es giebt, konnte Stevens bis jetzt nur die Folgenden erhalten. Eingeritzte Muster zeigen:

Fig. 8. Gegen Scorpione und Tausendfüssler, für Männer.

Fig. 9. Gegen Mäuse und Eichhörnchen u. s. w.

Fig. 10. Gegen Ameisen.

Fig. 11. Gegen eine Hautkrankheit.

Fig. 12. Gegen Einfallen von Häusern.

Fig. 13. Unbekannt.

Fig. 14. Gegen Tausendfüssler, für Frauen beim Aufsuchen der Beeren der Sâlak-Palme.

Fig. 15. Gegen Spinnen.

Fig. 16. Gegen Fische mit Giftstacheln.

Fig. 17. Gegen Thiere, welche die Ernte vernichten.

Fig. 18. Gegen Dürre.

Es ist so gut wie sicher, dass die meisten dieser eingeschnittenen Muster auf Anweisungen der Zauberer zurückgehen, welche gegeben wurden, je nachdem bei den steten Veränderungen aus dem veränderten Wohnort auf der Halbinsel andere Verhältnisse eintraten.

Die eingeschnittenen Muster auf den „Toon-tong's“ haben sich heute in der Form von den alten conventionellen Figuren der Orang Belendas entfernt: sie sind durchweg moderner geworden, aber die aufgemalten Zeichen sind stets dieselben geblieben, auch nicht durch neue vervollständigt worden.

Die folgenden Zeichnungen (Nr. 1—2) sind Copien von Zeichnungen auf Bambusstäben, welche ein Belendas-Mann für Stevens herstellte, da er die Originalstücke nicht hergeben wollte. Die übrigen sind Originale. Der Reisende versichert, dass die Copien nicht nur genau in derselben Grösse wie die Originale hergestellt sind, sondern auch sonst denselben völlig gleichen.

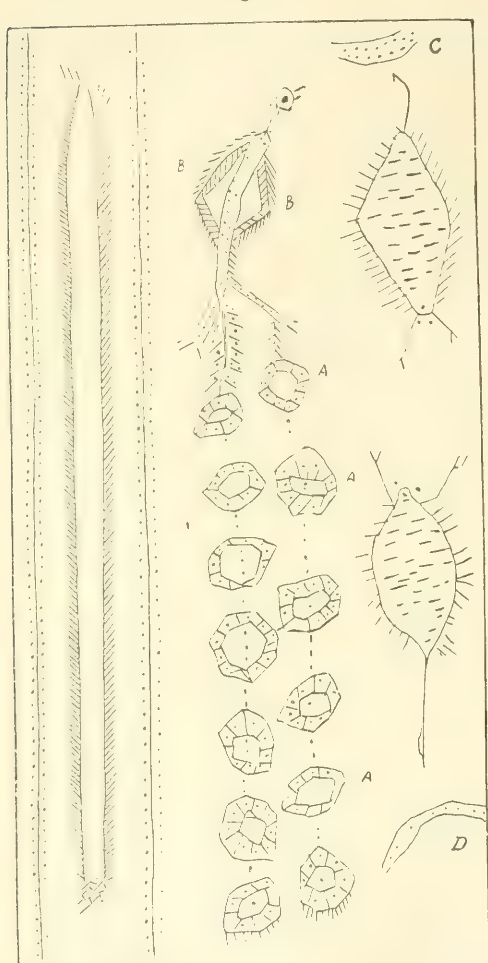
Fig. 8. Dieser Bambus zeigt als Mittelfigur ein Kŭang-Männchen[1]) (Argusfasan) mit seinen zwei langen, mit Augen versehenen Schwanzfedern. Die radförmigen Muster bei *A* stellen diese Augen vor, die kreisförmigen Zeichen bei *B* sind die Flügel des Thieres. Links von dem Argus ist der lange gelbrothe Tausendfuss abgebildet, der Kopf des Thieres ist in der Richtung nach dem Schweifende des Argus gezeichnet. Die mit Punkten parallel begleiteten Striche rechts und links von dem Tausendfuss sind die Spuren, welche das Thier im Fleische des Mannes zurücklässt, welcher von dem Thiere zu leiden hat. Auf der anderen Seite des Argus sind zwei blaue Scorpione abgebildet, welche sich umklammern wollen. Die Figur am Ende ihrer Schwänze ist eine Schwellung im Fleische der Person, welche von ihnen gestochen wurde. Das Weibchen

1) [Mal. Malâka kŭang, gew. kuwau: Batak: ŭo: Dâyak: haruj: vgl. Veröffentl. III. 3/4, 113.]

dieser Scorpionart ist giftiger, als das Männchen und soll doppelte Stiche verursachen. Desshalb bezeichnet die Marke mit zwei Reihen von Punkten bei *C* den Stich des Weibchens, die mit einer Reihe bei *D* den des Männchens.

Die Originale dieser Zeichnungen waren auf einem „Toon-tong"-Bambus und die Bedeutung wurde Stevens angegeben, dass, „wie der Argusfasan sich von Scorpionen und Tausendfüsslern nähre, auch seine Hülfe gegen sie angerufen werde, durch das „Anschlagen des Bambus auf dem Boden".

Fig. 8.



Küang-Männchen (Argusfasan). Grösse des Originals 24 1/2 *cm*.

Fig. 9. Ebenfalls Copie, wie Fig. 8. Die Darstellung zeigt drei Sätze von Figuren, welche durch Linien getrennt sind. Diese Linien liefen auf dem Originalbambus ganz herum. Der Mann, welcher für Stevens die Zeichnungen copirte, nahm statt des ganzen Schaftes nur einen halben, da dies Stück sich besser auf dem Knie halten liess, während er mit dem Pârang die Figuren copirte.

Der mittlere Streifen ist für die Erklärung von Zeichnungen der Orang hûtan von ungewöhnlichem Interesse, weil er zeigt, wie die Orang hûtan in Grund legen, d. h. Pläne zeichnen. Die Zeichnung in der Mitte stellt ein Haus der Bĕlendas vor, wie bekannt, ein auf Pfählen (Stöcken oder Bambusen) stehendes, mit Rôtan zusammengebundenes Gebäude. Der Boden des Hauses steht zwei oder drei Fuss über der Erde, ist aus gespaltenem Bambus, eine roh gezimmerte Leiter führt hinauf; der innere Raum wird durch eine aus Bambus, Rinde oder Blättern hergestellte Wand getheilt. Der eine Raum dient als Schlafraum der Verheiratheten, der andere, vorne gelegene, ist zum Kochen, Herumsitzen und Empfang von Gästen bestimmt. In der Mitte dieses Vorderraums ist ein kleines Quadrat aus Holz ☐,

welches mit Erde ausgefüllt ist: als Untersatz für das Kochfeuer. Die beiden Gabelenden ∧ des Daches sind mit Blättern („atap")[1] ausgefüllt, welche an leichten Querstöcken befestigt sind, um den Regen nicht durchzulassen. Die Seiten des Hauses bestehen aus aufrechtstehenden Stöcken, welche mit Querstöcken besetzt sind und darauf sind wieder Blätter („atap") u. s. w. festgemacht.

Auf der Zeichnung stellt nun vor:

A den Weg, welcher zum Hause führt;

B ist die Leiter;

C^1 der Kochraum im Hause,

C^2 der Schlafraum im Hause;

D der offene Raum, welcher in den zweiten („Schlaf"-) Raum führt, durch keine Thür verschlossen;

E die Scheidewand, durch Doppellinien dargestellt;

F der Feuerplatz;

G die Wände des Hauses, dargestellt nur durch die aufrechtstehenden Pfosten, die vordere Seite — bei der Treppe — ist weggelassen;

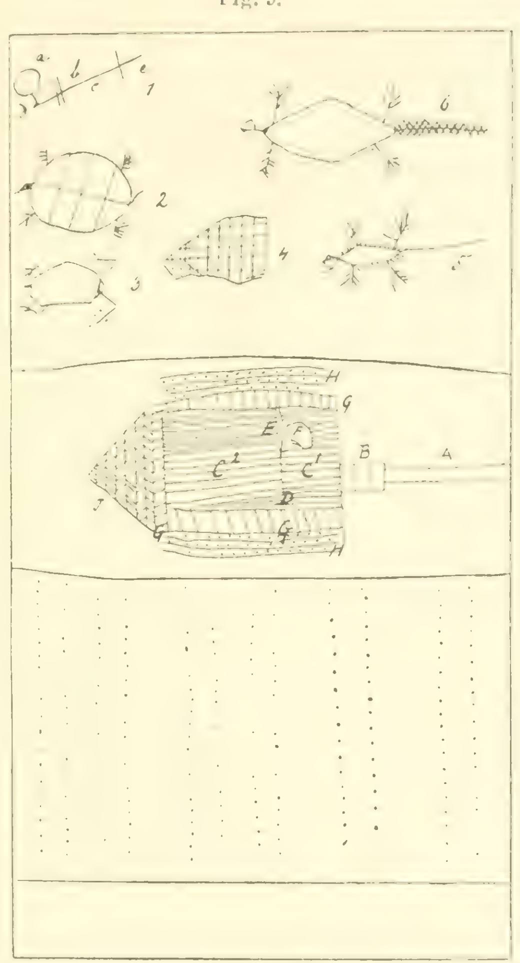
H, *H* sind die ∧ ähnlichen Figuren des Daches (aus „atap");

I der wiederum nur auf der freien Seite dargestellte Giebel.

Der Streifen unter dem Hause ist mit in Reihen gesetzten Punkten bezeichnet.

Diese Punkte stellen „Pàdi" d. h. ein Reisfeld neben dem Hause vor.

Fig. 9.



Copie wie Fig. 8
Grösse des Originals 25 *cm*.

Auf der anderen Seite des Hauses ist abgebildet unter Fig. 1 die Keule, welche die Malaien benutzen, um Pàdi aus der Hülse zu stampfen: bei *a*) ist der Mörser, bei *b*) die Stütze des Balkens *c*), bei *d*) die in den Mörser einfallende Keule, bei *e*) der Griff.

1) [Mal. àtap.]

Fig. 2 stellt eine Schildkröte, Fig. 3 stellt einen Frosch vor.

Fig. 4 ist die Reisschwinge, zum Ausschwingen des von Mörsern geschlagenen Pâdi.

Fig. 5 stellt eine Maus, Fig. 6 ein Eichhörnchen — durch den buschigen Schweif kenntlich — dar.

Fig. 9 ist ein „Toon-tong", wie Fig. 8. Das ganze Bild bittet um Regen: dargestellt durch Schildkröte und Frosch, für das Pâdi-Feld und bannt die Mäuse und Eichhörnchen, welche dem Reis nachstellen, wenn er schon eingeheimst ist.

Fig. 10. Original-Zeichnungen eines „Toon-tong".

Die sieben länglichen Barren, wo die Haut des Bambus abgeschält wurde, stellen die schon früher (vgl. Veröffentlichungen III, 3/4, S. 129) erwähnten sieben Bambusen vor. Die unter *A* dargestellten Figuren sind die Abbildungen eines Hausbodens (Flurs), welche als Abkürzungen für das ganze Haus gezeichnet werden. Die Punkte auf dem oberen Theile stellen den Kochplatz vor.

Die Figuren bei *B* sind die Borsten eines wilden Schweines, als Repräsentant des erlegten und eingebrachten Wildes. Die Figur bei *C* stellt die Insekten (Ameisen) dar, welche das Fleisch vernichten, < (*D*) ist das getödtete Schwein, *E* das Nest der Insekten, welche auf das Fleisch losgehen.

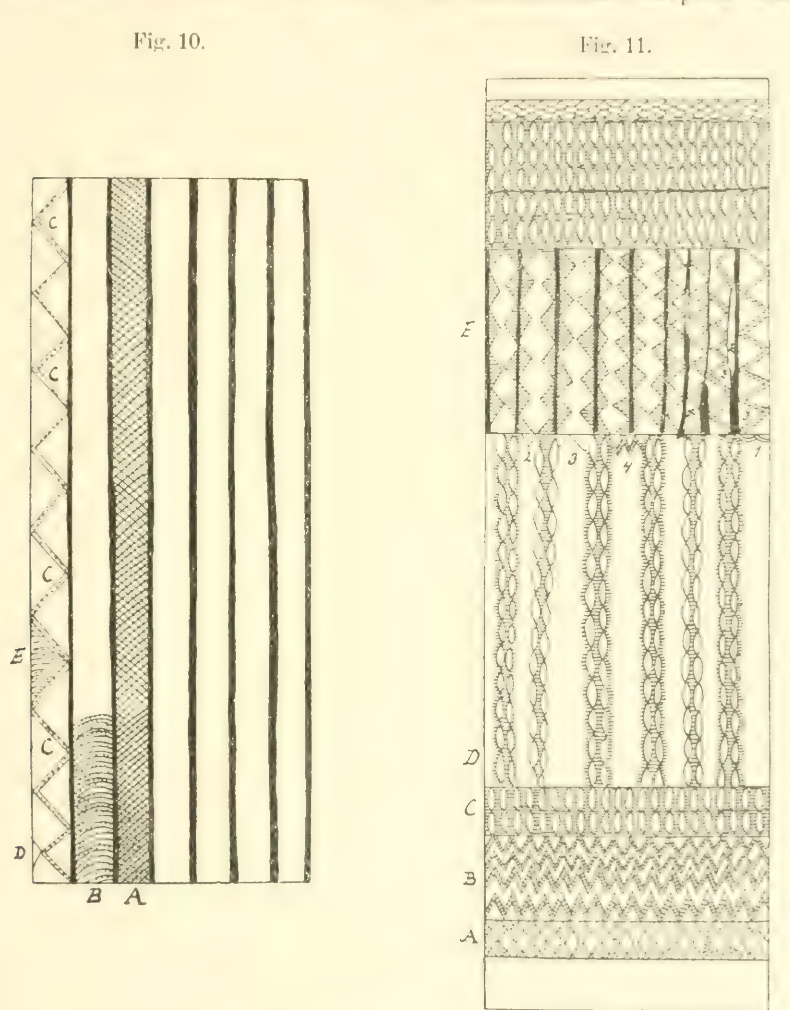
Das Ganze dient dazu, durch magische Kraft die Ameisen fern zu halten. Das „Toon-tong" wird sehr oft einem der Kinder gegeben, welches damit auf den stets schwankenden Boden des Hauses schlägt, wenn es, so lange ein Eber aufgebrochen liegt, Ameisen sich nähern sieht. Man glaubt mit dem hohlen Ton des Bambus die Ameisen wegtreiben zu können, während doch das Hin- und Herschwanken der von den Schlägen getroffenen Latten die Insekten abhält. Tische giebt es nicht in den Häusern der Orang Belendas, so dass das Fleisch entweder auf dem Boden liegt oder an einer Schnur vom Dache herab aufgehängt wird[1]).

Fig. 11. Original-Zeichnungen eines „Toon-tong" gegen zwei Formen einer Hautkrankheit, die eine zeigt aussatzartige weisse Schwären, die andere harte Knoten auf und unter der Haut. Das unterste Bildchen — wenn man den Bambus mit dem offenen Ende nach oben richtet — *A* stellt das Ufer eines Flusses vor, in welches Frösche Löcher gebohrt haben. Die Punkte und Linien sind diese in den weichen Schlamm gedrückten Löcher, $_A>\!<_A$ die Partien bei *A* sind unter Wasser, die bei $^B>\cdot\cdot<^B$ *B* über demselben. Ueber dieser Figur sind, getrennt durch ringförmige Linien, eine Anzahl von Froschbeinen *B* abgebildet: diese Glieder des Thieres sind Abkürzungen für die volle Zeichnung des Thieres,

1) [Vgl. zur Sache die Erzählung von Tschûḍakarṇa im ersten Buche des Hitopadeça.]

welche überall conventionell sind. Ueber diesen Fröschen sieht man eine Figur bei *C*, welche zur Darstellung verschiedener Dinge verwendet wird, z. B. ein Ameisenhaufen mit seinen Kammern, ein Hantu einer Krankheit des menschlichen Körpers, deren Wirkung gefühlt wird, wie das Kribbeln und Beissen von Ameisen — lebt doch dieser Hantu in verlassenen Ameisenhaufen —; ferner der Torso des menschlichen Körpers, die von

Fig. 10. Fig. 11.



Original-Zeichnungen eines „Toon-tong".
Grösse des Originals 36 *cm*. Grösse des Originals 48 *cm*.

der obenerwähnten Krankheit deformirte Haut oder aber die Samen einer Melone, Gurke u. s. w. Hier ist die Figur verwendet in der Bedeutung eines Ameisenhaufens auf der Erde. Aus der Erde kommen Schlingpflanzen *D* hervor, die unter () ꝏ dargestellten Linien repräsentiren das Umwinden der Bäume, die Strichelchen zwischen diesen eiförmigen Figuren

den Körper der theilweise sehr voluminösen Lianen. Die Strichelchen aussen an den Windungen stellen, wenn sie lang sind, Stacheln und Dornen dar, wenn sie blosse Punkte sind, die Spuren von Thierklauen auf der Rinde. Auf unserer Abbildung, wo die Strichelchen zwischen langen Strichen und Punkten die Mitte halten, stellen sie die Ameisen dar in zwei Gruppen, welche an den Lianen hinauf- und herablaufen. Dies wird dadurch dargestellt, dass die Querstriche = zwischen zwei Figuren von Lianen gestellt sind. Direkt unter der Linie, welche diese Zeichnung von der darüberstehenden scheidet, sieht man zwischen den Lianen vier Figuren (1 bis 4), welche einen Vogel, einen Schmetterling, eine Raupe und einen Baumfrosch (Laubfrosch) darstellen. Die Figur über der Scheidelinie *E* stellt einen Baum vor. Nun ist der Bambus zu drehen und die Figuren von rechts nach links abzulesen. Da steht bei ein breiter Strich: der Stamm des Baumes ohne Blätter; links davon folgen nun fünf einander ähnliche Figuren, welche vollentwickelte Blätter des Baumes darstellen. Links davon ist wieder ein dunkler Balken, mit Blattzeichnung, aber nur auf der rechten Seite. Das sind die nicht entwickelten jungen Blätter auf der Spitze des Baumes. Weiterhin links ist wieder ein dunkler Balken mit Zickzackfiguren auf jeder Seite *y*, *y*. Diese Zickzacklinien stellen Zweige vor.

Der schwarz gestreifte Theil von *z z*, links von der Figur, stellt das Ende der Lianen vor, welche auf dem vorhergehenden Bilde gezeichnet sind, wie sie vom Boden aus die Zweige des Baumes erreicht haben. Noch weiter links kommt nun der Wipfelschoss des Baumes mit nicht entwickelten jungen Blättern. Von Interesse ist der untere Theil des abgebildeten Baumes.

Die Haut des Bambus ist abgerieben, die Figur breit ausgeführt und schrumpft dann plötzlich bis zu einer Linie zusammen: dies soll die Verjüngung des Baumes nach oben darstellen. Ueber dieser Abbildung wiederholt sich das Muster *C*, welches unter den Lianen dargestellt ist. Hier stellt es in drei Reihen die Flecken auf der Haut vor, welche wie Melonenkerne aussehen sollen und Kopf, Körper und Füsse — durch die drei Reihen des Musters repräsentirt — afficiren.

Ueber diesem Muster noch weiter hinauf kommt die Darstellung von Fischschuppen für die Lepraähnliche Form der Krankheit wiederum in drei Reihen (sollen drei sein) für Kopf, Körper und Füsse. Sie wachsen an, um darauf hinzuweisen, dass sie, wenn nicht durch Kur beseitigt, allmählich den ganzen Körper überziehen. Gerade an der Stelle, wo die verschiedenen Musterreihen enden — wenn man von rechts nach links liest — sieht man eine Gruppe von Punkten (auf den Schuppen) als die Repräsentanten des letzten Stadiums der Krankheiten: unheilbare Löcher, aus welchen Blut kommt. Sie sollen ähnlich sein den Wunden, welche

entstehen, wenn man sich mit mit den Gräten einer giftigen Fischart verwundet. Diese Löcher erscheinen selten an den Beinen.

Die ganze Zeichnung ist ein Ueberlebsel des alten Musters, welches als Zaubermittel von den alten Zauberern der Orang Belendas gebraucht wurde. Der Zweck des Musters ist heute noch den Laien bekannt, aber die Geschichte, welche die dargestellten Figuren in Zusammenhang brächte, ist, wie Herr Stevens sagt, wahrscheinlich jetzt verloren.

Fig. 12. Muster eines „Toon-tong" wie Fig. 11. Dieser Bambus muss mit dem offenen Ende nach Unten gehalten werden. Eine Regel dafür, wie der Zeichner beginnen muss, hat Stevens nicht feststellen können: es scheint bald dies, bald etwas anderes Norm zu sein.

Die unterste, gitterähnliche Figur ist die Wand eines Hauses, d. h. das Haus selbst in der jüngeren abgekürzten Form der Figur, vgl. S. 175. Die Figuren *A*, *A* stellen angebrannte Bäume vor, welche nach dem Ausbrennen des Dschangels stehen geblieben sind[1]). Links davon steht bei *B* ein junges Blatt der Bĕrtam-Palme, vertical aufrecht, wie das Mittelblatt eines Bĕrtam-Stockes. Es folgt bei *C* der Gabelzweig eines Baumstammes, welcher als Strebepfeiler benutzt wird.

Die nächsten drei Figuren links davon sind wiederum Bertamblätter, die, welche aufrecht stehen, stellen die inneren Blätter eines Bertamstockes vor, die nach unten die Fiederblättchen legenden Wedel sind die äusseren des Stockes, welche durch die Entfaltung der inneren umgelegt worden sind. Es folgt ein vom Winde umgeblasener Baum bei *D* — oder wohl auch mit den Wurzeln von Menschenhand umgelegter, welcher zum Spalten des Stammes so beliebt ist.

Es folgt ferner das Blatt der Lĕngkap-Palme *E*, welches bisweilen anstatt des Bertamblattes als Material zum Dachdecken benutzt wird. Darüber sind Zeichnungen, welche das Material, das zum Hausbau nothwendig ist, repräsentiren.

a stellt eine Liane vor mit voller Belaubung. Wenn die Liane von der Spitze des Baumes, welchen sie erreicht hat, herabgeholt wird, so liegt sie in Ringen auf der Erde. Dies ist durch den unteren Theil der Figur zur Darstellung gebracht, welche in die Hauptlinie zurückläuft. Die Liane dient als Bindematerial.

b. Links davon sind folgende Figuren: der untere Theil stellt Stufen vor, auf denen man das Dach des im Bau begriffenen Hauses besteigen kann, auf halbem Weg ist eine offene Stelle, welche angiebt, wo das Dach anliegt und darüber sieht man das Lattenwerk des Hauses zugleich als Treppe für die Erreichung des Giebels.

c. Diese Figur (roof-frame) streift das Dach *B*; die untere Hälfte ist die Blätterbedeckung („atap") von Bĕrtamblättern.

1) [Veröffentl. a. d. kgl. Mus. II, 3/4, S. 146 ff.,

d. Zwei Rôtan ineinander (sammt den Blättern) gewickelt, vgl. unter Fig. 13.

e. Es folgen Trittstellen, Stufen, welche das Hinaufsteigen repräsentiren, um die Rôtanstöcke aus den Baumwipfeln zu lösen.

f. Es schliessen sich an „atap“: typische Figuren für das geschnittene Blatt und das daraus hergestellte Geflecht.

Fig. 12. Fig. 13.

Original-Zeichnungen von „Toon-tong's“.

Grösse des Originals 72 *cm.* Grösse des Originals 71 *cm.*

g. Ein langer, zickzacklaufender Pfad, von einer Seite nach der andern, um die Hindernisse zu bezeichnen, welche die geschnittenen „atap's“ im Dschangel finden, bevor sie an den Bestimmungsort gebracht werden können.

Die ganze Darstellung ist eine Bannformel, dass der Hausbauer leicht und bequem das zum Bau nöthige Material finden und benutzen konne.

Fig. 13. Die Tradition, welche diesem Muster zu Grunde liegt, ist jetzt leider nicht mehr geläufig, aber für jedes einzelne Zeichen erhielt der Reisende zwei verschiedene Versionen. Das Stück war vom Grossvater zum Vater, vom Vater zum Sohn übergegangen und war allgemein bekannt als ein Zaubermuster, um Hantu's zu vertreiben, welche in kalten Nächten in den warmen Verschlägen neben dem Hausdache Zuflucht suchten. Für das ganze Muster gilt leider wieder die Regel, dass die Zeichnungen auch jetzt noch überall bekannt sind — mit Ausnahme einiger, über die man nichts Sicheres weiss und welche man nur aus alter Gewohnheit beibehält. In allen Fällen hat der Reisende die Erfahrung gemacht, dass der Orang hûtan, wenn er ein Bild nicht kennt, dies auch offen sagt, und, wenn man in ihn dringt, seine Meinung sagt, aber mit dem Zusatze, es sei nicht sicher.

Aus Antworten, welche der Reisende, unter solchem Vorbehalt und nur allmählich erhielt, scheint es, dass eine alte jetzt vergessene Tradition die Erzählung über unser Muster mit der Erzählung vom Tâbong verband, welche anderswo mitgetheilt wurde. Beginnt man bei dem offenen Ende des Bambus, so ist das zweite grosse Zeichen der Rôtan. Was die zahlreichen dreieckigen Figuren bedeuten, war nicht auszumachen. Nur in einer Beziehung stimmen die Meinungen überein. Der erwähnte Rôtan zeigt Früchte und Blätter, ausserdem ist eine Peitsche abgebildet unter derselben Figur. Die conventionellen Formen des Rôtan sind je nach der Verwendung desselben

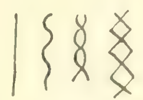
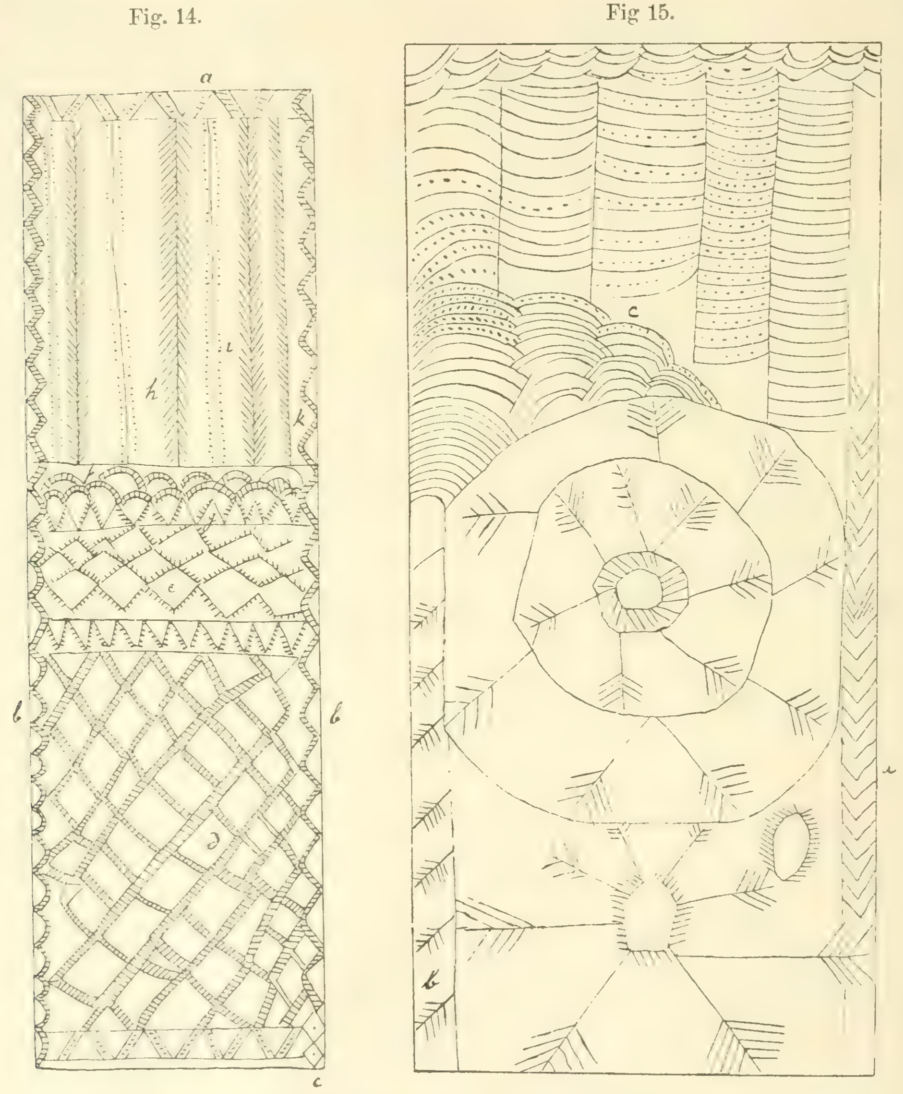


Fig. 14. Original-Muster für ein „Toon-tong“, welches geschlagen wird, bevor man in den Sumpf geht, um die saure Frucht der Nipa-Palme und die einer ähnlichen Palmenart zu holen, welche die Malaien „Cluby Assam“[1]) nennen. Diese sauren Früchte werden von den Orang Belendas als Gewürz gebraucht. Die Palmen gleichen der Bertampalme, sind also stammlos. Die Blätter wachsen in Büscheln aus dem Stock heraus. Der Wurzelstock erhebt sich, wenn die Pflanze älter wird, über den Sumpfboden zu einem kleinen Hügel. Diese Hügel und die Blattbüschel stecken nun voll von Scolopendren um die Frucht herum, welche immer nur einige Centimeter über der Erde an einem dicken Stiele sitzt. Wegen

1) [Mal. kelûbi âsam: nach van de Wall ist Kelûbi „een boom van het geslacht der sâlak, die in vochtige gronden groeit, sâlak: eene soort van rôtan palm met eetbare vruchten – calamus salacca: salacca edulis —: âsam. âsam pâja die zure eetbare vruchten van de kelûbi.]

der Scolopendren dürfen in der Regel die Frauen nicht die Frucht pflücken, welches Geschäft der Männer ist.

Die oben auf dem Muster abgebildeten Figuren *a* sind die typischen Darstellungen für die Extremitäten des Frosches, welche man stets verwendet um Sumpf, d. h. Verbindung von Wasser und Erde, darzustellen. Da die



Original-Zeichnungen von „Toon-tong's".
Grösse des Originals 26 *cm*. Grösse des Originals 28 *cm*.

Figuren oben und unten dargestellt sind, ist gesagt, dass das ganze Terrain sumpfig ist, wo die Frucht wächst. Das Zeichen *d* repräsentirt das Durcheinanderwachsen der Palmblätter in so üppiger Vegetation, dass mit dem Parang ein Weg durchgehauen werden musste. Von den Seiten der Figur

läuft nach oben zu eine einfache Zickzacklinie *b b*. Diese stellen die einzelnen, zerstreut stehenden Blätterbüschel von Palmen auf der Landseite des Sumpfes dar. Die Figur *c* am eigentlichen Anfang der Figur repräsentirt eine kleine Erhöhung des Bodens, von welcher aus der Sumpf beschritten worden ist. Die nächste Figur über *d* sind Hügelchen von abgestorbenen Palmstöcken, welche einen aus weicher Erde bestehenden Durchgang offenlassen. Diese Durchgangsstellen haben aber oft unter der Oberfläche spitzige Sprossen von neuen Blättern, welche von unten kommen und den nackten Fuss des Mannes oft empfindlich verwunden, was bei den lebendigen Pflanzen nicht geschehen kann, in welchem Falle der Fuss des Mannes auf den festen Stamm auftritt. Deswegen sind die Berglinien *d* innen mit Spitzen versehen. Wenn der Mann nun darüber hinweg in das Innere des Sumpfes kommt — und zwar stets von der Landseite, nicht wie der Bootbesitzende Malaie von der Wasserseite — so wird der Boden weicher und er sinkt tiefer ein. Auf den Hügeln liegen nun Knüppelholz und Blätter, und er kann tiefer sinken und kommt wieder auf einen unterliegenden Hügel, bis der Fuss wieder auf die verborgenen spitzigen Triebe kommen mag, *e*. Noch weiter nun findet der Mann die grossen Büschel mit den Früchten, welche wie eine mächtige Traube aussehen zwischen den Blattstielen auf den Hügelchen um die Palmstöcke. Die Figur *f* stellt die Traube vor und *g* die Hügelchen. Darüber ist ein Tausendfuss abgebildet, *h*, und die Spur des Thieres bei *i*. Das Hin- und Herkriechen des Thieres auf den Blattstielen wird durch die gegentheilige Figur ⇞ dargestellt. Je nachdem die Spitze ↑ gewendet ist, geht die Richtung des Thieres in der Zeichnung, ← geht also nach links, → nach rechts.

Der Zauber, welcher vollbracht werden soll, ist „dass die Tausendfüssler ihre Beine zusammenlegen und schlafen mögen", d. h. den Mann beim Pflücken der Frucht nicht verletzen mögen. Auf der rechten Seite der Figur ist ein Tausendfuss schlafend, *k*, dargestellt.

Fig. 15. Unter den zahlreichen und verschiedenartigen Spinnen der Halbinsel ist besonders eine, welche etwa in der Höhe eines Mannes ihre Netze im Dschangelgebüsche spinnt und, falls der sonst scharfsichtige Orang hûtan das Netz übersehen und zerreissen sollte, sich durch einen bösen Stich rächt. Die Orang hûtan erzählen von dem Thiere, dass das Männchen allein den Faden spinne und die Beute dem Weibchen zuführe, welche in den Fäden sitze und sie bewahre.

Die Ecke rechts auf dem Muster *a* stellt Baumzweige („Ellbogen") vor, darauf sitzt das Weibchen der Spinne (die untere Figur). Ein überschüssiges Bein der Spinne berührt auf der linken Seite die unten erklärte Figur *b*.

Solch überschüssige Glieder, wie sie die weibliche Spinne hier hat, sind keine ungewöhnliche Erscheinung auf den Zeichnungen der wilden Bèlendas. Es ist nicht Mangel an Beobachtung, sondern Mangel an Be-

rechnung. Die mehr malaiisirten Bĕlendas würden einen solchen Fehler freilich nie begehen. Als Stevens den Fehler auf der Figur sah, zeigte er denselben dem überbringenden Orang hûtan. Verblüfft legte dieser einen Finger nach dem andern auf jedes dargestellte Bein. Nachdem er auf diese Weise die Zahl fünf erlangt hatte, schien er nicht im Stande zu sein, die zwei überschüssigen zuzurechnen, auch fiel ihm nicht ein, die andere Hand zu Hülfe zu nehmen. Nach zwei oder drei misslungenen Versuchen nahm er eine Anzahl Zweigstückchen zur Hand, legte je eines auf ein Bein. Dann lief er weg, um eine Spinne zu fangen, erwischte eine, tödtete sie, besah sich eine Zeit lang das Geschöpf und die Zeichnung, ohne recht klug darüber werden zu können, wo der Fehler stecke. Endlich riss er der Spinne die Beine aus, legte sie der Reihe nach auf die Figur und war dann höchlichst erstaunt, als er nicht genug behielt, um alle auf der Zeichnung zu decken. Das einzige, was der Mann dann sagte, war „sîlap“ („Irrthum“).

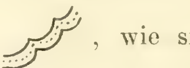
Andere, von den Bĕlendas gemachte Zeichnungen von Spinnen haben fünf Füsse, auf unserer Vorlage erscheinen einmal sieben, einmal acht. Vielleicht liegt der Fehler auch in gedankenloser Copie einer viel älteren Vorlage. Dass das Männchen in der Mitte der Figur zwei Reihen von Beinen hat, ist dadurch begründet, dass der Zeichner damit, wie mit den Figuren bei *b*, welche die linke Seite herablaufen, andeuten will, dass die Beine nicht an einer Stelle bleiben, sondern hin und her laufen.

Die Orang Bĕlendas glauben übrigens auch, die Spinnen hätten Fänge (Zangen), wie die Tausendfüssler, wissen aber nicht wie viel, denn sie seien zu klein, um sie sehen zu können. Wie erwähnt, gehören die Figuren am Rande (durchweg Spinnenfüsse) dem Weibchen an: es soll damit gezeigt werden, dass das Thier dort auf dem Faden entlang gelaufen ist.

An einem der rechten Beine des Weibchens sieht man eine kleine runde Figur mit Strichelchen umgeben: es ist das Junge, für welches das Weibchen Sorge trägt.

Die Figur auf dem Körper des Männchens ist ohne Bedeutung, sie ist bloss fehlerhaft gezeichnet,  für ⊛.

Der obere Theil des Musters ist nun von besonderem Interesse, da er recht deutlich die Eigenthümlichkeiten der Zeichnungskunst der Orang hûtan zeigt. Er stellt die steinige Seite eines Hügels vor, eine Localität, wo diese Spinnen häufig sind.

Die Figur *c* auf der unteren Hälfte der Zeichnung zeigt einen Hügel, welcher in eine Sandbedeckte Ebene ausläuft, , wie sie um die Flüsse liegen, darüber erheben sich Hügelrücken (Anschwellungen),

durch [Figur] dargestellt. Diese schuppenförmigen Figuren kommen nun in dreifacher Gestalt vor 1 [Figur] 2 [Figur] 3 [Figur] und haben dann verschiedene Bedeutung. Die Differenzirungen ersetzen den Orang hûtan die Schattirung.

1 bezeichnet vorspringende Felsmassen, 2 einfachen felsigen, unebenen Boden, 3 Wasserläufe.

Die Punkte bezeichnen „Blätter", d. h. Vegetation, Gras u. s. w. überhaupt. Es sind also bewaldete Parthien gemeint, deren Gipfel wieder vegetationslos sind. Die Curven [Figur], welche bis zur Mitte des Musters reichen, stellen die Schlucht vor, welche nur am oberen Theil bewaldet ist. Der obere Theil des Musters zeigt die Bäume des umgebenden Dschangels. Die Verticallinien sind die Stämme, die Curven [Figur] die Zweige und die Punkte die Blätter. Die Zweige rechts — wo die Figur überhaupt nach Orang hûtan-Auffassung beginnt — sind blätterlos. Dann folgen zwei Colonnen belaubter Bäume und ein blattloser mit Lianen, Orchideen etc. in den abgestorbenen Zweigen als dritte Colonne. Oben am Rande der Figur sind durch [Figur] lange Lianen, Rotan's und dgl. dargestellt, welche von einem Baume zum andern klettern.

Die Figur ist die Copie eines Musterblattes für ein „Toon-tong": ein Waldbild, wie es der Zeichner wohl oft gesehen hatte. Die Orang hûtan machen noch heute sich solche Mittheilungen von Erlebnissen.

Fig. 16. Wie Fig. 15 ist dies nur eine Copie einer Musterfigur, da der Besitzer die Veräusserung des Originals absolut verweigerte. Es ist ein „Toon-tong", dazu gezeichnet, den Weibern beim Fangen kleiner Fische Erfolg zu sichern und sie vor giftigen Fischen zu behüten. Unten rechts ist eine Schildkröte abgebildet, links eine kleine (junge) und eine grössere: diese drei (Männchen, Weibchen und Junges) sollen die Menge der Beute repräsentiren. In der Ecke der linken Seite sieht man eine — seltsamer Weise auf den Kopf gestellte — Angelruthe. Die schwarze Linie stellt den Stock vor, der schwarze Punkt unten daran die Spule und die punktirte Linie die Schnur mit dem Angelhaken. In der Mitte rechts sieht man alte, jetzt nicht mehr im Gebrauch befindliche Löffel, sie bestehen aus einem Stiel mit einer Muschelart als Kelle[1]). Trotz dieser alterthümlichen Geräthe trägt die Zeichnung modernen Charakter. Links unten bei den Löffeln steht ein Wasservogel, welche Species, konnte der Reisende nicht feststellen. Das Thier hat Schwimmhäute und einen mit Haut versehenen Schnabel. Weiterhin links sind zwei Frösche. Ueber

1) I am inclined to think that this part of the design indicates a pre-malayan date. (Stevens.)

den Löffeln in der Ecke rechts steht ein Mangrove-Gebüsch, wie es an Salzwasserküsten vorkommt. Die Mittelfigur der Zeichnung ist ein Rôtan „Manow“, wie er häufig vor den Mündungen von Flüssen wächst. Die verticalen Linien _¦ sind die Stämme, mit Dornen besetzt, die Querstriche die Blätter. Zwischen den zwei Rôtanstämmen oben sieht man einen der mit Stacheln besetzten „Triebe“, „Tigerklauen“ sagen die Malaien, von

Fig. 16.

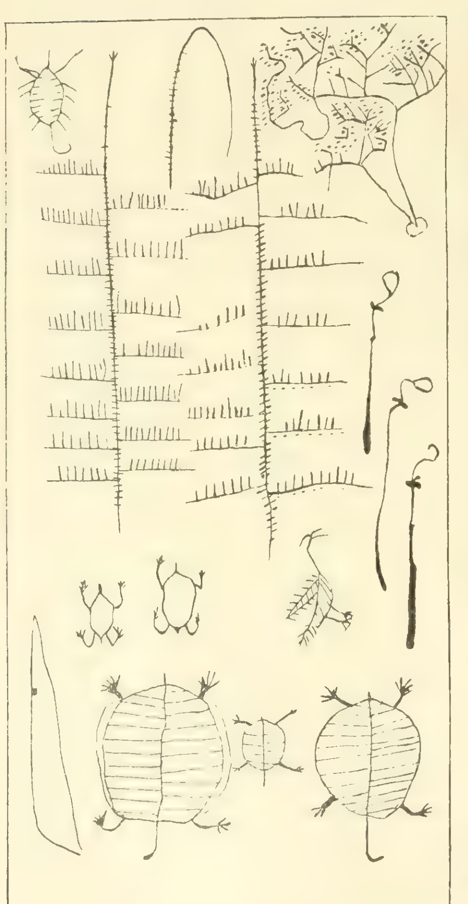
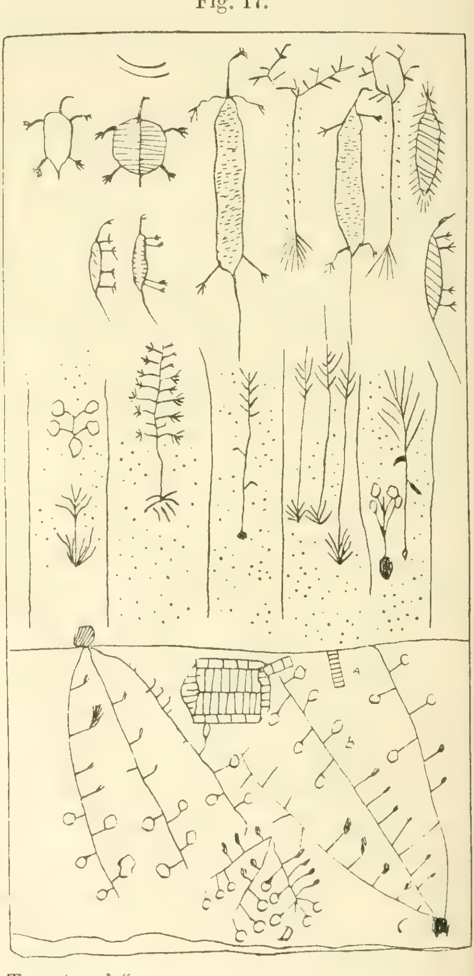


Fig. 17.



Copien von „Toon-tong's“.

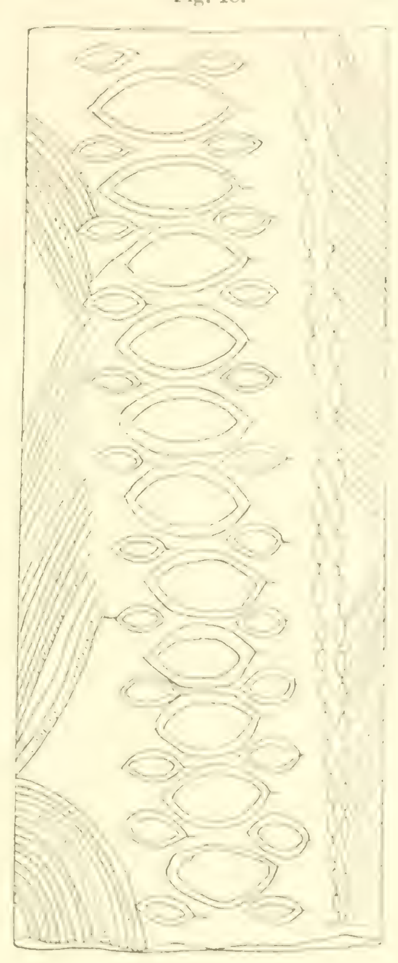
Grösse des Originals 24 *cm*. Grösse des Originals 24 *cm*.

welchen oben die Rede war. Oben in der linken Ecke ist ein Scorpion abgebildet, dieser Scorpion dient zur Umschreibung des Wortes „Scorpionschwanz“, wie die Orang Bĕlendas die „Tigerklauen“ nennen.

Fig. 17 wie Fig. 16 Copie eines Musters eines „Toon-tong“, welches der Besitzer nicht veräussern wollte. Das Muster soll die Ernte und die Pflanzungen um das Haus herum vor schädigenden Thieren behüten

Im untersten (dritten Feld) der Darstellung sieht man wiederum das Haus; in der Nähe des Hauses ist eine Figur, welche wie eine Leiter aussieht, bei *A*. Es sind die Tritthölzer: Klötzchen, die in den Schlamm und Schmutz geworfen sind, um den aufgeweichten Boden passirbar zu machen. Um das Haus herum ist ein Feld mit süsser Kartoffel. Die fächerförmigen —o Figuren bei *B* sind die Blätter der Pflanze; die schraffirten Ringe, aus denen die Triebe sich entwickeln, sind die essbaren Knollen. Die Pflanze rechts bei *C* liegt, wie es scheint, am Fuss einer Bodenschwellung und die danebenstehende bei *D*, welche umgekehrt liegt, scheint auf dem Hügel zu wachsen. Die Orang Belendas klären gewöhnlich die Seite eines Hügels für ihre Pflanzungen und Häuser. Die ganze Landschaft ist ja nur Hügelland und die Thäler sind meist so mit Vegetation überwuchert, dass an eine erfolgreiche Klärung (Rodung) ohne gute Geräthe nicht gedacht werden kann.

Fig. 18.



Copie eines „Toon-tong“.
Grösse des Originals 26 1/2 cm.

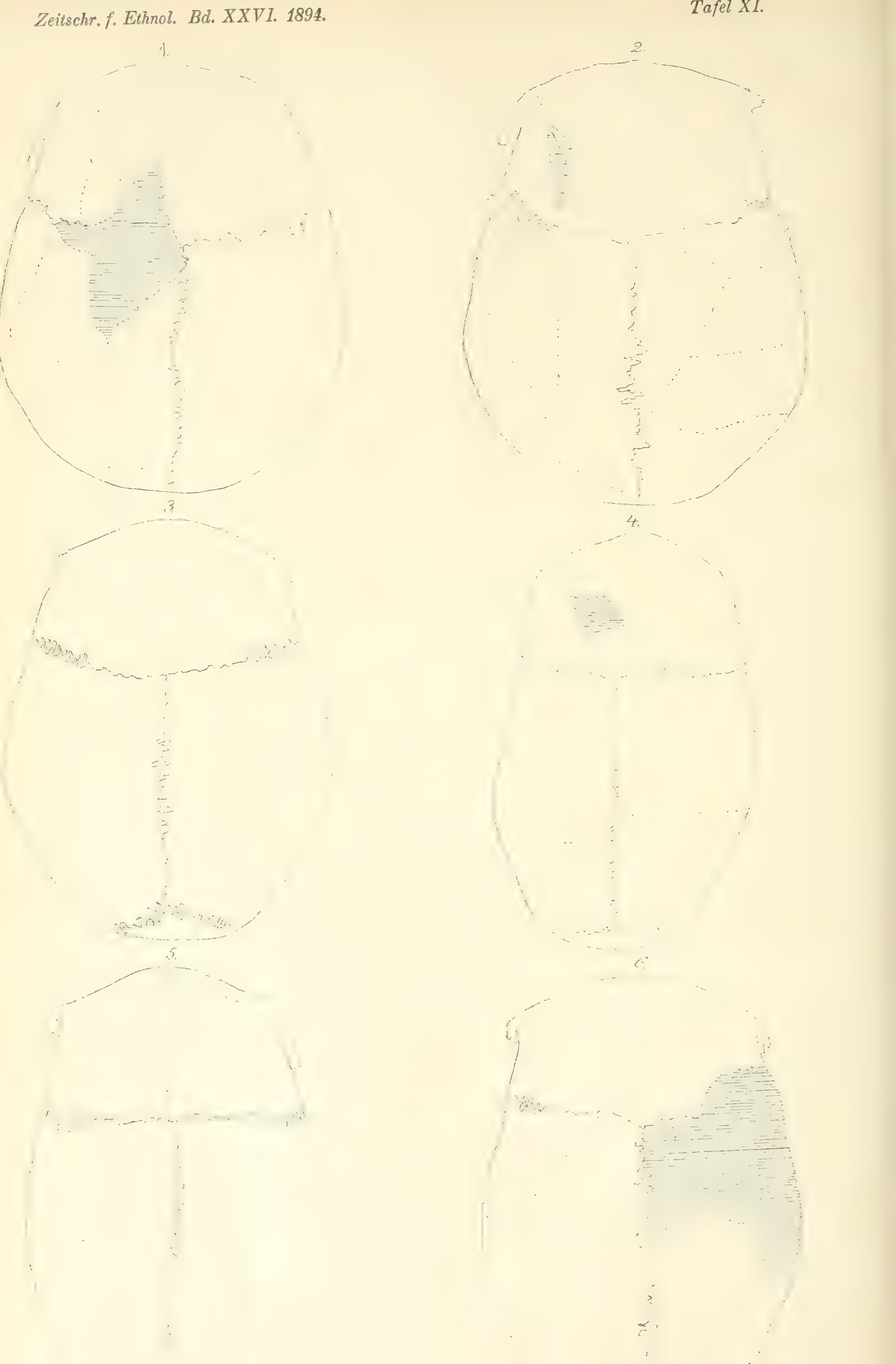
Das Mittelfeld der Figur wird durch verschiedene Pflanzen eingenommen, welche durch sechs, durch Verticalstriche angedeutete abgestorbene Bäume[1]) getheilt sind. Von rechts ab stehen in den Zwischenräumen die folgenden Pflanzen: Mais, dann Kĕlâdi (Caladium) mit seinen essbaren Knollen, dann drei Zuckerrohre mit essbaren Schossen aus der Wurzel. Dann wieder Mais und Tapioca (ûbi kâyu) mit seinen essbaren Wurzelknollen; dann zwei übereinander stehende Pflanzen, oben eine Species Yam mit Knollen und eine Banane unten mit ihren jungen Sprossen. Die Punkte um die Pflanzen bezeichnen Graswuchs. Der oberste Abtheil der Figur zeigt die Thiere, welche die Gaben des Ackers vernichten können. Oben rechts sieht man eine Raupe, darunter eine Ratte, dann folgen nach links zwei Iguana's (Monitor oder „lace lizard“), welche den Hühnereiern nachstellen. Neben jedem Monitor steht ein Baum mit Blättern, wo sie sich gerne ver-

1) [Vgl. darüber Veröffentl. II, 3/4, S. 146 ff.]

stecken. Grosse Bäume bleiben oft in der Lichtung stehen, da die Orang hûtan sie nicht fällen können, sie bilden dann die Schlupfwinkel der Monitor's; die an den Stämmen entlang laufenden Strichelchen bedeuten das Auf- und Ablaufen der Thiere zur Nachtzeit. Oben links sieht man eine Schildkröte mit ihrem Jungen, die bogenförmige Figur darüber ist eine Wasserstelle (Tümpel), welche, wie die Bäume beim Iguana, den Aufenthalt des Thieres anzeigt.

Fig. 18. Copie eines „Toon-tong", welches der Mann, der es besass, nicht verkaufen wollte. Es dient, um Regen herbeizuholen, wenn der Monsun zum Schaden der Pàdi-Felder nicht genügend mit Regengüssen einsetzt. Die Figuren /:/// stellen den windgetriebenen Regen vor, die Striche kräftigen Fall, die Punkte die Tropfen; //// ist Nordost-, ⁄⁄⁄ ist Südwest-Monsun. Die mit Curven dargestellten Regenlinien repräsentiren Sturm. Die Wiederholung der Regenfiguren bedeutet „viel Regen". Neben den Figuren, welche Regen darstellen, ist eine doppelte Reihe von Schildkröteneiern (doppelt = „viel") als Repräsentanten der Schildkröte und diese wieder als Darstellung von Feuchtigkeit, Nässe, Schmutz. In der Mitte läuft eine Reihe von Figuren herab, welche junge „Piyung"-Früchte[1]) darstellen. Der „Piyung" setzt die Frucht an, wenn die Regenzeit beginnt und verliert die gereiften Früchte, wenn sie zu Ende ist. Desshalb ist er symbolisch für die Regenzeit abgebildet. Es giebt nun allerdings „Piyung"-Bäume, welche in den übrigen Monaten ihre Früchte bringen. Stevens zeigte solche den Orang Bĕlendas und erhielt den Bescheid, dass die „Piyung"-Bäume ihrer Vorfahren zur Regenzeit reife Früchte brachten. Ob in ihrer Heimath das der Fall war oder ob eine Varietät existirt, das ist nun die Frage. Wahrscheinlich ist die Tradition der Orang Bĕlendas durchaus correct, wenn man sie auch nicht in allen Punkten erklären kann.

1) [Vgl. Veröffentl. II, 3/4, S. 100.]


1.
2.
3.
4.
5.
6.

VIII.

Das Schweizersbild bei Schaffhausen und Pygmäen in Europa.

Von

Dr. med. et phil. **JUL. KOLLMANN** in Basel.

(Hierzu Tafel XI.)

Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 20. October 1894.

Einleitende Bemerkung.

In der Schweiz wurde eine alte Niederlassung entdeckt, die während dreier prähistorischer Perioden Aufenthaltsort und Begräbnissplatz war.

Das Schweizersbild, so heisst die Stelle, liegt dicht bei Schaffhausen und hat durch sorgfältige Ausgrabung des Herrn Dr. Nüesch[1]) den Nachweis geliefert, dass der Mensch dort gelebt hat, während noch das Ren, das Diluvialpferd, der Vielfrass, der Höhlenbär, der Eisfuchs, dann Wolf und Steinbock — nach den Bestimmungen von Studer — in der Gegend heimisch waren.

Von der Anwesenheit des Menschen zeugen viele recht hübsch bearbeitete Geräthe und ferner die zerschlagenen Knochen der erlegten Thiere, unter denen jene des jungen Ren besonders häufig sind. Skelette des Menschen fehlen aber vollständig in der sogenannten gelben Kulturschicht, die 30 *cm* dick ist. Angehörige der Renthierjäger oder Menschen der paläolithischen Periode sind hier also nicht bestattet worden.

Auf diese Kulturschicht folgte eine 80 *cm* mächtige Breccienlage aus eckigen Bruchstücken des herabgewitterten Kalkfelsens, der wie eine Halbrotunde so um den Wohnplatz gestellt ist, dass Nord- und Nordostwinde vollständig abgehalten werden. Diese Breccienlage ohne Spuren menschlicher Thätigkeit erzählt, dass während einer langen, langen Zeit die Stelle am Schweizersbild unbewohnt gewesen ist. Das mag Jahrtausende gewährt haben.

1) Vergleiche noch Boule, Nehring, R. Virchow im Literaturverzeichniss am Schluss.

Auf die Breccienlage folgt eine „graue Kulturschicht“, durchschnittlich 40 *cm* mächtig. Sie hat eine graue Farbe wegen der Aschenmenge, die über den ganzen Wohnplatz gleichmässig zerstreut ist. Sie stammt aus der neolithischen Periode, in der Menschen hier offenbar lange Zeit sesshaft waren. Diese verstanden schon die Herstellung von Töpfen, dann das Schleifen von Steinwaffen, nährten sich übrigens vorzugsweise von der Jagd, die sich auf den Edelhirsch, das Reh, das Wildschwein, den Bären, auf Dachs, Marder, Alpenhasen und das Schneehuhn erstreckte. Das Torfrind, dessen zerschlagene Knochen ebenfalls gefunden wurden, war vielleicht schon gezähmt und als Hausthier gepflegt. In dieser Kulturschicht fanden sich nun Gräber. Die Menschen der neolithischen Periode haben also auf ihrem Wohnplatz auch Todte bestattet.

Dieser ganze Wohnplatz wurde endlich später von einer Humusschicht überlagert, die durchschnittlich 40—50 *cm* mächtig ist. Wie lange diese Schicht zu ihrer Entstehung brauchte, ist schwer zu sagen. Es ist nicht üblich, irgend welche Zahlenangaben über die Dauer solcher Prozesse zu machen. Die Nachrichten von der Existenz einer Bronzeperiode, einer Uebergangsepoche, dann einer Eisenperiode, aus der wir schliesslich erst in den Anfang der historischen Zeit gelangen, geben jedoch einige Anhaltspunkte, um zu ermessen, dass die Entstehung einer 40 *cm* dicken Humusschicht durch die natürlichen Prozesse ebenfalls Jahrtausende in Anspruch genommen hat. In dieser Humusschicht wurden noch zweimal Leichen bestattet.

In dem Grab Nr. 4 wurden Beigaben von Metall gefunden. Der dort Bestattete lebte also in der Metallzeit, und muss bei der Betrachtung der Vertreter des Steinvolkes ausgeschieden werden.

Ferner ist ein Grab von nur 0,50 *m* Tiefe, ohne Beigaben gefunden worden, während die anderen Beigaben enthielten. Man nimmt mit gutem Grunde an, dass dieses seichte Grab einer verhältnissmässig späten Periode angehört hat. Mit Ausnahme dieser beiden Gräber stammen alle übrigen aus der neolithischen Periode. Diese wird aber wiederum in einzelne Abschnitte eingetheilt. Der Wohnplatz am Schweizersbild gehört dem älteren Abschnitt an.

Mit den am Schweizersbild gefundenen menschlichen Resten haben wir es hier zu thun. Die Ausgrabungen brachten ein ansehnliches Material davon zum Vorschein. Viele lange und kurze Knochen sind gesammelt worden. Die Schädel fehlen dagegen aus einzelnen Gräbern vollständig oder sind in einem für rassenanatomische Studien defekten Zustande. Dennoch hat sich eine überraschende Thatsache feststellen lassen, die weit über die Grenzen des Schweizersbildes hinaus Beachtung verdient. Es wurden 1. Knochenreste von Menschen gefunden, die eine ansehnliche Körperhöhe besassen, wie sie hier unter uns als Regel angesehen wird, nehmlich von 1600 *mm* und darüber; 2. Knochenreste, welche offenbar von

Pygmäen herrühren, d. h. von Menschen mit einer Körperhöhe weit unter 1600 *mm*, deren kleiner Wuchs gleichwohl nichts mit dem auf krankhafter Unterlage entstandenen Zwergwuchs gemein hat.

Das Schweizersbild liefert also Belege, dass in Europa, während der neolithischen Periode, neben hochgewachsenen Varietäten des Menschen auch eine pygmäenhafte Varietät gelebt hat, so wie dies noch heute in anderen Continenten der Fall ist, und offenbar dort schon in der ältesten Zeit der Fall war.

Die Gräber am Schweizersbild lieferten also einen für die Rassenanatomie Europas höchst wichtigen Beitrag. Darin liegt wohl die Berechtigung, den Inhalt der Gräber und das für die Urgeschichte des Menschen daraus gewonnene Knochenmaterial zunächst in Form eines Protokolles aufzuführen und dann erst die weitere Betrachtung des Fundes folgen zu lassen.

I. Protokoll über den Inhalt der Gräber.

Auf dem verhältnissmässig kleinen Raum sind im Ganzen 22 Gräber gefunden worden. Nach der anatomischen Prüfung der Skeletreste stellten sich aber Theile von 26 Individuen heraus, wie die folgende Uebersicht ergiebt:

Grab Nr. 1. Tiefe 1,20 *m*, mit den Resten eines etwa siebenjährigen Kindes. Kein messbarer Schädel vorhanden.

Grab Nr. 2. Tiefe 1,20 *m*, mit den Resten einer Frau von etwa 36 Jahren. Kein messbarer Schädel dabei. Körperhöhe zwischen 1371—1416 *mm*, also von pygmäenhaftem Wuchs, berechnet aus der Länge des Oberschenkelknochens von 369 *mm*. Die Fragmente der Schädelknochen sind dick, Diploë gut entwickelt, Tabula externa glatt und fest. Das Unterkieferfragment gut modellirt, d. h. die Einzelheiten der Form: Protuberantia mentalis, Tuberculum mentale, Fossae mentales, Spina mentalis interna gut ausgeprägt, im übrigen der Knochen sehr gracil. Von den Zähnen sind nur drei Molaren vorhanden. Die Praemolaren wurden bei der Ausgrabung von dem Hals der Zähne abgesprengt. Die Molaren sind klein, der letzte ist der kleinste und wenig abgeschliffen, während der erste schon einen ansehnlichen Theil der Krone abgewetzt zeigt.

Die Höhe des Unterkiefers beträgt:

zwischen den beiden Praemolaren	25 *mm*
hinter dem letzten Molaren an der labialen Fläche gemessen	20 „
die Höhe vom tiefsten Punkt der Incisur bis zu derselben Stelle des unteren Randes	40 „
von der Spitze des Processus condyloides bis zu dem unteren Rande (senkrechte Linie)	54 „

Die Spitze des Processus coronoides ist abgebrochen.

Grab Nr. 3. Tiefe 1,20 *m*. Es lagen der Beobachtung nur 3 Fragmente von drei verschiedenen Unterkiefern vor, von denen zwei eine grosse Bedeutung für die Rassenanatomie beanspruchen. Sie werden weiter unten eingehend beschrieben. An dieser Stelle sei nur Folgendes bemerkt: Zwei dieser Fragmente stammen von Leuten mit hohem Wuchs. Die Fragmente zeigen folgende Abschnitte erhalten:

a) Der Körper eines Unterkiefers: die rechte Hälfte ist in grösserer Ausdehnung erhalten, als die linke. — Von den Zähnen sind vorhanden zwei Schneidezähne, ein Eckzahn, die Praemolaren und die ersten beiden Molaren. Die Schneidezähne und der Eckzahn sind stark abgeschliffen, das deutet auf ein Individuum von mindestens 30 Jahren. Die Formen des Unterkieferkörpers sind gut ausgeprägt, die Höhe des Fragmentes beträgt in der Medianlinie mit Ausschluss der Zähne 31 *mm*.

b) Das zweite Unterkieferfragment besteht ebenfalls nur aus dem Mittelstück, dem sogenannten Körper. Es stammt offenbar von einem Manne und hat starke Formen, fast ohne jede Modellirung. Die Höhe an dem vorderen Rande des ersten Molaren, allein messbar, beträgt 28,5 *mm* (mit Ausschluss des vorhandenen Zahnes gemessen).

c) Das dritte Unterkieferfragment stammt von einem Kinde von ungefähr 5 Jahren. Es ist nur die linke Hälfte theilweise erhalten. Die vordere Grenze bildet die Alveole des Eckzahnes. In dem Fragment befinden sich noch zwei Milchbackzähnchen.

Die Höhe am hintern Rande des zweiten Milchzahns beträgt	18,0 *mm*,
an dem vorderen Rande des ersten Milchzahns	22,5 „

Grab Nr. 4. Tiefe 1 *m*. Die hier bestattete Leiche stammt nach den Mittheilungen des Herrn Dr. Nüesch aus einer späteren Zeit. Es fanden sich glasirte Topfscherben, eiserne Nägel, eine Lanzenspitze, eingebettet in die sogenannte Humusschicht. Die vorhandenen Skeletreste haben also mit denen der neolithischen Periode keinen direkten historischen Zusammenhang, obwohl der Zustand der Knochen keinen Unterschied erkennen lässt.

Die Knochen stammen von einem jugendlichen Individuum, bei dem der letzte Molar noch nicht durchgebrochen ist, und zwar weder im Ober-, noch im Unterkiefer. Die Epiphysen an dem Oberarm und dem Oberschenkelknochen sind abgetrennt durch den Fäulnissprozess, die einzelnen Bestandtheile des Hüftbeins, Os ilium, Os ischii u. s. w., völlig getrennt.

Nach Welckers Schema für die Zeit des Durchbruchs der bleibenden Zähne hat man es offenbar mit einem Jungen von ungefähr 13 Jahren zu thun, der übrigens nicht besonders kräftig war, wie der Vergleich mit den Knochen eines gleichaltrigen Jungen der Baseler anatomischen Sammlung deutlich ergab. Die Skeletknochen sind sehr unvollständig aus dem Grabe Nr. 4 erhalten. Der Schluss auf einen Knaben gründet sich vorzugsweise auf die Eigenschaften des Schädels. Dieser hat einen

Längenbreitenindex von	78,0
Längenhöhenindex von	68,5

Der Schädel ist also mesohypsicephal.

Der grösste Längsdurchmesser beträgt	178,0 *mm*
Der gerade „ „	175,0 „
Der grösste Breitendurchmesser „	140,0 „
Stirnbreite	96,0 „
Ohrhöhe	122,0 „

Obwohl der Schädel nicht aus der neolithischen Periode stammt, so verdient er doch eine genaue Schilderung, die später erfolgen wird (siehe den Abschnitt „Gesichtsschädel“). Er ist nehmlich durch jene breite Gesichtsform ausgezeichnet, die in ganz Europa, sowohl in historischer, als in prähistorischer Zeit, gefunden wird, und die ich mit dem Ausdruck der Chamaeprosopie bezeichnet habe. Die Gesichtsformen sind bereits vollkommen deutlich charakterisirt. Zweifellos wären die Eigenschaften des breiten Gesichtes später noch schärfer hervorgetreten, aber, was vorliegt, zeigt die erwähnten Merkmale doch unverkennbar.

Grab Nr. 5. Tiefe 1 *m*. Die Skeletreste gehören zwei verschiedenen Individuen an: einem ausgewachsenen grossen Mann, dessen Körperhöhe zwischen 1657—1662 *mm* betrug, und einem jugendlichen Individuum von ungefähr 13—15 Jahren, dessen Körperhöhe nicht zu ermitteln ist, weil kein einziger vollständiger Extremitätenknochen vorliegt. Von den Knochen des Mannes erwähne ich: den rechten Oberschenkelknochen von 454 *mm* Länge, mit mässigem Trochanter tertius und starker Abplattung des Schaftes in dorsoventraler Richtung unterhalb des Trochanter minor; das obere Ende einer etwas

platyknemischen Tibia: Reste der Hüftknochen: einen Oberarmknochen, dessen Fossa olecrani nicht durchbrochen ist. Seine Länge beträgt 330 *mm*.

Die Skeletreste des jugendlichen Individuums bestehen aus einigen Wirbeln und den Diaphysen der Tibien. Die Epiphysen sind durch Fäulniss abgetrennt.

Von den Schädeln dieser beiden Skelette wurde nichts eingesendet.

Grab Nr. 6. Tiefe 0,80 *m*. Diese Stelle des Terrains enthielt die Skelettheile eines etwa $^1/_4$ jährigen Kindes. Was vorliegt, besteht aus der rechten Hälfte des Stirnbeins bis zu der Stirnfontanelle. Bei der geringen Tiefe des Grabes ist ein Zusammenhang mit den Skeletten der neolithischen Periode ausgeschlossen. Hier hat eine spätere Bestattung stattgefunden.

Grab Nr. 7. Tiefe 1 *m*. Skelet eines neugeborenen Kindes mit Serpulaschnur um den Hals. Es sind sehr viele Theile des zarten Knochengerüstes gesammelt worden. Sie zeigen einen guten Erhaltungszustand, wenn man beachtet, dass sie seit der neolithischen Periode in der Erde am Schweizersbild lagen. Die sogenannte graue Kulturschicht war für die Erhaltung der Knochen offenbar sehr günstig. Die platten Scheitelknochen haben noch einen überraschenden Grad von Festigkeit. Ferner sind aufbewahrt worden: die kleinen Ober- und Unterschenkelknochen, Armknochen, selbst die Schlüsselbeinchen.

Grab Nr. 8. Tiefe 1,50 *m*. Von dem Skelet sind geringfügige Reste erhalten. Der Hirnschädel konnte zwar aus den vielen Fragmenten zusammengesetzt werden. Von den Gesichtsknochen sind aber nur die Oberkieferknochen und ein Fragment des Unterkiefers vorhanden. Die Schädelknochen sind derb und fest, ansehnlich dick, mit glatter Oberfläche versehen. Im Vergleich damit sind die Skeletknochen ausserordentlich brüchig: an den Wirbeln und den breiten Knochen die äussere Tafel (die Compacta) zum grossen Theil abgelöst, die Extremitätenknochen in Stücke zerbrochen, keiner so erhalten, um aus seiner Länge die Körperhöhe bestimmen zu können.

Folgendes Ergebniss stellte sich schliesslich dennoch heraus:

Männliches Individuum von etwa 60 Jahren:

Schädel mesocephal; Längenbreitenindex	77,6	
Längenohrhöhenindex	64,4	
Grösste Länge	178,0	*mm*
Gerade Länge	178,0	„
Breite (grösste)	138,0	„
Stirnbreite	96,0	„
Ohrhöhe	114,0	„

Die Form der Stirn, des Scheitels, des Hinterhaupts, alle Theile zeigen maassvolle Formen, wie die europäischen Schädel. Die Nähte sind noch erhalten, die Sutura sagittalis reich gezackt, ebenso die Sutura occipitalis. Nur dort, wo die Frontalis und Sagittalis zusammenstossen, sind die Zacken verschwunden. Die Muskelleisten sind mässig ausgeprägt, sowohl was die Linea temporalis, als was die Linien am Hinterhaupt betrifft.

Der Gesichtsschädel zeigt die Form der Chamaeprosopie, was sich selbst an den Fragmenten noch deutlich erkennen lässt, wie weiter unten speciell ausgeführt werden wird. Die Augenhöhlen waren niedrig, der Gaumen kurz, der Nasenrücken breit und flach.

Im Ober- und Unterkiefer sind noch einige Zähne vorhanden mit stark abgeriebenen Wurzeln, die vorhandenen Molaren des Unterkiefers abgerieben bis zum Hals, ohne doch cariös zu sein.

Maasse des Unterkiefers:

Höhe zwischen den Schneidezähnen	32	*mm*
Höhe vor dem ersten Praemolaren	33	„
Höhe vom Processus coronoides bis zur Grundlinie des Astes	55	„
Höhe von der Incisur bis ebenda	46	„
Höhe von dem Processus coronoides bis ebenda	69	„
Entfernung der beiden Unterkieferwinkel	93	„

Der Unterkiefer besitzt gute Modellirung: eine Protuberantia mentalis, einen medianen Kamm, eine Linea mylohyoidea, die Spina mentalis (ungetheilt), ebenso wohl auch schwache Fossae digastricae. Doch fehlen die Kinngruben und die Tubercula mentalia. Diese

Merkmale des Unterkiefers stimmen nicht vollständig zu denen des übrigen Gesichtsschädels, weil sie bei der breiten Grundform des Gesichtes an dem Unterkiefer entweder fehlen oder in anderer Form entwickelt sind.

Grab Nr. 9. Tiefe 1 *m.* Fragmentarischer Zustand des Skelets eines jugendlichen Individuums zwischen dem 16.—18. Jahre. Der Weisheitszahn sitzt noch in der Tiefe seiner Alveole am Unterkiefer verborgen. Das gab in diesem Falle den sicheren Anhaltspunkt für die Bestimmung des Alters. Die Knochen sind sehr gracil und stammen wahrscheinlich von einem Mädchen.

Schädel sehr unvollkommen erhalten. Von der Hirnkapsel nur soviel, dass ihre Hauptdimensionen festgestellt werden konnten. Leider ist der Uebergang vom Stirnbein zu den Gesichtsknochen zertrümmert. Am Oberkiefer lässt sich wenigstens die Form des Nasenhöhleneinganges und des Gaumens erkennen. Der Unterkiefer, in zwei Theile zerlegt, war wieder zusammengesetzt worden.

Von den Skeletknochen erwähne ich:

Die Oberschenkelknochen, die Epiphysen getrennt; durch Vereinigung der Bruchstücke konnte die Länge des einen Femur auf bestimmt werden.	313,0 *mm*
Ein Schienbein misst, ebenfalls nach Vereinigung der Dia- und Epiphysen	238,0 „
Von den Oberarmknochen konnte der eine zusammengesetzt werden, er zeigte eine Länge von.	210,0 „
Die vorhandenen Epiphysen mit den Fossae olecrani waren nicht durchbohrt.	

An diesen Skeletresten wurde Folgendes festgestellt:

Der Schädel ist mesocephal mit einem Index von	76,3
wenn der Index nach dem grössten Längendurchmesser bestimmt wird. Mit dem geraden Längsdurchmesser stellt sich der Längenbreitenindex auf	77,8

Der Schädel bleibt in der nämlichen Kategorie, ob die gerade oder die grösste Länge zur Bestimmung des Index herangezogen wird. Das Oval der Schädelkapsel ist zierlich, so wie es noch heute in Europa gefunden wird; es ist kein Processus frontalis ossis temporum, keine Stenokrotaphie und kein Schaltknochen vorhanden. Dagegen treten Cribra orbitalia auf, allein es ist noch unbekannt, ob sie irgend eine rassenanatomische Bedeutung haben. Dagegen ist es bemerkenswerth, dass sie an einem so jungen Schädel auftreten.

Die absoluten Maasse des Hirnschädels betragen:

Grösste Länge.	173 mm
Gerade Länge	171 „
Grösste Breite	132 „
Stirnbreite.	95 „
Ohrhöhe.	108 „

Gesichtsschädel. Der Oberkiefer ist gut modellirt, d. h. er hat eine Fossa canina und es fehlt Prognathie; das Wangenbein ist schmal, nur 20 *mm* hoch, seitlich gestellt, ragt also nicht in die Gesichtsfläche hinein, — ein unwiderlegbares Zeichen, dass das Gesicht schmal geformt war. Das geht übrigens auch aus anderen Merkmalen hervor:

Die Apertura pyriformis ist, wie schon erwähnt, hoch geformt.	
Die Länge des Nasenskeletes ergiebt auch in seinem unvollständigen Zustande	43,0 *mm*
und daraus berechnet sich ein Nasenindex von	46,5,

der die Leptorrhinie zahlenmässig darthut. Daraus ergiebt sich, dass dieses jugendliche Wesen im Leben eine lange schmale Nase besass. Aus der steilen Stellung der Nasenfortsätze des Oberkiefers, welche die Nase seitlich formen, ergibt sich ferner, dass der Nasenrücken hoch war. Denn bei den Breitgesichtern, den Chamaeprosopen, stehen die Processus nasales ossis maxillaris nicht steil, sondern liegen flach (vgl. Fig. 3).

Das schmale Gesicht dieses Individuums ist ferner noch zu erweisen aus der Beschaffenheit des Gaumens, der an dem Oberkiefer glücklicher Weise erhalten ist. Er misst in

der Länge . . . . 45,0 *mm*
der Breite . . . . 35,0 „
Daraus berechnet sich ein Gaumenindex von 77,7,

der also am Beginn der leptostaphylinen Reihe steht, obwohl die beiden letzten Molaren noch nicht in die Reihe gerückt sind, sondern noch auf der Tuberositas maxillaris stehen. Nach ihrem Herabrücken wäre der Gaumen noch länger geworden, hätte noch mehr die längliche Gestalt erhalten, die bei rassenhaft vollkommen reinen Langgesichtern zu finden ist, welche kein Blut der breitgesichtigen europäischen Rasse in sich besitzen. Bei Individuen reiner Abstammung darf man von einem einzigen rassenanatomischen Merkmal auf das Vorhandensein aller übrigen schliessen, also von einem langen hohen Nasenskelet, wie hier, auf einen schmalen Gaumen, auf einen hochgeformten Oberkiefer und eng anliegende Jochbogen, weil ein Merkmal das andere bedingt, so lange nicht Kreuzung die einzelnen Theile verändert hat.

Mit allen diesen Merkmalen am Obergesicht stimmen jene des Unterkiefers überein. Er ist geformt, wie bei der europäischen Rasse mit schmalem Gesicht: er hat nehmlich einen kleinen medianen Kamm, der auf der Protuberantia mentalis ausläuft, hat Fossae mentales und eine concave vordere Fläche. Hinten ist die Linea mylohyoidea bis zur Spina mentalis herab zu verfolgen, es sind deutliche Insertionen der Musculi digastrici vorhanden und jene Gruben, welche als Vertiefungen für die Glandulae sublinguales bezeichnet werden. Die Maasse des Unterkiefers sind:

Höhe in der Mitte des Körpers . . . . 27 *mm*
Höhe vor dem ersten Molaren . . . . 25 „
Höhe von der Incisura mandibularis bis zum untern Rand 40 „
Höhe des Processus coronoides bis ebenda . . . . . . 50 „
Höhe des Processus condyloides . . . . 50 „

Zum Schluss hebe ich noch die Körperhöhe des jugendlichen Individuums hervor, weil es von Interesse ist, dieselbe mit der von Individuen gleichen Alters von heute vergleichen zu können.

Es lässt sich aus der Länge des Oberschenkelknochens eine Körperhöhe von
♂ 1232 *mm* ♀ 1217 *mm*
feststellen. Das ist eine ausserordentlich geringe Körperhöhe für ein 16—18 jähriges Individuum.

Nach der Länge des Oberarmknochens ergäben sich nach den Zahlen von Manouvrier nur . . . . ♂ 1113 „ ♀ 1249 „

Nehmen wir an, die Wahrheit läge in der Mitte, so ergäbe sich eine Körperhöhe von . . . . ♂ 1172 „ ♀ 1233 „

Da sich nicht sicher sagen lässt, ob ein männliches oder weibliches Individuum vorliegt, so habe ich die Körperhöhe beider Geschlechter neben einander gestellt, berechnet aus der Länge des Femur und des Humerus. Ob man das Ergebniss für einen jungen Mann von 16—18 Jahren oder für ein Mädchen desselben Alters ins Auge fasst, es stellt sich immer ein sehr bescheidenes Maass heraus, das man sogar mit einem stärkeren Ausdruck als geradezu **klein** bezeichnen darf. So wäre also die neolithische Jugend, wenn man alle nach diesem einen Individuum als einem Vertreter derselben betrachten darf, keinesfalls riesig gewesen, sondern im Gegentheil fast pygmäenhaft klein. Und doch wage ich nicht, diese letztere Entscheidung mit Bestimmtheit hinzustellen. Mit der Kleinheit des Skelets stimmt zwar auch

1. der geringe Umfang des Schädels mit nur . . . . 480 [illegible]
2. die niedrige daraus berechenbare Capacität mit . . . . 1200 [illegible]
3. das geringe daraus berechenbare Hirngewicht von . . . [illegible]

Allein alle diese Eigenschaften bieten keine absolute Gewissheit, sondern nur eine relative, weil wir ein jugendliches, nicht völlig ausgewachsenes Individuum vor uns haben. Immerhin betone ich die ausserordentliche Kleinheit dieses Steinzeitmenschen. In einem Alter

von 16 Jahren ist die überwiegende Menge unserer Jugend weit über das Maass von 1200 bis 1220 *mm* hinausgewachsen.

Grab Nr. 10. Tiefe 1 *m*. Skelet eines zweijährigen Kindes mit Serpula-Halsband. Das Skelet ist sehr fragmentarisch, die Knochen jedoch noch fest für dieses zarte Alter und die Reihe von Jahrtausenden, die seit der Bestattung verflossen. Für die Bestimmung des Alters diente der Unterkiefer, an dem das Milchzahngebiss noch nicht vollständig entwickelt war. Der zweite Milchbackzahn ist eben im Durchbruch begriffen und das geschieht um den 20.—24. Monat. Der kleine Unterkiefer ist kräftig geformt, auf der vorderen Seite seines Körpers sind schon mehrere Eigenschaften entwickelt, welche weiter oben erwähnt wurden, nehmlich: der mediane Kamm, die Protuberantia mentalis, die Fossae digastricae (an der Rückseite), die Linea mylohyoidea, die Fossae mylohyoideae; die Crista mentalis hat noch die Form einer Spalte. Im Uebrigen ist der Unterkiefer nicht grösser, als der eines zweijährigen Kindes aus unseren Tagen.

Die beiden Oberkieferknochen sind auch in einem verhältnissmässig vollkommenen Zustand erhalten worden. Sie zeigen die Fossae caninae gut ausgeprägt. Von Extremitätenknochen ist nur das untere Ende eines Oberarmknochens vorhanden, die Fossa olecrani daran ist nicht durchbohrt.

Grab Nr. 11. Tiefe 1 *m*. Auf grossen Steinblöcken lagen die Theile des Skelets: über dem Skelet Serpula-Ringe.

Es handelt sich um ein 5—6jähriges Kind. Was von dem Skelet vorhanden ist, ist sehr fragmentarisch. Die Hirnkapsel ist aus mehreren Stücken wieder zusammengesetzt, die ganze Basis fehlt. Vom Gesichtsschädel sind Ober- und Unterkiefer ziemlich gut erhalten. Sonst sind nur noch ein paar Halswirbel und die Reste von ein paar Brustwirbeln vorhanden.

Das Alter wurde auf die Entwickelung des Milchzahngebisses hin bestimmt. Der erste bleibende Backzahn, der um das siebente Jahr durchbricht, ruht noch vollkommen in der Alveole, aber er wäre offenbar bald durchgebrochen. Somit hatte das Kind, ein sonst regelmässiges Wachsthum vorausgesetzt, das sechste Jahr bereits erreicht.

Die Hirnkapsel ist seitlich post mortem etwas zusammengepresst worden, was bei der Bestimmung der Breite zu berücksichtigen ist.

Grösste Länge	168,0 *mm*
Gerade Länge	163,0 „
Grösste Breite	108,0 „
Ohrhöhe	120,0 „
Aus diesen Zahlen: Längenbreitenindex	64,2
Derselbe nach dem geraden Durchmesser	66,2

Rechnet man dem Breitendurchmesser 15 *mm* zu, um damit die Verdrückung post mortem auszugleichen, was reichlich bemessen ist, so ergiebt sich als wahre Breite 128 *mm* und daraus 168 : 128 = Längenbreitenindex 73,2.

Von dem Gesichtsschädel sind einige Bestandtheile erhalten, z. B. der Oberkiefer mit intaktem Processus palatinus und alveolaris. Der Gaumen hat eine Länge von 38 *mm*, eine ebenso grosse Breite, woraus sich ein hyperbrachystaphyliner Gaumenindex von 100,0 berechnet. Alle Grössenverhältnisse entsprechen denen eines zarten Kindes von heute. Dasselbe gilt von dem Unterkiefer:

Die Höhe des Körpers beträgt in der Mitte	27 *mm*
Vor dem ersten Molaren (innen gemessen)	24 „
Die Höhe von dem tiefsten Punkt der Incisur bis zum unteren Rand	35 „
Die Höhe von dem höchsten Punkt des Processus condyloides bis zum unteren Rand	43 „

Der Unterkiefer ist dabei etwas breit, ebenso der mediane Kamm und die Protuberantia mentalis. Auf der Rückseite sind die Fossae digastricae, die Spina und die Fossae mylohyoideae kaum angedeutet, nur die Linea mylohyoidea ist kräftig. Ich hebe diese Merkmale hervor, weil sie, verbunden mit dem Merkmal des kurzen Gaumens, darauf hinweisen, dass dieses Kind ein breites Gesicht hatte. Das wird weiter unten besonders

hervorzuheben sein, wo die Merkmale des breiten und des schmalen Gesichtes zur Besprechung gelangen.

Grab Nr. 12. Tiefe 1 *m*. Von diesem Skelet sind mehrere lange Knochen vorhanden:

Oberschenkelknochen, Länge	. . . .	355,2 *mm*
Schienbein	„	299,0 „
Oberarmknochen	„	251,5 „
ein Schlüsselbein	„	124,0 „

Talus, Calcaneus und Rippenrudimente. Ferner 19 Wirbel.

Die Berechnung der Körperhöhe aus der Länge des Oberschenkelknochens ergab die niedrige Zahl von nur 1355 *mm*, nach der Methode von Manouvrier berechnet, nach Rollet gar nur eine Körperhöhe von 1318 *mm*.

Das ist ein Maass, das mit dem der Pygmäen Afrika's und Asien's übereinstimmt.

In dem **Grab Nr. 12** fand sich ebenfalls ein Skelet von nur pygmäenhafter Grösse.

Vom Schädel, der stark gedrückt ist, konnte die Hirnkapsel untersucht werden. Sie ergab folgende absolute Maasse:

Grösster Längsdurchmesser	189 *mm*
Gerader Längsdurchmesser	185 „
(174, bezw. 170 *mm* nach Abzug von 15 *mm* wegen postmortaler Verdrückung)	
Grösste Breite	125 „
Stirnbreite	89 „
Ohrhöhe	126 „

Daraus ergiebt sich ein Längenbreitenindex von 66,1, besser 71,4, berechnet aus der reducirten Länge,

„ „ „ „ Längenohrhöhenindex von 66,6, besser 73,5, berechnet aus der reducirten Länge.

Dieses pygmäenhafte Wesen hatte also einen langen und hohen Schädel. Wie oben erwähnt wurde, fand eine Verdrückung post mortem statt. Trotz der Voraussetzung, dass die Compression 15 *mm* betragen habe, was jedenfalls zu hoch gegriffen ist, bleibt der Schädel innerhalb der Kategorie der Dolichocephalen mit 71,4.

Das Stirnbein ist ziemlich stark nach vorn gewölbt, Stirn- und Scheitelhöcker kaum angedeutet, die Form des Scheitels langgestreckt, langsam abfallend nach dem hervorragenden Hinterhaupt. Das sind deutliche Zeichen eines Frauenschädels. In Uebereinstimmung hiermit sind die Muskelleisten schwach, der Processus mastoides klein.

An den Gesichtsknochen liessen sich einige rassenanatomische Merkmale feststellen, die später ausführlich erwähnt werden; hier sei nur kurz bemerkt, dass es sich um ein Langgesicht handelte. Die Zähne sind noch wenig abgerieben, klein, von zierlicher Form und regelmässig gestellt. Die Zähne des Unterkiefers sind alle vorhanden bis auf den linken zweiten Molaren, der schon intra vitam ausgefallen war. Seine Alveole ist völlig geschlossen. Aus dem Zustand der Zähne und dem Fehlen der Epiphysenknorpel an den langen Knochen darf man trotz der Kleinheit der Person auf ein Alter zwischen 25 bis 30 Jahren schliessen.

Grab Nr. 13. Tiefe 1 *m*. Es liegen nur vier Fragmente eines Schädeldaches vor. Sie stammen von einem erwachsenen Individuum, wahrscheinlich von einer Frau, denn die Knochen sind recht dünn.

Grab Nr. 14. Tiefe 1 *m*. Skelet eines Erwachsenen und eines Neugeborenen.

Die Knochen des neugeborenen Kindes bieten für die Beschreibung keine genügenden Anhaltspunkte. Die Formen der einzelnen Theile sind noch zu wenig entwickelt, um irgend eine Entscheidung über die Varietät, die sich später ausgeprägt haben würde, zu gestatten. Nach dem jetzigen Stand unserer Wissenschaft ist es nicht einmal möglich, zu sagen, ob das Kind zu einem grossen oder einem kleinen Menschen ausgewachsen wäre. Diese

Frage liegt hier nahe, weil das in demselben Grab vorgefundene Skelet pygmäenhaft klein ist.

In dem Grab 14 war also auch ein Mensch von der kleinen Varietät bestattet zusammen mit einem Neugeborenen. Die Vermuthung liegt sehr nahe, dass hier die Mutter und ihr Kind liegen, und dass, wenn die Mutter zu der Varietät der Pygmäen gehörte, auch das Kind schon diesen kleinen Wuchs erkennen lassen würde.

Die Körperhöhe der Mutter konnte mit Hülfe der langen Knochen auf 1500 *mm* berechnet werden. Nun wäre es interessant, auch die Grössenverhältnisse des Kindes einer solch kleinen Mutter zu kennen, allein es fehlen alle Anhaltspunkte, u. A. auch das Vergleichsmaterial, um eine solche Untersuchung mit einigem Erfolg durchführen zu können. Ich werde also nur Angaben über die Skeletreste der Erwachsenen machen:

Von der Hirnkapsel konnte durch Zusammenfügen — denn sie war in Stücke gegangen, wie alle übrigen, — wenigstens ein Ueberblick über Länge und Breite gewonnen werden:

Grösste Länge	179,0 *mm*
Gerade Länge	172,0 „
Grösste Breite	130,0 „
Stirnbreite	94,0 „
Ohrhöhe	122,0 „
Längenbreitenindex	72,6
Längenhöhenindex	75,7
Längenohrhöhenindex	68,1

Der Schädel gehört also zu der hohen dolichocephalen Varietät Europas. Das Alter des Individuums beträgt ungefähr 40 Jahre.

Nimmt man an, dass hier in Grab 14 Mutter und Kind bestattet waren, dann taucht eine Schwierigkeit auf, die sich leider nicht mehr überwinden lässt. Der ganze Habitus des Schädels deutet nehmlich auf den eines Mannes, während die Formen des Skelets mit denen eines Weibes stimmen. Der Schädel hat einen starken Nasenwulst, hinter dem sich weite Sinus ausbreiten. Die Form der Stirn, das dachartige Abfallen der Scheitelbeine, die Grösse und Stärke der Warzenfortsätze, die ebenfalls stark pneumatisirt sind, ferner die Dicke der Knochen deuten auf einen Mann, freilich auf einen, dessen Schädel eine recht kleine Capacität besass, sofern sie sich aus dem Horizontalumfang berechnen lässt.

Der Horizontalumfang beträgt nur	490 *mm*
Nach Th. E. W. Bischoff (Nr. 7) entspricht dies einem Rauminhalt von	1260 *ccm*
und einem Gehirngewicht von nur	1203 *g*
nach Welckers Erfahrungen einem Rauminhalt von	1245 *ccm*
„ „ „ „ Hirngewicht „	1189 *g*

Diese Schädel-Capacität ist klein, fast pygmäenhaft. Es wäre nun denkbar, dass der Schädel eines männlichen Pygmäen bei der Ausgrabung in die Kiste zu dem weiblichen Skelet verpackt wurde oder bei irgend einer anderen Gelegenheit dorthin gelangt ist. Ich muss mich begnügen, auf diese Widersprüche hinzuweisen, die heute nicht mehr zu beseitigen sind.

Bei dieser Gelegenheit ist noch einer anderen Schwierigkeit zu gedenken, welche die Bestimmung des Längenbreitenindex betrifft. Derselbe beträgt, mit Hülfe des grössten Längsdurchmessers berechnet, wie oben angegeben, 72,6, mit Hülfe des geraden Längsdurchmessers von 172 *mm* bestimmt, aber nur 75,5. Damit rückt der Schädel in eine andere Kategorie, und zwar in jene der Mesocephalen. Nach meiner Erfahrung drückt der letztere Index die Beschaffenheit der ganzen Hirnkapsel bezüglich ihrer rassenanatomischen Gestaltung besser aus, als der erstere Index von 72,6. Leider ist es noch nicht möglich gewesen, die Mehrzahl der Craniologen davon zu überzeugen, dass der gerade Durchmesser der einzig richtige ist. Giebt man die Länge eines Hauses oder eines ähnlichen Gebäudes an, so wird doch stets die gerade Länge seiner Ausdehnung gemessen und nicht die Diagonale.

Bei dem Hirnschädel thun wir das letztere und setzen uns in Gegensatz zu aller, von dem gesunden Raisonnement geforderten Regel, während wir die Breite des Schädels richtig, als die Gerade zwischen den hervorragendsten Punkten, messen. Nun fällt glücklicher Weise sehr oft die gerade Länge mit der grössten zusammen, und dann sind die Messungsergebnisse und die Indexzahlen identisch; wenn dies aber nicht der Fall ist, wie hier, so bleibt nur übrig, der Forderung der internationalen Verständigung, die jüngst (1892) in Moskau vereinbart wurde, zu entsprechen und die Maasse der geraden und der grössten Länge aufzuführen, so dass es Jedem freisteht, den Index aus dem geraden oder dem schiefen Längsdurchmesser zu benutzen. Allein es besteht keine Verpflichtung einen Schädel in die Kategorie der Dolichocephalen einzureihen, der nach allen Merkmalen in die Kategorie der Mesocephalen gehört. Ich werde also diesen Schädel in der Kategorie der Mesocephalen aufführen, weil er nicht jene lang ausgezogene Form besitzt, wie sie der Dolichocephalie eigen ist, sondern jene Form, die ich wiederholt als Mesocephalie bezeichnet habe. Ich werde ihn übrigens als Schädel eines Mannes aufführen, in der Voraussetzung, dass irgend eine Verwechselung, sei es während oder sei es nach der Ausgrabung, vorgekommen ist, wodurch er mit den Knochen eines Weibes zusammengebracht wurde, denn zu dem gracilen Skelet passt nun einmal der derbe Schädel nicht.

Was den Gesichtsschädel betrifft, so sind nur einige Maasse am Unterkiefer, der ganz unvollkommen erhalten ist, anzugeben:

Höhe vor dem ersten Praemolar	29 *mm*
Höhe des Astes vom tiefsten Punkt der Incisur bis zur Basis des Astes	40 „
Höhe von der Spitze des Processus coronoides bis zum nämlichen Punkt der Basis	51 „
Höhe vom Gelenkfortsatz bis ebenda	59 „

Von den Skeletknochen erwähne ich:

Oberschenkelknochen rechts	394 „
Schienbein rechts	327 „
Oberarmknochen	282 „
Radius rechts	226 „

Der Trochanter tertius ist schwach, Platyknemie mässig. Patellae auffallend spitz.

Ich nehme an, die Skeletknochen des Grabes Nr. 14 stammten von einem Weibe von pygmäenhafter Körperhöhe aus der Zeit der neolithischen Periode, mit welchem ein neugeborenes Kind bestattet war. Der Schädel aber, der mit den Skeletknochen Nr. 14 eingesandt war, stammt wahrscheinlich von einem Manne, vielleicht aus:

Grab Nr. 15, Tiefe 0,50 *m*. Die geringe Tiefe des Grabes schliesst jeden Gedanken aus, dass es der neolithischen Periode angehört habe. Es stammt offenbar aus junger Zeit. Der Fundbericht enthält die Bemerkung: „Skelet ohne Schädel." Nun liegen aber die Gräber 14 und 15 nahe bei einander. Wahrscheinlich ist der Schädel von Nr. 14, der aus der neolithischen Periode stammt, zertrümmert worden, und der aus viel späterer Zeit stammende aus dem Grab Nr. 15 zu den Resten aus dem Grab Nr. 14 gelangt. Die Stärke der Knochen von Nr. 15 passt viel besser zu dem Schädel, der angeblich in dem Grab Nr. 14 gefunden wurde. Seltsamer Weise sind sonst nur sehr wenige Reste aus dem Grab Nr. 15 vorhanden, z. B. das linke Schlüsselbein von 153 *mm* Länge und ein paar Rippenfragmente.

Grab Nr. 16. Tiefe 1,20 *m*. Die Knochen rühren wieder von einem erwachsenen Pygmäen her und sind mit den Resten eines neugeborenen Kindes zusammen gefunden worden. Vielleicht darf man aus dem letzteren Umstand schliessen, dass hier eine pygmäenhafte Mutter und ihr Kind bestattet waren.

Vom Kinde fanden sich die Squama occipitis und ein Fragment des Unterkiefers, von dem Pygmäen drei Wirbelkörper und das obere Drittel eines Humerus (Fig. 1, II).

Die Wirbelkörper und das Oberarmstück sind sehr klein. R. Virchow, Mantegazza und Regalia in Florenz und der anatomischen Section des internationalen Congresses in Rom wurde letzteres Fragment vorgelegt, ebenso Femur und Tibia aus dem Grab Nr. 12. Der Gelenkkopf aus dem Grabe Nr. 16 und die Wirbelkörper sind nur halb

so gross, wie diejenigen der hochgewachsenen europäischen Rassen (Fig. 1, I.) So besteht denn trotz des Umstandes, dass nur ein kleiner Theil eines Humerus und ein paar Fragmente von Wirbeln vorliegen, dennoch nicht der geringste Zweifel, dass in dem Grab **Nr. 16** ein pygmäenhaftes Individuum bestattet war.

Fig. 1.

I *II*

I. Oberarmknochen eines Schweizers der Jetztzeit. II. Humerus (oberes Drittel) eines Pygmäen.

Grab Nr. 17. Tiefe 1,30 *m.* Der Fundbericht enthält die Bemerkung: Kind; Beigaben: 21 Serpularinge und Silexgeräthe. Von diesem Grab wurden keine Knochen eingesandt.

Grab Nr. 18. Tiefe 1,5 *m.* Skelet eines Kindes auf einer schüsselartigen Grundlage von Rollsteinen. Beigaben von Silex und eine Raubthierkralle. Knochen des Kindes wurden nicht vorgelegt.

Grab Nr. 19. Tiefe 1 *m.* Skeletreste eines Kindes von 4 Jahren, sehr fragmentarisch. Vom Schädel liegt nichts vor. Von den Extremitätenknochen nur eine vollständig erhaltene Tibia. Dagegen sind viele Rippen erhalten. Mit Hülfe des Schienbeins konnte durch Vergleichung mit dem Material unserer Sammlung das Alter des Kindes auf etwa 4 Jahre festgestellt werden.

Grab Nr. 20. Tiefe 0,85 *m.* Skelet eines Kindes zwischen dem 2. und 3. Jahr, wie aus den Fragmenten des Ober- und Unterkiefers hervorgeht: alle Milchzähne entwickelt; der erste Molar sitzt noch tief in der Alveole. Das Kind besass die gleiche Grösse, wie diejenigen der hochgewachsenen Rasse aus dem entsprechenden Alter. Die Vergleichung dieser Kiefertheile und anderer Skeletfragmente mit dem eines gut entwickelten Kindes von heute hat dies deutlich herausgestellt.

Grab Nr. 21. Tiefe 1 *m.* Skelet eines Kindes mit Beigaben, und zwar Serpularinge und Werkzeuge von Silex. Knochen wurden nicht vorgelegt.

Grab Nr. 22. Tiefe 1 *m.* Oberschenkel und Rippen. Die Knochen wurden nicht eingesendet.

Der Ueberblick über den Inhalt der neolithischen Gräber zeigt:

1. das Vorkommen von Resten der hochgewachsenen Varietäten des europäischen Menschen;
2. die gleichzeitige Anwesenheit von pygmäenhaft kleinen Menschen.

Die Zahl der Bestatteten betrug 26
Die Zahl der Erwachsenen darunter 14
Die Zahl der Kinder bis zu sieben Jahren . . 12.

Unter den Erwachsenen sind mindestens vier Pygmäen nachweisbar, nehmlich aus den Gräbern 2, 12, 14 und 16. Wahrscheinlich gehörte das Skelet aus dem Grab 9 ebenfalls einem Pygmäen an. Bei der Unvollständigkeit der aus den einzelnen Gräbern vorliegenden Skeletreste ist nicht zu sagen, ob damit die Zahl vollständig erschöpft ist.

Unter den Kindern waren Knochen von zwei Neugeborenen, dann die Reste eines drei Monate alten, eines zweijährigen, eines vierjährigen und eines siebenjährigen Kindes nachweisbar. Diese Thatsache ist culturhistorisch interessant und wirft wegen der Pietät, mit der bei der Bestattung verfahren wurde, ein recht günstiges Licht auf die Sitten des Steinvolkes an dieser Stelle.

Jeder Gedanke an Anthropophagie muss unter solchen Umständen ausgeschlossen werden. Wenn auch oft nur sehr dürftige Reste von einem Individuum vorliegen, so muss dies offenbar den bei der Ausgrabung beschäftigten Arbeitern zur Last gelegt werden, welche mit der Conservirung der Reste nicht hinreichend vertraut waren.

Gleichwohl darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Station am Schweizersbild für die Erhaltung der Knochen günstige Verhältnisse bot. Erwägt man die lange Zeit, die seit der Bestattung verflossen ist und die immerhin auf einige Jahrtausende berechnet werden darf, so ist der Erhaltungszustand geradezu überraschend. Manche der langen Röhrenknochen sind selbst in ihren spongiösen Bestandtheilen noch recht fest; ja selbst von Wirbeln, die sonst so schnell zerstört werden, ist manches Exemplar fast unversehrt aufbewahrt. Die Festigkeit des Knochengewebes hat während dieser langen Zeit im Ganzen wenig gelitten, dennoch sind die Schädel recht fragmentarisch, wie der folgende Bericht ersehen lässt.

Von den 14 Skeletten erwachsener oder nicht mehr kindlicher Individuen sind nur 6 Schädel für die rassenanatomische Untersuchung einigermaassen tauglich, und selbst von diesen ist vorzugsweise nur der sogenannte Hirnschädel (Calvaria) vorhanden. Die Gesichtsknochen haben sich nur an zwei Exemplaren so zusammenfügen lassen, dass die Form des Gesichtsschädels erkannt werden konnte. Aus diesem Grunde ist in der Aufzählung zumeist von Hirnschädeln die Rede.

1. Hirnschädel ♂ von 50—60 Jahren aus Grab 8. Tiefe 1.50 m
2. „ ♀ „ 16—18 „ „ „ 9. „ 1.00 „

3. Hirnschädel, Kind von 5—6 Jahren aus Grab 11, Tiefe 1,00 *m*
4. Schädel ♀ „ 25—30 „ „ „ 12, „ 1.00 „

Hiervon stammt nur einer, der aus dem Grab Nr. 12, sicher von einem Pygmäen, wie dies die Bestimmung der Skeletknochen ergab. Der Schädel aus dem Grab Nr. 9 gehörte wohl auch einem Pygmäen, allein bei der Jugend des Individuums ist die Bestimmung zweifelhaft, wie des Genaueren aus dem über dieses Grab in dem Protokoll Mitgetheilten hervorgeht.

Hier wird mit Absicht der Ausdruck Schädel gebraucht, weil die Gesichtsknochen wenigstens soweit erhalten waren, dass die Hauptumrisse einigermaassen aus den Fragmenten wieder gewonnen werden konnten.

5. Hirnschädel ♂ von 30—40 Jahren aus dem Grab 14, Tiefe 1 *m*.

Alle diese Schädeltheile stammen nach Herrn Dr. Nüesch von Vertretern des Steinvolkes, gleichgültig, ob die Gräber nur 1 *m* oder 1,50 *m* tief waren. Serpulaschnüre wurden nicht blos in tiefen Gräbern (z. B. Nr. 17) gefunden, sondern auch wiederholt in Gräbern von nur 1 m Tiefe (wie in Nr. 7, 10 und 11). Das ist ein hinreichender Beleg, dass die fünf obenerwähnten Schädel aus dem nämlichen Zeitabschnitt stammen. Freilich sind die Gräber wohl erst im Laufe von mehreren Generationen angelegt worden. Da wurde einmal etwas tiefer, ein andermal etwas weniger tief gegraben. Gleichwohl herrschte der gleiche Culturzustand, der mit dem Ausdruck der jüngeren Steinzeit bezeichnet wird.

6. Schädel, Kind von 13 Jahren aus Grab 4, Tiefe 1 *m*.

Das betreffende Skelet gehört keinem Vertreter des Steinvolkes an. In seiner Nähe wurden Beigaben von Eisen gefunden. Der betreffende Junge, nach der Stärke der Schädelknochen zu urtheilen ein Knabe, war der Vertreter der Eisenzeit, stand also mit den Skeletten der neolithischen Periode in keinem historischen Zusammenhang. Nach unseren heutigen Erfahrungen liegen Gräber der Metallzeit Jahrtausende hinter dem ersten Abschnitt der neolithischen Periode, wie er uns am Schweizersbild entgegentritt.

Gleichwohl ist auch dieser Schädel später aufgeführt worden, freilich stets als ein Abkömmling aus der Metallzeit gekennzeichnet.

II. Die Schädel.

In diesem Abschnitt sollen die rassenanatomischen Eigenschaften der Schädel hervorgehoben werden, und zwar zunächst diejenigen der Hirnkapsel und dann erst jene des Gesichtsschädels.

A. Hirnkapsel.

Aus der neolithischen Periode liegen fünf Schädel vor: aus dem Grab Nr. 8, 9 und 14 mesocephale, aus dem Grab Nr. 11 und 12 doli-

chocephale. Nr. 8 und 14 stammen von Männern, Nr. 9 und 12 von Frauen und Nr. 11 von einem 5—6jährigen Kinde.

Die Tabelle 1 giebt übersichtlich Alter, Geschlecht, Schädelumfang, Längenbreitenindex und, wo es möglich war, auch den Ohrhöhenindex. Der Höhenindex war nicht zu eruiren, weil die basalen Theile fehlten, mit einer Ausnahme aus Grab 14.

Tabelle 1. Indices der Schädelkapseln.

Herkunft	Grab Nr.	Tiefe (Meter)	Alter etwa	Geschlecht	Längenbreitenindex	Längenohrhöhenindex	Circumferenz	Kategorie
Schweizersbild, neolith.	8	1,50	60	♂	77,6	64,4	500	Mesocephalie. Hochgewachsene Varietät
„ „	9	1,00	16	♀	76,3	62,4	480	Mesocephalie. Pygmäe (?)
„ „	12	1,00	30	♀	71,4	66,6	505	Dolichocephalie. Pygmäe
„ „	14	1,00	40	♂	75,5	68,1	490	Mesocephalie[1]. Pygmäe (?)
„ „	11	1,00	6	?	66,2	71,4	450	Hyper-Dolichocephalie. Kind
„ Metallzeit	4	1,00	13	♂	78,0	68,5	505	Mesocephalie. (Kind)

Aus der Tabelle geht hervor, dass wir es mit einer deutlich ausgesprochenen Mesocephalie und einer ebenso deutlich ausgesprochenen Dolichocephalie zu thun haben. Man kann weder auf Grund der Zahlen, noch auf Grund der Schädelbetrachtung sagen, die Mesocephalen hätten eine Neigung zur Brachycephalie, denn sie sind weit von den Dimensionen der Kurzköpfe entfernt. Auch die Dolichocephalen stehen so vollkommen inmitten ihrer Kategorie, dass man keine Neigung zur Mesocephalie an ihnen bemerken kann.

Die ganze Form des Ovals, sowie die Hirnschädel selbst sprechen dafür, dass man es mit Abkömmlingen europäischer Rassen zu thun hat. Der Schädel des Kindes Nr. 11 ist freilich für eine solche Entscheidung wenig geeignet, denn um das 5.—6. Jahr wird die Hirnkapsel eines langköpfigen Negers oder eines langköpfigen Hindu kaum andere Eigenschaften aufweisen, weil viele Merkmale erst mit der Reife vollkommen ausgeprägt werden. Die Hirnschädel der Erwachsenen, sowohl die der Lang-, als die der Mittelköpfe, zeigen eine maassvolle Ausgestaltung aller Partien, wie sie an allen europäischen Schädeln von normalem Bau längst bekannt ist und in zahlreichen Abbildungen oder in den Originalen innerhalb der anatomischen Sammlungen gefunden wird. Es fehlen auffallende Flächen, wie

[1] Siehe Protokoll Grab Nr. 14.

platte Schläfen oder fliehende Stirn; weder im Bereich der Stirn-, noch der Scheitelnaht ist ein „Kamm“ angedeutet; ja selbst stark ausgeprägte Muskelleisten fehlen, die doch sonst bei kräftigen Männern europäischer Abstammung bisweilen vorkommen. Die Stirn ist gut entwickelt, nicht wie bei Negern in der sagittalen und transversalen Richtung gewölbt; die Verschiedenheiten des Geschlechtes sind deutlich ausgeprägt, kurz die Hirnschädel könnten ebenso gut aus helvetischen oder burgundischen Gräbern herrühren, soweit ihre Gestalt (ich sage nicht zugleich ihre Capacität) in Betracht kommt.

Ein günstiges Geschick hat von jeder Kategorie den Hirnschädel eines Mannes und den einer Frau erhalten. Es stellt sich heraus, dass in beiden Kategorien der Hirnschädel der Frau etwas länger ist, als der des Mannes. Der Ohrhöhenindex schwankt zwischen 62 und 71 und zeigt an, dass die Schädel sämmtlich hypsicephal sind und zwar einen mässigen Grad dieser Eigenschaft aufweisen. Schon mit blossem Auge liess sich erkennen, dass kein platter Scheitel, keine Chamaecephalie vorkommt.

a) Capacität und Hirngewicht.

Bei dem defecten Zustand der Schädel ist es leider nicht möglich, eine sichere Angabe über die Capacität zu machen, weil zerbrechliche Schädel und noch dazu solche ohne Basis weder mit Schrot noch mit Hirse zu messen sind. Und doch steht gerade die Frage nach der Masse des Gehirns für so entlegene Zeiten im Vordergrund des Interesses. Glauben doch durch sorgfältige Messungen einige Beobachter nachweisen zu können, dass sich die Capacität des Schädels von heute gegen früher gesteigert habe. Zu einem solchen Ergebniss sind namentlich Le Bon (Nr. 12) und J. Ranke (Nr. 37) gelangt. Die Zunahme würde schon innerhalb weniger Jahrhunderte beträchtlich sein. Von anderen ist diese Angabe bestritten worden, z. B. von Manouvrier (Nr. 29) und R. Virchow (Nr. 51). Um mindestens einen Ueberblick über die Capacität zu gewinnen, habe ich nach den von Bischoff (Nr. 7) und Welcker (Nr. 57) veröffentlichten Tabellen aus der Circumferenz des Hirnschädels auf die Capacität geschlossen. Für die Männer ergiebt sich folgendes Resultat:

Grab Nr. 8 und 14. Circumferenz 500 und 490 *mm*, Capacität etwa 1260 *ccm*.

Diese Capacität ist für Männer eine sehr mässige, wenn ich, um die Zahlen des einen Autors, Bischoff, weiter zu benutzen, die mittlere Capacität der süddeutschen Männer in den letzten 50 Jahren mit 1500 *ccm* annehme. Für die Frauen vom Schweizersbild ergeben sich folgende Zahlen:

Grab Nr. 9.	Circumferenz	480 *mm*	Capacität	1200 *ccm*
„ „ 12.	„	505 „	„	1207 „
Mittel	„	492 „	„	1270 „

die mittlere Capacität beträgt aber für süd-
deutsche Frauen nach Bischoff . . . . . 1431 *ccm*

so ist also die Capacität der Vertreter des Steinvolkes gering, seien es nun Männer oder Frauen. Das Resultat fällt nicht wesentlich anders aus, wenn man die Angaben Welckers benutzt, die ich in der Tabelle 2 beigefügt habe. Es ergeben sich folgende Zahlen:

Für die zwei Männer von dem Steinvolk 1277 *ccm*
„ „ „ Weiber „ „ „ 1270 „

Tabelle 2. Hirngewicht und Capacität.

Herkunft	Grab Nr.	Alter	Geschlecht	Circumferenz *mm*	Hirngewicht nach Bischoff *g*	Hirngewicht nach Welcker *g*	Capacität nach Bischoff *ccm*	Capacität nach Welcker *ccm*	Körperhöhe *mm*	Kategorie
Schweizersbild neolith.	8	60	♂	500	1203	1251	1350	1310	1650-1660	Hochgewachsene Varietät, mesoceph.
desgl.	14	40	♂	490	1203	1189	1260	1245	1500	Pygmäe, mesoceph.
desgl.	9	16	♀	480	1168	1127	1200	1180	1233	Pygmäe ?, mesocephal
desgl.	12	30	♀	505	1245	1110	1207	1140	1355	Pygmäe, dolichocephal
„ Metallzeit	4	13	♂?	505	1203	1095	1285	1245	—	Kind
Süddeutschland nach Bischoff		19—43	♀	–	1208	—	—	—	1420	Mittel von zehn kleinen Frauen!
desgl.		15—49	♀	—	1237	—	—	—	—	Mittel von 252 Frauen-Schädeln
nach Ranke		—	♀	–	—	—	1335	-	—	Mittel aus 100 ♀-Schädeln
desgl.		—	♂	—	–	—	1503	—	—	Mittel aus 100 ♂-Schädeln

Der Haupteindruck bleibt unverändert, dass die Capacität der Steinleute geringer ist, als die der jetzigen Bevölkerung Südeuropas. Ich wiederhole jedoch, dass diese Schätzung auf einer unvollkommenen Methode beruht. Der Horizontalumfang ist zwar der wesentlichste Faktor für die Grösse des Schädelinnenraumes, aber es wirken noch andere Faktoren, wie namentlich die Höhe, die Tiefe der Schädelgruben u. s. w. mit, so dass nur das Resultat in seinen Hauptumrissen Geltung haben dürfte.

Mit Hülfe des Horizontalumfanges lassen sich Schlüsse auf die Grösse des Gehirngewichtes machen und ich habe auch dieses Mittel herangezogen, um das oben mitgetheilte Resultat noch weiter zu prüfen.

Männer vom Schweizersbild, Grab Nr. 8,	Umfang	500 *mm*	= 1203 *g*	Hirngewicht
„ „ „ „ „ 14,	„	490 „	= 1203 „	„
Mittel d. süddeutsch. Männer nach Bischoff	„		1387 „	„
Frau vom Schweizersbild, Grab Nr. 9,	„	480 „	= 1168 „	„
„ „ „ „ „ 12,	„	505 „	= 1245 „	„
Mittel der Frauen vom Schweizersbild,	„		= 1206 „	„
Mittel süddeutscher Frauen	„		= 1237 „	„

Diese Zusammenstellung schwächt das oben erhaltene Resultat bezüglich der Frauen ab. Die Männer zeigen zwar noch den beträchtlichen Unterschied von 200 *ccm*, verglichen mit denen von heute, aber die Frauen der Steinzeit kommen den heutigen im Durchschnittsmaass sehr nahe, wenn die Bischoff'schen Zahlen mit 1237 *g* als zutreffend gelten. Nach Welcker gestaltet sich das Verhältniss des Horizontalumfanges zu dem Gehirngewicht wie folgt:

für den Mann aus Grab Nr. 8.	1251 *g*
„ „ „ „ „ „ 14.	1189 „
Mittel für die zwei Männer	1220 „
für die Frau aus Grab Nr. 9	1127 „
„ „ „ „ „ „ 12	1270 „
Mittel für die zwei Frauen	1189 „

Das Hauptergebniss bleibt auch nach dieser Berechnungsart dasselbe: Die Männer und Frauen stehen bezüglich der Capacität, wie des Hirngewichtes, hinter den entsprechenden Mittelmaassen europäischer Männer und Frauen der Jetztzeit zurück, worunter ich selbstverständlich die hochgewachsenen Varietäten verstehe. Allein dieses Resultat darf nicht als Beweis für die Theorie von der Zunahme der Capacität durch die Cultur herangezogen werden, weil zwei Schädel zu jugendlich sind, Nr. 9 und 12, der letztere überdies von einem Pygmäen stammt, und Nr. 14 zwar auch eine kleine Capacität besitzt, aber wahrscheinlich aus dem Grab 15 herrührt, das nicht der neolithischen Periode angehört. Dieser Schädel besitzt allerdings eine geringe Capacität, aber bei dem Fehlen der Skeletknochen lässt sich nicht mehr entscheiden, ob auch der Körper pygmäenhaft war.

An den vier erhaltenen Hirnschädeln der neolithischen Periode lässt sich also Folgendes feststellen: drei gehören der mesocephalen Varietät Europas an, zwei der dolichocephalen. Daraus ergiebt sich, dass an dem Schweizersbild in der neolithischen Periode zwei Varietäten des europäischen Menschen neben einander gelebt haben. Es ist ein wichtiges Faktum, das hiermit festgestellt ist, denn es beweist, dass die kleinen Gruppen und Horden schon damals nicht mehr aus einer einzigen Varietät bestanden, sondern wenigstens an diesem Ort schon zweierlei Elemente in sich aufgenommen hatten. Die Analyse der Hirnkapseln ergab ferner, dass die Capacität eine kleine ist und ansehnlich unter derjenigen der Europäer von heute steht. Dieses Ergebniss hängt damit zusammen, dass theils Pygmäen-, theils Kinder-

schädel erhalten sind, das überlieferte Schädelmaterial überhaupt sehr unvollkommen ist.

An die Beschreibung der Hirnkapseln der Steinmenschen schliesse ich die Beschreibung des Schädels aus der Metallzeit an, der sich in dem Grab Nr. 4 befand. Manches über ihn findet sich schon im Protokoll über den Inhalt der Gräber aufgeführt

Schädel aus der Metallzeit.

Er ist mesocephal, Längenbreitenindex 78,0, Alter etwa 13 Jahr, kräftig entwickelt, doch überschreitet weder er noch überschreiten die wenigen vorhandenen Skeletknochen das Maass von Kindern von 13 Jahren. Ein Vergleich mit den Knochen eines gleichalterigen Jungen aus der Basler anatomischen Sammlung zeigt dies aufs Deutlichste. Ich hebe diese Thatsache hervor, weil vor einigen Jahren wieder die Vermuthung ausgesprochen wurde, ein Riesenkind sei aus einer prähistorischen Fundstätte an der Grösse des Unterkiefers erkannt worden. Selbstverständlich knüpfte daran sofort wieder die alte und festgewurzelte Vorstellung an, dass die früheren Menschen aussergewöhnlich grosse und starke Leute gewesen seien. Die Vermuthung ist dann nach ziemlich umfangreicher Discussion durch Virchow (Nr. 53) dahin entschieden worden, dass es sich lediglich um eine Zahnretention bei einem Erwachsenen gehandelt habe, welche das Aussehen eines kindlichen Kiefers vortäuschte.

Bei historischen, wie prähistorischen Schädeln hat das Auftreten theromorpher Bildungen oder einzelner Abnormitäten, wie Persistenz der Stirnnaht, das Vorkommen von Schaltknochen, ein erhöhtes Interesse. Die Schädel vom Schweizersbild sind in dieser Hinsicht beinahe als normal zu bezeichnen. Das Pterion zeigt nirgends eine abnorme Verbindung zwischen Schläfen- und Stirnbein, es giebt keine Persistenz der Stirnnaht, keinen Torus occipitalis, kein Os malare bipartitum und keine Stenokrotaphie. Nur zwei Eigenthümlichkeiten sind zu verzeichnen: die Frau Nr. 9 hat eine flache, nach unten gegen das Foramen magnum sich verbreiternde Fossa vermiana, und die Frau Nr. 12 besitzt links und rechts zwei kleine symmetrische Schaltknochen und an der Spitze des Occiput ein nur halbseitig (rechts) entwickeltes Os interparietale.

B. Gesichtsskelet.

a) Gesichtsskelet der Männer.

Die beiden Männer aus Grab Nr. 8 und 14, welche mesocephal waren, zeigen auch übereinstimmende Bildung des Gesichtsskelets. Beide haben einen breiten Nasenfortsatz des Stirnbeins, wodurch die Augendistanz gross wird, ähnlich wie bei Fig. 3. Beide Männer haben dabei eine flach verlaufende Sutura naso-frontalis, welche einen flachen und platten Nasen-

rücken zur Folge hat. Denn sowohl die Nasenbeine, als die Stirnfortsätze des Oberkiefers sind dadurch gezwungen, sich in einer frontalen Fläche neben einander zu reihen, so wie in Fig. 3. Eine andere Aneinanderfügung ist aus anatomischen und mechanischen Gründen nicht möglich. Man kann desshalb sagen: die Abbildung dieses Europäerschädels vergegenwärtigt uns den Bau des Gesichtsskelets bei den beiden Männern des Steinvolkes am Schweizersbild. Der Nasenfortsatz von Nr. 14 ist etwas breiter, als der aus Grab Nr. 8, weil der Schädel im Ganzen stärker entwickelt ist, sonst besteht jedoch vollkommene Uebereinstimmung. Da bei Nr. 8 von den anstossenden Nasenbeinen nichts und bei Nr. 14 nur ein kurzes Stück auf der rechten Seite erhalten ist, so bleibt für die Beurtheilung der Form dieser Skeletpartie lediglich der Vergleich mit übereinstimmenden Formen der Jetztzeit. Der Nasenfortsatz des Stirnbeins bildet in Fig. 3 einen derben Wulst, der wie ein rundliches Gesims vorspringt, während die Nasenwurzel tief einsetzt. Dieselbe Erscheinung kehrt bei beiden Männern wieder, bei Nr. 14 stärker, als bei Nr. 8. Die Nasenbeine sind bei den europäischen Menschenrassen mit breiter Nasenwurzel kurz (vergl. die Fig. 3) und überdies eingebogen, wodurch eine eingebogene Nase am Lebenden hervorgerufen wird. Es hängt dies mit den oben geschilderten Eigenschaften des Nasenfortsatzes zusammen, wie man sich leicht durch Vergleichung entsprechender Gesichtsschädel aus europäischen Sammlungen überzeugen kann. Selbstverständlich sind diese Verhältnisse auch schon anderen Beobachtern aufgefallen. J. Ranke bildet diese Form der Nase in natürlicher Grösse von einem bayerischen Schädel ab (Nr. 34) mitsammt dem ganzen Skelet des Obergesichts. Auch da kehren dieselben Eigenschaften wieder, die so eben im Anschluss an die Leute aus der Steinzeit erwähnt wurden. Eine andere Abbildung ist dann von Mingazzini (Nr. 29) gegeben worden, welche mit meiner Fig. 3 so vollkommen übereinstimmt, dass man glauben könnte, ein und dasselbe Original habe ihm und mir vorgelegen. Seine Fig. 2 stellt aber das Nasenskelet eines Schädels aus dem anatomischen Museum zu Rom und nicht zu Basel, ebenfalls in natürlicher Grösse, dar und repräsentirt, wie er sich ausdrückt „la forma antropina tipica", und auch da verläuft die Sutura naso-frontalis flach, der Processus nasalis ossis frontis ist breit, die Augendistanz gross, der Nasenrücken breit und eingedrückt und die Stirnfortsätze des Oberkiefers frontal gestellt. Damit scheint mir die Annahme hinreichend begründet, dass beide Männer am Schweizersbild kurze und breite, etwas eingedrückte Nasen hatten, wie sie noch heute vorkommen, und dass sie durch ein Nasenskelet bedingt sind, dessen Einzelheiten eben erwähnt wurden. Von dem Schädel Nr. 8 ist übrigens noch der Zahnbogen, ein Theil des Gaumens und der untere Rand des Naseneinganges erhalten. Dieses Fragment des Oberkiefers lässt eine annähernde Bestimmung der Weite des Nasenein-

ganges zu, der 25 *mm* beträgt, d. i. nur um $1^1/_2$ *mm* weniger, als der in Fig. 3 abgebildete Naseneingang. Im Anschluss an Alles das, was eben vorgebracht wurde, und aus dem Vergleich mit anderen europäischen Schädeln derselben Form ist man berechtigt zu sagen, dass der Mann vom Schweizersbild aus dem Grab Nr. 8 eine weite, fast viereckige Nasenöffnung besass, wie die Fig. 3. Auch Fossae praenasales sind bei ihm vorhanden, jedoch nicht so deutlich, wie in Fig. 3; denn bei dem Mann aus Grab Nr. 8 hat sich der Nasenstachel entwickelt und die beiden Gruben haben sich reducirt, während das bei dem Basler und dem Römer nicht der Fall ist. —

Gehen wir nun zur Betrachtung des harten Gaumens über.

Der Gaumen ist weit und kurz, der hintere Abschnitt zwar defect, aber da der Zahnbogen erhalten ist, lässt sich die Länge des Gaumens genügend scharf abschätzen.

Der Gaumenindex beträgt 88.8, ist also brachystaphylin, — eine Eigenschaft, die bei allen europäischen Schädeln wiederzufinden ist, sobald sie ein platyrrhines Nasenskelet besitzen und die übrigen Eigenschaften einer typischen Form an sich tragen, auf die noch in den nachfolgenden Zeilen hingewiesen werden soll.

Zu diesen Eigenschaften gehört auch ein niedriger Körper des Oberkiefers und des Zahnbogens. In dem vorliegenden Fall, Grab Nr. 8, beträgt die Höhe von der Spina nasalis anterior bis zu der Ebene des Alveolarrandes nur 18 *mm*, eine Höhe, welche mit anderen Schädeln derselben Form übereinstimmt.

Der Augenhöhleneingang ist bei dem Schädel aus dem Grab Nr. 8 dadurch erkennbar, dass an dem Stirnbein noch ein kleines Stück des Wangenbeines miterhalten geblieben war. Dadurch ist die Hälfte des Augenhöhlenrandes umgrenzt. Die Form der Umgrenzung ist, soweit sie erhalten, eckig, der obere Rand verläuft gerade, an dem Nasenfortsatz des Stirnbeines sinkt dann der Contour nach Bildung des inneren oberen Augenwinkels senkrecht herab, und dasselbe ist auf der äusseren Seite der Fall, um dann den unteren äusseren Augenwinkel herzustellen. Die absteigende Linie ist in der Mitte etwas gebaucht. An der unteren, von dem Wangenbein gebildeten Ecke zeigt eine kleine Knochenspitze, welche von dem Augenhöhlenrand übrig geblieben ist, deutlich den Weg, den der Rand genommen hat. Mit Hülfe dieser Anhaltspunkte wurde die Breite und die Höhe der Orbita festgestellt, und daraus ein Augenhöhlenindex von 77.3 berechnet, der nach der rassenanatomischen Terminologie als chamaekonch bezeichnet wird. Diese Form kommt bekanntlich in Europa in sehr charakteristischer Ausbildung vor, wie die Fig. 3 ergiebt, die einen chamaekonchen Orbitaleingang erkennen lässt.

Der Gesichtsschädel des Mannes aus dem Grab Nr. 14 wurde bezüglich des Nasenfortsatzes schon geschildert und die Uebereinstimmung mit dem Schädel aus dem Grab Nr. 8 betont. Auch er hatte, wie dort aus-

führlich erwähnt, ein breites, kurzes Nasenskelet. Nachdem das Stirnbein erhalten ist, wird auch der obere Rand der Augenhöhle der Beurtheilung zugänglich. Er verläuft gerade nach auswärts und biegt nach verhältnissmässig langem Verlauf erst nach abwärts um, ebenso wie dies von dem Fragment aus dem Grab Nr. 8 geschildert wurde. Obwohl von dem Gesichtsschädel (Mann aus dem Grab Nr. 14) sonst nichts erhalten ist, als die eben erwähnten Ränder, stehe ich bei der frappanten Uebereinstimmung mit dem Schädel Nr. 8 nicht an, zu erklären, dass er wenigstens im Obergesicht ebenso gebaut war, wie sein Zeitgenosse. Ich berufe mich dabei, abgesehen von den beigebrachten Belegen, namentlich wieder auf die übereinstimmenden Abbildungen bei Mingazzini und Ranke, denen ganz andere Schädel aus ganz anderen Gebieten vorgelegen haben. An sich sind ja platyrrhine Nasenskelette und chamaekonche Orbitae längst bekannt, wichtig ist aber hier der Hinweis, dass sie sich gegenseitig bedingen, sobald man typischen Formen gegenübersteht, und zwar so, dass nach meiner Erfahrung bei dem Vorkommen eines solchen Merkmales auf das Vorkommen auch der anderen geschlossen werden darf. Ich habe mehrere Schädel beschrieben, bei denen diese Uebereinstimmung der Merkmale besteht. Die Folge des Zusammenwirkens eines kurzen, platyrrhinen Nasenskelets, niedriger chamaekoncher Augenhöhlen, eines kurzen Oberkiefers sind dann weit abstehende Wangenbeine und phanerozyge Jochbogen. Dadurch entsteht aber ein kurzes und breites Gesicht, das als chamaeprosop bezeichnet wird (Nr. 21 und 23). So ist es heute bei Cultur- und Naturvölkern, sofern man nicht Kreuzungsproducte vor sich hat, und so war es schon in der paläolithischen Periode, wie der eine Schädel von Cro-Magnon beweist, und so auch bei den zwei Männerschädeln aus der neolithischen Periode am Schweizersbild.

Beide hatten ein breites (chamaeprosopes) Gesichtsskelet, also Stumpfnase, breiten Ober- und Unterkiefer.

b) Gesichtsschädel der Frauen.

Bei der mesocephalen Frau aus dem Grab Nr. 9 ist leider der Nasenfortsatz des Stirnbeines vollständig abgebrochen, so dass sich über diesen für die Stirn, wie für das Gesicht gleich bedeutungsvollen Abschnitt nichts mittheilen lässt. Dagegen ist ein ansehnlicher Theil des Oberkiefers vorhanden.

Die Einzelheiten dieses Oberkieferfragmentes sind folgende: Der Naseneingang ist schmal, freilich nur auf einer Seite erhalten; denkt man sich die andere Hälfte hinzu, oder wiederholt man auf dem Papier das Spiegelbild der vorhandenen, so ergiebt sich die nämliche Form, die in Fig. 2, freilich von einem Manne, dargestellt ist und die allgemein als eine schmale

Nase, als leptorrhin bezeichnet wird. Verfolgt man die Einzelheiten eines solchen Nasenskelets weiter, so ergiebt sich, dass der Nasenrücken schmal ist, denn die Nasenfortsätze des Oberkiefers sind seitlich gestellt, d. h. sie sehen mit ihrer äusseren Fläche nicht nach vorn, wie bei der platyrrhinen Nase, sondern in gleicher Richtung, wie die Schläfenfläche des Schädels. Die Nasenbeine liegen nicht platt, sondern bilden mit den oben erwähnten Fortsätzen ein steil ansteigendes Dach, das sich oben durch eine Naht verbindet, welche gleichzeitig den höchsten Punkt des Nasenrückens bezeichnet. Die Sutura naso-frontalis verläuft dieser Anordnung entsprechend und bildet einen hohen Bogen, der sowohl von vorn, als von der Seite bemerkbar ist und der namentlich durch Nebeneinanderstellung mit dem breiten Nasenskelet an Deutlichkeit gewinnt. Erwägt man diese Umstände, ferner die Thatsache, dass bei Mingazzini und Ranke die nämlichen Formen ebenso charakteristisch vorkommen, wie z. B. an manchen Abbildungen der Crania helvetica von His und Rütimeyer (Nr. 16) oder der Crania britanica von Davis und Thurnam (Nr. 14), so dürfte selbst dieses unbedeutende Fragment aus dem Grab Nr. 9 genügen, um zu dem Schluss zu berechtigen, dass dieses Weib der neolithischen Periode eine schmale, hohe Nase besass von der nämlichen Form, wie noch heute unzählige Frauen und Männer Europas.

Die untere Hälfte des Augenhöhlenrandes ist in solcher Ausdehnung erhalten, dass deutlich eine gerundete Form derselben bemerkbar ist. Es sind nicht gerade Ränder, welche den Eingang begrenzen, sondern deutlich concave.

Was den Gaumen betrifft, so ist er schmal, wie der Körper des Oberkiefers und der Zahnbogen. Dies geht aus dem Gaumenindex hervor, der unten angeführt werden soll. Vorher möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass alle diese Formen gracil sind, was namentlich bei der Betrachtung des Wangenbeins auffällt, das seitlich gestellt ist, wie bei zart geformten Schädeln europäischer Frauen.

Mit diesen Formen des Oberkiefers stimmen auch die Formen des Unterkiefers überein. Er ist zierlich geformt, hat einen kleinen medianen Kamm, der auf der Protuberantia mentalis ausläuft, zu beiden Seiten Fossae mentales und eine concave vordere Fläche des Körpers, bedingt durch ein etwas vorspringendes Kinn. Hinten reicht die Linea mylohyoidea bis zur Spina mentalis; die Insertionen der Musculi digastrici sind sehr deutlich, ebenso jene flachen Gruben, welche von der Anlagerung der Glandulae sublinguales herrühren.

Indices am Gesichtsschädel Nr. 9, soweit der Erhaltungszustand eine Abnahme der Maasse gestattete:

Nasenindex . . . . 46,5 = leptorrhin.
Gaumenindex . . . . 77,7 = leptostaphylin.

Die Maasse des Unterkiefers siehe in dem Protokoll S. 195.

Gesichtsschädel der dolichocephalen Pygmäenfrau (Grab Nr. 12).

Die Zusammensetzung des Gesichtsschädels ist soweit gelungen, dass Länge und Breite des ganzen Gesichtsskelets und des Obergesichtes mit Sicherheit festgestellt werden konnten. Links fehlt zwar das Nasenskelet, ein beträchtlicher Theil der Augenhöhle und des Oberkiefers, sowie die tiefen angrenzenden Partien, aber rechts sind die Augenhöhle und der Stirnfortsatz des Oberkiefers erhalten, so dass der Augenhöhlenindex und der Nasenindex festgestellt werden konnten. Unter solchen Umständen lassen sich die Hauptmerkmale des Gesichtsskelets durch eine vollständige Zahlenreihe ausdrücken:

Gesichtsindex, leptoprosop	mit	102,7
Obergesichtsindex, desgleichen	„	56,4
Nasenindex, leptorrhin	„	44,4
Augenhöhlenindex, hypsikonch	„	86,8
Gaumenindex, leptostaphylin	„	80,0

Diese Indices geben die ausgesprochenen Merkmale eines langen Gesichtes. Die Nase war hoch und schmal, die Sutura naso-frontalis hoch gewölbt verlaufend, wie bei der Frau aus dem Grab Nr. 9 und wie bei dem leptorrhinen Nasenskelet in Fig. 2; die Augenhöhleneingänge überdies weit geöffnet, wie bei der hypsikonchen Augenhöhle Fig. 2. Wer einmal seinen Blick für die Wahrnehmung dieses Verhaltens geschärft hat, bemerkt bald die beträchtlichen Unterschiede bei der breiten und niedrigen Gesichtsform (Fig. 2 und 3). Sie lassen sich übrigens selbst am Lebenden wiederfinden und durch die Haut erkennen. Die ganze Umgebung des Auges ist dabei verschieden nach diesen beiden Formen der Augenhöhle. Der Gaumenindex des Schädels Nr. 12 steht an der Grenze derjenigen Kategorie, in welche die schmalen Gaumenarten eingereiht werden. Dies rührt von der grösseren Breite des Zahnbogens her, die übrigens schon von aussen hervortritt. Dieser Umstand ist auffallend, weil etwas Prognathie besteht, die sonst breite Gaumen verlängert. Eine Eigenschaft des schmalen Gaumens ist zwar vorhanden, die ansehnliche Tiefe im Vergleich zu dem flachen Verhalten des breiten Gaumens, aber diese Tiefe ist doch nicht im Stande, die weite Ausladung des Zahnbogens am Oberkiefer auszugleichen, der auch der Zahnbogen des Unterkiefers und damit der Unterkiefer selbst folgen müssen.

Die Maasse des Unterkiefers sind:

Höhe des Unterkiefers in der Medianlinie	31 *mm*
„ vor dem ersten Praemolaren	29 „
„ der Fortsätze zwischen der Incisur	44 „
„ des Processus coronoides.	55 „
„ „ „ condyloides	60 „
Distanz der Unterkieferwinkel	81 „

Der Körper des Unterkiefers zeigt die schon oben bei Grab 9 aufgeführten Einzelheiten, doch sind sie schwächer ausgeprägt. Daraus und aus dem breiten Zahnbogen des Ober- und Unterkiefers schliesse ich, dass

diese pygmäenhafte Frau nicht mehr ganz reiner Abstammung war. Irgend ein Vorfahre hat nach meiner Meinung der breitgesichtigen Rasse der Pygmäen angehört und auf die Nachkommen eine Verbreiterung des Zahnbogens übertragen.

Der einzige Schädel vom Schweizersbild, der mit einiger Sicherheit als zugehörig zu dem Skelet eines Pygmäen bezeichnet werden kann, ist der eben geschilderte aus dem Grab Nr. 12. Und dennoch kann ich einige Bedenken selbst über diesen Frauenschädel nicht unterdrücken und muss die leider nicht mehr lösbare Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht auch in diesem Falle eine Verwechselung stattgefunden habe, ähnlich, wie sie zwischen den Skeletresten der Gräber Nr. 14 und 15 angenommen werden muss.

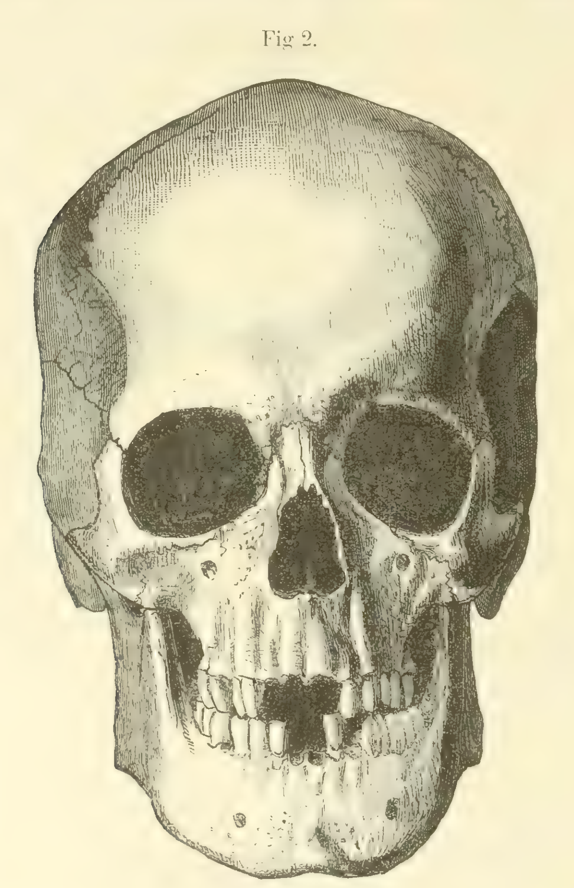
Meine Bedenken sind durch die Grösse des Schädels und die Kleinheit des Skelets hervorgerufen. Das Skelet gehört zu den kleinsten unter den drei am Schweizersbild gefundenen. Es misst nur 1355 *mm*; nach Manouvrier (Nr. 28) und nach Rollet (Nr. 40) betrüge die Körperhöhe gar nur 1318 *mm*. Es ist unter allen, bis jetzt aus Europa bekannt gewordenen, das kleinste, denn die von Dr. Mantia in der Provinz Girgenti gemessenen Pygmäen sind alle grösser. Unter solchen Umständen darf man auch einen kleinen Schädel voraussetzen. Trotz der von mir vorgenommenen Reduktion der Zahlen wegen der post mortem entstandenen Verdrückung der Hirnkapsel erscheint dieselbe noch immer etwas zu gross und das Gesicht zu lang für einen typischen Abkömmling der Zwergrassen. Nach Allem, was ich bis jetzt von Pygmäenschädeln gesehen habe, sollte der zu einem so kleinen Skelet gehörige Schädel kleiner sein, als der vorliegende aus dem Grab Nr. 12, obwohl ich andererseits anerkennen muss, dass die Beurtheilung der relativen Grösse, ja schon die Vergleichung an sich durch den fragmentarischen Zustand des Objektes ganz beträchtlich erschwert ist. —

Tab. 3. Indices der Gesichtsschädel.

Herkunft: Schweizersbild	Grab Nr.	Gesichtsindex	Obergesichtsindex	Nasenindex	Augenhöhlenindex	Gaumenindex	Kategorie
Neolithische Periode	8	—	—	—	77.3	88,3	Hochgewachsene Varietät, mesocephal
desgl.	9	—	—	46,5	—	77.7	Pygmäe, mesocephal
desgl.	11	—	—	—	—	100,0	Kind, hyperdolichocephal
desgl.	12	102,7	56,6	44.4	86.8	80,0	Pygmäe, dolichocephal
Metallzeit	4	73.9	46.9	64,8	66,6	95.7	Kind, mesocephal

Während die erwähnten Röhrenknochen der Gräber 2, 12 und 14 unzweifelhaft von Abkömmlingen der Zwergrassen herrühren, lässt sich dies bezüglich der Schädel nicht mit gleicher Bestimmtheit sagen, weil eben an dem Schweizersbild Vertreter der grossen Rassen und Vertreter der Pygmäen neben einander lebten. Bezüglich der Pygmäenschädel ist also das Ergebniss der Ausgrabungen am Schweizersbild wenig befriedigend und die Hoffnung, den wichtigsten aller Skeletabschnitte eingehend studiren

Fig 2.



Moderner Gesichtsschädel aus der Basler anatomischen Sammlung.

zu können, beruht auf der Entdeckung der europäischen Zwergrassen aus der Jetztzeit. Dieser Umstand veranlasst mich, die Maasse eines Pygmäenschädels hier mitzutheilen, den ich der Güte des Herrn Collegen Sergi verdanke und der alle Eigenschaften eines Pygmäenschädels besitzt, vor Allem jenen Grad von Kleinheit, der nicht auf pathologischer, sondern auf rassenanatomischer Grundlage beruht.

Bevor ich an die Aufzählung der Eigenschaften gehe, ist jedoch eine Vorbemerkung unerlässlich. Unter den Pygmäen Europas finden sich

nach den Erfahrungen Sergi's Dolicho-, Meso- und Brachycephalen (Nr. 43, S. 16), welche wiederum, wie die grossen europäischen Varietäten, breite oder schmale Gesichter besitzen können. Wenn diese Erfahrungen sich für ganz Europa bestätigen, so wiederholt sich innerhalb der Zwergrassen das Bild in überraschender Weise, das die Zusammensetzung der hochgewachsenen Rassen bietet. Waren diese Zwergrassen die Vorläufer der grossen Rassen, wie dies allem Anschein nach der Fall ist, dann stellen sie ein Zwischenglied der Menschheit dar, das die Kluft zwischen uns und noch weiter zurück-

Fig. 3.



Moderner Gesichtsschädel aus der Basler anatomischen Sammlung.

liegenden Stammeltern wenigstens theilweise ausfüllt, und der Stammbaum des europäischen Menschen erhält eine reichere Zusammensetzung, als dies jemals früher geahnt wurde.

Der mir von Herrn Sergi überlassene Pygmäenschädel ist ein Abkömmling der Steinzeitform der langköpfigen Breitgesichter. Er kommt aus einem Friedhofe Messinas, besass wahrscheinlich, wie die meisten jetzt noch lebenden Pygmäen Siciliens, eine dunkle Haut, dunkle Augen und dunkle Haare. Die Hirnkapsel ist dolichocephal, mit einem Index von 73,5, sie ist ansehnlich hoch, wie die einzelnen Indices ergeben, die in

Tab. 4 aufgeführt werden, und an ihr sitzt ein breites Gesicht, das in allen Einzelheiten den vollkommensten Gegensatz zu dem neolithischen Pygmäen vom Schweizersbild aus dem Grab Nr. 12 bildet, der ein langes Gesicht hatte mit enganliegenden Wangen- und Jochbeinen und langer Nase. Bei dem Sicilianer sind dagegen die Wangen- und Jochbeine vorstehend, das Nasenskelet kurz, hyperplatyrrhin, der Gaumen in einem ausserordentlichen Grade breit, hyperstaphylin, die Augenhöhleneingänge überraschend weit und dabei mesokonch mit einem Index von 83,7.

Tab. 4. Schädelmaasse von Europäern.

Absolute Messzahlen	Grosse Rasse	Messina-Pygmäe	Schweizersbild-Pygmäe (Grab Nr. 12)	Indices	Grosse Rasse	Messina-Pygmäe	Schweizersbild-Pygmäe
Capacität	1460	1031	1207	—	—	—	—
Gerade Länge des Schädels	191	162	170	—	—	—	—
Grösste Breite des Schädels	141	119	125 (?)	—	—	—	—
Höhe	150	130	126	Längenbreitenindex	73,8	73,5	71,4
Stirnbreite	104	88	89	Längenhöhenindex	78,3	80,2	73,5
Circumferenz	533	468	505	Breitenhöhenindex	100,0	91,0	99,1
Gesichtshöhe	88	—	110	Gesichtsindex	61,9	—	102,7
Obergesichtshöhe	60	53	64	Oberkieferindex	42,3	44,4	56,4
Jochbogendistanz	142	120	113	Orbitalindex	77,5	83,7	86,8
Breite der Orbita	40	37	38	Nasenindex	51,0	60,2	44,4
Höhe der Orbita	31	31	33	Gaumenindex	82,7	118,4	80,0
Länge der Nase	49	41	45	—	—	—	—
Breite der Nasenöffnung	26	25	20	—	—	—	—
Gaumenlänge	52	38	50	—	—	—	—
Gaumenbreite	43	45	40	—	—	—	—
Länge der Basis	110	81	—	—	—	—	—
Länge des Occiput	81	51	—	—	—	—	—

Die Gegensätze zwischen der Gesichtsbildung des Zwergsicilianers aus der Jetztzeit und des Zwergschweizers aus der neolithischen Periode sind ebenso gross, wie diejenigen, die sich bei den hochgewachsenen Rassen Europas finden, wenn wir ein langes und ein breites Gesicht neben einander betrachten. Die Zahlen, welche in der Tabelle 4 neben einander gestellt sind, lassen Einiges von dem Grössenunterschiede zwischen den Zwergrassen und den herrschenden Rassen von heute erkennen, selbstverständlich aber nur dann, wenn die *absoluten Zahlen* verglichen

werden. In der ersten Columne stehen die Schädelmaasse eines Mannes der grossen europäischen Rasse, in der zweiten diejenigen des Zwergsicilianers, in der dritten diejenigen des Pygmäen vom Schweizersbild. Ich greife einige der absoluten Zahlen heraus, wobei ich bemerke, dass sie sich auf den hochgewachsenen Europäer beziehen, der zu den langköpfigen Breitgesichtern gehört, und auf den Zwergsicilianer, der ebenfalls dolichocephal ist und ebenfalls ein breites Gesicht besitzt. Die Capacität ist bei dem einen 1460 *ccm*, bei dem andern nur 1031 *ccm*. Der Zwergsicilianer hat also um 400 *ccm* weniger Schädelcapacität, als der Vertreter der grossen Rasse (beide mit Schrot gemessen). — Die gerade Länge des Schädels beträgt bei dem einen 191 *mm*, bei dem andern nur 162 *mm* u. s. f. Dieser Gegensatz, der in den Zahlen erkennbar ist, kommt auch noch durch naturgetreue Abbildungen zum Ausdruck, sobald z. B. diese Schädel neben einander gestellt und photographirt werden. Eine genaue Zeichnung nach solchen Photographien lässt noch deutlicher, als Zahlen, den Grössenunterschied hervortreten.

c) Zwei Unterkiefer aus der neolithischen Schicht am Schweizersbild und ihre Bedeutung für die Beurtheilung der europäischen Menschenrassen von Einst und Jetzt.

In dem Protokoll wurde schon erwähnt, dass an einer Stelle, die in dem Fundbericht als Grab Nr. 3 bezeichnet ist, 3 Unterkieferfragmente zum Vorschein kamen. Zwei stammen von Erwachsenen, eines von einem etwa fünfjährigen Kinde. Die Fragmente der Erwachsenen verdienen eine besondere Beschreibung, weil sie sehr verschieden geformt sind. Es rührt dies davon her, dass sie zwei verschiedenen europäischen Varietäten angehören.

Das eine Fragment besteht aus dem mittleren Theile des Unterkieferkörpers, an dem die rechte Hälfte in grösserer Ausdehnung erhalten ist, als die linke. Die rechte enthält noch die Schneidezähne, den Caninus, den ersten Praemolaren und den ersten und zweiten Mahlzahn. Die vorderen Zähne sind stark abgeschliffen, was auf ein etwa 40- bis 50jähriges Individuum hinweist. Die Höhe des Fragmentes beträgt in der Medianlinie, mit Ausschluss der Zähne, 31 *mm*. Ich vermuthe daraus und aus dem Vergleich mit anderen Skeletten, dass die Körperhöhe des Mannes vom Schweizersbild etwa 1600 *mm* betragen habe.

Die Formen sind durch folgende Einzelheiten ausgezeichnet: Die vordere Fläche besitzt in der Mitte einen „medianen Kamm“, der oben spitz ausläuft, nach unten zu sich jedoch verdickt und auf der Protuberantia mentalis endigt. Zu beiden Seiten finden sich am unteren Rande jene kleinen Anschwellungen, die als Tuberculum mentale bekannt sind. Oberhalb der Protuberanz und durch dieselbe getrennt finden sich zwei seichte

Gruben, welche Kinngruben, Fossae mentales, heissen. Eine Vergleichung dieser Eigenschaften des Fragments mit Unterkiefern der Jetztzeit, welche zu Langgesichtern wie Fig. 2 gehören, zeigt deutlich eine grosse Uebereinstimmung. Die Fig. 2 stammt von einem europäischen Schädel mit langem Gesicht, den ich schon früher einmal abgebildet habe (Nr. 4). Ich halte bei der Uebereinstimmung der beiden Unterkiefer deshalb den Schluss für berechtigt, dass das Individuum aus der neolithischen Periode ebenfalls ein langes Gesicht von europäischem Schnitt besass.

Die beiden Unterkieferkörper stimmen jedoch nicht nur bezüglich der vorderen Fläche mit einander überein, sondern auch bezüglich der hinteren (lingualen) Fläche. Die Unterkiefer der Langgesichter besitzen nehmlich eine Linea mylohyoidea, die bis in die Nähe der Spina mentalis interna hinabreicht. Der Sulcus mylohyoideus, der unter der Linie liegt, reicht herab bis dicht an die Fossae digastricae, in denen sich die vorderen Bäuche der Musculi digastrici befestigen; dazwischen haben sie einen einfachen Stachel, Spina mentalis (interna), welcher aufwärts selten eine Zweitheilung bemerken lässt. Zu beiden Seiten dieses Stachels, höher als die Fossae digastricae, finden sich die Fossae mylohyoideae (M. J. Weber), in welchen der Vorderrand der Unterzungendrüse liegt. Diese Eigenschaften, welche auch bei dem Fragment aus dem Grab Nr. 3 vorkommen, betrachte ich als weitere Belege, dass es von einem Manne mit langem, schmalem Gesicht stammt, wie sie noch jetzt in Europa in grosser Zahl zu finden sind.

Bei dem dürftigen Erhaltungszustand der Schädel in der Niederlassung am Schweizersbild ist es ein Gebot der Pflicht, selbst die Fragmente einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, seien sie auf den ersten Blick auch noch so unscheinbar, wie das vorliegende. Bei weiterem Zusehen ergiebt auch ein solches Fragment durch Vergleichung werthvolle Aufschlüsse. In unserem Falle zeigt sich deutlich, dass hier die scharf geprägten Merkmale erkennbar sind, welche die Varietäten mit schmalem Gesicht auszeichnen. Daraus ergiebt sich zu den schon oben mitgetheilten Beweisen noch ein Zeugniss mehr, dass am Schweizersbild Menschen auch der hochgewachsenen Varietäten gelebt haben mit länglichem Gesichtsschnitt, wie sie noch heute unter uns wandeln. —

Das zweite Unterkieferfragment aus dem Grab Nr. 3, das ebenfalls von einem Erwachsenen herrührt, zeigt ganz andere Merkmale. Es hat Eigenschaften, durch welche es mit dem in Fig. 3 sichtbaren Unterkieferkörper (aus der Basler anatomischen Sammlung) grosse Uebereinstimmung besitzt. Das wird sich in diesem Falle vielleicht besser beweisen lassen, wenn ich zunächst die Fig. 3 beschreibe.

Der Unterkieferkörper der Fig. 3 („chamaeprosope europäische Rasse") sitzt an einem Schädel, dessen Nasenskelet (hyper-) platyrrhin und dessen Augenhöhleneingang „chamaekonch" ist. Alle diese einzelnen Formen gehören zusammen, was für die ganze Auffassung des Unterkiefers

von Bedeutung ist. Man kann leicht bemerken, dass die feinere Modellirung der vorderen Fläche fehlt. Die Protuberantia mentalis ist lediglich eine gewölbte Verdickung des starken Kinns; der mediane Kamm ist in eine nach oben allmählich auslaufende Fläche verwandelt, die nicht, wie bei der vorerwähnten Form, kammartig an die Alveolen hinaufreicht, sondern schon auf halbem Wege aufhört. Fossae mentales sind nur angedeutet. Die Tubercula mentalia fehlen, denn die hügelartigen Verdickungen des unteren Randes sind Verstärkungen des Unterkieferkörpers, die vielleicht mit der Stellung der Eckzähne zusammenhängen. Das Kinn springt nicht vor, ladet sich nicht aus, so dass der Contour der vorderen Fläche nahezu gerade herabsteigt, ja bei manchen Exemplaren des nämlichen Gesichtsschnittes sogar zurückweicht. An der lingualen Fläche des Unterkiefers sind die Formen ebenfalls anders, als sie bei Schädeln mit langem Gesicht gefunden werden. Die Linea mylohyoidea hört schon in der Gegend des zweiten Backzahnes auf, die Fossae mylohyoideae sind kaum angedeutet. Die Fossae digastricae sind mehr breit, als tief, und die Spina mentalis ist doppelt, d. h. durch eine Vertiefung in zwei Theile geschieden. Wie auf der vorderen Seite der mediane Kamm durch die breite Curve des Unterkieferbogens zu einer Fläche auswuchs, so wird auch hinten die Grenze der früheren Symphyse auseinandergerückt und dadurch die Spina mentalis doppelt.

Die Merkmale, die hier von dem Unterkiefer eines breitgesichtigen Mannes aus der Jetztzeit beschrieben wurden, finden sich auch an dem Fragment aus der neolithischen Periode. Seine Höhe beträgt an dem vorderen Rande des ersten Molaren 28.5 *mm* (mit Ausschluss des Zahnes), er ist zwar niedriger als der des Mannes aus dem 19. Jahrhundert, aber macht dennoch auch den Eindruck des schweren und starken Knochenbaues. Die vordere Fläche ist eben so wenig modellirt; die Protuberantia mentalis, freilich nur theilweise erhalten, ist lediglich eine Verdickung des starken Kinns; die Fossae mentales sind nur angedeutet. Tubercula mentalia fehlen. Das Kinn ladet sich nicht aus, springt nicht vor. Der Contour der vorderen Fläche wird dadurch senkrecht abfallend. Auf der hinteren Fläche fehlt die Fossa mylohyoidea, die Fossa digastrica ist schwach und flach, die Spina mentalis doppelt, wie noch bei drei anderen scharf geprägten Exemplaren desselben Typus, und an dem oberen Rande sitzt eine kleine Gefässöffnung, auf die schon Virchow aufmerksam gemacht hat bei Gelegenheit seiner Untersuchung des Kiefers aus der Schipka-Höhle und des Kiefers von La Naulette (Nr. 53).

Der Kiefer von La Naulette verdient hier aber mehr als eine nur beiläufige Erwähnung, denn es ist unleugbar, dass er und das Fragment des Kiefers vom Schweizersbild und der Kiefer des Europäers aus dem 19. Jahrhundert sich ganz ausserordentlich ähnlich sehen. Ich gebe deshalb Virchow's Schilderung: „Die vordere Fläche erscheint sehr gleichmässig und flach

gerundet, sowohl in der Richtung von oben nach unten, als in der Querrichtung. Die Gegend des Kinns tritt kaum merklich hervor. Oberhalb der mentalen Wölbung biegt sich die vordere Fläche ganz wenig ein", — gerade so wie bei der von mir erwähnten Reihe. Bezüglich der umfangreichen Literatur verweise ich auf die eben citirte Abhandlung, sowie auf Broca (Nr. 10) und Topinard (Nr. 47, Élements), wo sich mehrere Abbildungen finden, freilich nur Contourlinien. Für uns genügt es, auf die Formverwandtschaft unserer chamaeprosopen Kiefer mit dem berühmten Kiefer von La Naulette hier aufmerksam zu machen. Das Fragment aus der neolithischen Periode scheint mir eine Brücke zu schlagen zwischen den Formen, die unter den noch heute Lebenden vorkommen, und dem aus der Glacialperiode uns bekannt gewordenen Bewohner Europas aus der belgischen Höhle. Es kann für Kenner der Formen des Unterkiefers der europäischen Rassen kaum ein Zweifel bestehen, dass die beiden Kieferabschnitte einer und derselben europäischen Menschenvarietät angehören. Da sie dieselben Hauptformen am Körper aufweisen, wie der Unterkiefer von La Naulette, so ist für mich wenigstens gleichzeitig eine Aufklärung über die Rasseneigenschaften jenes Mannes aus der paläolithischen Periode von La Naulette gewonnen, der zu so vielen Diskussionen über die pithekoiden Eigenschaften der ersten Europäer Veranlassung gegeben hat. Diese angeblich pithekoiden Eigenschaften kommen noch heute vor bei der chamaeprosopen Varietät der europäischen Bevölkerung, sie existirten auch in der neolithischen Periode, und hängen zusammen mit einem breiten Gesicht, stark vorspringenden Jochbogen, überhängender Stirn, welche die Augen tief beschattet, und einem Stirnwulst, der die Wurzel der eingebogenen kurzen Nase nach oben begrenzt. Es sind dies Gesichtsformen, wie sie durch die Porträts von Sokrates, Luther, van Beethoven und Darwin u. s. w. allgemein bekannt sind. Bei einer solchen Auffassung der Formen dieser Unterkiefer und bei ihrer Zutheilung zu dem chamaeprosopen Gesichtsschädel, der durch ganz Europa in alter und neuer Zeit vorkommt, kann ich jener Anschauung nicht beipflichten, die auffallende pithekoide Eigenschaften an diesem Unterkiefer von La Naulette finden will, und zwar aus dem naheliegenden Grunde, weil dieselben Unterkiefer aus der Jetztzeit noch von keinem Beobachter als pithekoid bezeichnet worden sind.

Es rührt dies offenbar davon her, dass der Unterkiefer aus der paläolithischen Periode als Beweisstück des Urmenschen viel schärfer unter dem Einfluss der Descendenztheorie beurtheilt wurde, als dies berechtigt war, jedenfalls viel schärfer, als die Unterkiefer von heute, obwohl sie genau ebenso geformt sind. Ueberdies hat sich das Auge unter der Fülle eines reicheren Materiales mehr und mehr geschärft, wir alle sind in diesen Fragen objektiver geworden, und so darf vielleicht die hier vorgetragene Ansicht jetzt Zustimmung erwarten, wenn der Unterkiefer von La Naulette und ebenso jener

aus der neolithischen Periode vom Schweizersbild und derjenige aus der Baseler Sammlung in eine Reihe gestellt werden als Theilstücke von Schädeln, welche der chamaeprosopen Varietät Europas angehören, die seit der paläolithischen Periode ihre Rasseneigenschaften noch nicht geändert hat.

Die zwei Unterkiefer vom Schweizersbild, welche von zwei verschiedenen Grundformen der europäischen Varietäten herrühren, zeigen aufs Neue, dass die Lang-, wie die Breitgesichter von uralter Herkunft sind und schon damals verschiedene Varietäten neben einander lebten.

Bei der Beurtheilung der Schädel, wie der einzelnen Fragmente, nach ihren Rassenmerkmalen müssen aber die individuellen und die sexuellen Eigenschaften ausgeschlossen werden, ebenso wie jene der physiologischen Variabilität, sollen die Formen richtig beurtheilt werden. Bewohner Italiens und Norwegens sind klimatischen Einflüssen gegenüber offenbar ganz verschieden organisirt; die einen sind an die Hitze, die andern an die Kälte gewöhnt, allein dadurch werden die rassenanatomischen Formen der Nase, der Augenhöhle, der Jochbogen u. dergl. doch nicht geändert, obwohl man es oft angenommen hat. Nur die Kreuzung rüttelt die Merkmale durch einander. An den beiden oben geschilderten Unterkiefern ist dies offenbar noch nicht der Fall gewesen, ebensowenig wie bei demjenigen von La Naulette, und daher rührt ihre Bedeutung und rechtfertigt sich die ausführliche Beschreibung der Merkmale. —

Ich erwähne nunmehr noch die Eigenschaften an dem Gesichtsschädel aus Grab Nr. 4, das aus einer späteren Zeit, aus der Metallzeit, herrührt.

Der Gesichtsschädel ist zwar ebenfalls defekt, wie bei allen anderen, namentlich deswegen, weil die knöchernen Theile der Nase fehlen, aber die übrigen Theile sind so klar geformt, dass die Haupteigenschaften deutlich erkennbar sind. Es kommt noch dazu, dass der Erhaltungszustand die Abnahme mehrerer wichtiger Maasse gestattete, die in der Tabelle der absoluten Zahlen über die Gesichtsknochen aufgeführt sind. An dieser Stelle werden nur die einzelnen Indices erwähnt mit folgenden Zahlen:

1. Gesichtsindex . . . . 73,9, chamaeprosop.
2. Obergesichtsindex . . . . 46,9, desgleichen.
3. Nasenindex, geschätzt auf . . . . 64,8, platyrrhin.
4. Augenhöhlenindex . . . . 66,6, chamaekonch.
5. Gaumenindex . . . . 95,7, brachystaphylin.

Das niedrige Gesicht und Obergesicht sind zahlenmässig erweisbar. Der Unterkiefer ist nehmlich ebenfalls vorhanden, und so ist die Berechnung dieser beiden Indices (Nr. 1 und 2) vollkommen sicher. Für

den Nasenindex ist die Entfernung von der Sutura naso-frontalis bis zur Spina nasalis anterior trotz der oben erwähnten Zerstörung dennoch messbar, auch ist soviel von dem Naseneingang noch vorhanden, dass die Breite mit dem Maassstab in der Hand abgeschätzt werden konnte. Dasselbe gilt von den Dimensionen der Augenhöhle, deren Ränder auf der rechten Seite grösstentheils erhalten sind. Die Form des Augenhöhleneingangs gleicht vollständig jenem, der in Fig. 3 sichtbar ist, sie stimmt mit der von Mingazzini und Ranke gegebenen Abbildung und mit jener an dem Alten von Cro-Magnon (siehe de Quatrefages und Hamy in den Cranica ethnica). Was endlich den Gaumen betrifft, so spricht der Index so deutlich seine breite Beschaffenheit aus, dass die Zahl an sich genügt.

Das Schlussresultat aller dieser Einzelheiten lässt sich in folgenden Satz zusammenfassen: Aus der Metallzeit fand sich am Schweizersbild im Grab Nr. 4 ein mittellanger hoher Kopf, chamaeprosop, d. i. mit breitem Gesicht, das in allen seinen Theilen nach einem und demselben Schema geformt ist. Der Gesichtsschädel sieht aus, als ob er von oben nach unten zusammengedrückt wäre: die Augenhöhlen sind niedrig und gleichzeitig breit; die Nase kurz; der Gaumen weit, der Oberkiefer dadurch ebenfalls weit ausgelegt mitsammt den Wangenbeinen und Jochbogen. Diesen gleichsinnigen Bau in den einzelnen Abtheilungen des Gesichtsskelets, der schliesslich zu einer Gesichtsform führt, in der alle Theile nach demselben Schema gebaut sind, betrachte ich als einen Ausfluss jener Erscheinung, welche Cuvier als Correlation bezeichnet hat. Das Gesetz der Correlation beherrscht die Gestalt der Thiere, wie des Menschen. Hervorragende Beispiele hat Darwin in seinem berühmten Werke über das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication angeführt. Es scheint mir wichtig, auf die bisher wenig beachtete Wirkung der Correlation am menschlichen Skelet und besonders am Kopf hinzuweisen. Im Gesicht lässt sich wegen der vielen einzelnen Abschnitte für die Aufnahme der wichtigsten Sinnesorgane und der Eingangsthore für Luft und Athmung die Correlation, wie an dem Schädel Nr. 4, nicht verkennen. Alle Theile haben in diesem Falle entsprechende Umänderungen erfahren, die ein breites Gesicht zur Folge hatten.

Eine solche gleichsinnige Art des Aufbaues der einzelnen Theile, wie sie uns bei dem Schädel aus dem Grab Nr. 4 entgegentritt, ist von mir schon wiederholt beschrieben worden, auch für Schädel mit langem Gesicht. Allein bei diesen ist das Schema des Aufbaues ein anderes: die einzelnen Theile sind in die Höhe gebaut, der Oberkiefer ist lang und schmal, die Jochbogen anliegend, der Gaumen eng und tief, die Nase hoch und lang. Diese Erscheinung prägt sich ebenfalls in den Indices aus, welche dadurch alle in die Kategorien der Hypsikonchie, Leptorrhinie und Leptostaphylinie hinaufrücken. Schädel, bei denen alle Merkmale des Gesichts — sei es

nach der Breite oder nach der Höhe — übereinstimmend gebaut sind, nannte ich nicht nur correlativ geformt, sondern auch typische oder reine Rassenschädel, weil sie eine bestimmte Grundform unvermischt zum Ausdruck bringen. Solche Schädel halte ich für die Rassenanatomie für besonders wichtig, denn sie bilden nach meiner Meinung den einzigen Maassstab, um die Merkmale einer reinen Form festzustellen und den Grad der Vermischung nachzuweisen. Sind Schädel nach den oben erwähnten Regeln geformt, wie Fig. 2 und 3, dann erscheinen sie als unvermischte Vertreter einer Grundform. Sind aber Merkmale der hohen und der breiten Gesichtsform in einem und demselben Individuum durch einander gemischt, dann kann dies doch nur dadurch geschehen sein, dass sich Vertreter dieser beiden Grundformen gekreuzt haben und dass das Resultat der Kreuzung einen Mischling ergab, bei dem z. B. hohe runde Augenhöhlen neben einer plattgedrückten Nase vorkommen können, und umgekehrt.

Die Herren Sarasin sind nicht geneigt, weder die Thatsache der Correlation, noch die Bedeutung der zwei extremen Gesichtsformen anzuerkennen. Was die Correlation betrifft, so verweise ich auf die Thatsache, dass ich mehrere im Sinne der eben geschilderten Correlation gebaute Schädel beschrieben habe, wie u. A. in Nr. 23, dass solche in der craniologischen Sammlung der Anatomie in Basel stehen und mit einiger Ausdauer ohne Zweifel in jeder grossen derartigen Sammlung zu finden sind. Offenbar gehören die schon oft erwähnten Schädel von Mingazzini und Ranke ebenfalls in diese Reihe. Aus Sergi (Nr. 44) lässt sich entnehmen, dass z. B. in der Sammlung des Professor Zuccarelli in Neapel unter 21 Schädeln sich zwei männliche correlativ gebaute finden, die langes Gesicht haben, lange Nase und weite, hohe Augenhöhlen, also den langgesichtigen Typus unvermischt in Neapel zeigen, wie andere in Rom, Basel und München.

Solche Beispiele liessen sich ohne Schwierigkeit häufen, allein die vorliegenden mögen genügen, um die Existenz der correlativen Erscheinung am Schädel in der von mir dargelegten Form auch durch die Beobachtungen Anderer zu begründen.

Was die Unterscheidung der Varietäten der europäischen Menschen nach der Form der Hirnkapsel und überdies nach der Form des Gesichtes betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, dass dies ein Fortschritt von entschiedenem Werthe ist. Die Rassenanatomie ist sehr langsam zu dieser doppelten Unterscheidung gelangt, weil sie lange brauchte, bis die Formen der knöchernen Theile des Antlitzes verstanden wurden. Bis dahin hatte man sich mit den Formen der Hirnkapsel begnügt, weil eben lange und kurze Schädel deutlich in die Augen springen. Nun ist es aber der Brauch aller unbefangenen Beobachter, schon im gewöhnlichen Leben die Individuen nach der Form des Gesichtes zu unterscheiden. Wir prägen

uns die Form der Gesichtszüge ein, nicht diejenige der Hirnkapsel; denn das Gesicht enthält die meisten Zeichen des Geschlechtes, der Familie und der Varietät. Dass wir dies so spät erst gelernt, kann das Gewicht der Thatsache nicht abschwächen, dass das Gesicht in seinen Weichtheilen, wie in seinem Knochengerüste, ebenso viele und ebenso wichtige Eigenschaften der Varietät erkennen lässt, wie die Hirnkapsel. Die Charakteristik wäre doch sehr ungenügend, wenn wir von Caesar, Goethe, Schiller oder Friedrich d. Gr. nur wüssten, sie wären Brachy- oder Mesocephalen. Und so wäre unsere ganze Vorstellung von dem Gesicht der Leute am Schweizersbild offenbar sehr unvollkommen, wenn wir nur sagen könnten, es waren eben europäische Lang- und Kurzschädel da.

Wir können uns damit kein physiognomisches Bild schaffen. Ganz anders ist doch schon die Phantasie befriedigt, wenn wir hinzusetzen können: da gab es schon Leute mit breitem und Leute mit schmalem, langem Gesicht, wie heute. Ja, es ist sogar erlaubt, die Gesichtsformen unserer nächsten Umgebung mit zum Vergleich heranzuziehen, um das Gemälde von dem Bau der Menschen zu vollenden, die damals sich am Schweizersbild ins Auge sahen. Denn die Vergleichung hat seit langer Zeit objektiven Beobachtern gelehrt, dass die Gesichtsformen der Urzeit identisch waren mit denjenigen der Jetztzeit.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Broca's, für die Charakteristik der Menschenrassen die einzelnen Abschnitte des Gesichtsschädels zuerst herbeigezogen zu haben. Er war es, der die Untersuchung des Augenhöhleneinganges, des Skelets der Nase, des Gaumens, des Ober- und Untergesichtes aufnahm, und zwar mit dem Maassstab, und nach und nach die bekannten Indices für diese einzelnen Abschnitte bei den verschiedensten Rassen aufstellte.

Er that dies in der Hoffnung, ein einziges Merkmal zu entdecken, wodurch sich die Vertreter der verschiedenen Rassen auch osteologisch, also streng anatomisch unterscheiden lassen sollten.

Diese Erwartung ist bekanntlich nicht erfüllt worden. Weder der Augenhöhlen-, noch der Nasenindex, noch irgend ein anderer waren im Stande, die natürliche Verwandtschaft der Rassen auch nur annähernd errathen zu lassen. Es kehrte die nämliche Erscheinung wieder, wie bei der Feststellung der Schädellänge durch Retzius den Aelteren. Die schwarzen Inder, die Europäer und die Fidji-Insulaner stehen z. B. bei dem Orbitalindex neben einander. Es zeigte sich deutlich, mit den einzelnen Merkmalen ist kein tieferer Einblick in die Rassenverwandtschaft zu gewinnen. Ich schlug deshalb vor, für den Gesichtsschädel im Ganzen einen ähnlichen Index zu wählen, wie dies früher für den Hirnschädel geschehen war. Hier bot sich aus anatomischen Gründen der

Gesichtsindex aus $\frac{\text{Gesichtslänge} \cdot 100}{\text{Jochbreite}}$ dar. In seinen Rahmen fallen alle die einzelnen Abschnitte des Gesichtsschädels, die als Nase, Orbita, Ober- und Unterkiefer schon längst und mit Recht beachtet waren. Dieser Gesichtsindex sollte aber durchaus nicht die einzelnen Indices überflüssig machen, sondern lediglich das Gesammtergebniss des rassenanatomischen Aufbaues an dem Skelet des Gesichtes zum Ausdruck bringen. Die Vergleichung dieses Gesichtsindex hat nun zwei Thatsachen ergeben:

1. Es giebt lange und es giebt breite Gesichter von solcher Deutlichkeit, und zwar aller Orten, dass deren Länge und Breite durch auffallend verschiedene Indices gekennzeichnet ist. Dies hat sich mehr und mehr bestätigt und die dafür vorgeschlagenen Namen sind in die Literatur aufgenommen worden.

2. Die Langgesichter entstehen dadurch, dass alle Theile des Gesichtsskelets in der Längsachse des Körpers vergrössert sind gegenüber den Breitgesichtern, bei denen die Ausdehnung nach der Querachse grösser ist. Lange Gesichter haben also schmale Nase und hohen Nasenrücken, hohen Ober- und Unterkiefer und eng anliegende Jochbogen (Fig. 2). Die Breitgesichter haben umgekehrt eine kurze, stumpfe, eingedrückte Nase, den Rücken breit, Ober- und Unterkiefer sind kurz und gehen in die Breite, die Wangenbeine treten dadurch stark hervor und die Jochbogen sind weit ausgelegt (Fig. 3). Diese Beobachtung lässt sich ebenso gut am Lebenden, wie am Schädel, machen, und dieser Theil meiner Angaben ist deshalb auch niemals bestritten worden.

Anders verhält es sich mit den Schlussfolgerungen, die ich aus diesen beiden Thatsachen gezogen habe. Der erste Satz, dass lange Gesichtsschädel bei Vertretern der reinen Rasse in allen Theilen langgeformt sein müssen, und umgekehrt, dass breite Gesichtsschädel bei Vertretern der reinen Rasse in allen Theilen breitgeformt sein müssen, ist auf Widerspruch gestossen. Denn dieser Satz enthält einmal eine petitio principii für alle, die nicht, wie ich selbst, auf dem Wege der Induction zu dem obigen Ergebniss gelangt sind, und dann hatte man nicht genugsam beachtet, dass Repräsentanten des reinen Rassentypus in den craniologischen Sammlungen ebenso selten sind, als unter den Lebenden. Schon seit vielen Jahrhunderten kreuzen sich Leute mit langem und Leute mit breitem Gesicht, wie die Blonden und die Brünetten, mit einander, und das schliessliche Resultat sind Menschen, bei denen die Merkmale der beiden Grundformen promiscue — durch einander — vorkommen.

Gerade das erschwert aber das Auffinden von Objecten in unsern Sammlungen, welche die von mir angegebenen Eigenschaften besitzen. Allein nachdem ich im Laufe der letzten Jahre immer neue bezügliche Fundstücke produciren konnte, haben sich doch die Beweisstücke so gemehrt, dass die Richtigkeit des Vorkommens solcher Formen nicht mehr

bezweifelt werden kann[1]). Nunmehr kommt aber ein anderer Einwurf. Es wird die Bedeutung der Formen des Gesichtsschädels für die Eintheilung der Rassen bestritten. Die charakteristischen Formen, die ich wiederholt hier erwähnt, halten z. B. die Herren Sarasin für die Endpunkte einer nach zwei Richtungen aus einander gehenden Variationsreihe des Schädels, und es scheint ihnen durch nichts gerechtfertigt, dieselben als Urtypen aufzufassen und ihnen eine besondere Bedeutung beizulegen (Nr. 5, S. 237 u. ff.). Einen Hauptgrund für ihren Widerspruch bildet die Beobachtung, dass eine breite und eine hohe Form des Gesichtsschädels schon bei dem Chimpanze vorkommt. Die vortrefflichen Abbildungen, die sie davon geben, lassen keinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Erscheinung, die sich auch an dem mit den Weichtheilen versehenen Kopf, an dem Körper und in der Lebensweise ausprägt, wie dies Sir W. Flower an lebenden Chimpanzen des zoologischen Gartens in London beobachten konnte (Mündliche Mittheilung). Die Zoologen unterscheiden schon längere Zeit mehrere Arten des Chimpanze, die Herren Sarasin hatten alse zwei verschiedene Arten vor sich, die sich durch breiten und durch schmalen Gesichtsschädel auszeichnen. Unter solchen Umständen ist ihr Einwurf hinfällig und meine Angaben über die extremen Gesichtsformen bleiben bestehen, ja sie werden sogar durch die vergleichende Anatomie begründet. Wären sie nur bei dem Menschengeschlecht vorhanden, so könnte man ihre Bedeutung in Zweifel ziehen; sobald sie aber in weiter Verbreitung vorkommen, dann erhalten sie einen universellen Werth für die systematische Gliederung der Menschen-, wie der Thiergeschlechter. Nun sind solche Verschiedenheiten von den vergleichenden Anatomen längst erkannt und richtig gewürdigt worden, wie z. B. bei der speciesreichen Gruppe der Rinder und Hunde. Ueberall werden diese erblich fixirten Merkmale benutzt, um die Formen von einander zu unterscheiden. Denn womit soll die Unterscheidung denn sonst möglich sein? Man sehe doch in den Werken der Paläontologen und vergleichenden Anatomen, wie z. B. Rütimeyer's (Nr. 41) nach, und man wird sehen, mit welcher Schärfe sie den Gesichtsschädel der Thiere beachten und die differentielle Diagnose darauf stützen. Die Merkmale des Gesichtsschädels des Menschen müssen in ähnlicher Weise benutzt werden. Sie sind nicht die einzigen, aber sicherlich mit die werthvollsten Anhaltspunkte für die trennende Analyse

1) Einen raschen Einblick gewähren meine Entgegnungen auf die Angriffe von Töröks. Ich habe in drei Artikeln geantwortet: 1. Verhandl. der Naturf. Ges. in Basel, VIII. Theil, S. 217. Dort ist eine Anzahl „reiner" Rassenschädel beschrieben und wurden deren Indices aufgeführt. Gleichzeitig habe ich dort den Weg aufgedeckt, auf dem v. Török zu seinem irrthümlichen Widerspruch gelangt ist. 2. Correspondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellschaft 1891, Nr. 4, 5 und 6. 3. Ebenda 1892, Nr. 1. In dem ersten Artikel habe ich auch kurz auf die Gesetze der Vererbung hingewiesen. Eine Beurtheilung der Erscheinungen der Kreuzung erfordert ein eingehendes Studium der betreffenden Literatur und vor allem des fundamentalen Werkes von Charles Darwin: Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation.

der Formen aus den alten Gräbern, bei dene alle Weichtheile fehlen, wo weder die Farbe der Haut, noch der Bau der Haare als Wegweiser verwendet werden können. Mit dem Hirnschädel allein ist kein Erfolg zu hoffen, deswegen hat sich die Rassenanatomie des Menschen jetzt auch mit besonderem Fleiss dem Studium der Formen des Gesichtes zugewendet. Nach allen Erfahrungen der Morphologie der Wirbelthiere gehen aus einer Stammform neue Formen hervor durch die zahlreichen Einflüsse, welche bei der fortschreitenden Entwickelung, bei der Descendenz, wirksam sind. Die nach verschiedenen Richtungen entwickelten Thiergeschlechter erhalten bei der einen Species breite, bei der anderen in die Länge gezogene Hirn- und Gesichtsschädel. Die vergleichende Anatomie aller Orten verwendet diese Unterschiede für die ordnende Systematik, wie für die Aufklärung des allmählichen Werdens. Warum dieselbe Methode, die sich als richtig erwiesen hat im weiten Gebiet der vergleichenden Anatomie, nicht auch für die Morphologie des Menschen Anwendung finden soll, ist nicht einzusehen.

Den in Fig. 2 und 3 abgebildeten Formen ihre fundamentale Bedeutung für die Rassenanatomie abzusprechen, käme einem schweren Verzicht gleich, an dessen Stelle kein anderes Hülfsmittel von gleichem Werth dem Beobachter zur Verfügung steht. Meine verehrten Gegner befinden sich im Irrthum, wenn sie meinen, die Benutzung des Gesichtsschädels für die Classification der Menschenrassen sei mein Verdienst, oder ich sei der Entdecker der europäischen Varietäten. Die europäischen Varietäten sind schon lange entdeckt und ein altes wissenschaftliches Erbe, und der Vorwurf, ich hätte variablen Merkmalen einen zu grossen Werth beigemessen, trifft also nicht mich allein. Die Herren Sarasin treffen damit auch die Herren Ecker, His und Rütimeyer, Hölder, Broca, Topinard, Davis und Thurnam u. s. w.; von diesen rührt in erster Linie die Unterscheidung nach den Formen des Gesichtes her.

In meinen Beiträgen zu einer Craniologie der europäischen Völker habe ich bei allen Hauptformen meine Gewährsmänner aufgeführt. So z. B. bei der dolichocephalen Rasse mit langem Gesicht heisst es, sie entspreche:

1. den Reihengräberschädeln von A. Ecker,
2. dem Hohberg-Typus von His und Rütimeyer,
3. dem germanischen Typus von Hölder,
4. der kymrischen Rasse von Broca,
5. der angelsächsischen Rasse von Davis und Thurnam,
6. den Schädeln aus der Zeit der Völkerwanderung von J. von Lenhossék u. s. w.

Diese kurze Aufzählung beweist, dass alle die genannten Forscher die nämlichen Dolichocephalen Europas in den verschiedensten Ländern gefunden und nach dem Gesichtsschädel, und beinahe lediglich nach ihm, von

anderen europäischen Dolichocephalen unterschieden haben, die hier Hügelgräberform, dort Siontypus, da mesorrhine Dolichocephalen u. s. w. genannt wurden. Die extremen Formen des Gesichtsschädels waren es, welche die oben genannten Gelehrten zu der Entdeckung der Verschiedenheiten innerhalb der Dolichocephalen Europas führten, in zweiter Reihe erst war es die Hirnkapsel, die solche Unterscheidung bietet. Meine Hauptaufgabe lag nun darin, die Angaben über die europäischen Rassen und ihre osteologischen Merkmale am Schädeldach und an dem Gesichtsskelet zu sammeln, in den verschiedenen Museen zu vergleichen, und so auf Grund der vielseitigsten Beobachtungen von Virchow, Ranke, Spengel, Lissauer und den oben genannten Gelehrten für die historischen, ethnographischen und geographischen Bezeichnungen anatomische Namen zu schaffen, um in Zukunft die endlosen Missverständnisse zu beseitigen, die nothwendig entstehen müssen, wenn jedes Land die nämliche Abart anders bezeichnet, wenn also für jede Rasse mehrere Synonyme bestehen, deren wahre Bedeutung schwer erkennbar wird. Es mag ja sein, dass alle Craniologen, die auf gleicher Bahn bisher gewandelt sind, sich geirrt haben, aber die Gründe, welche die Herren Sarasin bisher anführten, sind doch viel zu gering an Zahl und Gewicht, um die Zeugnisse so vieler Beobachter als geringfügig bei Seite zu setzen, von C. E. v. Baer herauf bis in die jüngsten Tage. Der gegen das allgemeine Verfahren ins Feld geführte Fall mit dem Chimpanze spricht übrigens, wie ich besonders betonen will, für und nicht gegen die Richtigkeit der bisher geübten Methode, welche meine Gegner ja selbst anwenden. Bei gleicher Form der Schädelkapsel haben sie die beiden Species des Chimpanze nur durch die Beachtung des Gesichtsschädels und seiner Merkmale erkannt, gerade so, wie die Rassenanatomie die Varietäten des Menschen ebenfalls auf Grund der Merkmale des Gesichtsschädels aus einander hält.

Den langen und breiten Gesichtsformen der Menschen jede Bedeutung für die Classifikation abzusprechen, steht also im Widerspruch mit den handgreiflichen Thatsachen der menschlichen, wie der vergleichenden Anatomie. Soll es denn purer Zufall sein, wenn es sich zeigt, dass die breite Form des Antlitzes zwar schon im Westen des Continentes vorhanden ist, dass sie aber gegen den Osten hin mehr und mehr an Häufigkeit zunimmt? Schon in Ostpreussen, Pommern, Böhmen, Mähren steigert sich die Zahl, in Russland nehmen aber dann die Chamaeprosopen, namentlich nach dem Norden, noch mehr zu. Diese Verschiedenheit der Bevölkerungen beruht, wie alle überzeugt sind, offenbar auf rassenanatomisch verschiedener Zusammensetzung und nicht auf bedeutungsloser Variabilität. Welche Umstände sollen es denn dahin bringen, dass gerade in Böhmen mehr Breitgesichter auftauchen, als in Württemberg oder in Bayern? Warum sollen denn hier die Langgesichter und dort die Breitgesichter mehr gedeihen

und ihre rassenanatomischen Merkmale dauernd vererben? Das vermag niemand anders zu erklären, als durch die Verschiedenheit der Varietäten, die wir zur Eintheilung heranziehen.

Ich will diese Bemerkungen damit schliessen, dass ich das Urtheil eines Beobachters anführe, der die Japaner untersucht hat, jahrelang, und, wie die Herren Sarasin, sich also vorzugsweise mit aussereuropäischen Völkerschaften beschäftigt hat. Hr. Baelz kommt ganz unabhängig von meinen Ausführungen zu folgender Ueberzeugung (Nr. 5. S. 20 I. Theil): „Man darf wohl behaupten, dass die Craniologen im Ganzen zu viel Nachdruck auf den Hirnschädel und zu wenig Nachdruck auf den Gesichtsschädel legen. Im Gesichts-, nicht im Hirnschädel liegt das Wesentliche des Rassentypus, und, wie am Lebenden, hat sich auch am trockenen Schädel der Forscher in erster Linie an das Gesicht zu halten". Und zu dieser Ueberzeugung bekennen sich ausser den schon Genannten (Mingazzini und Ranke) auch noch Henke (Nr. 17) und Holl (Nr. 18).

Das Vorkommen von mehreren Varietäten des Menschen in Europa jetzt und schon zur neolithischen Periode kann wohl Manchen überraschen. War doch die Annahme früher allgemein herrschend, dass eine Varietät nach der anderen auf europäischem Boden erschienen ist. Die älteren französischen Anthropologen und vor allen de Quatrefages (Nr. 33) verbreiteten lange Zeit ausschliesslich diese eine Hypothese, wobei stets angenommen ward, dass die später auftretende Varietät höher organisirt gewesen sei und die auf niederer Culturstufe vorhandene unterdrückt und vernichtet habe. Diese Auffassung ist jetzt zum grössten Theil verlassen, weil auf Grund der Höhlen- und Gräberforschung nachgewiesen ist, dass Europa schon seit der Glacialzeit von verschiedenen europäischen Rassen bewohnt war (Literatur hierüber siehe in Nr. 1). In der neuesten Zeit mehren sich die Beobachtungen hierüber. So berichtet Manouvrier von Fundstellen aus der neolithischen Periode in Frankreich (Crecy-sur-Morin), in denen ebenfalls Vertreter zweier und dreier Rassen gleichzeitig vorkommen (Nr. 27). Laut brieflicher Mittheilung ist dasselbe in der neolithischen Station Cave aux Fées à Bueil près Meulan, Seine et Oise, der Fall. Schon früher ist die nämliche Erscheinung durch Broca (in Nr. 27) aus den neolithischen Höhlen von Beaumes-Chaudes festgestellt worden. R. Virchow hat gezeigt, dass die belgischen Höhlenschädel sich in mindestens vier verschiedene Gruppen zerlegen lassen (Nr. 50), — kurz, die Varietäten des Menschen in Europa sind schon alt, und ihre Wanderlust nicht minder. So kam es, dass sie überall hingedrungen und sich überall genähert und mit einander gelebt haben, ebenso wie dies noch heutzutage der Fall ist. Auch am Schweizersbild waren schon die angeführten Varietäten (Fig. 2 und 3) zur neolithischen Periode vorhanden.

III. Körperhöhe.

a) Pygmäen Europas.

Schon wiederholt wurden in diesem Bericht Pygmäen erwähnt, die am Schweizersbild neben einer hochgewachsenen Varietät gefunden worden sind. In den folgenden Blättern soll die Körperhöhe der Leute von diesem neolithischen Wohnplatz besonders abgehandelt werden. Zunächst sei die Methode der Bestimmung der Körperhöhe kurz erwähnt, damit der Leser Einblick erhalte, auf welchem Wege das Ergebniss gewonnen worden ist. Schon aus dem Protokoll ging ja hervor, dass keine vollständigen Skelette vorlagen. Es musste also mit Hülfe einzelner Röhrenknochen die Körperhöhe berechnet werden. Es dienten hierfür die Oberschenkelknochen; in ein paar Fällen war es möglich, dazu auch controllirend das Schienbein und den Oberarmknochen zu verwenden.

Tabelle 5. Körperhöhe.

Herkunft	Grab Nr.	Geschlecht	Femur, gemessen nach		Körperhöhe nach			
			Broca	Manouvrier	Orfila	Rollet	Manouvrier	
Schweizersbild, neolithisch	2	♀	367	369	1380	1371	1416	Pygmäe
desgl.	12	♀	357	355	1380	1318	1355	desgl.
desgl.	14	♀	396	393	1380	1458	1500[1]	desgl.
desgl.			Mittel		1380	1382	1424	Pygmäen
Schweizersbild, Metallzeit	5	♂	453	454	1690	1657	1662	Hochgewachsene Varietät
Madeleine, paläolithisch	—	♂	458	—	1705	1680	1660	desgl.
Laugerie desgl.	—	♂	449	—	1685	1647	1650	desgl.
Cro-Magnon desgl.	—	♂	488	—	1900	1804	1750	desgl.
Beaumes-Chaudes, neolith.	—	♂	421	—	1600	1549	1600	desgl.

Es konnten nur die Oberschenkelknochen von vier verschiedenen Individuen verwendet werden, und zwar von drei Frauen und von einem Manne. Die Messung geschah mit Hülfe der Knochenmesstafel von Broca (Nr. 9). Zunächst wurde nach seiner Methode die grösste Länge des Oberschenkelknochens festgestellt und mit Hülfe des von Rollet (Nr. 40) vor-

1) S. das Protokoll über Grab Nr. 15.

geschlagenen Coefficienten und bei genauer Berücksichtigung der übrigen Vorschriften multiplicirt.

Wegen der Bedenken, welche Manouvrier gegen dieses Verfahren geäussert hat (Nr. 28), wurde die Messung der Oberschenkelknochen auch nach seiner Methode ausgeführt, wobei die Länge in der natürlichen Position (la longeur en position oblique) festgestellt wird, in der Art, dass der Knochen in jene Stellung gebracht wurde, die er bei dem aufrecht stehenden Menschen besitzt. Diese beiden Verfahren sind ungleich schärfer, als das von Humphry[1]), von Orfila u. A., allein ich habe dennoch auch das Verfahren Orfila's angewendet, um möglichste Sicherheit zu erreichen und mehrere Methoden zu vergleichen.

Die Tabelle 5 giebt ausführlich die Maasse, welche mit Hülfe der Oberschenkelknochen festgestellt wurden. Man erkennt sofort, dass darunter Körperhöhen vorkommen, wie sie nur von Zwergvölkern bekannt sind. Die Körperhöhe beträgt bei drei Skeletten zwischen 1345—1380 *mm*, nach der Methode von Orfila und Rollet gemessen. Nach der Methode von Manouvrier wurden 1424 *mm* im Mittel gefunden (Siehe Tab. 5.).

Um das Ergebniss noch schärfer hervortreten zu lassen, setze ich unter das Körpermaass der drei Pygmäen noch die Maasse anderer Zwergrassen:

Pygmäen vom Schweizersbild im Mittel	1424 *mm*		
Die Körpergrösse von 11 (reinen) Weddafrauen beträgt	1433	„	(Nr. 42)
„ „ der Akkas (nach Emin Pascha) „	1360	„	(Nr. 42)
„ „ „ Andamanfrauen (Brander) „	1370	„	(Nr. 42)
„ „ einer Buschmännin (Skelet Fritsch)	1366	„	(Nr. 15)
„ „ „ Hottentottin (Skelet Fritsch)	1350	„	(Nr. 15)

Die drei Frauen vom Schweizersbild stehen also bezüglich der Körpergrösse zwischen der Buschmännin und den Weddas.

Man wird zugeben, dass dieses Resultat der Messung sehr überraschend ist[2]).

Zu diesen drei Pygmäen kommt noch ein vierter, der in dem Grab Nr. 16 bestattet war mit den Resten eines neugeborenen Kindes (siehe das Protokoll).

Es ist nach den vorhandenen Wirbelkörpern und dem Oberarmstück, wie schon im Protokoll erwähnt, kein Zweifel, dass hier ein pygmäenhaftes Individuum bestattet war. Es ist auch, glaube ich, die Vermuthung

1) Siehe bei Topinard (Nr. 47).

2) Ich beschränke mich, wie schon der Titel dieses Abschnittes vermuthen lässt, auf die Angaben über die Körperhöhe und behalte mir eine weitere Untersuchung der Knochen des Schweizersbildes auf weitere rassenanatomische Eigenschaften vor, für welche eine Vergleichung mit Skeletten der oben erwähnten Zwergrassen unerlässlich ist, wozu hier in Basel die Gelegenheit fehlt. Ich kann nur bemerken, dass z. B. die Oberschenkelknochen der Pygmäen vom Schweizersbild nicht einfach nur verkleinerte Ausgaben der Röhrenknochen unserer grossen europäischen Varietäten darstellen, sondern eine abweichende Gestaltung in mehrfacher Hinsicht aufweisen.

auszuschliessen, dass die Oberarmknochen eines anderen Grabes zu einer Verwechselung geführt haben könnten. Die Oberarmknochenfragmente sind von einer hellgelben Farbe, während die Knochen aus den anderen Gräbern meist dunkelgrau gefärbt sind. Obwohl es in diesem Falle unmöglich ist, mit Hülfe eines vollständigen Röhrenknochens die Körperhöhe festzustellen, so ist darum doch kein Zweifel, dass noch ein viertes pygmäenhaftes Individuum am Schweizersbild bestattet worden war.

Ich habe übriges noch auf eine andere Weise Gelegenheit gehabt, die volle Gewissheit von der Pygmäennatur dieser Leute der neolithischen Periode zu gewinnen. Herr Mantegazza besitzt in seinem anthropologischen Museum zu Florenz das Skelet eines Andamanesen aus dem anatomischen Museum in Calcutta. Er hatte die Güte, mir eine eingehende Betrachtung und Messung zu gestatten, wobei mich Herr Regalia auf das freundlichste unterstützt hat. Die Provenienz des Skelets ist vollkommen sicher. Herr Mantegazza hat auf seiner Reise durch Indien das wichtige Skelet für sein Museum erworben.

Die Vergleichung der Knochen des modernen Pygmäen Oceaniens mit denjenigen der neolithischen Periode hat vor Allem die Richtigkeit meiner Berechnung der Körperhöhe bestätigt. Es wurde schon oben angedeutet, dass die berechneten Zahlen keine absolute Genauigkeit ergeben, weil individuelle, sexuelle und rassenanatomische Verschiedenheiten dabei von Einfluss sind, aber die berechneten Zahlen sind annähernd richtig und die Vergleichung in Florenz hat vor Allem gezeigt, dass meine Berechnungen keine zu kleinen Zahlen ergaben, sondern der Wirklichkeit jedenfalls ganz nahe kommen. Das geht aus folgenden Zahlen hervor:

Die Höhe des trockenen Andamanesenskelets beträgt 1485 *mm*. Da die meisten Zwischenwirbelscheiben erhalten sind, so genügen wohl 15 *mm* für den Grad der Schrumpfung. Ich setze also die ganze Höhe auf 1500 *mm* in Uebereinstimmung mit Herrn Regalia. Folgende Zahlen der Femurlänge sprechen deutlich, wobei die Femurlängen in der „Position gemessen“ sind:

	Femurlänge
Pygmäe von den Andamanen	424 *mm*
Schweizersbild, Grab Nr. 2	369 „
„ „ „ 14	393 „
„ „ „ 12	355 „

Ebenso deutlich sprechen auch die Untersuchungen Flower's an 29 Skeletten von Andamanesen: die Femurlänge bei Männern beträgt zwischen 398,7 und 393,4, bei Frauen zwischen 378,2 und 380,4. Daraus ergiebt sich eine Körperhöhe von 1431, beziehungsweise 1375 *mm*. Diese Zahlen beweisen, dass ich die Pygmäen vom Schweizersbild keinesfalls zu niedrig angegeben habe, selbst dann nicht, wenn manche Verschiedenheiten der Proportion bestehen würden.

Die Vergleichung der Schenkel- und Oberarmknochen der Pygmäen am Schweizersbild mit denen des Andamanesen haben ferner gezeigt, dass die zierliche Beschaffenheit im Bau der Röhrenknochen nicht etwa pathologisch ist, sondern ein Merkmal der Pygmäen darstellt. Die Abbildung (Fig. 4), die nach einer photographischen Aufnahme dargestellt ist, giebt die ausserordentliche Gracilität zwar nicht in vollem Maasse wieder, weil sie

Fig. 4.



Extremitätenknochen aus den Gräbern 2, 12 und 14 vom Schweizersbild, und von einem heutigen Schweizer.

nicht allein in der Breite, sondern auch in der Dicke vorherrscht. Gerade die Dickendimension ist aber in der photographischen Aufnahme, welche die Ansicht von vorn giebt, nicht erkennbar. Hr. Pfitzner bemerkte bei der Demonstration der Knochen auf dem Anatomencongress in Strassburg (April 1894) sehr richtig, die Knochen von Individuen, die durch irgend einen Degenerationsprozess kleinen Wuchs besässen, seien plumper geformt. Das ist aber gerade hier, bei den Pygmäen, nicht der Fall. Die Anda-

manenzwerge haben, wie die der neolithischen Periode am Schweizersbild, schlanke Knochen. In diesem Umstande liegt wohl ein Mittel, ächte Pygmäenskelette von anderen kleinen, durch degenerativen Prozess entstandenen zu unterscheiden. Allein es wäre vergebliches Bemühen, wie ich glaube, jetzt schon diese Unterschiede durch Messungen und Indices ausdrücken zu wollen. Die Menge des vorliegenden Materiales ist noch zu gering. Für jetzt leistet eine naturgetreue Abbildung, welche die Sonne auf die empfindliche Platte des Photographen gezeichnet hat, schon deshalb mehr, weil sie vollkommene Naturtreue gewährt. In der Autotypie Fig. 4 steht rechts neben dem Femur eines hochgewachsenen Mannes von 1660 *mm* Körperhöhe (aus dem Grab Nr. 5 vom Schweizersbild) das Femur eines Pygmäen (aus dem Grab Nr. 12); dann folgt die Tibia desselben Pygmäen neben der eines Mannes von 1820 *mm* Körperhöhe, dann der Oberarmknochen des nämlichen Pygmäen neben dem desselben hochgewachsenen Mannes.

Der Contrast erstreckt sich auch auf die kurzen Knochen, wie die Nebeneinanderstellung des Calcaneus von dem Pygmäen aus dem Grab Nr. 12 mit dem des 1820 *mm* langen Europäers und ebenso die Nebeneinanderstellung der Sprungbeine dieser beiden Individuen deutlich ergiebt.

Ein Ueberblick über die bisher untersuchten Knochenreste und die daraus berechnete Körperhöhe ergiebt also unter den 14 Erwachsenen **vier** sicher erkannte Pygmäen, die am Schweizersbild bestattet worden waren. Wahrscheinlich hat aber noch ein fünftes Individuum dort gelebt, von dem Reste in dem Grab Nr. 9 aufgefunden worden sind. Ich verweise bezüglich der Einzelheiten auf das Protokoll, aus dem hervorgeht, dass ein 16–18jähriges Wesen nur eine Körperhöhe von etwa 1150 *mm* hatte, und dass dessen Schädel eine kleine Capacität von nur etwa 1180 *ccm* besass.

Nun beträgt die Körperhöhe zwischen dem 15. und 16. Lebensjahr z. B. in Schweden im Mittel 1560 *mm*. Allein Kritiker könnten darauf hinweisen, dass unter der heutigen Jugend mit hohem Wuchs doch auch bisweilen Individuen vorkommen, die hinter ihren Altersgenossen weit an Körperhöhe zurückstehen. So fand Axel Key (Nr. 1) unter rund 1800 Schülern der allgemeinen Schulen doch auch einige, die nur 1130 *mm* maassen, also ebenso klein waren, wie unser kleiner Junge am Schweizersbild. So giebt weder die geringe Capacität des Schädels, noch die berechnete Körperhöhe eine absolute Sicherheit für eine sichere Classification des Individuums aus dem Grab Nr. 9, und es bleibt am besten, das Vorkommen eines fünften pygmäenhaften Individuums am Schweizersbild lediglich als sehr wahrscheinlich zu bezeichnen. Obwohl also nur vier Pygmäen bestimmt nachweisbar sind, erscheint es doch ausgeschlossen, ihr Vorkommen am Schweizerbild von dem zufälligen Zusammentreffen lediglich kleingewachsener Leute herleiten zu wollen. Im Ganzen sind

bekanntlich 14 Skelette von Erwachsenen nachgewiesen worden. Sollte man nun annehmen, hier seien ganz besonders kleine, im Wuchs verkümmerte Individuen einer sonst hochgewachsenen europäischen Rasse bestattet worden, freilich neben einigen grossen Individuen, und gerade die Reste der Pygmäen seien vorzugsweise erhalten worden? Im Laufe eines Menschenalters sind in der Anatomie in München 10 Frauen im Alter von 19—43 Jahren secirt worden, die nur eine Körperhöhe von 1420 *mm* im Mittel hatten, und darunter manche, die nicht einmal die Grösse der Akka's erreicht hatten. Die betreffenden Zahlenangaben finden sich bei Bischoff (Nr. 8). Man kann sich ja wohl die Möglichkeit ausdenken, dass einige der zehn Frauen durch Zufall nahe beieinander, vielleicht noch mit ein paar anderen kleinen Frauen bestattet worden sind, und dass eine Ausgrabung derselben einen Anatomen der späteren Zeit ebenso in Erstaunen setzen würde, wie der Fund am Schweizersbild. Eine solche Möglichkeit lässt sich nicht von der Hand weisen, allein sie ist doch sehr unwahrscheinlich, und die Vergleichung ergab, dass man es hier nicht mit dem gewöhnlichen Kleinwuchs, auch nicht mit Zwergwuchs zu thun hat, sondern mit einer auf rassenanatomischer Grundlage entstandenen Varietät des europäischen Menschen.

Auf dem Anatomen-Congress in Strassburg bemerkte Herr Toldt, dass mehrere Zwergskelette in der Wiener anatomischen Sammlung sich dadurch auszeichnen, dass selbst bei 40jährigen Individuen die Epiphysen noch nicht verwachsen seien. Jugendlicher Zustand der Röhrenknochen scheint also bei Zwergwuchs durch die grösste Zeit des Lebens fortzubestehen, — eine Erscheinung, die bei den Pygmäen vom Schweizersbild und dem kleinen Florentiner Andamanesen vollkommen fehlt.

Unter solchen Umständen muss in dem anthropologischen Wortschatz der Begriff von Zwergen in Folge von Degeneration, von dem Begriff der Pygmäen vollkommen getrennt werden. Pygmäen sind, wie schon erwähnt, eine besondere, rassenanatomisch mit bestimmten Merkmalen ausgestattete Varietät des Menschengeschlechts; Zwerge sind dagegen menschliche Wesen, entstanden unter dem Einflusse pathologischer Prozesse[1]. —

b) Hochgewachsene Varietäten.

An dem Schweizersbild waren in den Gräbern auch Menschen von hohem Wuchs bestattet worden. Die Skeletreste sind sehr dürftig und die Bestimmung der Körperhöhe ist nur in sehr geringem Umfang möglich, weil die langen Röhrenknochen fehlen.

[1] Im Königreich Bayern wurden bei Gelegenheit der Rekrutirung in den rechtsrheinischen Bezirken unter 45 421 Rekruten 35 gefunden mit einer Körpergrösse zwischen 1150—1390 *mm* (Joh. Ranke, Nr. 35).

Von Männern liegt nur aus einem Grab, und zwar aus Nr. 5, ein Oberschenkelknochen vor. Die damit festgestellte Körperhöhe ergiebt nach Manouvrier 1660 *mm*. Sie steht in auffallendem Gegensatz zu derjenigen der Pygmäen und entspricht der mittleren Grösse der Männer der Jetztzeit und derjenigen der Männer der ältesten Zeiten. Um gerade diese letztere Bemerkung zu begründen und gleichzeitig wieder darauf hinzuweisen, dass weder die Männer der paläolithischen Periode, noch die der späteren Jahrtausende durch Riesenwuchs sich ausgezeichnet haben, wie dies wohl noch oft angenommen wird, sind in der Tab. 5 (S. 230) die Körperhöhen einiger Männer aus bekannten prähistorischen Stationen Frankreichs eingetragen. Die Berechnungen der Autoren schwanken zwar beträchtlich, namentlich bezüglich des alten Mannes von Cro-Magnon, aber das geht doch überzeugend aus den Zahlen hervor, dass der Mythus von Riesen durchaus nicht berechtigt ist.

Die Körpergrösse schwankt bei diesen Männern zwischen 1600 bis 1750 *mm*, wenn wir uns an die Zahlen der letzten Reihe halten, welche sich der Wahrheit wohl am meisten nähern dürften.

So ist es auch an dem Schweizersbild. Aus dem Grab Nr. 8, Tiefe 1,50 *m*, liegen einige Knochenfragmente vor, welche zeigen, dass der betreffende Mann ungefähr ebenso gross war, wie der aus dem Grab Nr. 5, also etwa 1600 *mm*. Bei dem Fehlen der Röhrenknochen aus anderen Gräbern muss das allgemeine Ergebniss der Vergleichung genügen, dass Leute von mehr als 1600 *mm* Körperhöhe bestattet waren. Immerhin ist es werthvoll, weil damit der Nachweis von mehreren Individuen der grossen Varietäten am Schweizersbild geliefert ist[1]).

Um die Pygmäen und die hochgewachsenen Varietäten des europäischen Menschen richtig zu beurtheilen, ist es unerlässlich, zu betonen, dass die Pygmäen eine bisher in Europa unbekannte Varietät darstellen und dass sie anthropologisch vollkommen zu trennen sind von den hochgewachsenen Varietäten.

Gleichwohl sind damit nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Eine genaue Analyse der jetzt in Europa herrschenden Varietäten zeigt, dass man unter ihnen zwei verschieden hohe Varietäten unterscheiden müsse, eine, die etwa 1600 *mm*, und eine andere, die etwa 1700 *mm* und mehr hoch ist.

In Frankreich ist diese Erscheinung wiederholt, im Anschluss an ältere Beobachtungen (A. Bertillon), durch Broca (Nr. 11) bestätigt

1) Aus dem Grab Nr. 15, Tiefe 0,50 *m*, liegt eine messbare Clavicula vor, die eine schöne Krümmung, mässige Muskelleisten und einen mehr schlanken Körper besitzt. Ihre Länge beträgt 158 *mm*, mit dem Broca'schen Instrument gemessen. Sie stammt von einem Manne von etwa 1650 *mm* Körpergrösse. Allein dieses Ergebniss ist für die Beurtheilung der Leute aus der neolithischen Periode werthlos, weil dieses Grab nur 0,50 *m* tief war, sich in der Humusschicht befand und also höchstens für die Beurtheilung der damals lebenden Menschen in Betracht kommen kann.

worden. Im Norden des Landes sind die Menschen höher als im Süden. In England, im Norden Deutschlands und in Scandinavien kommen mehr Hochgewachsene vor, als in den südlichen Staaten Europas (Spanien, Italien, Tirol u. s. w.), wo mehr die kleinen Leute, d. h. die kleine Varietät, zu finden sind. Diese beiden Varietäten sind schon so durch einander gewandert, dass sie sich in jedem Dorf und durch Kreuzung oft selbst innerhalb jeder Familie vorfinden können. Die Aufnahme der Wehrpflichtigen liefert zahlreiche Belege hierfür. So zeichnen sich in der Bevölkerung Badens zwei Grosstypen deutlich aus (Ammon, Nr. 2 und 3). Nach den Beobachtungen Livi's (Nr. 25) ist dasselbe in Italien der Fall, obwohl dies nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, aber es geht aus dem Gesammtüberblick der Zahlen deutlich hervor. Wenn in einzelnen Distrikten dies nicht immer scharf bemerkbar ist, so wird dadurch die allgemeine Gültigkeit des Satzes durchaus nicht abgeschwächt. Collignon (Nr. 13) hat in Frankreich u. A. Distrikte gefunden, in denen die hohen Staturen von 1700 *mm* und darüber fehlen, und nur kleine Leute (Mittel 1568—1594 *mm*) vorkommen. Des Bestimmtesten konnte aber in anderen Ländern, z. B. in Grossrussland, das Vorhandensein zweier Varietäten in der Bevölkerung nachgewiesen werden, die sich in dem Verhalten der Statur von einander unterscheiden (Zograf, Nr. 58 und 59). Was man dort die mittlere Statur nennt, ist das Resultat aus der Kreuzung zweier verschieden grosser Varietäten, welche im Mittel eine Grösse von 1610 bis 1690 *mm* besitzen.

Die Angaben Zograf's sind zwar in der jüngsten Zeit heftig angegriffen worden. Es sollen sich Fehler in der Berechnung eingeschlichen haben und der Nachweis zweier Varietäten aus den statistischen Erhebungen der Wehrpflichtigen nicht einwandsfrei sein (Iwanowski und Boschdestwensky Nr. 19). Es mag ja die Seriation der Zahlen, wie sie Zograf veröffentlicht hat, keine Curven für manche Bezirke ergeben, aber seine Schlussforderung erscheint mir dennoch im Ganzen richtig. Die umfangreiche Arbeit Anutschin's (Nr. 4) beweist durch die beigefügten Karten unwiderleglich, wie in dem europäischen Russland verschiedene hochgewachsene Typen durch einander gewandert und sich aller Orten festgesetzt haben. Denn „typisch", d. h. durch Vererbung fixirt, ist hoher Wuchs in den Unterschieden von 1600 und 1700 *mm*. Darüber kann nachgerade kaum mehr ein Zweifel bestehen. (Siehe Ammon, Nr. 2, wo auch die betreffende Literatur angeführt ist.)

Diese Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, dass innerhalb der europäischen Bevölkerung in der Verschiedenheit der Körperhöhe sich das Vorhandensein zweier Varietäten aufweist.

Diese Verschiedenheit der Körperhöhe der hochgewachsenen Varietäten Europas steht in Uebereinstimmung mit den Ergebnissen der statistischen Untersuchung über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut an den

Schulkindern. Sie haben ebenfalls zwei Varietäten, eine blonde und eine brünette, nachgewiesen, und die Ergebnisse der Craniometrie unterstützen und erweitern diese Thatsachen in allen europäischen Ländern. Nach meiner Meinung haben diese hochgewachsenen Varietäten nichts zu thun mit den Pygmäen. Selbst diejenige Varietät, deren Körperhöhe gewöhnlich als klein bezeichnet wird, etwa 1600 *mm*, kann nicht in den Verdacht kommen, mit diesen Pygmäen verwandt zu sein.

So werden wir mehr und mehr zu der Annahme hingedrängt, dass in der Steinzeit in Europa neben den grossen Rassen noch Pygmäen vorhanden waren, welche vor der Ankunft der ersteren den Continent bewohnt haben. Mit Rücksicht auf die Thatsache, dass in Africa, in Asien und in dem Inselarchipel Zwergrassen aufgefunden worden sind, beansprucht der Fund am Schweizersbild noch ein anderes Interesse. Das Menschengeschlecht, so wie es heute die Erde bevölkert, ist nach Allem, was jetzt vorliegt, offenbar nicht unvermittelt in die Welt getreten, sondern die Zwergrassen stellen eine Stufe dar, auf der die Entwickelung sich fortbewegt hat. Die bisher bekannt gewordenen Zwergvölker sind Reste jener Unterarten (Subspecies), aus denen die Rassen (Varietates) von heute entstanden sind. Ich habe diese Vermuthung schon einmal mit folgenden Worten ausgesprochen: „Die Unterarten des Menschen, aus denen die Rassen hervorgingen, verhalten sich, wie die Collectivformen unserer zoologischen Genera, wie z. B. das Hipparion, das man als einen der Stammväter der heutigen Pferde betrachtet. Die Unterarten des Menschen liegen vielleicht auch in den geologischen Schichten des Tertiärs begraben, oder sie stecken noch unter den Naturvölkern, und wir haben sie noch nicht erkannt. Vielleicht sind die Zwergrassen jene längst gesuchten Reste der Subspecies, die wir als die Vorfahren der heutigen Rassen bezeichnen müssen“ (Nr. 23.). Ich komme auf diese Bemerkung zurück, angesichts der zwergähnlichen Menschen am Schweizersbild, denn damit tritt Europa nicht nur ebenfalls in die Reihe jener Continente ein, welche Pygmäen besitzen, sondern die ganze Schöpfungsgeschichte des Menschen erhält einen neuen und gänzlich unerwarteten Hintergrund: die Vorläufer der grossen Rassen waren zunächst **pygmäenhafte Menschen.**

Diese Stellung der Pygmäen zu den hochgewachsenen Rassen muss in der systematischen Classification des Menschengeschlechtes ihren Ausdruck finden. So unvollkommen diese Classification auch bisher war, den Pygmäen muss dennoch, wenn auch nur provisorisch, ein bestimmter Platz angewiesen werden. Die Akkas, die Hottentotten, die Weddas u. s. w. werden allgemein als etwas von den übrigen hochgewachsenen Varietäten Verschiedenes angesehen, und so wird das auch mit den Pygmäen Europas geschehen müssen. Dazu kommt aber noch, dass sie gleichzeitig eine frühere, eine der Erstlingsformen des Anthropos darstellen. Gedanken verwandter Art liegen den Ausführungen der Herren Sarasin zu Grunde,

wenn sie am Schlusse ihres Werkes die Weddas als eine Primarvarietät den umgebenden Asiaten gegenüberstellen.

Eine ähnliche Auffassung ist schon in dem Buch von de Quatrefages (Nr. 32) angedeutet. Damit ist ein ähnlicher Standpunkt bezeichnet, von dem aus die Pygmäen in ihrer systematischen Stellung innerhalb des Menschengeschlechts zu betrachten sind.

Material, um diese Entscheidung schliesslich in ihrem ganzen Umfang zu begründen, findet sich noch in unerwarteter Weise in Europa vor.

IV. Lebende Pygmäen in Europa, Asien und America.

Zu der nämlichen Zeit, als die Ausgrabungen am Schweizersbild stattfanden und ich mich dann mit der Bearbeitung der menschlichen Reste befasste, tauchte die Mittheilung auf, dass in Europa Pygmäen bis in die letzte Zeit herein gelebt haben, ja, dass sie sogar noch lebendig vorkommen.

Sergi erklärt in einer 1893 erschienenen Abhandlung (Nr. 43), er sei im Stande, die Angaben des Plinius und anderer klassischer Schriftsteller von der Existenz von Pygmäen in Europa zu beweisen, und zwar in einer Verbreitung, die vom Mittelmeer bis nach dem Osten Europas hinreicht. Seine Beweisstücke bestehen in kleinen Schädeln, die er in Sicilien, Sardinien und in der Sammlung des Professors Zuccarelli in Neapel gefunden hat und die sowohl aus alter, als aus neuer Zeit stammen. Bei Gelegenheit des internationalen Congresses für Anthropologie und Urgeschichte in Moskau (August 1892) will er solche kleinen Schädel auch unter den Kurganenschädeln gefunden haben, und so kommt er zu dem überraschenden Ergebnisse, dass diese Zwerge in allen Gouvernements Russlands, vom schwarzen Meer bis zum Ladogasee und von Kasan bis Volhynien zu finden seien, soweit die anthropologischen Sammlungen dies erkennen lassen[1]).

Im August 1893, als ich die Knochen von dem Schweizersbild untersuchte, waren mir die Angaben über Pygmäen in Europa von Sergi noch unbekannt. Seine Mittheilung in Moskau hatte ich nicht gehört (Nr. 45). Ich war während des Vortrages im Sitzungssaal wohl nicht anwesend. Der wichtige Passus folgte in dem gedruckten Bericht, am Ende einer Auf-

1) Es sei bemerkt, dass Sergi zwei Abarten dieser Pygmäenschädel unterscheidet, solche mit einer Capacität bis zu 1150 *ccm* (als Microcephalie) und andere mit einer Capacität zwischen 1150—1300 *ccm* (als Elattocephalie). Ich ziehe vor, den von R. Virchow hierfür eingeführten Begriff der Nannocephalie beizubehalten (Nr. 49), wenn unter Schädel mit einer Capacität bis zu 1200 *ccm* gemeint sind, weil als Microcephalen seit lange, besonders aber seit C. Vogt's bekannter Arbeit jene Menschen mit kleinem Schädel bezeichnet werden, welche auf abnormer Grundlage entstanden sind. Es ist aber sehr wünschenswerth, solche Ausdrücke, welche bereits in der naturwissenschaftlichen Weltliteratur eingeführt sind, nicht durch einen Begriffswechsel zu verdunkeln und dadurch oft unabsehbare Verwirrung hervorzurufen.

zählung von so vielen neu entdeckten Typen in den Mittelmeerländern, dass ich erst nach der Lektüre der zweiten Mittheilung und nach der Feststellung meiner eigenen Resultate, die Ausführungen Sergi's zu beachten begann. Die Namen, mit denen er die in Sicilien entdeckten Pygmäen einführte, waren so fremdartig, wie seine ganze übrige craniologische Terminologie. Die Bezeichnungen Microstenoplatycephalus, Microancylocephalus und dergleichen sind Wortungeheuer und waren geeignet, eine ganz andere Empfindung hervorzurufen, als die der anziehenden Aufmerksamkeit. So blieb ich gegenüber den Angaben Sergi's über lebende Zwergrassen in Europa sehr kühl und ablehnend, noch aus anderen Gründen.

Ich konnte mich erstens nicht mit dem Gedanken befreunden, dass sich Zwergrassen neben den grossen Rassen im Kampf um die Existenz bis auf den heutigen Tag erhalten haben könnten. Dort, wo eine wenig dichte Bevölkerung und reiche tropische und subtropische Vegetation Lebensmittel in Fülle gewährten, unter den denkbar günstigsten Verhältnissen, wie in Central-Africa, Ceylon, den Inseln der Südsee u. s. w., da war die Erhaltung einer kleinen und schwächlichen Rasse ja denkbar. Sie konnte sich zurückziehen, den Verfolgungen aus dem Wege gehen und nur auf Vertheidigung bedacht sein. Aber in dem borealen Klima, diesseits der Alpen, bei einer Vegetation, die einige Monate spärlich und einige Monate sogar ganz unterbrochen ist und nur bei kultureller Anstrengung Nahrung liefert, sonst aber die Existenz von Menschen von dem wechselnden Glück der Jagd und des Fischfanges abhängig macht, wie sollten sich da diese kleinen Varietäten durch Jahrtausende retten, und noch dazu an der Seite von grossen, starkknochigen und muskulösen Mitbewerbern? Ich betrachtete Sergi's Angaben zur Zeit als nicht geeignet, um mit ihnen zu rechnen, und sah also den Fund von Pygmäen aus der neolithischen Periode am Schweizersbild lediglich als einen wichtigen Beleg an, dass auch in Europa einmal eine Zwergrasse existirt habe, die aber längst untergegangen sei. Einzelne kleine Leute, wie z. B. die in der Anatomie in München beobachteten, die von Sergi in Rom gesehenen, hielt ich für degenerirte Formen in Folge von schlechter Ernährung. In demselben Sinne fasste ich noch andere Mittheilungen auf, in denen besonders kleine Gestalten erwähnt werden. So z. B. in den statistischen Mittheilungen über die Körpergrösse Wehrpflichtiger, die ich der Güte der Verfasser verdanke. Da finde ich bei Zograf (Nr. 58) wiederholt in den Tabellen, wie in den Curven, Hinweise auf Körperhöhen von nur 1550 *mm*, und zwar in verschiedenen Bezirken der Gouvernements Jaroslav, Wladimir und Kostroma, also auf Körperhöhen, die unter der mittleren Körperhöhe der Weddas stehen. Das ist nicht die niedrigste Zahl. Im Gouvernement Jaroslav hat der Mann Nr. 90 nur 1515, Nr. 85 nur 1370, Nr. 184 aus dem Gouvernement Kostroma gar nur 1360 *mm*.

Aus den Arbeiten von Anutschin (Nr. 4) geht hervor, dass in dem Nowgorod'schen Gouvernement unter den militärpflichtigen Männern viele vorgekommen sind, deren Körperhöhe unter 1500 *mm* stand, z. B.

6	Wehrpflichtige	hatten	unter	1421 *mm*
7	„	„	zwischen	1422—1456 „
13	„	„	„	1457—1489 „
51	„	„	„	1490—1511 „
78	„	„	„	1512—1534 „
129	„	„	„	1535—1556 „

Das sind ansehnliche Mengen kleingewachsener Leute, die ich aber zuerst nicht für pygmäenhaft im Sinne Sergi's gehalten habe, sondern für verkümmerte Individuen, die von hochgewachsenen Eltern abstammen.

Es bestand aber noch ein anderer Grund zu äusserster Vorsicht gegenüber den Mittheilungen Sergi's. Auf Seite 41 der Abhandlung über Pygmäen giebt er unter dem Titel „Hypothesen“ einige Ansichten über die Herkunft der Pygmäen Europas, welche wohl überall auf Widerspruch stossen werden. Er lässt sie durch Einwanderung von Africa her theils in das Mittelmeergebiet eindringen, theils nach Osteuropa. Diese Zwergrassen hätten sich dann mit den vorhandenen Völkern vermischt und bis heute erhalten, und daher rührten die zahlreichen Menschen kleiner Statur und kleiner Schädelcapacität, welche man noch aller Orten findet. Diese eingewanderten Pygmäen sollten noch kleiner gewesen sein, als jene Centralafrica's, die Schweinfurth, Stanley, Emin Pascha, Casati und Miani gesehen haben, weil in Italien Menschen von nur 1,20—1,45 *m* Körperhöhe in ansehnlicher Zahl gefunden werden. Die stürmische Kühnheit dieser Hypothesen wirkte so ernüchternd, dass ich selbst den thatsächlichen Angaben Sergi's misstraute, um so mehr, als aus den der Abhandlung beigegebenen Abbildungen wenig erkennbar ist.

Es war weder der Grad der photographischen Reduction der Schädel angegeben, noch war versucht worden, durch Nebeneinanderstellung eines grossen Schädels neben denjenigen eines Pygmäen den Eindruck des Grössenunterschiedes in die Erscheinung treten zu lassen. Dazu kam noch, dass Sergi seine wichtigen Angaben in eine, für die ganze anthropologische Welt gänzlich neue und fast unverständliche Terminologie versteckte, und sie dadurch mit einem Bollwerke umgab, das selbst muthige Männer abzuschrecken im Stande ist oder sie zum Widerstand auffordert, wie z. B. Benedikt (Nr. 6) und Regalia (Nr. 39). So vereinigten sich viele Gründe, den Ausführungen Sergi's zu misstrauen. Es erging mir, wie Mantegazza, der in einem Artikel seinen ganzen Zorn ausschüttete über den italienischen Reformator der Craniologie und über die Erfindung von Pygmäen.

Bei Gelegenheit des XI. internationalen medicinischen Congresses besuchte ich aber das anthropologische Institut in Rom, das unter der Direktion Sergi's steht, und erhielt dort von ihm in zuvorkommender

Weise die Belegstücke vorgelegt und zwar in einer so ansehnlichen Zahl, dass der Gedanke an eine Täuschung, an Zufall oder dergleichen mehr gänzlich ausgeschlossen ist.

Diese Belegstücke bilden eine Reihe von Schädeln, die auf den ersten Blick einen fremdartigen Eindruck durch ihren kleinen Umfang machen. Sie haben keinerlei Spuren pathologischer Bildung an sich, und so bleibt nichts anderes übrig, als sie als normale Kleinköpfe, als Nannocephalen zu bezeichnen.

Diese Nannocephalen-Schädel aus Sicilien haben eine Reihe der schwersten Bedenken, welche ich gegen die Angaben Sergi's hatte, mit einem Schlage beseitigt, während andere freilich bestehen bleiben. Ich muss vor Allem anerkennen:

1. Unter der heutigen Bevölkerung Siciliens leben Leute mit kleinen Köpfen, Nannocephalen.

2. Nach den Messungen des Herrn Pietro Mantia[1]) von Racalmuto, Provinz Girgenti, der das Material herbeigeschafft hat, sind diese Nannocephalen von kleiner Statur, wirkliche Pygmäen von einer Körperhöhe von 1460—1550 *mm*.

3. Ich bin geneigt, auch an das Vorkommen von lebenden Pygmäen nicht bloss in Sicilien, sondern auch in anderen Theilen Italiens zu glauben, — die Statistik von Livi enthält hierfür zahlreiche Belege, — sowie ferner anzunehmen, dass auch unter den Schädeln der Kurganen in Russland durch Sergi Nannocephalen gefunden worden sind. Ich vermuthe ferner, dass wohl unter den von Zograf und Anutschin beobachteten Militärpflichtigen Russlands Nachkommen wirklicher Pygmäen zu finden sind, nicht bloss verkümmerte Nachkommen der hochgewachsenen Varietäten. Doch spreche ich die letztere Ansicht nur als Vermuthung aus. Wenn sie sich als falsch herausstellen sollte, so bleibt gleichwohl die Angabe Sergi's vom Vorkommen von Nannocephalen unter den Kurganenschädeln bestehen.

Auf Grund dieser unter Nr. 1—2 aufgeführten Thatsachen schliesse ich, dass die Pygmäen der neolithischen Periode und jene des heutigen Siciliens mit einander stammesverwandt sind. Es lassen sich, wie ich glaube, keine gegründeten Bedenken gegen diesen Schluss erheben, obwohl er sehr weittragend ist, denn er besagt, dass eine Continuität zwischen diesen kleinen Varietäten in Europa besteht, dass sie also von der neolithischen Periode bis in unsere Tage erhalten blieben, ferner, dass neben den grossen Rassen auch diese Zwerge in Europa seit jener weit entlegenen Periode bestehen konnten, wie diejenigen Africa's sich neben den grossen afrikanischen Rassen oder diejenigen Ceylons sich neben den Tamilen und Singhalesen erhalten haben.

Ich bin der Meinung, dass die Thatsachen die eben gegebene Auffassung rechtfertigen. Dagegen kann ich der Hypothese Sergi's, die

1) Siehe Sergi (Nr. 43).

Pygmäen Europas seien Abkömmlinge derjenigen Africa's und durch Einwanderung nach dem Norden und Osten der Mittelmeerländer vorgedrungen, meine Zustimmung nicht geben. Vor Allem aus dem wichtigen Grunde, weil diese Pygmäen nicht die Farbe und das Haar der Neger, sondern der Europäer besitzen. Ferner weil überhaupt erst wenige somatische Eigenschaften von ihnen bekannt sind. Es scheint mir deshalb auch verfrüht, von negroiden Merkmalen zu sprechen oder bezüglich der Form des Gesichtes schon heute auf afrikanische Einwanderung hinzuweisen.

Sind doch nicht alle Gesichtsschädel der bis jetzt vorliegenden europäischen Pygmäen „negroid“, wenn Sergi betont, dass auch Formen zu finden sind, wie sie bei den hochentwickelten Rassen vorkommen, worunter doch gerade orthognathes Profil mit hohem Nasenrücken, wenig vorstehenden Backenknochen und eng anliegenden Jochbogen zu verstehen sind.

Von grösserem Werthe ist es für die Pygmäenfrage in Europa, den Inhalt der übrigen Continente an Nannocephalen etwas ins Auge zu fassen, denn die dort gesammelten Erfahrungen werden dazu beitragen, unsere Vorstellungen über die Pygmäen Europas zu erweitern.

Ich will den afrikanischen Continent hierbei nicht weiter berücksichtigen, über dessen Zwergvölker in letzter Zeit berichtet wurde, so u. A. von Flower (Nr. 64 und 65), und neue Mittheilungen im Erscheinen begriffen sind.

Zwei andere Gebiete sind kaum minder reich an pygmäenhaften Gestalten, das sind Asien und America.

Was Asien betrifft, so hat R. Virchow (Nr. 52) weit über die ceylonesischen Weddas hinaus auf Zwergköpfe bei den Malabaren hingewiesen (Nr. 52, S. 119 u. s. f.) Dann auf die Kurumbas, welche zu den wilden Bergstämmen der Nilgeries gehören. Dort finden sich auch die Maasse eines Kurumbaweibes von nur 1310 *mm* Höhe und einer erschreckend kleinen Schädelcapacität von nur 960 *ccm*. (Andere Beispiele aus Asien siehe ebenda S. 134, bei Flower Nr. 62 bis 64 und Danielli Nr. 66.)

H. H. Risley (Nr. 37 und 38) hat ein grosses Werk über die Rassen und Völker Indiens vom anthropologischen Standpunkt aus veröffentlicht. Aus den Zahlenangaben seines Werkes (Anthropometric Data, Nr. 37) entnehme ich, dass im eigentlichen Bengalen die Mal Pâhari, ein Stamm der Dravidier, welche die Ramgarh-Hügel bewohnen, von einer Körperhöhe von nur 1577 *mm* sind. Bis in die jüngste Zeit lebten sie nur von Jagd und vom Anbau des Jhum oder Karao. Die Mâlé, welche in den Raymahal-Hügeln wohnen, haben auch eine geringe Körperhöhe im Mittel von 1577 *mm*, die man als pygmäenhaft bezeichnen muss.

Das sind jedoch nicht die einzigen Stämme von kleinem Wuchs in dem Bereich der britischen Machtsphäre. Aus den, von der englischen Regierung veröffentlichten anthropometrischen Zahlen darf man ferner schliessen, dass in den Chittagong-Hügeln ebenfalls pygmäenhafte Stämme

wie die Kuki mit 1566 *mm*, die Murung mit 1582 und die Chakma mit 1596 *mm* Körperhöhe, vorkommen. In den Darjelling-Hügeln leben drei Stämme, deren Körperhöhe 1600 *mm* nicht erreicht. Ich bemerke, dass hier nur Messungen von Männern vorliegen. Hätten wir auch Maasse von Frauen, so wäre das Mittel der Stämme und Kasten zweifellos viel niedriger. Ich mache dabei darauf aufmerksam, dass bei den Mal Páhári das geringste Maass auf 1450 *mm* herabsteigt, also um 10 *cm* tiefer, als bei den Weddas. Männer von einer Körperhöhe von 1650—1800 *mm* rühren zweifellos von den grossen eingewanderten Varietäten her, oder sind das Resultat einer Kreuzung zwischen Pygmäen und eben diesen hochgewachsenen Varietäten. Wie heute in Italien diese Varietäten neben einander leben, so ist dies auch heute in Indien der Fall. Der Umstand, dass wir hier nur Maasse von Männern kennen, dass bei diesen die Mehrzahl eine Körperhöhe von weniger als 1600 besitzt, dass manche Individuen sogar noch kleiner sind, als die Weddas, das Alles giebt hinreichend Berechtigung, die oben erwähnten Stämme Bengalens als mit Pygmäen vermischt anzusehen. Dass Pygmäen in Indien vorkommen, war übrigens schon Plinius und noch früher Ktesias bekannt. Aristoteles spricht ebenfalls von ihnen, — kurz, im Alterthum ist die Ueberzeugung allgemein verbreitet, dass in Indien Pygmäen vorkamen.

Eine Zusammenstellung dieser Nachrichten über die kleinen schwarzen Inder siehe bei de Quatrefages.

Abgesehen von diesen Thatsachen einer geringen Körperhöhe, welche auf grossartigen Messungsreihen des Herrn Risley beruhen, stütze ich mich noch auf die Autopsie lebender Vertreter dieser kleinen dunklen Inder. Ich hatte Gelegenheit, solche bei der internationalen Ausstellung in Paris 1889 zu sehen. Später (1894) konnte ich 10 Hindu-Schädel in dem Natural History Museum in Oxford messen. Ihre Circumferenz beträgt im Mittel 470 *ccm* und ihre Capacität im Mittel 1159 *ccm*. Die Schädel sind also nannocephal, was übrigens auch schon von Ansehen bemerkbar wird. Sie sind ein weiterer Beweis, dass in Asien die Körperhöhe der kleinen Inder sehr oft pygmäenhaft, also ein angeborenes Merkmal der Varietät ist, weil auch die Kleinheit der Schädel damit zusammenfällt.

Ueber die kleinen dunkelhäutigen Inder besteht vom anthropologischen Standpunkt aus eine sehr ausgedehnte Literatur, auf die ich hier nicht eingehen kann, denn ich will diese Inder hier von dem Gesichtspunkt einer asiatischen Varietät betrachten, die sich durch geringe Körperhöhe in einem solchen Grade auszeichnet, dass die von mir erwähnten Stämme dadurch in eine ganz besondere Reihe von Varietäten, in die der Pygmäen, eintreten.

Nach meiner Meinung schliesst aber damit die Varietätenreihe der Pygmäen noch keineswegs ab. Nach Allem, was ich von Bewohnern von Annam, Tonkin, Java und Japan gesehen habe, existiren auch dort kleine Leute,

die nicht durch Verkümmerung oder Degeneration klein sind, sondern besondere Varietäten des Genus Homo sapiens darstellen. Es war [illegible] auf der Weltausstellung in Paris, wo man Vertreter dieser östlichen Staaten in grösserer Zahl sehen konnte. Den meisten Besuchern ist der Kampong javanais mit seinen Tänzern und Tänzerinnen noch in der Erinnerung, welche klein, bei einer Körperhöhe von 1500—1550 *mm*, durch ihre graziösen Stellungen höchst anmuthig erschienen, oder das „Théâtre Annamite", in welchem Männer von derselben Körperhöhe unter wüstem Schreien eine Seeräubergeschichte aufführten. Alle Individuen, die ich bei Gelegenheit einer Vorstellung gesehen, machten den Eindruck, dass sie kaum eine Körperhöhe von 1550 *mm* erreichten. —

Weiter im Osten befinden sich die Aino mit einer Körperhöhe von etwa 1570 *mm*, nach 100 Männer-Oberschenkelknochen berechnet. Koganei (Nr. 20) verfügt über eine ansehnliche Sammlung von Ainoskeletten, von denen er die Dimensionen sämmtlicher langer Knochen ausführlich mittheilt. Ich habe nun mit Hülfe der Tabelle von Manouvrier aus der angebenen Länge der Oberschenkelknochen die Körperhöhe berechnet und bin auf obige Zahlen gekommen, welche denen der Pygmäen entsprechen.

Was die Frauen betrifft, so ist ihre Körperhöhe selbstverständlich geringer, als diejenige der Männer. Ich habe zunächst für 13 Frauen die Körperhöhe nach den Femurlängen berechnet und im Mittel eine Höhe von 1440 *mm* gefunden. Diese Zahl wird nicht wesentlich geändert, wenn das Mittel aus der Länge aller Oberschenkelknochen der Frauen benutzt wird, um aus dieser Zahl die Körperhöhe zu bestimmen. Denn 50 Oberschenkel ergeben eine mittlere Länge von 382.2 *mm*, woraus sich also für Frauen eine Körperhöhe von 1450 *mm* berechnet. Diese ist pygmäenhaft, wie jene der Männer. In Summa ergiebt sich aus den vorliegenden Zahlen, dass auch unter den Aino Pygmäen vorkommen.

Was die Japaner betrifft, so ist seit den genauen Angaben von Baelz jetzt ziffernmässig sichergestellt, dass sie in der Hauptzahl aus kleinen Individuen bestehen. Auch bezüglich der Japaner kann ich aus eigener Anschauung sprechen: denn in den letzten 20 Jahren reisen die entferntesten Völker des Ostens nach dem Westen, und es gab oft genug Gelegenheit, japanische Männer zu sehen. Nur mit einer einzigen Ausnahme, die auf einen japanischen Offizier fällt, waren sämmtliche Männer klein. Doch hören wir die von Baelz angegebenen Zahlen:

Skelethöhe der Männer 11 Skelette . . . . 1570 *mm*
„ „ Frauen 3 Skelette . . . . 1470 „
Aus 24 Oberschenkelknochen mit einer mittleren Länge von 395 *mm* berechnete ich die Körperhöhe für Männer zu . . . . 15[illegible]—15[illegible] „

Man sieht, die Zahlen rücken sich ziemlich nahe, sie helfen wenigstens die Kleinheit einer ansehnlichen Zahl von Männern beweisen

Ich füge noch einige Messungen von Baelz direkt nach dem Leben bei, nehmlich:

140	Cavalleristen	1590 mm
30	Infanteristen	1540 „
2500	Individuen verschiedener Berufsarten im Mittel	1580 „
173	Frauen der höheren und mittleren Stände	1474 „
69	Frauen der arbeitenden Klassen	1450 „

Obwohl nun unter den gemessenen Personen viele sind, deren Körperhöhe über 1600 liegt, die wir also nicht mehr zu den pygmäenhaften Varietäten rechnen dürfen, so sind doch im Gegensatz hierzu so viele kleine Individuen vorhanden, dass das Mittel der Körperhöhe von nahezu 3000 Menschen auf ein pygmäenhaftes Maass herabgedrückt wird.

Baelz, bei dem die ausführliche Literatur über die Japaner bezüglich der körperlichen Eigenschaften aufgeführt ist, hat deutlich gezeigt, dass in Japan drei verschiedene Varietäten vorkommen; er bezeichnet sie in folgender Weise:

1. ein mongoloider Stamm, der vom Festland über Korea eingewandert ist;
2. ein malayen-ähnlicher Stamm, der sich zuerst im Süden niederliess, und
3. die Aino, die ursprünglichen Bewohner von Mittel- und Nord-Japan.

Ob nur eine dieser Varietäten oder zwei den Pygmäen angehören, oder ob durch Kreuzung nur mit einer die kleinen Gestalten allmählich sich ausgebreitet haben, lässt sich vielleicht nie mehr entscheiden. Immerhin wird es gelingen, durch genaue Untersuchungen der Wahrheit nahe zu kommen. Ich betone übrigens ausdrücklich, um Missverständnissen vorzubeugen, dass ich nicht die Japaner in toto für Pygmäen halte, sondern aus den vorhandenen Zahlen nur Folgendes schliesse: **Unter** den Japanern kommen viele kleine pygmäenhafte Individuen vor, und zwar in allen Bevölkerungsklassen, deren Herkunft unmöglich auf Degeneration zurückgeführt werden kann. Es bleibt demnach nur die eine Annahme, dass eine Pygmäen-Varietät die Ursache dieser eben angegebenen geringen Körperhöhe ist. Denselben Vorbehalt mache ich bezüglich der schwarzen Inder, der Aino, der Javaner und der Japaner. Es kommen wohl unter allen auch Vertreter der hochgewachsenen Varietäten vor, aber die Zahl der Pygmäen muss sehr beträchtlich sein, wenn das Durchschnittsmaass auf eine so ansehnliche Tiefe herabsinken kann.

Aus diesem Ueberblick über die Völker geht hervor, dass pygmäenhafte Varietäten weit über die Erde verbreitet sind. Ich sage Varietäten, weil diese Pygmäen der einzelnen Continente in den rassenanatomischen Merkmalen starke Abweichungen zeigen. Die Pygmäen der verschiedenen Welttheile gleichen sich durchaus nicht, weder körperlich, noch geistig. Die Frage ihrer geistigen Potenz gegenüber den hochgewachsenen Varietäten ist eine überaus wichtige.

Die einzige Grundlage, von der aus die Rassenanatomie im strengen Sinne des Wortes diese Frage beurtheilen kann, bildet der Nachweis der Schädelgrösse, ferner Capacität und Hirngewicht.

Bei der Neuheit des Gegenstandes sind die Untersuchungen nach dieser Richtung noch vereinzelt. Immerhin ist schon Manches bekannt.

Die Schädel der Pygmäen sind kleiner, als die der grossen Rassen. Das wurde schon oben erwähnt und das gilt nicht allein von dem Gesichts-, sondern auch von dem Hirnschädel. Sobald Haut und Haare, wie bei dem lebenden Kopf, die Knochentheile einhüllen, scheint dies gar nicht so auffallend zu sein, wie man auf den ersten Augenblick vermuthen sollte. Dazu kommt, dass auch hier die Varietäten der Pygmäen verschieden sind. Bei den Japanern, unter denen zweifellos viele Pygmäen sich finden, ist der Schädel relativ gross, sagt Baelz. Diesen Eindruck macht er ganz besonders deshalb, „weil der Gesichtsschädel stark ausgebildet ist." Unter den 50 Schädeln, die derselbe Beobachter gemessen hat, sind manche mit kleinem Horizontalumfang. Darunter verstehe ich solche unter 500 *mm* Circumferenz. Da ist ein Schädel mit nur 460 *mm*; zwei mit 470; sieben mit 480 und 485; fünf mit 490 und 495. Das ist ein nannocephales Maass, denn solche Schädel haben nach den Erfahrungen der Anatomie eine Capacität weit unter 1200 *ccm*.

Berücksichtigt man, dass unter 50 Japanerschädeln, wie oben angegeben, 12 Nannocephale gefunden worden sind, so ergeben sich ungefähr 30 pCt., das heisst, unter 100 Männern sind 30 nicht allein bezüglich des Körpers, sondern auch bezüglich der Schädelgrösse pygmäenhaft. Mag diese Zahl durch spätere Beobachter noch so sehr modificirt werden, hier leistet sie wenigstens den einen wichtigen Dienst, dass sie den Nachweis liefert von Nannocephalie unter den Japanern.

Was die Aino betrifft, so liegen zwei grössere Reihen vor, auf die ich zurückgreife. Die eine stammt von Koganei (Nr. 20).

In dieser Arbeit kommen unter 133 Schädeln, bei denen die Capacität bestimmt wurde, mehrere mit einem Rauminhalt vor unter	1200 *ccm*
8 Frauen besitzen eine Capacität im Mittel von . .	1167 „
13 „ „ „ „ „ „ „ . .	1259 „
4 Männer „ „ „ „ „ „ . .	1272 „
1 Mann „ „ „ „ „ „ . .	1190 „

In der von Tarenetzki (Nr. 46) untersuchten Reihe von 36 Ainoschädeln befindet sich nur einer mit kleinem Rauminhalt: Nr. 26 mit 1128 *ccm*; drei andere, Nr. 24, 27 und 31, haben eine Capacität unter 1230 *ccm*. Davon sind drei weiblich (24—27) und einer (Nr. 31) männlich.

Diese Zahlen ergeben an sich noch keine absolute Sicherheit für den Schluss auf Pygmäennatur. Hier ist eine erneute Prüfung des Materiales unerlässlich. Wie auf den übrigen Gebieten der Naturwissenschaften, so muss auch hier die Untersuchung an demselben Objekt immer wieder aufs

Neue begonnen werden, so oft neue Gesichtspunkte auftauchen. Uebrigens spielen Zufälligkeiten in der Beschaffung des Materials eine oft sehr verwirrende Rolle. Ein Unterschied zwischen der Zahl von Schädeln mit geringer Capacität, wie sie Koganei und Tarenetzki angaben, mag sich schon daraus ergeben, dass jene Koganei's von Yezzo, die Tarenetzki's dagegen von Sachalin stammen.

Es war hier nur von den grösseren Reihen die Rede; kleinere Reihen und einzelne Schädel sind schon wiederholt untersucht worden, so von Busk, J. B. Davis, Kennedy, Dönitz, Rud. Virchow, Kopernizki, Anutschin, von Török u. A.[1], allein es finden sich keine auffallend kleinen Schädel darunter. Das würde nur zeigen, dass unter den grossen Varietäten der Aino die Varietät der Pygmäen spärlich vertreten ist. Man müsste ferner erwägen, ob diese geringe Körperhöhe bei den Aino nicht ein Zeichen von Degeneration ist. Endlich bietet sich noch ein Umstand, der besondere Beachtung verdient. Wie innerhalb der grossen Rassen eine ansehnliche Verschiedenheit der rassenanatomischen Merkmale herrscht, so besteht sie auch bei den Pygmäen. Schon jetzt ist bekannt, dass diejenigen Africa's von denen Asiens oder der Andamanen in vielen Merkmalen abweichen, ja diejenigen Africa's selbst weichen sogar unter einander ab. Zu denjenigen Körpertheilen, welche verschieden sind, gehört auch der Schädel, und zwar sowohl der Hirn- als der Gesichtsschädel. Sergi und Virchow haben gleichzeitig auf diese Erscheinung hingewiesen. Sergi, indem er hervorhob, dass die von ihm aus Sicilien erhaltenen Schädel durchaus nicht übereinstimmende Gesichtsbildung besitzen, Virchow (Nr. 56) dadurch, dass er die beträchtlichen Verschiedenheiten in der Capacität hervorhob. Bei der Untersuchung der von Stuhlmann vom oberen Ituri mitgebrachten Zwergenschädel ist R. Virchow auf die überraschende Thatsache gestossen, dass unter sechs bestimmbaren Schädeln nur zwei nannocephale (d. h. solche unter 1200 *ccm*) waren, während drei eine Capacität von 1260—1280, ein sechster sogar von 1305 *ccm* ergaben. Es ist daraus ersichtlich, fügt Virchow bei, dass das Wachsthum des Gehirns bie den centralafrikanischen Zwergen nicht in dem gleichen Verhältniss zurückbleibt, wie dasjenige des Körpers. Dieselbe Erscheinung trifft vielleicht auch bei den Aino zu, unter denen nicht nur die Form der Schädelkapsel recht ansehnlich verschieden ist, sondern auch die Capacität. —

Für Nannocephalen kommt auch noch America in Betracht. Von dorther liegen erst einige Angaben vor, welche gleichfalls von R. Virchow stammen. Da ist zunächst ein Schädel von Mechi (Nr. 55) aus einer alten Muschelbank am Golf von Reloncavi im südlichen Chile, der nur 1100 *ccm* misst. Aus altaraukanischen Gräbern stammt ein solcher von 1020 *ccm* Capacität. Westlich von dem Golf von Venezuela erstreckt sich

[1] Literatur siehe bei Koganei oder Tarenetzki.

die Halbinsel Goajira, und von ihr sind Schädel einer Urbevölkerung bekannt geworden, deren Frauenköpfe nur eine Capacität zwischen 1040 und 1130, im Mittel 1087 *ccm* besitzen. An ihnen ist weder etwas von Deformation zu sehen, noch irgend ein Zeichen pathologischer Einflüsse zu entdecken. Dabei sind die Schädel der Männer, wie der Frauen, nach demselben Typus gebaut, die kleinen stellen nur verkleinerte Ausgaben der grösseren dar. Neben dieser Horde mit vorzugsweise nannocephalen Weibern am Golf von Venezuela werden noch Leute aus Nevada erwähnt, mit noch ungünstigerer Capacität. Die Pah-Ute besitzen zahlreiche Vertreter der Nannocephalie. Unter den Peruanern ist schon Morton die Kleinheit der Köpfe aufgefallen. Virchow erwähnt auch von ihnen drei Schädel, und zwar von Pachacamac, zu 1060, 1100 und 1192 *ccm* Rauminhalt. So kommt also in Amerika in alter und neuer Zeit eine Erscheinung vor, die auf Nannocephalie und damit auf Zwergwuchs hindeutet. Diese Erscheinungen lehren, dass die Pygmäen entsprechend ihrer geringen Körperhöhe auch kleine Köpfe besitzen, deren Capacität beträchtlich geringer ist (um 300—400 *ccm*), als diejenige der grossen Rassen.

Nach den Erfahrungen, die bei den grossen Rassen gemacht worden sind, bedingt eine beträchtliche Abnahme der Schädelcapacität und damit des Hirngewichtes auch schwache geistige Fähigkeiten. Allein wir können diese Erfahrung nicht unmittelbar, so wie sie ist, auf die Pygmäen übertragen, so lange die mittlere Capacität für den Schädel dieser kleinen Menschen und das Verhältniss von Hirngewicht und Körpergewicht noch unbekannt ist. Die Weddas sind nach den Ausführungen der Herren Sarasin offenbar keine begabte Zwergrasse, trotz einiger sehr schätzenswerther Eigenschaften, die sie noch in beneidenswerther Vollkommenheit besitzen, wie die unbedingte Wahrheitsliebe und die Reinheit der Monogamie im strengsten Sinne. Gegen Einflüsse der Kultur, die von aussen kommen, verhalten sie sich aber durchaus ablehnend, obwohl sie selbst, aus eigener Kraft, sich doch nicht von der primitiven Stufe eines Naturvolkes erheben können. Die Japaner sind dagegen geistig ganz anders zu taxiren, sie und die Javaner, Tonkinesen und Annamiten wohl um deswillen, weil sie keine ausschliesslichen Pygmäenvölker sind, sondern nur zahlreiche Fragmente dieser kleinen Varietäten enthalten, daneben aber auch von hochgewachsenen Varietäten durchsetzt sind.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse für die Beurtheilung der schwarzen Inder, weil einzelne der zwerghaften Stämme noch ziemlich zahlreich sind und im Ganzen nur mässige Beimischung eines hochgewachsenen Menschen erkennen lassen. Die Mál-Pahari sind auf einer niederen Kulturstufe, während andererseits über die Male, was Intelligenz betrifft, gute Nachrichten vorliegen, die aus der längeren Berührung der Engländer mit diesem Stamm gewonnen worden sind (Risley, p. 54 u. ff.). Sie stehen offenbar in allen Beziehungen weit über den Weddas. Ebenso

günstig werden die Chakma bezüglich ihrer socialen Eigenschaften beurtheilt, eine Völkerschaft, die durch Riebeck's Reise nach Indien und zu den Völkern in den Chittagong-Hügeln auch bei uns bekannt geworden ist. Dasselbe gilt auch von den kleingewachsenen Stämmen in den Darjelling-Hügeln nach Allem, was bei Risley hierüber zu finden ist.

Das Angeführte mag genügen, um deutlich zu zeigen, dass trotz Kleinheit des Körpers und der damit verbundenen Nannocephalie doch kultureller Fortschritt stattfindet und dass auch diese kleinen Varietäten bis zu einem ansehnlichen Grade geistig entwickelungsfähig sind. Unter solchen Umständen wird sich schliesslich Alles auf die Frage zusammendrängen, ob so kleine Gehirne für die Entwickelung auch der höchsten Kulturaufgaben ausreichen. Die Entscheidung dieser Frage erfordert breite psychologische Beobachtungen; ich begnüge mich mit dem Hinweis, dass religiöse Vorstellungen, staatliche Organisation, kriegerischer Geist (Malé, Mángar u. A.), Ackerbau, Handel selbst bei Männern von einer Capacität von 1000 bis 1200 *ccm* wohl gedeihen können.

V. Stellung der Pygmäen.

Diese Umschau über die Continente lehrt also einmal, dass Pygmäen weit verbreitet sind und dass, wenn kleine Schädel allein schon einen Beweis für Pygmäennatur abgeben dürfen, nicht bloss Europa, Africa, Asien und die Inselwelt solche kleinen Abarten des Menschengeschlechtes beherbergen, sondern auch America.

Diese Abarten sind verschieden von den hochgewachsenen Varietäten des Menschengeschlechts, welche dieselben Länder bewohnen. Deshalb gebührt diesen Pygmäen nicht nur eine ganz bestimmte Stellung in dem anthropologischen System der Rassen, sondern sie müssen auch als Formen aufgefasst werden, welche einer früheren Schöpfungsgeschichte des Menschen angehören, als die hochgewachsenen Varietäten. Im ganzen Bereich der Säugerwelt zeigt sich, dass die grossen Formen von kleinen abstammen. So waren die Vorläufer der hochgewachsenen Varietäten der Menschheit zunächst Pygmäen, deren Körperform vollkommen menschlich war. Pithekoide Eigenschaften sind bei ihnen nicht zahlreicher, als bei den grossen Varietäten der verschiedenen Continente, soviel bis jetzt bekannt geworden ist. Wie sich bei der Schädelcapacität der Pygmäen ihre Intelligenz verhält, ist noch unbekannt; ansehnliche Verschiedenheiten scheinen bei ihnen ebenso häufig vorzukommen, wie bei den hochgewachsenen Varietäten der Menschheit

Diese Umschau über die Pygmäen der übrigen Continente giebt einen werthvollen Hintergrund für das Vorkommen der Pygmäen am Schweizersbild. Ohne die Kenntniss der merkwürdigen Abarten des Menschengeschlechtes anderer Welttheile und ohne die Entdeckung der Zwergrassen

Siciliens wäre unser Fund aus der neolithischen Periode Europas ein zwar interessanter, aber doch isolirter Einzelfall geblieben.

Durch das Vorausgegangene tritt er aber in die Reihe jener allgemeinen Erscheinung von der Existenz der Pygmäen und weist dabei gleichzeitig auf ihr hohes Alter hin, das durch die neolithische Periode am Schweizersbild angedeutet wird.

Tabelle 6. Absolute Schädelmaasse.

Maasse	Grab 4	Grab 8	Grab 9	Grab 11	Grab 12	Grab 14	Kategorie
Capacität nach Welcker	1245	1310	1180	—	1140	1245	Nr. 4. Knabe von 13 Jahren, mesocephal
Grösste Länge	178	178	173	168	189	179	
Gerade Länge	175	178	171	163	185	172	Nr. 8. Mann, hochgewachsene Varietät Europas, mesocephal
Breite	140	138	132	108	125	130	
Stirnbreite	96	96	95	—	89	94	
Höhe	—	—	—	—	—	—	Nr. 9. Etwa 16 Jahre alt, sehr klein, nur 1233 mm; Pygmäe?, mesocephal
Ohrhöhe	122	114	108	120	126	122	
Horizontalumfang	505	500	480	450	505	490	
Sagittalumfang	378	—	—	—	—	—	Nr. 12. Frau, etwa 30 Jahre alt. Pygmäe, dolichocephal
Querumfang	345	—	—	—	—	—	
Gesichtsbreite	88	—	—	—	—	—	Nr. 14. Mann, etwa 40 Jahre alt. Pygmäe, mesocephal
Gesichtshöhe	95	—		—	110	—	
Obergesichtshöhe	55	—	—	—	64	—	Nr. 11. Kind, etwa 6 Jahre alt. (Hyper-)dolichocephal
Jochbreite	115	—	—	—	113	—	
Nase. Höhe	37	—	43	—	45	—	
Nase. Breite	24	28	20	—	20	—	
Orbita. Breite	39	38	—	—	38	—	
Orbita. Höhe	26	28	—	—	33	—	
Gaumen Länge	47	54	45	38	50	—	
Gaumen Breite	45	48	35	38	40	—	

Literatur.

a) Ueber die Niederlassung am Schweizersbild.

Boule, M., La station quaternaire du Schweizersbild près de Schaffhouse (Suisse) et les fouilles du Dr. Nüesch. Nouvelles Archives des Missions scientifiques et littéraires. 1893. 8°. Mit 4 Tafeln.

Nehring. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Januar 1892.

Nüesch. Niederlassung aus der Renthierzeit beim Schweizersbild Schaffhausen. Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1892. Nr. 9 (Bericht über den Congress in Ulm).

Nüesch, Katalog der Fundgegenstände aus der prähistorischen Niederlassung beim Schweizersbild Schaffhausen. Schaffhausen 1893. 8°.

Virchow, R., Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom Januar 1892. S. 84. „Neue Ausgrabungen und Funde beim Schweizersbild bei Schaffhausen."

Virchow, R., Ebenda, Sitzung vom October 1892. S. 455.

Virchow, R., Ebenda, Sitzung vom December 1892. S. 532.

b) Literatur zu dem Artikel: „Pygmäen in Europa".

1. Axel Key's Schulhygienische Untersuchungen. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Dr. L. Burgerstein. Hamburg und Leipzig 1889. 8°.
2. Ammon, O., Die natürliche Auslese des Menschen. Jena 1893. 8°.
3. Ammon O, Anthropologische Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden. Hamburg 1890, in: Sammlung wissenschaftlicher Vorträge von R. Virchow und Wattenbach.
4. Anutschin, Ueber die Vertheilung des Wuchses der männlichen Bevölkerung Russlands. Aus den Abhandlungen der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft nach statistischer Methode. Petersburg 1889. 8°. Mit 10 colorirten Karten und vielen Tabellen.
5. Baelz L., Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Yokohama. 4°. I. Theil 1883. II. Theil 1885.
6. Benedikt M., Sendschreiben an Professor Sergi in Rom. Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1892. 4°.
7. Bischoff Th. L. W, Schädelumfang und Gehirngewicht. Sitzungsberichte der Münchener Akademie. Mathematisch-physikalische Classe. 1864. S. 13.
8. Bischoff Th. L. W., Das Hirngewicht des Menschen. Bonn 1880.
9. Broca P., Beschreibung und Abbildung des Instrumentes bei Topinard Élements; siehe Topinard und E. Schmidt, Anthropologische Methoden. Leipzig 1888, S. 188.
10. Broca P., Mémoires d'Anthropologie. Tom II. p. 115.
11. Broca P., Ebenda. Tom. I. p. 277. Mit 1 Karte. Auch bei Topinard p. 482.
12. le Bon G., Recherches anatomiques et mathématiques sur les lois des variations du volume du cerveau et sur leurs rélations avec l'intelligence. Revue d'Anthropologie 1879, pag. 27 u. ff.
13. Collignon, R., Contribution à l'étude anthropologique des populations françaises. Association française, Compte rendu. Congrès de Pau. Paris 1892. Mit mehreren Karten.
14. Davis and Thurnam, Crania Britannica. London. 4°.
15. Fritsch G, Die Eingeborenen Süd-Afrikas. Mit Atlas. Breslau 1871.
16. His und Rütimeyer, Crania helvetica. Basel. 4°.
17. Henke W., Der Typus des germanischen Menschen und seine Verbreitung im deutschen Volke. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 29. Mai 1894, Nr. 121 u. ff.
18. Holl M., Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XV, 188 . Bd. XVII, 1887.
19. Iwanówsky und Boschdéstwensky, In wie weit sind die Ergebnisse richtig, zu denen Professor N. Zograf gelangt ist u. s. w. Moskau 1894. 8°. Mit Zahlentabellen.
20. Koganei, Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. I. Theil: Untersuchungen am Skelet. Mittheilungen der medicinischen Fakultät der kaiserlich japanischen Universität zu Tokio. Tokio 1893. 8°.
21. Kollmann J., Beiträge zu einer Craniologie der europäischen Völker. Archiv für Anthropologie. Bd. XIII, 1881 und Bd. XIV, 1882. 4°.

22. Kollmann J., Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Bd. VIII, 2. 1887. 8°.
23. Kollmann J., Ebenda. VIII, 1. 1886. 8°.
24. Kollmann J., Sur l'existence des Pygmées dans les temps néolithiques en Europe. Monitore zoologico Italiano. Jahrgang V, 1894. Nr. 4.
Corrigenda in jenem Bericht. Skelet Nr. 14. Körperhöhe lies **1500** *mm* statt 1520. Mittel aus 3 Pygmäenskeletten lies **1424** statt 1430.
25. Livi R., Saggio dei risultati antropometrici ottenuti dallo spoglio dei fogli sanitarii delle classi 1859—1863. Roma 1894. Mit 5 statistischen colorirten Tafeln.
26. Mantegazza P., Di alcune recenti proposte di riforma della craniologia. Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Firenze 1893. Vol. XXIII.
27. Manouvrier, Sur l'interpretation de la quantité dans l'encephale et dans le cerveau en particulier. Mémoires de la Société d'Anthropologie. Tom III. 2e Ser. Paris 1888. 8°.
28. Manouvrier L., La détermination de la taille d'après les grands os des membres. Ebenda. Paris 1892.
29. Mingazzini G., Varie forme dell' apertura pyriformis. Atti R. Accademia med. Roma 1890. Vol. V. Ser. II.
30. Pfitzner W., Bericht über den Anatomen-Congress in Strassburg 1894, in Anatomischer Anzeiger.
31. Pfitzner W., Beiträge zur Kenntniss des menschlichen Extremitätenskelets. Jena 1891. 8°. Auch in „Morphologische Arbeiten", herausgegeben von Schwalbe.
32. Quatrefages A. de, Les Pygmées. Bibliothèque scientifique contemporaine. Paris 1887.
33. Quatrefages A. de, Congrès international d'Anthropol. et d'Archéol. préhist. Stockholm. Compte rendu p. 325, und die darauf folgende Discussion.
34. Ranke Joh., Die Schädel der altbayerischen Bevölkerung. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. V. München 1883. Auch separat erschienen.
35. Ranke Joh., Statistik der Körpergrösse der bayerischen Militärpflichtigen. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. IV. 1881. S. 1.
36. Ranke Joh., Stadt- und Landbevölkerung, verglichen in Beziehung auf die Grösse ihres Hirnraumes. Mit 3 Tafeln. Stuttgart, Cotta 1882. 8°. Auch in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.
37. Risley H. H., The tribes and castes of Bengal. Anthropometric Data. 2 vol. 8°. Calcutta 1891.
38. Risley H. H., The tribes and castes of Bengal. Ethnographic Glossary. 2 vol. Calcutta 1891.
39. Regalia E., Sulla nuova classificazione umana. Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Vol. XXIII. 1893.
40. Rollet E., Détermination de la taille. Mehrere Artikel, zuletzt und ausführlich im Bull. Société d'Anthropologie de Lyon 1889. Arch. d'Anthropologie criminelle 1889. Internationale Monatsschrift für Anatomie und Physiologie 1889 und Bull. Société d'Anthropologie de Lyon 1892, Nr. 2.
41. Rütimeyer L., Die Rinder der Tertiär-Epoche. Abhandlungen der schweizerischen paläontologischen Gesellschaft. Bd. IV (1877). Bd. V (1878). 4°. Mit Tafeln.
42. Sarasin Paul und Fritz, Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon. III. Band, S. 87 u. ff. Wiesbaden 1892—93. Mit Atlas und 84 Tafeln.
43. Sergi G., Varietà umane microcefaliche. Pigmei di Europa. Boll. Reg. Accad. Med. Roma. XIX. 1893.
44. Sergi G., Sugli abitanti primitivi del Mediterraneo. Roma. Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Vol. XXII, Fasc. 3. 1892. 8°.
45. Sergi G., Dasselbe in Travaux du Congrès international d'Archéologie et d'Anthropologie préhistoriques. 11. Sess. à Moscou 1892, publié 1893. 8°. p. 305.
46. Tarenetzky, Beiträge zur Craniologie der Ainos auf Sachalin. Mémoires de l'Academie de St. Petersbourg. Tom. XXXVII, 1890.

47. Topinard P., Élements d'anthropologie générale. Paris 1885.
48. Török von, Ueber Schädeltypen aus der heutigen Bevölkerung von Budapest. Anatomischer Anzeiger 1886, S. 70, und Grundzüge der systematischen Craniometrie, Stuttgart 1890, S. 579.
49. Virchow R, Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin. Frankfurt am Main. 1856. S. 901.
50. Virchow R., Die Urbevölkerung Europas. Berlin 1874. Aus der Sammlung gemeinwissenschaftlicher Vorträge Serie IX.
51. Virchow R., Alte Berliner Schädel. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1880, S. 229.
52. Virchow R, Die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen. Abhandlungen der Berliner Akademie 1881. 4°.
53. Virchow R., Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1882. S. 277.
54. Virchow R., Congress für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Ulm. August 1892, im Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft S. 106.
55. Virchow R., Crania ethnica americana. Sammlung amerikanischer Schädeltypen. Mit 26 Tafeln und 29 Text-Illustrationen. Berlin 1892. fol.
56. Virchow R, Wanyamwesi- und Massai-Schädel. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 18. November 1893.
57. Welcker H., Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels. Leipzig 1862. 4°.
58. Zograf N., Les types anthropologiques des Grands-Russes des gouvernements du centre de la Russie. XV. Band der kaiserlich russischen Gesellschaft der Naturfreunde. Moskau 1892. 4°. Mit Karten, Tabellen und Photographien (russisch).
59. Zograf N., Dasselbe, Autoreferat in Travaux du Congrès international d'Archéologie et d'Anthropologie préhistoriques. Moscou 1893. 8°. Tom. II, p. 1.
60. Zograf N., Auszug aus dem russischen Werke im „Globus“ 1892, Nr. 22.
61. Congrès international d'Archéologie et d'Anthropologie préhistoriques. 11ième Session. Moscou 1892. Tom. II. Procès-verbaux des séances. p. 39. Commission craniométrique.
62. Flower Sir W. H., On the Osteology and Affinities of the Natives of the Andaman Islands. Journal Anthropological Institute Vol. IX. 1879. Mit 4 Tafeln und Tabellen.
63. Flower Sir W. H., Additional observations on the Osteology of the Natives of Andaman Islands. Ebenda Vol. XIV. 1884.
64. Flower Sir W. H., The Pygmy Races of Men. Ebenda Vol. XVIII. 1888. Anthropological Miscellanea p. 73.
65. Flower Sir W. H., Description of two Skeletons of Akkas. Mit 3 Tafeln. Ebenda Vol. XVIII. 1888.
66. Danielli J., Studio sui crani Bengalesi con oppunti d'Etnologia indiana. Firenze 1893.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel XI.

Fig. 1. Schädel aus Grab Nr. 4. Eisenzeit. S. 192, 207, 221.
Fig. 2. Männlicher Schädel aus Grab Nr. 8. S. 193.
Fig. 3. Weiblicher Schädel aus Grab Nr. 9. S. 194.
Fig. 4. Kindlicher Schädel aus Grab Nr. 11. S. 196.
Fig. 5. Weiblicher Pygmäen-Schädel aus Grab Nr. 12. S. 197, 212.
Fig. 6. Männlicher Schädel aus Grab Nr. 14. S. 197.

Besprechungen.

G. Nordenskiöld. The Cliff Dwellers of the Mesa verde, Southwestern Colorado, their pottery and implements, translated by D. Lloyd Morgan. Stockholm, P. A. Borstedt og Söner. 1893. kl. fol. 174 S. mit einer Karte, LI Bildtafeln und 94 Text-Illustrationen. With an Appendix by G. Retzius, Human remains. XI p. with X Plates.

Das umfangreiche Prachtwerk ist ein ruhmvolles Zeugniss des hohen erblichen Talents, welches der junge Forscher besitzt, sowohl in Bezug auf Beobachtung, als in Bezug auf Darstellung, und zugleich ein bewundernswerthes Denkmal der Leistungsfähigkeit der schwedischen Typographie, wohl geeignet, den Neid fremder Nationen hervorzurufen. Die ethnologische Literatur hat kaum ein anderes Werk aufzuweisen, welches damit in Parallele gestellt werden könnte.

Hr. G. Nordenkiöld benutzte einen Aufenthalt in Colorado, zu dem ihn Gesundheitsrücksichten veranlasst hatten, um während des Sommers und Herbstes 1891 die merkwürdigen Felswohnungen zu erforschen, welche durch die Cañons des ausgedehnten Plateaus der Mesa Verde im Südwesten des Staates zerstreut sind. Er bringt eine Beschreibung der Ruinen, sowie einen Bericht über die Ausgrabungen in denselben und über die gefundenen Gegenstände. Um die Entwickelung der Cultur der Cliff-Dwellers verständlich zu machen, giebt er weiterhin eine Uebersicht der verwandten Ruinen in den Südwest-Staaten Nordamerica's und eine Beschreibung der Moki-Indianer, der Abkömmlinge der alten Pueblo-Stämme. Auf die Berichte der ersten spanischen Besucher begründet er eine Darstellung der Sitten und Gebräuche der Ackerbau treibenden und Städte bauenden Indianer in der Mitte des 16. Jahrhunderts. In dem archäologischen Abschnitt sind besonders eingehend die Thongefässe mit ihren charakteristischen Ornamenten, die Waffen, Geräthe, Flecht- und Webestoffe der Indianer abgehandelt.

Der Verf. kommt schliesslich zu der Annahme, dass die Bewohner der Mesa Verde ursprünglich zu den nomadischen Stämmen gehörten, wie sie zum Theil in der Nachbarschaft noch jetzt existiren, und dass sie erst seit der Zeit, wo sie auf das Tafelland des südwestlichen Colorado zurückgedrängt wurden, sich dem Ackerbau (zuerst Mais, später Korn) zugewendet haben. In ihren ersten Höhlenwohnungen entwickelten sie die Kunst der Befestigung und des Hausbaues, dessen allmähliche Verbesserung wir stufenweise verfolgen können. „Ein Pueblo auf der Mesa ist thatsächlich nichts, als ein Cliff-Dwelling auf einem freien Platze" (p. 169). Zahlreiche Pueblos bedeckten das ganze Plateau. Aber im Laufe der Zeit verfiel der Stamm und die letzten Reste desselben sahen sich genöthigt, ihre Zuflucht wieder in abgelegenen Befestigungen zu suchen. Hier erlagen sie ihren Feinden und nur Ruinen und zerstreute Gebeine lassen die Plätze ihrer letzten Tage erkennen. Der feindliche Stamm, dem sie erlagen, wird als Teyas bezeichnet. Während die Zeit der Blüthe der Pueblo-Stämme wahrscheinlich einige Jahrhunderte vor der Ankunft der Spanier anzusetzen ist, fanden diese schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts zahlreiche Ansiedelungen in Ruinen. Auch ihre Nachkommen, die Zuñis und Mokis, sind einer fortschreitenden Vernichtung anheimgefallen. Castañeda zählte noch 71 Dörfer mit 20000 Kriegern; in unserem Jahrhundert fand Whipple nur noch 30 Dörfer mit einer Gesammtbevölkerung von 22000 Menschen; darunter mochten etwa 4000 Krieger sein.

Auf der Mesa wurde vorzugsweise die Töpferei entwickelt; ihre Reste zeigen ein weit mehr alterthümliches Gepräge, als das Thongeräth der mehr südlichen Gegenden. Von den einfacheren Manufakten der Cliff-Dwellers, welche eine noch ältere Phase der Entwickelung bezeichnen, unterscheidet sich die Mesa-Waare durch die zahlreichen und sauber ausgeführten Ornamente (Mäander u. a.) und die rothe Farbe. Nicht minder gross sind die Unterschiede von dem modernen und „Uebergangs"-Geschirr der Pueblos in Form, Ver-

zierung und Farbe. Insbesondere betont der Verf. die grosse Verschiedenheit von der mexikanischen Cultur, mit welcher diese Cultur „nichts gemein hatte“ (p. 174). —

Unter den von von Hrn. G. Retzius beschriebenen Schädeln befanden sich 8 von Erwachsenen und ein kindlicher aus Cliff-Dwellings, sowie der eines Erwachsenen aus einem Grabe der Mesa. Sie zeigen durchweg Spuren von Deformation, insbesondere Abplattung der (oberen) Parieto-occipital-Gegend. Zuweilen wird dieselbe so stark, dass schon Bessels die Aehnlichkeit einzelner Pueblo-Schädel mit solchen von Tennessee betonte; Hr. Retzius (p. X) hebt in zwei Fällen die Analogie mit dem in den Crania ethnica Americana S. 11 Fig. IV von dem Ref. abgebildeten Schädel von Vicksburg hervor. Das wäre also die Natchez-Form. Bei der Mehrzahl der neuen Schädel bestand zugleich Plagiocephalie. Obwohl unter diesen Umständen die typische Form schwer zu erkennen war, so tritt Hr. Retzius doch der Meinung von Bessels bei, dass dieselbe brachycephal gewesen sei. Die Capacität variirte zwischen 1075 (Nannocephalie) an einem Mumienschädel und 1460 *ccm*; die Zwischengrössen betrugen 1275, 1280, 1305, 1320 und 1440 *ccm*. Alle Schädel waren mehr oder weniger prognath. — Ref. möchte wegen der Aehnlichkeit einiger dieser Schädel, insbesondere des nannocephalen (Taf. V), desjenigen von 1275 *ccm* Capacität (Taf. VIII) und des Mesa-Schädels (Taf. X), auf die Ute hinweisen, deren jetzige Reservation sich ganz in der Nähe befindet. Rud. Virchow.

Finland im 19. Jahrhundert, in Wort und Bild dargestellt von finländischen Schriftstellern und Künstlern. Helsingfors 1894, F. Tilgmann. gr. 4°. 407 S. mit zahlreichen Nachbildungen von Kunstwerken (Gemälden und Skulpturen), Portraits und sonstigen Illustrationen und Vignetten.

„Heutige Verhältnisse mahnen daran, das jetzige Finland der Mitwelt und Nachwelt zu schildern, wie es ist im neunzehnten Jahrhundert“, sagt am Eingange dieses grossen und schönen Werkes Hr. Z. Topelius. In der That, es ist Zeit, dass die Welt einmal eine zusammenfassende Schilderung des fernen Landes und seiner Bewohner erhalte; ist doch selbst in Deutschland, in dessen Sprache das Buch übertragen ist, eine genauere Kenntniss und namentlich eine persönliche Anschauung noch immer eine Seltenheit. Wir müssen daher dem Redaktions-Comité (für den Text Estlander, Lindelöf, Mechelin, Rein und Topelius, für die Illustrationen Berndtson, Edelfeldt nnd Järnevelt), insbesondere dem Herausgeber L. Mechelin für den grossen Genuss, der uns damit bereitet ist, von Herzen dankbar sein. Es ist wohlthuend und erhebend, zu erfahren, in wie vielen Richtungen das innere Leben des in sich verschlossenen Volkes sich entfaltet und die herrlichsten Blüthen getrieben hat. Gewiss wird jeder, der die zahlreichen Portraits der einheimischen Geistesheroen mustert, welche die Arbeit der Erziehung des Volkes besorgt haben, eine wahre Freude empfinden, in diese bald energischen und harten, bald sinnenden und feinen Gesichter zu blicken. Für die Leser unserer Zeitschrift, soweit sie nur fachmännische Studien treiben, giebt es hier freilich nur spärliche und vielfach zerstreute Anknüpfungen; am meisten bietet das II. Kapitel (Das Land von Topelius). Hier möge namentlich auf den darin betonten Gegensatz der Finnen und der Lappen hingewiesen sein. Von den letzteren heisst es (S. 51), sie dürften anthropologisch nicht dem finnisch-ugrischen Stamme angehören, hätten sich aber eine finnisch-ugrische Sprache angeeignet. An einer anderen Stelle (S. 61) wird gesagt: „Der Lappe ist kein Halbbruder, er ist kaum ein Vetter des Finnen“. Ueber die Richtigkeit dieser Sätze liesse sich streiten, zumal wenn die Ostjaken nicht mit gleicher Strenge behandelt werden. Immerhin darf angenommen werden, dass der Verf. nicht bloss eine individuelle Meinung ausgesprochen hat. Im Uebrigen kann sowohl die textliche Ausführung, als die künstlerische Ausstattung gerühmt werden. Was vielleicht am meisten vermisst werden dürfte, ist eine mehr eingehende Vertiefung in das volkskundliche Element, welches so viele bemerkenswerthe Seiten darbietet und welches gerade in Beziehung auf die zahlreichen alterthümlichen Ueberreste, die sich darin erhalten haben, für das Verständniss primitiver Auffassungen eine reiche Quelle ist. Rud. Virchow.

R. W. Felkin. On the geographical distribution of tropical diseases in Africa. From the Proceedings of the Royal Physical Society of Edinburgh. Vol. XII. 1894. June.

Der Verf., der noch in vormadhistischer Zeit als „ärztlicher Missionar" die lange Nil-Reise bis nach Uganda gemacht hatte und dem wir so viele Nachrichten über die Seen-Region und die Bewohner des oberen Nils verdanken, hat in Folge einer Aufforderung des afrikanischen ethnologischen Congresses bei Gelegenheit der Ausstellung in Chicago eine gedrängte Uebersicht über die geographische Vertheilung der Tropenkrankheiten im schwarzen Continent gegeben, welche gewiss, trotz ihres, aus begreiflichen Gründen höchst fragmentarischen Charakters, allerwärts mit Dank begrüsst werden wird. Er theilt zu diesem Zwecke das grosse Gebiet in 8 verschiedene Abtheilungen (Nord-Africa, Nordost-Africa mit Aegypten und Abessinien, Ost-Africa mit Zanzibar und Pemba, West-Africa, nördliches Central-Africa mit Sahara und Sudan, südliches Central-Africa bis zum 18° südl. Breite, Süd-Africa und endlich die Inseln Madagascar, Mauritius und Seychellen). Nachdem er einen Abriss der afrikanischen Klimatologie gegeben hat, bespricht er die Krankheiten jeder der 8 Abtheilungen. Zum Schlusse liefert er eine kurze Charakteristik der wichtigsten dort vorkommenden Tropenkrankheiten. Alles das ist in allgemein verständlicher Weise dargestellt, so dass die kleine Schrift als ein Vademecum für jeden Africareisenden dienen kann. Es wäre daher sehr wünschenswerth, dass der Verf. sie auch in einer allgemein zugänglichen Ausgabe vervielfältigen liesse.

Dabei würde es sich jedoch empfehlen, die beigefügte nosologische Karte, die an sich viele Vortheile darbietet, etwas deutlicher ausführen zu lassen. Das Verständniss wird namentlich dadurch erschwert, dass dieselben Zeichen für je 2 sehr verschiedene Krankheiten gebraucht werden, nur dass sie das eine Mal fetter gedruckt sind. So finden sich die gleichen Zeichen für Typhoidfieber (Abdominaltyphus) und Dysenterie, für Scharlach und Rheumatismus, für Syphilis und Ophthalmie, für Hepatitis und Dengue, und wenn auch vielleicht die Originalzeichnung die Unterschiede in der Stärke der Linien deutlich gegeben haben mag, so hat der Drucker es doch selbst dem geübten Leser unmöglich gemacht, sich ohne längere Prüfung zurechtzufinden.

Es mag noch besonders darauf aufmerksam gemacht werden, dass der Verf. seine Meinung über die Acclimatisationsfähigkeit der weissen Rasse in Africa in sehr bestimmter Weise ausspricht (p. 423—429). Er ist im Grunde Optimist, denn er hofft, dass es gelingen werde, selbst Centralafrica zu colonisiren. Aber er ist noch viel bestimmter in der Erklärung, dass eine unmittelbare Acclimatisation von Europäern im tropischen Africa gänzlich ausgeschlossen ist. Er rechnet vielmehr auf eine schrittweise fortschreitende Einwanderung, die sich im Laufe von Generationen, nicht etwa bloss von Jahren, vollziehen müsse und bei der nicht bloss die Auswahl der Colonisationsstellen mit Berücksichtigung aller Erfahrungen zu geschehen habe, sondern auch alle Hülfsmittel, welche die Hygieine darbietet und darbieten werde, in Anwendung zu bringen seien. Unterschiede des Geschlechtes in Bezug auf Acclimatisationsfähigkeit stellt er in Abrede, dagegen bestreitet er ohne irgend eine Beschränkung die Möglichkeit, Kinder von Weissen in Africa, ohne zeitweise Versendung derselben nach Europa, in gesundem Zustande gross zu ziehen. Were they to remain in Tropical Africa, they would certainly degenerate mentally, morally, and physically.

Rud. Virchow.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, herausgegeben vom Bosnisch-Hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo, redigirt von Moriz Hörnes. Zweiter Band. Wien 1894. hoch 4°. 688 S. mit 9 Tafeln und 238 Text-Abbildungen.

Ein ausführliches Referat über den ersten Band ist in der Zeitschrift für Ethnologie 1893, S. 173 geliefert worden. Der gegenwärtige Band bietet alle die Vorzüge des ersten

und nicht bloss ein erstaunlich reiches Material, sondern auch ein überraschendes Zeugniss von der Zahl und dem Fleiss der besten Mitarbeiter. Sein Inhalt ist diesmal weniger reich an Schilderungen prähistorischer Funde, als an Darstellungen der römischen Ueberreste und der altslavischen Bauten, Grabmäler, Schriftwerke u. s. w. Ein verhältnissmässig grosser Antheil betrifft die Hercegovina, wo zahlreiche Befestigungen aufgefunden sind, welche bis in die prähistorische Zeit zurückreichen, aber später von den Römern benutzt worden sind. Häufig erscheinen die mittelalterlichen Gräber der sogenannten Bogumilen, welche wohl ein noch mehr eingehendes Studium finden werden; diesmal erhalten wir eine interessante Mittheilung des Herrn Radimsky über das Material der dabei verwendeten Grabsteine (S. 75).

Neu ist die Auffindung eines anscheinend slavischen Urnenfriedhofes von Hodbina an der Buna, im Bišćepolje der Hercegovina (S. 11), der auch wohl eine mehr eingehende Untersuchung verdient. Der Aufmerksamkeit zu empfehlen sind ferner die, vielleicht derselben Zeit angehörenden Grabsteine mit Skulpturen, namentlich auch menschlichen Figuren, wie sie Hr. Fiala auf dem Glasinac gefunden hat (S. 318, Fig. 7 und 9); sie erinnern an manche Funde unserer Gegenden, wie sie von Weigel beschrieben sind. Dagegen scheinen Steinfiguren, welche mit den russischen Baba's verglichen werden könnten, bis jetzt nicht entdeckt zu sein.

Es mag dabei auf die Beschreibung einer höchst sonderbaren Gruppe aus Bronze hingewiesen werden, welche von Sinj in Dalmatien hergekommen ist (S. 483). Durch eine umfassende Nachforschung ist es gelungen, dieselbe als ein modernes Artefakt, vulgo Fälschung, zu erweisen, als deren Vorbilder gewisse Skulpturen an einem Bogen und den Säulen des Campanile am Dom von Spalato erkannt wurden. Manches in diesen Nachbildungen ruft die sogenannten Bronzefiguren in die Erinnerung, die auch bei uns in nicht kleiner Zahl von Zeit zu Zeit aufgetaucht sind.

Ein längerer Abschnitt (S. 357—508) gehört der Volkskunde an. Ein Paar wichtigere Mittheilungen daraus sind schon früher in unserer Zeitschrift (1894, S. 94 und 138) besprochen worden. Etwas versprengt erscheint in diesem Abschnitte eine Abhandlung über Rascien (S. 473): mit diesem alterthümlichen, aber noch nicht wieder allgemein eingebürgerten Namen bezeichnet der Verf., Hr. v. Ippen, „Alt-Serbien", den bei der Türkei verbliebenen Landestheil zwischen Albanien, Montenegro, Bosnien und Serbien, in welchem auch das berühmte Amselfeld (Kossovo-Schlacht 1389) liegt. Die Bewohner des südlichen Theiles sind Albanesen, die des nördlichen Bosniaken, natürlich mit starker Mischung in den Grenzbezirken. Eigentlich anthropologische Angaben finden sich nicht vor.

Den Schluss bilden naturwissenschaftliche, und zwar ausschliesslich zoologische Abhandlungen. In der Hercegovina wurde ein Flughund (Pteropus) erbeutet, aber seine Herkunft liess sich nicht feststellen. Immerhin werden einzelne Nachrichten beigebracht, welche anzudeuten scheinen, dass in der That dieses Thier dort vorkommt.

Rud. Virchow.

Julius Schmidt. Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen zu Halle a. S. Heft 1. 1894. Halle, O. Hendel. 8vo. 59. S. mit 68 Text-Abbildungen.

Ein Heft, wie dieses erste, soll künftig jährlich ausgegeben werden. Der Herausgeber hofft, dass diese Mittheilungen „sich vielleicht mit der Zeit zum Centralorgan für die Bestrebungen auf vorgeschichtlichem Gebiete in der Provinz Sachsen ausbilden und besonders eingehenden Fundberichten einen willkommenen Sammelpunkt gewähren werden" (S. 17). Wir wollen das Beste hoffen. Immerhin wird nach einigen Jahren zu prüfen sein, ob es richtig ist, dass jede Provinz „für die Bestrebungen auf vorgeschichtlichem Gebiet" ein besonderes Sammelorgan ausbildet und dass dieses Sammelorgan zugleich die eingehenden Fundberichte bringt. Die Zersplitterung der prähistorischen Literatur ist schon jetzt so gross, dass daraus eine erhebliche Erschwerung für die Sammlung des Materials hervorgeht und dass der Herr Unterrichtsminister die Herausgabe der „Nach-

richten für deutsche Alterthumsfunde" angeregt hat, um der weiteren Zersplitterung vorzubeugen. Vielleicht wird die Praxis allmählich das herbeiführen, was die provinzielle Eifersucht zunächst verweigert.

Der Inhalt des vorliegenden Heftes ist an sich recht interessant. Ein ausführlicher Rückblick auf die Geschichte des Vereinswesens in der Provinz bis zur Gründung des Provinzial-Museums (1882) steht an der Spitze; er ist lehrreich, zumal in Bezug auf die Frage der Local-Museen in einzelnen Städten und Bezirken. Sodann folgen Berichte über Ausgrabungen in den Jahren 1890—93. Wir ersehen daraus sofort wieder den relativen Reichthum der Provinz an neolithischen Gräbern, zugleich aber auch die Vermischung mit Gefässen des Lausitzer und des Tene-Typus. Ob, wie anzunehmen ist, hier vorzugsweise Nachbestattungen stattgefunden haben, ist nicht überall mit Sicherheit nachgewiesen. Ein sehr reines Resultat ergab die Untersuchung eines Steinkistengrabes bei Bekendorf, Kreis Oschersleben, wo ein Hockerskelet mit sehr charakteristischen, schön verzierten Gefässen zu Tage kam (S. 34).

Den Schluss bildet eine zusammenfassende Darstellung der „Cylinder und anderen Thongebilde unbekannten Gebrauches aus der Umgegend von Halle a. S." (S. 48), von denen manche schon durch frühere Publikationen bekannt sind. Eine bestimmte Erklärung über den Gebrauch dieser Geräthe giebt der Verf. nicht.

Die Ausstattung ist eine sehr saubere. Die Abbildungen entsprechen allen billigen Ansprüchen in Bezug auf Anschaulichkeit und Deutlichkeit. Rud. Virchow.

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Heft 1. Berlin 1894. Emil Felber. gr. 8vo. XIX und 68 S. mit 41 Text-Abbildungen und einer farbigen Tafel.

Die Direktion des Königlichen Museums für Völkerkunde eröffnet ein neues Organ für schnelle Mittheilungen über Erwerbungen der letzten Zeit, welche unter der gewaltigen Fülle der schon angehäuften Schätze Platz gefunden haben. In den sehr eingehenden „Vorbemerkungen" des Direktors (S. V—XIX) werden die Gründe auseinandergesetzt, weshalb er sich entschlossen hat, „in zwanglosen Heften Notizen über neue Erwerbungen für vorläufig kurze Kenntnissnahme herauszugeben, vorbehaltlich späterer wissenschaftlicher Durcharbeitung, wofür die Hefte der seit dem Jahre 1889 herausgegebenen Museumsschrift bestimmt sind." „Der Pflicht genauester Mittheilung über neu einlaufende Erwerbungen, deren Kenntnissnahme den auf gleichem Forschungsfelde beschäftigten Mitarbeitern dienlich sein würde, kann selten nur nach Wunsch genügt werden." Dabei wird auf das Beispiel unserer anthropologischen Gesellschaft hingewiesen, welche für schnelle Publikationen nicht immer Raum hat. Wenn die sich dabei ergebenden Schwierigkeiten auch nicht wesentlich „aus redaktionellen Gründen", wie gesagt ist, herstammen, sondern vorzugsweise durch die Masse des von allen Seiten zuströmenden Materials und die Knappheit des Raumes zu erklären sind, so kann doch nicht bestritten werden, dass die Verwaltung des Museums die Beschränkung, welche ihr, wie den Mitgliedern der Gesellschaft, auferlegt werden muss, schwerer empfinden mag, als ein freier Arbeiter. „Solch' unvermeidliche Hinzögerungen", heisst es (S. VI), „kommen besonders störend zur Empfindung, so oft durch werthvolle Erwerbungen die Verpflichtung zu baldiger Rücksichtnahme auferlegt ist, zumal, wenn es gilt, hochsinniger Gönnerschaft die Anerkennung zu zollen, die für Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen möglichst unverzüglich geschuldet wird." Es liesse sich vielleicht eine solche Anerkennung auch durch Correspondenzen und, was noch wirkungsvoller wäre, in den, der Regierung in breitester Weise offen stehenden Organen der periodischen Presse, die ja sonst vielfach zu solchem Zweck benutzt werden, aussprechen. Auch würde die gedachte Gesellschaft sicherlich für objektive Besprechungen der wichtigsten Eingänge, wenn sie ihr geboten würden, Platz schaffen. Aber sie würde doch, mit Rücksicht auf die Sitzungsberichte, immer die Reihenfolge der Ein-

gänge berücksichtigen müssen. Auch würde sie schwerlich eine so opulente Ausstattung, wie sie das Heft I darbietet, gewähren können. Es kommt hinzu, dass eine Gesellschaft, die nicht bloss auf ein fachmännisches Publicum eingerichtet sein kann, eine allgemein verständliche und wenig voraussetzungsvolle Darstellung erfordert.

Wir begrüssen daher das neue Unternehmen gern als eine neue Hülfe zur Verbreiterung und Vertiefung der ethnologischen Studien. Die „Vorbemerkungen" beschäftigen sich in ihrem grösseren Theile damit, die Wege und die Mittel zu bezeichnen, wie diese Studien am besten gefördert werden können. Für alle diejenigen, welche sich mit der Einrichtung und Ausstattung von Museen zu beschäftigen haben, werden die werthvollsten Rathschläge ertheilt. Aber auch die Ziele der ethnologischen Forschung überhaupt werden in dem, auch einem grösseren Leserkreise genügend bekannten Sinne hier von Neuem entwickelt, und namentlich das letzte Ziel, „die ethnisch-naturwissenschaftliche Psychologie", in begeisterten Worten vorgeführt.

Ein besonderes „Streifblatt" (19 Seiten) betitelt: „Betrachtungen über offene Fragen in der Ethnologie", ist beigefügt, um die vorliegenden Aufgaben mehr im Einzelnen auseinanderzusetzen und zu exemplificiren. Die gedrängte Form der Darstellung lässt erkennen, dass das „Blatt" sich an höher stehende Kreise wendet, welche durch Bildung und Erfahrung über das gewöhnliche Lesepublicum erhaben sind. „Je nach Veranlassung" sollen auch später ähnliche Blätter ausgegeben werden.

Das Ethnologische Notizblatt wird sich nach einer Angabe im Eingange „vorwiegend auf die Ethnologische Abtheilung des Museums beschränkt halten". Dem entsprechend enthält das Heft I ausschliesslich Mittheilungen des Direktors (A. Bastian), der Direktorial-Assistenten (Grünwedel, Grube, v. Luschan und Seler) und der Hülfsarbeiter (F. W. K. Müller). Wenn hinzugefügt wird, dass für Mittheilungen aus der Prähistorischen Abtheilung die „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde" dienen, so entspricht diese Angabe allerdings dem thatsächlichen Verhältniss insofern, als bisher die Mittheilungen aus der Prähistorischen Abtheilung eine hervorragende Stellung unter den „Nachrichten" eingenommen haben, aber nicht der Absicht des Unterrichtsministers, der vielmehr in dem mit der anthropologischen Gesellschaft getroffenen Abkommen eine Zusammenfassung der neuen Funde in ganz Deutschland forderte: nur der Mangel an Unterstützung, den die Redaktion bei den ausserberlinischen Museen zu beklagen hat, erklärt es, dass manches Heft der „Nachrichten" gewissermaassen ein particularistisches Aussehen angenommen hat.

Unter den in dem Ethnologischen Notizblatt veröffentlichten Einzelarbeiten der Direktorial-Assistenten wird mit besonderer Freude die Abhandlung des Hrn. Seler über die grossen Steinskulpturen des Museo Nacional de México begrüsst werden: sie giebt eine, trotz der fremdartigen Mythologie und Benennungen, verständliche Schilderung und Deutung der Figuren an den unförmlichen Gebilden, von denen das Königliche Museum seit Kurzem eine Reihe guter Nachbildungen in Originalgrösse besitzt. Unter den sonstigen Abbildungen, welche durchweg eine saubere Ausführung zeigen, verdienen eine besondere Erwähnung die Dolmen von Tonga und die Purrah-Maske (Bastian), die Bali-Pfeifen (v. Luschan) und die ceylonesischen Masken (Grünwedel). Leider sind die letzteren, obwohl einzelne derselben (Fig. 6, 9 und 10, S. 4 und 5) den „König" der Weddas darstellen sollen, anthropologisch ohne jeden Werth.

Den Schluss bildet eine reiche Auswahl aus der neuesten ethnologischen Literatur.

Rud. Virchow.

Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck, 24.—28. August 1894. Innsbruck, Wegner'sche Universitäts-Buchhandlung, 1894. 8vo. 277 S. mit 6 Tafeln und einigen Text-Illustrationen.

Der Geschäftsführer des gemeinsamen Congresses deutscher und österreichischer Anthropologen, der verdiente Direktor des Ferdinandeums in Innsbruck, Hr. v. Wieser, hat die Theilnehmer des Congresses durch ein inhaltreiches und vortrefflich ausgestattetes Erinnerungsbuch erfreut. Eine eingehende Besprechung desselben ist bei der Fülle des gebotenen, zu einem grossen Theil neuen Stoffes nicht wohl an dieser Stelle auszuführen. Wir müssen uns darauf beschränken, die Hauptarbeiten kurz hervorzuheben und die weitere Kenntnissnahme der Thätigkeit der betheiligten Personen zu empfehlen.

Die Sammlung wird eingeleitet durch eine Abhandlung unseres allgemein geschätzten Mitgliedes, Hrn. Franz Tappeiner: „Die Abstammung der Tiroler und Raeter auf anthropologischer Grundlage“, welche zugleich mit einem polemischen Anhange ausgestattet ist, in welchem die Herren Ammon und Tappeiner sich über ihren verschiedenen Standpunkt auslassen. Der seit vielen Jahren unermüdlich thätige Tiroler Anthropolog, der, wie wir aus seiner Abhandlung ersehen, die Museen aller betheiligten Länder durchsucht hat, um die Schädeltypen der Etrusker, der Celten und der Illyrier festzustellen, kommt auch jetzt wieder zu dem Schlusse, dass die älteste bekannte Bevölkerung von Tirol, die Raeti der Römer, den Grundstock für die heutige Bevölkerung gebildet hat. Gleichwie er für die heutigen Tiroler, nachdem er 8651 Schädel und Köpfe selbst gemessen und 46.74 pCt. Brachycephalen und 35.98 pCt. Rundschädel berechnet hat, über den Typus derselben keinen Zweifel übrig liess, so zeigt er auch für die alten Raeti an einer freilich nur kleinen Zahl gut bestimmter Gräberschädel, dass sie den Brachycephalen angehörten. Der schöne Schädel von St. Ulrich in Gröden (Index 85,6), der mit 3 Certosa-Fibeln ausgegraben wurde, ist in einer schönen photographischen Abbildung vorgeführt. Aber wohin gehörten die Raeti selbst? Gegen ihre Verwandtschaft mit den Etruskern bringt der Verf. triftige Gründe bei. Auch die Celten weist er zurück, hauptsächlich wegen der Verschiedenheit der Schädel: Tène-Gräber mit Schädeln sind in Tirol noch nicht gefunden worden. Am meisten drängt ihn seine Untersuchung auf die Illyrier (Veneter u. s. w.), aber er giebt auch sie auf, weil ihm aus Bosnien gemeldet war, dass die alten Gräberschädel daselbst dolichocephal seien. Ref. konnte dem braven Veteranen der tiroler Anthropologie schon auf dem Congress mittheilen, dass diese Angabe gegenüber den von ihm in Sarajevo gesehenen Schädeln unhaltbar ist, und er darf hier wohl an seine Abhandlung „Zur Craniologie Illyriens“ (Monatsberichte der physikalisch-mathematischen Klasse der K. Akademie der Wissenschaften 1877) erinnern, in welcher er für die Illyrier ein weites Verbreitungsgebiet in Anspruch genommen und ihr Vorkommen auch für Tirol als zulässig dargestellt hat.

Es trifft sich gut, dass ein so vorsichtiger Forscher, wie Hr. v. Wieser, in dem vorliegenden Buche eine höchst bemerkenswerthe Arbeit geliefert hat, die über das Gräberfeld von Wetzelach in Osttirol (S. 261), welche gegen den Schluss die, auf die Gräberfunde gestützte These enthält, dass im hinteren Iselthal gegen das Ende der Hallstatt-Periode Illyrier sesshaft waren. Ein anderer Specialforscher, Hr. Fr. Stolz, gelangt in seiner Abhandlung „Linguistisch-historische Beiträge zur Paläo-Ethnologie von Tirol“ (ebenda S. 39) auf ganz anderem Wege auch zu dem Satze, dass die Bevölkerung des östlichen Tirols illyrischer Herkunft war und höchst wahrscheinlich dem venetischen Stamme angehörte. Die Frage ist, soweit Ref. sieht, niemals früher so scharf gestellt worden, und es wird eines der Verdienste des Innsbrucker Congresses bleiben, sie in den Vordergrund der Erörterung gebracht zu haben.

In Bezug auf das Gräberfeld von Wetzelach mag noch besonders erwähnt werden, dass daselbst ein neuer Fundort für figurirte Bronzegefässe aufgedeckt ist, der sich den berühmten Fundstellen von Matrei, Moritzing u. s. w. durch die Bedeutung des Grabinventars ebenbürtig an die Seite stellt, aber noch weit darüber hinausragt, da hier wirkliche Gräber aufgedeckt sind. Hr. v. Wieser schreibt sie einer bergbauenden Bevölkerung des 5. Jahrhunderts v. Chr. zu. Er bringt die eine Situla in nächste Beziehung zu den Eimern der Certosa von Bologna und dem von Watsch. —

Ausser den angeführten Arbeiten enthält der Jubelband noch eine ganze Anzahl von naturwissenschaftlichen, linguistischen und volkskundlichen Arbeiten, sogar eine pathologisch-anatomische Pommer, Schädel- und Gehirn-Asymmetrie, verursacht durch ein Kephalae-

matom. S 157), sämmtlich auf locales Material aus Tirol gestützt und fast ausschliesslich von Tiroler Gelehrten geliefert. Mögen sie einen so grossen und dankbaren Leserkreis finden, als sie verdienen. Rud. Virchow.

China. Imperial Maritime Customs. II. Special Series No. 2. Medical Reports, 34th — 40th Issue. Published by order of the Inspector General of Customs. Shanghai 1890—94.

Ueber frühere Hefte dieser officiellen Berichte ist in dieser Zeitschrift 1887, S. 48 und 1888, S. 220 referirt worden. Dieselben stammen von den angestellten Zollamts-Aerzten (Customs Medical Officers), welche ihre Instructionen von dem General-Zollinspector Hrn. Rob. Hart erhalten haben; sie sind zusammengestellt von Dr. R. Alex. Jamieson. Sie sind für die handeltreibende Bevölkerung und für die Marine überhaupt von grosser Wichtigkeit.

Die vorliegenden Berichte gehen theilweise bis zum September 1890, theilweise bis ebendahin 1889, einer nur bis 1887. Sie liefern eine gedrängte Uebersicht über die Krankheiten und Gesundheitsverhältnisse von Tamsui (Formosa), Chinkiang, Newchwang, Ichang, Swatow, Hoihow (Kingchow), Foochow, Ningpo, Amoy, Pakhoi, Kinkiang, Tientsin, Canton, Wahu, Shanghai und Chefoo.

Mehreren dieser Specialberichte (Issue 34—37) sind zusammenfassende Darstellungen der klinischen Studien, welche besonders dankenswerth sind, angefügt worden. So enthält das 34. Heft Mittheilungen über die einfache Continua, das 35. über Hitzschlag (Ardent fever), das 36. über exanthemische Fieber, insbesondere Pocken, Varicellen, Scharlach, Masern, Dengue und exanthemischen Typhus (Typhus fever), das 37. über Enteric fever (Abdominaltyphus). Sehr sorgfältig und beachtenswerth sind die Mittheilungen über das letztere und über den Hitzschlag.

Das enterische Fieber ist bei den in China verwendeten britischen Truppen zuerst 1859 beobachtet worden. Es hat sich niemals epidemisch unter Ausländern gezeigt und, obwohl infectiös, ist es nicht ansteckend, wohl aber in allen Vertragshäfen endemisch. Abgesehen von den depressiven Zuständen des Nervensystems und der allgemeinen Ernährung, findet sich eine ausgebreitete Infiltration des Drüsengewebes mit vielkernigen Zellen, welche zu vollständiger Fettmetamorphose in den agminirten und solitären Drüsen des Darmes und in den Mesenterialdrüsen führt. Hr. Jamieson hält es für berechtigt, anzunehmen, dass eine „specifische Verunreinigung durch Fäcalstoffe“ in der Luft, welche von gedüngten Aeckern herkommt, sowie in der Milch nach Beimischung von Creek-Wasser und in Getränken die Ursache der Erkrankung bildet und dass die Unsauberkeit der Eingeborenen zahlreiche Gelegenheiten zu derartigen Verunreinigungen darbietet. Ganz besondere Sorgfalt sollte also von den Schiffern der Wasserversorgung zugewendet werden. Auffallender Weise habe sich, abgesehen von der besseren Diagnose, die Zahl der Erkrankungen mit jedem Jahre vermehrt, auch da, wo sanitäre Verbesserungen vorgenommen seien, und zwar in umgekehrtem Verhältniss zu den Malaria-Erkrankungen. Es wird daher die Frage aufgeworfen, ob nicht gerade die Maassregeln gegen die Malaria, insbesondere die Untergrund-Drainage, zu der Vermehrung der enterischen Fieber beigetragen haben. Ausführlich werden die Symptome und die Complikationen, der Krankheitsverlauf im Ganzen und die Ausgänge geschildert. Es folgen genaue Beschreibungen der pathologisch-anatomischen Befunde, die übrigens von denen, welche in Europa und America beobachtet sind, sich nicht unterscheiden. In Betreff der milderen Formen wird dabei auf die analogen Veränderungen bei dem sog. Kindertyphus hingewiesen. Aber in den schwereren Formen kommen bei dem enterischen Fieber, namentlich auf den Peyer'schen Haufen des Ileum, „solitäre Geschwüre“ vor; gegen die Bauhin'sche Klappe hin vergrössern sich dieselben, indem tiefgreifende Schörfe, die bis zur Serosa gehen können, sich ausbilden. Es kann nicht bezweifelt werden, dass es sich hier um wirklichen Abdominaltyphus (Typhoid fever) handelt.

Mr. Begg handelt in dem 34. Issue p. 32 von der Art von Diarrhoe, die man neuerlich mit dem Namen Sprue, wissenschaftlich auch als Psilosis bezeichnet hat. Er leugnet die Existenz einer besonderen Krankheit dieser Art, hält dieselbe vielmehr für eine diffuse Schleimhautaffektion, bedingt durch Veränderungen in den Verdauungsflüssigkeiten in Folge der Anwesenheit eines Organismus. Letzteren hat er freilich nicht gesehen; er bezieht sich jedoch auf eine Angabe des Dr. Thin in London, der unter 13 verschiedenen Bacillen, die in den Ausleerungen vorkamen, einen als besonders verdächtig betrachtet.

Rud. Virchow.

Karl Halpern. Die Bestandtheile des Samens der Ackermelde, Chenopodium album L., und ihr Vorkommen im Brodmehle und in den Kleien. Inaugural-Dissertation. Halle a. S. 1893. 4to. 25 Seiten mit einer Tafel.

In einer sehr fleissig gearbeiteten Dissertation, welche auf Veranlassung einer Anfrage des Militär-Oekonomie-Departements im Kgl. Preussischen Kriegsministerium, unter Leitung des Hrn. Jul. Kühn im physiologischen Laboratorium des landwirthschaftlichen Instituts zu Halle ausgeführt wurde, hat der Verf. sowohl makroskopisch und mikroskopisch, als auch chemisch die Samen von Chenopodium einer eingehenden Prüfung unterzogen. Er hat dabei das russische Hungerbrod, über welches Ref. in den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft 1892, S. 506 eine Mittheilung gemacht hatte, und einige andere Arten von Hungerbrod herangezogen. Ueber das russische Brod, wie es in den letzten Hungerjahren in verschiedenen Theilen des Reiches zur Verwendung gekommen ist, waren inzwischen weitere Untersuchungen durch Prof. Erisman und Dr. Salmenew ausgeführt worden. In allen ist gleichmässig der hohe Gehalt an Eiweiss und Fett, welches in dem Embryo des Samenkorns aufgespeichert ist, aufgefunden, aber zugleich sind nachtheilige Wirkungen auf den Darm und auf den Gesammtorganismus bemerkt worden. Der Verf. betont dabei den hohen Aschengehalt der Samen, aber dieser ist wohl als eine Schädlichkeit für den Acker, jedoch nicht so sehr als eine Schädlichkeit für den Organismus des Menschen zu betrachten. Auch ein aus dem Samen dargestelltes Alkaloid, welches Verf. mit dem Betaïn identificirt, scheint unschädlich zu sein. Die früher von Hrn. Reinsch unter dem Namen Chenopodin erörterte Substanz will der Verf. überhaupt nicht als einen Bestandtheil der Samen anerkennen. Er hält vielmehr ein ätherisches Oel, welches zugleich die Ursache des bitteren Geschmackes des verunreinigten Mehles ist, für die schädliche Substanz, jedoch fehlte es ihm an Material, um diese Untersuchung durchzuführen.

Verf. erwähnt gelegentlich auch das in Chile als Nahrungsmittel gebräuchliche Chenopodium Quinoa. Ueber dasselbe hat Hr. R. Philippi uns eine Notiz zugeschickt (Verh. 1893, S. 552). Daraus geht hervor, dass die verschiedenen Species von Chenopodium sich ebenso verschieden verhalten, wie die verschiedenen Species von Solanum: es wird also dringend nothwendig sein, bei weiteren Untersuchungen die betreffende Species ganz genau zu unterscheiden. Das von Prof. Erisman untersuchte Hungerbrod aus dem Gouvernement Tulsk bestand aus 75 pCt. Chenopodium und 25 pCt. eines Gemisches von Roggenkleie und Polygonum Convolvulus. Ref. erinnert dabei an eine frühere Mittheilung (Verh. 1871, S. 105), wonach in Pommern dieses Polygonum „wilder Buchweizen“ heisst und aus den Samen, „wiewohl wenig, meistens geniessbares Mehl“ gewonnen sein soll.

Rud. Virchow.

Friedrich Tribukeit's Chronik, herausgegeben von A. Horn und P. Horn, mit Anmerkungen von v. Gossler. Insterburg. Selbstverlag. 1894. 8vo. 47 S.

Friedrich Tribukeit, ein geborener Littauer, war Besitzer eines kleinen Grundstückes in Christiankehmen, einem zwischen 1565 und 1577 entstandenen Dorfe südlich von Darkehmen in Ostpreussen an der Angerapp; er verwaltete daselbst später das Amt des Ge-

meinde- und Schulvorstehers und schrieb 1864—75 seine Erinnerungen, unter Hinzuziehung der Erzählungen älterer Leute, nieder. 1820 geboren, erreichte er ein Alter von etwa 60 Jahren. Ohne geschichtliche Kenntnisse, „wahrscheinlich" auch ohne ausreichende Kenntniss der littauischen Sprache, hatte er doch begriffen, dass die Niederschreibung solcher Erinnerungen „späteren Zeiten Rückblicke in die Vergangenheit gewähren" und „Interesse und Liebe zur Heimath erregen und fördern" müsse. Hr. v. Gossler, der spätere Unterrichtsminister und jetzige Oberpräsident von Westpreussen, verwaltete 1865 bis 1874 das Landrathsamt des Darkehmer Kreises; ihm wird das Verdienst zugeschrieben, die Veröffentlichung der kleinen Schrift angeregt zu haben. Manche Anmerkung von seiner Hand ergänzt die Darstellung des Verf. und erleichtert das Verständniss. Indess zunächst war es nothwendig, das Manuskript, welches nach dem Tode des Verf. verschwunden war, wieder zu erlangen; es fand sich endlich bei seinem Schwiegersohn, dem Pfarrer Barkowski in Passenheim, und ist nunmehr von den beiden Herausgebern, in der Hauptsache unverändert, herausgegeben worden. Einer derselben, Hr. Alexander Horn, ist kein Neuling auf dem Gebiete dieser Forschung; Ref. hat seiner in der Besprechung der litttauischen Verhältnisse wiederholt gedacht (Verhandl. 1891, S. 769, 781).

Die Schilderungen von Tribukeit betreffen der Reihe nach die eigene Familie und das Heimathsdorf, die Wege (Sommer- und Winter-), die Wirthschaft, die Baulichkeiten, die Schule, das Winterleben im Hause, die Hochzeitsgebräuche, die Nahrungsmittel, die Juden und den Handel, die Zigeuner, schliesslich die Separation und ihre Folgen, also wesentlich Gegenstände von culturgeschichtlichem und volkskundlichem Interesse. Der Verf. liebt es, dabei gelegentlich auf die ursprünglichen Verhältnisse der Littauer zurückzugehen, aber in Wirklichkeit haben seine Schilderungen doch nur Werth, wo sie auf die eigene Erfahrung und die der Zeitgenossen begründet sind, also für eine verhältnissmässig kurze Zeit innerhalb der ersten Hälfte und der nächstfolgenden beiden Decennien dieses Jahrhunderts. Wo ganz alte Verhältnisse von den Herausgebern herangezogen werden, da geschieht es auf Grund anderer populärer Schriften, und nicht immer mit Glück. So heisst es (S. 37, Anmerk.), wie es scheint, auf Grund einer Angabe in Lippert's Culturgeschichte, dass „in den ältesten Zeiten hier Hirse, Buchweizen und Hafer gebaut wurde", während der Buchweizen erst durch den Tartaren-Einfall des 13. Jahrhunderts in Europa bekannt wurde. Im Uebrigen liegt das Hauptinteresse der „Erinnerungen" darin, dass sie für ein kleines Gebiet den modernen Umschwung des wirthschaftlichen Lebens, wie er durch die Gesetzgebung, die Eisenbahnen und die wissenschaftliche Entwickelung der Landwirthschaft herbeigeführt ist, in einem anschaulichen Bilde vorführen und zugleich die letzten Reste der sogenannten „alten" (eigentlich ziemlich neuen) Zeit schildern, die sich vereinzelt noch bis in unsere Tage erhalten haben. In dem Verfasser kämpfen fortwährend zwei Naturen: obwohl er ein offenes Auge für die Vortheile der modernen Entwickelung hat, so erfüllt ihn doch der Untergang der alten Lebensformen mit steter Bekümmerniss. Wenn er z. B. entwickelt, dass durch die „Separation" das gemeinschaftliche Leben im Dorfe mehr und mehr vernichtet ist, und wenn er dabei zu dem Satze gelangt (S. 46): „Es ist kein Segen für das communale und für das einzelne Familienleben, wenn alle Besitzer so zerstreut wohnen", so hätte ein Blick auf solche Gegenden, wo, wie in Westfalen, die Einzelhöfe seit ältester Zeit bestehen, ihn belehren können, dass in der Zerstreuung der Ansiedelungen kein zwingendes Motiv für eine Lockerung des Familienlebens oder für eine Unterdrückung des Gemeindesinnes enthalten ist. Aber Uebergangszeiten sind immer schwer und sie bringen dem Einzelnen oft grosse Verluste, die nicht selten erst in späteren Generationen ausgeglichen werden. Der Verf. spricht als ehrlicher und streng conservativer Mann von seiner Zeit, und da hat er gewiss in vielen Stücken recht. Für die Culturgeschichte wäre nur zu wünschen gewesen, dass er seine Schilderungen mehr in das Einzelne ausgeführt hätte. So vermisst man schwer eine genaue Beschreibung des Hausbaus und der Flureintheilung, der Kleidung und der körperlichen Beschaffenheit der Einwohner. Trotzdem wird jedermann es den Herausgebern Dank wissen, dass sie diese „Dorfgeschichte" gesammelt haben, und wir freuen uns, auch bei dieser Gelegenheit Hrn. v. Gossler wiederum als einem verständnissvollen Beförderer culturgeschichtlichen Wissens zu begegnen.

Rud. Virchow.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1894.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

1894.

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

1894.

Ehren-Präsident:

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath.

Vorstand, 1. Januar 1894.

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath, Vorsitzender.

Dr. Ernst **Beyrich**, Professor, Geh. Bergrath.
Dr. Wilh. **Waldeyer**, Prof., Geh. Med.-Rath.
} Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Albert **Voss**, Director der vaterl. Abth. des Königl. Museums für Völkerkunde, Schriftführer.

Dr. Max **Bartels**, Sanitätsrath, Schriftführer. W. Am Karlsbad 12/13.

Dr. phil. O. **Olshausen**, Schriftführer.

Wilhelm **Ritter**, Banquier, Schatzmeister. SW. Belle-Allianceplatz 5.

Ausschuss, 21. Januar und 17. Februar 1894.

Dr. W. **Schwartz**, Gymnasialdirector, Obmann.

Dr A. **Bastian**, Professor, Geh. Reg.-Rath.

H. **Deegen**, Geh. Ober-Regierungsrath.

E. **Friedel**, Stadtrath.

Dr. W. **Joest**, Professor.

Dr. v. **Kaufmann**, Geh. Reg.-Rath, Prof.

Dr. **Lissauer**, Sanitätsrath, Bibliothekar der Gesellschaft.

Dr. **Möbius**, Professor, Geh. Regierungsrath.

Dr. K. **von den Steinen**, Professor.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1894.

1. Professor Dr. Carl **Vogt**, Genf, erwählt den 22. Juni 1889.
2. Frau Gräfin **Uwaroff**, Präsident der kaiserlichen Archäologischen Gesellschaft in Moskau, erwählt den 21. December 1889.
3. Fräulein Johanna **Mestorf**, Director des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel, erwählt den 18. Juli 1891.
4. Ober-Kammerherr, Freiherr **v. Alten**, Oldenburg, erwählt den 6. Januar 1892.

Correspondirende Mitglieder,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Anutschin**, D., Dr., Professor Moskau. 1889
2. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finland. 1874
3. **Bahnson**, Kr., Dr., Assistent am Ethnographischen Museum, Kopenhagen. 1889
4. **Baye**, Baron Joseph de, Chateau Baye, Dép. Marne, Frankreich. 1890
5. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. The Chantry, Badford-on-Avon (Wilts) England. 1871
6. **Bellucci**, Giuseppe, Prof., Dr., Perugia. 1881
7. **Bertrand**, Alexandre, Membre de l'Institut, Conservateur du Musée gallo-romain à St.-Germain-en-Laye, Frankreich. 1877
8. **Bogdanow**, Anatol, Dr. Professor, Präsident der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Natur, der Anthropologie und Ethnologie, Moskau. 1878
9. **Bonaparte**, Roland, Prinz, Paris. 1885
10. **Brinton**, Daniel G., Dr. med., Professor an der Universität von Pennsylvania, Doctor of Science, Philadelphia. 1886
11. **Brizio**, E., Professor, Director des Museo civico, Bologna. 1891
12. **Burgess**, J., L. L. D., C. I. E., Director Gen. of the Archaeolog. Survey of India, Edinburgh. 1887
13. **Calori**, Luigi, Prof., Bologna. 1871
14. **Calvert**, Frank, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
15. **Capellini**, G., Prof., Bologna. 1871
16. **Cartailhac**, E., Toulouse. 1881
17. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti di Antichità, Mailand. 1883
18. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirector des Museums für Naturgeschichte, Lyon. 1881
19. **Costa**, Pereira da, Dr., Prof., Lissabon. 1872
20. **Dawkins**, W. Boyd, Professor, M. A., F. R. S., Woodhurst, Jallowfield, Manchester. 1877
21. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landesaufnahme, Lissabon. 1881
22. **Düben**, Gustaf, Baron von, Professor, Stockholm. 1872
23. **Duhmberg**, Otto von, Dr., Staatsrath, Dorpat. 1879
24. **Dupont**, Edouard, Director des Königl. naturgeschichtlichen Museums, Brüssel. 1871
25. **Ernst**, A., Dr., Director des Nationalmuseums, Carácas, Venezuela. 1878
26. **Evans**, Sir John, D. C. L., L. L. D., F. R., S., Pres. Num. Society London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
27. **Fellenberg**, Edmund von, Dr., Director der archäolog. und anthropolog. Sammlungen, Bern. 1883
28. **Flex**, Oscar, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien. 1873
29. **Flower**, Sir William Henry, Prof., F. R. S., Director des Natural History Museum, London. 1879
30. **Franks**, Augustus W., M. A., F. R. S. London. 1872
31. **Garson**, J. G., M. D., London. 1889
32. **Gemellaro**, Director des paläont. Museums, Palermo. 1883
33. **Gerlach**, Dr. med., Hongkong. 1880
34. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
35. **Guimet**, Emile, Lyon. 1882
36. **Hampel**, J., Prof., Dr., Custos am Nationalmuseum, Budapest. 1884
37. **Hamy**, Ernest, Dr., Professeur d'anthropologie au Muséum d'hist. naturelle, Membre de l'Institut, Paris. 1882
38. **Hauer**, Franz Ritter von, Dr., Intendant d. K. K. naturhistor. Hofmuseums, Wien. 1887
39. **Hazelius**, Artur, Stockholm. 1888

40. **Heger**, Franz, Custos am K. K. Naturhistor. Hofmuseum, Wien. 1893
41. **Heierli**, J., Privat-Docent, Zürich. 1890
42. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor, Rom. 1883
43. **Heldreich**, Dr. von, Prof., Director des botanischen Gartens, Athen. 1873
44. **Herrmann**, Anton, Dr. phil., Budapest. 1889
45. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872
46. **Hirth**, Fr., Prof. Dr., Commissioner of Customs, Chinkiang, China. 1886
47. **Hoffman**, W. J., Dr. med., Curator Anthropological Society, Washington, D. C. 1886
48. **Houtum-Schindler**, A., General, Teheran. 1878
49. **Huxley**, Professor, F. R. S., London. 1871
50. **Jacques**, Victor, Dr., Secrétaire de la Société d'Anthropologie, Brüssel. 1889
51. **Jimenes de la Espada**, M., Prof. Dr., Madrid. 1891
52. **Ihering**, Hermann von, Dr., Director do Museo zoologico, Sao Paulo, Brasilien. 1886
53. **Kate**, H. ten, Dr., Scheveningen, Niederlande. 1886
54. **Kollmann**, J., Dr. med., Prof., Basel. 1887
55. **Lacerda**, Dr., Prof., Rio de Janeiro. 1889
56. **Layard**, Edgar Leopold, früher Britischer Consul, Pará, Brasilien. 1871
57. **Lepkowski**, Joseph, Prof. Dr., Director des archäologischen Cabinets, Krakau. 1876
58. **Lortet**, Louis, Prof. Dr., Director d. naturhistor. Museums, Lyon. 1883
59. **Lubbock**, Sir John, Bart. M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871
60. **Macalister**, Prof. der Anatomie, President of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Cambridge, England. 1893
61. **Majer**, Prof. Dr., Präsident der k. k. Akademie, Krakau. 1878
62. **Man**, Edward Horace, Assistant Superintendent, Port Blair, Andamanen. 1885
63. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Director d. Nationalmuseums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871
64. **Marchesetti**, Carlo de, Dr., Dir. des naturhist. Museums, Triest. 1887
65. **Montelius**, Oscar, Dr., erster Amanuensis am Königl. histor. Museum, Stockholm. 1872
66. **Moreno**, Don Francisco, Director des National-Museums, La Plata. 1878
67. **Morse**, Edw. S., Professor Dr., Director der Peabody Academy of Science, Salem, Mass. 1889
68. **Morselli**, Henri, Dr. med., Professor, Turin. 1881
69. **Müller**, Baron F. von, Director des botanischen Gartens, Melbourne, Australien. 1872
70. **Müller**, Sophus, Dr., Museumsinspector, Kopenhagen. 1882
71. **Netto**, Ladisláu, Dr., Director des National-Museums, Rio de Janeiro. 1885
72. **Nicolucci**, Giustiniano, Professor Dr., Isola di Sora, Neapel. 1871
73. **Ornstein**, Bernhard, Dr. med., Generalarzt, früher Chefarzt des griechischen Heeres, Athen. 1877
74. **Orsi**, Paolo, Dr., R. Ispettore degli scavi, Syracus. 1888
75. **Peñafiel**, Antonio, Dr., Prof., Mexico. 1891
76. **Petersen**, Henry, Dr., Inspecteur der Erhaltung der Alterthümer, Kopenhagen. 1889
77. **Philippi**, Rudolf A., Professor Dr., Santiago, Chile. 1871
78. **Pigorini**, Luigi, Prof., Director des prähistorisch-ethnographischen Museums, Rom. 1871
79. **Pitt Rivers**, A. H. Lane Fox, Lieutenant-General, F. R. S., Inspector of Ancient Monuments in Great Britain, Rushmore, Salisbury, England. 1888

80. **Pleyte**, W., Conservator aan's Rijksmuseum van Oudheden, Leiden, Niederlande. 1890
81. **Powell**, J. W., Major, Smithsonian Institution, Washington, D. C. 1876
82. **Prosdocimi**, Cav., Alessandro, Professor Dr., Este, Italien. 1889
83. **Pulszky**, Franz v., Dr., Director des Nationalmuseums, Budapest. 1876
84. **Radde**, Gustav, Dr., Director des kaukasischen Museums, Tiflis. 1871
85. **Radloff**, W., Dr., Akademiker, St. Petersburg. 1884
86. **Rájendralála Mitra**, Bahádur, L. L. D., Calcutta. 1878
87. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, Stockholm. 1882
88. **Riedel**, Joh. Gerard Friedr., Niederländischer Resident, z. Z. Brüssel. 1871
89. **Rivett-Carnac**, J. H., Colonel-Commandant of Volunteers, Aide de Camp of Her Majesty the Queen, Empress of India, Ghazipur, Ostindien. 1882
90. **Rütimeyer**, Prof. Dr., Basel. 1883
91. **Rygh**, O., Prof. Dr., Director d. Sammlung nordischer Alterthümer, Christiania. 1879
92. **Salinas**, Antonio, Professor, Director des Nationalmuseums Palermo. 1883
93. **Sergi**, Giuseppe, Professor, Dr., Rom. 1891
94. **Serrurier**, L., Dr., Director des Ethnographisch Rijks-Museum, Leiden. 1889
95. **Spiegelthal**, F. W., Schwedischer Vice-Consul, Smyrna. 1875
96. **Steenstrup**, Japetus, Professor, Kopenhagen. 1871
97. **Stieda**, Ludwig, Professor Dr., Königsberg i. Pr. 1883
98. **Studer**, Theophil, Professor Dr., Bern. 1885
99. **Topinard**, Paul, Prof. Dr., Paris. 1879
100. **Troll**, Joseph, Dr., Wien. 1890
101. **Truhelka**, Ciro, Custos am Bosnisch - Herzegowinischen Landes - Museum, Sarajewo, Bosnien. 1894
102. **Tubino**, Francisco M., Prof., Madrid. 1871
103. **Turner**, Sir William, Prof. der Anatomie, Edinburg. 1890
104. **Tylor**, Edward, B., Curator des Museums, Oxford. 1893
105. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Ch. E. de, Professor, Paris. 1879
106. **Vedel**, E., Amtmann, Vice-präsident der Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, Sorö, Dänemark. 1887
107. **Wankel**, Heinrich, Dr. med., Olmütz, Maehren. 1894
108. **Weisbach**, Augustin, Dr., Oberstabsarzt, Sanitäts-Chef, Sarajevo, Bosnien. 1871
109. **Wheeler**, George M., Captain Corps of Engineers U. S. Army, Washington, D. C. 1876
110. **Zampa**, Raffaello, Professor, Dr., Rom. 1891
111. **Zwingmann**, Georg, Dr., Medicinalinspector, Kursk, Russland 1873

Ordentliche Mitglieder, 1894.

a) Immerwährende (nach § 11 der Statuten).

1. **Corning**, Dr. med., Morillon, Genf.
2. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med., Berlin.
3. **Hainauer**, Oskar, Banquier, Berlin.
4. **Joest**, Wilh., Prof. Dr. phil., Berlin.
5. **Riegler**, C., Director, Mannheim.

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

1. **Abel**, Karl, Dr. med., Berlin.
2. **Abraham**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
3. **Achenbach**, v., Dr., Exc., Oberpräsident, Potsdam.
4. **Adler**, E., Dr. med., Berlin.
5. **Albrecht**, Paul, Dr. phil., Prof., Hamburg.
6. **Albu**, Dr. med., Berlin.
7. **Alfieri**, L., Kaufmann, Berlin.
8. **Alsberg**, M., Dr. med., Cassel.
9. **Althoff**, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath und Vortragender Rath im Unterrichtsministerium, Berlin.
10. **Altrichter**, Karl, Gerichtssecretär, Wusterhausen a. d. Dosse.
11. **Andree**, Rich., Dr. phil., Braunschweig.
12. **Andrian-Werburg**, Freih. Ferd. v., Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Aussee, Steyermark.
13. **Arons**, Alb., Commerzienrath, Berlin.
14. **Arzruni**, Andreas, Dr. phil., Prof., Aachen.
15. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Berlin.
16. **Ascher**, Hugo, Kaufmann, Berlin.
17. **Ascherson**, F., Dr. phil., Bibliothekar, erster Custos an der Kgl. Universitätsbibliothek, Berlin.
18. **Ascherson**, P., Dr. phil. et med., Prof., Berlin.
19. **Aschoff**, L., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
20. **Ash**, Julius, Fabrikant, Berlin.
21. **Audouard**, A., Major a. D., Charlottenburg.
22. **Bär**, Adolf, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
23. **Bärthold**, A., Prediger, Halberstadt.
24. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., Berlin.
25. **Barchewitz**, Victor, Dr., Hauptmann, z. D., Berlin.
26. **Bardeleben**, v., Dr. med., Professor, Geh. Ober-Medicinalrath, Berlin.
27. **Bardeleben**, Karl v., Dr. med., Prof., Jena.
28. **Barschall**, Max, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
29. **Bartels**, Max, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
30. **Bartels**, Paul, stud. med., Berlin.
31. **Basler**, Wilhelm, Dr., Offenburg, Baden.
32. **Bastian**, A., Dr. med. et phil., Geh. Reg.-Rath, Professor, Director des Kgl. Museums f. Völkerkunde, Berlin.
33. **Bauer**, Fr., Baurath, Magdeburg.
34. **Behla**, Robert, Dr. med., Sanitätsrath, Kreiswundarzt, Luckau.
35. **Behrend**, Adolf, Verlags-Buchhändler, Berlin.
36. **Belck**, Waldemar, Dr. phil., Weilburg.
37. **Belli**, Ludwig, Dr. phil., Frankfurt a. M.
38. **Benda**, C., Dr. med., Privatdocent, Berlin.
39. **Benda**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
40. **Bennigsen**, R. v., Oberpräsident, Exc., Hannover.
41. **Benninghoven**, Dr. med., Berlin.
42. **Berendt**, G., Dr. phil., Prof., Berlin.
43. **Bergmann**, Ernst v., Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
44. **Bernhardt**, Prof. Dr. med., Berlin.
45. **Bertram**, Alexis, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
46. **Beuster**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
47. **Beyfuss**, Gustav, Dr. med., Eerst-aanwezend Officier van gezondheid, Malang bei Soerabaja, Java.
48. **Beyrich**, Dr. phil., Prof., Geh. Bergrath, Verwaltungs-Director und Director der geologisch-palaeontologischen Abtheilung des Kgl. Museums f. Naturkunde, Berlin.
49. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neustrelitz.
50. **Bibliothek**, Stadt-, Stralsund.
51. **Bibliothek**, Universitäts-, Greifswald.

52. **Bindemann**, Hermann, Dr. med., Berlin.
53. **Blasius**, Wilhelm, Dr. phil., Prof., Braunschweig.
54. **Blell**, Theodor, Gross-Lichterfelde bei Berlin.
55. **Bloch**, cand. med., Berlin.
56. **Blumenthal**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
57. **Boas**, Franz, Dr. phil., Worcester, Massachusets, Amerika.
58. **Böninger**, M., Rentier, Berlin.
59. **Boer**, Dr. med., Sanitätsrath, Königl. Hofarzt, Berlin.
60. **Boldt**, Lieutenant, Posen.
61. **Borghard**, A., Fabrikbesitzer, Berlin.
62. **Born**, L., Dr., Prof., Corps-Ross-arzt a. D., Berlin.
63. **Bornemann** sen., Dr., Eisenach.
64. **Bracht**, Eugen, Landschaftsmaler, Professor, Berlin.
65. **Bramann**, v., Dr. med., Prof., Halle a. S.
66. **Brand**, E. v., Major a. D., Wutzig bei Woldenberg in der Neumark.
67. **Brandt**, v., K. deutscher Gesandter, und bevollmächtigter Minister a. D., Wirkl. Geheimer Rath, Peking, China.
68. **Bredow**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
69. **Bredow**, Ernst v., Berlin.
70. **Breslauer**, Heinrich, Dr., Prof., Berlin.
71. **Brösike**, G., Dr. med., Berlin.
72. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin.
73. **Brückner** sen., Dr. med., Rath, Neu-Brandenburg.
74. **Brünig**, Max, Kaufmann, Berlin.
75. **Brugsch**, Heinr., Prof., Legationsrath, Berlin.
76. **Brunnemann**, Karl, Justizrath, Stettin.
77. **Buchholz**, Rudolf, Custos des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin.
78. **Bürgerschule**, staatliche, höhere mit Latein-Abtheilung, Cuxhaven.
79. **Bütow**, H., Geh. Rechnungsrath, Berlin.
80. **Busch**, Dr., Kaiserl. deutscher Gesandter, Bern. Schweiz.
81. **Buschan**, G., Dr. med. et phil., Kaiserl. Marine-Assistenzarzt a. D., Stettin.
82. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden.
83. **Castan**, Gustav, Berlin.
84. **Castan**, Louis, Besitzer des Panopticums, Berlin.
85. **Chlingensperg-Berg**, M., Dr. phil., Kirchberg bei Reichenhall.
86. **Christeller**, P., Dr. med., Berlin.
87. **Cohn**, Alexander Meyer, Banquier, Berlin.
88. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Halensee.
89. **Cremer**, Chr. J., Redacteur, Abgeordneter, Berlin.
90. **Croner**, Eduard, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
91. **Daffis**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
92. **Dames**, W., Dr. phil., Prof., Berlin.
93. **Dammann**, C. W., Kew, London, England.
94. **David**, Theod., vereid. Makler, Berlin.
95. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
96. **Deegen**, Hermann, Geh. Ober-Reg.-Rath, Berlin.
97. **Delorme**, D., ausserord. Gesandter u. Minister der Republik Haiti, Berlin.
98. **Dengel**, A., Dr. med., Berlin.
99. **Diehl**, Apotheker, Berlin.
100. **Diercks**, Gustav, Dr. phil., Steglitz.
101. **Dieseldorff**, Coban, Guatemala.
102. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
103. **Dönitz**, W., Dr. med., Prof., Berlin.
104. **Dörpfeld**, Wilh., Dr. phil., Prof., Erster Secretär des Kaiserl. Deutschen Archaelogischen Instituts, Athen.
105. **Dotti**, Regierungs-Baumeister, Berlin.
106. **Drawe**, Rittergutsbesitzer, Saskozin bei Praust, Westpreussen.
107. **Dzieduczieck y**, Graf, Lemberg, Galizien.
108. **Ebell**, A., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
109. **Ehlers**, Dr. med., Berlin.
110. **Ehrenhaus**, S., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
111. **Eisel**, Robert, Gera.
112. **Eisenmann**, Dr. jur., Rechtsanwalt, Berlin.
113. **Ellis**, Havelock, Carbis Water, Lelant, Cornwall, England.
114. **Ende**, H., Königl. Baurath, Geh. Regierungsrath Prof., Berlin.
115. **Engel**, Hermann, Dr. med., Berlin.
116. **Eperjesy**, Albert von, K. K. Oesterr. Kammerherr u. Botschaftsrath, Rom.
117. **Erckert**, Roderich v., Generallieutnant a. D., Exc., Berlin.

118. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, München.
119. **Ewald**, Ernst, Professor, Director des K. Kunstgewerbe-Museums, Berlin.
120. **Eyrich**, Emil, Maler, Berlin.
121. **Falb**, Rudolf, Berlin.
122. **Fasbender**, H., Dr. med., Prof., Berlin.
123. **Felber**, Emil, Verlagsbuchhändler, Berlin.
124. **Felkin**, Robert W., Dr. med., Edinburg.
125. **Feyerabend**, Dr. phil., Görlitz.
126. **Finckh**, Theodor, Kaufmann, Stuttgart.
127. **Finn**, W., Kön. Translator, Berlin.
128. **Fischer**, Karl, Dr. med., Lenzen a. E.
129. **Fischer**, Wilhelm, Dr. phil., Realgymnasialdirector a. D., Bernburg.
130. **Fischer**, Louis, Rentier, Berlin.
131. **Flaeschendraeger**, Fabrikdirector, Demmin.
132. **Förtsch**, Major a. D., Halle a. S.
133. **Fraas**, Dr. phil., Prof., Oberstudienrath, Stuttgart.
134. **Fränkel**, Bernhard, Dr. med., Prof., Berlin.
135. **Franke**, Gustav, Dr. med., Berlin.
136. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin.
137. **Friedel**, Ernst, Stadtrath, Berlin.
138. **Friederich**, Dr. med., Ober-Stabsarzt a. D., Dresden.
139. **Friedländer**, Immanuel, stud. min., Berlin.
140. **Friedmann**, Paul, Privatgelehrter, Berlin.
141. **Friedrich**, Woldemar, Maler, Prof., Berlin.
142. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin.
143. **Fritsch**, Gustav, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
144. **Fritsch**, K. E. O., Architect, Berlin.
145. **Frobenius**, Oberstlieutenant a. D., Charlottenburg.
146. **Fronhöfer**, Major a. D., Berlin.
147. **Fürst**, Livius, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
148. **Fürstenheim** Ernst, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
149. **Gaedcke**, Karl, Ober-Lehrer, Salzwedel.
150. **Gericke**, Wilhelm, Dr. med., Berlin.
151. **Gesenius**, F., Stadtältester, Director des städtischen Pfandbriefamts, Berlin.
152. **Giebeler**, Carl, Ingenieur, Gross-Lichterfelde.
153. **Glogner**, Dr. med., zweiter Stadtarzt, Samarang, Java.
154. **Görke**, Franz, Kaufmann, Berlin.
155. **Goës**, Apotheker, Soldin.
156. **Götz**, G., Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
157. **Götze**, Alfred, Dr. phil., Jena.
158. **Götzen**, Graf v., Lieutenant, z. Z. auf Reisen.
159. **Goldschmidt**, Leo B. H., Banquier, Paris.
160. **Goldschmidt**, Heinr., Banquier, Berlin.
161. **Goldschmidt**, Levin, Dr. jur., Prof., Geh. Justizrath, Berlin.
162. **Goldstücker**, Eug., Verlagsbuchhändler, Berlin.
163. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Berlin.
164. **Grawitz**, Paul, Dr. med., Professor, Greifswald.
165. **Grempler**, Wilhelm, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Breslau.
166. **Grossmann**, Adolf, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
167. **Grubert**, Dr. med., Falkenberg, Pommern.
168. **Grünwedel**, Albert, Dr. phil., Prof., Directorial-Assistent am Königl. Museum f. Völkerkunde, Friedenau b. Berlin.
169. **Grunow**, A., Buchhalter, Berlin.
170. **Gubitz**, Erich, Dr. med., Breslau.
171. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin.
172. **Günther**, Max, stud. med., Berlin.
173. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin.
174. **Güterbock**, Paul, Dr. med., Medicinalrath, Professor, Berlin.
175. **Gusserow**, A., Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
176. **Gymnasium**, Königl. Luisen-, Berlin.
177. **Haacke**, Dr. med., Sanitätsrath, Stendal.
178. **Haerche**, Bergwerks-Director, Frankenstein, Schlesien.
179. **Hagenbeck**, Karl, Thierhändler, Hamburg.
180. **Hahn**, Eduard, Dr. phil., Berlin.

181. **Hahn**, Eugen, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Prof., Dirrector am allgem. städt. Krankenhause Friedrichshain, Berlin.
182. **Hahn**, Dr. med., Stabsarzt, Spandau.
183. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. Elbe, Westpriegnitz.
184. **Handtmann**, Dr. med., Charlottenburg.
185. **Hansemann**, David, Dr. med., Privatdocent, Berlin.
186. **Hansemann**, Gustav, Rentier, Berlin.
187. **Harck**, F., Dr. phil., Berlin.
188. **Hardenberg**, Freiherr v., Majoratsherr in Schlöben bei Roda, Sachsen-Altenburg.
189. **Harseim**, Wirkl. Geheimer Kriegsrath, Berlin.
190. **Hartmann**, Herm., Dr. phil., Prof., Landsberg a. W.
191. **Hartwich**, Karl, Dr. phil., Prof., Zürich.
192. **Haselberg**, Rudolf v., Dr. med., Regierungs- und Medicinalrath, Stralsund.
193. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Berlin.
194. **Hauchecorne**, W., Dr. phil., Geh. Bergrath, Director d. K. Bergakademie, Berlin.
195. **Heck**, Dr. phil., Director des zoologischen Gartens, Berlin.
196. **Heimann**, Ludwig, Redacteur, Berlin.
197. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
198. **Hellmann**, Gustav, Dr. phil., Professor, Berlin.
199. **Henning**, R., Dr. phil., Prof., Strassburg im Elsass.
200. **Hermes**, Otto, Dr. phil., Director des Aquariums, Berlin.
201. **Herzberg**, Ph., Dr. med., Berlin.
202. **Hesselbarth**, Georg, Dr. med., Berlin.
203. **Heyden**, August v., Maler, Professor, Berlin.
204. **Hilgendorf**, F., Dr. phil., Custos am Kgl. Museum f. Naturkunde, Berlin.
205. **Hille**, Dr. med., Strassburg im Elsass.
206. **Hirschberg**, Julius, Dr. med., Professor, Berlin.
207. **Hirschfeld**, Ernst, Dr. med., Oberstabs- und Regimentsarzt, Berlin.
208. **Hirschfeld**, Paul, Schriftsteller, Berlin.
209. **Hitzig**, Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Halle.
210. **Hölder**, v., Dr. med., Ober-Medicinalrath, Stuttgart.
211. **Höner**, F., Zahnkünstler, Berlin.
212. **Horn**, O., Dr. med., Kreisphysicus, Tondern.
213. **Horwitz**, Dr. jur., Justizrath, Berlin.
214. **Hosius**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Münster in Westfalen.
215. **Hülsen**, Karl, St. Petersburg.
216. **Humbert**, Wirkl. Geh. Legationsrath, Berlin.
217. **Ideler**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Wiesbaden.
218. **Israel**, Oskar, Dr. med., Prof., Berlin.
219. **Itzig**, Philipp, Berlin.
220. **Jacobsthal**, E., Prof., Charlottenburg.
221. **Jacubowski**, Stud. pharm., Lissa, Posen.
222. **Jänicke**, Ernst, Kaufmann, Berlin.
223. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
224. **Jagor**, Fedor, Dr. phil., Berlin.
225. **Jahn**, Ulrich, Dr. phil., Charlottenburg.
226. **Jaquet**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
227. **Jentsch**, Hugo, Dr. phil., Prof., Guben.
228. **Jolly**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
229. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Custos am Pathologischen Institut, Berlin.
230. **Kärnbach**, L., Neu-Guinea.
231. **Kahlbaum**, Dr. med., Director, Görlitz.
232. **Kalischer**, G., Dr. med., Berlin.
233. **Kaufmann**, Richard v., Dr. phil., Geh. Regierungsrath, Prof., Berlin.
234. **Keller**, Jean, Weingrosshändler, Berlin.
235. **Keller**, Paul, Dr., Berlin.
236. **Kerb**, Moritz, Kaufmann, Berlin.
237. **Kirchhoff**, Dr. phil., Prof., Halle a. S.
238. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin.
239. **Knesebeck**, Baron v. d., Landrath, Karwe bei Neu-Ruppin.
240. **Koch**, Robert, Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
241. **Köhl**, Dr. med., Worms.
242. **Köhler**, Dr. med., Posen.
243. **Körte**, Friedr., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
244. **Kofler**, Friedrich, Rentier, Darmstadt.
245. **Kollm**, Hauptmann a. D., General-Secretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.

246. **Konicki**, Julius, Rentier, Berlin.
247. **Korth**, Karl, Hotelbesitzer, Berlin.
248. **Krause**, Eduard, Conservator am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
249. **Krause**, Hermann, Dr. med., Prof., Berlin.
250. **Krause**, Wilhelm, Dr. med., Prof., Berlin.
251. **Krehl**, Gustav, Kaufmann, Berlin.
252. **Krien**, F., Consul, Sëul, Korea.
253. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
254. **Kronthal**, Karl, Dr. med., Berlin.
255. **Krzyžanowski**, W. v., Probst, Kamieniec bei Wolkowo, Prov. Posen.
256. **Kuchenbuch**. Franz, Amtsgerichtsrath, Müncheberg.
257. **Künne**, Karl, Rentier, Charlottenburg.
258. **Kuhn**, M., Dr. phil., Friedenau b. Berlin.
259. **Kuntze**, Otto, Dr. phil., Kew, London.
260. **Kurtz**, F., Dr. phil., Prof., Córdoba, República Argentina.
261. **Kuttner**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
262. **Lachmann**, Georg, Kaufmann, Berlin.
263. **Lachmann**, Paul, Dr. phil., Fabrikbesitzer, Berlin.
264. **Lähr**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Prof., Zehlendorf.
265. **Landau**, H., Banquier, Berlin.
266. **Landau**, W., Freiherr v., Dr. phil., Berlin.
267. **Lang**, Carl Eugen, Blaubeuren.
268. **Lange**, Julius, Versicherungs-Director, Potsdam.
269. **Langen**, Königl. Landbau-Inspector, Berlin.
270. **Langen**, A., Capitain, Porto Delgado, San Miguel, Azoren.
271. **Langenmayr**, Paul, Rechtsanwalt, Pinne, Prov. Posen.
272. **Langerhans**, P., Dr. med., Stadtverordneten-Vorsteher, Berlin.
273. **Langerhans**, Robert, Dr. med., Privatdocent, Berlin
274. **Langner**, Otto, Dr. med., Berlin.
275. **Lasard**, Ad., Dr., Director, Berlin.
276. **Lassar**, O., Dr. med., Prof., Berlin.
277. **Lazarus**, Moritz, Dr. phil., Prof., Berlin.
278. **Le Coq**, Albert v., Dr., Darmstadt.
279. **Lehmann**, Carl F., Dr. jur. et phil., Privatdocent, Berlin.
280. **Lehmann-Nitsche**, R., cand. med., München.
281. **Lehnebach**, Adolf, Kais. Oberlehrer, Mülhausen i. Elsass.
282. **Lehnerdt**. Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
283. **Leiningen-Neudenau**, Graf Emich zu, Hauptmann im Garde-Füsilier-Reg., Spandau.
284. **Lemcke**, Dr. phil., Gymnasial-Director, Prof., Stettin.
285. **Lemke**, Elisabeth, Fräulein, Berlin.
286. **Leo**, F. A., Dr. phil., Prof., Berlin.
287. **Lessler**, Paul, Consul, Dresden.
288. **Lewin**, Georg, Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
289. **Lewin**, Leop., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
290. **Lewin**, Moritz, Dr. phil., Berlin.
291. **Liebe**, Th., Dr. phil., Prof., Berlin.
292. **Liebe**, Dr. phil., Prof., Gera.
293. **Liebermann**, B., Geh. Commerzienrath, Berlin.
294. **Liebermann**, F. v., Dr. med., Berlin.
295. **Liebermann**, Felix, Dr. phil., Berlin.
296. **Liebermann**, Karl, Dr. phil., Prof. Berlin.
297. **Liebermann**, Louis, Rentier, Berlin.
298. **Liebreich**, Oscar, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
299. **Lissa**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
300. **Lissauer**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
301. **Löw**, E., Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.
302. **Löwenheim**, Ludw., Kaufmann, Berlin
303. **Lucae**, Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
304. **Ludwig**, H., Zeichenlehrer, Berlin.
305. **Lüdden**, Karl, Dr. med., Wollin, Pommern.
306. **Lühe**, Dr. med., Oberstabsarzt, Königsberg i. Pr.
307. **Lührsen**, Dr., Kaiserl. Deutscher Minister-Resident, Santa Fé de Bogotá, Colombia.
308. **Luschan**, F. v., Dr. med. et phil., Assistent am Kgl. Museum f. Völkerkunde, Privatdocent, Berlin.
309. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.

310. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin.
311. **Maass**, Karl, Dr. med., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
312. **Madsen**, Peter, Baumeiser, Berlin.
313. **Magnus**, P., Dr. phil., Prof., Berlin.
314. **Majewski**, Erasm., Dr. phil., Warschau.
315. **Marasse**, S., Dr. phil., Berlin.
316. **Marcuse**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
317. **Marcuse**, Louis, Dr. med., Berlin.
318. **Marcuse**, Siegb., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
319. **Marggraff**, A., Stadtrath, Berlin.
320. **Marimon y Tudó**, Sebastian, Dr. med., Sevilla.
321. **Martens**, E. v., Dr. phil., Prof., Zweiter Director der zoologischen Abtheilung des Kgl. Museums für Naturkunde, Berlin.
322. **Martin**, A. E., Dr. med., Prof., Berlin.
323. **Maška**, Karl J., Oberrealschul-Director, Teltsch, Mähren.
324. **Matz**, Dr. med., Stabsarzt, Steglitz.
325. **Meitzen**, August, Dr., Geh. Regierungsrath, Prof., Berlin.
326. **Mendel**, E., Dr. med., Prof., Berlin.
327. **Menger**, Henry, Dr. med., Medicinalassessor, Berlin.
328. **Menzel**, Dr. med., Charlottenburg.
329. **Merke**, Verwaltungsdirector des städt. Krankenhauses Moabit, Berlin.
330. **Meyer**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Osnabrück.
331. **Meyer**, Adolf, Buchhalter, Berlin.
332. **Meyer**, Alfred G., Dr. phil., Prof., Director, Berlin.
333. **Meyer**, Ferdinand, Bankier, Berlin.
334. **Meyer**, Richard M., Dr. phil., Berlin.
335. **Mies**, Josef, Dr. med., Cöln a. Rhein.
336. **Minden**, Georg, Dr. jur., Syndikus des städt. Pfandbriefamts, Berlin.
337. **Möbius**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Director d. zoologischen Abtheilung des Kgl. Museums für Naturkunde, Berlin.
338. **Möller**, H., Dr., Professor, Berlin.
339. **Möser**, Hofbuchdrucker, Charlottenburg.
340. **Morwitz**, Martin, Rentier, Berlin.
341. **Moses**, S., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
342. **Much**, Matthäus, Dr. jur., Wien.
343. **Müller**, Erich, Geh. Regierungsrath, vortragender Rath im Unterrichtsministerium, Berlin.
344. **Müller**, Friedrich W. K., Dr. phil., wissenschaftlicher Hülfsarbeiter im Kgl. Museum f. Völkerkunde, Berlin.
345. **Müller-Beeck**, Georg, Kais. Deutscher Consul, Nagasaki, Japan.
346. **Mützel**, Hans, Historienmaler, Berlin.
347. **Munk**, Hermann, Dr. med., Prof., Berlin.
348. **Museum**, Bernstein-, Stantien und Becker, Königsberg i. Pr.
349. **Museum** für Völkerkunde, Leipzig.
350. **Museum**, Provinzial-, Halle a. S.
351. **Nehring**, A., Dr. phil., Prof., Berlin.
352. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Berlin.
353. **Neumayer**, G., Dr. phil., Wirkl. Admiralitätsrath, Prof., Hamburg.
354. **Nothnagel**, A., Prof., Hofmaler, Berlin.
355. **Oesten**, Gustav, Oberingenieur der Wasserwerke, Berlin.
356. **Ohnefalsch-Richter**, Max, Dr. phil., Larnaka, Cypern.
357. **Olshausen**, Otto, Dr. phil., Berlin.
358. **Oppenheim**, Max, Freiherr v., Dr. jur., Regierungsassessor, Cöln a. Rhein.
359. **Oppersdorff**, Graf, Berlin.
360. **Orth**, A., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
361. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Blasewitz b. Dresden.
362. **Oske**, Ernst, Vereidigter Makler, Berlin.
363. **Ossowidzki**, Dr. med., Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
364. **Pätsch**, Johannes, Dr. med., Prof., Berlin.
365. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin.
366. **Pauli**, Gustav, Berlin.
367. **Peiser**, Felix, Dr. phil., Privat-Docent, Breslau.
368. **Pflugmacher**, E., Dr. med., Oberstabsarzt, Brandenburg a. H.
369. **Pfuhl**, Fritz, Dr. phil., Königl. Gymnasial-Oberlehrer, Posen.
370. **Philipp**, Paul, Dr. med., Kreisphysikus, Berlin.
371. **Pippow**, Dr. med., Regierungs- und Medicinalrath, Erfurt.

372. **Polakowsky**, Dr. phil., Berlin.
373. **Ponfick**, Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Breslau.
374. **Popovici**, G., stud. chem., Berlin.
375. **Posner**, C., Dr. med., Privat-Docent, Berlin.
376. **Pringsheim**, N., Dr. phil., Geh. Regierungsrath, Prof., Berlin.
377. **Prochno**, Raths-Apotheker, Gardelegen.
378. **Pudil**, H., Baudirector, Prag.
379. **Rabl-Rückhard**, H., Dr. med., Prof., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
380. **Rademacher**, C., Lehrer, Cöln a. Rh.
381. **Reich**, Max, Dr. med., Stabsarzt der Marine, auf See.
382. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
383. **Reinecke**, Paul, stud. med., Berlin.
384. **Reinecke**, Major a. D., Berlin.
385. **Reinhardt**, Dr. phil., Oberlehrer, Rector, Berlin.
386. **Reiss**, Wilhelm, Dr. phil., Geh. Regierungsrath, Könitz (Thüringen).
387. **Remak**, E. J., Dr. med., Prof., Berlin.
388. **Ribbentrop**, Hans, Amtsrichter, Eschershausen, Braunschweig.
389. **Richter**, Berth., Banquier, Berlin.
390. **Richthofen**, F., Freiherr v., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
391. **Rieck**, R., Kaiserl. Stallmeister, Berlin.
392. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Berlin.
393. **Riedel**, Eugen, Gutsbesitzer, Drebkau, Kr. Calau.
394. **Riedel**, Paul, Kaufmann, Oranienburg.
395. **Rizal**, Don José, Dr. med., Hongkong, China.
396. **Ritter**, W., Banquier, Berlin.
397. **Robel**, Ernst, Dr. phil., Oberlehrer, Steglitz.
398. **Röckl**, Georg, Regierungsrath am Kaiserl. Gesundheitsamt, Berlin.
399. **Rödiger**, Cultur-Ingenieur, Solothurn, Schweiz.
400. **Röhl**, v., Dr. jur., Assessor, Berlin.
401. **Rössler**, E., Gymn.-Lehrer, Schuscha, Kaukasus.
402. **Röstel**, Hugo, Stadtrath, Berlin.
403. **Rohlfs**, Gerh., Dr., Kaiserl. General-Consul, Godesberg.
404. **Rosenkranz**, H., Dr. med., Berlin.
405. **Rosenstein**, Siegmund, Director, Berlin.
406. **Rosenthal**, L., Dr. med., Berlin.
407. **Rück**, D., Braumeister, Ansbach.
408. **Ruge**, Karl, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
409. **Ruge**, Paul, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
410. **Runkwitz**, Dr. med., Marine-Stabsarzt, auf See.
411. **Samson**, Alb., Banqier, Brüssel.
412. **Samter**, Dr. med. Berlin.
413. **Sander**, Wilh., Dr. med., Medicinalrath, Dalldorf bei Berlin.
414. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., zur Zeit auf Reisen.
415. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., zur Zeit auf Reisen.
416. **Saurma-Jeltsch**, Freiherr v., Exc., Wirkl. Geh. Rath, Kaiserl. Deutscher ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter bei den Vereinigten Staaten von Amerika, Washington.
417. **Schadenberg**, Alex., Manila, Philippinen.
418. **Schedel**, Joseph, Apotheker, Yokohama, Japan.
419. **Schellhas**, P., Dr. jur., Gerichts-Assessor, Berlin.
420. **Schemel**, Max, Fabrikbesitzer, Guben.
421. **Schierenberg**, G. A. B., Luzern, Schweiz.
422. **Schinz**, Hans, Dr. phil., Seefeld, Zürich.
423. **Schirp**, Fritz, Freiherr v., Berlin.
424. **Schlemm**, Julie, Fräulein, Berlin.
425. **Schlesinger**, H., Dr. med., Berlin.
426. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin.
427. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Professor, Leipzig.
428. **Schmidt**, Max C. P., Dr. phil., Gymnasiallehrer, Berlin.
429. **Schmidt**, Oscar, Dr. med., Berlin.
430. **Schnell**, Apotheken-Besitzer, Berlin.
431. **Schöler**, H., Dr. med., Prof., Berlin.
432. **Schöne**, Richard, Dr. phil., Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath, General-director der Königl. Museen, Berlin.
433. **Schönlank**, William, General-Consul der Republiken Salvador und Haiti, Berlin.
434. **Schötensack**, O., Dr. phil., Heidelberg.

435. **Schran**, F. A., Bauinspector, Berlin.
436. **Schütz**, W., Dr. med., Prof. an der thierärztl. Hochschule, Berlin.
437. **Schütze**, Alb., Academischer Künstler, Berlin.
438. **Schulenburg**, Reinhold v., Lieutenant a. D., Berlin.
439. **Schulenburg**, Wilibald v., Berlin.
440. **Schultze**, Oscar, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
441. **Schultze**, Wilhelm, Dr. med., Sanitätsrath, Stettin.
442. **Schultze**, Rentier, Berlin.
443. **Schumann**, Hugo, prakt. Arzt, Löcknitz, Pommern.
444. **Schwabacher**, Adolf, Banquier, Berlin.
445. **Schwartz**, Albert, Hof-Photograph, Berlin.
446. **Schwartz**, W., Dr. phil., Prof., Gymnasialdirector, Berlin.
447. **Schwarzer**, Dr., Grubenbesitzer, Zilmsdorf bei Teuplitz, Kr. Sorau.
448. **Schweinfurth**, Georg, Dr. phil., Prof., Berlin, z. Z. auf Reisen.
449. **Schweinitz**, Graf v., Premierlieutenant, Berlin.
450. **Schweitzer**, Dr. med., Daaden, Kreis Altenkirchen.
451. **Schwerin**, Ernst, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
452. **Sebes**, Heinrich, Berlin.
453. **Selberg**, Emil, Kaufmann, Berlln.
454. **Seler**, Eduard, Dr. phil., Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz b. Berlin.
455. **Siebold**, Heinrich v., Berlin.
456. **Siegmund**, Gustav, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
457. **Siehe**, Dr. med., Kreisphysicus, Calau.
458. **Siemering**, R., Prof., Bildhauer, Berlin.
459. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
460. **Sieskind**, Louis J., Rentier, Berlin.
461. **Simon**, Th., Banquier, Berlin.
462. **Sökeland**, Hermann, Berlin.
463. **Sommerfeld**, Sally, Dr. med., Berlin.
464. **Sonnenburg**, Dr. med., Prof., Berlin.
465. **Spitzly**, John H., Officier van gezondheid 2. Kl., z. Z. London.
466. **Staudinger**, Paul, Naturforscher, Berlin.
467. **Stechow**, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
468. **Steinen**, Karl von den, Dr. med. et phil., Prof., Neu-Babelsberg bei Potsdam.
469. **Steinen**, Wilhelm von den, Maler, Düsseldorf.
470. **Steinthal**, Leop., Banquier, Berlin.
471. **Steinthal**, H., Dr. phil., Prof., Berlin.
472. **Stoll**, Dr. med., Prof., Zürich.
473. **Stoltzenberg**, R. v., Luttmersen bei Neustadt am Rübenberge, Hannover.
474. **Stort**, Bruno, Dr. med., Rembang, Java.
475. **Strassmann**, Maurermeister, Berlin.
476. **Strauch**, Contre-Admiral, z. D., Berlin.
477. **Strebel**, Hermann, Kaufmann, Hamburg, Eilbeck.
478. **Strecker**, Albert, Kanzleirath, Soldin.
479. **Struck**, H., Dr. med., Geh. Ober-Regierungsrath, Berlin.
480. **Stucken**, Eduard, Berlin.
481. **Stuhlmann**, Dr. med., z. Z. auf Reisen.
482. **Tappeiner**, Dr. med., Schloss Reichenbach bei Meran.
483. **Taubner**, Dr. med., Allenberg bei Wehlau.
484. **Telge**, Paul, Hof-Juwelier, Berlin.
485. **Teschendorff**, E., Prof., Geschichtsmaler, Berlin.
486. **Thomaschky**, Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.
487. **Thorner**, Eduard, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
488. **Thunig**, Amtsrath, Breslau.
489. **Timann**, F., Dr. med., Oberstabsarzt, Potsdam.
490. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
491. **Tolmatschew**, Nicolaus, Dr. med., Prof., Kasan, Russland.
492. **Török**, Aurel v., Dr. med., Prof., Director des anthropologischen Museums, Budapest.
493. **Treichel**, A., Rittergutsbesitzer, Hoch-Paleschken bei Alt-Kischau, Westpreussen.
494. **Uhle**, Max, Dr. phil., Kötzschenbroda, z. Z. auf Reisen.
495. **Ulrich**, R. W., Dr. med., Berlin.
496. **Umlauff**, J. F. G., Hamburg.

497. **Urach**, Fürst von, Carl, Graf von Württemberg, Stuttgart.
498. **Vater**, Moritz, Dr. med., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
499. **Verein**, anthropologischer, Hamburg-Altona, Hamburg.
500. **Verein** der Alterthumsfreunde, Genthin.
501. **Verein**, historischer, Bromberg.
502. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
503. **Virchow**, Hans, Dr. med., Professor, Berlin.
504. **Virchow**, Rudolf, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
505. **Vogelgesang**, Dr. med., Dalldorf bei Berlin.
506. **Volborth**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
507. **Volmer**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
508. **Vorländer**, H., Ritterguts-Besitzer, Dresden.
509. **Voss**, Albert, Dr. med., Director der vaterländischen Abtheilung des Kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
510. **Wacker**, H., Oberlehrer, Berlin.
511. **Wagner**, Adolf, Fabrikant, Berlin.
512. **Wahl**, E., Ingenieur, Berlin.
513. **Waldeyer**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
514. **Wattenbach**, Wilhelm, Dr. phil., Prof., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
515. **Weber**, W., Maler, Berlin.
516. **Weeren**, Julius, Dr. phil., Prof., Charlottenburg.
517. **Wegner**, Fr., Rector, Berlin.
518. **Weigel**, Max, Dr. phil., Assistent am Kgl. Museum f. Völkerkunde, Berlin.
519. **Weigelt**, Dr., Prof., General-Secretär des Deutschen Fischerei-Vereins, Berlin.
520. **Weinhold**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
521. **Weinitz**, Franz, Dr. phil., Berlin.
522. **Weisbach**, Valentin, Banquier, Berlin.
523. **Weiss**, H., Geh. Regierungsrath, Prof., Director des Zeughauses, Berlin.
524. **Wendeler**, Paul, Oekonom u. Brauereibesitzer, Soldin.
525. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Baumeister, Stralsund.
526. **Wensiercki-Kwilecki**, Graf, Wroblewo bei Wronke, Prov. Posen.
527. **Werner**, F., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
528. **Werner**, Johannes, stud. med. veterin., Berlin.
529. **Wessely**, Hermann, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
530. **Wetzstein**, Gottfried, Dr. phil., Consul a. D., Berlin.
531. **Wiechel**, Hugo, Betriebs-Inspector der sächsischen Staatsbahn, Chemnitz.
532. **Wilke**, Theodor, Rentier, Guben.
533. **Wilski**, H., Director, Rummelsburg bei Berlin.
534. **Winkler**, Hugo, Dr. phil., Privatdocent, Berlin.
535. **Witte**, Ernst, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
536. **Wittgenstein**, Wilhelm v., Gutsbesitzer, Berlin.
537. **Wittmack**, L., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
538. **Wolff**, Julius, Dr. med., Prof., Berlin.
539. **Wolff**, Max, Dr. med., Prof., Berlin.
540. **Wolter**, Carl, Chemulpo, Korea.
541. **Wutzer**, H., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
542. **Zadek**, Ignaz, Dr. med., Berlin.
543. **Zandt**, Walther, Freiherr v., Hauptmann im Generalstab, Münster, Westf.
544. **Zechlin**, Konrad, Apothekenbesitzer, Salzwedel.
545. **Zeeden**, Adolf, Dr. phil., Chemiker, Berlin.
546. **Zenker**, Wilhelm, Dr. med., Kreisphysikus a. D., Bergquell-Frauendorf bei Stettin.
547. **Zierold**, Rittergutsbesitzer, Mietzelfelde bei Soldin.
548. **Zintgraff**, Eugen, Dr. jur., Detmold, z. Z. auf Reisen.

(26. Februar 1894.)

Uebersicht der der Gesellschaft durch Tausch oder als Geschenk zugehenden periodischen Publicationen.

I. Deutschland,

nach Städten alphabetisch geordnet.

1. Berlin. Amtliche Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen.
2. „ Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde (1 und 2 von der General-Direction der königlichen Museen).
3. „ Zeitschrift für Erdkunde.
4. „ Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.
5. „ Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde (3—5 v. d. G. f. E.).
6. „ Jahrbuch der königlichen Geologischen Landesanstalt (v. d. G. L.).
7. „ Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (von dem Hydrographischen Amt der kaiserlichen Admiralität).
8. „ Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft (v. d. B. m. G.).
9. „ Berliner Missions-Berichte (von Hrn. Bartels).
10. „ Nachrichten für und über Kaiser Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel (von der Neu-Guinea-Compagnie).
11. „ Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande (von der Red.).
12. „ Photographisches Wochenblatt (v. d. freien Photographischen Vereinigung).
13. „ Jahresbericht des Directors des königl. Geodätischen Instituts (v. Hrn. R. Virchow).
14. „ Comptes rendus des séances de la commission permanente de l'association géodésique internationale (von Hrn. R. Virchow).
15. „ Mittheilungen aus der historischen Literatur.
16. „ Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum (von Hrn. C. Künne).
17. „ Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimathskunde der Provinz Brandenburg zu Berlin (v. d. G. f. H.).
18. „ Verhandlungen des deutschen Geographentages.
19. „ Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung (18 bis 19 von Hrn. C. Künne).
20. „ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (v. d. V. f. V.).
21. „ Deutsche Kolonial-Zeitung (von der deutschen Kolonial-Gesellschaft).
22. „ Naturwissenschaftliche Wochenschrift (v. d. Red.).
23. „ Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde (von Hrn. M. Bartels).
24. Bonn. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden (v. d. V. v. A.).
25. Brandenburg a. d. H. Jahresberichte des Historischen Vereins (v. d. H. V.).
26. Braunschweig. Archiv für Anthropologie (von Hrn. Friedr. Vieweg & Sohn).

27. Braunschweig. Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde (von Hrn. C. Künne).
28. „ Harzer Monatshefte (v. d. Red.).
29. Bremen. Deutsche Geographische Blätter.
30. „ Jahresberichte des Vorstandes der Geographischen Gesellschaft (29 u. 30 v. d. G. G.).
31. „ Abhandlungen, herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein.
32. Breslau. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift (v. d. Museum Schlesischer Alterthümer).
33. Cassel. Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde.
34. „ Zeitschrift des Vereins f. H. G. u. L. (33 u. 34 v. d. V. f. H. G. u. L.).
35. Colmar, Elsass. Bulletin de la Société d'histoire naturelle (v. d. S.).
36. Danzig. Bericht über die Verwaltung der naturwissenschaftlichen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen.
37. „ Schriften der Naturforschenden Gesellschaft (36 u. 37 v. d. N. G.).
38. Dessau. Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde (v. d. V.).
39. Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis (v. d. G. I.).
40. Emden. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer (v. d. G.).
41. Giessen. Mittheilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (v. d. O. G.).
42. Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin (v. d. Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften).
43. „ Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz (v. d. G.).
44. Gotha. Dr. A. Petermann's Mittheilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt (von Hrn. C. Künne).
45. „ Ergänzungshefte zu 44 (werden angekauft).
46. Greifswald. Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
47. „ Jahresberichte der Rügisch-Pommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (v. d. G. f. P. G. u. A.).
48. Guben. Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte (v. d. N. G. f. A. u. U.).
49. Halle a. S. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).
50. Hamburg. Verhandlungen des Vereins für Naturwissenschaftliche Unterhaltung (v. d. V. f. N. U.).
51. Hannover. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
52. Jena. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft (für Thüringen) zu Jena (v. d. G. G.).
53. Kiel. Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.
54. „ Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer (v. d. M.)
55. Königsberg i. Pr. Sitzungsberichte der Alterthumsgesellschaft Prussia (v. d. A. G. P.).
56. „ Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft (v. d. Ph.-Oe. G.).
57. Leipzig. Bericht für das Museum für Völkerkunde (v. d. G. f. V.).
58. „ Halbjahrsbericht der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer (v. d. d. G. z. E. v. S. u. A.).

59. Lübeck. Berichte des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde.
60. „ Mittheilungen d. V. f. L. G. u. A.;
61. „ Zeitschrift d. V. f. L. G. u. A. (59—61 v. d. V.).
62. Mannheim. Sammlung von Vorträgen, gehalten im Mannheimer Alterthums-Verein (v. d. M. A.-V.).
63. Metz. Jahresberichte des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).
64. München. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns (v. d. G. f. A. u. U.).
65. „ Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
66. „ Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern (v. d. H. V.).
67. „ Oberbayerisches Archiv (v. d. hist. Verein von und für Oberbayern).
68. „ Prähistorische Blätter (von Hrn. Dr. J. Naue).
69. Neu-Brandenburg. Jahresbericht über das Museum in Neu-Brandenburg (v. d. M.).
70. Nürnberg. Mittheilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum.
71. „ Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums (70 u. 71 v. d. G. N.-M.).
72. Posen. Posener Archäologische Mittheilungen. Herausgegeben von der Archäologischen Commission der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (v. d. G. d. F. d. W.).
73. „ Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen (v. d. H. G.).
74. Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (v. d. V. f. M. G. u. A.).
75. Stettin. Baltische Studien.
76. „ Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (75 u. 76 v. d. G. f. P. G. u. A.).
77. Strassburg, Elsass. Beiträge zur prähistorischen Archäologie (v. Hrn. Forrer).
78. Stuttgart. Jahresbericht des Württemberg. Vereins für Handelsgeographie (v. d. V.).
79. Thorn. Mittheilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst (v. d. C. V.).
80. Trier. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
81. „ Correspondenzblatt für Geschichte und Kunst.
82. „ Limesblatt (80—82 v. d. G. f. n. F.).
83. Ulm. Mittheilungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben (v. d. V.).
84. Weimar. Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie (v. Hrn. J. J. Kettler).
85. Wiesbaden. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung (v. d. V. f. N. A. u. G.).

II. Europäisches Ausland.

Belgien.

86. Brüssel. Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
87. „ Annuaire de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique (86 u. 87 v. d. Ac. R.).
88. „ Bulletin de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.).
89. „ Annales de la Société d'Archéologie.
90. „ Annuaire (88 u. 90 v. d. S. d'Arch.).
91. Lüttich. Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois (v. d. I.).

Dänemark.

92. Kopenhagen. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord.
93. „ Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie.
94. „ Nordiske Fortidsminder, udgevne af det Kgl. Nordiske Oldskrift Selskab (92—94 von der N. O. S.).
95. Reikjavik (Island). Arbók til hid Islenzka fornleifafelag (v. d. I. f.).

Finland.

96. Helsingfors. Journal de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja.)
97. „ Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimitukria.)
98. „ Finska Fornminnesföreningens Tidskrift (96—98 durch Hrn. Aspelin).

Frankreich.

99. Lyon. Bulletin de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.).
100. „ Archives du Muséum d'histoire naturelle (v. d. M.).
101. Paris. L'Anthropologie. (Matériaux pour l'histoire de l'homme, Revue d'Anthropologie, Revue d'Ethnographie réunis.) [V. d. Verleger Hrn. Masson.]
102. „ Mémoires de la Société d'Anthropologie.
103. „ Bulletins de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.).
104. „ Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie (v. d. École d'Anthrop.).
105. „ Annales du Musée Guimet.
106. „ Revue de l'histoire des religions (105 u. 106 v. d. Ministère de l'Instruction publique).
107. „ Nouvelles géographiques (v. Hrn. Bartels).

Griechenland.

108. Athen. Δελτίον τῆς ἱστορικῆς καὶ ἐθνολογικῆς ἑταιρίας τῆς Ἑλλάδος (von der Historischen und Ethnologischen Gesellschaft von Griechenland).
109. „ Mittheilungen des kaiserlich-deutschen Archäologischen Institutes (v. d. A. I.).
110. „ Bulletin de Correspondance Hellénique (v. d. École Française d'Athènes).

Grossbritannien.

111. Edinburgh. The Scottish Geographical Magazine (v. d. Sc. G. Society).
112. „ Archaeologia scotica or Transactions of the Society of Antiquaries Scotland.
113. „ Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland (112 u. 113 v. d. S.).
114. London. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland (v. d. A. I.).
115. „ Geographical Journal (v. Hrn. C. Künne).

Italien.

116. Bologna. Atti e Memorie della Reale Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna (v. d. R. D.).
117. „ Memorie della R. Accademia delle Scienze.
118. „ Rendiconto delle sessioni della Reale Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna (v. d. R. A.).
119. Florenz. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia (v. Hrn. P. Mantegazza).
120. „ Bullettino della Sezione Fiorentina della Società Africana d'Italia (von d. S. A.).

121. Florenz. Bollettino di Publicazione Italiane.
122. Neapel. Bollettino della Società Africana d'Italia (v. d. S. A.).
123. Parma. Bullettino di Paletnologia Italiana (v. Hrn. L. Pigorini in Rom).
124. Rom. Atti della Società Romana di Antropologia (v. d. S.).
125. „ Bullettino dell' Istituto, Mittheilungen des Kaiserlich - Deutschen Archäologischen Instituts (v. d. D. A. I.).
126. „ Atti della Reale Accademia dei Lincei.
127. „ Notizie degli scavi di antichità (126 u. 127 v. d. R. A. d. L.).
128. „ Bollettino delle opere moderne e straniere.
129. Turin. Cosmos (von Hrn. G. Cora).

Niederlande.

130. Haag. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie (v. d. Koninklijk Instituut voor de T.-, L.- en V. v. N.-I.).
131. Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie (von dem Königl. Niederländischen Kultus-Ministerium).

Norwegen.

132. Bergen. Bergens Museums Aarsberetning (v. d. Mus.).
133. Kristiania. Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers bevaring.
134. „ Kunst og Handverk fra Norges Fortid (133 u. 134 v. d. Universitets Samling af nordiske Oldsager).

Oesterreich-Ungarn.

135. Budapest. Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn (v. d. Akademie).
136. „ Ungarische Revue.
137. „ Archaeologiai Értesitö (v. d. Anthropolog.-archäologischen Gesellschaft).
138. „ Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn (v. d. Red.).
139. Hermannstadt. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde.
140. „ Jahresbericht des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde (139 u. 140 v. d. V.).
141. Innsbruck. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg (v. d. F.).
142. Krakau. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften.
143. „ Zbiór wiadomósci do antropologii krajowej (142 u. 143 v. d. A. d. W.).
144. Laibach. Argo, Zeitschrift für krainische Landeskunde (v. d. Red.).
145. „ Mittheilungen des Museal-Vereins für Krain (v. d. M.-V.).
146. Lemberg. Kwartalnik historyczny (v. d. historischen Verein).
147. Prag. Památky archaeologické a místopisné (v. d. Museum Regni Bohemiae).
148. Prag. Jahresbericht der Lese- und Redehalle deutscher Studenten (v. d. L. u. R.).
149. „ Český Lid (v. d. Red.).
150. Triest. Atti del Museo civico di storia naturale.
151. „ Bollettino della Società Adriatica di Scienze naturali (v. d. S.).
152. Wien. Annalen des K. K. Naturhistorishen Hofmuseums (v. d. M.).
153. „ Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (v. d. A. G.).
154. „ Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik (v. Hrn. C. Künne).
155. „ Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (v. d. Pr. C.).
156. „ Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale (v. d. K. K. C. C.).

Portugal.

157. Lissabon. Boletim de la Sociedade de Geographia.
158. „ Actas (157 u. 158 v. d. S.).
159. Porto. Revista de Sciencias Naturaes e Sociaes (v. d. Sociedade Carlos Ribeiro).

Rumänien.

160. Bucarest. Analele Academiei Romane (v. d. A.).
161. Jassy. Archiva d. Societătii ştiinţifice şi Literare (v. d. S.).

Russland.

162. Dorpat. Sitzungsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft.
163. „ Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft (161 und 162 v. d. G.).
164. Kasan. Nachrichten der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie (v. d. G.).
165. Moskau. Tagebuch der anthropologischen Abtheilung. [Nachrichten der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften] (v. Hrn. Anutschin).
166. St. Petersburg. Sitzungsprotocolle der Russischen Anthropologischen Gesellschaft (russisch) [v. d. G.].
167. Warschau. Wisla. M. Geograficzno-Etnograficzny (v. d. Red.).

Schweden.

168. Lund. Skandinavisches Archiv (v. d. R.).
169. Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift for Sverige.
170. „ Teckningar ur Svenska Statens Historiska Museum.
171. „ Akademiens Månadsblad (169—171 v. d. Kongl. Vitterhets Historie og Antiqvitets Akademien).
172. „ Samfundet för Nordiske Museet främjande Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius.
173. „ Handlingar angaende nordiske Museet (172 u. 173 v. Hrn. Hazelius).
174. Upsala, Ymer.
175. „ Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålan och svenskt folklif.
176. „ Litteraturacten (174—176 v. d. Universitäts-Bibl. i. Ups.).

Schweiz.

177. Aarau. Fernschau (v. d. Mittelschweizerischen Geographisch-Commerziellen Gesellschaft).
178. Neuchâtel. Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie (v. d. S.).
179. Zürich. Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde.
180. „ Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft (v. d. A. G.).

III. America.

181. Austin. Transactions of the Texas Academy of Science (v. d. A.).
182. Boston (Mass. U. S. A.). Proceedings of the Boston Society of Natural History (v. d. S.).
183. Buenos-Aires (Argentinische Republik). Anales del Museo Nacional (v. d. M.).
184. Córdoba (Argentinische Republik). Actas de la Academia Nacional de Ciencias.
185. „ Boletin de la Academia Nacional de Ciencias (184 u. 185 v. d. A.).

186. Halifax (Nova Scotia, Canada). Proceedings and Transactions of the Nova Scotian Institute of Natural Science (v. d. I.).
187. Mexico. Mittheilungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins (v. d. V.).
188. Philadelphia (Penn'a U. S. A.). Proceedings of the Academy of Natural Sciences (v. d. A.).
189. „ Proceedings of the American Philosophical Society (v. d. S.).
190. „ Transactions of the Wagner Free Institute of Sciences.
191. Rio de Janeiro (Brasilien). Archivos del Museo Nacional (v. d. M.).
192. San José (Costa Rica). Anales del Museo Nacional (v. d. M.).
193. Santiago (Chile). Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins (v. d. V.).
194. „ Actes de la Société scientifique du Chili (v. d. S.).
195. Toronto (Canada). Proceedings of the Canadian Institute.
196. „ Transactions of the Canadian Institute.
197. „ Annual Report of the Canadian Institute (195—197 v. d. C. I.).
198. Washington (D. C. U. S.). Annual Report of the Smithsonian Institution.
199. „ Annual Report of the Geological Survey.
200. „ Report of the Geological Survey of the Territories.
201. „ Bulletin of the U. S. Geological and Geographical Survey of the Territories (198—201 v. d. Smithson. Inst.).
202. „ Annual Report of the Bureau of Ethnology (v. d. Bureau of Ethnol.).
203. „ The American Anthropologist (v. d. Anthropol. Society of Washington).
204. „ Bulletin of the U. S. National Museum.
205. „ Proceedings of the U. S. National Museum (204 u. 205 v. d. Smithson. Inst.).

IV. Asien.

206. Batavia. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde.
207. „ Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
208. „ Verhandlingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen (206—208 v. d. G.).
209. Bombay. The Journal of the Anthropological Society (v. d. S.).
210. Calcutta. Epigraphia Indica and Record of the Archaeological Survey of India (v. d. Government of India).
211. Irkutsk. Memoiren der Ostsibirischen Section der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft (v. d. G.).
212. „ Berichte der Ostsibirischen Section der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft (211 u. 212 v. d. O. S.).
213. Söul, Korea. The Korean Repository (v. Hrn. Consul Krien).
214. Shanghai. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society (v. d. S.).
215. Tokio. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens (v. d. G.).
216. „ The Calendar, Imperial University of Japan (215 u. 216 v. d. I. U. o. J.).

V. Australien.

217. Adelaide. Report on the progress and condition of the Botanic Garden.
218. Sidney. Report of the trustees of the Australian Museum.
219. „ Records of the Australian Museum (218 u. 219 v. d. M.).

Ausserordentliche Sitzung vom 13. Januar 1894.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer**, später Hr. **R. Virchow**.

(1) Der Vorsitzende begrüsst die zahlreich erschienenen Gäste, namentlich aus den Kreisen der Künstler. —

(2) Es hängen aus

Photographien Eingeborener Peru's.

Die Gesellschaft hat von Hrn. Georg Hübner in Riesa, welcher gemeinsam mit Hrn. Kroehle vortreffliche photographische Aufnahmen in Peru gemacht hat. 60 Blatt dieser letzteren käuflich erworben. Dieselben stellen Eingeborene dar. Es sind Ahuishiri-Indianer (6 Blatt), Campas-Indianer (5 Blatt), Canelos-Indianer (4 Blatt), Cashivos-Indianer (8 Blatt), Chetevos-Indianer (1 Blatt), Chipivos-Indianer (6 Blatt), Cunivos-Indianer (6 Blatt), Lorenzos-Indianer (1 Blatt), Mayonishas-Indianer (4 Blatt), Orejones-Indianer (5 Blatt), Pirus-Indianer (9 Blatt), Indianer vom Tamboryaco-Flusse (1 Blatt), Cholos oder Mischlinge (2 Blatt), Cauchero (1 Blatt) und Einwohner von el Tingo bei Chachapajos (1 Blatt). —

(3) Hr. Gustav Fritsch giebt, unter Vorführung zahlreicher Projectionsbilder,

Beiträge zur Kenntniss unserer Körperform.

Wer sich die Mühe nahm, den Eindruck zu verfolgen, den die letzten Ausstellungen, besonders diejenige der Elf. sowie die grosse Kunstausstellung dieses Jahres auf die kunstliebenden, gebildeten Kreise der Bevölkerung ausübten, musste sich sagen, dass dieser Eindruck ein geradezu beunruhigender war. Sehr häufig konnte man die Frage aufwerfen hören: Ja, sehen denn diese Maler mit anderen Augen, als wir, dass sie solche Dinge auf die Leinewand bringen können und vom Publikum Anerkennung oder Theilnahme dafür erwarten? Die Antwort darauf liegt so nahe, dass man nicht einmal einen Kunstkritiker danach zu fragen braucht: sie lautet: „Allerdings sehen die betreffenden Maler, um die es sich hier handelt, ebenso wie die Kunstkenner, welche sie in ihren Bestrebungen ermuthigen, mit anderen Augen, nehmlich mit künstlerisch gebildeten gegenüber den ungebildeten Augen der blöden Menge."

Solche Antwort, so naheliegend sie erscheint, gewährt nur eine mässige Befriedigung. Man fragt unwillkürlich weiter: Für wen malen denn nun eigentlich Künstler, welche auf den Verkauf ihrer Kunstwerke rechnen, vielleicht sogar darauf angewiesen sind, wenn nur ein kleiner Kreis der Auserwählten die gottbegnadeten Augen hat, um sich in ihre Werke hineinzusehen? Wer sind denn überhaupt diese so ganz abweichend Begabten? Und endlich, wenn sich heraus-

stellt, dass es nur eine gewisse, mässig grosse Zahl ist, sind die Augen derselben, welche so stark von der Auffassung der Millionen normalsichtiger Menschen abweichen, nicht vielleicht, anstatt besonders hochgebildet, verbildet zu nennen?

Nach meiner Ueberzeugung giebt es nur ein Forum, welches berechtigt ist, über diese Frage zu entscheiden: das ist die gebildete Gesellschaft selbst. Indem ich mir dies sagte, lag der Gedanke nahe, als Einer von Vielen die Stimme zu erheben in der Hoffnung, dass alsdann auch Andere sich veranlasst sehen würden, sich zu äussern, gleichviel welcher Meinung sie zu folgen geneigt wären. So konnte es wohl gelingen, die Menschen nach den zweierlei Augen zu sortiren; die Maler wussten wieder, für wen sie ihre Bilder malten, die gebildete Gesellschaft aber gewann mehr Interesse auch an der modernen Malerei und Sympathie für die Künstler.

So entstand die Schrift: „Unsere Körperform im Lichte der modernen Kunst", die ich in die Welt hinausschickte in geduldiger Erwartung des Wiederhalles, den sie in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft finden würde. An die Künstler selbst war sie zunächst nicht gerichtet, da es mir als Anmaassung erschien, die Künstler belehren zu wollen; ich gehe dabei von dem vielleicht zu idealen Standpunkt aus, dass jeder, der einen Beruf ausübt, auch die Kenntnisse erworben hat, welche dazu gehören, es sei denn das Gegentheil unzweifelhaft erwiesen. Daher ist es mir auch gar nicht eingefallen, irgend wo zu behaupten, die Künstler verständen zu wenig Anatomie: im Gegentheil, der Vorwurf, den ich glaubte erheben zu sollen, bestand gerade darin, dass gewisse Künstler aus irgend welchen Gründen, vielleicht ihrer besonderen Augen wegen, es nicht für angezeigt erachteten, **ihre Kenntnisse zu verwerthen und zur Anschauung zu bringen.**

Ich wendete mich also, in kurzen Worten gesagt, gegen die gewollte Entstellung der Natur, zumal der menschlichen Gestalt, wie sie den normalsichtigen Menschen in den Werken bestimmter Maler entgegentritt. Dabei wählte ich absichtlich solche Künstler, deren malerische Begabung anerkannt ist, was ich ausdrücklich anführte und, als nicht sachverständig in Kunstfragen, auch keinem Zweifel unterzog. Diese Zurückhaltung meiner privaten Ansicht über den Kunstwerth der kritisirten Bilder, die ja für niemanden maassgebend wäre, ist beinahe auf jeder zweiten, dritten Seite meiner Schrift, wie ich glaube, bis zum Ueberdruss betont: es hat dies aber einen gewissen Theil der Kunstkritik, die nur auf eine Melodie dressirt zu sein scheint, nicht abgehalten, unberechtigter Weise den Vorwurf zu erheben, dass ich mir anmaasste, als Kunstkenner zu urtheilen, wo ich doch ausdrücklich nur als Kenner der Natur sprach und **diese gegen Vergewaltigung durch heuchlerische Verehrer zu vertheidigen bestrebt war.**

Die Wirkung meiner Schrift, soweit sie sich bisher übersehen lässt, war eine sehr merkwürdige, in mancher Beziehung gänzlich unerwartete. Sämmtliche morphologischen Naturforscher (Anatomen, Zoologen u. s. w.), deren Meinung ich bisher einholen konnte, stimmten mir in ganz überraschend warmen Worten bei, (wie ein Blick auf die Auszüge des Schriftwechsels, welcher in der Brochure: Ne sutor supra crepidam (Verlag von C. Habel, Berlin, Wilhelmstr. 33) abgedruckt wurde, deutlich erkennen lässt). Hier möge es genügen, die schwer wiegenden, bedeutungsvollen Namen von Waldeyer, Möbius, **Fr. Eilhard Schulze, Ranke, His, Merkel, Hasse, v. Bardeleben, v. Kölliker,** Virchow anzuführen.

Noch auffallender und erfreulicher war aber die Haltung der Künstler selbst, soweit ich dieselbe in Erfahrung bringen konnte. Erfüllte mich die Zustimmung

der Collegen mit berechtigtem Stolz, so war mir die Berücksichtigung meiner Bemerkungen durch jene wahrhaft rührend und wirkte erhebend auf meine sehr gesunkenen Hoffnungen einer besseren Zukunft. Wenn eine leicht begreifliche Zurückhaltung mich auch verhindert, genauer auf den Inhalt der Zuschriften aus Künsterkreisen einzugehen, so wird es mir doch gewiss vergönnt sein, hier zu erklären, dass ein Theil freudig zustimmte, diejenigen aber, welche ich auf Seite der Gegner glaubte suchen zu müssen, ebenfalls den von mir entwickelten Anschauungen ernsteste Beachtung schenkten.

So wäre denn Alles schön und gut, die Verständigung unter den zunächst Betheiligten angebahnt, sie könnte ohne erhebliche Schwierigkeit weitere Fortschritte machen, aber wo bleibt das grosse Publikum, auf dessen Meinungsäusserung es ja an erster Stelle abgesehen war? Der Ort, wo es seine Ansicht zur Geltung zu bringen hätte, wäre natürlich die Tagespresse, man wird aber vergeblich danach suchen.

Die Presse hat die schöne und dankbare Aufgabe, die Vermittlerin zu sein zwischen den Künstlern und dem kunstliebenden Publikum. Will sie dieser Aufgabe voll und ganz gerecht werden, so hat sie selbst das grösste Interesse, die Anschauungen und Stimmungen der gebildeten Gesellschaft kennen zu lernen und weiter bekannt zu geben. Ob und wie weit der berufene Kunstkritiker die sich äussernden Meinungen theilt, ist ganz gleichgültig, er kann sich ohne Schwierigkeit den höheren Standpunkt des Kenners sichern und dürfte daher unbefangene Meinungsäusserungen der Gebildeten als eine für ihn selbst vortheilhafte Folie betrachten. Die Vertreter der Presse sollten daher in eigenem wohlverstandenem Interesse ihre Kreise zu derartigen Auslassungen ermuntern und anleiten.

Angesichts der überwiegend feindseligen oder indifferenten Haltung der Tagespresse musste ich versuchen, die Sympathien der gebildeten Gesellschaft, welche mir zu Theil wurden, in anderer Weise bekannt zu geben und weiter dahin zu wirken, dass die Gleichgesinnten unter einander und mit den Künstlern mehr Fühlung gewönnen, soweit dies in meinen schwachen Kräften steht. Dazu erschien mir ein Vortrag in der anthropologischen Gesellschaft als eines der wirksamsten Mittel, zumal sich damit ein mehrfaches Interesse verbinden liess.

Für meine Person stellt die beabsichtigte Vorführung ein Lebensereigniss dar, und ich will nicht unterlassen, dem Vorstande der Gesellschaft für die einmüthige Gewährung der Möglichkeit einer solchen an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Seit einer langen Reihe von Jahren berührte es mich schmerzlich, dass selbst in einem Kreise von Männern, die das Studium der Lehre vom Menschen auf ihre Fahne geschrieben haben, keine Möglichkeit sich darbieten wollte, uns selbst kennen zu lernen, die Grundlage zu schaffen, auf welcher sich weitergehende Vergleichungen erst folgerichtig aufbauen konnten.

Dazu nutzte es wenig, ab und zu vereinzelte Exemplare fremder Rassen in Natur oder im Bilde vor sich zu sehen, weil ja das Besondere und Abweichende für die grössere Zahl der Beschauer gar nicht ersichtlich sein kann, so lange wir nicht wissen, wie wir selber aussehen. Diese Unkenntniss unserer eigenen Körperform machte leider in letzter Zeit offenbar bedauerliche Fortschritte, sie beeinflusste die gebildete Gesellschaft, störte unsere Begriffe von Schönheit und schädigte durch die, angeblich Schönheitsgesetzen gehorchende Tyrannei der Mode sogar Gesundheit und Leben, besonders des weiblichen Theiles der Bevölkerung.

Wird es doch bereits übel vermerkt, dass die Venus von Milo leider keine verschnürte Taille hat, und auch von Kunstkritikern erklärt, sie könne für unsere

Zeit nicht mehr als Schönheitsideal gelten. Wie soll der steigenden Geschmacksverirrung entgegen gearbeitet werden, wenn auch die Künstler freiwillig darauf verzichten, sich der unkundigen Menge gegenüber zu Dolmetschern der normalen, in ihrer Gesetzmässigkeit schönen, menschlichen Gestalt zu machen? Sie verhindern durch die von ihnen beliebte Darstellungsweise die andächtigen Beschauer, sich an ihren Kunstwerken fortzubilden.

Ein anderer, zum Glück noch immer erheblich zahlreicherer Theil der Künstler hält noch die Fahne der aufwärts strebenden Kunst hoch und hat seine Ideale nicht aufgegeben. Die gebildete Gesellschaft hat, wie mir scheint, die Pflicht, diese Künstler in ihren Bestrebungen zu stützen und sie ihrer andauernden Sympathien zu versichern, getragen von der Ueberzeugung, dass die Kunst unter allen Umständen die Aufgabe hat, veredelnd in unser Leben einzugreifen.

Jeder Freund der Kunst, welcher in seinem Kreise Gelegenheit hat, der Verrohung des Geschmackes entgegenzuarbeiten, sollte diese Gelegenheit nicht versäumen und den Glauben an eine edlere Natur aufrecht erhalten, wie ich mich bemühen will, für eine edlere menschliche Gestalt einzutreten, als viele der modernen Künstler angemessen erachten. Die so schmerzlich vermisste Möglichkeit, den Anforderungen der inductiven Forschung entsprechend, durch directe Vergleichung der Naturobjecte das Urtheil zu gestalten, hat sich in Betreff unserer Körperbildung erst jetzt endlich gefunden. Obwohl die Projectionskunst alt genug ist, hat ihre Ausbildung doch erst in den letzten Jahren eine Stufe erreicht, um auch als Lehrmittel ausgiebige Verwendung finden zu können. Zu anthropologisch-anatomischen Vorführungen ist diese Kunst meines Wissens noch nicht benutzt worden, da gelegentlich dadurch in Scene gesetzte frivole Scherze der eminenten Bedeutung der Sache Abbruch thaten und sie in Misskredit setzten. Wie der Arzt, der Anatom und der Künstler selbstverständlich das Nackte vor sich sieht, ohne an sinnliche Beziehungen zu denken, und einen solchen Verdacht schon als ungerechtfertigt zurückweisen wird, so muss auch der Anthropolog im Stande sein, mit ungetrübtem Blick sein eigentlichstes Object des Studiums zu betrachten, wenn er den Namen überhaupt mit Recht tragen will.

Die beabsichtigte Vorführung soll den Beweis führen, dass die ruhige, vorurtheilsfreie Betrachtung des unbekleideten menschlichen Körpers keineswegs erst durch lange Gewöhnung und Abhärtung zu erreichen ist, sondern dass jeder, der, durchdrungen von dem Ernst des Gegenstandes, mit reinen Sinnen an die Betrachtung geht, es leicht erreicht, die Nacktheit überhaupt zu vergessen, insofern nicht durch unpassende Darstellungsweise direct auf dieselbe aufmerksam gemacht wird.

Dies gilt an erster Stelle von der Bildung des weiblichen Körpers, der allerdings als der des „schönen Geschlechtes" mit Recht bezeichnet werden darf; viel schwerer ist es aus naheliegenden Gründen, bei Betrachtung des unbekleideten männlichen Körpers die Nacktheit zu vergessen, hier wird zuweilen die Wahl der Stellung und Anordnung der Glieder hülfreich eingreifen müssen.

Von den anwesenden Künstlern, als den competentesten Richtern, erhoffe ich ein Urtheil darüber, in wie weit solche Projectionsbilder auch künstlerischen Lehrzwecken nutzbar werden könnten, sowie nebenbei in eigener Sache, ob ich berechtigt war, die Darstellungsweise des Körpers, wie sie manche der modernen Maler belieben, als Entstellungen der Natur zu bezeichnen.

Ich will nicht leugnen, dass ich selbst die Ueberzeugung habe, beides sei in hohem Maasse der Fall, und so erachte ich es naturgemäss auch als meine Pflicht, zu versuchen, ob es mir gelingen würde, für diese Ueberzeugung in weiteren

Kreisen Anhänger zu gewinnen und so dem allgemeinen Fortschritt unserer Erkenntniss zu dienen.

Ist es auch nur ein schwacher Anfang, der augenblicklich vorliegt, so werden sich dabei gewisse Grundfragen unzweifelhaft schon annähernd eben so gut erörtern lassen, als nach dem reichhaltigsten Material. Der bezeichneten Aufgabe, die Kenntniss vom Bau unseres Körpers zu heben und den angeblichen Naturalismus gewisser moderner Maler zu controliren, würde es schlecht entsprechen, eine ausgewählte Schönheitsgalerie menschlicher Körper vorzuführen. Mühsam zusammengestellte, besonders schöne Figuren würden von dem eingefleischten Naturalisten als nicht maassgebend zurückgewiesen werden können, weil sie sich an den Durchschnittsmenschen halten wollen; ausserdem aber schliesst die Auswahl selbst nothwendiger Weise schon ein Kunsturtheil ein und würde bei dem ungleichen, durch künstliche Mittel verbildeten Geschmack sicher zu Widerspruch führen. Daher wurden für die Darstellung typische, aber nicht irgendwie entstellte Modelle gewählt.

Das hauptsächlichste belehrende Moment in der Vorführung durch den Laternenapparat sehe ich in der Wiederherstellung beträchtlicherer Grössenverhältnisse, die allerdings im vorliegenden Falle übertrieben erscheinen werden. Dies wirkt aber, besonders für entfernter Sitzende, keineswegs störend; das Auge reducirt unwillkürlich die Grösse annähernd auf das Normale durch entsprechende Beurtheilung des Abstandes. Eine kleine photographische Aufnahme giebt nicht annähernd den Einblick in die morphologischen Verhältnisse und die Plastik der Figuren, wie die vergrösserte, wofür der Grund in der Art der Ausbreitung des Bildes auf unserer Netzhaut, also der Mitbenutzung seitlicher Theile des Auges, vornehmlich zu suchen ist.

Das auf geeigneten Untergrund, z. B. grosses Kupferdruckpapier, projicirte Bild des Modells liesse sich leicht und sicher mit Kohle oder Pinsel in seinen Einzelheiten festlegen, gäbe so eine unmittelbar gewonnene Skizze in gleicher Grösse mit dem, was die Hand des Künstlers nach demselben Modell ohne künstliche Hülfsmittel aufgezeichnet hätte, und ermöglichte eine sichere Correctur. Ich möchte glauben, dass es selbst für vollendete Künstler von Interesse sein müsste, die Controle ihrer persönlichen Auffassung durch die photographische Naturaufnahme zu haben, auch wenn sie vielleicht dieselbe erst lieber nach Fertigstellung ihres Kunstwerks betrachten möchten. Ich selbst würde den Künstlern, soweit Zeit und Umstände es erlauben, gern behülflich sein zur Beschaffung solcher Controlaufnahmen.

Der auffallende Unterschied in der Wirkung, der durch den verschiedenen Maassstab der Darstellungen hervorgerufen wird, lässt sich leicht deutlich machen durch die Vergleichung der in natürlicher Grösse projicirten Naturaufnahmen mit der Wiedergabe solcher Bilder oder Theile derselben im Format der Aufnahme selbst.

Unser verstorbener, hochverehrter College Brücke hat in einem kurz vor seinem Tode veröffentlichten verdienstvollen Werk, betitelt: „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt", welches viel zu wenig bekannt ist, ebenfalls versucht, an der Hand photographischer Aufnahmen die Versündigungen moderner Maler an der menschlichen Gestalt zu bekämpfen und an eingefügten Holzschnitten nach dem Photogramm zu erläutern. Abweichend von mir, der die Gründe für die mangelhafte Darstellung menschlicher Gestalten auf den Bildern moderner Maler unerörtert lässt oder lieber eine geheime Absicht des Malers, als Unkenntniss der Anatomie, annimmt, stellt sich Brücke den Künstlern gegenüber

ganz auf den belehrenden Standpunkt und sucht ihnen das beizubringen, was ihre anatomischen Lehrer verabsäumt haben. Gleichwohl ist Brücke durchdrungen davon, dass nur Schönheitsgesetze den darstellenden Künstler zu leiten haben, und betrachtet es als selbstverständlich, dass der letztere die häufig vorkommenden Fehler der menschlichen Gestalt kennen und ganz entschieden vermeiden müsse. Er brandmarkt die Nachahmung fehlerhafter Gliederbildungen, die ausgeführt wurden, „um dem Styl gerecht" zu werden (S. 132), und sagt im Hinblick auf bestimmte Herculesfiguren aus dem vorigen Jahrhundert mit derartig stylisirten Beinen, dass sie die Hässlichkeit derselben, „man möchte fast sagen in schamloser Weise", zeigten (S. 133). Obgleich ich mich nicht auf den Standpunkt des Lehrers stellte, also in meinen Aeusserungen freier sein durfte, habe ich nirgends einen ähnlich harten Ausdruck gegen die Künstler gebraucht. Die dem Brücke-schen Werke beigegebenen, trefflich ausgeführten Holzschnitte enthalten gleichsam das Einmaleins der menschlichen Gestalt und sind dadurch auch dem Laien nützlich und lehrreich. Ob sich aber Brücke nicht einer Täuschung hingab, wenn er glaubte, unsere Künstler extremer Richtung würden jemals wieder in ihrem Studium zum Einmaleins zurückkehren oder seine Richtigkeit auch nur anerkennen? Es ist wenig Aussicht dafür.

Was eine Abbildung in Originalgrösse der Aufnahme bieten kann, hat Brücke mit grosser Sorgfalt festgehalten, und gerade seine Darstellungen sind um so mehr empfehlenswerth, als Wien durch Reichthum an vortrefflichen Modellen ausgezeichnet ist. Der Hinweis auf sein Werk wird mich der Verpflichtung überheben, auch hier durch Einfügung von Abbildungen nach den Originalaufnahmen die normalen Verhältnisse eingehender zu erörtern. Der Fortschritt gegenüber älteren Schriften, z. B. Schadow's klassischem Polyklet, ist in Brücke's Werk ersichtlich der Photographie zu danken.

Während sich dabei die photographische Technik als bescheidene Gehülfin in den Dienst der darstellenden Künste stellt, so darf ich als ihr Vertreter doch nicht verheimlichen, dass sie in neuer Zeit nicht frei ist von dem, wie ich glaube, berechtigten Ehrgeiz, sich zu einer selbständigen künstlerischen Bedeutung heranzubilden. Die Anfänge dazu sind gemacht: der alte Aberglauben, dass es sich bei der Handhabung derselben um rein mechanische Vorgänge handle, schwindet immer mehr, und schon ist man in vielen maassgebenden Kreisen nicht abgeneigt, der Photographie zu gestatten, nach der Palme des Künstlerthums die verlangende Hand auszustrecken. Ueber das wirklich Erreichte haben Andere zu Gericht zu sitzen, — das Bestreben und den Ehrgeiz, künstlerischen Zielen nachzueifern, wird man der Photographie nicht nehmen können.

Auch ich habe mich bemüht, bei den Aufnahmen Anschluss an die Kunst zu gewinnen, und zwar in mehrfacher Beziehung. Man kann wohl den Vorwurf, dass es sich hierbei nur um mechanische Technik handle, nicht besser widerlegen, als indem man denselben Gegenstand je nach Wahl, geleitet vom künstlerischen Geschmack, in ganz verschiedener Darstellung zeigt. So habe ich mich bemüht, drei verschiedene Beleuchtungsweisen zur Anschauung zu bringen, die natürlich in einander übergeführt werden können, in extremer Anwendung aber sehr abweichende Bilder entstehen lassen.

Es ist dies die milde einseitige Tagesbeleuchtung, wie sie bei den Portraitphotographen, der einfachen Handhabung und der gleichmässigen, sicheren Resultate wegen, meist in Anwendung ist: ferner die Freilichtbeleuchtung, wo alle Schatten möglichst ausgelöscht werden und die Figur ganz im Halbton gezeichnet erscheint, und endlich im Gegensatz dazu eine grelle einseitige Beleuchtung

bei dunklem Hintergrunde, wie sie bei den Photographen als sogenannte Rembrandtbeleuchtung in Gebrauch ist.

Eine anderweitige Beziehung zu den bildenden Künsten ist dadurch gesucht worden, dass ich mich bemühte, bereits vorhandene Werke der Kunst durch die Aufnahmen wiederzugeben, oder richtiger gesagt, daran zu erinnern. Jeder, der versucht hat, ein Modell zur zwanglosen Annahme einer bestimmten, ihm abbildlich vorgeführten Stellung zu bringen, wird die bedeutenden Schwierigkeiten zu schätzen wissen; gewöhnlich muss man sich mit einer annähernden Auffassung begnügen, um nicht durch das fortgesetzte Corrigiren alle Natürlichkeit aus der Haltung zu verdrängen. Gerade aus diesem Grunde wäre es recht wünschenswerth, wenn die Künstler selbst die Aufnahme ihrer, zu bestimmten Darstellungen eingeübten Modelle, sobald diese den Zwang dabei abgelegt haben, bewirken wollten.

Endlich werde ich mir erlauben, unter Hinweis auf gewisse bekannte Bilder, durch die vorgelegten Actstudien die Besonderheiten der Darstellungsweise zu kennzeichnen und als Probe auf das Exempel zwei Photogramme der von mir angefochtenen Bilder vorzuführen, um zu zeigen, wie weit sich dieselben thatsächlich von der Natur entfernen. Den Vortritt bei dem Bilderreigen soll das schöne Geschlecht haben und zwar möchte ich als Basis der Vergleichungen eine weibliche Idealfigur als Führerin wählen. Trotz aller Verehrung für die Venus von Milo muss ich dieselbe zu gedachtem Zweck leider als unbrauchbar bezeichnen, da man sich bereits gänzlich abgewöhnt hat, dieselbe mit Armen versehen zu denken, die Beine aber ausserdem grossentheils verhüllt sind; desshalb wurde eine sehr übersichtliche, durch Schönheit ausgezeichnete moderne Statue gewählt, die sich in Hamburg in der Kunsthalle befindet, wo Hr. Prof. Lichtwark die grosse Güte hatte, mir die photographische Aufnahme zu gestatten; es ist eine erwartende Galathea, gemeisselt von Marqueste.

Sie kann als ein freundliches Wahrzeichen am Wege der modernen Kunst bezeichnet werden, welches hoffnungsvollere Erwartungen von der Zukunft zu stützen geeignet erscheint, wie ja überhaupt die Bildhauerkunst der die Herrschaft beanspruchenden Entartung bisher am entschlossensten widerstanden hat. Es wird lehrreich sein, zu zeigen, wie sehr abweichend sich die Figur mit demselben Apparat, vom gleichen Standpunkt aus aufgenommen, in ihren verschiedenen Ansichten darstellt; zu diesem Zweck drehe ich, natürlich unter Wechsel der Bilder, die Figur gleichsam vor den Augen der Beschauer.

Wie manchen Maler mag es schon verdrossen haben, dass selbst Laien, die sonst ihr Urtheil über Bilder unbesehen vom befreundeten Kunstkritiker beziehen, die letzteren natürlich noch viel mehr, eine Verkürzung, die er mit correctem Auge erfasst und mit sicherer Hand wiedergegeben hatte, als grobe Verzeichnung brandmarkten. Ich habe im Hinblick auf die grosse, mir vollkommen bekannte Schwierigkeit, Verkürzungen ganz zutreffend zu beurtheilen, stets die Kühnheit solcher Aussprüche bewundert, ohne ihr etwa nacheifern zu wollen. Weder gewisse Bemängelungen bestimmter Bilder in meiner oben citirten Schrift, noch hier gelegentlich vorgebrachte, sind in diesem Sinne zu deuten; im Gegentheil möchte ich durch Vorführung der wechselvollen Ansichten der Statue, welche ihrer Starrheit wegen am beweiskräftigsten wirkt, sowie später durch entsprechende lebende Modelle zur Vorsicht mahnen, in der Annahme einer vorliegenden Verzeichnung nicht zu eilig zu sein. Der Beweis für die Berechtigung einer solchen Warnung, welcher die anwesenden Künstler gewiss bestimmen werden, ist nicht bequemer zu führen, als durch projicirte Laternenbilder.

Die Kunst, zumal die Bildhauerkunst, hat auch bekanntlich die Anregung für gewisse Darstellungen gegeben, deren ausgesprochener Zweck es war, das Interesse an der Kunst und gleichzeitig den Geschmack am Schönen zu heben, nehmlich die künstlerisch gestellten lebenden Bilder. Freilich darf hierbei den Veranstaltern kein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn bei den Zuschauern nicht immer der richtige Ernst für den guten Zweck vorhanden war. Am meisten wurde die bezeichnete Absicht meines Erachtens erreicht durch die rühmlichst bekannten Kilyanischen Bilder, von denen hier als Beispiel die Flötenspielerin nach Eberlein erscheint.

Solche Vorführungen gehen so weit, als es in der Oeffentlichkeit überhaupt möglich ist, und sie werden, von geschickter Hand geleitet, unter Wahrung strengster Decenz gewiss der drohenden Geschmacksverirrung entgegenwirken können. Sie geben dafür aber keine Sicherheit, dass nicht doch die Natur durch künstliche Mittel gefälscht werde; auch geht im besten Falle die feine Modellirung der Form und der eigenthümliche seidige Glanz der Haut, eine Hauptschönheit des menschlichen Körpers, verloren.

Der Mode zu Liebe geübte Verunstaltungen werden gleichfalls als Schönheitsmuster gezeigt, wie z. B die Aphrodite Degaby, welche in Berlin seiner Zeit ein gewisses Aufsehen machte. Die Betrachtung ihrer Figur zeigt eine Büste ohne Busen, eine verschnürte Taille und eine forcirte Haltung bei hübschem Kopf und wohlgebildeten Beinen.

Die Proben werden genügen, um darzuthun, dass wir, um normale Anschauungen zu erhalten, das unbekleidete Modell nicht entbehren können, die Vergleichung mit einem solchen wird aber auch lehren, wie leicht und schnell sich das Auge leider an Unnatur gewöhnt. Der erste Anblick einer in gleicher Stellung, wie die vorhergehende Aphrodite, aufgenommenen, recht normal gebauten Figur wird bei manchem jedenfalls zuerst einen befremdenden Eindruck machen.

Die drei Bilder können zugleich veranschaulichen, wie sich die sogenannte Rembrandt-Beleuchtung in derartiger Verwendung präsentirt: die Figuren sollen dadurch gerade den Charakter des plastischen Bildwerkes erhalten. Unter solchem Licht treten die Formen kräftig oder selbst massiv hervor, während schon die mildere Tagesbeleuchtung feinere Modellirung zeigt, noch mehr aber die Freilichtbeleuchtung. Dies dürfte durch Betrachtung zweier, unter den besonderen Lichtverhältnissen von derselben Person aufgenommenen Bilder ohne Weiteres einleuchtend werden.

Es ist für den Laien in Kunstsachen, als den ich mich durchaus betrachte, ein Räthsel, — dessen Lösung ich den betreffenden Künstlern und Kunstkennern überlassen werde, — wie es zulässig erscheinen mag, dass Maler, die sich zur Schule der Freilichtmalerei rechnen, darin einen Vorwand zu haben glauben, in ihren Bildern weder eine feine, sorgfältige Modellirung der Formen, noch auch einen besonders zarten, sicheren Umriss anzubringen. Es ist physiologisch unbestreitbar, und kann von keinem Kunstkritikus aus der Welt gebracht werden, dass, je mehr man die Contraste der Beleuchtung aufhebt, um so zarter sich die Gliederung der Form gestaltet, und gleichzeitig die Umrisse feiner, aber gleichzeitig schärfer werden. Dies Gesetz gilt für das Bild im Mikroskop so gut, wie es sich für die sogenannte grosse Welt festhalten lässt. Die Anschauung, dass man bei voller Freilichtbeleuchtung die Gegenstände nur als farbige Flecke sähe, kann nur jemand aufgebracht haben, dessen Augen unvermögend waren, den durch die Convergenz der Sehaxen bedingten stereoskopischen Effekt zu erfassen, also krankhaft verändert waren.

Einige weitere Beispiele werden die Freilichtwirkung in den Aufnahmen noch kenntlicher machen, so dass ich für die folgenden wohl auf den besonderen Hinweis der Beleuchtungsart verzichten darf. —

(Es folgte die Vorführung von verschiedengestalteten und verschiedenaltrigen Modellen zur Vergleichung.)

Junges Modell mit Bronzefigur.
Schwertschwingerin von Brütt.
Bacchantin in zwei Stellungen.
La danse aux glaives von Simiradzcky in zwei Stellungen.
„Es war einmal" von Barlösius.
Ariadne von Dannecker.
6 liegende Figuren zur Kritik von Klinger's Nymphe.
Männliche Actstudien zur Kritik von Exter's Adam.
Kritik von Klinger's: L'heure bleue.
Kritik von Stuck's: Adam und Eva.
Correggio's Io nach dem Leben.
Ausgewählte Modelle: Australierin als Stylprobe. Drei verschieden gebaute Männer. Zwei weibliche aufrechte Modelle. Ein schlankes weibliches und ein männliches Modell.

Die Wiedergabe der Oelbilder leidet natürlich unter den Unvollkommenheiten der dabei in Verwendung kommenden Technik, es kann daher auch hierbei nur von einem „Erinnern" an die Originale gesprochen werden. Die Photographie störte in mancher Hinsicht die Farbenwirkung, milderte anderseits auch manche widerliche Contraste; die allgemeine Anordnung und die Umrisse, worauf es hier hauptsächlich ankommt, werden dadurch nicht wesentlich beeinflusst. In Ermangelung besserer Darstellungen mussten die vorhandenen benutzt werden.

Die vorgeführten Figuren werden vorurtheilsfreien Beschauern, welche überhaupt nicht abgeneigt sind, sich durch solche Darstellungen etwas beweisen zu lassen, die Richtigkeit meiner Behauptungen, dass in den modernen Bildern gröbliche Entstellungen der menschlichen Gestalt auftauchen, dargethan haben. Gründe für die Unzulässigkeit ihrer Verwerthung in dem angedeuteten Sinne sind billig wie Brombeeren, werden aber ein unbefangenes Urtheil nicht umstimmen können. Es hat nie an Ausreden gefehlt, um in den Ausschreitungen der Kunst auch das Unmöglichste möglich erscheinen zu lassen und es wird nie an solchen fehlen. Darum lohnt es sich auch nicht, näher auf solche Einwendungen einzugehen; denn hätte man wirklich diese Herkulesarbeit vollbracht, so würde man zum Lohn die kühle Antwort erhalten, der Künstler als solcher sei an Regeln überhaupt nicht gebunden. Seine Naturanschauung sei eine subjective, sie allein sei maassgebend. Diese subjective Naturanschauung der Künstler ist in 90 von 100 Fällen nur ein anderer Ausdruck für Unnatur, ebenso wie die den Künstlern von ihren Freunden zugebilligte besondere Moral Unmoral ist. Es sind schlechte Freunde der Kunst und der Künstler, welche sie in diesen Anschauungen bestärken und weiter vorwärts drängen. Dadurch entfernt sich die darstellende Kunst mehr und mehr von der normalen Betrachtungsweise der gebildeten Gesellschaft und muss mit Nothwendigkeit das „Stiefkind" werden, als welches sie schon jetzt von den Künstlern mit Bitterkeit bezeichnet wird.

Das Verhängnissvollste, was aber in dieser Beziehung vorgebracht worden ist, liegt in dem Satze, das Publikum werde sich schon daran gewöhnen müssen. Darum möchte ich den Künstlern zum Schluss im Namen von unendlich Vielen die Mahnung zurufen: Verzichten Sie darauf, die grosse Masse der gebildeten Kunstfreunde, deren Sympathieen Ihnen bereitwilligst entgegengebracht werden, an Unnatur gewöhnen zu wollen. Gedenken Sie an das Dichterwort: Was gegen die Natur ist, hält sich nicht, es mag sich stellen, wie es will, — es bricht. —

(4) Hr. Hans Virchow spricht über

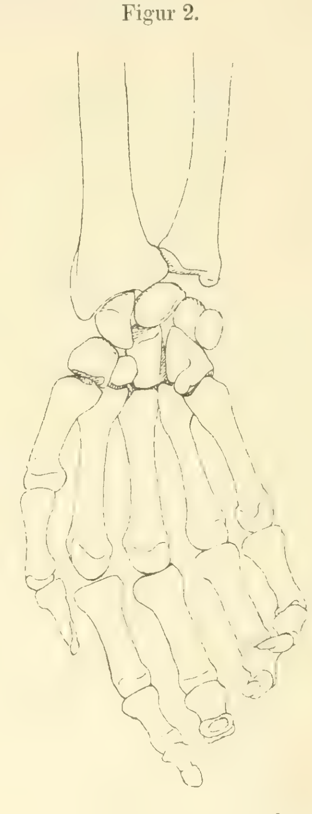
die Aufstellung des Hand-Skelets.

Das abgebildete Hand-Skelet stellt die Knochen der Hand in derjenigen Lage dar, wie sie sich in der betreffenden Leichenhand befanden, als dieselbe noch mit Haut und Weichtheilen bedeckt war (Fig. 1 und 2).

Figur 1.

Rechte Hand von der Hohlhandseite.

Figur 2.



Dieselbe Hand von der Handrückenseite.

Das Präparat ist nach dem gleichen technischen Verfahren gewonnen, welches ich schon für das Fuss-Skelet in Anwendung gebracht habe („Die Aufstellung des Fuss-Skelets". Anatom. Anzeiger, VII. Jahrg. 1892, S. 285). Die Hand mit dem Vorderarm und einem Stück des Oberarmes wurde bei strenger Kälte gefroren und dann von allen Weichtheilen auf der Streckseite befreit; d. h. Haut und Sehnen und ein Theil der Zwischenknochen-Muskeln wurden abgeschnitten, das Periost abgeschabt und auch noch die von der dorsalen Seite her zugängigen Theile der Gelenkkapseln und der Knorpelüberzüge entfernt. Während dessen blieben die Weichtheile der volaren Seite erhalten und beständig hart gefroren. Dann wurde ein Gypsabguss der freigelegten dorsalen Seite genommen und die Knochen ausmacerirt. Nach dem Maceriren wurden die Knochen in die Gypsform gelegt und mit Hülfe derselben vereinigt. Zur Verbindung der Phalangen unter einander und der Phalangen mit den Mittelhandknochen dienten Messingplatten, die in Einschnitte der Knochen eingefügt und hier durch je zwei Paare von eingeschlagenen

Stiften festgehalten wurden. Ebenso wurden Ulna und Radius durch zwei Metallplatten, die am oberen und unteren Ende eingefügt waren, vereinigt. Zur Verbindung der Handwurzel-Knochen unter einander, sowie zur Verbindung derselben mit den Mittelhandknochen und Vorderarm-Knochen dienten Messingstifte, welche durch verschieden gerichtete, je zwei oder drei Knochen durchsetzende Bohrlöcher hindurchgetrieben wurden. Die Arbeit wurde von dem Diener der Hochschule für bildende Künste, Fritz Hanke, mit Sorgfalt ausgeführt.

Ueber die Absicht, in welcher diese rein technische Arbeit gemacht wurde, möchte ich mich mit einigen Worten aussprechen. Meine Absicht geht dahin, die Knochen des ganzen Skelets so zusammenstellen zu lernen, wie sie im Körper der Leiche bei einer beliebigen Haltung der letzteren liegen. Wenn dieses Ziel erreicht ist, so ist damit nur eine Vorarbeit gemacht, um die Knochen so zusammenstellen zu können, wie sie im lebenden Körper bei irgend einer beliebigen Haltung liegen. Dem letztgenannten Haupt- oder Endziel habe ich schon zuzuarbeiten versucht, indem ich für die exaktere Aufzeichnung des Fussgrundrisses einen Zeichenapparat (Fusszeichner, Podograph: „Ueber graphische und plastische Aufnahme des Fusses". Verhandl. vom 30. Januar 1886) und für die Aufzeichnung der Rückenkrümmung des aufrecht stehenden Menschen einen anderen Apparat (Rückenzeichner, Notograph: „Demonstration eines Apparates zum Anschreiben der Rückenkrümmung des Lebenden". Berl. Klin. Woch. 1886, Nr. 28) construirte. Ich bewege mich damit in derselben Richtung, wie zahlreiche andere moderne Bestrebungen, welche — im Gegensatze zu der älteren deductiven Richtung, welche angeblich „normale" Haltungen aus willkürlich vereinfachten mechanischen Annahmen ableitete, — den objektiven Thatbestand aufsucht und ihn zum Gegenstande der Analyse macht. Angesichts der verfeinerten Probleme der Gegenwart kommt es auch der anatomischen Technik zu, in der Zusammenstellung des Skelets zu einer vollendeten Exaktheit fortzuschreiten; sie stellt sich damit in den Dienst der pathologischen Anatomie und aller Fächer der angewandten Medizin, der Physiologie, der Anthropologie und der Kunst.

Um hinsichtlich des Zieles dieser Untersuchungen nicht missverstanden zu werden, bemerke ich ausdrücklich, dass ich nicht darauf ausgehe, Skelette oder Skelettheile mit beweglichen Gelenken zusammenzustellen, sondern starre Verbindungen, welche einer bestimmten Haltung, einer Combination von Bedingungen entsprechen.

Natürlich giebt es an allen Körpertheilen, je nach der Aktion, zahlreiche verschiedene Haltungen, welche durch Unterschiede im Alter, in den Lebensgewohnheiten, im individuellen Bau in's Unendliche vermehrt werden; aber hier wie überall, wo wir empirisches Material verarbeiten wollen, müssen wir mit der Untersuchung des Einzelfalles beginnen, wobei wir von vornherein unter der grossen Zahl der möglichen und vorkommenden Einzelfälle solche auszuwählen bestrebt sind, welche nach der Erfahrung sich einem typischen Verhalten nähern. In dieser Hinsicht bietet der Fuss ein leichteres Objekt für die Untersuchung, wie die Hand, weil die Funktion in weit geringerem Maasse Abweichungen von der „ruhenden" Form erzeugt, wie bei der Hand, welche ihrem Baue nach so beweglich ist, dass eine ruhende Form eigentlich gar nicht aufgefunden werden kann. Wenn wir beim Fusse absehen von der starken Abbiegung nach der dorsalen Seite, welche die Zehen bei der letzten Phase des Schrittes erleiden, so sind die Unterschiede in der Form des Fusses bei den verschiedenen Richtungen der Belastung nicht bedeutend. Ich habe einmal früher (Verhandl. 1886, S. 120) diese Unterschiede näher charakterisirt und danach fünf Formen des Fusses unterschieden:

Bei der Hand im „ruhenden Zustande" sind die Unterschiede viel grösser. Die Erfahrung zeigt allerdings, dass bei allen gesunden Menschen sich die Finger in Beugestellung befinden, aber der Grad der Beugung ist weder bei allen Menschen, noch bei allen Fingern einer Hand gleich: man kann auch nicht unter den vorkommenden Haltungen eine auswählen und sie geradezu als typisch in einem allgemein gültigen Sinne bezeichnen. Menschen, welche mit den Armen hart arbeiten, zeigen die Beugestellung an den Fingern in einem weit stärkeren Grade, als andere, die nicht so arbeiten. Ich fand einmal, dass ein Student, welcher gewohnt war, mit schweren Hanteln zu üben, ausser Stande war, eine flache Hand zu machen: einige Monate später aber konnte er es, da er inzwischen das Hanteln aufgegeben hatte. Es liegt auf der Hand, dass hier nicht die Gelenkverbindungen, sondern die Vorderarm-Muskeln das Bestimmende waren.

Bei Leichenhänden treten die gleichen Unterschiede hervor. Wenn wir absehen von denjenigen Fällen, bei welchen in Folge von sehr schnellem Eintritt der Starre unnatürliche Beugestellungen der Vorderarme und Hände entstanden sind, und von denjenigen, bei welchen in Folge von schlechter Beschaffenheit der Muskeln die Schwere einen bestimmenden Einfluss auf die Haltung gewonnen hat, so giebt es eine grosse Zahl von Leichen mit „natürlichen Haltungen" und mit „lebendigem Ausdruck" der Arme und Hände, und an solchen findet sich — noch im Tode — eine sehr feine Physiognomik; es finden sich Unterschiede, welche die Beschäftigung und Lebensstellung des Dahingeschiedenen deutlich bezeichnen.



Zeigefinger der in Fig. 1 u. 2 dargestellten Hand.

Mittelfinger derselben Hand.

Eine dieser Hände mit „natürlicher Haltung" wurde für das vorliegende Präparat ausgewählt. Die Finger fanden sich bei ihr in einer typischen Beugestellung, welche an dem Zeigefinger weit schwächer war und von dem dritten bis zum fünften Finger in leichter Weise zunahm. Ueber die Haltung des Zeigefingers und des Mittelfingers geben die nebenstehenden Figuren 3 und 4 Aufschluss.

Dieses Handskelet nun, welches auf rein mechanischem Wege gewonnen worden ist, ohne dass den einzelnen Knochen von theoretischen Voraussetzungen aus eine bestimmte Stellung gegeben wurde, regt zu Betrachtungen in mehreren Richtungen an:

1. Zeigt es an den Fingern die Drehungen um die Längsachsen, welche von Braune und Fischer (W. Braune und O. Fischer, Das Gesetz der Bewegungen in den Gelenken an der Basis der mittleren Finger und im Handgelenk des Menschen. 14. Bd. der Abhandl. d. math.-phys. Classe d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss. Leipzig 1887 S. 210) so nachdrücklich und mit Recht als Begleiterscheinungen der Beugungen hervorgehoben worden ist. Sie haben darauf hingewiesen, dass an der Leichenhand und ganz ebenso an der lebenden Hand zwar passiv Drehungen der Finger um die Längsaxen (oder wie sie sagen, „Rollungen") ausgeführt werden können, dass aber diese Bewegungen sich nicht aktiv herstellen

lassen, sondern dass sich mit jeder Art der Beugung ein bestimmter Grad von Rollung zwangsmässig verbindet. Sie knüpfen daran die treffende Bemerkung, dass es sich hier nicht um ein mechanisches Verhältniss der Gelenke, sondern der Muskeln, bezw. Sehnen handeln müsse; ja sie schliessen mit dem Satze (a. a. O. S. 227), welcher jeden, der für reale Verhältnisse ein offenes Auge hat, wohlthuend berührt: „dass es nicht richtig ist, bei der Untersuchung der Gelenke das alleinige Gewicht auf die Form der Gelenkflächen zu legen und die Gelenke allein nach den Gelenkformen einzutheilen".

2. Zeigt die vorliegende Hand (Fig. 1 und 2) eine Abweichung der Finger nach der ulnaren Seite, welche am Zeigefinger am stärksten ist und nur am kleinen Finger fehlt. Es kann hier allerdings nicht in demselben strengen Sinn, wie vorher, von einem „Gesetze der Bewegung" gesprochen werden, da ja sowohl bei Beuge-, wie bei Streckstellung der Finger die letzteren abducirt und adducirt werden können. Aber es liegt doch bis zu einem gewissen Grade etwas Zwangsmässiges auch hier vor, insofern als sich mit Beugung Adduction und mit Streckung Abduction verbindet. Die Leichen von gesunden Personen zeigen das in ausdrucksvoller Weise. Ein achtzehnjähriges, blühendes, kräftiges, aber nicht robustes Mädchen zeigte drei Tage nach dem Tode folgendes Verhalten: beim Strecken des Vorderarmes gegen den Oberarm schliesst sich die Hand halb zu. Dabei sind die ulnaren Finger mehr gebeugt, alle Finger nähern sich einander, der Daumen berührt den Zeigefinger und die ganze Haltung der Hand hat etwas sehr Natürliches. Bei der Beugung im Ellbogengelenk streckt sich ebenso prompt die Hand, die Finger werden mässig gespreizt, der Daumen vom Zeigefinger entfernt. Die ganze Bewegung geht glatt, weich, mit dem Anschein des Lebenden vor sich. Die in diesem Falle beobachtete zwangsmässige Verbindung von Bewegungen der Finger mit Bewegungen im Ellbogengelenk (eine Combination, welche bei Affen sehr streng ist und hier eine wichtige Rolle spielt) fehlt allerdings bei menschlichen Leichen meistens, dagegen ist bekanntlich aus naheliegenden Gründen Beugung der Hand mit Beugung der Finger und Streckung der Hand mit Beugung der Finger zwangsmässig verbunden, und auch da ist die Streckung der Finger mit Abduction und die Beugung derselben mit Adduction verknüpft. In Uebereinstimmung damit finden wir es ausserordentlich schwer, bei stark gebeugten Fingern activ eine Spreizung derselben auszuführen.

3. Zeigt die vorliegende Hand die Finger nicht gleichmässig, sondern in verschiedenen Graden gebeugt (s. oben). Hier liegt in noch geringerem Maasse etwas „Zwangsmässiges" vor, da wir ja activ die Grade der Beugung in den einzelnen Fingern nicht nur verschieden machen können, sondern auch oft zu machen gezwungen sind. Dennoch liegt auch hier bis zu einem gewissen Grade etwas Gesetzmässiges vor, wie der oben gegebene Leichenbefund und zahlreiche ähnliche Befunde erweisen. Derjenige, welcher die feineren Züge in der Mechanik der Hand aufsuchen will, wird daher auch an diesem Verhältniss nicht achtlos vorübergehen dürfen.

4. Zeigt die vorliegende Hand, dass die Knochen grossentheils nicht in Berührung treten. Hierfür ist allerdings das Skelet in seinem jetzigen Zustande, d. h. nach der Maceration, nicht mehr maassgebend, obwohl die auffallend weiten Spalten an einigen Stellen schon den Verdacht erwecken müssen, dass sie nicht durch die Knorpelüberzüge ausgefüllt gewesen sein können. Auf dieses Klaffen der Spalten zwischen benachbarten Knochen war ich schon bei den Arbeiten, welche zur Aufstellung des Fussskelets führten, aufmerksam geworden. Am bestimmtesten und unter voller Würdigung der Bedeutung dieses Punktes hat sich

über die Frage Braune ausgesprochen (Braune und Fischer „über eine Methode, Gelenkbewegungen am Lebenden zu messen“. Verhandl. des X. internation. medic. Congresses in Berlin 1891. Bd. II. S. 53), und ich hebe hier die Aeusserung heraus (ebenda S. 54), dass „die Gelenke in der Ruhe, wie das Durchschnitte an gefrorenen Cadavern lehren, nur wenig Contact zeigen“. Selbstverständlich handelt es sich dabei um einen Punkt, der für die Auffassung der Mechanik der Gelenke und der Bewegungen von einschneidender Bedeutung ist, und der daher noch ganz genau im Einzelnen in Zukunft festzustellen sein wird. Es ist früher einmal von anderer Seite geäussert worden, mit Rücksicht auf den ungenauen Contact der Gelenke an den Gelenkfortsätzen der Wirbel, sie seien im Sinne der Mechanik unvollkommen gearbeitet. Das ist ganz richtig, aber was hier im Sinne der Mechanik eine Unvollkommenheit ist, das ist im Sinne der Physiologie eine Vollkommenheit. Die Erfahrung zeigt nehmlich, dass die Bewegungen nicht weniger sicher und fein sind, als sie es bei „besser gearbeiteten“ Gelenken sein würden; durch das Klaffen aber ist eine grössere Freiheit, ein weiterer Spielraum der Bewegungsmöglichkeiten gegeben. Für die Feststellung dieser Spalten ist das in Spiritus aufbewahrte Material von Sägeschnitten, wie es die meisten anatomischen Sammlungen besitzen, nicht streng verwerthbar wegen der im Spiritus stattfindenden Schrumpfung des Knorpels. Man muss daher die Untersuchungen an frisch gefrorenen Theilen machen.

An zwei weiteren Händen, die ich in „Ruhelage“ hatte frieren lassen, fiel mir auf, dass der Abstand des Multangulum minus vom Naviculare sehr gross war, und dass das Triquetrum und Hamatum dorsal durch eine klaffende Spalte geschieden waren.

5. Geben Präparate, wie das vorliegende, Aufschluss darüber, welche Abschnitte der Gelenkflächen bei dieser „Ruhestellung“ der Hand und bei anderen Haltungen derselben in Berührung treten. In dieser Hinsicht zeigt das vorliegende Präparat, dass das Lunatum nicht nur, wie die Lehrbücher angeben, mit dem Radius, sondern zur Hälfte auch mit der Bandscheibe am unteren Ende der Ulna artikulirt. Zwei andere gefrorene Hände, welche ich darauf hin ansah, zeigten genau das Gleiche.

So hoffe ich, dass Präparate, wie das vorliegende, für physiologische Fragen von Bedeutung sind. Jedenfalls aber sind sie von unmittelbarem Werth für die Anthropologie und Kunst, die pathologische Anatomie und die angewandte Medicin, um einen objectiven Thatbestand festzuhalten. —

(5) Der Vorsitzende spricht den Gästen freundlichen Dank aus. Er giebt der Hoffnung Ausdruck, dass in gegenseitigem Verständniss zwischen Künstlern und Naturforschern die Wahrheit gefunden und ein dauerndes Interesse an den an sich so verschiedenen und doch so verwandten Arbeiten Beider werde hergestellt werden.

Sitzung vom 20. Januar 1894.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Die Wahl der Mitglieder des Ausschusses für 1894 erfolgt in statutenmässiger Weise. Die Abstimmung ergiebt die Wiederwahl der bisherigen Mitglieder. Der Ausschuss setzt sich demnach zusammen aus den HHrn. W. Schwartz, Bastian, Deegen, E. Friedel, Joest, v. Kaufmann, Lissauer, Möbius und von den Steinen. —

(2) Durch den Tod hat die Gesellschaft zwei ordentliche Mitglieder verloren. Dr. Awater, ein langjähriges Mitglied und ein geschätzter Arzt, hat leider unter dem Druck quälender Seelenleiden selbst den Tod gesucht. Dr. S. Guttmann, ein Mann, der durch eigene Kraft und grosse Energie einen bedeutenden Einfluss auf die Meinung der Collegen gewonnen und in der von ihm geleiteten Deutschen medicinischen Wochenschrift eines der bestimmenden Organe in der Tagespresse geschaffen hatte, ist am 21. December, erst 54 Jahre alt, einer chronischen Erkrankung des Herzens und der Arterien erlegen.

Dr. Röwer, ein noch junger Arzt, der früher unser Mitglied war und hier ein tiefes Interesse an ethnologischen Forschungen gewonnen hatte, ist vor Kurzem in einem unglücklichen Duell gefallen. Er hatte schon früh, nach kaum bestandener ärztlicher Prüfung, als Schiffsarzt grössere Reisen in tropische Regionen unternommen und später als Regierungsarzt in Kamerun treue Dienste geleistet. —

(3) Wir erfahren gleichzeitig den Tod mehrerer hochverdienter Forscher, denen wir eine Erinnerung schulden.

Am 30. December ist in Sandford (Devonshire) der berühmte Africa-Forscher Sir Samuel White Baker gestorben. Seine grosse Entdeckungsreise zu den Nil-Quellen, die von 1861—65 dauerte und die ihn bis an den Albert Nyanza führte, war die Veranlassung, dass ihm 1869 der Khedive auf vier Jahre das Commando am oberen Nil übertrug. Die strenge Energie, mit der er diese schwierige Aufgabe erfüllte, ist im Lande ebenso wenig vergessen, als die Milde seiner schönen Frau, der die schwarzen Soldaten den Namen Njadné (Morgenstern) gegeben hatten[1]). Seine Arbeitskraft ist ihm bis in seine letzten Tage erhalten geblieben.

Am 8. Januar beschloss sein langes und arbeitsames Leben in Kiel P. W. Forchhammer, 92 Jahre alt. Der gelehrte Philologe stand uns in doppelter Beziehung nahe. Zunächst durch die selbständige und beharrliche Erforschung des Wesens

1) Jephson und Stanley, Emin Pascha und die Meuterei in Aequatorien. Deutsch von H. v. Wobeser. Leipzig 1890. S. 61.

der klassischen Mythologie und ihrer Ausgestaltung nach den örtlichen Besonderheiten des Landes und der Natur. Es mag hier nur an den Satz erinnert werden, welchen er an die Spitze seiner Abhandlung über „die Wanderungen der Inachostochter Io“ (Kiel 1881) gestellt hat: „Der Mythos ist die auf dem Doppelsinn des Wortes beruhende Darstellung der Bewegungen in der Natur als von innewohnendem Geist gewollter Handlungen, der Nothwendigkeit als Freiheit, des Physischen als ethisch, der Natur als Geschichte.“ So steht er in der mythologischen Deutung der Himmelserscheinungen unserem Freunde Schwartz sehr nahe. — Die andere Beziehung, auf welche ich hindeutete, war seine Schilderung der Troas. Forchhammer war der erste deutsche Philologe, der die Troas nicht nur besuchte, sondern auch untersuchte und eine in vielen Stücken mustergültige Beschreibung derselben lieferte. Es war zur Zeit, als die englische Admiralität der trojanischen Küste ihre Aufmerksamkeit zuwendete und die sorgfältigen Aufnahmen des Lieut. Spratt ausgeführt wurden (1840). Forchhammer betheiligte sich an den Landuntersuchungen und gab 1850 die Karte von Spratt mit einer ebenso ausführlichen, als anschaulichen „Beschreibung der Ebene von Troja“ heraus. In meiner akademischen Abhandlung „Beiträge zur Landeskunde der Troas“ habe ich reichliche Gelegenheit gefunden, die Verdienste unseres Landsmannes hervorzuheben, wenngleich ich in einzelnen und nicht unwichtigen topographischen Schilderungen ihm entgegentreten musste. Indess viel grösser war unsere Differenz in Betreff der archäologischen Beurtheilung der einzelnen Fundstellen. Forchhammer hat sich nie entschliessen können, die Ausgrabungen Schliemann's in Hissarlik als Beweise für die Lage von Ilios anzuerkennen: noch kurze Zeit vor seinem Ende hat er seinen Einspruch wiederholt. Auch mein Urtheil konnte ihn nicht beeinflussen, obwohl wir seither gute Freunde geworden waren. Glücklicherweise war er von Grund aus ein „vir liberalis“ im besten Sinne des Wortes, und so kann ich sagen, dass die archäologische Wolke, welche sich zwischen uns eingeschoben hatte, niemals ein Hinderniss freiesten Verkehrs geworden ist. Möchte sein Vorbild uns und der deutschen Wissenschaft nicht verloren gehen! —

Am gleichen Tage mit Forchhammer ist der belgische Naturforscher P. J. van Beneden in Löwen gestorben. Er hat in seiner Laufbahn unser Gebiet nur gestreift; als Zoologe und Embryologe konnte er manchen Fragen der Urgeschichte und der allgemeinen Entwickelungsgeschichte nicht fernbleiben. Sein Name war in den wissenschaftlichen Kreisen unseres Landes überall gekannt und geehrt, und seine Beziehungen zu den deutschen Gelehrten trugen den Charakter warmer gegenseitiger Anerkennung. —

(4) Der langjährige Obmann unseres Ausschusses, Hr. Wilhelm Schwartz hat am 19. December sein 50jähriges Doktor-Jubiläum gefeiert. Vorstand und Ausschuss haben die Glückwünsche der Gesellschaft überbracht und ihm ausgesprochen, wie sehr alle Mitglieder erfreut sind, ihn nach einer so langen und angestrengten Dienstzeit immer noch frisch an Geist und leistungsfähig an Körper zu sehen. Seit der Zeit, wo die philosophische Fakultät der Berliner Universität ihm das Doktor-Diplom überreichte, ist er immer in derselben Richtung, aber in immer breiterer Bahn thätig gewesen, die Vorzeit unseres Vaterlandes aufzuhellen und an die Stelle willkürlicher Annahmen sichere Thatsachen zu setzen. Uns gemeinen Prähistorikern ist er dabei ein gutes Stück vorgekommen, indem er mit Hülfe der Mythologie und der Linguistik das Leben der Vorfahren zu ergründen bemüht gewesen ist, selbst in Zeiten, in denen die Gräber keine verständliche Sprache reden. Möge ihm eine noch recht lange Zeit kräftigen Wirkens beschieden sein! —

(5) Unser auswärtiges Mitglied, Dr. Friedr. Haacke in Stendal, dessen sympathische Persönlichkeit allen Theilnehmern an unseren altmärkischen Excursionen erinnerlich sein wird, hat am 11. d. M. das 70. Lebensjahr erreicht. Bei dieser Gelegenheit sind ihm grosse Ehren erwiesen worden, über welche eine mir kürzlich zugegangene Beilage des „Altmärkischen Intelligenz- und Lese-Blattes" (Nr. 10) ausführlich berichtet. Ich hebe daraus hervor, dass er zum Geheimen Sanitätsrath und zum Ehrenbürger der Stadt Stendal ernannt worden ist. Leider haben wir erst nachträglich von dem feierlichen Ereigniss Kenntniss erhalten. So möge denn von dieser Stelle aus dem verdienten Manne nachträglich der herzliche Glückwunsch der Gesellschaft zugerufen werden! —

(6) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Braumeister D. Rück in Ansbach.
„ Zeichenlehrer H. Ludwig in Berlin.
„ Graf v. Schweinitz in Berlin.

(7) Hr. Conwentz übersendet mit einem Schreiben aus Danzig, 19. Januar, einen von Dr. Lackowitz verfassten Bericht über die Feier des 150 jährigen Stiftungsfestes der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig am 2. und 3. Januar 1893. (Aus den Schriften der Naturf. Ges. N. F. VIII. 3.) —

(8) Hr. F. W. Putnam, Vorsteher der Abtheilung für Ethnologie und Archäologie in der World's Columbian Exposition von Chicago, theilt unter dem 30. December mit, dass die von unserer Gesellschaft zu der Ausstellung gelieferten anthropologischen Gegenstände an diesem Tage zurückgesendet seien. Zugleich dankt er auf das Herzlichste für das Interesse, das wir an dem Erfolge der Abtheilung bewiesen haben. —

(9) Die schon in der Sitzung vom 28. October (Verhandl. S. 375) in einem Briefe von Hrn. Kurtz in Córdoba an Hrn. R. Virchow angekündigte Sendung patagonischer Gräber-Schädel ist glücklich eingetroffen.

Hr. R. Virchow behält sich für die grosse Zahl dieser Schädel eine spätere Besprechung vor, dankt aber schon jetzt dem Einsender sowohl, als Hrn. Bodenbender, der dieselben ausgegraben hat, für die sehr werthvolle Gabe. —

(10) Hr. F. Blumentritt berichtet aus Leitmeritz, Böhmen, über das

Museo-Biblioteca Balaguer in Spanien und Steingeräthe aus Uruguay.

In dem „Boletín de la Biblioteca Museo-Balaguer" (2. Época, núm. 6) finde ich folgende, Sie gewiss interessirende Notiz, die ich im Folgenden, aus dem Spanischen übersetzt, mittheile.

„Dr. Don S. Manezat aus Villanueva y Geltrú hat dem Museum folgende Objecte geschenkt:

„Acht Pfeilspitzen, geschnitzt aus Feuerstein von verschiedener Farbe, — schwarz, orange, dunkelroth und grün, — wie solche in der präcolumbischen Zeit von den Charrúas-Indianern gebraucht wurden, welche das heute von dem Departement Rocha der Republik Uruguay gebildete Territorium bewohnten; die grösste dieser seltenen und schönen Pfeilspitzen ist 40 mm, die kleinste 25 mm lang.

„Ferner: sechs runde oder eiförmige Steine mit der entsprechenden circulären Einkerbung, wie sie beim Jagen mit der Bola bei den Collas-Indianern im Gebrauch waren. Diese Bolakugeln haben einen Durchmesser von 3—4 cm.

„Weiter 4 Steine, — einige von sphärischer Gestalt, mit abgeplatteter Basis und einer Aushöhlung an der Oberseite, andere von cylindrischer Form. Sie fanden bei denselben Collas-Indianern zum Mahlen jener mineralischen Farben Verwendung, mit denen sie sich zu bemalen pflegten. Ferner einen Stein, von conischer Form, der als Stössel bei diesen Mörsern diente. Diese sphärischen Steine messen 6 *cm* im Durchmesser, während bei den cylindrischen das Maassverhältniss durch 5:3 ausgedrückt wird; der Stössel ist 11 *cm* hoch, während seine Basis einen Durchmesser von 3 *cm* besitzt.“

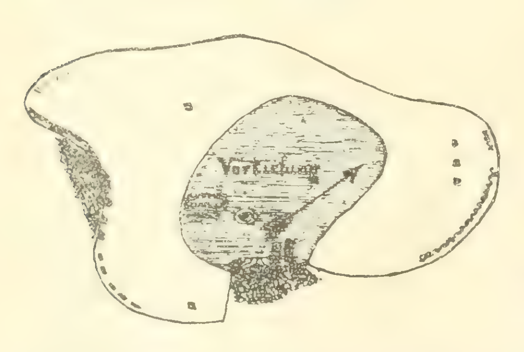
Das Museo-Biblioteca Balaguer ist ein grossartiges Institut, das der spanische Dichter, Geschichtsschreiber, Politiker Balaguer seiner Vaterstadt Villanueva y Geltrú (Provinz Barcelona) zum Geschenk gemacht hat. Seine reichen Sammlungen und seine Bibliothek haben den Grundstock geliefert, aber aus ganz Spanien und den jetzigen, wie ehemaligen Colonien laufen ständig Geschenke an Büchern, Gemälden, Statuen, Münzen, ethnographischen und prähistorischen Objecten ein, über welche Schenkungen das genannte Boletín referirt und quittirt.

Als Balaguer Colonial-Minister war, erhielt er von den Gouverneuren der philippinischen Provinzen ethnographische Objecte als Geschenke für sein Museum. —

(11) Fräulein Margarethe Lehmann-Filhés übersendet eine Mittheilung über

das Borgarvirki auf Island.

Das Borgarvirki wird im Jahrbuch der isländischen Gesellschaft für Alterthümer 1880—81 von Björn Magnússon Olsen, der es untersucht hat, genau beschrieben. Im Húnavatns-District im nördlichen Island geht zwischen dem Flusse Vídidalsá und dem See Vesturhópsvatn ein Bergrücken ungefähr von Süden nach Norden, aus welchem nahe bei dem Orte Borg ein steiler Basaltfelsen, das sogenannte Borgarvirki, emporragt. Das isländische Wort borg ist vieldeutig; es bezeichnet nicht nur eine Burg, Stadt, Verschanzung, Ringmauer, sondern auch einen natürlichen Felsen; virki entspricht beinahe unserem Worte Werk. Die Benennung der Himmelsgegenden ist in der folgenden Beschreibung vereinfacht, das Nähere ergiebt sich aus der Abbildung.



Im Norden und Westen ist der Felsen am höchsten, etwa 7 Mannshöhen[1]). Im Süden hat er einen Einschnitt, so dass er hier leicht zu besteigen ist; ein zweiter Einschnitt in der Ostseite bildet den Zugang zu einer etwa 2 Klafter tiefen Einsenkung, welche man nicht eher sieht, als bis man oben anlangt. Dieselbe nimmt etwa den dritten Theil des ganzen Flächenraumes ein und giebt dem Felsen die Gestalt eines Hufeisens. Am steilsten ist der Felsen im Westen und Nordwesten, wo er keine Einschnitte hat, sondern aus senkrechten, fünfkantigen Basaltsäulen besteht. An der nördlichen Seite sind einige stufenartige Absätze (wie sie an Basaltwänden häufig sind). Die grösste Länge des gesammten Felsens von Norden nach Süden beträgt 117 Fuss, die grösste Breite von Osten nach Westen

1) Die Höhe über dem Meere nimmt der Verfasser zu 800 Fuss an.

250 Fuss. Obenauf ist er ganz mit Steinplatten bedeckt und trägt ausser Moos kaum eine Pflanze; der Boden der Vertiefung, sowie die ganze Umgebung des Felsens sind mit Trümmern von herabgestürzten Basaltsäulen bedeckt, die Zerstörung schreitet fort und fort weiter und beweist, dass das Borgarvirki früher weit steiler und uneinnehmbarer gewesen ist.

Dieses natürliche Castell ist im Alterthume durch Verschanzungen verstärkt worden, die sich grösstentheils erhalten haben. An den steilsten Stellen, im Westen und Nordwesten, finden sich keine Befestigungen, die übrigen Aussenlinien aber haben einen aus gewaltigen Felsplatten aufgeführten, 4—4½ Fuss dicken Wall getragen, dessen Höhe je nach der Steilheit und Höhe der Felswände eine verschiedene war. Die beiden Einschnitte, im Süden und im Osten, sind besonders stark verschanzt gewesen; da, wo der Wall nicht mehr steht, zeigen die am Fusse liegenden Steinmassen, wie mächtig er gewesen ist. Im östlichen Einschnitt, an einer Stelle, wo die Mauer eingestürzt ist, erkennt man an zwei aus Steinen errichteten Pfosten, dass hier eine 9 Fuss breite Pforte in das oben gelegene kleine Thal geführt hat. Auf eine sich nach Norden hier anschliessende, sehr steile Strecke, welche ohne Verschanzung ist, folgt dann ein bis zum nördlichsten Punkte des Felsens sich hinziehender Steinwall, der von innen wenig in die Augen fällt, da er auf einem aussen vorspringenden Absatz der Klippe erbaut ist und sich nur um ein Geringes über den oberen Rand derselben erhebt, doch stellenweise eine Höhe von 10 Fuss erreicht. Eine hier im Walle befindliche Lücke rührt vielleicht daher, dass man Steine zum Bau der drei Warten[1]) entnommen hat, die auf diesem Theile des Plateaus, wie aus der Abbildung ersichtlich, errichtet sind. (Die südwestlich der Vertiefung angegebene Warte ist erst kürzlich erbaut; der vierte schwarze Punkt im Osten bedeutet einen Haufen Steine, die der Verfasser für seine Messungen aufgestapelt hat.)

Innerhalb der Vertiefung oder des kleinen Thales befinden sich die Ruinen zweier Häuser. Sie sind so an die das Thälchen umschliessende Basaltwand angebaut, dass diese ihnen als südliche Giebelwand dient; eine Längswand ist beiden gemeinsam. Die westliche Ruine ragt etwas weiter in den Thalraum hinein und ist besser erhalten, als die andere. Ihr Innenraum misst 35 Fuss in der Länge und 12¼ in der Breite, während die Maasse der anderen 32 und 11 Fuss betragen. Wenngleich alle Wände sehr verfallen sind, kann man doch die ganze Bauart deutlich erkennen. Die nördliche Giebelseite beider Häuser ist durch eine steinerne Wand geschlossen gewesen. Thüren haben sich nirgends befunden, der Eingang ist oben am Felsen gewesen. Die Wände sind beinahe 4 Fuss dick.

Unweit der östlichen Ruine ist ein etwa knietiefes Loch im Boden; dies ist ein alter Brunnen, der jetzt fast immer trocken ist, ausser im Frühjahr und nach starkem Regen. Alte Leute erzählten jedoch dem Verfasser, es sei in früheren Zeiten fast immer Wasser darin gewesen. Eggert Olafsson sagt in der Mitte des 18. Jahrhunderts von diesem Brunnen, es sei hier eine schöne Quelle entsprungen.

Der Verfasser berechnet nach einer ungefähren Schätzung die Masse aller hier oben befindlichen Wälle und Gebäude zu 12 500 Kubikfuss und kommt zu dem Schluss, dass mindestens 200 Tagewerke zu deren Aufführung nöthig gewesen seien. Dass der ganze Bau zu irgend etwas anderem, als zu Vertheidigungszwecken, gedient habe, hält er für gänzlich ausgeschlossen. Aber auch zum Winter-

1) Eine Warte (varða) ist ein kegelförmiger Steinhaufen, der dazu dient, die Richtung des Weges weithin erkennbar anzugeben.

aufenthalt hält er ihn für durchaus ungeeignet, da die Wände nur aus dem hier vorhandenen unbehauenen Gestein ohne irgend ein Bindemittel, wie Kalk oder Rasen, erbaut sind und die Lage eine so ungeschützte ist, dass das Wachestehen hier oben in Winternächten fast als Unmöglichkeit erscheint, wie abgehärtet man sich die alten Isländer auch vorstellen mag.

Nach eingehender Berücksichtigung der schwereren oder leichteren Ersteigbarkeit an verschiedenen Stellen kommt der Verfasser zu der Ansicht, dass 150 Mann erforderlich gewesen seien, um die Burg zu vertheidigen, wenn man jedem Mann täglich 8 Ruhestunden zugestehe. Die grössere Ruine biete für höchstens 50 Menschen Unterkunft zum Schlafen; das kleinere Haus habe wahrscheinlich zur Aufnahme der Waffen, Vorräthe und einer Anzahl zur Speisebereitung nöthiger Leute gedient.

Das Borgarvirki ist seit langer Zeit den Alterthumsforschern ein Räthsel gewesen. Es muss einmal um dasselbe herum auf Tod und Leben gekämpft worden sein; wann das aber gewesen ist, davon erzählt keine der Sagas, sondern nur mündliche Ueberlieferung. Am meisten für sich hat eine Tradition, die dasselbe mit den Ereignissen der Heidarvígasaga (990—1015) in Verbindung bringt. Diese Saga, die nur als Fragment vorhanden ist und ihres alten Gepräges wegen für eine der am frühesten abgefassten gilt, hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Das Manuskript, in welchem sie enthalten war, wurde 1660 oder 1682 vom nördlichen Island nach Stockholm geschleppt. Die mündliche Ueberlieferung, die sich, wie später gezeigt werden wird, bis in die Zeit zurück verfolgen lässt, in der das Manuskript sich noch in Island befand, ist von Páll Vídalín (berühmter Philologe und Dichter, 1667—1727) aufgezeichnet worden. Die betreffende Stelle bei ihm lautet: „Die traditiones sagen, Bardi Gudmundsson in Asbjarnarnes habe es (das Borgarvirki) machen lassen für den zu erwartenden Unfrieden mit den Borgfirdern (Bewohnern des südlicher gelegenen Districtes Borgarfjördur), nachdem er seinen Bruder Hallur gerächt hatte, und davon soll in der Heidarvígasaga erzählt sein. Bardi stellte an zwei Stellen Wachen aus, die eine auf dem Thóreyjarnúpur, falls die Borgfirder über die Ebene Tvídægra ritten, die andere auf dem Raudinúpur, wenn sie über die Arnarvatnsheidi oder in das Vídidalur hinabritten; dann sollten die Wachen auf diesen Punkten Warnungsfeuer anzünden. Es ging, wie er sagte, dass die Borgfirder kamen, welchen Weg, ist nicht berichtet; da ging Bardi in das Werk (virki) mit seinen Gefährten, aber die Borgfirder belagerten es, griffen einige Male an und konnten nichts ausrichten; da wollten sie die Burgleute aushungern und lagen einen halben Monat um die Burg (virki), jene aber hatten Ueberfluss an Lebensmitteln. Darauf zogen die Borgfirder ab. Die relatio des Gudbrandur Arngrímsson[1]) sagt, dass nach der traditio dies in der Heidarvígasaga sei. Andere sagen, die Lebensmittel seien den Burgleuten so knapp geworden, bevor jene abzogen, dass nichts mehr zu essen da war, als eine Speckseite, und beim letzten Angriffe der Borgfirder habe einer der Burgmänner diese Speckseite mit den Steinen zusammen in die Schaar der Borgfirder hinaus geworfen, wie zur Vertheidigung der Burg; daraus hätten die Borgfirder geschlossen, dass genug Lebensmittel in der Burg seien, und desswegen Kehrt gemacht, und daher komme die Redensart: „Die Speckseite hinaus werfen". Dies sagte mir der verstorbene Bjarni Gudmundsson,

1) Geboren bald nach 1628, ein Mutterbruder des Páll Vídalín und Sohn des berühmten Arngrímur lærdi. Gudbrandur war Sysselmann über den halben Húnavatns-Distrikt und verbrannte mit seiner Frau 1719. Arngrímur lærdi (= der Gelehrte) 1568—1648, hervorragender Literatur- und Alterthumsforscher.

Tochtersohn des Pfarrers Steingrímur Thjódólfsson. Dieselbe relatio von der Speckseite erzählte Gisli in Melrakkadalur dem Thorvaldur Olafsson; Gisli starb 1672 oder 1673, und dies sollte in der Heidarvígasaga stehen."

Allem Anscheine nach hat weder Páll Vídalín, noch einer seiner Zeitgenossen in Island die Saga in Händen gehabt oder gekannt. Erst in seinem (des Páll) Todesjahre liess der berühmte Forscher Arni Magnússon (1663—1730) ein Bruchstück der Stockholmer Handschrift, welches ihm geliehen war, abschreiben; bei dem grossen Brande in Kopenhagen, 1728, der den grössten Theil seiner grossartigen Sammlungen vernichtete, gingen jedoch Original wie Kopie verloren. Der Abschreiber Jón Olafsson (gleichfalls ein Alterthumsforscher, Bruder von Eggert Olafsson) schrieb nach dem Gedächtniss den Inhalt auf, in welchem vom Borgarvirki nichts vorkommt. Die Saga selbst hielt man für verloren, doch war ja der ganze letzte Theil des Manuskriptes in Stockholm zurückgeblieben, wo Hannes Finsson 1772 denselben fand. Dies Bruchstück ist seitdem zweimal gedruckt worden, es ist aber sehr schlecht erhalten und daher lückenhaft. Verschiedene Stellen finden sich, welche die mündlichen Ueberlieferungen hinsichtlich des Borgarvirki zu bestätigen scheinen, aber gerade da, wo dasselbe vorkommen und genannt werden müsste, fehlt ein Blatt des Manuskriptes.

Trotz dem Mangel an schlagenden Beweisen hält der Verfasser es für sehr wahrscheinlich, dass die Tradition Recht hat und das Borgarvirki mit den Ereignissen der Heidarvígasaga zusammenhängt. Seine ganze Anlage und Beschaffenheit deutet darauf hin, dass es nicht einer Fehde zwischen einzelnen Familien wegen erbaut sein kann, sondern dass mindestens einige Distrikte gegen einander in Waffen gestanden haben müssen. Nun ist aber aus der ganzen Geschichte des Húnavatns-Distriktes kein einziges derartiges Ereigniss bekannt, ausser dem in der Heidarvígasaga berichteten, und was diese Saga so merkwürdig macht, ist gerade der Umstand, dass der in ihr geschilderte Zwist zwar von einzelnen Familien ausging, nach und nach aber so an Ausdehnung gewann, dass sich endlich ganze Distrikte feindlich gegenüber standen. Sehr möglich ist es also, dass die Verschanzung bestimmt ist, in einer der interessantesten isländischen Sagas eine Lücke auszufüllen.

Das Borgarvirki überragt einen der blühendsten Landstriche Island's und gewährt eine weite und herrliche Aussicht; selten zieht ein Wanderer vorüber, ohne den seltsamen Felsen zu besteigen.

(12) Fräul. Margarethe Lehmann-Filhés übersendet eine Mittheilung über

den Godhóll auf Island.

Dieser Name lässt sich am besten mit „Götzenhügel" übersetzen, denn goð werden die heidnischen Götter genannt, hóll aber heisst Hügel. Im Jahrbuch der isländischen Gesellschaft für Alterthümer 1880—81 giebt Arni Thorsteinsson eine Beschreibung dieses Hügels. In den Önundarfjördur, einen der zahlreichen Fjorde, von denen die nordwestliche Halbinsel Island's förmlich zerfetzt ist, schiebt sich eine sandige Landzunge hinaus, Flateyri genannt, auf deren äusserster Spitze ein Handelsort liegt; unweit davon erhebt sich auf ihr der Godhóll. Die ganze Landzunge ist sonst flach, doch bildet der Flugsand, der sie grösstentheils bedeckt, viele kleine Erhöhungen und hat auch den Godhóll, der früher wahrscheinlich einzeln dagestanden und alles Andere überragt hat, bereits theilweise begraben, so dass seine Höhe auf der östlichen Seite, wo er am höchsten ist, nur noch etwa 3 Mannslängen beträgt. Ein gewisser Sveinbjörn Magnússon, der ihn im Auf-

trage der Gesellschaft untersuchte. fand auf dieser höchsten Stelle Spuren eines Bauwerkes. anscheinend eines kreisrunden. dessen Durchmesser beinahe 30 Fuss beträgt. Er nimmt an. dass [illegible] der Trümmer zerstört sind. oder wohl noch mehr, falls der Bau nicht kreisförmig. sondern länglich rund gewesen ist. Zahlreiche Steine. welche die Abhänge des Hügels bedecken. deuten an. dass das Haus nicht klein gewesen sein kann.

Sveinbjörn versuchte im Hügel nachzugraben und erkannte. dass das Haus verbrannt sein müsse, denn unter der Grasdecke fand er eine 1—2 Fuss dicke Aschenschicht: darunter war eine 6 Zoll starke Sandschicht. unter dieser wieder eine dünne Lage von braunem Thon oder Asche. welche allmählich in den darunter befindlichen Sand überging. An der Nordseite des Hügels. am Boden der Aschenschicht. fand er 11 Lothsteine von dem alten isländischen Webestuhl: sie lagen alle beisammen, über und neben einander. — Nicht weit davon stiess er mit dem Taschenmesser auf einen Gegenstand. der in gleicher Höhe lag. Trotz der grössten Vorsicht gelang es nicht, ihn anders als in Bruchstücken herauszunehmen. Diese sind sehr klein, nur 4 etwa von der Grösse einer Handfläche, kaum $^1/_4$—$^1/_2$ Zoll dick und so unkenntlich, dass man nur vermuthen kann, der betreffende Gegenstand sei ein Brustbild[1]) gewesen, da eines einem menschlichen Rücken und Halse gleicht. Sie bestehen aus Thon. der etwas aufgelöstes Eisen. bei dem er gelegen, angezogen hat. Auch von einem Spinnwirtel aus rothem Thon fand sich ein Bruchstück; es ist etwas über die Hälfte. Das Loch ist beinahe ganz vorhanden. und das Material sehr fest und gut erhalten. Der Verfasser meint. es sei leicht. aus einer isländischen Thonplatte solche Wirtel zu schneiden: es sind noch mehrere in Island gefunden worden. und man sieht daraus. dass sich die Isländer schon zur Zeit ihrer Einwanderung auf das Brennen des Thons verstanden haben. Der Godhöll. sagt er. halte ohne Zweifel noch mehr Alterthümer in seinem Innern verborgen und es sei wünschenswerth, dass er gründlich untersucht werde. —

(13) Hr. Schumann übersendet aus Löcknitz. 8. Jan.. folgenden Bericht über

Slavische Skeletgräber auf dem Galgenberge von Wollin (Pommern).

Es ist in diesen Verhandlungen schon öfter eines slavischen Begräbnissplatzes Erwähnung gethan worden. welcher sich auf dem Galgenberge bei Wollin (Insel Wollin) befindet. Besonders Walter hatte an der Stelle Ausgrabungen gemacht und neben slavischen Gefässen auch 3 Schädel erhalten, über welche Verhandl. 1891, S. 704 und 714 berichtet wurde. Auch Verhandl. 1892, S. 496 war noch über einen später dort gefundenen Schädel berichtet worden. Im Jahre 1893 hatte Lemcke von Neuem die Stelle untersucht und wieder 4 Schädel erhalten. so dass von diesem altslavischen Begräbnissplatz nunmehr 7 Schädel bekannt sind[2]).

Schädel V. Der Schädel ist vollständig gut erhalten, mit Unterkiefer. Er hat gelbliche Farbe und klebt leicht an der Zunge. Die Nähte sind nirgends verwachsen. Die Kronennaht ist im oberen und in den unteren Theilen einfach, in den Seitentheilen stark gezackt. Die Sagittalnaht ist mässig stark gezackt. nur ganz vorn einfach.

Norma temporalis: Die Stirn ist hoch, steigt steil an, um plötzlich in die Scheitelcurve überzubiegen. Die Scheitelcurve selbst ist ziemlich flach. hinter der Kronennaht eine leichte quere Einsattelung. Die Curve macht einen kurzen Ein-

1) Isländisch brjóstmynd = Brustbild.

2) Der Schädel IV (Verhandl. 1892, S. 494) stammte auch vom Galgenberg. aber aus einem Hügelgrab.

druck, fällt am Hinterhaupt plötzlich, etwas platt ab, während die Oberschuppe ganz leicht vorgewölbt erscheint. Die Plana temporalia sind ziemlich hoch, erreichen aber die Tubera nicht. Die grossen Keilbeinflügel sind schmal, die Schläfenpartien voll. Auf der rechten Seite liegt zwischen dem hinteren Theil des Os parietale und dem Warzentheil des Os temporale, senkrecht über dem rechten Warzenfortsatz, in der Parieto-Temporalnaht ein langer Schaltknochen. Derselbe ist vorn und hinten zugespitzt, in der Mitte am breitesten. Länge 37 *mm*, Breite 15 *mm* (in Fig. 1 zum Theil zu sehen).

Norma frontalis: Von vorn gesehen erscheint die Stirn hoch und breit.

Figur 1.

Tubera frontalia nur mässig stark ausgebildet. In der Mitte der Stirn leichte Crista frontalis. Glabella ausgefüllt, die Supraorbitalwülste nur wenig entwickelt. Orbitae hoch, rundlich. Die Nasofrontalnaht nach oben convex. Die Nase nicht tief inserirt, leicht eingesattelt, nach vorn leicht gewölbt. Die Apertura pyriform. lang und schmal. Der Alveolarfortsatz niedrig und deutlich prognath. Die Wangenbeine und Jochbogen anliegend.

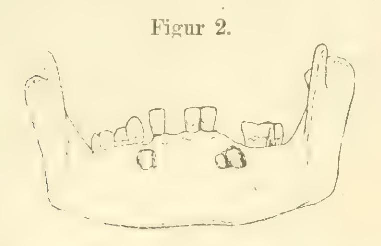
Norma verticalis: Von oben gesehen, macht der Schädel einen mehr kurzen und breiten Eindruck. Die grösste Breite ist fast temporal.

Norma basilaris: Auch von unten gesehen, tritt die Kürze und Breite mehr hervor. Die Warzenfortsätze sind nur mässig stark, aber mit tiefer Incisur. Die Gelenkfortsätze am Os occipitis nach vorn und aussen gerichtet. Die Proc. styloides sehr stark und lang. Das Foramen magnum länglich. Die Synchondrosis spheno-occipitalis verknöchert, deutliches Tuberculum pharyngeum. Die Fossa pterygoidea relativ schmal. Die Gelenkgruben für den Unterkiefer seicht und etwas quer verzogen. Der Oberkiefer ziemlich tief und eher länglich. Der Gaumenfortsatz eben, ohne Torus. Die Zähne, die zum grossen Theil erhalten sind, — es fehlen nur die mittleren Schneidezähne und der III Molar rechts — sind sehr wenig abgeschliffen. Der III Molar links eben durchgebrochen. Der Caninus rechts ist vorhanden und sehr stark entwickelt. Der Caninus links fehlt: an seiner Stelle liegt tief im Kiefer, von der Alveole aus sichtbar ein retinirter Zahn, wahrscheinlich, soviel sich ohne Zerstörung des Kiefers sehen lässt, ein retinirter Caninus.

Norma occipitalis: Von hinten gesehen, macht der Schädel den Eindruck eines regelmässigen Fünfecks, oben gut gewölbt. Die Emissaria parietalia etwa stricknadeldick. Die Linea semicircular. sup. sehr deutlich entwickelt, ebenso die Protuberantia occipitalis. Die Muskelgruben sind deutlich, am stärksten vertieft sind die unteren. Im linken Schenkel der Lambdanaht, in der oberen Hälfte, befindet sich ein kirschengrosser Schaltknochen. An der rechten Seite der Oberschuppe ein Os Incae imperfectum, dessen untere Spitze noch zwei kleine Schaltknochen

enthält (Fig. 1). Die Seiten dieses nahezu dreieckigen Knochens betragen etwa 65—55—33 *mm*. Es ist dies also ein Fall, der den kürzlich von Lissauer publicirten Fällen (Verhandl. 1893, S. 304) anzunähern ist.

Figur 2.



Der Unterkiefer (Fig. 2) ist zierlich, ziemlich niedrig; deutlich vorgewölbtes dreieckiges Kinn, daneben weite Foramina mentalia. Der aufsteigende Ast bildet einen stumpfen Winkel mit dem Körper des Unterkiefers, ist nur schmal, mit mässig tiefer Incisur. Die Fossae digastricae und Spinae mentales gut entwickelt. Eine auffallende Abnormität bieten auch hier die Zähne. Die dritten Molaren, die am Oberkiefer schon durchgebrochen sind, fehlen noch am Unterkiefer. Ebenso fehlt links der Caninus und die beiden Praemolaren. Der Kieferrand ist an dieser Stelle glatt, leicht porös, ohne jede Andeutung einer Alveole. Anstatt dieser 3 fehlenden Zähne liegen im Körper des Unterkiefers 2 retinirte Zähne, die durch eine Lücke der vorderen Kieferwand sehr gut sichtbar sind. Sie verlaufen etwas schräg von vorn oben nach hinten unten. Soweit dies durch die Lücke im Kiefer erkennbar ist, scheint es sich nicht um Emboli, sondern um gut ausgebildete Zähne zu handeln. Ueber die Bildung der Krone und der Wurzel, insbesondere ob letztere geschlossen oder offen ist, kann ich ohne Zerstörung des Kiefers nichts Bestimmtes aussagen, ebenso wenig darüber, welcher Art die retinirten Zähne sind, ob möglicher Weise auch eine Heterotopie vorhanden ist. Auch der rechte Caninus fehlt, und ist hier am Kieferrand noch die Andeutung einer Alveole vorhanden.

Statt dieses rechten Caninus findet sich im Kiefer gleichfalls ein retinirter Zahn. Auch dieser ist durch eine Oeffnung in der vorderen Kieferwand sichtbar und verläuft schräg von hinten oben nach vorn unten. Auch hier scheint es sich um einen gut entwickelten retinirten Caninus zu handeln. An Stelle des in der Zahncurve fehlenden Caninus sind die Nachbarzähne, der Praemolar I und der äussere Schneidezahn etwas krumm nach innen in die Lücke gewachsen. Wir finden hier also das nicht häufige Verhältniss, dass neben andern Abnormitäten am Oberkiefer einer und am Unterkiefer 3 retinirte Zähne sich finden, wodurch der Kiefer in gewisser Beziehung an den bekannten Schipkakiefer erinnert.

Der Schädel hat wahrscheinlich einem erwachsenen Mädchen angehört. —

Schädel VI ist von gelblich brauner Farbe, an der Zunge klebend. Er ist nicht vollständig. Es fehlt der Unterkiefer, sowie das Wangenbein rechts und die rechte Oberkieferhälfte, ausserdem findet sich ein kleiner Defect an der Basis. Die Nähte sind überall gut erkennbar. Die Kronennaht ist oben weniger gezackt, stärker in den Seitentheilen. Die Sagittalnaht ist vorn und hinten stark gezackt, einfacher in der Gegend der Emissaria parietalia. Die Lambdanaht überall stark gezackt und einen ziemlich stumpfen Winkel bildend.

Norma temporalis: Die Stirn ist niedrig, steigt aber ziemlich steil auf und biegt auch etwas schnell in die Scheitelcurve ein. Letztere ist flach und erreicht über den Tub. pariet. ihre höchste Erhebung. Dicht hinter denselben fällt das Hinterhaupt rasch plan ab, so dass die Oberschuppe deutlich kapselförmig hervorspringt. Der untere Theil des Hinterhauptes verläuft fast horizontal nach vorn. Die Plana temporalia sind nicht hoch und erreichen nicht die Tubera. Die Schläfenpartie ist voll. Die Keilbeinflügel verhältnissmässig schmal. Die Warzen-

fortsätze nur wenig entwickelt. In dem oberen Theil der Naht zwischen Os occipitis und Os temporale rechts ein etwa kirschengrosses Schaltbein.

Norma verticalis: Von oben gesehen, macht der Schädel eher einen kurzen und breiten Eindruck, welcher besonders durch die starke Vorwölbung der Tubera parietalia bedingt ist.

Norma basilaris: Auch von unten gesehen, erscheint der Schädel mehr kurz und breit. Das Foramen magnum mehr rundlich. Die Gelenkfortsätze am Hinterhauptsbein nach aussen und unten gerichtet. Die Gelenkgruben für den Unterkiefer sind seicht und geräumig. Die vordere Wand des äusseren Gehörganges gerade nach unten verlaufend (also mehr männliche Form). Der Oberkiefer, soweit noch zu erkennen, ziemlich tief. Die III. Molaren durchgebrochen. Die übrigen Molaren nur wenig abgeschliffen.

Norma occipitalis: Die Emissaria parietalia etwa stricknadelstark. Die Lambdanaht in sehr stumpfem Winkel verlaufend. Besonders stark sind die Lineae semicircular. infec., sowie die unteren Muskelgruben entwickelt, nur wenig die Protuberanz.

Norma frontalis: Die Stirn ist niedrig, mässig breit. Die Supraorbitalwülste kaum angedeutet. Die Glabella fast ausgefüllt. Tubera frontalia deutlich entwickelt. Die Orbita ist hoch und rund. Die Incisura supraorbitalis rechts zu einem Canal geschlossen. Die nicht tief inserirte Nase ist, soweit noch zu beurtheilen, niedrig, aber schmal. Der Alveolarfortsatz des Oberkiefers niedrig, aber orthognath. Jochbogen und Wangenbein anliegend.

Der Schädel macht in vielen Beziehungen einen weiblichen Eindruck, gehörte auch wohl einem jungen Mädchen an.

Schädel VII: Der Schädel ist leicht, mit verhältnissmassig dünner Wandung, von gelber Farbe, an der Zunge nicht klebend und recht defect. Es fehlen das Gesicht und die Jochbogen, doch ist der Unterkiefer erhalten. Die Kronennaht ist vollständig verwachsen und nur an einzelnen Stellen ist der Verlauf noch zu erkennen. Die Verbindungen der Keilbeinflügel mit den Seitenwandbeinen und dem Stirnbein sind auf beiden Seiten vollständig verwachsen und nicht mehr zu erkennen. Die Sagittalnaht ist nur in ihrem vorderen Theile noch sichtbar, sonst total verwachsen. Im hinteren Theil ist die Gegend der Sagittalnaht in eine seichte, fingerbreite Rinne verwandelt. Auch die Lambdanaht ist in ihrem oberen Theil total verwachsen, nur in der unteren Hälfte noch zu erkennen.

Norma temporalis: Die Stirn ist sehr niedrig, zurückgelegt, geht ganz allmählich in die flache Scheitelcurve über, die über den Tuber. parietal. ihre höchste Erhebung erreicht. Das Hinterhaupt fällt rasch flach ab, während die Oberschuppe stark kapselförmig vorgewölbt ist. Von der Protuberantia occipitalis ab verläuft das Hinterhaupt fast gerade nach unten und vorn. Die Plana temporalia sind nicht sehr deutlich und erreichen die Tubera. Die Schläfenpartien sind voll.

Norma verticalis. Von oben gesehen, macht der Schädel den Eindruck eines hinten etwas zugespitzten Ovals. Die Breite tritt der Länge gegenüber erheblich zurück. Die grösste Breite ist parietal.

Norma basilaris: Auch von unten gesehen, überwiegt der Eindruck der Länge. Das Foramen magnum ist gross, eher länglich. Die Gelenkfacetten nach aussen und unten gerichtet. Deutliches Tuberculum pharyngeum. Die Pars basilaris des Hinterhauptbeins sehr breit. Die Proc. mammillar. mässig stark entwickelt, bei sehr tiefer Incisur. Starke Proc. styloides. Die Gelenkgruben für den Unterkiefer nicht tief, aber sehr geräumig; starkes Tuberculum articulare.

Norma frontalis: Die stark zurückgelegte Stirn ist niedrig und breit. Die Supraorbitalwülste deutlich entwickelt. Die Glabella etwas vertieft. Die Tubera frontalia nur wenig entwickelt.

Norma occipitalis: Von hinten gesehen, macht der Schädel den Eindruck eines niedrigen Fünfecks mit convexen Seitenwänden. Die Gegend, wo die vollständig verwachsene Lambdanaht mit der Sagittalnaht zusammenstösst, etwas vertieft. Die Protuberantia occipitalis ext. ist eminent stark entwickelt und hakenförmig nach unten gebogen. Die oberen Muskelgruben breit und tief, auch die unteren ziemlich vertieft.

Der Unterkiefer ist leicht, ziemlich hoch. Die Kinnpartie ziemlich stark nach vorn geschoben, mit deutlich dreieckigem Kinn; der aufsteigende Ast geht steil in die Höhe und ist sehr breit, bei wenig tiefer Incisur. An beiden Kieferwinkeln aussen erhebliche Rauhigkeiten und Knochenvorsprünge. Der obere Kieferrand ist zum Theil atrophisch, mit theilweise geschwundenen Alveolen. Der noch erhaltene Praemolar II rechts ist stark abgeschliffen.

Der Schädel dürfte wohl der eines alten Mannes sein. —

Schädel vom Galgenberg b. Wollin	V ♀	VI ♀	VII ♂
I. Maasse.			
Capacität	1320 *ccm*	1225 *ccm*	1300 *ccm*
Grösste Länge	173 *mm*	174 *mm*	187 *mm*
„ Breite	137	132	134
„ Höhe	133	129	129
Ohrhöhe	113	113	115
Horizontalumfang	497	487	515
Verticalumfang	312	297	307
Minimale Stirnbreite	97	93	98
Ganzer Sagittalbogen	370	354	367
Sagittalumfang der Stirn	126	116	127
Länge der Pfeilnaht	123	119	—
„ „ Occipitalschuppe	121	118	—
Breite „ „	130	132	127
Ganze Gesichtshöhe	109	—	—
Obergesichtshöhe	68	60	—
Jugalbreite	128	—	—
Malarbreite	88	—	—
Mandibularbreite	100	—	100
Höhe des Alveolarrandes am Oberkiefer	18	18	—
„ „ „ „ Unterkiefer	29	—	32
Entfernung des For. magn. von der Nasenwurzel	96	97	107
„ „ „ „ vom Alveolarrand	91	94	—
„ „ „ „ „ Nasenstachel	93	90	—
„ „ „ „ „ Zahnrand	—	—	—
„ „ „ „ „ Kinn	103	—	—
„ „ Ohrloches von der Nasenwurzel	103	95	111

Schädel vom Galgenberg b. Wollin	V ♀	VI	VII
Entfernung des Ohrloches vom Nasenstachel . .	108 *mm*	95 *mm*	— *mm*
„ „ „ „ Alveolarrand . .	110	101	—
„ „ „ „ Zahnrand . .	—	—	—
„ „ „ „ Kinn	128	—	—
Orbita, Höhe	35	30	—
„ , Breite	42	35	—
Gaumen, Länge	45	—	—
„ , Breite	34	—	—
Nase, Höhe	50	42	—
„ , Breite	21	20?	—
Foramen magnum, Länge	35	33	35
„ „ , Breite	29	28	32

II. Indices.

Längenbreitenindex	79,2	75,9	71,6
Längenhöhenindex	76,9	74,1	68,9
Breitenhöhenindex	97,1	97,7	96,3
Ohrhöhenindex	65,3	64,9	61,5
Orbitalindex	83,3	85,7	—
Nasenindex	42,0	47,6?	[illegible]
Gaumenindex	75,5	—	—
Gesichtsindex, jugal	85,2	—	—
„ , malar	123,9	—	—
Obergesichtsindex	77,3	[illegible]	—

(14) Hr. A. Götze (Jena) berichtet über

die merovingischen Alterthümer Thüringen's[1].

Nachdem im Jahre 531 das Königreich Thüringen dem vereinten Angriffe der Franken und Sachsen unterlegen war, theilten sich die Sieger in das eroberte Gebiet in der Weise, dass die Franken den südlichen und mittleren Theil, das heutige Franken und das jetzt so genannte Thüringen, für sich in Anspruch nahmen, während sie Nord-Thüringen den Sachsen gegen die Entrichtung des sogenannten Schweinezinses überliessen. Wenn auch in der Folgezeit über die Beziehungen zwischen Austrasien und Thüringen aus den historischen Quellen wenig bekannt ist, so muss man doch von vornherein in cultureller Hinsicht ein intimes Verhältniss des herrschenden Staates zur Provinz annehmen und erwartet demnach einen nicht unbedeutenden archäologischen Niederschlag. Dieser ist aber bis jetzt noch

1) Da über diese interessante Fundgruppe bis jetzt fast noch nichts bekannt ist, dieselbe aber für die Erkenntniss der culturellen Beziehungen zwischen Franken und Thüringen Bedeutung hat, beabsichtige ich, das, soweit sich jetzt überblicken lässt, nicht sehr umfangreiche Material an dieser Stelle nach und nach zu veröffentlichen; ich bitte daher um gef. Nachweis besonders der in den Privatsammlungen verstreuten Funde. Dr. Götze, Jena, Ziegelmühlenweg 7.

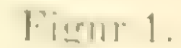
nicht nachgewiesen, — ein Mangel, dem ich durch die folgenden Veröffentlichungen möglichst abzuhelfen beabsichtige, in der Hoffnung, dass auch einiges Licht auf die Art des politischen und culturellen Verhältnisses zwischen Franken und Thüringen fallen wird, wenn erst das einschlägige archäologische Material bekannt ist. Im Folgenden sollen die einzelnen Fundstellen und Fundstücke in zwangloser Anordnung aufgeführt und beschrieben und die sich ergebenden Schlüsse erst nach Herbeischaffung des hauptsächlichsten Materials gezogen werden.

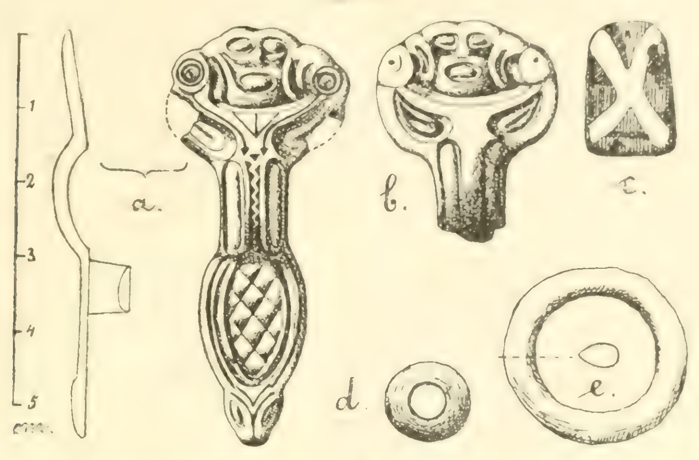
I. Gräberfeld in Weimar (Meyerstrasse).

Im nördlichen Stadttheile des heutigen Weimar, welcher auf der linken Uferterrasse des Asbaches angelegt ist, zieht sich in der Richtung von Ost nach West die Meyerstrasse, an deren östlichem Ende, da, wo sie von der Friesstrasse gekreuzt wird, schon seit einigen Jahren beim Häuserbau alte Eisensachen gefunden wurden, so angeblich beim Bau des Hauses Meyerstrasse 14. Der grössere Theil dieser älteren Fundstücke ist wohl zu Grunde gegangen, nur wenige Stücke blieben erhalten. Als man im vorigen Jahre hier einige neue Häuser baute, kam eine ganze Anzahl von Gräbern zum Vorschein, welche leider wieder ohne Zuziehung von Sachverständigen nur durch Arbeiter geöffnet wurden, so dass ein Theil der Fundstücke verzettelt wurde, und es unmöglich war, etwas Sicheres über die Art der Gräber und ihre Lage zu einander in Erfahrung zu bringen. Damals fand man im Fahrdamm vor der Villa Zünkel (Meyerstrasse 15) ein Skelet (Grab 1), fünf andere auf dem Bauplatz dieses Hauses selbst, und zwar 3 in der Mitte, 2 an der Westwand (Grab 2 und 3); schliesslich entdeckte man vor einigen Wochen beim Rigolen des Gartens hinter dem Bauplatz (Meyerstrasse 13) noch ein Grab (Grab 4). Die Skelette in allen diesen Gräbern sollen sich, nach übereinstimmender Angabe der Arbeiter, in gestreckter Lage etwa $1\frac{1}{2}$ *m* tief befunden haben. Eine Ausnahme macht ein Skelet, welches unter dem Fusssteig vor dem Hause Meyerstrasse 12 zum Vorschein kam: nach Mittheilung des Hrn. Architekten Sieckmann lag es mit zusammengezogenen Knieen auf dem Gesicht, der Kopf im West, dabei angeblich ein eiserner Schwertknauf. Wegen dieser eigenthümlichen Stellung erscheint seine Zugehörigkeit zu dem Gräberfelde zweifelhaft, zumal da es auch nicht so tief bestattet war, wie die übrigen Leichen. Soweit man bis jetzt die Anlage des Friedhofes bei der unsystematischen Aufdeckung überblicken kann, bilden die Gräber keine zusammenhängenden Reihen, wie in Südwest-Deutschland, wo gerade dieser Umstand die Bezeichnung „Reihengräber" für die Gräber der Merovingerzeit hervorrief; vielmehr liegen sie hier einzeln oder in Gruppen ziemlich weit aus einander, wie aus den ausgedehnten Strecken zwischen den Gräbern hervorgeht, welche aufgeschlossen wurden, ohne irgend welche Funde zu ergeben. Es sind folgende: die Bauplätze der Häuser Nr. 12 und 15a, ein von der Mitte des Hauses Nr. 15 etwa 20 *m* nach Süden getriebener Graben und der grosse Hintergarten des Bauplatzes Nr. 13, in welchem beim Rigolen nur ein Grab (4) in der Südwest-Ecke zum Vorschein kam. —

Grab 1 (Fig. 1) lag unter dem Fahrdamm vor der Villa Zünkel (Meyerstrasse 15). *a.* Silberne Spangenfibel, stark vergoldet, mit Niello-Einlagen auf Kopf, Bügel und Fuss; von der eisernen Nadel sind nur Rostspuren erhalten. Länge 5,6 *cm.* — *b.* Bruchstück einer völlig gleichen Fibel, welche jedoch an der Oberfläche durch Abnutzung so sehr verrieben ist, dass sich von dem Niello-Belag nichts mehr erhalten hat. Beide Stücke besitzen die charakteristischen Eigenschaften der Merovinger-Fibeln; was sie jedoch vor allen anderen mir bekannten Exemplaren auszeichnet, ist die Bildung des Kopfes: als Hauptornament ein mensch-

liches Gesicht, zu beiden Seiten, allerdings in etwas undeutlichen Umrissen, je ein sog. Papageien- oder, wie **Lindenschmit** (Handbuch der deutschen Alterthums-

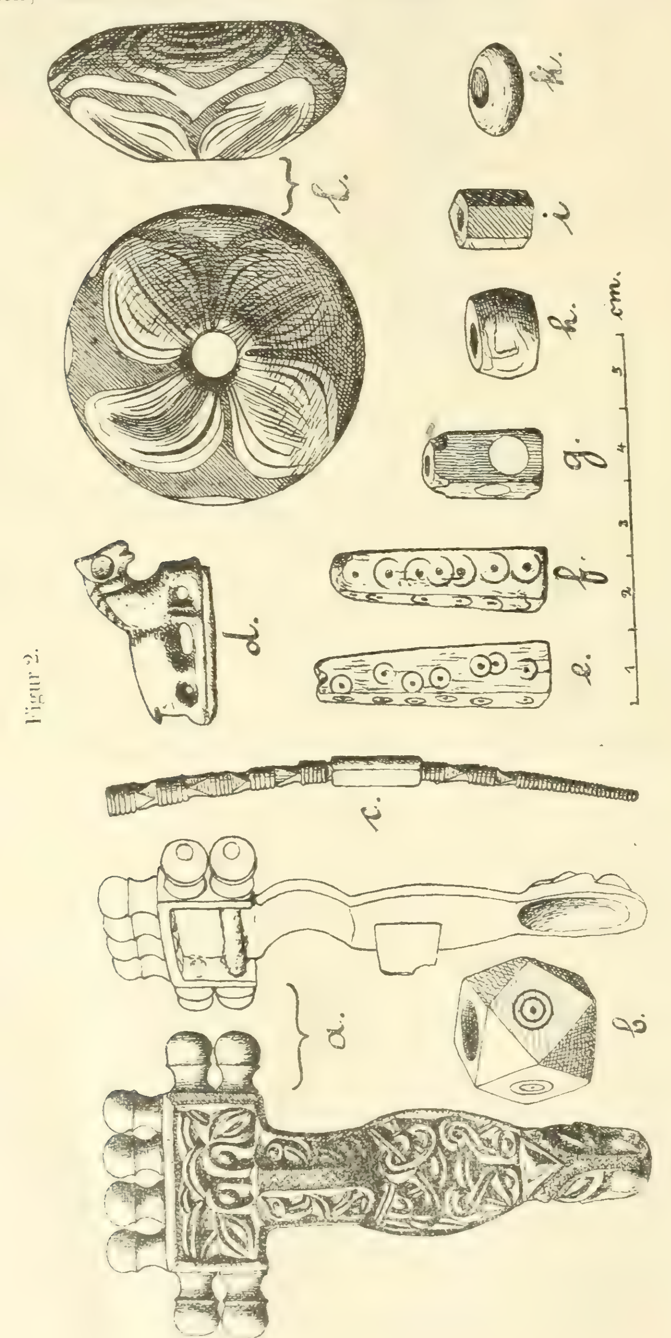

Figur 1.



kunde, I. Theil, S. 453 ff.) will, Falkenkopf: an dem menschlichen Gesicht bemerkt man die in der Mitte gescheitelten Haupthaare und den Schnurrbart, die für die Franken charakteristische Form des Bartes. Menschliche Köpfe als Ornament sind auf fränkischen Alterthümern keine Seltenheit, aber in einer derartigen Verwendung stehen sie bis jetzt als Unicum da. — *c*. Eine Perle von rothem Email in Form eines vierseitigen Prisma mit gelben Email- und grünen Glaseinlagen (Länge 1,8 *cm*), sowie eine sehr beschädigte Perle aus grünem Glase mit rothem Email-Belag. — *d*. Eine runde, flache Perle aus grünem Glase, Durchmesser 1,1 *cm*. — *e*. Ein Bronzering, dessen Verwendung nicht deutlich ist, Durchmesser 2,5 *cm*. — Der Inhalt dieses Grabes, die prächtigen Schmuckstücke, deuten bei dem Fehlen jeglicher Art von Waffen darauf hin, dass hier eine Frau bestattet wurde. Die Gegenstände befinden sich im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. —

Grab 2 ist eines der fünf Gräber, welche auf dem Bauplatz der Villa Zünkel gefunden wurden. Es enthielt (Fig. 2): *a*. Zwei völlig gleiche Spangenfibeln aus Silber mit reicher Vergoldung der ganzen Oberseite und Niello-Einlagen auf Bügel und Fuss; von der eisernen Nadel sind nur noch Rostspuren vorhanden. Die 8 Knöpfchen sind auf bronzenen oder kupfernen Nägeln befestigt, welche durch die Seitenwände der viereckigen, kastenartigen Kopfplatte gesteckt sind. Während die übrigen Knöpfchen glatt sind, ist eines mit kleinen geperlten Halbmonden verziert, wie der Halsring bei **Lindenschmit** a. a. O., Taf. XIII, Fig. *K*. Die tief eingeschnittenen, der Technik des Kerbschnittes entlehnten, verschlungenen Ornamente ähneln denen auf der Fibel von Heidingsfeld bei Würzburg (vergl. **Lindenschmit** a. a. O., Taf. XVIII, Fig. 1) und bezeichnen, wie **Lindenschmit** (S. 429 f.) hervorhebt, eine Vorstufe zu den nordischen Schlangenmotiven des 9. und 10. Jahrhunderts. Länge 7,5 *cm*. — *b*. Ein würfelartiger Körper aus Bronze mit 14 Flächen und einer weiten Durchbohrung; auf den viereckigen Flächen sind je 2 concentrische Kreise eingedreht; an einigen Stellen haben sich in der Patina Abdrücke eines groben Gewebes erhalten. Er diente vielleicht als Schmuckperle oder als Verzierung eines Ringes in einer ähnlichen Verwendung, wie sie die Ohrringe bei **Lindenschmit** a. a. O., Taf. X, Fig. 6, 8 und 10 zeigen; als Anhängsel eines Ohrringes wäre er allerdings etwas schwer. Länge der Axe 1,5 *cm*.

c. Nadel aus Eisen mit Goldblech-Ueberzug, verziert mit Gruppen von Querrippen, abwechselnd mit Facettenbändern aus gegenständigen Dreiecken. Die Röhre in der Mitte wurde vom jetzigen Besitzer angefügt, um die zwei Bruchstücke zusammenzuhalten. Wie das obere Ende beschaffen war, lässt sich jetzt nicht mehr erkennen; zwar soll nach Angabe der Arbeiter, welche den Fund machten,

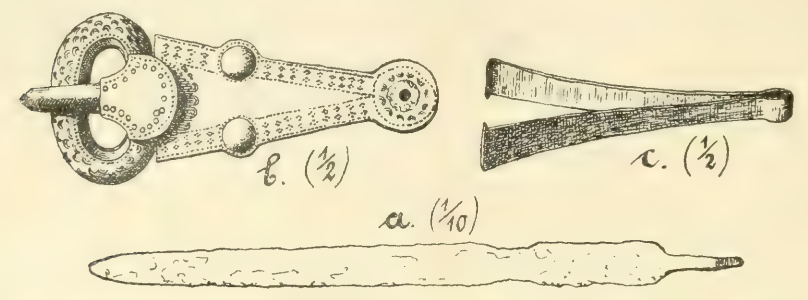


Figur 2.

am oberen Ende eine grosse Glaskugel gesessen haben, aber unter den Gegenständen dieses Grabes befindet sich kein daran passendes Stück, und es ist wohl anzunehmen, dass die Nadel an ihrem oberen Ende in ähnlicher Weise, wie die ganz gleich ornamentirte Haarnadel vom Grauroder Hof, Nassau (Lindenschmit a. a. O., Taf. IX, Fig. 1), beschaffen war und die gleiche Verwendung hatte. Länge 7,2 *cm*. — *d*. Kleine silberne Fibel mit Resten ehemaliger Vergoldung in Form eines Pferdchens, dessen Auge mit einem jetzt verlorenen Stein ausgelegt war; der Ueberrest der eisernen Spirale, an welchem Gewebetheilchen angerostet sind, liegt auf der flachen Rückseite am Hintertheil des Pferdes, der Nadelhalter unter dem Halse. Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanzende 2,6 *cm*. — Von einem zweiten, ganz gleichen Pferdchen ist die vordere Hälfte vorhanden, und zwar zeichnet es sich noch durch den Besitz des Almandin-Auges aus. Von solchen Pferdchen wurden 12—15 in diesem Grabe gefunden, aber bis auf die zwei Exemplare wieder verzettelt. Nach diesem Funde ist eine Bemerkung Lindenschmit's zu ändern. Derselbe kennt (a. a. O. S. 451) von Thierfibeln der Merovingerzeit nur Darstellungen von Fischen und Vögeln, während er die anderen Thierfibeln in Form von Seepferden, Land- und Wasserschlangen, Panthern, Rehen und Hasen, Pferden und Stieren der spätrömischen Kaiserzeit zuweist. Hier haben wir nun Pferdefibeln aus der voll entwickelten Merovingerzeit, deren Bildung vielleicht durch die im frühen Mittelalter gerade in Thüringen blühende Pferdezucht veranlasst wurde. — *e* und *f*. Zwei kleine Knochengeräthe in Form von vierseitigen, nach oben sich etwas verjüngenden Prismen; die 4 Längsseiten sind mit eingedrehten Kreisen verziert. Die oberen Enden sind beschädigt, doch sieht man an dem einen Exemplar (*e*) die Spur einer horizontalen Durchbohrung, wodurch sich ihre Bestimmung als Anhänger erkennen lässt. Da sie nach Angabe der Finder in der Nähe des Kopfes lagen, da ferner das Vorkommen von Ohrringen, allerdings von anderer Gestalt, in Frauengräbern nichts Seltenes ist und in dem vorliegenden Grabe, welches sich durch sein ganzes Inventar zweifellos als ein Frauengrab zu erkennen giebt, sonst nichts gefunden wurde, was als Ohrring angesprochen werden könnte, so wird man nicht fehl gehen, wenn man die beiden Gegenstände als Ohrgehänge deutet. Lindenschmit bildet in seinem Handbuche zwar keine derartigen Formen ab, doch befindet sich ein ganz ähnliches, nur im Ornament abweichendes, gut erhaltenes Stück im Provinzial-Museum zu Halle, welches in einer Sandgrube bei Schafstädt, Kr. Merseburg, zusammen mit fränkischen Alterthümern gefunden wurde. Länge von *e* 3,1 *cm*, von *f* 2,9 *cm*. — *g*. Rothbraune Email-Perle mit gelben Augen in Form eines vierseitigen Prisma. — *h*. Drei tonnenförmige, emaillirte Thonperlen (orange, braun, graugrün) von verschiedener Länge. — *i*. Grüne Email-Perle in Form eines fünfseitigen Prisma. — *k*. Zwei flache, runde Perlen aus durchsichtigem, grünem Glase. — *l*. Grosse Perle aus durchsichtigem, grünem Glase mit weissen, aufgelegten (gemalten?) Ornamenten. Ob sie als Schmuckperle diente oder als Spinnwirtel, wie Lindenschmit die ganz ähnliche von Worms (a. a. O. Taf. XV, Fig. 15) gedeutet wissen will, mag dahinstehen, beides ist möglich. Durchmesser 4,1 und 1,9 *cm*. — Ausserdem ist aus diesem Grabe ein grösseres Bruchstück eines wahrscheinlich weiblichen Schädels gerettet worden, wenigstens deutet dies der zarte Bau an, besonders das Fehlen der Stirnhöcker. Dass hier wieder ein Frauengrab vorliegt, geht, abgesehen von der Schädelbildung der bestatteten Person, aus der Beigabe der Ohrgehänge, der Haarnadel, der Schmuckperlen und (vielleicht) des Spinnwirtels bei dem Mangel von Waffen mit Sicherheit hervor. Die Fundstücke befinden sich im Besitze des Hrn. Ober-Stabsarzt Schwabe in Weimar.

Grab 3 (Fig. 3) wurde im Jahre 1888 aufgedeckt. Von seinem Inhalt befinden sich folgende Gegenstände im Besitz des eben genannten Herrn: *a.* Eisernes,


Figur 3.



zweischneidiges Langschwert (spatha), dessen schmale Griffzunge verbogen ist. Länge 89,5 *cm.* — *b.* Gürtelschnalle aus Bronze mit eingepunzten Ornamenten; ihrer Construction nach ist sie dreitheilig, nach **Olshausen's** Bezeichnung (s. Verhandl. 1890, S. 180ff.) also eine Schnalle „mit losem Bügel und Dorn" oder „mit losem Verband". Von den drei halbkugligen Knöpfchen des Halters ist das am spitzen Ende befindliche verloren. Wie die Beschläge auf der Rückseite zeigen, betrug die Stärke des Gurtes $3\frac{1}{2}$ *mm.* Länge 11,5 *cm.* — *c.* Pincette aus Bronze ohne jede Verzierung. Da Rasirmesser nicht in Gebrauch waren, dienten Pincetten an deren Stelle dazu, den Kinn- und Backenbart nach fränkischer Sitte zu entfernen, während man nur den Lippenbart stehen liess. Länge 8,5 *cm.* — Im Gegensatz zu den beiden vorigen Gräbern liegt hier ein Männergrab vor. —

Grab 4. Vor einigen Wochen wurde in der Südwestecke des Gartens hinter dem Bauplatze Meyerstrasse 13 beim Rigolen eine eiserne Lanzenspitze mit flachem Blatt (ohne Mittelrippe) und runder Schafttülle gefunden (Fig. 4); ihre Länge beträgt 32 *cm.* Als ich auf die Nachricht hiervon die Stelle besichtigte, fand ich am angegebenen Platz schwarze Erde, welche sich von dem umgebenden gelben Lettenboden deutlich abhob. In dieser schwarzen Erde gelang es mir, eine kleine Thongefässscherbe mit den für die fränkischen Töpfe charakteristischen eingestempelten Ornamenten (liegendes Kreuz) zu entdecken (Fig. 5). Der tiefschwarze Thon ist mit ziemlich viel Quarzgrus gemengt; soviel sich aus dem kleinen Fragment ersehen lässt, scheint der Topf nicht auf der schnellrotirenden Töpferscheibe hergestellt zu sein. Auch dieses Grab kann man wegen der Lanzenspitze als Männergrab ansprechen[1]. —

Figur 4.

1/5.

Figur 5.

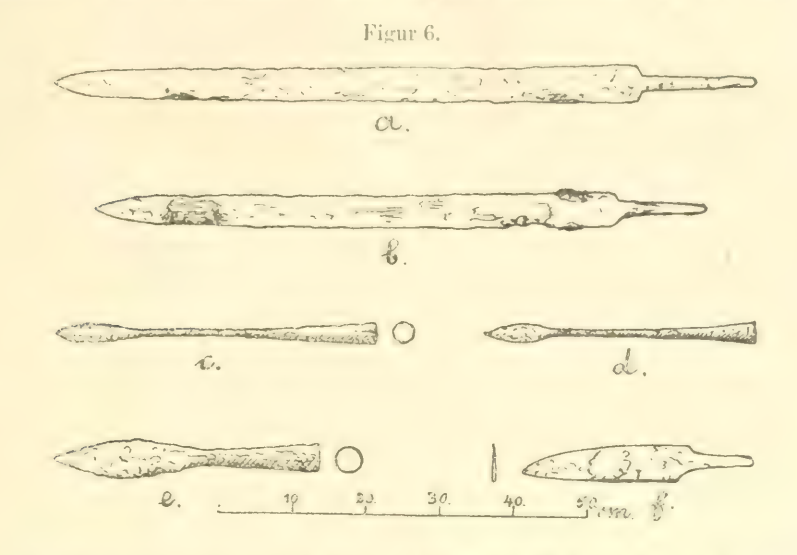
1/2.

5. Vereinzelte Fundstücke. Ausserdem ist noch eine Anzahl von Gegenständen vorhanden, welche in früherer Zeit auf dem Gebiete des

1) Für diejenigen Prähistoriker, welche nahe bei einander liegende Fundstellen als gleichzeitig anzusehen pflegen, bemerke ich, dass ich etwa 10 Schritt östlich von diesem Grabe eine Anzahl neolithischer, der Bandkeramik angehöriger Thonscherben auf einer schwarzen Erdstelle gesammelt habe. Für die genannten ergiebt sich die Nothwendigkeit, merovingische Alterthümer für neolithisch oder neolithische für merovingisch zu erklären.

Gräberfeldes gefunden wurden, ohne dass es jetzt noch möglich wäre, die Zugehörigkeit einzelner Stücke zu einander oder die genauen Fundstellen zu bestimmen. Von Eisensachen sind folgende anzuführen (Fig. 6): *a.* Zwei-

Figur 6.



schneidiges Langschwert (spatha). Länge der Klinge 79.5 *cm*, Länge der schmalen Griffzunge 11 *cm*, obere Breite der Klinge 4,5 *cm*. — *b.* Zweischneidiges Langschwert, in der Fläche etwas verbogen; am unteren Ende sitzen angerostete Theile der Holzscheide. Länge der Klinge 71 *cm*, Länge der Griffzunge 12 *cm*, obere Breite der Klinge 4 *cm*. — *c.* Lanzenspitze mit flachem Blatt, runder Schafttülle und ungewöhnlich verlängertem Hals. Wegen letzterer Eigenschaft bezeichnet Lindenschmit (a. a. O. S. 178) diesen Typus als eine Uebergangsform zu der für die Franken, Alamannen und Burgunden charakteristischen langen Hakenlanze, dem ango. In der Schafttülle steckt noch das wohlerhaltene obere Ende des Holzschaftes. Länge des Halses (einschl. Tülle) 33,5 *cm*, Länge der lanzettförmigen Klinge 10 *cm*. — *d.* Eine ähnliche, etwas kürzere Lanzenspitze. Länge des Halses 28 *cm*. Länge der an der Spitze etwas defecten Klinge 8,5 *cm*, Breite 2,5 *cm*. — *e.* Lanzenspitze von der gewöhnlichen Form der Lanzenspitzen mit flacher, lanzettförmiger Klinge (Länge 20 *cm*, Breite 4,5 *cm*) und kurzem Halse mit runder Schafttülle (Länge 16 *cm*). — *f.* Einschneidiges Messer (sax) mit schmaler Griffzunge. Länge der Klinge 23,5 *cm*, deren Breite am oberen Ende 3,7 *cm*, Länge der Griffzunge 8,5 *cm*. — Diese hier angeführten Eisenwaffen, theils Eigenthum des Hrn. Ober-Stabsarzt Schwabe, theils des Wilhelm-Ernestinischen Gymnasiums zu Weimar, sind im Naturwissenschaftlichen Museum daselbst aufgestellt, befinden sich aber, in Folge Mangels jeglicher Conservirung, zum grossen Theile in einem derartigen Zustande, dass diese seltenen Stücke in nicht allzu ferner Zeit vollständig zerfallen sein werden, wenn nicht bald Abhülfe geschafft wird.

Auch einige Schmuckperlen mit der Bezeichnung „Weimar" stammen wahrscheinlich von diesem Gräberfelde. Es sind folgende: Eine rundliche Perle aus hellgrünem opakem Glase mit drei Email-Augen (jedes Auge schwarz-weiss-roth in concentrischer Anordnung). — Zwei scheibenförmige Perlen aus braunem Thon mit roth-grün-gelben Flecken. — Eine dünne Röhre aus rothem Email. — Eine Zwillingsperle, bestehend aus zwei tonnenförmigen Perlen von rothbraunem Email

mit gelben Bändern und Augen. — Eine einfache, tonnenförmige Perle und das Bruchstück einer solchen von gleicher Masse und Verzierung, wie die vorige. —

Für die zeitliche Stellung dieses Gräberfeldes sind besonders die beiden Fibeln aus Grab 2 (s. Fig. 2*a*) wichtig. Nach einer Bemerkung Lindenschmit's, welcher sich J. H. Müller (Die Reihengräber zu Rosdorf, S. 69f.) anschliesst, gehen die ältesten der Spangenfibeln höchstens bis in die Mitte oder das Ende des 6. Jahrhunderts zurück. Zur genaueren Bestimmung führe ich aus den Weimarer Funden noch einige Punkte an, welche eine verhältnissmässig späte Zeitstellung des Gräberfeldes innerhalb der Merovingerzeit ergeben: Die Ornamentik der beiden Fibeln 2*a* bietet, wie oben gesagt, Anklänge an das nordische Schlangen-Ornament des 9. bis 10. Jahrhunderts, und ist nach Lindenschmit's Vorgang als dessen Vorläufer anzusehen. Ferner finden sich die halbmondförmigen Verzierungen auf einem Knöpfchen eben derselben Fibeln öfters auf den grossen, derselben Zeit angehörigen Halsringen wieder, wie einer bei Lindenschmit a. a. O., Taf. XIII, Fig. *k* abgebildet ist, während sie sonst auf den merovingischen Alterthümern fehlen. Man wird hiernach die Anlage des Gräberfeldes in die zweite Hälfte der Merovingerzeit ansetzen können, also etwa in das Ende des 7. oder den Anfang des 8. Jahrhunderts, d. h. in die Zeit, in welcher der durch die schlaffe Herrschaft der fränkischen Könige zurückgegangene Einfluss auf die Grenzprovinzen durch die erstarkende Hand der Hausmeier wieder gekräftigt wurde. —

(15) Hr. W. Schwartz übergiebt ein Manuscript über die Butterhexe von Wagnitz (Havelland).

Dasselbe wird im Text der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen. —

(16) Hr. R. Virchow zeigt eine Photographie von Bückeburgerinnen im Sonntagsstaat, wie sie den Mitgliedern der deutschen anthropologischen Gesellschaft im letzten Sommer bei dem Ausfluge nach Nenndorf vorgeführt wurden. Dieselbe ist ihm von dem sehr gefälligen Hotelwirth in Bad Nenndorf, Hrn. Heinr. Bremer, zur Erinnerung überschickt worden. —

(17) Hr. A. Voss spricht über eine

Combination von Haus- und Gesichtsurnen bei Eilsdorf, Provinz Sachsen.

Hr. Gutsbesitzer Vasel in Beyerstedt bei Jerxheim im Braunschweigischen hat die Güte gehabt, mir eine Photographie von einigen sehr merkwürdigen Thongefässen, welche in seinem Besitze sind, zu übersenden. Die Fundstelle ist ein grösseres Gräberfeld, welches zu der Gemarkung von Eilsdorf im Preussischen Kreise Oschersleben gehört, einer in der Nähe des Huy-Waldes gelegenen Ortschaft. Hr. Vasel hat dort auf seine Kosten Ausgrabungen vornehmen lassen, welche aber noch nicht abgeschlossen sind und im Frühjahr wieder aufgenommen werden sollen. Hr. Vasel will die Güte haben, nach Beendigung der Ausgrabungsarbeiten über den Verlauf und die Ergebnisse derselben einen ausführlicheren Bericht mit Photographien grösseren Maassstabes von den hervorragenden Fundgegenständen einzusenden. Ich will mir deshalb heute nur erlauben, Ihnen von den wichtigsten Ergebnissen der Ausgrabungen, den oben erwähnten Thongefässen, eine vorläufige Mittheilung zu machen.

Auf der übersandten Photographie sieht man 4 Thongefässe dargestellt. Das eine mit ziemlich kleinem Boden, stark ausladendem Bauch und geschweiftem Halse hat einen eigenthümlichen Verschluss der Mündung. Letztere ist oval,

während der Boden und der Körper des Gefässes rund sind, und ist durch eine dünne, in der Mitte etwas nach unten gesunkene Scheibe, welche in den Mündungsrand direct übergeht, bis auf eine, in der Mitte befindliche, länglich viereckige Oeffnung, zugedeckt. Die Oeffnung ist mit einem dabei gefundenen flachen, in sie hineingreifenden Falzdeckel verschliessbar. Dieses Gefäss erinnert an die bekannte, im Museum zu Braunschweig befindliche Urne von Nienhagen, welche von ähnlicher Form ist, aber nicht einen geschweiften, sondern geraden, steilen, etwas nach innen gerichteten Hals und an der einen Seite des Halses einen Verschluss, ähnlich den Thüren der Hausurnen, hat. Die Mündung des Gefässes ist mit einem über den Gefässrand übergreifenden, flachen, abnehmbaren Deckel zugedeckt. Das Königl. Museum für Völkerkunde besitzt einen im Braunschweiger Museum angefertigten Gypsabguss, welcher eine sehr gute Anschauung gewährt. Bei der Eilsdorfer Urne ist der thürartige Verschluss nicht mehr an der Seitenwand des Gefässes, sondern oben in dem Deckel: sie ist also nach einer Richtung hin gewissermaassen die letzte Entwickelungsstufe der Hausurnen.

Die anderen drei Gefässe sind von dieser ersten Urne ganz verschieden. Es sind augenscheinlich Combinationen von Hausurnen und Gesichtsurnen. Sie sind von verschiedener Grösse, aber ziemlich gleicher Form, und ähneln in ihrer mehr oder weniger birnenförmigen Gestalt ganz den Pomerellischen Gesichtsurnen, aber mit dem Unterschiede, dass der hut- oder mützenähnliche Deckel, welcher bei der mittleren Urne ziemlich flach ist, mit dem Gefässkörper fest verbunden und nicht abnehmbar ist, wie bei den Pomerellischen, dass dagegen an der Bauchseite, etwa in der Gegend, wo sich der Verfertiger wahrscheinlich den Nabel gedacht hat, eine viereckige, längliche Oeffnung angebracht ist, welche ganz nach der Art der Hausurnen mit einer Vorsatzthür verschliessbar ist. Die Thüren sind bei allen 3 Gefässen erhalten. Auch darin gleichen sie den Pomerellischen Gesichtsurnen, dass das Gesicht nur durch Augen und Nase angedeutet ist. Die Augen sind durch Kreise dargestellt, die Nase ist ziemlich stark vorspringend, gerade und regelmässig geformt. Auf der kleinsten Urne finden sich in der Halsgegend noch einige concentrische, nach oben gerichtete, eingeritzte Bogenlinien, welche vielleicht, wie bei den Pomerellischen Gesichtsurnen, einen Halsschmuck andeuten sollen. Einige andere in der Nähe der Bauchöffnung eingeritzte Linien lassen sich vorläufig nicht deuten. Die Aehnlichkeit dieser Gesichtsurnen mit den Pomerellischen wird auch dadurch noch erhöht, dass auf einer Urne von Klein-Katz eine viereckige Figur in der Bauchgegend unterhalb des Gürtels eingeritzt ist, welche ich bei meiner früheren Erörterung dieses Gefässtypus als Schurz oder Tasche gedeutet habe (s. Verhandl. 1877, S. 454).

Ueber die Beigaben und die Zeitstellung dieser Gefässe werden wir noch die näheren Angaben des Hrn. Vasel abzuwarten haben. Hr. Vasel hat mir übrigens zugesagt, dem Kgl. Museum für Völkerkunde späterhin einmal eines der Originale zu verehren und Gypsabgüsse von den übrigen anfertigen zu lassen, und so ist die Aussicht vorhanden, dass dieser hochwichtige Fund, welcher auf Preussischem Gebiet zu Tage gefördert ist, seiner hohen wissenschaftlichen Bedeutung entsprechend, in dem Königl. Landes-Museum wenigstens theilweise vertreten sein wird. —

Hr. R. Virchow erinnert an eine schwarze Gesichtsurne, die er vor Jahren von Hrn. v. Nathusius-Hundisburg erhalten hat. Der Fundort derselben konnte nicht genau angegeben werden; in der Familie glaubte man sich zu er-

innern, dass sie von Giebichenstein bei Halle stamme. Dieser Fundort schien damals mehr als zweifelhaft, da keine einzige Gesichtsurne westlich von der Elbe bekannt war. Nachdem jetzt unzweifelhafte Beispiele davon vorliegen, dürfte es zulässig sein, jenen älteren Fund in sein Recht einzusetzen. Die vorliegende Combination mit einer Einrichtung, wie sie bisher als specifisch für Hausurnen galt, ist chronologisch für beide Gefässtypen von höchster Wichtigkeit. —

(18) Hr. A. Bässler zeigt und erklärt der Gesellschaft folgende Gegenstände aus Java: ein Opfergestell aus den sawahs; Klappergeräthe, durch Wasser oder Wind getrieben, zur Verscheuchung der Vögel aus den Reisfeldern; Brückenmodelle; Modell einer Tigerfalle; Instrumente zum Bedrucken der sarongs; geflochtene Körbe; Schild aus dem 15. Jahrhundert; altjavanische Waffen; altjavanisches Sprungspiel; bemalte Puppe aus Holz, um die bösen Geister von den schlafenden Kindern fern zu halten; tanzende Puppe zum Ausfindigmachen von Dieben; Puppenspiele; ein vollständiges Puppentheater und einen Wajang orang. —

Hr. Staudinger bemerkt, dass man auch in Sumatra Klappern zum Schutz gegen Vögel in den Reisfeldern verwendet. —

(19) Hr. G. Schweinfurth bespricht in einem Schreiben an den Vorsitzenden aus Heluan, 5. Januar, seine weiteren Reisepläne. Er gedachte in etwa 14 Tagen über Meer wiederum nach der Colonia Eritrea aufzubrechen, wo die neuesten Siege der Italiener das Gebiet für Reisezwecke nach Westen und Sudanwärts so verheissungsvoll erweitert haben. Mit Dr. Schöller und anderen Freunden wollte er von Keren aus gen Westen ziehen, nach Agordat und Kassala. Die Entdeckungen des Hrn. Bent in Abessinien haben ihn ausserordentlich erregt; dass schon im 7. oder 8. Jahrhundert vor Chr. Sabäer in's Herz von Abessinien eingedrungen sind, sei eine ausserordentliche Neuerung. Um so dringlicher erscheine die Erforschung der Zwischenglieder und Uebergänge zwischen Semiten und Hamiten, wie sie sich in Nord-Abessinien in reichem Maasse darbieten. Keane in seiner Ethnographie des Aegyptischen Sudan's (Journ. Anthrop. Institute 1884) habe ein Rassen-Schema aufgestellt, wonach die Bogos neben Amhara und Tigré als ein himyaritischer Zweig der Semiten hingestellt wurden, — ein Vorgehen, das Hr. Schweinfurth für sehr gewagt hält, da die Nord-Abessinier gewiss von Hause aus Hamiten gewesen seien und die Bogos es hinsichtlich der Sprache noch heute sind. Es sei Zeit, solche auf unzulängliches und unsicheres Material gestützten Behauptungen an der Hand guter Sammlungen auf ihr richtiges Maass zurückzuführen. —

Hr. R. Virchow stimmt dieser Forderung ganz bei. Er selbst sei eben beschäftigt, die grosse Sammlung abessinischer Schädel, welche Hr. Schweinfurth von seiner früheren Reise mitgebracht hat, zu studiren. Nur biete die grosse Menge dieser Schädel, für die er im Uebrigen dem sorgsamen Sammler sehr dankbar sei, eine nicht geringe Erschwerung dieser Aufgabe. Indess werde er es sich angelegen sein lassen, dieselbe in nicht zu langer Zeit zu einem, wenigstens vorläufigen Abschlusse zu bringen. Schädel aus dem Niederlande im Norden und Westen von Abessinien, an denen noch ein grosser Mangel ist, würden für die Bildung eines Gesammturtheils von höchstem Werthe sein. —

(20) Hr. R. Virchow bespricht, unter Vorlegung besonders hervorragender Stücke, eine ihm von dem correspondirenden Mitgliede, Hrn. Troll in Wien zugegangene

Sammlung ethnographischer Gegenstände aus Russisch- und Chinesisch-Turkestan, Sibirien, der Mongolei und China.

Diese Sammlung, welche Hr. Troll von seiner letzten erfolgreichen Reise quer durch Central-Asien mitgebracht und schon früher angezeigt hatte, ist gegenwärtig eingetroffen und unter Mitwirkung der Beamten der ethnologischen Abtheilung des Museums ausgepackt worden. Da Hr. Troll die nicht genug zu schätzende Freundlichkeit gehabt hat, dieselbe ganz zu meiner freien Verfügung zu stellen, so habe ich den grösseren Theil sofort dem Königlichen Museum übergeben. Anderes, so namentlich die Photographien, soll der Sammlung der Gesellschaft einverleibt werden. Einzelnes habe ich mir selbst vorbehalten.

Ein so reiches und zugleich so unerwartetes Geschenk erregt in doppelter Weise das Bedürfniss, zu danken, sowohl im Namen der Gesellschaft, als in meinem eigenen. Ich empfinde eine herzliche Freude darüber, dass eines unserer correspondirenden Mitglieder uns in solchem Liberalismus die Anerkennung erwidert, die wir ihm früher gezollt haben, und ich beglückwünsche ihn zugleich zu seiner glücklichen Rückkehr von einer so schwierigen und gefahrvollen Reise.

Zunächst lege ich die von Hrn. Troll gelieferte Liste vor:

I. Aus Russisch-Turkestan.

1. Wachs-Abdrücke des Mittelstückes der Schelle, deren Zeichnung und Besprechung bereits in den Verhandlungen der Gesellschaft 1892, S. 535 erschienen sind.

2. 3. Shumak, kleine Holzröhrchen für Knaben und Mädchen, um das Wiegennässen zu verhüten. Das Kind wird festgesetzt und nässt durch das Röhrchen in das am Boden der Wiege angebrachte Thontöpfchen.

4. 5. 6. Thonköpfe
7. Mystischer Spiegel } von den Ausgrabungen aus Aphrasiab bei Samarkand.
8. 9. Glasstücke

10. 7 Granaten (Fundort: Grab bei Samarkand).

11. 2 Kirgisenmützen.

12. Gürtelschliesse mit Türkisen.

13. Kürbis, Tabakbehälter.

14. 15. 2 Kürbisse, durch Unterbinden in Gliedform gezogen, zu Tabakbehältern bestimmt, am Rhigistan in Samarkand feilgeboten.

16. Tabakbehälter aus der Zehe eines Kameeles, Arbeit eines Kirgisen vom Alai-Plateau.

17. Copie der Inschrift vom Deckel von Timur's Sarkophag in Samarkand.

II. Kaschgarie.

18. 4 Knöchelbeine von Schafen, in ganz Central-Asien von Alt und Jung zum Würfelspiel verwendet.

19. Knöchelbein, in Su-Tasch (Nephrit) nachgebildet.

20. Su-Tasch- (Nephrit-) Schliesse.

21. 7 verschiedene Gegenstände, meist Nephrit.

22. Laotse aus Su-Tasch.

23. Abdruck eines chinesischen Siegels.

24. Orakelspiel mit Fuh (Fledermaus), auch zum Hazardspiel verwendet.

25. Thonkopf einer Opiumpfeife.

26. 2 Kogurga-Pfeifchen, an den Schwanzfedern der Brief- und Haus-Tauben angebracht, um durch ihr Geton die Raubvögel abzuschrecken.

27. Eisenumhüllung einer Troddel am Pferde-Zaum.

28. 2 Holzknöpfe und 1 Messingknopf mit 2 Messingschliessen (1 mit Fuh [Fledermaus], Symbol der Glückseligkeit, und 1 mit yin-yang).
29. Durchbrochener alter Deckel.
30. Geschnitzter Stab eines Abstäubers.
31. In Thurmform geschnitzter Stöpsel.
32. Eisen in Form eines Steinbockes.

III. Minussinsk.

33. Wachs-Abdruck einer Münze mit chinesischer und Jenissei-Inschrift.
34. Verschiedene Abklatsche und Copien.
35. 8 Ausgrabungen aus einer Kereksure.

IV. Mongolei.

36. 11 Gegenstände, meist aus Silber, den Kopfschmuck einer Mongolin bildend.
37. Photographien.
38. Mongolisches Frauengewand.
39. Malagai, Mongolische Kopfbedeckung für Männer und Weiber.
40. Mongolische Winter-Frauenmütze. (Die rothen Fransen heissen mongolisch dala, die 2 rothen Streifen butsche.)
41. Lama-Gewand.
42. 43. Lama-Kopfbedeckung.
44. Mütze eines Lama-Knaben.
45. Verschiedene Khadaks, nicht nur als Beigabe bei Geschenken, sondern als Kleingeld verwendet. Die dünnen, blauen heissen tsambai (1 Kopeke im Werth), die weissen chartschin (2 Kopeken), die blauen, dichten tásche (5 Kopeken).
46. Churde, Hand-Gebetrad.
47. Schulterblatt eines Thieres mit Gebet-Inschrift in tibetanischer Sprache und „Ôm maṇi padme hûm".
48. Saraptschi, Augenschutz aus Haaren.
49. Kupfernes Necessaire eines mongolischen Pfeifenrauchers.
50. 3 grosse und 3 kleine Dartschoks mit Chiimori (Luft-Pferden) und Gebeten in tibetanischer Sprache.
51. Cliché zum Drucken eines solchen.
52. Kleines tibetanisches Buch mit schwarzen Blättern [rDor-tsch'od][1]).
53. Grosses tibetanisches Buch (Dschatum), im Holzdeckel.
54. 7 Messing-Opferschalen.
55. 2 Muster andersförmiger Opferschalen.
56. Rosenkranz aus Menschen-Schädeldecke.
57. Damaru (Sanskrit ḍamaru), Lama-Trommel.
58. Chugarra, angeblich saure Milch, zu Stangenform eingesotten.
59. Mandal (Sanskrit maṇḍala) ist ein Perlenkranz, zur Darbringung von Opfern, bestehend in Edelsteinen, verschiedenen Metallen, Geldstücken u. s. w., verwendet.
60. Mystischer Spiegel.
61. Burchane-gu, Abbildungen von Göttern enthaltend, auf der Brust sichtbar getragen.
62. Muster rothen und gelben Stoffes, russisches Fabrikat, zu Chalaten rother und gelber Lama's verwendet.
63. Tsa-tsa, Göttin darstellend.
64. Verschiedene Steine, in der Wüste Gobi aufgelesen.

V. Kalgan.

65. Anhängsel mit Münze, die 12 Thiere des chinesischen Thierkreises und 8 Diagramme enthaltend, nebst kupferner Pfeilspitze.

VI. Peking.

66. Geld in Messerform.

1) „rDor-tsch'od" = Vadschratschhedikâ. Die Handschrift enthält in der That dies interessante Werkchen. Grünwedel

VII. Mongolei, Sibirien, Russisch- und Chinesisch-Turkestan, China, Ceylon.

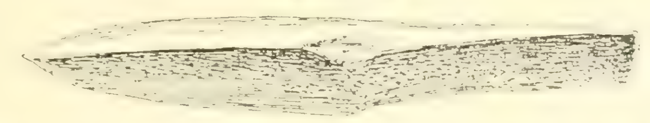
67. Photographien.

Für heute beschränke ich mich auf kurze Bemerkungen über einzelne Gegenstände:

1. Die unter Nr. 4—9 erwähnten Fundstücke und Ausgrabungen von Aphrasiab habe ich dem Kgl. Museum überlassen, da sie eine willkommene Vervollständigung der von Hrn. Bastian auf seiner Reise nach Samarkand 1890 gesammelten Gegenstände (Verhandl. 1890, S. 347) bilden. Insbesondere sind darunter ganz ähnliche kleine Thonfiguren in gräco-baktrischem Styl, einige von recht feiner Ausführung. Ueber ein als „mystischer Spiegel" bezeichnetes Stück (Nr. 7) werde ich später berichten; ich will nur anführen, dass dasselbe nach der Analyse des Hrn. Salkowski aus Kupfer mit sehr geringem Gehalt an Zinn und etwas Blei besteht.

2. Unter den Sachen von Minussinsk fanden sich, unter Nr. 35, Ergebnisse von 8 Ausgrabungen aus einer Kereksure. Die Gegenstände sind sehr gemischter Art. Besonders bemerkenswerth ist ein mächtiger Knochenpfeil (Fig. 1) von drei-

Figur 1. $^1/_1$

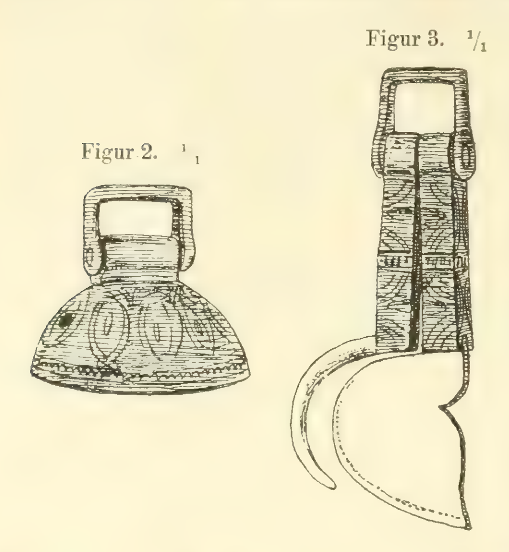


seitiger Gestalt, mit abgeplattetem, zum Einstecken in einen Holzgriff geeignetem Bahnende und sehr scharfer Spitze. Das dichte und weisse Material erinnert an Elfenbein (Mammuth?). Der Stiel zeigt eine Reihe von Nagespuren(?). — Nächstdem ein grosses, schwach sichelförmiges Messer aus Bronze mit einem grossen unregelmässigen Loch am Hinterende, 20 *cm* lang, in der Mitte 16 *mm* breit, mit starkem Rücken, scharfer Schneide und langer Spitze. Einige Eisensachen, insbesondere ein starker Pfeil mit 3 vorspringenden Blättern oder Flügeln, die nach hinten in lange, scharfe Widerhaken auslaufen; er ist im Ganzen 13 *cm* lang, davon entfallen 8,5 *cm* auf den hinten drehrunden und spitzigen, nach vorn vierkantigen Stiel. Ferner eine Art von Lanzen- oder Wurfspiessspitze aus Eisen mit vorn breiter Schneide. Ferner ein Paar geschlagene Steine und ein Stück poröse Kohle, scheinbar aus verbranntem Blut bestehend.

3. Ausserordentlich schön sind die unter Nr. 56 aufgeführten Schmuckgegenstände aus der Mongolei. Sie bestehen aus massivem Silber mit Filigranbesatz und zahlreichen rothen, grünen und braunen Halbedelsteinen. Das Filigran ist aus feinen Silberfäden hergestellt, die scheinbar gekerbt sind, aber den Eindruck einer Torsion hervorbringen. Das eine Stück ist ein breites Diadem, dessen Platte ganz mit einem erhabenem Rankenwerk von Filigran bedeckt ist. Die Steine liegen in besonderen Cassetten, in welchen sie vermittelst eines braunrothen Kittes eingeklebt sind. — Nächstdem ist eine stattliche Agraffe zu erwähnen, welche aus einer, über die Mitte der Länge nach winkelig zusammengebogenen Platte besteht; auf den vortretenden Kanten sitzen der Reihe nach 5 grüne und rothe, runde Steine in Cassetten mit concentrisch angeordneten Rändern; zu jeder Seite ein breites, S förmig gewundenes Band, innerhalb der Windungen mit einer dichten Reihe gebogener Filigranradien gefüllt und an jedem Ende mit einer rothen Koralle besetzt. — Endlich ein grosses hohles Hängestück, anscheinend aus zwei zusammengeschmolzenen Platten

gebildet; es hat die Form eines Rades mit einer centralen Scheibe und 8 davon ausgehenden Radien (Speichen), denen jedesmal am äusseren Rande ein Vorsprung entspricht. Zwei dieser Vorsprünge sind solide Knöpfe; zwei andere tragen am Ende einen offenen Ring. Von den 4 weiteren bildet jeder zunächst eine kleeblattartige Figur, und zwei von diesen, die einander gerade gegenüberstehen, haben wieder am Ende einen offenen Ring. Auf der Fläche des Rades liegen so viele kleine Cassetten, als innen Speichen sind; jede hat offenbar früher einen kleinen Stein enthalten, doch sind nur noch wenige davon, rothe und grüne, erhalten.

4. Als kupfernes Necessaire eines mongolischen Pfeifenrauchers (Nr. 49) sind ein Paar sonderbare Stücke bezeichnet. Das eine (Fig. 2) scheint den Pfeifenkopf-Deckel darzustellen; es besteht aus einer dicken gebogenen Kupferplatte von glockenförmiger Gestalt, oben mit einem breiten Vorsprung, der ein bewegliches Anhängsel trägt. Der Vorsprung ist durch ein bleiartig aussehendes Loth befestigt. — Das andere Stück (Fig. 3) trägt gleichfalls an einem beweglichen Anhängsel zwei starke, dicht neben einander liegende, aber gegen einander verschiebbare, vierkantige Stäbe. Bis dahin ist Alles aus Kupfer. Weiterhin endet der eine Stab in eine gebogene eiserne Spitze, einem sogen. Pfeifenräumer ähnlich, der andere dagegen in ein kurzes und breites, halbmondförmiges Messer aus Eisen, dessen convexer Rand ziemlich scharf ist. — Sowohl die Glocke, als das letztbeschriebene Stück sind an der Oberfläche mit eingravirten Verzierungen besetzt.


Figur 2. 1/1

Figur 3. 1/1

5. Der „Rosenkranz aus Menschen-Schädeldecke", gleichfalls ein mongolisches Stück (Fig. 4), besteht aus einer grossen Anzahl platter, in der Mitte durchbohrter Scheiben, die in der That an kleine Trepanscheiben aus der Schädeldecke erinnern. Eine, in natürlicher Grösse getrennt abgebildete Scheibe (Fig. 4a) lässt die Verhältnisse deutlich erkennen. Jede Scheibe hat zwei Flächen aus compacter Knochensubstanz und dazwischen eine poröse Schicht, welche überall deutlich hervortritt, so dass die gewöhnliche Anordnung der Bestandtheile der Schädelknochen (Tabula externa und Tabula interna s. vitrea mit zwischengelagerter Diploë) zugestanden werden muss. Dass dies nun gerade Menschenknochen sind, würde ich nicht mit Sicherheit behaupten können. Der ganze Rosenkranz ist durch 4 eingeschobene, durchscheinende, gelbrothe, grosse Perlen, wahrscheinlich aus Glas, in 4 Abtheilungen zerlegt; an einer Stelle (in der Zeichnung rechts unten) liegt die Perle ausserhalb der Reihe der Scheiben, und die Fäden, auf welche die letzteren aufgezogen sind, gehen durch die Perle nach aussen, tragen dann eine kleinere, rothe, kuglige Koralle und weiterhin eine 6 kantige, grüne, längliche Koralle aus blaugrünem Glasfluss, und endigen in eine Art von Franze aus gedrehten Wollenfäden, in deren Mitte ein Knoten geschürzt ist. Offenbar ist dies das Ende, an dem der Rosenkranz gehalten oder befestigt wurde. Jede der 4 Abtheilungen ist

noch einmal abgetheilt, indem an einer gewissen Stelle eine aus Seidenfäden gebildete Quaste angebracht ist. Die beiden (in der Zeichnung) oberen Quasten sind blau, die beiden anderen (die rechte und die linke untere) gelb. Letztere ist mit kleinen, gelötheten Kupferringen und einem hervorstehenden Kreuz besetzt; die 3 anderen tragen nur je eine kleine Perle, die rechte obere eine rothe, die beiden anderen scheinbar silberne. Die Zahl der Scheiben beträgt, wenn man von der Hauptquaste (rechts unten) nach rechts und oben, und von da continuirlich weiter zählt, für jede der kleineren Abtheilungen der Reihe nach 11, 16, 10, 17, 10, 17, 6, 21, also im Ganzen 108. Das ergiebt für jede der 4 grösseren Abtheilungen die gleiche Zahl von 27 Scheiben.

Figur 4 1/8.



Fig. 4a.

6. Sehr sonderbar ist das als **Chugarra** bezeichnete Stück (Nr. 58), das aus saurer Milch „zu Stangenform" eingesotten sein soll. Dasselbe sieht äusserlich wie ein Stück Holz oder genauer, wie die Rinde eines dünnen Baumstammes aus. Es ist eine längliche, der Länge nach eingebogene, an beiden Enden abgerundete Platte von schmutzig bräunlich grauer Farbe und rauher Oberfläche. Nur der Geruch, der deutlich an alten Käse erinnert, lässt den Ursprung vermuthen. Die Platte ist 29,5 *cm* lang, 4—4,5 *cm* breit und durchschnittlich 5 *mm* dick. Sie schneidet sich sehr schwer; die Schnittfläche sieht glänzend graubraun, fast hornartig aus.

Hr. Salkowki hat die Güte gehabt, eine chemische Untersuchung der Substanz vorzunehmen. Er berichtet darüber Folgendes:

„Die zur Untersuchung übergebene, äusserst spröde und harte Masse gab, fein gepulvert, an heisses Wasser keinen Milchzucker ab, an Aether Fett von stark ranzigem Geruch, welches zum grossen Theil aus freien Fettsäuren bestand. Das Pulver löste sich ferner nicht merklich in Sodalösung, langsam in verdünnter Natronlauge. Die klar filtrirte Lösung (durch nochmalige Filtration geklärt) gab mit Essigsäure einen flockigen, zum Theil aus Casein, zum Theil aus Fettsäuren bestehenden Niederschlag. In künstlichem Magensaft löste sich das Pulver bei 24stündiger Digestion bei 40° zum Theil auf. Die filtrirte Lösung gab mit Natronlauge und Kupfersulfat die Biuretreaction, enthielt also Pepton, bezw. Albumosen. Die Lösung zeigte gleichzeitig einen stark ranzigen Geruch. — In Pankreasferment-Lösung löste sich das Pulver besser, die Lösung gab stärkere Pepton-Reaction, jedoch blieb auch hier ein ziemlich grosser Rückstand ungelöst."

Diese Substanz mag also immerhin auf Reisen und bei Mangel an frischer Nahrung ein brauchbares Ersatzmittel bilden, ähnlich wie die gedörrten Fleisch- und Fischspeisen, namentlich wie trockener Butarch.

7. Das unter Nr. 66 aufgeführte „Geld in Messerform" von Peking verdient eine genauere Besprechung. Für diesmal mag es genügen, zu bemerken, dass Hr. Salkowski auch hier eine Analyse gemacht hat. Danach besteht das „Geld" aus Kupfer mit geringem Gehalt an Zinn, aber recht erheblichem Gehalt an Blei.

8. Von den Photographien betrifft ein Theil Tarantschi aus Kuldsha bei sehr verschiedenen festlichen Gelegenheiten, ein anderer Kara-Kirgisen von Karakol, chinesische Burchane, Dunganen, Buriaten, Lamas, ein dritter Ceylonesen. —

Hr. Bastian spricht Namens der Verwaltung des Kgl. Museums Hrn. Troll und dem Vorsitzenden den Dank für das reiche Geschenk aus, welches dem Museum zu Theil geworden ist. —

(21) Hr. Bastian:

Unter den Bereicherungen, welche aus hochsinniger Gönnerschaft dem Museum in letzter Zeit zugegangen sind, steht diejenige verzeichnet, welche durch Hrn. Dr. Jagor aus seiner letzten Reise zurückgebracht ist. Was mit dem Worte „Sammlung Jagor" ausgesprochen ist, bedarf keines Commentars. Die Sammlung, welche auf früheren Reisen durch die, ethnologischen Zwecken gewidmete Thätigkeit erworben und dem hiesigen Museum überwiesen wurde, markirt einen bedeutungsvollen Wendepunkt in der Geschichte der Ethnologischen Museen, und hat seitdem als Musterbild gedient für derartige Aufgaben, wie sie hier auf indischem Forschungsgebiet gestellt waren.

Die jetzige Reise war nach anderen Gesichtspunkten unternommen, immerhin aber handelt es sich auch hier um eine „Sammlung Jagor". Denjenigen Mitgliedern, welche sie zu besichtigen wünschen sollten, wird sie in dem Raume, wo sie jetzt noch zusammen ausliegt, gern zugänglich gemacht werden, im Laufe der nächsten Woche, da die Vertheilung in den Schränken nächstens zu folgen hat, wo sie dann auch später für die Besichtigung durch die Etiquetten kenntlich bleiben wird. —

(22) Hr. Missionar Schlömann aus Malokong (Nord-Transvaal) spricht über

die Malepa in Transvaal.

Das Volk der Malepa, mit welchem ich während meines 14jährigen Aufenthaltes in Süd-Africa als Missionar viel Verkehr hatte, ist eines der vielen, in das Gebiet des nördlichen Transvaal eingewanderten Bantu-Völker. Transvaal bietet ja eine Musterkarte der verschiedensten südostafrikanischen Völker dar und wird für anthropologische und ethnologische Forschungen noch für lange Zeit ein reich ergiebiges Feld sein. Von den reinen Zulu, in der südöstlichen Ecke Transvaal's, abwärts kann man auf diesem verhältnissmässig engen Gebiete die ganze Stufenleiter der Bantu-Stämme verfolgen: die Matabelen, die Bassutho oder Betschuanen, die Makoapa oder Knopfnasen, die Batsoetla oder Bawenda, die Massele oder Vaalpense, bis hin zu dem, noch vor einigen Jahren an der Nord-Westgrenze Transvaal's aufgefundenen Reste der Buschleute oder San. Ueber die ethnologischen Beziehungen dieser verschiedenen Stämme zu einander, sowie über die Aufeinander-

folge und Zeit ihrer Einwanderung in das südöstliche Africa herrscht noch immer viel Dunkel und darum finden sich auch selbst unter Kennern widerstreitende Anschauungen. Vielleicht ist es erwünscht, wenn ich meine persönliche Auffassung hierüber einleitend voraufschicke.

Darüber herrscht wohl Einmüthigkeit, dass die Buschleute oder San die ersten Urbewohner des gesammten Transvaalgebietes waren. In Bezug auf Süd- und West-Transvaal ist dies ja längst nachgewiesen, es muss aber auch von den Nordost-Gegenden Transvaal's angenommen werden. So fand ich eine Tagereise südlich vom Limpopo, an einer Felswand der Berge von Phusompe, zwischen dem Lepalala- und Mokolo-Flusse die oft beschriebenen Zeichnungen der Buschleute. Dieselben Buschmann-Zeichnungen sah ich auch auf der Hochebene Nord-Transvaal's, in den Bergen des Häuptlings Moloto von Moletse. — Vertrieben wurden die Buschleute aus Transvaal durch Bassutho und Betschuanen, welche vom Norden her einwanderten, ihrerseits wieder gedrängt durch die wahrscheinlich aus den Grenzländern Aegypten's stammenden kräftigeren Kaffern. In den fruchtbaren Gegenden südlich des Limpopo angelangt, wichen Betschuanen und Bassutho nach Westen hin aus und überflutheten Transvaal, den mächtigeren Kaffern die gesunden, fruchtbaren Gebiete zwischen dem Drackengebirge und dem indischen Ocean überlassend.

Man hat früher wohl angenommen, vor den Bassutho hätten die Makoapa Knopneusen und Massele (Vaalpense) die Gegenden Nord-Transvaal's innegehabt. Diese Auffassung ist, was die Makoapa anbelangt, unhaltbar. Die Makoapa, auch Makoamba, Batonga, von den Boer's Knopneuzen (Knopfnasen) genannt, wegen einer Reihe auf Stirn und Nasenbein künstlich in der Haut erzeugter Warzen, sind ein den Kahlkaffern nahe verwandter Volksstamm. Dies beweist ihre dem Zulu-Dialect ähnliche Sprache, ihre Rohheit und vor allem ihre Tracht, der aus Thierschwänzen hergestellte Schamschurz, sowie der theilweise vorkommende ächt kafferische Kopfring. Ausserdem machen die Makoapa durchaus nicht den Eindruck eines verdrängten, sondern vielmehr den eines aus der Gegend der Delgoabay nach Westen zu noch heute stetig vordringenden Volkes. Als gewandte Händler und gesuchte Zauber-Doctoren haben sie es in den letzten Jahrzehnten verstanden, zwischen den Bassutho- und Matebelen-Stämmen Nord-Transvaal's bis zu den westlichen Betschuanen hin sich immer weiter vorzuschieben. Anfänglich galten sie als gemein und waren so verachtet, dass sie auf ihren Reisen die Dörfer und besonders den Versammlungsplatz der Bassutho nie betreten durften, sondern ausserhalb der Orte campiren mussten. Jedoch gewinnen sie von Jahr zu Jahr mehr Ansehen und haben bei einigen Stämmen schon Sitz und Stimme in den Rathsversammlungen gewonnen. Jedenfalls sind sie nach Westen hin auch in fortschreitender Einwanderung begriffen.

Die Massele (Vaalpense) scheinen allerdings die nach den Buschmännern älteste Bevölkerung Nord-Transvaal's zu sein. Sie haben die nach dem Limpopo hinabfallenden, ziemlich wasserlosen Tiefebenen inne, heissen im westlichen Nord-Transvaal Massele, im östlichen Balembetu. Ich habe nur mit den ersteren genauere Bekanntschaft. Von den südafrikanischen Boer's werden sie Vaalpense, d. h. Gelbbäuche genannt. Dieser Name rührt von ihrer, wegen Mangel an Hautpflege schmutzig gelben Hautfarbe her. Sie treiben in ihren dürren, wasserarmen Gegenden, besonders auch aus Furcht vor den benachbarten Bassutho und Matebelen, wenig Ackerbau und sind deshalb schlecht genährt. Mit der Viehzucht konnten sie erst seit dem Zurückweichen der Tsetse-Fliege beginnen. So fehlt ihnen Fett zum Salben des Körpers. Bei ihrem umherschweifenden, buschmannähnlichen

Leben war, wie sie selbst sagen, der Himmel ihr Dach und das Feuer ihre Decke, darum laufen viele von ihnen mit Brandnarben herum. So ist bei dem schlaffen, spröden, schmutzigen Aussehen ihrer Haut der Name Vaalpense (Gelbbäuche) ganz zutreffend. — Doch sind sie kein von den Bassutho verschiedener Stamm. Ich halte sie für degenerirte Bassutho. Sie sprechen auch deren Sprache.

Nur ein geringer Bruchtheil dieser Massele scheint von den Bassutho völlig verschieden zu sein, nehmlich die Matschadibe. Ihr Dialect ist ein völlig anderer, sie treiben keinerlei Ackerbau und Viehzucht, sondern ziehen den Antilopenheerden nach. So kommen sie den Buschmännern am nächsten, unterscheiden sich jedoch von ihnen durch grösseren Körperbau. Leider hatte ich keine Gelegenheit, diese Matschadibe in ihrer Eigenart zu studiren, da sie vor etwa 10 Jahren durch meinen Häuptling Massebe ausgerottet oder über den Limpopo vertrieben wurden.

Den Hauptstock der Bevölkerung Transvaal's machen die Bassutho und Matebelen aus. Es ist die Meinung ausgesprochen worden, die letzteren hätten diese Gebiete vor den Bassutho innegehabt. Diese Auffassung ist nach der inzwischen gewonnenen genaueren Bekanntschaft mit ihnen längst aufgegeben. Die Matebelen sind, nach ihrer eigenen Versicherung, erst längere Zeit nach den Bassutho in Transvaal eingewandert.

Man unterscheidet in Süd-Africa zwei Arten von Matebelen. Erstens die Matebelen, welche in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts unter Moselekatsi, dem Vater Lopengulo's, Zululand und dessen Herrscher Tschaka verliessen, sich zunächst das heutige Transvaal unterwarfen, dann, von den Boeren daraus vertrieben, die Gebiete zwischen Limpopo und Zambesi einnahmen. Die englische Chartered-Gesellschaft führt bekanntlich gegen dies mächtige Volk gegenwärtig einen glücklichen Krieg. — Wohl an 75 Jahre früher muss nun die andere Gruppe der Matebelen, welche unter verschiedenen Häuptlingen im nördlichen Transvaal Reiche gründeten, Zululand verlassen haben. Wie die Alten dieser Matebelen erzählen, wanderten ihre Väter an der Ostküste entlang zunächst gen Norden, etwa bis zum Zontpansgebirge, wo heute die Bawenda wohnen. Nicht befriedigt durch die auf ihrer Wanderung durchzogenen Länder, wandten sie sich dann südwestlich, um in einem weiten Bogen nach Zululand zurückzukehren. So drangen sie in kleinen Trupps in Transvaal ein. Das Land gefiel ihnen. Die, wenn auch in der Mehrzahl befindlichen Bassutho konnten ihnen nicht widerstehen. Nur die stärksten Bassuthohäuptlinge bewahrten ihre Unabhängigkeit. So entstanden die Matebelen-Reiche von Mapela, Maraba, Mokopan, Zebitiele, Mapoch und andere.

Während die Matebelen Moselekatsi's, nördlich vom Limpopo, ihre Zulu-Art ziemlich rein bewahrten, tritt uns in den Matebelen Transvaal's, welche von vornherein Bassutho-Weiber zu Frauen nahmen, ein Mischvolk entgegen. Und es ist interessant, die aus der stattgehabten Kreuzung entstandene Mischung im Gegensatz zu den ursprünglichen Stämmen zu beobachten. So haben die Matebelen von den Zulu Energie, Tapferkeit, Rohheit und Kampfesweise beibehalten. Auch ihre Diplomatie zeigt die Gewandtheit, Verschlagenheit und Treulosigkeit, welche den Zulu und rechten Kaffern eigen ist. — Von den unterjochten Bassutho dagegen nahmen sie, beeinflusst durch die angeheiratheten Bassutho-Weiber, die Haartracht, den Schamgürtel, die Bauart und zum geringen Theil auch die Sprache an.

Inmitten dieser Matebelen und Bassutho Nord-Transvaal's finden sich nun Theile des im Thema genannten, interessanten Volkes der Malepa. Malepa ist der Plur. von Lelepa. Unter den Bawenda heissen sie Malempa oder Balempa. Die südafrikanischen Boer's bezeichnen dieses Volk als „slamsche Kaffers", d. h. islamsche Kaffern, als welche sie auch in ältere Karten von Süd-Africa eingezeichnet

sind. Und ganz zutreffend wird mit diesem Namen das Charakteristische der Malepa ausgedrückt; denn wir haben in ihnen zweifellos Muhamedaner vor uns. Sie selbst freilich wissen über ihre früheren Beziehungen zu den Arabern keinerlei Aufschluss mehr zu geben. Dass sie aber einst in deren Nähe lebten und unter ihrem directen Einfluss standen, ist augenfällig. Ihre religiösen Gebräuche, ihre Physiognomie und Charakteranlage, sowie ihre gewerbliche Bethätigung sind wesentlich verschieden von derjenigen aller anderen südostafrikanischen Stämme. Wenn ich hierüber Einiges berichte, so werde ich alles das, was sie mit den übrigen Völkern gemein haben, übergehen — als oft beschrieben und darum bekannt — und mich darauf beschränken, dasjenige über die Malepa mitzutheilen, wodurch sie sich von denselben unterscheiden.

Unter ihren religiösen Gebräuchen fällt zunächst auf, dass sie kein Blut essen. Sie durchschneiden deshalb einem jeden Schlachtthiere die Kehle, damit es gehörig ausbluten kann. Auch dem auf der Jagd getödteten Wilde wird die Kehle durchschnitten. Läuft kein Blut mehr ab, so lassen sie das schönste Wild unberührt liegen. Aus diesem Grunde sind die Malepa auch das einzige Volk in ganz Südost-Africa, welches sich von der Unsitte freihält, das Fleisch von crepirtem Vieh zu geniessen. Auch wenn sie bei anderen Stämmen zu Besuch weilen, binden sie sich streng an ihre Speisegesetze. Wird ihnen bei solchen Besuchen von einem Häuptling etwa ein Ochse zum Schlachten geschenkt, so schlachten sie das Thier ganz nach ihrem Ritus. Die Assagei, mit der sie stechen, oder das Schlachtmesser weihen sie vorher, indem sie die Schneide mit einer Zaubersalbe bestreichen.

Auch Gebetsübungen sind bei den Malepa mehr in Brauch, als bei den Bassutho und Matebelen. Sie verrichten ihre Gebete in einer alten, ihnen selbst unbekannten Sprache. Dieselben bestehen in Anrufung der verstorbenen Häuptlinge, soweit zurück, als sie die Namen derselben noch kennen. Diese Gebete beginnen und enden auffälliger Weise mit „amena“. Man hat dies mit „Nimm doch an“ übersetzt. Ich finde hierin jedoch nur das hebräische „Amen“ wieder, mit welchem auch die Muhamedaner ihre Gebete schliessen. Ein intelligenter, älterer Christ dieses Volkes gab mir dieselbe Erklärung. Vor dem Gebet nehmen sie Waschungen vor, wenigstens an den Händen. Ausserdem umhängen sie sich dabei mit weissen Decken und Tüchern.

Die Zahl 7 ist ihnen eine heilige oder besser, gefürchtete Zahl. Wo sie können, vermeiden sie dieselbe im Handel und Wandel, ähnlich wie man es in Europa mit der ominösen 13 hält.

Ein alter Lelepa erzählte mir, sie hätten früher, als sie noch unter den Bawenda Nord-Transvaal's wohnten, öfter ein grosses Fest gefeiert. Dasselbe sei ihnen stets vorher vom Häuptling angezeigt worden. Niemand hätte an diesem Tage daheim Essen bereiten oder zu sich nehmen dürfen. Krieger hätten die verschiedenen Dörfer durchsucht, ob auch kein Feuer in den Kochhäusern brenne. Wer das Fastengebot übertreten, sei streng bestraft worden. Auf den Königsruf von der Hauptstadt her seien sie alle dorthin geeilt, und der Versammlungsplatz habe sich bald mit Volksgenossen gefüllt. In der Mitte stand der Häuptling mit seinem Anhang, in wallende weisse Gewänder und Decken gehüllt. Man habe dann Ochsen in den Versammlungsraum getrieben und dieselben dort geschlachtet. Nachdem man den Thieren die Kehle durchschnitten, sei die Menge niedergekniet, habe den Boden mit der Stirn berührt, und der Häuptling habe dann unter Anrufung der verstorbenen Häuptlinge gebetet. Nach dem Gebet sei einiges Fleisch auf dem Grabe des verstorbenen Häuptlings geopfert, das übrige unter die Menge

vertheilt worden, welche sich nun einem fröhlichen, ausgelassenen Treiben hingegeben habe. Näheres über Zeit und Zweck dieses ganzen Opferfestes war aus dem Manne nicht herauszubekommen.

Die Beschneidung ist bei ihnen in Brauch. Nur von der Koma der Frauen, d. h. den Ceremonien, welche die Mädchen vor ihrer Mannbarerklärung durchzumachen haben, wussten sie früher nichts. Diese Sitte haben sie erst nach ihrer Einwanderung in Transvaal von den Matebelen und Bassutho angenommen.

Zwillingskinder bringen sie bei der Geburt um, ebenso die mit falscher Lage geborenen, besonders die Steissgeburten. Auch Kinder, welche in Abwesenheit anderer Frauen geboren sind, oder solche, welchen die oberen Schneidezähne zuerst wachsen, lassen sie nicht leben.

In der Bestattung ihrer Todten weichen sie wieder bedeutend von den Bassutho und Matebelen ab. Zunächst bestatten sie dieselben in der Nähe ihrer Wohnungen. Dann aber beerdigen sie die Leichen nicht in hockender Stellung, sondern sie legen dieselben gestreckt in's Grab. Aehnlich wie die Bassutho murmeln sie dabei Gebete, etwa: „Schlaf wohl, schlaf bei Gott“ und streuen Zauberkräuter über den Leichnam.

Zu gewissen Zeiten findet man die Malepa mit völlig kahl rasirtem Kopf. Der verstorbene Missionar Knothe, einer der gründlichsten Kenner südostafrikanischer Stämme, sagt, dass sich die Malepa bei jedem Neumond rasiren. Dies kann ich aus meiner Wahrnehmung nicht bestätigen; denn unter den Malepa meiner Gegend rasirten sich immer nur einige; die anderen liessen ihr Haar monate- oder jahrelang wachsen. Aber auch in diesem Falle unterscheiden sie sich durch die Anordnung ihrer Haare von den übrigen Stämmen. Die Haartracht ist bei den Afrikanern ja das Haupterkennungszeichen, an dem man sofort und ohne Mühe wahrnimmt, von welchem Stamme und Volke der Einzelne ist. — Der Zulu trägt seinen bekannten Kopfring. — Der Knopneuze lässt sein Wollhaar lang wachsen und dreht es zu unzähligen kleinen Strähnen; dieselben durchtränkt er dann mit Fett und Ocker, und so hängen sie wirr auf Stirn und Nacken hernieder, an den Enden mit Thonkügelchen behangen. — Matebelen und Bassutho rasiren soviel vom Haarwuchs zu beiden Seiten des Schädels, sowie an Stirn und Nacken fort, dass ein ovaler, sich längs über den Schädel hinziehender Streifen — in Form einer Schuhsohle — übrig bleibt. Unverheirathete oder junge Leute färben diesen Haarstreifen mit Fett und rothem Ocker, verheirathete dagegen mit Fett und Eisenglimmerstaub. Um kokett zu erscheinen, umrändern junge Mädchen und Weiber ihr Haar an der Kopfhaut noch mit einem strohhalmbreiten, hellrothen Ockerstreifen. Nur selten drehen sich die Bassutho das Haar des stehengebliebenen Streifens zu kleinen Strähnen. Die Haartracht der Batsoëtla ist derjenigen der Bassutho ähnlich. — Dagegen unterscheiden sich die Malepa merklich von allen genannten. Wenn sie ihr Haar nicht, wie erwähnt, völlig abrasiren, so nehmen sie nur die äussersten Ränder desselben fort, so dass die kurzwollige Haarperücke, welcher sie durch Fett und Eisenglimmer Glanz und Zusammenhalt geben, sich scharfgerändert von Schläfe und Nacken abhebt. Wie gesagt, ist diese Tracht einzigartig unter den umwohnenden Stämmen.

Der Gesichtsausdruck der Malepa ist weniger roh und wild, als derjenige der übrigen Südost-Afrikaner. Ihre Nase ist gerade und weniger plattgedrückt, die Lippen scheinen mir nicht ganz so wulstig, als bei jenen. Die Augen liegen tief. Die Gesichtszüge haben häufig etwas melancholisch-weibliches. Die Hautfarbe ist dunkel chokoladenbraun.

In Kleidung, Bauart, Lebensweise, ja selbst in der Sprache haben sie sich den Völkern angepasst, unter denen sie gerade wohnen. Durch die handwerksmässige Ausübung besonderer Gewerbe unterscheiden sie sich jedoch wieder völlig von ihnen. So sind die Malepa-Männer geschickte Kupferschmiede und die Malepa-Weiber betreiben die Töpferei. Sie bringen es in beiden Handwerken zu einer von den umwohnenden Völkern unerreichten Vollendung.

Vielleicht ist es erwünscht, wenn ich ganz kurz ihr Verfahren bei beiden Handwerken mittheile. Das Material zu den Kupferarbeiten beziehen die Malepa meistens von ihren Landsleuten im Bawenda-Lande (Nord-Transvaal), und sie behaupten, jene bezögen es heute noch aus der Gegend von Zimbabye, zwischen Limpopo und Zambesi. Die von dorther bezogenen Kupferbarren haben oft die eigenthümlichsten Formen. Meistens stellen sie sich als trichterförmige Metallklumpen dar, die in einen $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ *m* langen Stab auslaufen. In der Sitzung vom 15. Juli 1893 wurde ein solcher Kupferbarren hier vorgelegt. Man bringt das Metall schon beim Guss in die Stabform, weil man sich dadurch für das nachfolgende Drahtziehen die Arbeit erspart und erleichtert. Heute verarbeiten die Malepa bereits viel von Europäern eingeführten Kupfer- und Messingdraht. In jedem Malepa-Dorfe steht ein starker, mannshoher Pfahl, welcher zum Drahtziehen dient. In der Höhe von 4′ ist ein conisch verlaufendes Loch quer durch den Stamm gebohrt oder gebrannt, dessen eine Oeffnung thalergross, die andere bedeutend enger ist. In die grössere Oeffnung drücken die Malepa das sogenannte Zieheisen hinein, eine mit einem Loch versehene Stahlplatte. Solcher Zieheisen haben sie mehrere, mit successive immer engeren Löchern, durch welche der Metallstab von 2—3 Männern so lange gezogen wird, bis sein Querschnitt auf das gewünschte Maass verringert ist. Durch das Zieheisen erhält der Draht zugleich auch seine äussere Form, rund oder façonnirt, je nachdem man ihn braucht. Den also gewonnenen Draht verarbeiten sie nun zu den verschiedensten Gegenständen, als Halsringe, Armbänder, Kniereifen u. s. w. Man giebt solchen Ringen zunächst eine Einlage von Kuh-, Zebra- oder Pferdeschweifhaaren. Letztere umspannt man spiralförmig mit feinem Kupfer- oder Messingdraht. Um diese Spirale legen sie dann eventuell noch Messingringe von 2—3 *mm* dickem Draht, welchen sie zu dem Zweck vermittelst Meissel in 5—7 *cm* lange Enden zertheilen. Diese Kupferendchen biegen sie dann um die Spirale herum und hämmern sie zu Ringen zusammen, bis der Reifen mit solchen Ringen völlig bezogen und bedeckt ist. Gerade diese Schmuckgegenstände sind bei den Bassutho und Matebelen sehr beliebt, werden aber nur von den Malepa angefertigt. Beim Verkauf binden sie die Ringe an einander, so dass sie eine Kette bilden. Reicht dieselbe von der Brusthöhe des Käufers bis an den Boden, dann kostet sie ein Schaf.

Und wie die Männer durch Kupferarbeit, so zeichnen sich die Malepa-Weiber durch ihre Fertigkeit im Herstellen von Thonwaaren allerlei Art aus. Matebelen und Bassutho versuchen vergeblich, ihnen diesen Ruf streitig zu machen. Die Thonwaaren der Malepa sind unter allen Stämmen Transvaal's unerreicht, was Haltbarkeit und Schönheit der Form anbelangt. Die Ursache für solche Gediegenheit liegt in der sachverständigen Auswahl und Mischung der Thonmasse. Ohne Drehscheibe stellen sie die Thonwaaren mit freier Hand her. Die lufttrockene Waare wird alsdann in einen Haufen getrockneten Kuhmistes gepackt und darin gebrannt. Die Ränder der Töpfe und Schüsseln wissen sie mit geometrischen Kunstverzierungen zu schmücken. Die Waare selbst graphitiren sie glänzend schwarz, oder sie glasiren das sich röthlich brennende Geschirr mit Bleiglanz. Mit den Erzeugnissen ihrer Kunst erhandeln sie sich Salz, Hirse oder Mais. Den Garten-

und Landbau betreiben sie deshalb nicht so eifrig als andere Völker, sondern nur in dem Maasse, als ihr Handwerk ihnen dies zulässt.

Wegen der geschilderten Kunstfertigkeit und auch wegen ihrer stillen, friedlichen Art sind die Malepa bei den Stämmen, unter welchen sie als Einwanderer und Fremdlinge leben, sehr beliebt. Man gestattet ihnen für ihre vielfach abweichenden religiösen Gebräuche völlige Cultusfreiheit und befreit sie sogar von einigen, den Häuptlingen zu leistenden Diensten. Dafür sind aber die Männer verpflichtet, für den Harem des Oberhäuptlings ab und dann die nothwendigen Schmucksachen unentgeltlich herzustellen, wozu er allerdings das Material liefert. —

Zum Schluss erübrigt noch, nach der Herkunft dieses wunderbaren Völkchens zu fragen, welches, obgleich inmitten anderer Völker und von ihnen in Abhängigkeit lebend, sich dennoch als Rasse völlig unvermischt zu erhalten gewusst hat. Sicheres wissen wir darüber ebenso wenig zu sagen, als bei den übrigen Südost-Afrikanern. Fest steht dies, dass sie vor einem Jahrhundert noch zwischen Limpopo und Zambesi sassen, und zwar wohnten sie dort in der Gegend von Zimbabye, dem heutigen Bokχalaka. Merensky nimmt an, sie seien Nachkommen des früher dort ansässigen Volkes von dem einst mächtigen Könige Chikanga. Sie selbst haben die Ueberlieferung, dass ihre Fürsten einst mächtige Könige gewesen seien. Zwei Thatsachen lassen jedoch die Möglichkeit offen, dass sie nördlich vom Zambesi her nach Süden hin eingewandert sind: erstens kennen sie diesen, allen übrigen Völkern Transvaal's unbekannten Fluss, er ist ihnen wichtig und ehrwürdig; zweitens erzählen sie, in der Zeit ihres Wohnens zwischen Zambesi und Limpopo seien ihre Töchter zwar von den dortigen Machthabern zu Frauen genommen, sie selbst hätten aber deren Töchter nicht heirathen dürfen. Dies ist aber das bekannte Abhängigkeitsverhältniss unterworfener oder eingewanderter Stämme und liesse auf eine Einwanderung der Malepa vom Zambesi her schliessen. Nach ganz alten Ueberlieferungen hätten sie früher am Loathe-Flusse gewohnt. Loathe ist aber eine Zusammenziehung aus Leoathe und bedeutet Meer. Somit scheinen sie also einst an den Gestaden des Indischen Oceans gewohnt zu haben. Hier hatten sie dann Berührung mit den Arabern, wodurch die vielfach bei ihnen wahrzunehmenden mohamedanischen Anklänge sich zur Genüge erklären.

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass diese meine lückenhaften Mittheilungen über das interessante, aber vielfach noch räthselhafte Volk der Malepa Ihnen, verehrte Herren, nicht ganz werthlos sein mögen. —

Der Vorsitzende fragt, ob bei den Malepa eine künstliche Verunstaltung der Zähne geübt wird? —

Hr. Schlömann verneint dies. —

(23) Hr. H. Polakowsky spricht über

die Indianer der Republik Costa-Rica, speciell die Guatusos.

Die kleine Republik Costa-Rica in Mittel-America ist nicht nur durch ihre überaus günstige Lage im Centrum des Weltverkehrs von grosser politischer und commercieller Bedeutung, sondern sie bietet auch, als ein Theil der jüngeren, schmalen Länderbrücke zwischen den Continenten von Nord- und Süd-America, durch ihre auffallend reiche Flora und Fauna dem Naturforscher ein reiches Arbeitsgebiet. Mir war es in den Jahren 1875 und 1876 vergönnt, daselbst botanische Sammlungen zu machen. Von der Botanik kam ich bald auf die Pflanzen-

Geographie, dann auf die eigentliche Geographie und weiter durch die Entdeckungsgeschichte zu stets wachsendem Interesse für die Eingebornen des Landes.

Costa-Rica galt bis in die neueste Zeit für ein Land, das den Ethnologen wenig bieten könne. Aber die Reisen von Will. Gabb und besonders die des Bischofes Dr. Thiel und der Prof. C. Bovallius und H. Pittier, sowie die Entdeckung grosser Gräberfelder bei Aguascalientes, in der Nähe der alten Hauptstadt Cartago, und die späteren Ausgrabungen des Hrn. Matarrita (Nicoya) und des sehr eifrigen Direktors des Museo Nacional, D. Anast. Alfaro (Turrialba), haben uns in den letzten 10 Jahren besser belehrt, und wir wissen, dass an vielen Stellen (so auch besonders im Gebiete von Terraba und Boruca) Gräber, Gold-, Stein- und Thonobjecte der alten Bewohner zu finden sind. Seit etwa 10 Jahren bin ich bemüht, alle auf die noch vorhandenen Reste der alten Tribus bezüglichen Nachrichten und Daten, sowie Photographien über die Ausgrabungen und Alterthumsfunde von Costa-Rica zu sammeln. Wenn das vorliegende Material trotzdem ein lückenhaftes ist, so liegt dies zum Theil daran, dass mehrere der Herren, die in Costa-Rica bisher Ausgrabungen vornehmen liessen, der Ethnologie ganz fern standen und deshalb selbst über die Fundstätten ganz ungenügende Angaben machten. Aber in den letzten Jahren ist auch hierin eine vollständige Aenderung eingetreten.

Ich bin weder Linguist noch Anthropologe und meine Forschungen bewegten sich fast ausschliesslich auf dem historisch-geographischen Gebiete. Ich glaube, Geschichte und Geographie müssen die Basis für eine richtige Beurtheilung der Alterthumsfunde auch im spanischen America liefern, und ich bin bestrebt, vermittelst des Studiums aller auf den ersten Einbruch der Spanier in das südliche Mittel-America bezüglichen Documente festzustellen, welche Tribus zu jener Zeit, also von 1502 bis etwa 1575, in den verschiedenen Theilen des Landes wohnten. Diese Documente ergeben zugleich eine ziemlich genaue Kenntniss der Sitten und des Culturzustandes der betreffenden Tribus und ein Studium der späteren Documente, vom Ende des 16. und aus dem 17. und 18. Jahrhundert, ermöglicht die historische Ermittelung: wie und wann die verschiedenen Tribus durch die Spanier vernichtet wurden, ausstarben, oder wohin sie vor den Spaniern flohen, bezw. von denselben gewaltsam verpflanzt wurden. Soweit ich übersehen kann, sind derartige Untersuchungen erst in sehr beschränktem Umfange für mein Arbeitsgebiet angestellt und zur kartographischen Darstellung gebracht worden, und ich habe mir deshalb zur Aufgabe gestellt, diese in Gerland's Atlas der Völkerkunde sehr ungenügend behandelte Aufgabe[1]) ihrer Lösung näher zu führen.

Die hier ausgestellte, noch unfertige Karte zeigt die Wohnsitze der Eingebornen von Costa-Rica und seiner Grenzgebiete zur Zeit der Conquista. Die Sprachen sind durch verschiedene Farben markirt. Bei Abgrenzung derselben, d. h. bei der schwierigen Prüfung der Frage: welche Tribus gehörten noch zu dieser oder jener Sprache, haben mir die HHrn. Man. M. Peralta und Dr. Ed. Seler mit ihrem Rathe und besonders Hr. Peralta mit direkter Mitarbeit zur Seite gestanden, wofür ich diesen Herren auch hier meinen Dank sage. Hr. Peralta hat kürzlich eine ähnliche Karte, aber ohne Markirung der Sprachgrenzen, edirt; leider finden sich einige unzweifelhafte Fehler in der Bezeichnung der Tribus auf jener Karte[2]).

1) S. meine kurze Kritik im „Globus", Bd. LXI, Heft 15, 1892.

2) Mapa histor.-geográf. de Costa-Rica y del Ducado de Veraguas. Madrid 1892. S. meine Bespr. in Peterm. Mittheil. 1893, Heft 4, Literaturber. Nr. 291.

Ich gedenke, meine Karte mit erläuterndem und belegendem Texte später in Peterm. Mittheil. zu publiciren.

Zweck meiner heutigen Mittheilung an die Gesellschaft ist: die Aufmerksamkeit auf die noch vorhandenen Reste der Urbevölkerung und speciell auf die Guatusos zu lenken. Sehen wir zunächst, wo noch Indianerreste vorhanden sind und wo bisher Alterthümer gefunden wurden. Im Lande der Chorotegas, im heutigen Guanacaste und Nicoya, hat Hr. Juan J. Matarrita in den Jahren 1887 und 1888 über 600 Objecte aus Stein und Thon ausgegraben, welche die Regierung von Costa-Rica 1888 für das National-Museum angekauft hat. Einige der schönsten Stücke aus dieser Sammlung kann ich der Gesellschaft hier in Photographie vorlegen und der Bibliothek überweisen. Genauere Angaben über die Fundstätten habe ich nicht ermitteln können. Man glaubte, dass dieser Stamm der Urbewohner in Costa-Rica längst ausgestorben sei, und dies ist noch heute als richtig anzunehmen. Allerdings findet sich in der zweiten Lieferung der Flora von Costa-Rica, die jetzt von den HHrn. Durand und Pittier publicirt wird[1]), die Bemerkung, dass die letzten Repräsentanten der eingebornen Bevölkerung dieser noch wenig durchforschten Halbinsel im Aussterben begriffen seien. Auch schreibt mir Hr. Dr. Thiel, dass er reine Indianer in Nicoya gefunden habe, die aber ihre Muttersprache vollständig verloren hätten. Es handelt sich hier mit ziemlicher Sicherheit um Nachkommen der im 17. Jahrhundert gewaltsam nach hier verpflanzten Talamancas.

Weiter im Süden finden wir in Boruca und Terraba noch Nachkommen der Eingebornen, und zwar sind die Bewohner von Boruca und Palmar solche der Bruncas, und die von Terraba Nachkommen der Tervis oder Terrebes, die von ihren alten Wohnsitzen an der atlantischen Seite in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach hier verpflanzt wurden. Ueber beide Indianerdörfer und die Sitten und Sprache ihrer Bewohner liegen zahlreiche neue, allerdings schwer zugängliche Publicationen der HHrn. Dr. Thiel und Prof. Pittier vor, aus denen ich bereits einige Auszüge in Peterm. Mittheil. und (über die Sprachen) im Archiv f. Anthrop., Bd. XVI. publicirt habe. Die neueste linguistische Studie über diese Tribus, Ende 1893 von den HHrn. Pittier und Gagini edirt, kann ich der Gesellschaft vorlegen. – Ueber die Indianer im eigentlichen heutigen Talamanca besitzen wir die Schilderung von Gabb und Bovallius (leider in schwedischer Sprache); ausserdem sind zahlreiche Briefe und Reiseberichte des Hrn. Dr. Thiel in meinen Händen. Leider fehlt es an Photographien dieser Indianer, wie derer von Terraba und Boruca. 1876 erstand ich in San José die Photographie einer Indianergruppe, die ich hier vorlege. Es wurde mir vom Photographen gesagt, dass es sich um Bewohner von Ujarraz und Tucurrique handele. Zu meinem Erstaunen fand ich dann aber später die drei mittleren Indianer jener Gruppe von Bovallius als Talamancas abgebildet. Sonst habe ich nur noch eine leidliche Abbildung einer Talamanca-Indianerin mit ihrem Sohne (vgl. S. 73) in der Geographie von Costa-Rica des Hrn. Montero Barrantes finden können[2]). — Die nordöstlich von den eigentlichen Talamancas am Estrella- oder North-River und seinen Zuflüssen wohnenden sog. Etrella-Indianer hat Hr. Bischof Thiel wiederholt und zuletzt 1890 besucht. Den sehr interessanten Bericht werde ich in meiner grossen Arbeit in Petermann's Mittheil. benutzen, desgleichen die Ergebnisse der ferneren Besuche der Chirripo's[3]).

1) Primitiae Florae Costaric. Bruxelles, Jardin botan. de l'État 1893.

2) Franc. Montero Barrantes Geográfia de Costa-Rica. Barcelona 1892.

3) Der Bischof von Costa-Rica bei den Chirripó-Indianern. Peterm. Mittheil. 1883, Heft VIII.

Die halbcivilisirten Indianer von Cot, Ujarras, Tucurrique und Orosi sind die Nachkommen der 1710 und später gewaltsam aus Talamanca nach der Hochebene von Cartago gebrachten aufständischen Eingebornen. Im Lande der Guetares, bei Aguacaliente und Turrialba, sind grosse Gräberfelder und in denselben viele Objekte aus Gold, Stein und Thon entdeckt worden. Eine reiche Sammlung von Photographien dieser Objekte habe ich 1888 dem Amerikanisten-Congresse vorgelegt.



Wir kommen nun zu den Guatusos. Ueber den Ursprung dieser Tribus giebt W. Gabb in seiner werthvollen Arbeit über die Indianertribus und Sprachen von Costa-Rica, die sicher als die Basis der modernen ethnologischen und linguistischen Forschungen zu bezeichnen ist, keine Auskunft. Er bringt nur eine Zusammenstellung der verschiedenen, von angeblich gut informirten Leuten in Costa-Rica und Nicaragua erzählten Legenden über die Sitten dieser Indianer. Leon Fernandez kritisirt die phantastischen und unwahren Angaben, wonach zahlreiche Guatusos eine mehr oder weniger weisse Hautfarbe und blonde Haare haben und von den vor 2 Jahrhunderten vor den Filibustiern aus Esparza geflohenen Spaniern abstammen sollen. 1856 wurde eine kleine costaricanische Truppe unter Anführung des Oberst Pio Alvarado, die zufällig in das Gebiet der Guatusos kam, heftig angegriffen. Die Thatsache dieses Zusammenstosses war die letzte sichere Nachricht, welche bis 1882 über die Guatusos vorliegt. Der Besuch, den der Bischof von Nicaragua, D. Esteb. Lorenzo de Tristan, den Guatusos 1782 abstatten wollte, misslang vollständig. Die Expedition verlor 3 Mann, mehrere wurden von den Pfeilen der Indianer verwundet und mussten umkehren, ohne mit den Guatusos in nähere Beziehungen getreten zu sein. Bei P. G. Pelaez (Mem. para la hist. del ant. reyno

de Guatem. Tom. III), finden wir einen dürftigen Auszug aus dem Berichte des Lorenzo de Tristan.

Bezüglich des Ursprunges der Guatusos stimme ich der Ansicht des Hrn. L. Fernandez zu, wonach sie die Reste der zwischen dem Sarapiquí und Pocosol wohnenden Votos sind, die 1666 vom Gobernador J. López de la Flor gewaltsam nach der Hochebene von Cartago (Atirro) versetzt wurden. Ein grosser Theil der Votos rettete sich vor dem Einfangen durch die spanischen Soldaten nach Westen und siedelte sich im Gebiete der Guatusos an. — Schon seit Ende der 60er Jahre dieses Jahrhunderts waren Kautschuksucher aus Nicaragua am unteren Laufe des Rio Frio mit Guatusos zusammengestossen und hatten die Indianer gezwungen, ihre Wohnungen und Pflanzungen zu verlassen, sich am oberen Theile des Stromes und an seinen Zuflüssen neue anzulegen. Später, zu Ende der 70er Jahre, entwickelte sich ein wahrer Menschenhandel, indem die Kautschuksammler Frauen und Kinder der Guatusos fingen, die Widerstand leistenden Männer erschossen und ihre Gefangenen dann in Nicaragua verkauften. Etwa 300 Guatusos sollen in derartiger Stellung als „Diener und Dienerinnen" (Einkaufspreis 30—50 Pes.) im Jahre 1882 im südlichen Nicaragua gelebt haben. Erst dem energischen und menschenfreundlichen Auftreten des heutigen Bischofs von Costa-Rica, des Hrn. Dr. B. A. Thiel, dem wir die besten Nachrichten über die Guatusos und die übrigen Indianer des Landes verdanken, gelang es seit etwa 8 Jahren diesen Sklavenjagden und dem Menschenhandel ein Ende zu machen, einige Guatusos zu befreien und wieder in ihre Heimath zu bringen. Diese Menschenjäger und ihre Abnehmer hatten natürlich ein Interesse daran, die Guatusos als bedauernswerthe, thierähnliche Wesen zu schildern, denen durch die Taufe und die Aufnahme in die Wohnungen der „gebildeten Nicaraguenser" eine grosse Wohlthat erwiesen würde. — Gabb giebt zum Schlusse seiner Schilderung kurze und richtige Daten über den Ackerbau und die (sehr primitive) Kleidung der Guatusos.

Was wir bis heute positiv über die Guatusos wissen, verdanken wir ausschliesslich dem Eifer Sr. Eminenz des Hrn. Bischofs von Costa-Rica, der unermüdlich bestrebt ist, allen heidnischen und wilden Bewohnern seiner Diöcese das Christenthum und die Civilisation zu bringen. Den ersten Besuch machte Dr. Thiel in grösserer Begleitung, worunter die HHrn. L. Fernandez und J. M. Figueroa hervorzuheben sind. Ueber diese erste Reise zu den Guatusos liegt ein ausführlicher Bericht des Priesters Franc. Pereira, den Dr. Thiel und L. Fernandez als richtig anerkennen, vor [1]). Die Expedition brachte zwei Guatusos nach der Hauptstadt, die im Hause des Bischofs gut verpflegt wurden, bald etwas spanisch erlernten und das meiste Material zu dem von Dr. Thiel Ende 1882 publicirten Vokabular der bis dahin fast unbekannten Guatusosprache lieferten. Leider starb der älteste der beiden Männer schon 4 Wochen nach seiner Ankunft in San José am Fieber. Dr. Thiel war bereits im Juni und Juli 1882 wieder bei den Guatusos, brachte den bei der ersten Expedition aufgegriffenen Indianer und eine Indianerin, die er im Fort San Carlos aus der Sklaverei befreit hatte, zurück und trat durch deren Vermittelung endlich mit den Tribus in freundschaftlichen Verkehr. Hier tauschte er besonders Steinäxte, Holzmesser, Pfeile und Bogen ein. Die Indianer legten besonderen Werth auf Aexte und Macheten. Im Februar 1883 ging Dr. Thiel zum dritten Male zu den Guatusos und im Januar 1884 zum vierten Male [2]). Er-

1) Colecc. de Docum. para la Hist. de Costa-Rica. Tom. III, San José, 1883, p. 311—324.

2) Ueber diese vierte Reise besitze ich den Bericht des Priesters Jerón. Fernandez in der Wochenschrift: „El eco católico de Costa-Rica", Tom. III, num. 58 u. 60, den ich bereits in Petermann's Mittheil. 1885, Heft 6, publicirt habe.

zeugnisse der Industrie der Guatusos hatte Dr. Thiel in grosser Anzahl gesammelt; durch seine Verbannung (Mitte 1884 bis August 1886) ging aber diese erste Sammlung fast ganz verloren. Dasselbe geschah mit den Aufzeichnungen in Folge der Beschlagnahme aller Papiere und der beschleunigten Abreise. Durch die drei letzten Reisen hatte der Bischof das Zutrauen der Indianer derartig gewonnen, dass sie, wie er mir schrieb, „fast alle 14 Tage in Schaaren bis nach San José kommen, um den Bruder der Sonne (tzaca tóju) zu besuchen und sich Kleider und Geräthschaften zu holen". Von 1884—1887 stand eine kleine Garnison bei den Guatusos, um sie gegen die Angriffe der Kautschuksammler (huleros) aus Nicaragua zu schützen. Ihnen gelang es auch, die Indianer zu bestimmen, ihre Häuser, zu ihrem besseren gegenseitigen Schutze, in kleinen Dorfern vereinigt anzulegen. Ende 1887 wurde diese Garnison aber wieder eingezogen, weil die Soldaten den Weibern der Guatusos nachstellten, worüber diese Klage führten. Nach seiner Rückkehr nach Costa-Rica hat Dr. Thiel, soviel mir bekannt, die Guatusos noch zwei Mal besucht. Auf eine Anfrage bezügl. des heutigen Culturzustandes der Guatusos schrieb mir Hr. Dr. Thiel am 16. October 1893: „Die Guatusos befinden sich noch ziemlich in demselben Zustande, worin ich sie im Jahre 1882 angetroffen habe. Gewöhnlich kommen alle Monate 10—15 nach meinem Hause. Sie kommen, um sich Kleider, Pulver, Blei und Gewehre zu holen. Meist kommen sie nackt an, nur mit dem Gürtel von Mastate[1] bekleidet. Einige sprechen schon einige spanische Wörter. Ihre Zahl wird sich wohl auf 200 belaufen. Ihre Sprache ist noch nicht genug studirt, bisher weiss ich noch nicht, zu welcher Sprachfamilie dieselbe gehört. Die Wörter di = Wasser und uh = Haus deuten auf Verwandtschaft mit den Vizeitas; weitere Analogien habe ich aber nicht gefunden. Die Idee des Hrn. Peralta, die Guatusos hätten früher auf der Halbinsel Nicoya gewohnt bei Bagaces und dem heutigen Liberia, sagt mir sehr zu. Es ist möglich, dass dieser Stamm sich bis nach Barba ausgedehnt hat."

Ausser wenigen zerbrochenen oder beschädigten machetes, welche die huleros fortgeworfen hatten, bedienten sich die Guatusos bis zu ihrer Entdeckung durch die Expeditionen von 1882 zu ihren Arbeiten der Steinäxte und der Holzmesser[2]. Aber diese Instrumente haben sie jetzt, wo sie viele Aexte, Macheten und eiserne Töpfe eingetauscht, bezw. zum Geschenk erhalten haben, meist fortgeworfen. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, wie leicht die Indianer den Nutzen und den Gebrauch der Metallwerkzeuge erlernten. Zum Schutze gegen die huleros hat man ihnen Feuerwaffen (in neuester Zeit) gegeben, die sie zu gebrauchen wissen. Gegen die Costaricenser betragen sie sich durchaus demüthig und bescheiden.

Nach den verschiedenen Berichten und den Briefen des Hrn. Dr. Thiel und einigen Aufsätzen in der Gac. Ofic. de C.-R. will ich nun das Wichtigste über die Lebensweise dieser Indianer hier anführen. Zunächst übergebe ich der Gesellschaft die Photographie der ersten Gruppe von Guatusos, die nach San José kam, und lege zugleich die Abbildung einer anderen kleineren Gruppe, die sich im Buche des Hrn. Montero Barrantes findet, vor (S. 73). — Die Häuser sind quadratisch, jede Seite 20 varas (zu 0,84 m) lang und die Dächer mit der cola de gallo[3] bedeckt. Diese Wohnhäuser werden in den Berichten bald als palenques, bald als ranchos bezeichnet. Die Todten werden in den Häusern beerdigt, Waffen und

1) Aus dem Baste des Kautschukbaumes (Castilloa elastica) verfertigten Schürzen und Decken.

2) Aus der Iriartea durissima Ord. und Guilielma utilis Ord.

3) Den wissenschaftlichen Namen dieser Pflanze habe ich nicht ermitteln können

Geräthe beigelegt. So fand man in einem Grabe eines der ersten Gewehre, welches der Bischof den Indianern geschenkt hatte. Der Bischof liess bei der ersten Reise ein frisches Grab öffnen. Der ausgestreckte Leichnam lag in Blätter gewickelt auf einer Schicht von Holzstäben und Blättern; eine gleiche Schicht bedeckte das Cadaver und verhinderte die direkte Berührung mit der Erde. Ueber die religiösen Vorstellungen der Guatusos habe ich nur eine Angabe ermitteln können. Als der Bischof beim Abschlusse seines zweiten Besuches mit Hülfe des Dolmetschers den Indianern den ersten Vortrag über einen einzigen, allmächtigen Gott und über die Erschaffung der Welt hielt, machten einige der Zuhöhrer Opposition und erklärten, ihr Zauberer und Priester (brujo im Berichte) habe ihnen die Schöpfung ganz anders erklärt, ihnen gesagt: „Tocu, welcher Tójic — die Sonne — beherrsche, habe einst die Erde aus einem grossen Loche genommen, dann die Bäume und übrigen Pflanzen gesäet und darnach Thiere und Menschen geschaffen."

An Utensilien wurden vorgefunden: grosse Netze, Hängematten, Körbe, Trinkschalen und Töpfe (guacales) aus der Fruchtschale der Crescentia Cujete L., grosse Thontöpfe bis 1 vara hoch und zuweilen gut mit einem Deckel verschlossen, Macheten und Keulen aus hartem Holze, Bogen und Pfeile, letztere aus dem Holze der Guilielma útilis Ord. mit im Feuer gehärteten Spitzen. Die Wohnhäuser waren umgeben von grossen Pflanzungen von Bananen, Mais, darunter eine Spielart mit Kolben von nur $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge, Zuckerrohr, Yuca, Cacao, Pejivalle (Guilielma útilis Ord.), Tabak, agi (richtiger ají, Capsicum baccatum L. und C. frutescens L.). Die Pflanzungen werden gemeinsam von sich alle 2 Stunden ablösenden Abtheilungen bearbeitet. Die grünen Blätter des Tabaks werden mit ají gekocht und so von den Männern genossen. Die Stelle des Salzes vertritt Kreide, gebranntes Hirschhorn. —

(24) Hr. F. W. K. Müller legt eine Photographie vor, darstellend

eine Wajang-Aufführung,

sowie einige Wajang-kulit-Figuren (javanische Schattenspiel-Figuren aus Leder), zum Vergleich mit der Reproduction des z. Z. in Gurlitt's Salon ausgestellten Bildes von Jan Toorop „Die drei Bräute". Dieses Bild eines „Malaien" (d. h. doch wohl in diesem Fall: Javanen) war schon im vorigen Jahre in München ausgestellt und hatte durch das Thema, mehr noch durch die fremdartige Ausführung und die sonderbaren Erläuterungen des Malers nicht geringes Aufsehen erregt. Gegenüber den wunderlichen Erklärungsversuchen der Journalisten hebt Referent hervor, dass die barocken Gestalten dieses Bildes sich am Besten aus javanischen Vorstellungen und Formen, die dem Maler unwillkürlich vorgeschwebt haben müssen, erklären lassen. Die langen, mageren, schlenkernden Glieder der Figuren auf dem Bilde, die schmalen Gesichter mit spitzem Kinn und spitzer Nase finden ihr Prototyp in den Wajang-Figuren. Die gleichmässige Reihe der Gestalten im Hintergrunde des Bildes entspricht vollkommen dem Aufmarsch der Figuren im Schattenspiel. Auch die links und rechts oben auf dem Bilde befindlichen Glocken erinnern stark an die entsprechend aufgestellten Gongs, bezw. sonstigen Musikinstrumente auf der Photographie. Vor allem ist aber zu bemerken, dass man auf Toorop's Bild gar keinen Körper zu sehen vermeint, sondern flache, dünne Puppen, die fast alle in einer Ebene zu liegen scheinen, eben genau entsprechend dem Wajang. —

(25) Hr. F. W. K. Müller legt ein

japanisches Buch, Gespenster-Darstellungen enthaltend,

vor. Dieses von Hrn. Dr. Ehrenreich von seiner letzten Reise mitgebrachte Werk „Sechsunddreissig wunderbare Begebenheiten" von Yoshitoshi gemalt. Tokyo 1892. gr. 8°) ist bemerkenswerth, einmal wegen der vorzüglichen Ausführung, welche beweist, dass, wenn auch die Malerei in Japan im Allgemeinen zurückgegangen sein mag, die moderne Buchillustration sich noch würdig neben die älteren Leistungen auf diesem Gebiete stellen darf, — sodann wegen der dargestellten Scenen selbst. Die japanische Märchen- und Gespensterwelt ist dem deutschen Publikum durch Brauns und Junker v. Langegg bekannt gemacht worden, leider aber sind deren Werke ohne Illustrationen, die etwa den zahllosen japanischen Volksbüchern zu entnehmen gewesen wären. Ein derartiger Illustrations-Versuch ist von Griffis (Japanese fairy-world) unternommen worden, jedoch gänzlich misslungen. Auch die Zeichnungen in Mitford's Geschichten aus Alt-Japan sind von der mittelmässigsten Art und geben keinen Begriff von den Leistungen der Japaner auf diesem Gebiete. Ich glaube deshalb den Besitzern der genannten, bekannten Bücher einen Dienst zu thun, wenn ich sie durch eine kurze Inhaltsangabe auf dieses hervorragend schöne Bilderwerk aufmerksam mache.

Aeusserlich weicht dies Album von den gewöhnlichen Büchern dadurch ab, dass es nicht auf dem Rücken zusammengeheftet ist, sondern nach Art der buddhistischen Texte einen langen Streifen bildet, der zickzackförmig zusammengelegt ist. —

Es gelang mir nicht, alle sechsunddreissig dargestellten Scenen zu identificiren, da ich mehrere weder bei Brauns, Langegg, Appert (Ancien Japon), Anderson (Catalogue of Japanese and chinese paintings in the British Museum), noch in den wenigen, mir zur Zeit zu Gebote stehenden japanischen populären Büchern erwähnt finde. Ueberdies setzen die kurzen, am oberen Rande der Bilder stehenden Bemerkungen die betreffende Erzählung als bekannt voraus. Erläuterungen wie z. B. zu Nr. 21: „Nitta Tadatsune sieht in einer Höhle wunderbare Dinge," genügen für den japanischen Betrachter; dem Europäer, der auf dem Bilde nur einen in eine Höhle hineinleuchtenden Mann erblickt, ist freilich mit einer solchen Erklärung nicht geholfen. — Dasselbe gilt für Nr. 2: „Das Reiher-Mädchen." — Nr. 3 stellt das Abenteuer des Takeda Katsuchiyomaru [später Takeda Harunobu niudō[1]) Shingen genannt] dar, welcher einst Nachts ein „Holzpferd" (Sattelgestell) wiehern hörte. Als der Knabe es muthig angriff, entpuppte es sich als ein grosser Tanuki (Nyctereutes viverrinus). So im: Eiyū musha burui von Kuniyoshi p. 17 und Ehon sakigake musha bukuro p. 19—20. Die Rolle, welche Tanuki's und Füchse im chinesischen und japanischen Aberglauben spielen, ist bekannt. Es genüge, hier auf Brauns, S. 26, 33, 371 und Mayer's Chinese readers manual p. 61 zu verweisen. — Nr. 4: Omori Hikohichi trägt ein schönes Mädchen durch das Wasser. Der Schatten, den das Mädchen wirft, zeigt ihm, dass er in Wirklichkeit einen gehörnten Teufel auf dem Rücken trägt. Vergl. Anderson, Catalogue p. 60. Spiegelbilder und Schatten zeigen in diesen Spukgeschichten immer die wahre Gestalt des verkappten Gespenstes an. S. unten Nr. 16 und 20.

1) Niudō, eigentlich = der den Weg, sc. den buddhistischen Erlösungsweg (mārga, maggo), betreten, also die Welt verlassen hat. This word was used anciently as a title. Hepburn. — Kurze Notiz über Takeda Shingen († 1573) bei Anderson, Catalogue etc. p. 309.

Nr. 5: der Geist des Seigen. — Nr. 6: ein Oni (Teufel) in Gestalt eines alten Weibes flieht mit dem ihm von Watanabe abgehauenen, durch List wieder erlangten Arm durch die Luft davon. Vgl. Brauns, S. 218, J. v. Langegg, Theegeschichten, S. 71, Mitford, I., p. 176, Anderson, p. 60. — Nr. 7: Oniwakamaru späht nach einem riesigen Karpfen aus. In anderen Büchern ist es ein ungeheures Krokodil, welches von ihm getödtet wird. Im Buyū sakigake dzuye des Keisai Eisen besteht Watanabe dieses Abenteuer. Oniwakamaru ist der Knabenname des berühmten Mönches und Helden Benkei. Vergl. Anderson, p. 118. — Nr. 8: Komachi. Vgl. Anderson, p. 121. — Nr. 9: Tametomo, der berühmte Bogenschütze, verjagt die Blattern-Dämonen. Ueber Tametomo, vergl. Brauns, S. 222—224, Anderson, p. 381. — Nr. 10: Inohayata tödtet im kaiserlichen Palast das Nuye genannte Ungeheuer. Vergl. Brauns, S. 217, J. v. Langegg, Theegeschichten, S. 114, Anderson, p. 389. — Nr. 11: die von ihrem treulosen Liebhaber verlassene Kiyohime verwandelt sich am Hidaka-Flusse in eine Schlange. Vergl. Brauns, S. 341, J. v. Langegg, S. 181, Anderson, p. 60. — Nr. 13: Shōki, der Dämonenjäger, ergreift im Traume des chinesischen Kaisers die Gespenster. Vgl. über diese Persönlichkeit (in chinesischer Aussprache: Tschung-k'wē) Anderson, p. 524, Mayer's Chinese readers manual, s. v. — Nr. 14: Jigoku Taifu, durch Erscheinungen erschreckt, bekehrt sich. Offenbar ist dies die Courtisane Reigan, welche, nach der auf ihrem Gewande abgebildeten Hölle, den Beinamen „Höllen"-(jigoku)-Reigan führte. Vergl. Anderson, p. 219. — Nr. 16: Taira no Koremochi's Abenteuer auf dem Togakushi-Berge. Neben dem Helden steht ein schönes Mädchen, welches aber in Wirklichkeit, wie das Spiegelbild in der vor Koremochi stehenden Schale zeigt, ein scheusslicher Oni (Teufel) ist. Etwas abweichend ist dieses „Abenteuer auf der Jagd unter den Ahornbäumen" erzählt bei Brauns, S. 213. — Nr. 17: ein Brunnengespenst darstellend, bezieht sich wohl auf die bei Brauns S. 428 mitgetheilte Geschichte von der Dienerin Kiku (Chrysanthemum), welche von ihrem Herrn wegen eines zerbrochenen kostbaren Geschirrs so lange gepeinigt wurde, bis sie ihren Tod in dem Brunnen suchte. Ihr Geist spukte nun allabendlich im Hause umher, bis sie von dem Priester Mikadzuki Shōnin versöhnt wurde. Vergl. a. Mitford, II., p. 56, Anderson, plate 22. — Nr. 18: Fujiwara no Hidesato erschiesst im Drachenpalast den riesigen Tausendfuss (mukade). Vgl. Brauns, S. 331, Anderson, p. 169, J. v. Langegg, Segenbringende Reisähren, III, S. 155. — Nr. 19: Genda Yoshihira's Geist tödtet den Nambajirō im Nunobiki-Wasserfalle. Im Eiyū musha burui findet sich die folgende Notiz: Genda Yoshihira, der älteste Sohn des Yoshitomo, hatte an Tapferkeit auf der Welt nicht Seinesgleichen. Trotzdem wurde er im Wechsel des Kriegsglücks in Folge seiner Ungeschicklichkeit von den Taira-Clan-Leuten gefangen genommen. Nachdem er nun getödtet worden war, wurde sein Hass zu Donner und erschlug den Namba Tsunefusa (Genda Yoshihira wa Yoshitomo no chakunan buyū tenka ni narabu mono nashi saredomo buun tsutanaku shite Heike ni ikedorarete chu serareshikaba onnen ikadzuchi to natte Namba Tsunefusa wo uchikorosu). — Nr. 20: Kudzu no ha kitsune. Der Schatten einer Frau zeigt, dass letztere eine Füchsin ist. Vgl. oben Nr. 3. Die dazugehörige Erzählung ist mir nicht bekannt. — Nr. 21: Nitta Tadatsune sieht in einer Höhle wunderbare Dinge. — Nr. 22: Kiyomori sieht in Fukuwara die Schädel vieler hundert Menschen. Auf dem Bilde ist allerdings nur ein ungeheurer Schädel mit schwarzen, gelbgeränderten Augen zu bemerken. — Nr. 23: der Tödte-Stein (sesshō seki) auf der Bergwiese von Nasuno. — Nr. 25: Ratten im Kloster Miidera, buddhistische Bücher zernagend. — Nr. 27: die Päonien-Laterne, zwei weibliche Gespenster. — Nr. 28: der Geist des Taira no Tomomori

auf den Wellen einherschreitend und, wie man aus Kuniyoshi's zatsugwa atsume ersieht, im Begriff das Boot anzugreifen, in dem Yoshitsune und Benkei fahren. — Nr. 29: das Zwiegespräch mit den Waldkobolden (tengu) des Hiko-Berges (Hikosan). — Nr. 32: Minamoto no Yorimitsu oder Raiko tödtet die Erdspinnen (tsuchigumo). Vgl. Brauns, S. 219, J. v. Langegg, Theegeschichten, S. 72, Anderson, p. 146, 141. — Nr. 33: der Geist einer treuen Frau unter dem Wasserfall. — Nr. 34: die Geschichte von dem „heilbringenden und talentvollen Theekessel" im Kloster Morinji. Vergl. Brauns, S. 43, Mitford, I., p. 295. — Zu Nr. 36: vergl. Brauns, S. 22, Mitford, I, p. 295. —

(26) Hr. G. Fritsch stellt einen durch gütige Vermittelung der Deutschen Colonial-Gesellschaft nach Berlin gekommenen

Berg-Damara

vor und erläutert das mit dem Auftreten dieses Stammes als Bevölkerungsinsel inmitten von anderen abweichenden Stämmen verbundene ethnographische Räthsel.

Die Heimath der Berg-Damara, südlich vom eigentlichen Lande der Herero und östlich vom Gross-Namaqaland, bezeichnet nach den historischen Quellen das Centrum eines grossen Völkerwirbels, indem östlich davon die Stämme (Kaffern und Bechuana) von Norden nach Süden, westlich von Süden nach Norden (Namaqua unter dem Druck der europäischen Colonisation), nördlich aber von Nordost nach Südwest vordrangen (Herero).

So konnte sich, da die vereinzelten Horden der Buschmänner eindringenden Fremdlingen sicherlich keinen ernsten Widerstand entgegengesetzt haben, in den bezeichneten Gegenden eine Art von Freiheits-Asyl bilden, in welches zweifelhafte Elemente hineinströmten.

In der That sind die Berg-Damara, die sich selbst Hau-Koin oder Mou-Koin (ächte oder schwarze Menschen) nennen, ethnographisch nicht wohl unterzubringen. Die eigentlichen Herero wollen nichts von ihnen wissen, ebenso wenig die Nama, obwohl sie die Sprache der letzteren angenommen haben. Ihr Aussehen stimmt auch nicht mit ihrer Sprache, denn sie sehen eher verkommenen Bechuana's ähnlich. Auch die Annahme, dass sie etwa die Reste einer besonderen Urbevölkerung bilden, ist hinfällig, da bisher weder eine eigene Sprache, noch eine selbständige Lebenshaltung bei ihnen nachgewiesen wurde. Im Gegensatz zu den Buschmännern sind sie schlechte Jäger und treiben mit Vorliebe Vieh-Diebstahl; es mussten also doch von Alters her Leute um sie herum wohnen, denen sie Vieh stehlen konnten.

Der vorgestellte, etwa 15 Jahre alte Knabe stammt aus dem Kaoko-Feld und wurde durch Hrn. Fischer vor dem Untergange bewahrt; sein Vater heisst „Nanup" (Regen), die Mutter „Kauwis" (die Scherzende), er selbst „Kajakup" (der grosse Zweifler), — alles Nama-Worte.

Die Gesammthöhe des Körpers beträgt 154,3 *cm*; die Hautfarbe ist ein Kaffeebraun von ziemlicher Dunkelheit; die Farbe soll jetzt heller sein, als zur Zeit der Aufnahme.

Der Gesammthabitus zeigt keine Spur vom Buschmann-Typus, was man von vornherein vielleicht erwartet hätte; nur das Fehlen von zwei Gliedern des zweiten Fingers der linken Hand als Familienabzeichen erinnert an eine Buschmannsitte, die Kinder zu zeichnen.

Der Schädel zeigt die dolichocephale Bildung der Bechuana-Stämme, ebenso wie das längliche Gesicht und die mässig vortretenden Backenknochen mit der wenig aufgestülpten breiten Nase und dem breiten Munde. Auch die Prognathie

ist für einen südafrikanischen Eingebornen von mittlerem Grade. Ohrläppchen deutlich ausgebildet. Zähne normal. Sehr auffallend und gänzlich abweichend von der Buschmannbildung sind die bemerkenswerth langen Hände und Füsse mit kräftig entwickelten Phalangen; besonders die Finger sind plump gebildet, die Hand selbst ziemlich breit; beim Fuss ist die Längsausdehnung auffallender, die zweite Zehe die längste. An den Genitalien ist der Penis ziemlich lang mit normalem Präputium, die Färbung der Inguinalgegend überhaupt sehr dunkel, ebenso wie die Achselhöhlen, während die Füsse fast die Hottentotten-Farbe zeigen, Fusssohlen und Handteller, wie gewöhnlich, besonders hell sind.

Interessant ist auch, im Vergleich mit anderen afrikanischen Urbevölkerungen, die Behaarung. Das kurz gehaltene, sehr drahtige, schwarze Kopfhaar ist unregelmässig und wenig eng spiralig gedreht, so dass erst längere Partien sich zu Strähnen zusammen gruppiren, wie es bei den Bechuana sehr häufig ist. Die Achselhöhlen und Pubes zeigen ziemlich kräftige, ebenfalls gedrehte Haarbüschel, ausserdem aber findet sich am Körper eine sehr bemerkenswerthe Vertheilung der Lanugo. Diese Bedeckung mit vereinzelten, kurzen, aber ziemlich steifen Härchen erscheint in der Bauchregion am stärksten, nächstdem in der Kreuzbeingegend. Nach oben gegen die Brust wird diese Behaarung viel schwächer und ist oberhalb der Brustwarzen kaum mehr bemerkbar, ebenso wenig, als im Nacken, d. h. also gerade in den Gegenden, wo die jüngst vorgestellten nordafrikanischen Zwergmädchen solche erkennen liessen.

So ergiebt die ganze Betrachtung des Knaben, dass er verschiedene Merkmale umwohnender Stämme in schwankender Ausbildung darbietet, während die Anschauung, in ihm den Vertreter eines Restes von Urbevölkerung zu sehen, keinerlei sicheren Anhalt hat. Seine Untersuchung scheint daher geeignet, die oben entwickelte Vermuthung zu unterstützen. —

Der Vorsitzende spricht Hrn. Sichel, der den Knaben uns zugeführt hat, und Hrn. Bokemeyer, dem Secretär der deutschen Colonial-Gesellschaft, der die Vermittelung gütigst übernommen hat, den freundlichen Dank der Gesellschaft aus. —

(27) Angekaufte Schriften:

1. Zannoni, A., Arcaiche abitazioni di Bologna mit Atlas. Bologna 1893.
2. Biddulph, J., Tribes of the Hindoo Koosh. Calcutta 1880.
3. de Bonstetten, M. G., Recueil d'antiquités Suisses. Leipzig 1855. — Supplément. Lausanne 1860. — Second supplément. Lausanne 1867.
4. de Crozals, J., Les Peulhs. Paris 1883.
5. Crawfurd, J., History of the Indian Archipelago. Edinburgh 1820. 3. Bd.
6. Dalton, E. T., Descriptive Ethnology of Bengal. Calcutta 1872.
7. Dawkins, W. B., Early man in Britain. London 1880.
8. Derselbe, On the habits and condition of the two earliest known races of men. o. O. 1866.
9. Faidherbe et Topinard, P., Instructions sur l'anthropologie de l'Algérie. Paris 1874.
10. Guppy, H. B., The Solomon Islands and their Natives. London 1887.
11. Lüders, C. W., Der grosse Goldfund in Chiriqui im Jahre 1859. Hamburg 1889.
12. Mc Mahon, A. R., The Karens of the Golden Chersonese. London 1876.

Sitzung vom 17. Februar 1894.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Der Ausschuss der Gesellschaft hat Hrn. W. Schwartz wiederum zu seinem Obmann erwählt. —

(2) Am 25. Januar ist eines unserer ältesten und treuesten Mitglieder, Andreas Aug. von Le Coq, 66 Jahre alt, gestorben. Nachdem er schon vor einiger Zeit einen apoplektischen Anfall erlitten hatte, dessen Folgen nicht ganz beseitigt waren, ist er einem fulminirenden Schlage erlegen. Er gehörte zu den Männern, die, weit über die Interessen des Tages hinaus, für jeden Fortschritt des menschlichen Wissens sich begeistern und dafür auch Opfer zu bringen bereit sind. Seine Neigung zu ethnologischen Studien wurde durch einen längeren Aufenthalt in Ost-Asien, namentlich in China, geweckt; ihre praktische Bethätigung datirt hauptsächlich seit der Zeit, wo unser neues ethnologisches Museum eingerichtet wurde. Mit seiner Hülfe gelang es unserem Freunde Bastian, das „Ethnologische Comité" in's Leben zu rufen, das so grosse Leistungen aufzuweisen hat. Die Erinnerung an den kürzlich verstorbenen Leiter desselben, Isidor Richter, wird immer mit der an unseren guten Le Coq verknüpft bleiben. —

Am 7. Februar ist uns der berühmte Aegyptologe Johannes Dümichen in Strassburg entrissen worden. Es ist lange her, als er uns seinen bemerkenswerthen Vortrag über den Gebrauch der Steinwerkzeuge bei den alten Aegyptern hielt (Sitzung vom 11. März 1871). Bald darnach verliess er uns (1872), um die neu begründete Professur in Strassburg zu übernehmen. Aber er ist uns bis zu seinem Tode treu geblieben und eine Reihe bedeutender Arbeiten hat seitdem Zeugniss gegeben von der grossen Arbeitskraft, mit der er die Geheimnisse des alten Wunderlandes zu entziffern wusste. —

Aus der Zahl unserer correspondirenden Mitglieder ist Professor Juan Vilanova y Piera in Madrid dahingeschieden. Seine Fachwissenschaft, die Geologie, hatte ihn früh dahin geführt, auch die Prähistorie seines Vaterlandes in's Auge zu fassen; er war einer der ersten, welche die Kupferzeit zu studiren anfingen. Wir kannten ihn seit lange als einen der eifrigsten Förderer der internationalen Congresse, über welche er eine Reihe wichtiger Berichte veröffentlicht hat; ganz besonders ragte er hervor auf den Congressen für prähistorische Archäologie durch die Unabhängigkeit und Sicherheit seines Urtheils. —

(3) Nicht weniger Verluste, und recht schwere, hat unsere Wissenschaft durch den Tod von Gelehrten erlitten, die uns durch ihre Theilnahme an unseren Arbeiten sehr nahe standen.

Unter ihnen ist in erster Linie zu nennen Prof. August Hirsch, der manches Jahr hindurch unser Mitglied war. Nach einem langen und schweren Krankenlager ist er am 28. Januar im 77. Lebensjahre gestorben. Seine Specialwissenschaft, die Geschichte und Geographie der Krankheiten, brachte ihn vielfach in nächste Berührung mit den Aufgaben, die wir verfolgen. Seine Betheiligung an den Diskussionen über die Acclimatisation im Jahre 1886, zu der Zeit, als die Vorstellungen über Colonisation noch in wirrem Gemisch die Leidenschaften unserer Landsleute beherrschten, wird unvergessen bleiben. Er war ein durchaus selbstgemachter Mann, dessen ruhiges Urtheil durch tiefe Gelehrsamkeit bestimmt wurde, und der stark genug war, dasselbe auch durch alle Trübungen des Tages hindurch aufrecht zu erhalten. Für die Ordnung und Sicherung des gelehrten Wissens in der Medicin hat er Grosses geleistet. —

Am 3. Februar endete, unerwartet schnell, das Leben des Dr. Carl Wenzel in Mainz, des Vorsitzenden im Localausschuss des römisch-germanischen Central-Museums, das er mit seinem unvergesslichen Freunde Lindenschmit gegründet hatte. Obwohl 73 Jahre alt, war er doch noch bis in die vorletzte Woche in voller Thätigkeit geblieben. Mitten in der ärztlichen Thätigkeit als Spitalarzt, die er als Nachfolger eines bedeutenden Vaters nie aufgegeben hatte, erkrankte er an einer scheinbar leichten Lungenentzündung, aber trotz anscheinender Besserung erfolgte, im Beisein der Aerzte, eine schnell tödtliche Herzlähmung. Seinen Bemühungen ist es vorzugsweise zuzuschreiben, dass für die Entwickelung und die gesicherte Fortführung des wichtigen Museums sowohl Seitens der Stadt Mainz und der hessischen Regierung, als namentlich Seitens des deutschen Reiches immer ausgiebigere Mittel zur Verfügung gestellt sind. —

Kurz nach einander hat die Petersburger Akademie zwei ihrer berühmtesten Mitglieder verloren, deren Werke unsere Bibliothek zieren. Am 20. Januar starb, 66 Jahre alt, Leopold v. Schrenck, seit 1879 Direktor des anthropologisch-ethnographischen Museums der Akademie; am 28. Januar Alex. Theodor v. Middendorff, 77 Jahre alt, nachdem er sich auf sein Gut Hollenorm in Livland zurückgezogen hatte. Beide waren in den Ostsee-Provinzen geboren und hatten einen grossen Theil ihrer naturwissenschaftlichen Studien auf deutschen Universitäten durchgemacht. Beide waren reich erfahrene Reisende: Schrenck, der die Erde umsegelt hatte, fixirte schliesslich seine Thätigkeit hauptsächlich auf die Amurländer; Middendorff hat Lappland, Island, Sibirien, die Krim und Ferghana durchwandert und überall wichtige faunistische Beobachtungen gesammelt. —

Am 30. November starb in Budapest Paul Hunfalvy (Hundsdorfer aus der Zips), 81 Jahre alt, am Tage, nachdem die ungarische Akademie in seinem Beisein den 50jährigen Gedenktag seiner Mitgliedschaft in feierlicher Sitzung begangen hatte. Seine Thätigkeit als Philolog, deren Hauptergebniss der Nachweis der Verwandtschaft der magyarischen Sprache mit der finnischen war, sichert ihm ein ehrenvolles Gedächtniss auch in unseren Kreisen. —

Prof. A. Sprenger, wohlbekannt durch seine orientalistischen Studien, ist 80 Jahre alt am 19. December zu Heidelberg sanft entschlafen. —

(4) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Direktor Siegmund Rosenstein in Berlin.

„ Dr. Wilhelm Basler in Offenburg, Baden.

(5) Vorstand und Ausschuss haben zu correspondirenden Mitgliedern erwählt die Herren

Dr. med. Heinrich Wankel in Olmütz, Mähren.
Dr. Ciro Truhelka, Custos am Bosnisch-Herzegowinischen Landes-Museum in Sarajewo.

(6) Das correspondirende Mitglied, Dr. Ornstein in Athen, feiert am 18. Februar seine goldene Hochzeit. Die Glückwünsche der Gesellschaft werden ihm telegraphisch übermittelt werden. —

(7) Der Schatzmeister der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Oberlehrer Weismann in München, wird am 11. März seinen 70. Geburtstag begehen. Es wird ihm Seitens unserer Gesellschaft eine Beglückwünschungs-Adresse übersendet werden. Ausserdem soll ihm durch die deutsche Gesellschaft in Verbindung mit der Berliner und Münchener Gesellschaft ein Ehrengeschenk überreicht werden. —

(8) Hr. Felix v. Luschan wird in Begleitung seiner Frau am 18. Februar eine neue Reise nach Sendschirli unternehmen, um im Auftrage der preussischen Regierung den Transport der dort noch lagernden Fundstücke nach Berlin zu leiten. —

Der Vorsitzende theilt mit, dass es ihm gelungen ist, durch freiwillige Beiträge wohlwollender Gönner eine Summe zu sammeln, um die Wiederaufnahme der dortigen Ausgrabungen, wenigstens in den Grenzen der schon erfolgten Aufschliessung, zu ermöglichen. Er spricht dem stets bereiten Forscher die besten Wünsche für das Gelingen seines Werkes aus. —

(9) Hr. Émile Cartailhac, correspondirendes Mitglied der Gesellschaft, hat an der Faculté des lettres de Toulouse einen Cours libre d'archéologie angekündigt, in welchem er den Zustand der Civilisation in den verschiedenen Ländern Europa's am Ende ihrer prähistorischen Periode darlegen wollte. Die Vorlesungen sollten am 11. Januar beginnen und jede Woche einmal gehalten werden. —

(10) Der Ehren-Schriftführer des Anthropological Institute in London, Hr. Cuthbert E. Peek theilt mit, dass das Institut aus der grossen Zahl von Vocabularien, welche es besitzt, nach und nach eine Auswahl publiciren will, und zwar unabhängig von ihrem Journal aus einem durch Subscription aufzubringenden Vocabulary Publication Fund. Die auf 1 Guinee festgesetzte Subscription soll ein Jahr um das andere gezahlt werden. Zunächst ist in Aussicht genommen die Ipuriná-Sprache (oberer Purus-Fluss) in Süd-America vom Rev. J. E. R. Polak, M. A. Cantab. —

(11) Hr. James Bonwick, Ehren-Mitglied des Anthropolog. Instituts, genügend bekannt durch seine Arbeit über „the Last of the Tasmanians", veröffentlicht ein neues Werk: Irish Druids and old Irish religions. —

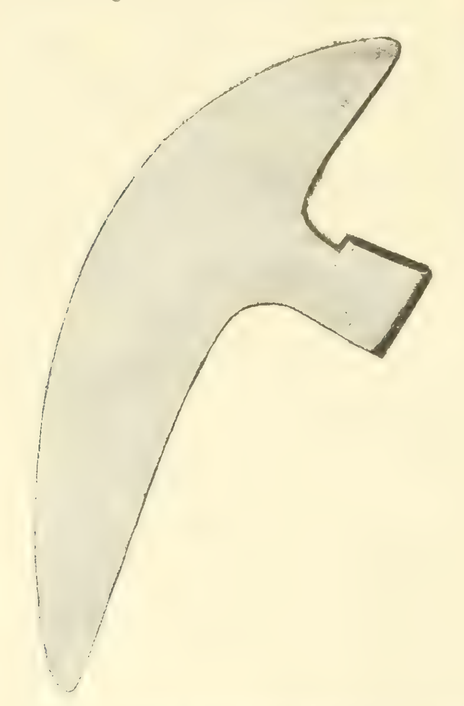
(12) Fräul. M. Lehmann-Filhés übersendet folgende Mittheilung über

die Axt Rimmugýgur.

Der Name Rimmugýgur ist allem Anschein nach zusammengesetzt aus rimma = hitziger Kampf, Angriff, und gýgur = Riesenweib, Ungeheuer. Es ist eine berühmte Waffe des Alterthums, um die es sich hier handelt. Unter den Gestalten der Njálssaga tritt kaum eine lebendiger und ergreifender vor den Leser, als des

alten Njáll ältester Sohn Skarphédinn mit dem finsteren Antlitz und der gewaltigen Axt. Njáll, sein Weib und seine 3 Söhne erliegen einem düsteren Verhängniss: sie werden von der Ueberzahl der Feinde in ihrem Gehöfte Bergthórshvóll eingeschlossen und verbrannt (1011); als Freunde die Brandstätte untersuchen, finden sie Skarphédinn's Leiche mit verbrannten Füssen innen an der Giebelwand, in welche er die Axt bis zur Mitte des Blattes eingeschlagen hat „und hatte sie dadurch nichts von ihrer Härte verloren". „Dies ist eine seltene Waffe und werden wenige sie tragen können," sagt einer; die Axt wird darauf dem Thorgeir Skorargeir, einem Verwandten des Todten, zuerkannt.

Das Jahrbuch der isländischen Gesellschaft für Alterthümer von 1893 bringt die Abbildung einer Axt und dazu unter der Ueberschrift „Rimmugýgur" folgende Erklärung:



„Diesem Jahrbuche liegt das Bild einer Axt bei, die früher in Skálholt[1]) war und Rimmugýgur genannt wurde. Das Original der Abbildung fand sich in einer Sammlung von Zeichnungen, welche die Erben des Malers Sigurdur Gudmundsson der Alterthümer-Sammlung schenkten. Diese Zeichnung ist in voller Grösse vom Bischof Steingrímur gemacht und auf die Zeichnung (das Axtblatt) ist geschrieben: „Die Axt Rémigia in natürlicher Grösse, fortgegeben an Justizrath Thorkelin, den 31. December 1804." — Die Axt hat an der Schneide entlang 18 Zoll gemessen. Eggert Olafsson („Reise durch Island") erwähnt diese Axt und sagt, sie sei sehr verrostet gewesen; der Schaft sei aus Rothtanne gewesen, $3^1/_2$ Ellen lang und mit Eisen beschlagen. — Obgleich keine Gewissheit darüber vorhanden ist, ob diese Axt aus der Vorzeit stammt, schien es doch richtig, ein Bild von ihr drucken zu lassen . . . . . " Nun weiss man nicht, was später aus dieser Axt geworden ist, wahrscheinlich aber ist es, dass sie mit Thorkelin's Sammlung 1807 verbrannt ist."

Die isländische Schriftstellerin Torfhildur Thorsteinsdóttir Holm sagt in ihrem historischen Roman „Elding" (Blitz) in einer Anmerkung Folgendes: „Skarphédinn's Rimmugýgur ist ungeheuer gross gewesen. Stefán Olafsson in Selkot erzählte meinem damals im Jünglingsalter stehenden Vater, als er selber etwa achtzig war, um 1790 sei die Rimmugýgur in der Kirche zu Skálholt aufbewahrt worden und augenscheinlich vom Feuer blau angelaufen gewesen. Der Schaft habe auf dem einen Querbalken gelegen und die Spitze auf dem anderen. Er sagte, der Schaft sei ganz mit Eisen beschlagen gewesen und die eine Spitze abgebrochen, denn die Axt sei dazu benutzt worden, die gefrorene Erde auf dem Kirchhofe im Winter aufzuhacken, wenn Leichen begraben wurden."

1) im südlichen Island, einer der beiden alten Bischofsitze; der andere war Hólar im Nordlande.

Die soeben erschienene Februar-Nummer des „Sunnanfari“ (illustr. isländische Zeitschrift) bringt einen Artikel über die nämliche Axt; nachdem hier der obige Bericht des Jahrbuches kurz erwähnt worden ist, heisst es weiter: „Es ist wahr, wie im Jahrbuche gesagt wird, dass im späteren Theile des 17. und im 18. Jahrhundert jene Axt in Skálholt war, welche „Remmeggja“ genannt wurde, und viele glaubten, es sei die „Remmugýgur“ Skarphédinn's, und in den Jahren, welche Páll Vídalín Schulmeister in Skálholt war (1690—1696), dichteten er und Bischof Steinn von dieser Axt; Jón Olafsson von Grunnavík sagt aber ganz deutlich, dass der Bischof Brynjólfur die Axt habe schmieden lassen nach der Axt des Skarphédinn, d. h. so, wie die Axt in der Njálssaga beschrieben ist. Jon's Worte lauten: „Ueber die Axt in Skálhollt, angefertigt nach der Axt Skarphédinn's, nach der Vorschrift Mag. Bryniolf's,“ und an einer anderen Stelle nennt er diese Axt „Remmeggja“; die Leute brauchen daher nicht länger in Zweifel darüber zu sein, dass jene Axt, die in Skálholt war und von der jetzt ein Bild im Jahrbuche ist, nicht die Rimmugýgur Skarphédinn's, sondern nur nach ihr angefertigt und benannt war.“ —

(13) Fräul. M. Lehmann-Filhés übersendet folgende Mittheilung über

Nachgrabungen zu Haugavad auf Island.

Diese Nachgrabungen hat Sigurdur Vigfússon veranstaltet und im Jahrbuch der isl. Ges. für Alterthümer von 1882 beschrieben. Die Stätte, welche den Namen Haugavad (Hügelfurt) trägt, liegt im südlichen Island, ½ Meile östlich von dem an der Küste belegenen Handelsorte Eyrarbakki und südlich vom Gehöfte Tradarholt. Die ganze Landschaft ist eine grasreiche Niederung und heisst Flói; an einer Stelle aber steigt das Terrain ein wenig an und hier erheben sich vier Grabhügel, von deren Ursprung zwei Sagas übereinstimmend berichten. Es sind dies die Flóamannasaga (Saga der Bewohner von Flói) und die Landnámabók (Landnahmebuch). In der Flóamannasaga heisst es:

„Da war Thórdur XV Winter alt, wie er an die Vaterrache denkt. Hrafn war ein grosser Held, aber Thórdur hielt sich für jung. So wird erzählt, dass Thórdur einmal erfuhr, dass Hrafn hinaus nach Einarshöfn zu einem Schiffe geritten war und dass er beim Ritt allein war und am Abend heim wollte. Hrafn war in einem blauen Mantel und mit einem Schwerte gegürtet und hatte einen grossen Speer in der Hand, an der Tülle mit Gold beschlagen. Er und sein Vater hatten diesen Speer besessen; er war nicht auf Kampf vorbereitet. Thórdur lauert auf Hrafn bei Haugavad unterhalb Tradarholt allein; er hatte einen Speer in der Hand und will nun entweder seinen Vater rächen oder den Tod empfangen. Und am Abend, als Hrafn heimreitet, stürzte sich Thórdur unerwartet auf ihn und fiel ihn mit dem Speere an. Hrafn fiel vom Pferde und Thordur liess ihn todt liegen, und ist dort sein Hügel (haugur), östlich vom Wege, aber westlich ist der Atlahaugur (Atli's H.) und der Oelvishaugur (Oelver's H.) und der Hallsteinshaugur (Hallsteinn's H.).“

Hallsteinn war einer der drei Söhne des Jarls Atli zu Gaular in Norwegen. Seine beiden Brüder Hersteinn und Hólmsteinn fielen im Kampfe mit Ingólfur und Leifur, wozu die Veranlassung die war, dass sowohl Hersteinn, als Leifur die schöne Schwester des Ingólfur, Helga, liebten. Als Busse für den Tod seiner Brüder zog Hallsteinn die norwegischen Besitzthümer der beiden Blutsbrüder Ingólfur und Leifur ein; letztere wanderten in Folge dessen nach Island aus, wo sie bekanntlich die ersten Ansiedler (874) wurden. Auch Hallsteinn, ein sehr

bedeutender Mann, zog nach Island und starb 915. Sein Sohn Atli, gleichfalls hervorragend, wohnte zu Tradarholt: hier starb er, etwa 926, an den Wunden, die Hrafn Thorvidarson ihm im Kampfe beigebracht hatte. Wie sein Sohn Thórdur dofni (der schlaffe) an Hrafn Rache nahm, haben wir gesehen: dies geschah um 932. Oelver, dessen Hügel sich ebenfalls hier erhebt, war Hallsteinn's zweiter Sohn und starb ganz jung. Die hier befindlichen Gräber stammen also aus der Zeit etwa von 915—932.

Der Verfasser fand die Grabhügel genau so gelegen, wie die Sagas sie schildern, nehmlich drei auf der einen Seite des Weges und einen auf der anderen. Auf letzterem, welcher also der Hügel Hrafn's ist, hatte man eine „Warte" errichtet, zu der man die Steine wahrscheinlich dem Hügel entnommen hatte. Diese musste erst abgetragen werden. Der Durchmesser des Hügels betrug 20 Fuss, seine jetzige Höhe nur noch 3 Fuss: er war kreisrund und aussen herum aus Steinen aufgeschichtet, auch oben mit Steinen bedeckt. Beim Nachgraben fand man, dass der Todte in westöstlicher Richtung gelegen hatte, mit dem Kopf nach Westen. Der Schädel war ziemlich erhalten, fiel aber trotz aller Vorsicht aus einander: von den übrigen Knochen liess sich nur erkennen, wie sie gelegen hatten, auch waren einige Knochen aus dem Oberkörper, der Röhrenknochen des einen Armes und ein Knochen in der Nähe der Kniescheibe ziemlich ganz. Zur linken Seite der Gebeine war ein langer Streifen Rost in der Erde, wahrscheinlich der Ueberrest eines Schwertes: auch war die Erde hier an vielen Stellen grün gefärbt, wie von Grünspan, und etwas Holz vorhanden, welches aber zerfiel. Ausserdem fanden sich zwei kleine Glasperlen, die eine dreitheilig, von gelber Farbe und ähnlich den kleinen Perlen, die man in Brú und in Kornsá gefunden hat, die andere zweitheilig, aus blauem Glase und mit goldenen Längsstreifen: es sieht aus, als wäre das Gold nicht eingelegt, sondern als wären Goldblätter aussen auf das Glas gelegt. Beide Perlen sind durchbohrt. Auf der Brust des Todten lag ein grosser Stein und mehrere rings umher.

Von den drei jenseits des Weges gelegenen Hügeln wurde zunächst der südlichste aufgegraben. Von Westen her grabend, stiess man zunächst auf die Gebeine eines Pferdes: es lag auf der rechten Seite, mit dem Rücken auf einer Felszacke und so zusammengebogen, dass der Rücken von der Lende bis zum Kopf einen Halbkreis bildete. Die Füsse waren zusammengekrümmt, wie ein Pferd im Liegen zu thun pflegt. Die grössten Knochen waren alle ganz, aber der Schädel zerfiel sogleich. Vorn beim Kopf lagen Ueberreste einer eisernen Schnalle mit Stachel und einige kleine Eisenstückchen von unbestimmter Form, die augenscheinlich vom Gebiss und Zaumzeug herrühren: man sieht hieraus, dass das Pferd aufgezäumt in den Hügel gelegt ist. Südlich von den Pferdeknochen fanden sich verschiedene Gegenstände: 1. Ein eiserner Schildbuckel, der jedoch bei der Berührung aus einander fiel. 2. Einige Stücke Eisen, anscheinend von einem Dolchmesser, nebst etwas Holz. 3. Eine Schnalle aus hellfarbiger Bronze mit einem Stachel aus demselben Material: sie ist ganz unversehrt, ihr Durchmesser beträgt 1 Zoll 2 Linien. Nach Form und Arbeit unterscheidet sie sich in nichts von den heute gebrauchten Kupferschnallen; sie ist ganz glatt, ohne Verzierung; innen ist sie augenscheinlich durch den Riemen abgenutzt, der auch eine Vertiefung in den Stachel gerieben hat. Der durch die Nachbarschaft des Eisens zu einem Rostklumpen umgewandelte Riemen sitzt noch in der Schnalle: wahrscheinlich gehörte die Schnalle zum Schwertriemen, wofür ihre Grösse und der Umstand spricht, dass sie so stark abgenutzt ist. 4. Ueberreste einer anderen kleineren Schnalle; sie ist aus Eisen und daher fast ganz vom Rost zerstört, doch ist eine Bronzeplatte übrig:

sie ist um das Leder gelegt gewesen, welches in die Schnalle gezogen und dann mit Nieten zusammengenagelt war, von dem Stachel aber aus der Platte herausgeschnitten ist; eine Spur von Leder sieht man noch dazwischen. 5. Zwei hölzerne Nägel und ein Splitter von hartem Holz, anscheinend aus dem zugespitzten Ende eines Speerschaftes, welches in die Tülle getrieben war. 6. Drei Knochenstücke, wahrscheinlich aus einer Hand. Die übrigen Knochen waren alle ganz zerfallen bis auf 2 Gelenkenden die vielleicht von den Schenkelbeinen stammen, und einen halbkreisförmigen Knochen mit einer herausstehenden Spitze; dieser lag in der Gegend des Kopfes und stammt vielleicht aus dem Gaumen. Der Mann hat im Hügel von Süden nach Norden gelegen, mit dem Kopfe südlich. Zu seinen Füssen war das Pferd zusammengekrümmt, so dass die Mähne seinen Füssen zunächst lag. Es war deutlich zu sehen, dass der Schild dem Todten über das Antlitz gedeckt war, denn der zuletzt erwähnte Knochen lag unter dem Schildbuckel.

In dem zweiten jenseitigen Hügel stiess man beim Graben von Westen her zuerst auf eine ebene Steinplatte und bei derselben auf 2 Schenkelknochen eines Menschen, an denen nur die Gelenkenden fehlten; sie lagen parallel, mit einem kleinen Zwischenraum. Andere Menschenknochen waren nicht da, aber die Erde war schwarz und grün gefärbt. Weiter nach Osten fand man Pferdeknochen, aber nur die allergrössten; vom Schädel waren nur die Backzähne noch vorhanden, die mächtig gross waren; ein grosser Ring vom Gebiss, der aber beim Aufnehmen in 5 Theile zerfiel, und einige Roststückchen lagen dabei. Der Todte hat mit dem Kopf nach Nordwesten, mit den Füssen nach Südosten gelegen; das Pferd lag ihm zu Füssen, wie ein Gegenfüssler; es lag auf der rechten Seite, doch nicht zusammengebogen. Die Felsplatte ist mitten im Hügel, auf ihr lagen die Pferdeknochen. Mensch und Pferd sind mit grossen Steinen bedeckt gewesen.

In dem letzten Hügel fanden sich an Menschenknochen nur ein Schenkelbein und 4 oder 5 kleinere Knochen, wahrscheinlich Fussknochen, auch einige andere Knöchelchen. Auch einige Ueberreste von Pferdeknochen waren da, das eine Schulterblatt fast ganz, das andere theilweise, mehrere kleine Knochen und 3 kleine Roststücke. Alles andere war gänzlich verschwunden, doch schien dem Verfasser deutlich zu sein, dass der Todte von Osten nach Westen gelegen habe, denn die Knochen des Pferdes lagen östlich, die des Menschen westlich, alle auf einer Steinplatte. —

Der Verfasser knüpft einige Betrachtungen an diese Funde. Man erkennt bei allen diesen Gräbern deutlich die bei der Bestattung von Häuptlingen im alten Island üblich gewesenen Gebräuche: das aufgezäumte Pferd wurde dem Todten zu Füssen gelegt, damit er nach Walhall reiten könne; nur in dem Grabhügel des Hrafn Thorvidarson lag kein Pferd, auch war dieser Hügel darin von den übrigen verschieden, dass er aussen ganz von Steinen aufgeführt war. In dem am besten erhaltenen Hügel liess sich auch erkennen, dass ein Schild dem Todten über das Antlitz gedeckt war, und Spuren von Hundeknochen fanden sich hier, die ja in den übrigen Gräbern möglicher Weise auch gewesen, aber gänzlich verfault sind. Alles dies gewinnt doppeltes Interesse dadurch, dass man aus den Sagas die hier begrabenen Personen, sowie die Zeit ihres Todes kennt, und es ist ganz merkwürdig, wie genau hier Alles mit den Berichten der Landnáma und der Flóamannasaga übereinstimmt. Nur ein Widerspruch findet sich, doch nur ein scheinbarer: die Saga lässt den Grabhügel des Hrafn östlich, die drei übrigen westlich vom Wege liegen, in Wahrheit aber befinden sich diese südlich, jener aber nördlich des Weges. Hierfür giebt es eine sehr einfache Erklärung: die Isländer haben aus ihrer Heimath Norwegen die Gewohnheit mitgebracht, alles, was nach der See

hinaus liegt, westlich, das, was ins Land hinein liegt, aber östlich zu nennen, und in diesem Sinne stimmt die Lage der Grabhügel sehr gut mit den Schilderungen der Sagas überein, denn die Oertlichkeit befindet sich an der Südküste Islands. Noch jetzt sind im Isländischen die gebräuchlichsten Ausdrücke für Nordwest und Südwest: útnordur (Aussennord) und útsudur (Aussensüd): die für Nordost und Südost: landnordur (Landnord) und landsudur (Landsüd), nicht etwa nur an der Westküste, sondern überall auf der ganzen Insel.

Zu erwähnen ist noch, dass im Jahre 1866 zu Haugavad ein alter Speer gefunden wurde: er lag zwischen dem Hrafnshaugur und dem östlichsten der übrigen Hügel. Möglich wäre es, dass es der in der Saga beschriebene Speer des Hrafn ist, den dieser, als Atli ihn überfiel, von sich geschleudert hätte, doch ist dies nur eine Annahme. Ob er „mit Gold beschlagen“ gewesen ist, lässt sich jetzt nicht mehr erkennen, denn er ist sehr verrostet und die Tülle fehlt grösstentheils, auch ist er in zwei Stücke gebrochen. Er befindet sich in der Sammlung zu Reykjavík. —

(14) Hr. A. Treichel zu Hoch-Paleschken, Westpr., übersendet folgende Mittheilungen:

1. Ein Friedensband.

Ein neues Beispiel von Friedensbändern, deren Betrachtung in letzter Zeit aufgekommen ist, entdeckte ich schon im vorigen Jahre in einem mit vielen Schubfächern versehenen und darin die verschiedenartigsten Sachen, auch naturhistorischer Art, als Gegenstände des Sammelfleisses eines im vorigen Jahrhunderte dort lebenden Predigers Christian Wilh. Haken (1748—1771, doch 1791 gestorben als Praepositus in Stolp i. P.), bergenden, grossen Schranke, der in der Sakristei der evangelischen Kirche zu Jamund bei Cöslin verwahrt steht, und will es jetzt, da es mir zur ruhigeren Betrachtung überschickt wurde, näher beschreiben. Ich setze als bekannt dabei voraus, dass solche seidenen Bänder als Erinnerung an den den 7jährigen Krieg beendigenden Friedensschluss, ebenso, wie zur Verherrlichung der gewonnenen Schlachten, wenn solche hier auch nur aus den beiden ersten schlesischen Kriegen aufgeführt sind, haben dienen sollen. Das 33,8 *cm* lange und 4,5 *cm* breite Band, bestehend aus guter, gelber, feingerippter Seide, dessen obere und untere Breitseiten durch weissseidene Fäden umsäumt sind, trägt die folgend aufgeführten Angaben so aufgedruckt, dass Druck und Figuren auch auf der anderen Seite gut zu sehen sind. Der Ueberdruck lautet:

Auf den
d. 15. Febr. 1763.
zu Hubertsburg glücklich
geschlossenen Frieden.

In einem umschlingenden Bande lesen wir:

Nach donnernden Geschützen, soll schön im Friedenskrantz des KÖNIGS . NAHME blitzen.

In Kränzen stehen verzeichnet die Schlachtennamen Molwitz, (darunter:) Czaslau, (rechts hinunter:) Hohenfr., Lowos., (links hinunter:) Sor, Kesselsd., Prag, ? (kurzer Name, unleserlich).

Das Band umschlingt oben (3 *cm* vom Rande) eine geflügelte Gestalt, schwebend, in der Rechten mit einem Kranze, in der Linken mit einer Tuba, darunter ein Brustbild mit adlertragendem römischem Helme, ruhend auf einem Postamente, an welchem die Namenkränze verbunden herabhängen, links tiefer, rechts unter nur zwei Kränzen der wilde Wappenmann, auf seine Keule gestützt; der Zwischenraum

ist mit gestichelten Reihen ausgefüllt, welche zu kleine Schrift andeuten sollen; ganz unten halten zwei Kindergenien mit Flügeln zwei Wappenschilder, links höher das wahrscheinlich österreichische, rechts tiefer das sächsische; ihnen wird ein Halt gegeben durch ein Chaos von Wolken. Die Höhe dieser ganzen Darstellung beträgt etwa 19,5 *cm*. Im unteren Drittel (11 *cm* Abstand von unten) folgt dann in einer Umrahmung von nur rechts und links gleichen Arabesken, mit deutschen Buchstaben gedruckt, eine inschriftliche Jubelhymne von folgendem Wortlaute:

Kommt, Völcker,
  lasst uns Kräntze flecht' en.
Sagts von Geschlechte
  zu Geschlechten:
Singt, Schaaren,
  ruft den Frieden aus.
Die Herkuls Arbeit ist
  geschehen.
Kein blutig Schwerd
  ist mehr zu sehen.
Die Freude hüpft von Hauss
  zu Hauss.
Kommt, küsst den Vater,
  den Erretter,
Er spricht Erlösung
  nach dem Wetter.
Wie leuchtend blitzt sein Geist
  hervor!

Sey lauter Ohr, o Land!
  und höre,
Sieh auf, Ihm folgt der
  Ruhm, die Ehre,
Und vor Ihm spielt
  der Musen Chor
Hört, Völcker, hört,
  der Preussen Lieder,
Vernehmt
  von Wien den Jubelton.
Ihr Sachsen freut euch,
  wir sind Brüder!
Ein ewger Friede wird
  des langen Krieges
    Lohn.

2. Maskirte Karten.

In dem erwähnten alten Kirchen-Schranke des Predigers Haken mit seinem Inhalte von allerlei Sammlungsgegenständen traf ich bei Gelegenheit eines Besuches von Dorf und Kirche in Jamund im vorigen Jahre einige wenige Karten an, in deren Mitte astronomische Bilder mit vielen Zahlen, Berechnungen, Sprüchen und unverständlichen Formeln aus der Stern- und Zauberkunde, eine Art Horologium in minutiös kleiner Schrift, meist lateinisch, gezeichnet waren. Als ich diese Karten, die im Inventar als Mondkarten figurirten, in diesem Jahre zum Abzeichnen behufs Veröffentlichung ihrer Sonderbarkeiten zur Hand zu haben wünschte, musste ich erfahren, dass selbige dort nicht mehr aufzufinden und also auf unbegreifliche Weise abhanden gekommen seien. Es bleibt mir also nur übrig, darauf unter Bezug auf eine andere Sache aufmerksam zu machen. Die am oberen und auch am unteren Rande umgebenden Inschriften in deutscher Sprache mussten mich nehmlich zu der Annahme führen, dass es alte Spielkarten aus dem vorigen Jahrhunderte seien, zumal diese Blättchen von festerem Papier auch deren heutige Grösse zeigten. Da es aber doch schon seit viel früherer Zeit auf mechanischem Wege hergestellte und vervielfältigte, bunte Spielkarten gegeben hat, so kann ich als Ursache ihrer Herstellung nur an zwei Beweggründe denken. Entweder hat Erfinder und Schaffer dieser mit Tinte gezeichneten Karten ihre Herstellung deshalb der eigenen und häuslichen Industrie überwiesen, weil ihre Anschaffung mittelst Geld ihm zu theuer erschienen sein mag. Es war das somit der alte, ursprüngliche Weg der Herstellung von Karten in Einzelstücken. Oder derselbe hat die Gegenstände seiner gerade bei Geistlichen verpönten Lieblingsbeschäftigung in ihrer Erkennbarkeit wohl absichtlich durch Einzeichnung von Sternen, Sonnen und Monden, auch, soviel ich mich entsinne, von Dreiecken und Vierecken und sonstigen

Figuren zu verheimlichen gesucht. In unliebsamer Weise etwa betroffen, spielte man eben nicht Karten, sondern studirte Astronomie! Hr. Prediger Kaiser dort musste nach Einsicht der Randbemerkungen ebenfalls meiner Meinung beipflichten, und entsann sich denn auch, dass zu Ende eines alten Kirchenbuches in jener damals papierknappen Zeit sich Eintragungen mit plus und minus vorfänden, welche darauf hindeuteten, dass selbige das Ergebniss einer geistlichen Spielpartie des vorigen Jahrhunderts wären. Als die betreffende Kirche gab er mir die zu Wisbuhr-Steglin, Kr. Cöslin, an. Trotz mehrfacher Anbohrungsversuche habe ich aber bezeichnender Weise keine Antwort zu dieser Sache erhalten. —

3. Betreffend Collektenkasten.

Zur weiteren Erhebung von Nachrichten über sonstiges Vorkommen der Balde oder des Collektenkastens in Pommern hatte ich mich auch an Hrn. Prediger E. Piper in Wildenbruch, Synode Bahn, gewandt, und von demselben eine grössere Auslassung in diesem Punkte erhalten, welche unten folgen soll, weil sie immerhin bemerkenswerthe Rückblicke wirft auf das Wesen der kirchlichen Kasten in Pommern überhaupt, unter Bezugnahme auf die Bestimmungen der pommerschen Kirchen-Ordnung. Wenn ich nun von Wort und Form und Wesen oder Begriff der Balde von Jamund ausgehe, so muss es sich doch um einen solchen (leicht transportablen) Kasten handeln, in welchen das allsonntäglich einkommende Geld gelegentlich einer fortgesetzten Sammlung hineingethan wird, um dann einem grösseren Gefässe zugeführt zu werden, das früher auch nur aus Holz bestand und ebenfalls Kasten hiess. Dem Begriffe und der Form nach rangirt zu der Balde von Jamund der sogen. Collektenkasten von Dzinzelitz; es fehlt nur der entsprechende Ausputz und daher auch wohl beim Volke der Name. In der Beziehung der interimistischen Einzelsammlung sind beide Vorläufer des Klingbeutels. Wo also dieses Wort auftritt, muss die zeitige Anwendung des Vorläufers wegfallen oder nur besonderen Festtagen zugesprochen werden. Andererseits muss man sich hüten, den fast gleichen Namen Collektenkasten auf die grösseren Kasten als aerarium commune oder pater generalis anzuwenden. Sehe ich mir nun die in Folgendem vorkommenden verschiedenen Namen der Kasten an, so trifft eigentlich keiner recht auf den beregten Gegenstand zu. Nach der pommerschen Kirchen-Ordnung scheint der Klingbeutel zuerst in den Städten eingeführt zu sein, weil man das Wort bei den gleichartigen Vorschriften für die ländlichen Kirchen vermisst. Des Klingbeutels ist dort aber als einer interimistischen Introduction gegenüber den grösseren Kasten gedacht. Beim verschlossenen Block auf dem Lande (im Gegensatze zum gemeinen Kasten für die Armen) heisst es nur, die Vorsteher sollen zum Gotteshause bitten. Ein fast ganz offenes Sammelobject ist doch nicht gut als geschlossener Block zu bezeichnen. Da dieser Block erst nach längerer Zeit ausgeräumt wird, so dürfte er inzwischen ausserdem noch zu schwer geworden sein. Der Erklärer v. Balthasar bemerkt für die Stadt sogar noch eine dritte Art von Kasten, worin das kostbarere Geräth aufbewahrt wird. Die Identität des baldeartigen Collektenkastens mit den kirchenordnungsgemäss vermerkten anderen Kasten erscheint mir somit noch nicht festgestellt und würde mich auch zu weit ab von meinem Zwecke, auf sie aufmerksam zu machen, führen, zumal sie in voller Klarheit nur durch weitläufige Umfragen bei allen Geistlichen Pommern's mit oder ohne Consistorium festzustellen wäre.

Ihr Vorkommen dürfte nur an abgelegenen Kirchen zu muthmaassen sein, also in den an der Ostsee-Küste oder in pommerisch-westpreussischen Grenzbezirken,

wie das ja auch die beiden bisherigen einzigen Funde, selbst Gebrauchsfunde zu beweisen scheinen.

Es lautet aber der einschlägige und accurat ausgearbeitete Bericht von Hrn. Prediger Piper also:

„Es gab in den Städten Pommern's zwei kirchliche Kasten. Der eine war der Schatzkasten, auch Reichenkasten genannt, der eigentliche Kirchenkasten, in welchem die kirchlichen Geldeinnahmen niedergelegt und aus welchem die kirchlichen Bedürfnisse (Bauten, Gehaltsauszahlungen) bestritten wurden. Der andere war der Armenkasten, in welchen Almosen, milde Gaben, insbesondere auch die Erträge des Klingbeutels, flossen und aus welchem die Armen unterstützt wurden. Beide hatten eine gesonderte Verwaltung und gab es daher Diakonen oder Vorsteher des Schatzkastens und Diakonen oder Vorsteher des Armenkastens. Jedoch mussten vorkommenden Falles, wenn Leistungsunfähigkeit eintrat, die beiden Kasten sich aushelfen. Unter Umständen, wenn es galt, ein grosses Kirchenvermögen zu verwalten, oder auch viele einzelne kleine Einkünfte zu berechnen, gab es auch einen Kastenschreiber und einen Kastenknecht, welche entweder den Schatzkasten allein, oder zugleich auch den Armenkasten bedienten. Von dem Schatzkasten zweigte sich ein Kasten ab, in welchen die für Bauten bestimmten Hebungen flossen und der von einem besonderen Provisor verwaltet wurde. In dem Armenkasten wurden, wie bemerkt, die Erträgnisse des Klingbeutels deponirt. In dieser Beziehung sagt die Pommersche Kirchen-Ordnung (die in's Hochdeutsche übersetzte, 1690 in Stettin herausgegebene Umarbeitung und Erweiterung der alten Buggenhagen'schen Kirchen-Ordnung von 1535, zu der D. Augustin v. Balthasar 1760 ausführliche und einen Grossfolioband füllende Anmerkungen gab und die dann Otto mit kurzen Noten und Hauptregister 1854 in Greifswald neu herausgab): „„Die Prediger sollen die Gemeinden fleissig ermahnen, dass ein Jeder gern und oft sein Almosen in den Armenkasten stecke und des Sonntags gern in den Klingbeutel gebe, mit welchem die Diakonen wechselsweise umgehen sollen. „„Das Geld, was im Beutel gesammelt wird, sollen die Diakonen, dieweil das Volk versammelt ist, sofort ungezählt in den Armenkasten stecken und jährlich zu Register bringen.""

„Was das Kastenverhältniss auf dem Lande betrifft, so enthält die Pommersche Kirchen-Ordnung darüber folgende wichtige Auslassungen: „„Auf die Festtage und im ganzen Jahre oder, da es gewöhnlich oder gelegen ist, alle Sonntage, sollen die Vorsteher zum Gotteshause bitten"" (d. h. milde Gabe für das Gotteshaus durch den Klingbeutel erbitten). „„Der Pfarrer soll das Volk oft und fleissig ermahnen, dass sie zum Gotteshause geben. Was zu jeder Zeit gegeben wird, soll in einen verschlossenen Block oder Kasten gesteckt und alle Vierteljahr daraus genommen und zu Register gebracht werden!"" „„Dieweil ferner billig und Gottes Wille, dass ein jeder Mensch, auch für seine Person, zu Erhaltung christlicher Lehre und Versammlung Hülfe thue, darum sollen die Prediger nach der Predigt oft erinnern und fleissig nach Gottes Wort ermahnen, dass sie mildiglich und willig ihre Almosen in den gemeinen Kasten, beides für wahre Arme und dann zur Erhaltung des Gotteshauses, geben, auch im Testamente die Kirche mögen bedenken.""

„Sind der verschlossene Block oder Kasten und der gemeine Kasten zwei verschiedene Kasten? In diesem Falle hat es auf dem Lande auch zwei Kasten in der Kirche gegeben. In den Block wurden die Erträge des Klingbeutels gebracht und in den gemeinen Kasten Almosen, milde Gabe, aber nicht bloss, wie in den städtischen Armenkasten, für die Armen, sondern auch für die Erhaltung

des Gotteshauses. So fasst es, wie mir scheint, v. Balthasar in seinen Anmerkungen zur Pommerschen Kirchen-Ordnung auf. Er sagt bezüglich des städtischen Schatzkastens: „„Dieser Kasten oder Block steht in der Kirche, worin das Geld, so einkommt, verwahret wird. Man hat auch wol einen besonderen Kasten, worin das Silbergeräth, als Leuchter, Patene, Kelche, Kannen und dergl. verwahrlich aufgehoben wird. Imgleichen ist hievon unterschieden der Armen- oder Almosen-Kasten, worin oben eine Oeffnung ist, dass man Geld einstecken kann, welcher der Armenkasten genannt wird, wovon unten f. 90a ein eigener Titel vorkommt. In der Kirchen auf dem Lande giebt es auch zwar solche Kasten, S. f. 102b (die Stelle, auf welche er hier hinweist, ist das von mir oben mitgetheilte Citat aus der Pommerschen Kirchen-Ordnung, worin vom verschlossenen Block oder Kasten und vom gemeinen Kasten die Rede ist). Allein (fährt er fort), es hat daselbst gemeiniglich der Prediger einen besonderen Kasten im Hause.““

„Bezüglich der Ueberführung des Klingbeutel-Geldes in den verschlossenen Block sagt er: „„Also wird es auch in den Städten damit gehalten. Auf dem Lande aber wird es vorher von den Vorstehern mit dem Klingbeutel auf den Altar gelegt und nach der Predigt vom Pastor und Vorsteher gezählet und annotiret. Danächst es quartaliter nachgezählet und herausgenommen wird. Weil es aber in der Kirchen nicht allemal sicher ist, so hat der Pastor an den mehrsten Orten eine Lade im Hause, worin das Geld, so mit dem Klingbeutel colligiret worden, asserviret wird. Die Schlüssel hiezu aber haben Pastor und Provisores in Verwahrung.““

„Waren wirklich 2 Kasten auf dem Lande in Gebrauch, so stand der verschlossene Block dem städtischen Schatzkasten, der gemeine Kasten theilweise dem städtischen Armenkasten parallel (nicht ganz, weil er auch Gaben zur Erhaltung des Gotteshauses aufnahm). Der bei dieser Annahme lediglich dem städtischen Schatzkasten parallel stehende verschlossene Block ging dann wohl völlig in die im Pfarrhause stehende, mit 3 Schlössern versehene Kirchenlade über.

„Der Armenkasten ist der älteste. Er stammt aus dem 3. Jahrhundert, und wurde das darin gesammelte Geld lediglich für die Armen verwendet, weil man noch kein Geld für die damals noch nicht vorhandenen Gotteshäuser gebrauchte. Cyprian nennt ihn corbona. Der Schatzkasten kam dann später erst hinzu.

„Auf dem Lande wird der gemeine Kasten (Collektenkasten) wohl nur in äusserst seltenen Ausnahmefällen, wie sie in Jamund und Dzinzelitz vorkommen, in Gebrauch geblieben sein, und ist derselbe wohl im Grossen und Ganzen als aufgehoben zu betrachten. Der Klingbeutel, welcher nachher allein solche freiwilligen Gaben in der Kirche aufnahm, ist heute freilich, wie auch hier in Wildenbruch, Synode Bahn, zum Nachtheil für die Kirchenkasse, immer mehr ausser Gebrauch gekommen und durch eine Büchse ersetzt worden. Die im Pfarrhause stehende Kirchenlade (Kirchenkasten), wie sie unseres Ortes noch besteht, ist vielfach schon durch ein Geldspind ersetzt worden.

„Wie mag es mit dem Armenkasten in den Städten stehen? Vielleicht ist er, wenn nicht überall, so doch in den meisten städtischen Pfarrkirchen aufgehoben.

„Aus dem Jamunder Fall darf man wohl schliessen, dass manche solcher Kasten gleich manchen Kirchen der Maria gewidmet waren, und wie den Thüren solcher Kirchen, welche z. B. dem Erzengel Michael gewidmet waren, der Name desselben eingezeichnet war, so scheinen auch solche Kasten, welche der virgo immaculata gewidmet waren, deren Namen und Bild getragen zu haben.“ —

Um über frühere Bezeichnungen und etwaige Gestaltungen von Collectin-Instrumenten Genaueres zu erfahren, habe ich im Codex diplomaticus Warmiensis (Bd. III.) nachgesehen, welcher Register und Urkunden zur Geschichte Ermland's enthält, insofern solche die frühesten kirchlichen und weltlichen Emanationen jenes Bisthums betrifft, und ich stehe nicht an, was ich gefunden habe, zur Vergleichung hierher zu setzen. Zunächst kommt 1405 der Opferstock vor, truncus, nebst anderen Arten: es heisst (p. 404): „et haberent in eadem ecclesia filiali cistam et corbanam seu truncum, ad quam et ad quem essent facta et in die fierent offertoria: freilich gehören zu den letzteren auch jumenta pecorum, cera, linum, canape (Hanf)."

Dann ebenda (in der Sentenz des Officials von Ermland über die Offertorialien): quaedam tabulae, zu welchen offertoria gemacht werden, in dicta die Dedicacionis ecclesie a primis vesperis usque post secundas vesperas, und per singulos dies anni, dum steterint (die Tafeln stehen also aus!), im Unterschiede zur corbana (Opferkasten) vel alia instrumenta.

In einem Uebereinkommen des Raths zu Braunsberg von 1402 mit dem Pfarrer wegen gewisser Einkünfte und Gerechtsame (S. 373) heisst es: „alles, das do wirt geopfirt vnd gegeben in stöcken vnd uf tafelen zu St. Johann, heilig Geist, czu sente Jurgen, daz das bliben sulle by den Kirchen."

Ausserdem ist ebenda die Rede von einer Buchse, dy do hengit vor dem heilgen lichnam.

Es lässt sich gestehen, dass das Wort tabula, Tafel, noch die meiste Aehnlichkeit hat mit unserer Balde. Dagegen dürfte die 1379 (S. 61) im Testamente eines Propstes vorkommende tabula depicta durchaus auf ein gemaltes Bildniss zu beziehen sein.

Wie oben die Buchse, so kommt in jenem Testamente auch eine Pixis pro oblatis vor, d. h. hier: für Oblaten. Von einer ebensolchen heisst es 1402 in der bischöflichen Bestätigung für die Priester-Bruderschaft in Rössel (S. 360): „Item quod quilibet in quolibet anno det unum scotum ad pixidem, pro necessariis ad divinum cultum comparandis." Gleichfalls in einer mehr weltlichen Sache von 1390, wo (S. 220) nach den Bestimmungen der Bruderschaft der Weichselfahrer zur Entrichtung regelmässiger Beiträge die Schiffsherren zu Culm, Thorn, Danzig, Graudenz und Schwetz: „Iciche van irs zelgeretes wegen sullen hengen eyne büchse in fvmf herberge czu Danczk, dar iclicher meist czu herberge stet." Die Büchsen sind bei ehrbaren Leuten verwahrt und haben jede zwei Schlüssel.

Endlich heisst es in einer Verordnung des Rathes zu Braunsberg von 1405 (S. 411): „do wart der rat eyns, daz man sal geen mit sente Jurgens Korbe uf der Nugenstad; wil in ymand icht geben, daz gan man in wol." Dazu vergleiche man die Stöcke und Tafeln czu sente Jurgen von 1402 (S. 373) aus Braunsberg.

Der St. Jürgens-Korb scheint sich zu beziehen auf den Umstand, wenn etwa für die dem St. Georg gewidmeten Hospitäler gesammelt werden sollte. Solche Hospitäler waren für Aussätzige und andere mit ansteckenden Krankheiten Behaftete bestimmt und lagen stets ausserhalb der Städte, wenigstens für das Ordensland Preussen. Schon 1378 kommt ein solches Hospital für Braunsberg vor (nach Cod. dipl. Warm. III. S. 34), wo ein Einkauf gestattet wird. Wie St. Georg dazu kommt, gerade Patron solcher Hospitäler zu werden, ist mir unklar. Vielleicht sah man den Aussatz als Verlassung der ursprünglichen Gestalt des Menschen an und somit kann auch an das mittelalterliche Georgshemde erinnert werden, nach Grimm's Myth. S. 920 von einem unschuldigen Mädchen durch sieben Jahre

stumm und schweigend gesponnen, welches allein noch vermag, durch Umwurf eine Wiederherstellung einer verlassenen Gestalt möglich zu machen. —

4. Vom Questenbrett als Nachtrag zum Collektenkasten.

Ich bringe mit dem Collectenkasten schliesslich noch das Questenbrett in Verbindung, ebenfalls ein flaches, wenn auch nicht eingefasstes Holzobject, bestimmt für Geben und Nehmen der Sachen darauf. Ich komme darauf durch eine Strophe komischen Inhaltes eines „Verkehrtes" zu bezeichnenden polnischen Liedes. Es heisst darin: „Sikora się ożrebiła Za oknem na kweście" (Var. Pod' oknem na desce). Uebersetzung: Die Meise hat geworfen hinterm Fenster für die Bettelei (Var. unterm Fenster auf ein Brett). Schon daraus geht hervor, dass es ein Ort beim Fenster sein muss und zugleich ein Gegenstand, worauf man Etwas hinlegt. Möchte man sich das Fenster aufschiebbar vorstellen, so hätte das ganze Bild grosse Aehnlichkeit mit einem heutigen Postschalter sammt Zählbrett. Ich übersetze es also mit Questenbrett. Sowohl der deutsche Provinzialismus Quest, wie auch das polnische kwesta (kwestarz, Collektensammler) sind abzuleiten vom lat. quaerere (quaestio, — quaestor!). Wegen der Bedeutung muss man sich vorstellen, dass früher die Bettelmönche auch bei uns in der Provinz beauftragt wurden, von Haus zu Haus zu gehen, um für ihr Kloster zu sammeln. Dann sagte man, sie seien na kweście, auf Almosen-Bittgang, oder kurz: auf der Bettelei, auf der Quest (Quäst.! Die ursprüngliche Geltung für die Bettelmönche bestätigt für das Ermland auch Frischbier, Preuss. Wörterb. II., S. 203. Mit dem Aufhören der Klöster ist der Name für die Bettelmönche ausser Gebrauch gekommen, Quest für den Bettel aber geblieben. Diese Fahrt nach Almosen kann aber auch einen Besuch bei Befreundeten oder Verwandten in der Absicht bedeuten, Unterstützung oder Verpflegung für längere Zeit zu erhalten. Andererseits wurden aber auch in Klöstern selbst milde Gaben für Almosen-Empfänger auf ein nach aussen gehendes Brett vor einem beweglichen Fenster hingelegt: so erinnere ich mich, dergleichen gelesen zu haben für das Kloster Carthaus, als es so zur Zeit eines Krieges oder einer Pest dort gehandhabt wurde. Ein glattes Brettchen, eine Tafel, gilt immer als Unterlage für Gaben zu geben oder zu nehmen oder für Beides. Es ist auch der alte Präsentirteller. Johanna Schopenhauer beschreibt in ihrem Leben, wie um die Wende des letzten Jahrhunderts in Danzig Mönche aus einem dortigen Kloster, welches wegen der Fabrikation eines besonderen und namentlich schon durch seinen Ursprung heilkräftigen und also stark begehrten Schnupftabaks berühmt war, als Abgesandte desselben wie zu ihrem Vater kamen und auch sonst in der Stadt umhergingen, um auf feiner (silberner?) Tablette in einer Dose (übrigens fast von gleicher Form und mit ähnlichem Zwecke!) von jenem Tabak eine Prise oder ein ähnliches Quanticulum anzubieten und dann dafür eine klingende Gegenliebe zu erwarten, die auf die Tafel gelegt wurde. Um aber schliesslich auf die heutige Zeit überzugehen, so dürfte doch bekannt oder leicht zu erkennen sein, wie man in Anlehnung an früheren praktischen Gebrauch noch heute, namentlich auf dem Lande, in den Wohnhäusern eine mit Vorliebe an auffallenden, meist unter und an Fenstern befindlichen Stellen ein kleines Brett eingemauert oder sonst irgendwie angebracht finden kann, worauf man dasjenige hinzulegen pflegt, was für die Hausgenossen zum täglichen und oft wiederkehrenden Gebrauche viel gefordert wird, damit es desto leichter gefunden werde, ohne dass es dabei viel beschwerlicher Frage und schwerfälliger Antwort koste. Ohne dass dieses den Namen Questenbrett führt, darf man ihm aber mit Recht diesen Namen zuertheilen, weil es in ähnlicher Form ähnlichen Bedürfnissen genügen soll. —

(15) Hr. Hahn legt vor seine

Karte der Wirthschaftsformen der Erde.

Dieselbe ist erschienen im Januarheft von „Petermann's Mittheilungen" 1892. S. 8—12, Taf. II. Die betreffenden grundlegenden Anschauungen sind bereits im „Ausland", 64er Jahrg. 1891, 481—487 zur Besprechung gekommen.

Der Vortragende erklärt sich scharf gegen die Hypothese, dass die Jäger zu Hirten, die Hirten zu Ackerbauern geworden seien; er sieht als die unterste Stufe der Bodenbearbeitung den Hackbau an, der ohne Hausthiere arbeitet; im Ackerbau mit Getreide und Pflug sieht er eine eigenthümliche, scharf umrissene, isolirte Form. Die höchste Stufe repräsentirt ihm der Gartenbau mit künstlicher Bewässerung, menschlicher Düngung und menschlicher Arbeitskraft. —

(16) Hr. A. Baessler legt mehrere silberne und goldene Schmucksachen aus Java vor. —

(17) Hr. A. Martin zeigt

ethnographische Gegenstände aus Samoa.

Die hier ausgestellten samoanischen Gegenstände verdanke ich meinem Bruder Otto Martin, welcher sie im August 1893 bei seinem Abschied von Apia, wo er 11 Jahre gelebt hatte, mir zuschickte.

Die von der Natur so reich gesegneten Inselgruppen zeigen einzelne Photographien, welche einen Theil des Hafens und Scenerien aus dem Inneren der Hauptinsel darstellen. Die Bäche und Flüsse, welche stellenweise grosse Wasserfälle bilden, vertrocknen in den heissen Monaten nicht vollständig, und schwellen in der Regenzeit zu imposanter Grösse an.

Von den Einwohnern kann ich einige Portraits — König Malietoa, König Tamasese, einen Häuptling, zwei weibliche Wesen — vorführen, welche die Ansicht derer zu bestätigen scheinen, dass die Samoaner von uns sich wesentlich nur durch die Hautfarbe äusserlich unterscheiden. Die ursprüngliche Lebensweise der Samoaner ist naturgemäss durch die Berührung mit der europäischen und amerikanischen Cultur vielfach beeinflusst worden. Auch die Samoaner haben wesentlich die Untugenden den Fremden abgesehen; ihre Neigung zur beschaulichen Lebensweise und die Freude an dem Genuss ihres nationalen Getränkes, der Kawa, mit ihren Folgen sind jedesfalls nicht geschwunden.

Die Wohnungsverhältnisse zeigen zwei Bilder: das im Busch gelegene Haus eines Häuptlings und eine innere Einrichtung. Zur Ausschmückung des Hauses, ebenso zu der Bekleidung haben die Samoaner bis jetzt noch vielfach ihre altgewohnten Stoffe verwandt.

Die von den Weibern geflochtenen Muster, fest geflochtene Matten, werden aus Hibiscusrinde und Pandanusblättern hergestellt. Besonders fällt die Decke auf, welche aus den silberglänzenden langen Fasern des Hibiscus hergestellt wird. Dieselbe hat das Aussehen eines Thierfelles, da die fein geschlitzten, 5—12 cm lang heraussstehenden, gewellten Fasern sich wie weisse Haare ansehen. Diese Decken müssen mehrfach gewaschen werden, bis die Fasern genügend zart und weiss werden.

Der berühmte Tapastoff wird durch die eingeführten billigen Kattune leider rasch verdrängt. Ueber die Herstellung berichtet Oelschmidt, dass der Bast des

Brodfrucht-, Maulbeer- und Feigenbaumes in Streifen geschnitten und mit viereckigen Knüppeln aus hartem Holze, die an jeder Seite anders gerieft sind, im nassen Zustande auf flachen Steinen so lange geklopft wird, bis er die gewünschte Grösse oder Stärke erhält. Neben oder über einander gelegt, wird er durch das Schlagen in sich verfilzt und es entstehen in dieser Weise Stücke von 10 *m* Breite und 50 *m* Länge. Für den gewöhnlichen Gebrauch dienen solche von 3—6 *m* Breite und 5—8 *m* Länge. Die Eingebornen zeichnene aus freier Hand farbige Muster darauf oder verwenden geflochtene Schablonen, ja selbst Druckstöcke, in denen die Muster erhaben ausgeschnitten sind. Mehrere Pflanzensäfte dienen zum Färben dieser originellen Zeichnungen. Das Tapa selbst bleibt immer weiss, wird nie gefärbt. Die kleineren Tücher verwenden sie als Lavalava (Lendentuch), das einzige Kleidungsstück der Männer, aber auch das für Frauen, wozu bei diesen noch die Tiputa (das Busentuch) kommt.

Die Matten aus Tapas werden in Haufen bei festlichen Gelegenheiten so auf einander gelegt, dass von jedem Stück nur ein kleiner Theil sichtbar wird, während der grösste Theil am Boden zusammengerollt liegt.

Ein besonders kunstvolles Flechtwerk zeigen die Schmuckbänder, an denen auch der Farbensinn zu überraschendem Ausdruck kommt. Ferner die Körbe, der Hut und die Fächer, dieses unvermeidliche Gebrauchsstück der Tropenbewohner. — Bekanntlich ist der Typus des samoanischen Fächers herzförmig oder oval. Es sind hier Exemplare mit Hohlsaum und farbigen Mustern, auch solche, welche noch mit farbigen Bändern durchzogen oder mit farbigen Fransen besetzt werden; alle sind an Holzstielen befestigt. Fliegenwedel aus Kokosfasern mit Holzgriffen dürfen nur die Häuptlinge tragen.

Naturgemäss sind diese Insulaner auf Schifferei und Fischerei angewiesen. Einige Beispiele der Korallenbildung, welche die Eilande umgeben, befinden sich hier neben den andern Stoffen, sowie einige kleine Seemuscheln.

Das schmale Langboot mit dem seitlichen Balken stellt ein korrektes Modell der kleinen schmalen Schiffchen dar, mit denen die Samoaner weit in das offene Meer hinausfahren. Bekanntlich müssen zwei Männer auf dem Querbalken sitzen, um die Wirkung der Wellen auszugleichen.

Ein stattliches Königsboot steht daneben. Andere stellen diese Bilder vor, die von einem solchen überseeischen Kriegszug gewonnen sind. In wie weit moderne Kriegskunst schon bei den Samoanern heimisch geworden ist, lehren die Bilder, welche während des Kampfes gegen unsere Marine gewonnen worden sind: Barrikaden und Verhaue, Hinterhalte im Busch mit ihrer Besatzung, welche moderne Waffen, nicht mehr jene alten Speere und Keulen mit Hornfischzähnen, Harnische, Handschuhe zum Greifen der Feinde, Kopfmasken und Helme trägt.

Daneben zeigt dieses Bild die deutsche Hauptwache in Apia, ein anderes ein deutsches Schiff, ein letztes den Friedhof unserer Landsleute, welche in den dortigen Kämpfen für Deutschlands Ehre ihr Leben gelassen haben. —

(18) Hr. F. Höner spricht über

Zahnanomalien.

1. Vor einiger Zeit musste ich einem 70jährigem Herrn mehrere im Oberkiefer befindliche Zähne herausziehen. Unter diesen zeigt der linksseitige Molarzahn eine eigenartige Bildung, denn es befindet sich zwischen der inneren und den äusseren Wurzeln ein zurückgebliebener Zahn, der sich quer zwischen

die Wurzeln geschoben hat, so dass er im Verhältniss zu den andern Zähnen eine liegende Stellung einnimmt.

Die Wurzelspitze dieses zurückgebliebenen Zahnes liegt an der vorderen äusseren Wurzel, während die Wurzel selbst zwischen der hinteren äusseren und inneren Wurzel des Molarzahnes liegt.

Man könnte fast auf die Vermuthung kommen, dass dieser verkrüppelte Zahn ein Anhängsel der vorderen äusseren Wurzel des Molarzahnes bilde. Ich glaube aber doch, dass er ein zurückgebliebener und verirrter Weisheitszahn sein kann, der durch Knochenausschwitzung mit den Wurzeln des ihn aufnehmenden Molarzahnes verschmolzen ist.

Jedenfalls hat er eine eigene Krone und eine eigene Pulpa besessen, denn man sieht den Pulpenkanal ganz deutlich, man sieht auch an dem äusseren Rande von der Krone herrührende Schmelzreste. Die Krone selbst ist durch Caries zerstört.

2. Das Modell eines Oberkiefers stammt von einer 50 jährigen Frau, welche ein künstliches Gebiss trug und eines Tages zu mir kam mit der Klage, dass dasselbe nicht mehr passen wolle. Ich untersuchte den Kiefer und fand vorn am Lippenbändchen einen mit der Spitze hervorsehenden Augenzahn. Da der Zahn noch sehr kurz und mit der Zange schlecht zu fassen war, liess ich die Frau nach einigen Wochen wieder kommen und extrahirte dann den Zahn. Derselbe lässt eine normale Form erkennen.

Wie an dem Modell schon ersichtlich ist, hatte der Zahn eine schräge Lage und es ist wohl anzunehmen, dass er seinen Ursprung an der Stelle hatte, wo sonst der Augenzahn zu stehen pflegt.

Ob die Frau auf derselben Seite vorher schon einen Augenzahn besessen hat, kann ich nicht sagen. Es ist aber aus diesem Fall ersichtlich, dass zurückgebliebene Zähne nach vielen Jahren noch zum Durchbruch gelangen können.

3. Ein Milchzahnszwilling rührt von einem Waisenknaben her. Der rechtsseitige untere Schneide- und der Eckzahn bilden einen Körper.

Der Waisenknabe war 14 Jahre alt, als ich ihm diese Zähne auszog. Ob die zweiten Zähne, welche an die Stelle der ausgezogenen gekommen, auch Zwillingszähne geworden sind, kann ich nicht sagen. Der Knabe wurde confirmirt und hat sich nicht wieder sehen lassen.

4. Ein rechtsseitiger unterer Schneide- und ein Eckzahn mit kolossal langen Wurzeln. Die Länge der Schneidezahnswurzel beträgt 2 *cm*, die des Eckzahnes 2 ½ *cm*.

Nach diesen aussergewöhnlichen Wurzellängen zu urtheilen, könnte man annehmen, dass der Mann, von dem die Zähne herrühren, ein Riese sein müsste. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Nach meiner Schätzung ist der Mann 1,70 *m* gross; er hat aber sehr starke Kiefer. —

(19) Hr. Medicinalrath Dr. Pippow-Erfurt legt vor

Prähistorische Thongeräthe aus Erdeborn im Mansfelder Seekreise.

Die cylinderförmigen, gut gebrannten Objekte sind von ihm auf einem, in der Nähe des im Verschwinden begriffenen Salzigen Sees gelegenen Acker des Rittergutes Erdeborn aufgelesen worden. Nachdem nach einer Mittheilung des Besitzers desselben, des Hrn. Roloff, bereits ganze Wagenladungen abgefahren worden sind, bringt der Pflug doch immer noch weitere Exemplare an die Ober-

fläche. Bemerkenswerth ist der Umstand, dass alle vorkommenden Geräthe an dem einen Ende abgebrochen sind, abgesehen von einem vollständigen Exemplare, welches nach einer Angabe des Pastor Heine in Erdeborn in den Mansfelder Blättern, Jahrgang V, 1891, sich im Provinzial-Museum zu Halle a. S. befindet und fast die Gestalt der bei dem Turnen gebräuchlichen Hanteln zeigt, nur dass der mittlere Theil gerade und die Endstücke, anstatt kugelförmig, concav abgeplattet sind. In Uebereinstimmung mit dieser Beschreibung können die vorliegenden, etwa 12 *cm* langen Fragmente als gerade Cylinder bezeichnet werden, deren eines Ende, sich halbkugelförmig erweiternd, völlig glatt ausläuft.

Ueber die Bestimmung dieser Thongeräthe, welche sich auch an anderen Orten der Provinz Sachsen, z. B. bei Giebichenstein, vorfinden, gehen die Ansichten auseinander. Klopfleisch hat in der Nähe von Jena gefundene, den vorliegenden ähnliche Thongeräthe als Leuchter gedeutet. Von anderer Seite sind dieselben für Netzbeschwerer gehalten worden, eine Annahme, die sich mit auf die Nähe eines Gewässers stützt. Für beide Zwecke ist das Vorkommen zu massenhaft. Eines ist als sicher anzunehmen, dass der Ort der Herstellung ganz in der Nähe zu suchen ist; das erforderliche Thonlager ist in der Nachbarschaft vorhanden. —

Hr. Voss bemerkt, dass ähnliche Thongeräthe, ausser in verschiedenen Gegenden Deutschlands, auch in Oesterreich und Ungarn gefunden worden seien. Die Möglichkeit einer verschiedenen Bestimmung derselben sei nicht ausgeschlossen. —

Hr. R. Virchow macht auf die in der sogenannten Türkenschanze bei Lengyel im südlichen Ungarn gefundenen tafelaufsatzförmigen Thongeräthe aufmerksam, welche er in der Sitzung vom 18. Januar 1890 beschrieben hat. —

Hr. Pippow: Wosinszky nennt die letzteren in dem in der Ungarischen Revue 1888 veröffentlichten Berichte über seine im südlichen Ungarn vorgenommenen Untersuchungen auch Todtenleuchter oder — im Anschluss an die Auffassung von Schliemann (Ilios S. 692) — Fackelhalter, eine Deutung, welche in Anbetracht der Aushöhlung des cylindrischen Theiles der Geräthe begründet erscheint. Da die in Erdeborn gefundenen Geräthe durchweg einer Aushöhlung entbehren, so mangelt der gleichen Auffassung der Boden. —

(20) Hr. W. Krause zeigt

ein Reise-Mikroskop aus Aluminium.

Es sind schon einige Versuche gemacht, Mikroskope aus Aluminium herzustellen, namentlich hat Karop vor Jahresfrist der Royal Microscopical Society in London ein solches vorgelegt (Virchow-Hirsch, Jahresbericht f. 1892, S. 48). Näheres ist jedoch darüber nicht bekannt geworden. Für das erste anatomische Institut in Berlin hat die unten angegebene Firma jetzt ein Stativ (Modell Zeiss. No. IV) angefertigt, welches nur 1,225 *kg* Gewicht hat, während es in Messing ausgeführt 3,665 *kg*, also das Dreifache wiegen würde. Das specifische Gewicht der in Frage kommenden Metalle beträgt bekanntlich für Aluminium = 2,67, für Kupfer = 8,8, für Zink 6,86; was den Preis anlangt, so kosten Würfel derselben Grösse aus Aluminium und aus Messing ungefähr gleich viel, indessen wird ersteres von Jahr zu Jahr billiger. Es ist Sorge getragen, dass der Schwerpunkt des Mikroskops in derselben Höhe über dem Laboratoriumstisch sich befindet, wie bei dem Messingmodell, so dass die Stabilität dieselbe bleibt. Die grossen

Vortheile für den Gebrauch im Laboratorium wegen der Eigenschaft, nicht zu rosten, so dass kein Firniss benöthigt wird, wegen der Resistenz gegen Säuren u. s. w., und namentlich wegen der leichten Transportfähigkeit liegen auf der Hand. Es giebt kleine, besonders compendiös construirte Reisemikroskope aus Messing, denen aber Hülfsapparate jeder Art naturgemäss fehlen und die nicht häufig in Gebrauch gekommen sein dürften. An dem vorliegenden, von Hrn. Optikus Magen in Berlin NW., Scharnhorststrasse 34a construirten Modell aus Aluminium sind die Okulare und Objektivsysteme vorläufig noch die alten, in Messing gefassten, einige, übrigens meist verdeckt liegende Schrauben von Stahl u. s. w.; auch ist der Preis von etwa 220 Mk. zur Zeit noch höher, als für Messingstative (150 Mk.). Der Industrie würde es ohne Zweifel gelingen, die Herstellungskosten bedeutend zu ermässigen, wenn bei der Herstellung im Grossen Maschinenarbeit benutzt werden könnte. —

(21) Hr. O. Olshausen spricht über

Steinzeitliches aus der Fürstlich Stolberg-Wernigerodeschen Sammlung zu Wernigerode a. Harz.

Gelegentlich der Reise zum vorjährigen Anthropologen-Congress in Göttingen und Hannover machte ich in Wernigerode Halt, um die Alterthümer der dortigen Fürstlichen Sammlung kennen zu lernen, auf die meine Aufmerksamkeit durch die Publicationen des 1892 verstorbenen Dr. A. Friederich gelenkt war. Es sind dies namentlich: Alterthümer des Bisthums Halberstadt, gesammelt von Augustin, beschrieben von Friederich, Wernigerode 1872, 4°, mit Nachtrag und 21 Tafeln; sowie A. Friederich, Beiträge zur Alterthumskunde der Grafschaft W., I—V, Wernigerode 1867—88, mit Tafeln.

Die Augustinsche und die Friederichsche Sammlung sind jetzt beide der Fürstlichen einverleibt. Letztere fand ich recht ungünstig untergebracht, theils auf dem Boden der Orangerie, theils in dem zur Zeit nicht sehr einladenden früheren Amtsgerichts-Gebäude. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, dass die Sammlung im Allgemeinen nur wenig bekannt ist, zu wenig in der That mit Rücksicht auf die Schätze, die sie enthält, namentlich an steinzeitlichen Gefässen. Obgleich z. B. viele Stücke derselben dem Flussgebiete der Saale angehören, berücksichtigte doch auch A. Götze sie nicht in seinem Werke: „Gefässformen und Ornamente der neolith. schnurverzierten Keramik im Flussgebiete der Saale, Jena 1891.“ Wir werden trotzdem diese hübsche Arbeit öfters in der nachstehenden Mittheilung zu benutzen haben. Dem Vernehmen nach steht übrigens die Neuordnung der ganzen Wernigeroder Sammlung in dem Amtsgerichts-Gebäude, hoffentlich nach dessen gründlicher Umgestaltung, in naher Aussicht, und um dann zu deren häufigerem Besuch anzuregen, will ich hier zwei Dinge besprechen, die meine Aufmersamkeit besonders fesselten.

Die Abbildungen, welche ich gebe, sind nach Zeichnungen des bekannten Germanicus- und Varus-Forschers, Hrn. Prof. Dr. P. Höfer in Wernigerode angefertigt, welchem ich auch sonst für die mannichfache Förderung meiner Bestrebungen zu lebhaftem Dank verpflichtet bin.

1. Elliptische neolithische Gefässe von Rodersdorf und Harsleben.

a) Gefäss von Rodersdorf, Kr. Oschersleben, an der Bode, östlich von Wegeleben; Augustin, Nr. 597, S. 24 und Taf. 18, 7; nach dem Katalog ein Geschenk des Dompredigers Pomme. Näheres über die Fundumstände ist nicht be-

kannt: ein durchlochter, beiderseits facettirter, $5^1/_2$ Zoll langer Hammer, 398, und ein $4^1/_2$ Zoll langer Keil, 399, beide aus Serpentin, sind zwar auch als Geschenk desselben Herrn und als bei Rodersdorf gefunden bezeichnet und liegen jetzt damit zusammen, aber ob alles bei einander gefunden worden ist, ist aus dem Katalog nicht ersichtlich.

Das Gefäss nun ist äusserlich braun, aber die Thonmasse an sich, wo die Oberfläche abgesprungen, grau. Eine besondere Glätteschicht scheint übrigens nicht vorhanden (Höfer). Die Abbildung bei Augustin ist ungenügend; der nachstehenden habe ich nur wenig hinzuzufügen.





Figur 1. $^1/_2$

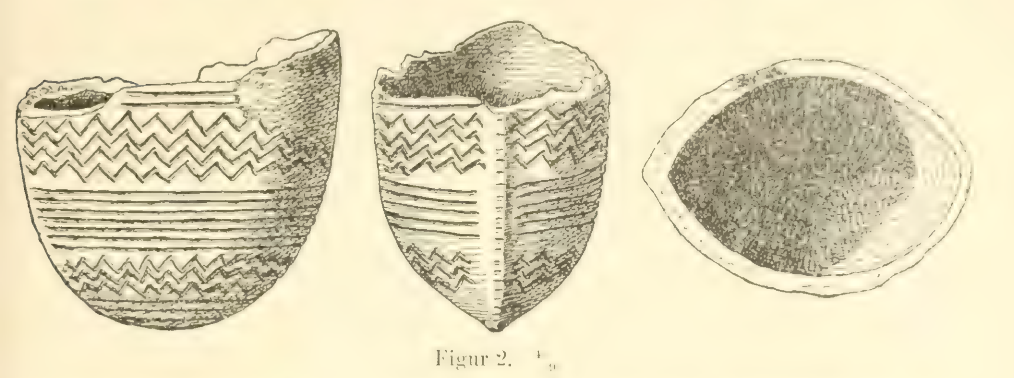
Während die Stehfläche noch ziemlich kreisrund, von 29 *mm* Durchmesser ist, wird der erweiterte Bauch schon elliptisch und vollends die obere, wiederum durch Zusammenziehung der Wandung verengte Oeffnung, deren grösster und kleinster Durchmesser mit der nur dünnen Wandung 47 und 35 *mm* betragen. Höhe 54, grösster Umfang des Bauches 176 *mm*. Uebrigens ist das Gefäss etwas unregelmässig geformt. — Zwei runde Löcher unter dem oberen Rande, je eines an beiden Schmalseiten, für eine Schnur, entsprechen einem bekannten Vorkommen an neolithischen Thongefässen. Unter jedem Loch setzt eine Leiste an, die bis nahe zum Boden hinabreicht; der Eindruck des Elliptischen wird dadurch erhöht. Die ziemlich sorglos eingeritzten, aus lauter kurzen, abgesetzten Strichen bestehenden Gruppen von Zickzacklinien auf beiden Breitseiten sind an einzelnen Stellen noch mit einer weisslich-grauen Masse versehen, die natürlich ursprünglich das ganze Ornament füllte.

b) Gefäss von Harsleben, Kreis und südöstlich von Halberstadt; Sammlung Friederich; gefunden 1874 unter nicht weiter bekannten Umständen, aber von Hrn. Laue, Besitzer des Dreierhäuschens am „Gläsernen Mönch", herstammend; in Friederich's Aufzeichnungen als „taschenförmig" bezeichnet.

Das Gefäss ist beschädigt: der obere Rand fehlt, dass aber auch er Löcher zum Durchziehen von Schnüren gehabt hat, ist um so wahrscheinlicher, als im Gegensatz zum Gefäss von Rodersdorf dieses keine Stehfläche hat, mithin bei seiner sonstigen eigenthümlichen Form entweder in Sand gestellt oder aufgehängt werden musste.

Während nehmlich bei dem Rodersdorfer Exemplar erst in den oberen Partien die elliptische Form mehr ausgeprägt sich zeigt, tritt dieselbe hier schon von unten herauf auf's schärfste hervor. Der Ausdruck „taschenförmig" ist nicht übel gewählt: man kann an die Nachahmung einer ledernen, aus zwei unten abgerundeten Stücken zusammengefügten Tasche denken. An der Fuge tritt ein Wulst hervor, welcher hier ringsum läuft, an der einen Schmalseite hinabsteigend, unter dem Boden durchlaufend, an der anderen Schmalseite wieder heraufsteigend. Die Bedeutung dieses Wulstes tritt hier viel klarer zu Tage, als bei dem Rodersdorfer

Gefäss. Beachtet man vollends die Querriefelung des Wulstes mittelst kleiner Furchen, so gelangt man ohne Schwierigkeit zur Auffassung einer Naht. Denn



Figur 2. 1/2

ganz ähnlich muss die Naht sich gestalten, wenn man zwei Lederstücke auf einander legt und ohne Weiteres so vernäht, dass der Faden bei jedem Stich über den äusseren Rand läuft.

Die obere Schicht des Thones ist braun und scheint Hrn. Höfer von feinerer Masse, als die dickere Unterschicht, die aus grobkörnigem rothem Thon besteht. Die Verzierungen der beiden Wangen, horizontale Gruppen von geraden oder Zickzack-Linien, sind besser ausgeführt, als am Rodersdorfer Stück, der Zickzack ohne Absetzen durchgeführt. Aber doch ist das Ornament nicht völlig symmetrisch, indem, offenbar unbeabsichtigt, die eine Wange in der Mitte nur 5, die andere aber 6 horizontale gerade Linien aufweist. Die Ausmessungen des Gefässes sind folgende: Höhe bis zum Rande in der Mitte, unter dem sich die oberen zwei geraden Linien befinden, 72 *mm*; äusserer Umfang, gemessen über der obersten Zickzack-Linie, 268 *mm*; Mündung aussen, 100 auf 71 *mm*. Auch dies Gefäss ist etwas unregelmässig gearbeitet, die eine Wange stärker gewölbt, als die andere. —

In der Form Aehnliches, wie unsere beiden Gefässe, namentlich das letztbeschriebene, kann ich nicht nachweisen. Die Nachbildung einer sehr grossen ledernen Flasche, deren oberer flacherer Theil an den unteren gewölbten Bauch genäht ist, kann man in einem Gefäss aus einem Steinplattengrabe zu Schkopau, Kr. Merseburg, sehen, Königl. Museum f. Völkerk., Berlin, L. 4. a, abgebildet bei Götze, Gefässformen, Taf. 1, 3, aber mit der Fundorts-Angabe „Merseburg“ [1]. Eine weitere Aehnlichkeit, ausser der „Naht“, besteht indess zwischen diesem und dem Harsleber Gefäss nicht.

Verzierungen, wie die des letzteren, finden sich auf Gefässen aus der östlichsten der 3 grösseren Steinanlagen in dem „Lausehügel oder -Kniggel“, 1/2 Meile südwestl. von Halberstadt am Wege nach Derenburg, bei steinzeitlichem Leichenbrand einer gewissen Art (Augustin, Taf. 4, Fig. 2*g* zu S. 7ff.; Taf. 6, Fig. 4 und 8, auch 2 und 14; Olshausen, diese Verhandl. 1892, S. 158). Diese Gefässe des Lausehügels rechnet Götze seinem „Bernburger Typus“ zu, bei dem

1) Die Angabe „Schkopau“ rührt her von Hrn. A. Nagel in Deggendorf. Das Gefäss gehört dem Stiftsgymnasium zu Merseburg und die Acten des Museums für Völkerkunde bezeichnen Ammendorf, Saalkreis, als Fundort. Ammendorf und Schkopau liegen übrigens dicht beisammen, nur auf verschiedenen Seiten der Saale.

sich die Combination von horizontalen Liniengruppen und Zickzackbändern als Ornament sehr häufig findet und der chronologisch dem Uebergange von der Stein- zur Bronzezeit angehört (diese Verh. 1892, S. 184 ff.). —

Das gleiche Ornament ist dagegen nicht anzutreffen auf dem Thongeschirr vom „gläsernen Mönch", einer Felspartie S. z. W. von Halberstadt, zwischen Harsleben und Langenstein, wo Augustin 1823 an 4 Stellen am Fusse der Felsgruppe grub und auch Laue, der frühere Besitzer des Harslebener Gefässes, in einem benachbarten Hügel Urnen und Bronzen fand (Augustin, S. 19 ff. u. Taf. 11—13). Diese Sachen sind eben jünger als unser Gefäss.

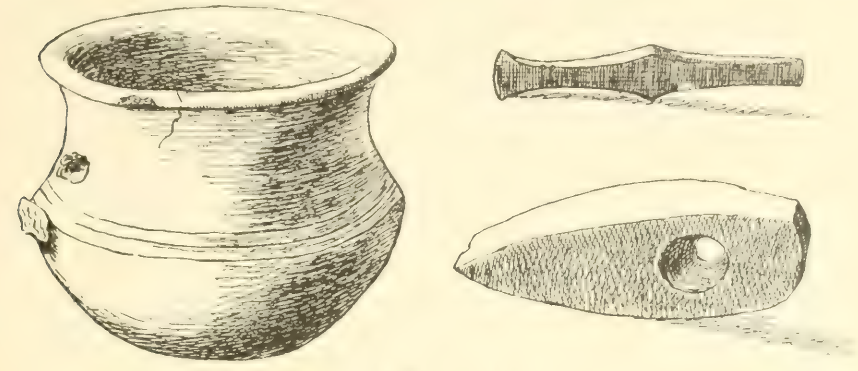
Nimmt man nun, allerdings lediglich auf das Ornament gestützt, an, das Harsleber Gefäss gehöre zum Bernburger Typus, so erscheint hingegen das von Rodersdorf älter. Das „Sparrenornament" desselben findet sich ähnlich an Produkten der Schnurkeramik (Götze, Taf. II, 24 zu S. 56), nur dass es bei uns senkrecht steht, dort aber horizontal liegt. Wenn ferner der Hammer wirklich dazu gehört, so würde dies auf dieselbe Zeit weisen. Er ist nehmlich ähnlich geformt, wie einer aus einem Körpergrabe von Nickelsdorf bei Krossen, Kreis Zeitz, Reg.-Bez. Merseburg (diese Verhandl. 1883, S. 472, Fig. 2), bei dem sich ebenfalls Gefässe der Schnurkeramik fanden (vergl. Götze, Gefässformen, Tabelle No. 40). Dem Keil dagegen kann ich keine sichere Stütze für diese Zeitbestimmung entnehmen, weil ich im Augenblick nicht im Stande bin, festzustellen, mit welcher Art von Thongeräth die betreffende Form vorkommt. Er zeigt einen Typus, der mit mannichfachen Uebergängen zu verwandten Formen in Thüringen verbreitet ist, aber auch viel weiter südlich sich findet und ebenso nördlich. Das Bahnende ist kegelförmig; die Schneide, am entgegengesetzten Ende, bisweilen abgeschrägt, liegt im übrigen symmetrisch. Die Kanten der gebogenen Flächen, welche diese Schärfe bilden, verlieren sich bald in die Rundung des Kegels. Hierhin gehört offenbar die „walzenförmige" Axt bei Mestorf, Vorgesch. Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, No. 28. Ferner sind zu nennen aus dem Kgl. Museum f. Völkerkunde in Berlin die Exemplare I g 1239 von Ostramondra, Kr. Eckartsberga; II 9700 von Braunshain, Kr. Zeitz; II b 62 von Ettersburg, S. Weimar; aber auch von jenseits des Main II c 2095 von Böllstein, Prov. Starkenburg, Grossh. Hessen. — Von diesen könnte der Keil von Braunshain allerdings auch wohl für die Zeit der Schnurkeramik sprechen. Er entstammt nehmlich einem zerstörten Hügelgräberfelde (im „Braunshain" bei Br.), wo Schnurkeramik ebenfalls vertreten ist (vgl. Voss in diesen Verh. 1874, S. 190 ff.; Götze, Tabelle No. 36 und 37); aber da er nicht in systematischer Grabung gewonnen wurde, weiss man nicht, was etwa dazu gehört. — Selbstverständlich sind die oben gegebenen Datirungen für unsere beiden Gefässe nur als vorläufige zu betrachten. —

2. Grabfund von Hedersleben.

Sammlung Augustin No. 274—76, aber nicht in seinen „Alterthümern" erwähnt. Nach dem Katalog wurden 1835 beim Grundgraben am Fusse einer Anhöhe bei Hedersleben, Kr. Aschersleben, zwischen H. und Hausneindorf, neben einem menschlichen Gerippe gefunden: ein leeres, einmal gehenkeltes Thongefäss (274), ein gelochter, 5 Zoll langer Hammer aus Grünstein (275) und ein 4 Zoll langer, „schmaler kupferner Meissel, an beiden Seiten scharf" (276).

Es ist ohne Weiteres klar, dass man es hier mit einem Funde vom Uebergange der Stein- zur Metallzeit zu thun hat, vorausgesetzt, dass der Meissel wirklich aus Kupfer oder wenigstens aus zinnarmer Bronze besteht. Das Skelet entspricht dem gewöhnlichen Vorkommen in der Steinzeit, wo Leichenbrand nur äusserst selten

auftritt (vgl. meine Mitth. in diesen Verh. 1892, 141 ff.), und passt also sehr gut zu dem Steinhammer. Das Gefäss ist leider wenig charakteristisch; bei Götze würden einigermaassen die Figuren 25, 26, 37, 38 zu vergleichen sein, von denen 25 einem Körpergrabe zu Goddula, Kr. Merseburg, 26 einem Brandgrabe von Rössen bei Merseburg entstammt, 37 einem Körpergrabe von Kuckenburg, Kr. Querfurt, 38 einem Massen-Brandgrabe von Auleben bei Nordhausen angehört. Von diesen würden 25 u. 26 ans Ende der Schnurkeramik-Zeit gehören und der Form nach



Figur 3. $^{1}/_{3}$

gleichsam Vorläufer von Gefässen der älteren Metallzeit sein (S. 39 und 47), ebenso 37 u. 38 (nach S. 41 u. 47). Ob freilich die bronzezeitlichen Gefässe wirklich sich aus ihnen entwickelt haben, ist fraglich; denn es sollte sich in Thüringen eigentlich zwischen Schnurkeramik und die Töpferei der Bronzezeit die Bandkeramik schieben. Ich gehe indess auf diesen Punkt hier nicht weiter ein, da Hr. Dr. Götze sich noch andauernd mit der neolithischen Zeit beschäftigt und wir von ihm auch in Bezug auf diese Frage demnächst weitere Aufklärung erwarten dürfen.

Die Ausmessungen des Topfes sind folgende: Höhe 110 *mm*; Durchmesser der Stehfläche 67, am Bauch 138, an der Oeffnung innen 112, aussen 136; Bauchumfang 448. Die grösste Bauchweite liegt 66 *mm* unter dem oberen Rande; als Ornament sind über dieser Stelle drei horizontale Rillen angebracht. —

Der Steinhammer ist 140 *mm* lang, 62 breit, 28 dick. Das Loch ist konisch, mit Durchmessern von 21—18 *mm*; seine Axe liegt etwas schief zu den durchbohrten Flächen. —

Das interessanteste Stück des Fundes ist unzweifelhaft der Meissel. Seine Form anlangend ist zu bemerken, dass derselbe, wenn es auch im Katalog heisst „an beiden Seiten scharf", doch nur eine Schneide hat. Man findet ja oft den Ausdruck „Doppelmeissel" gebraucht, aber, wie mir scheint, mit Unrecht; denn offenbar musste doch das eine Ende zum Draufschlagen dienen, also, wenn es scharfkantig ist, in einem Heft gesteckt haben. Daher auch die ungleiche Bildung beider Enden, die Schneide geschweift und verbreitert, das Heftende gleichmässig weit. Die bedeutende Verbreiterung in der Mitte des Meissels verhinderte, dass er beim Schlagen zu weit ins Heft eindrang. — Die Länge beträgt 127 *mm*, die Breite in der Mitte 17, am Heftende 11, an der Schneide 17 und an den Stellen zwischen den Enden und der Mitte 10 *mm*; die Dicke in der Mitte ist 10 *mm*. Gewicht 109,4 *g*.

Das Aeussere des Stückes liess die Annahme „Kupfer" freilich zu, aber die neuerdings gesammelten Erfahrungen mahnten doch zur Vorsicht. Ich beantragte daher bei der Fürstlichen Kammer die leihweise Ueberlassung des Meissels zwecks Analyse und diesem Gesuche wurde in liebenswürdigster Weise entsprochen. Ich liess nun an einer bereits durch Feilstriche lädirten Stelle der Schneidenseite auf der Drehbank ein 4 ½ *mm* starkes Loch so tief hineinbohren, dass ich genügend Spähne erhielt, ohne das Stück ganz zu durchlochen, so dass die eine Breitseite intakt blieb. Zur Analyse, die ich im Laboratorium des Hrn. Prof. Dr. Finkener von der Kgl. Bergakademie ausführte, verwendete ich 0,7984 *g*, welche 0,0241 Zinnsäure, entsprechend 0,01896 = 2,37 pCt. Zinn gaben. Die Zinnsäure war aber ziemlich eisenhaltig, so dass in Wahrheit der Zinngehalt noch etwas niedriger, auf knapp 2 pCt. anzusetzen ist. Wir haben es hier also zwar nicht mit reinem Kupfer, wohl aber mit einer jener zinnarmen Bronzen zu thun, die, wie Montelius und Much gezeigt haben, den Beginn des Bronzealters charakterisiren (Montelius im Archiv f. Anthropologie 21, 1892—93, S. 4 u. 20, und in Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift 1893, S. 203—238; Much, Kupferzeit in Europa, 2. Aufl., Jena 1893, S. 231).

Der Fund von Hedersleben gehört mithin einer Uebergangszeit an und ist um so mehr beachtenswerth, als vollständige Grabfunde dieser Art bei uns in Deutschland recht selten sind. —

(22) Hr. Adrian Jacobsen übergiebt in Fortsetzung seiner Mittheilung in der Sitzung vom 21. März 1891 (Verhandl. S. 383) folgende Abhandlung:

Der zweite Typus der Geheimbünde bei den Nordwest-Americanern.

Der Medicinmann und der Kosijut (Schamane).

Diesen Typus der Geheimbünde bilden die Medicinmänner oder Schamanen, bei den Kwakiutl Pak-hallas, auch Pak-kwalla, bei den Bella-Coola Allokwalla genannt. Dieselben scheinen an der Nordwest-Küste America's, wie auch in Sibirien, in zwei Klassen getheilt zu werden. Die eine Klasse bilden diejenigen, welche Krankheiten heilen, die andere diejenigen, welche sich vor dem Volke durch Wunderthaten und Wahrsagen auszeichnen.

Alle ihre Thaten verrichten sie nicht durch eigene Kraft, sondern durch die Zauberkraft dienstwilliger, göttlicher Geister, die ihnen zur Verfügung stehen, und nur durch ihre Hülfe kann der Medicinmann seine Kuren vollbringen: denn nach dem allgemeinen Glauben der Indianer rührt jede Krankheit und jedes Unglück von bösen Geistern her, die nur durch den Menschen wohlgesinnte und mächtigere gute Geister unschädlich gemacht und vertrieben werden können. Doch haben bei allen Küsten-Indianern die einzelnen Medicinmänner ihren speciellen Geist, der ihnen ergeben ist und ihnen auf Wunsch stets zur Verfügung steht.

Der vornehmste dieser Geister heisst Kle-klati-ē'il[1]). Er hat seinen Aufenthalt im Walde und wird nun auch dort von dem angehenden Doctor aufgesucht. Begegnet der suchende Medicinmann dem Geiste, so fällt er wie todt nieder, stirbt jedoch niemals, sondern kommt nach einiger Zeit wieder zur Besinnung und stimmt dann einen Gesang an, dessen Text und Melodie ihm der Geist eingegeben hat. Von nun an ist der von dem überirdischen Geiste inspirirte Indianer ein Medicinmann geworden, der den ihm anvertrauten, zauberkräftigen Gesang bei allen seinen Kuren verwendet. Doch gilt dieser Gesang nicht für die

1) Die nächstfolgende Schilderung bezieht sich speciell nur auf die Bella-Coola.



Fig. 1. Tanzrassel des Schamanen zum Kuriren von Krankheiten. Dieselbe wird beim Herumtanzen dazu benutzt, den bösen Geist aus dem Körper des Kranken zu vertreiben. Die meisten Schamanen-Rasseln stellen einen Vogel dar, an dessen Rücken eine Fischotter en relief ausgeschnitzt ist. Letzteres Thier stellt häufig das Emblem des Medicinmannes dar. Diese Rasseln sind inwendig hohl, mit Steinen gefüllt und werden zum Tacte des Tanzes geschwungen (West-Vancouver).

" 2. Desgl., eine Otter, deren Schwanz am Kopf des Vogels ruht und die mit dem Munde einen Menschen zu verschlingen sucht (Kwakiutl).

" 4. Medicinmanns-Rassel in Gestalt eines Raben mit einem Todtenkopfe darauf (Kwakiutl).

" 5. Desgl. Ente mit einem Menschen an dem Griff (West-Vancouver).

" 6. Eule mit einem Frosch, der sich in das Genick des Vogels festbeisst.

" 7. Tanzrassel mit vielen darauf befestigten Holzflöten. (Solche Flöten werden sonst nur bei dem Hametzen- oder Naualoktanz verwendet.) Diese Rassel wurde mir beim Kaufe als die eines Haida-Medicinmannes angegeben.

" 8. Armring aus gefärbtem Cederbast. Wird gelegentlich von dem Medicinmann der Kwakiutl beim Kuriren angelegt.

" 9, 10. Halsringe der Medicinmänner. Fig. 9 ist mit Hermelinfellen behängt: in solchem Ringe sitzt die Kraft des Medicinmannes.

" 11. Kopfring eines Schamanen: in demselben befindet sich der Hülfsgeist des Medicinmannes.

ganze Lebenszeit des betreffenden Schamanen, sondern wechselt oft; denn fast jedes Jahr hat er Zusammenkünfte mit seinem Schutzgeiste, um von diesem neue Gesänge zu lernen. Den Geist Kle-klati-ē'īl stellen sich die Indianer in vollständiger Menschengestalt vor, aber ganz in Cedernbast gehüllt und ausserdem noch mit einer Menge von verschiedenartigen Cedernbastringen geschmückt, von welchen hin und wieder der Schützling einen zum Geschenk erhält.

Ein zweiter, auch sehr mächtiger Geist ist der Kle-sat-pli-lánna, der einer Version der Bella-Coola-Indianer zu Folge den Menschen zuerst das Feuer gebracht hat, während andere dem Raben diese That zuschreiben. Daher sieht man oft die von diesem Geiste inspirirten Medicinmänner durch Feuer springen, sich an Tauen über Feuer hin- und herschwingen, Feuer essen (Nun-lehis-stalath bei den Kwakiutl genannt), an glühendem Eisen lecken und dergl., wodurch sie zugleich den Stammesgenossen ihre Aechtheit und ihre Erleuchtung durch jenen Geist beweisen. Dieser letztere warnt auch die von ihm erwählten Medicinmänner vor herannahendem Kriege, indem er den Schlachtruf der Bella-Coola „Wüh, wüh, wüh, wüh" ausstösst. Hört der Medicinmann im Walde diesen Ruf, so läuft er sofort zum Dorf und alarmirt dasselbe.

Ein dritter Geist ist der Skaia, der sich gewöhnlich in Gestalt eines Lachses in Flüssen aufhält und dort von den „Novizen" aufgesucht wird. Wenn ein Medicinmann, der von dem Geiste Skaia inspirirt ist, in einem Hause irgend eine Kur vornimmt, bei der er, wie alle Medicinmänner, singt und tanzt, so pflegt ein jeder, der sich dem Hause nähert und den Gesang hört, umzukehren. Denn sollte jemand während eines solchen Actus an dem betreffenden Hause vorübergehen, so ist der Indianer überzeugt, dass er, von dem Geiste Skaia gestraft, sofort todt niederfallen würde.

Da nun dies allgemein bekannt ist, so wagt niemand an einem Hause vorüber zu gehen, wo ein Medicinmann eine Heilung vornimmt, da niemand wissen kann, ob der Medicinmann von dem Geiste Skaia oder einem anderen inspirirt ist.

Es mögen in den verschiedenen Stämmen noch andere, die Medicinmänner inspirirende Geister vorkommen, doch sind diese den drei oben erwähnten an Macht und Ansehen nicht gleich.

Wie bei vielen Naturvölkern, so spielen auch bei den Nordwest-Indianern die Geister der verstorbenen Familienglieder im Cultus eine grosse Rolle. Ganz besonders ist das bei den Medicinmännern der Fall, da allgemein geglaubt wird, dass der Geist eines verstorbenen Medicinmannes wiederkehrt.

Die Indianer behaupten, dass alle guten verstorbenen Menschen zu dem grössten aller Geister, dem wirklichen Gott A'lkonda'm kommen. Von ihm aus werden einzelne Auserwählte durch seinen Diener, Namens Dam-dam-kli'msta, wieder zur Erde befördert und von einer Verwandten mütterlicherseits wiedergeboren. Diese Wiederkehr kann bei einer Person öfters stattfinden; solche Leute werden „Aïlt kwákem Dam-dam-kli'msta" genannt (d. h. der durch Dam-dam-kli'msta's Hülfe zurückgekehrte gute Mensch); bei den Kwakiutl werden solche Wiedergeborne Kla-ka-jo't-se genannt. Doch bleiben die meisten Verstorbenen bei A'lkonda'm und unterstützen oder bekämpfen von hier aus die auf der Erde lebenden Menschen. Solche Geister von verstorbenen Vorvätern, die den Medicinmännern zur Verfügung stehen, werden Kóll-klūlle'm genannt. Sie sind den lebenden Kosijut's daran kenntlich, dass sie ein blaues Gesicht und keine Haare auf dem Kopfe haben. Als Zeichen der Wahl zum Medicinmann durch einen der Kóll-klūlle'm vernimmt der Auserwählte im Walde ein viermaliges Pfeifen. Kaum ist der letzte Pfiff verhallt, so fällt der Candidat mit dem Gesicht auf die Erde und bleibt eine Zeit lang so liegen. Sobald er aufsteht, ist er ein fertiger Medicinmann.



Fig. 3. Tanzrassel eines Schamanen aus West-Vancouver.
„ 12. Doppelter Halsring eines Haida-Medicinmannes.
„ 13. Desgl., mit einer Reihe von aus Knochen geschnitzten Gestalten; in jeder derselben befindet sich ein Hülfsgeist des Schamanen (Haida).
„ 14. Medicinmanns-Mütze, aus Hermelinfell hergestellt, mit einem Fuchsschwanz verziert; an dem Rande Knochen mit Schnitzereien, worin sich der dienende Geist des Schamanen befindet.
„ 15. Kopfschmuck des Medicinmannes mit Knochenstäben (Haida).
„ 16. Halsring, daran hängend ein Hülfsgeist, dessen Kopf aus Holz und mit Haarlocken versehen, der Körper aus Cedernbast mit Baststreifen behängt ist (Haida).
„ 17. Aus Holz geschnitzte Menschengestalt, die mir bei der Erwerbung als Hülfsgeist eines Medicinmannes bezeichnet wurde; doch besitzt die Figur grosse Aehnlichkeit mit einem zum Geheimbund Nutlomattla gehörenden Geist Nūllem.
„ 18–20. 3 Knochenröhren, die besonders bei den Tschimpsian- und Haida-Indianern zum Zaubern gebraucht werden. Die äussere Seite zeigt den Schutzgeist des Besitzers. Wird ein Medicinmann von jemand ersucht, einen Indianer zu tödten, so versucht er angeblich, die Seele des Behexten in diese Röhre einzuschliessen. Die beiden Oeffnungen werden sodann mit Cedernbast zugestopft; der so Behexte muss nun nach kurzer Zeit sterben.
„ 21. Halsgehänge aus Thiergeweih, mit darin befindlichem Schutzgeist (Haida).

Fig. 22. Amulet, aus einem Bärenzahn geschnitzt, von dem Medicinmann während der Kur um den Hals getragen und auch in schweren Fällen dem Kranken eine gewisse Zeit lang zum Tragen übergeben (Haida).
„ 23. Holzfigur, ein Ungeheuer darstellend, Hülfsgeist eines Medicinmannes (Haida).
„ 24. Stab mit Vogelschnabel behängt, soll als Rassel des Medicinmannes benutzt werden.
„ 25. Stab des Medicinmannes, Heilkraft besitzend.

Hin und wieder besucht ein Kóll-klūlle'm auch das Haus seiner lebenden Verwandten und verlangt von diesen (natürlich nach Angabe des Kosijut) Essen, Kleidungsstücke und dergl. als Opfer. Die verlangten Gegenstände werden von den Opfernden sofort in's Feuer geworfen.

Anbei will ich einen Gesang eines Medicinmannes, der von Kóll-klūlle'm inspirirt ist, mittheilen:

Nr. 1. Sa koll klulem sü dich
alla silk ti mot
dik spostemsent dai
sup toss sen̄emll
di nok saitimot skida.

Nr. 2. Sauart nu kemiken dopko
Die otti sijul dai
Jau dalt dik meinof dam
do ill kli kwanoml to man.

Nr. 3. Was nuskki mi sulsko
La kos sloll lullemch
tioti ne mosstos
Si bon kemmem
dnie soe kik die motsen
die as ko wandot dich.

Nr. 4. Was alpik malustuskos
Saijul ai killa
sie Kosijut dalits sos
die pa kossoma allim
alla kole kal jei sllats.

Nr. 1. Wie soll es mit den Todten werden,
denn die Verstorbenen wünschen,
dass der Geist soll flöten zu allen
lebenden Menschen, damit dieselben bald sterben.

Nr. 2. Der gute Geist hilft mir die bösen Geister überwinden.
Durch den guten Geist kann ich die bösen Geister
mit dem Kopf nach unten und den Füssen nach oben stellen.

Nr. 3. Kos-sloll-lullemch (der Name des singenden Doctors)
wünscht nicht, dass die Geister der Verstorbenen
ihre Köpfe aus der Erde hervorstrecken,
darum legt oder zaubert er Steine auf den
Kopf des bösen Geistes, damit er unter
der Erde bleibt.

Nr. 4. Sajul[1]) wünscht, dass ich die Festkleider
anlege an meinen Körper,
wenn mein Geist
in A'lkonda'm's Haus zum Tanze einzieht.

Die Geister der Verstorbenen, Kóll-klūlle'm, sind nicht allein beim Heilen, sondern auch beim Wahrsagen und anderen Thätigkeiten den Medicinmännern behülflich. So kündigen sie z. B. das Herannahen der Fische an, wenn im Februar oder März die Stinte (Olekan- oder Candlefisch) in zahlloser Menge die Fjorde und die Flussmündungen zum Laichen aufsuchen. Der Schamane berichtet dann gewöhnlich, dass er so eben den Kóll-klūlle'm mit einer grossen Kiste am Flussufer habe fischen sehen, und erlässt an die Bevölkerung den Aufruf, sich zum Fischfang zu begeben. Es soll noch nie vorgekommen sein, dass ein Medicinmann den Leuten falsche Nachrichten über die Ankunft der Fische gegeben hätte.

Es soll bei den Bella-Coola Medicinmänner gegeben haben, die von allen vier oben erwähnten Geistern inspirirt worden sind; doch kommt eine derartige Bevor-

1) Sajul ist der im Gebirge lebende Donnergott der Bella-Coola.

zugung nur selten vor. Auch Frauen werden bisweilen von einem Geiste zum Schamanen auserwählt; doch müssen auch sie sich denselben religiösen Prüfungen unterziehen, wie die Männer, um unter ihren Stammesgenossen Glauben zu finden. Bei einigen Stämmen der Kwakiutl gilt besonders der Geist Lúlu-la-la als guter Inspirator und als Schutzgeist der Medicinmänner, bei anderen steht der Geist Ma-



Fig. 26. Aus Marmor gemeisselter Schutzgeist eines Haida-Medicinmannes, auch als Amulet in schweren Fällen verliehen.

„ 27. Verschiedene bemalte Holzmasken, welche die verschiedenen dienenden Geister eines berühmten Medicinmannes des Copperflusses darstellen.

„ 28. Ein Medicinmann in vollem Costüm, mit Maske. Um den Hals trägt derselbe eine Reihe von Schnüren, woran sich eine Menge von Amuletten und dienenden Geistern, von seinen Vätern ererbt, befindet. Die Rasseln werden bei einigen Küsten-Stämmen so gehalten, dass der Bauch des dargestellten Vogels nach oben kommt. Die Sage berichtet von einem grossen Medicinmann, der beim Kuriren eines Kranken die Rassel mit dem Kopf nach oben hielt, worauf plötzlich der Vogel lebendig wurde, davonflog und somit die Kur vereitelte.

„ 29. Holztrommel, aus einem Stück Holz kistenähnlich zusammengebogen. Die Aussenseiten werden mit Stammesthieren bemalt. Solche werden beim Kuriren von Krankheiten neben den kleinen Castagnetten und Ledertrommeln gebraucht, besonders von den Zuschauern, die den dazu üblichen Gesang damit begleiten.

„ 30. Maske des Medicinmannes, einen verstorbenen Ahnen darstellend.

ma-kā' in diesem Rufe. Beim Tanze trägt der Geist einen besonderen Stock[1]). Dreht er diesen Stock, so fallen die Menschen wie todt nieder; doch belebt der Geist sie häufig wieder. Da aber diese beiden Gottheiten auch in einigen Ortschaften als Stammväter gelten, so dürften sie auch mit unter die oben erwähnten Geister Kóll-klūlle'm gerechnet werden können.

Von den übrigen Geistern, die bei den Kwakiutl als Inspiratoren der Medicinmänner gelten, habe ich wenig Genaues erfahren können Ein bestimmtes Lebensalter, in welchem der vom Geist Berufene sein Amt antreten muss, ist nicht festgesetzt. Es scheint das mehr von dem Willen des Einzelnen oder von äusseren Umständen abzuhängen. Sitte ist es dann, dass der angehende Medicinmann zuvor ein grosses Fest geben muss, wobei er reichlich Speise und Trank vertheilt und einen Tanz aufführt, den die Gäste mit Gesängen zum Trommelschlag [Fig. 29][2]) begleiten. Ein Medicinmann darf tanzen und singen, so viel er will, und besonders so oft der Geist über ihn kommt, was gewöhnlich alle zwei bis vier Wochen geschieht, und dann schliesslich jedesmal, wenn er zu einem Kranken gerufen wird. Solche Medicintänze werden bei den Kwakiutl Hay'a-likala'th genannt. In letzterem Falle helfen ihm, den Sagen nach, falls nicht genug irdische Sänger zu seiner Unterstützung zugegen sind, einige aus der Erde hervorbeschworene Geister, die so plötzlich und unsichtbar, wie sie gekommen, auch wieder verschwinden.

Die Medicinmänner der Bella-Coola und der Nachbarstämme haben, wie auch die der Eskimos und der asiatischen Völkerschaften, die seltsame Eigenschaft, dass ihre Seele den Körper zeitweise verlässt. Dies soll geschehen, wenn der Medicinmann, um die Ursache einer Krankheit oder eines Unfalls zu erforschen, recht scharf nachdenkt.

Wird bei einem Krankheitsfalle der Medicinmann gerufen, so packt er gewöhnlich seine sämmtlichen Zaubergeräthschaften in eine Kiste, die entweder in seinem Hause in einem eigens dazu hergerichteten Zimmer oder auch im Walde versteckt von ihm aufbewahrt wird.

Seine Utensilien bestehen in Handrasseln, meist von der Gestalt eines Vogels (Fig. 1—7 und 24), auf dem häufig noch eine Fischotter angebracht ist. Denn die Fischotter ist das häufigste Symbol der Medicinmänner, da der inspirirte Geist beim Verkehr mit dem Medicinmanne die Gestalt dieses Thieres annimmt. Weitere Zaubergeräthe sind ein Kopfring (Fig. 11 und 14), aus rothgefärbtem Cedernbaste geflochten, eine Reihe von Armringen und Halsringen (Fig. 7—10, 12 u. 16), meist mit daranhängenden, aus Knochen oder Stein geschnitzten Ungeheuern, in denen sich angeblich die Geister aufhalten. Sehr häufig, und besonders bei denjenigen Medicinmännern, die den Geist, sowie die Geräthschaften von den Vätern geerbt haben, befinden sich an den Ringen lange knöcherne Stäbe (Fig. 13 und 15), mit denen sich die Medicinmänner durch ihre bis auf den Rücken herabhängenden Haare fahren. (Bei den Küsten-Indianern darf nur der Medicinmann langes Haar tragen.) Auf der Brust trägt der Medicinmann ausserdem noch verschiedene andere knöcherne Geräthe, die theils gleichfalls zum „Kämmen" benutzt werden, theils als Zauberbüchsen dienen, in welche der Medicinmann die Seele

1) Zauberstäbe sind überhaupt bei den Haida-Medicinmännern im Gebrauch. So berichtet z. B. die Sage von einem Geiste, der die Erde als Medicinmann besucht und, nachdem er sein Werk vollendet, sich in das Innere der Erde legt, von wo aus er die Erdrinde auf einen Zauberstab stützt, da sie sonst im Meer versinken würde.

2) Die grosse Holztrommel wird bei den Haida, Kwakiutl und verwandten Stämmen benutzt, während die Ahts von West-Vancouver bei ihren Kuren mit Vorliebe eine mit Thierhaut bespannte, Castagnetten ähnliche Trommel gebrauchen.

eines Feindes bannt, so dass derselbe sterben muss (Fig. 18—21). Auf Reisen nimmt der Medicinmann eine steinerne, knöcherne oder hölzerne Eidechse mit, die als Amulet gegen Seegefahr an den Mast gebunden wird (Fig. 22 und 23). Diese Amulette werden von ihm auch gegen Entgelt an Leute, die eine gefahrvolle Reise machen, verliehen.

Nachdem der Medicinmann den Kranken gesehen hat, lässt er sich in vielen Fällen Wasser geben, nimmt einen Mund voll davon und bespritzt damit dem Kranken das Gesicht, worauf er seine Kopf- und Halsringe anlegt, die Rassel zur Hand nimmt und einen tollen Tanz um den Patienten aufführt[1]). Zugleich lässt er den ihm von seinem Schutzgeiste eingegebenen Gesang ertönen. Der Text desselben deutet den Zuhörern meist den schweren Kampf des Schamanen mit dem bösen Geiste an, der in den Kranken gefahren ist. Oft hört man aus dem Munde des Schamanen auch Bitten, zuweilen wohl auch bittere Schmähungen des bösen Geistes. Denn von solchem allein und nicht etwa von einer zufälligen, äusseren Ursache rührt nach der felsenfesten Ueberzeugung aller Indianer jegliche Krankheit und jedes Unglück her, das den Menschen betrifft. Nachdem der Medicinmann unter monotonem Singsang eine Weile um den Kranken herumgetanzt ist, fängt er an, die kranken Stellen tüchtig zu kneten (wodurch natürlich in vielen Fällen die Krankheit noch schlimmer wird), nimmt abermals den Mund voll Wasser, beugt sich über den Kranken und saugt scheinbar mit kräftigen Zügen an der schmerzenden Stelle. Nach einigen Minuten speit er dann Blut aus oder er zieht oft, äusserst geschickt, durch Saugen scheinbar aus dem Körper des Kranken Knochen, Scherben, Baumrinden, Steine, Thierkrallen, Fischgräthen, Dornen und dergl., die, wie selbstverständlich angenommen wird, von einem Concurrenten oder bösen Geist in den Leib des Kranken gezaubert worden sind.

Ein Pelzhändler von West-Vancouver, der häufig den Kuren der Medicinmänner zugesehen hat, berichtete mir Folgendes: „Einst wurde bei einem Krankheitsfall ein Medicinmann geholt, der wegen seines eigenthümlichen Verfahrens bekannt war. Er fing bei dem Kranken den bei solchen Fällen üblichen Gesang und Tanz an, begann dann an dem Körper des Kranken zu saugen und sprang schliesslich plötzlich mit dem Rufe: „„Haltet mich fest““, auf. Indem er beide Hände krampfhaft zusammenballte und mit den Leuten, welche ihn hielten, wie wüthend rang, wurde er, unter heftigem Sträuben seinerseits, zum Meere geschleppt und dann in dasselbe kopfüber hineingestossen. Sofort kam er wieder zum Vorschein, aber mit offenen Händen, um anzuzeigen, dass er die Krankheit auf dem Meeresboden gelassen habe.“

Oft wird ein Dorfbewohner, dem ein Medicinmann nicht hold ist, beschuldigt, einen anderen Medicinmann durch Bezahlung dazu veranlasst zu haben, den Kranken mit dem Uebel zu belästigen. Wie eingewurzelt dieser Glaube ist, zeigt ein Beispiel, welches mir von einem Missionar erzählt wurde: „An der Ostküste Vancouvers lebte ein Missionar, der bereits einige junge Indianer getauft und eine kleine Schule errichtet hatte. Unter seinen Schülern war ein intelligenter Jüngling von etwa 18 Jahren, der wegen seines Fleisses und seiner Folgsamkeit der Liebling des Missionars war. Eines Tages fehlte der Jüngling in der Schule; auf Anfrage des Missionars bei den anderen Schülern hiess es, er sei krank, worauf ihn der Missionar aufsuchte. Nach einem längeren Gespräch stellte es sich heraus, dass der Schüler sich mit einem in der Gegend lebenden Medicinmann erzürnt hatte, und dass dieser dem Jüngling gedroht hatte, er würde binnen 6 Wochen sterben.

1) Es giebt Medicinmänner, die ohne Rassel ihre Heilungen vornehmen.

Der Jüngling nahm sich diese Drohung so zu Herzen, dass er sich für todtkrank hielt, trotzdem sich der Missionar die grösste Mühe gab, ihn eines Besseren zu belehren. Er starb sogar wirklich, ehe noch die 6 Wochen verflossen waren, nach der Meinung des Missionars lediglich aus Angst vor dem Eintreffen der Drohung des Medicinmannes."

Als Bezahlung für ihre Krankenbesuche erhalten die Medicinmänner wollene Decken im Werthe von 2—10 Dollar.

Wie bei den Bella-Coola, so spielen auch bei den nördlicher wohnenden Tlinkiten der Jukatát-Bai und des Kupferflusses die Schamanen in medicinischen Angelegenheiten eine grosse Rolle. Sie tragen hier bei Heilungen von Krankheiten und besonders beim Wahrsagen, ähnlich wie die Eskimos in Alaska, besondere Holzmasken, deren jede einen dienenden Geist darstellt.

Bei einigen Stämmen wird die Leiche des Medicinmannes verbrannt, bei anderen dagegen, wie z. B. den Tungas, in einem eigens dazu verfertigten Hause mit all' seiner Habe und seinen Zaubermitteln (falls er keinen Verwandten hat, der sein Amt erbt) beigesetzt. Ich habe häufig von den Indianern erzählen hören, dass einem berühmten Medicinmann, der auf diese Weise beigesetzt worden war, die Haare und die Fingernägel jährlich länger wurden. —

Die zweite Klasse der Medicinmänner bilden diejenigen, die sich weniger mit dem Heilen von Krankheiten, als mit allen möglichen, verschiedenartigen Wunderthaten beschäftigen, durch die sie ihre Inspiration von Seiten der hohen Geister darthun wollen. So auch der Medicinmann, Kem-ka-la-tla genannt = der die Hametsen zähmt, wenn sie die Zuschauer durch ihren Biss verwundet haben. Diese Leute werden bei den Bella-Coola nach ihrem mächtigen Schutzgeist „Kosijuts" genannt. Kosijut selbst soll der Sage nach in einem in der Nähe befindlichen Eisgletscher wohnen; doch scheint er nur eine Verkörperung des Mondes zu sein, da die Indianer seiner stets in Verbindung mit dem Monde Erwähnung thun. Die Specialität der Priester oder Medicinmänner dieses Gottes ist, sich auf einem hohen Scheiterhaufen verbrennen zu lassen, sich den Leib aufzuschlitzen, so dass die Eingeweide heraushängen, sich den Kopf abschneiden zu lassen, an glühendem Eisen zu lecken u. A. m. Von ganz besonderem Interesse sind wegen ihrer eigenartigen Formen und Farbenzusammenstellungen die Masken dieser Medicinmänner. Es sind die schönsten und originellsten, die ich überhaupt in Nordwest-America gesehen habe. Tritt eine Mondfinsterniss ein, so sagen die Indianer, dass der Mond (En-kla-loi'-killa) einen Kosijut-Tanz aufführt. Sie glauben nehmlich, dass seine Verdunkelung davon herrühre, dass er sein Gesicht behufs des Tanzes allzu schwarz bemalt habe. Daher muss auch jeder Indianer, der den Kosijut-Tanz aufführt, sein Gesicht beim Nachttanz schwärzen. Wird diese Regel nicht befolgt oder findet man selbst nur einen ungefärbten Fleck auf seinem Gesicht, so trifft den Tanzenden dem Glauben nach ein Unglück.

Die Indianer beobachten den Mond daher bei einer Mondfinsterniss auf's Allergenaueste; falls er weisse Flecke zeigt, so hat er seine Gesichtsfarbe auf irgend jemand unter ihnen geworfen, und dieser ist dann ohne Gnade dem Tode geweiht.

Der Kosijut-Novize darf während der ganzen Festzeit seine Cedernbastringe nicht ablegen, auch muss er stets ernst sein und vor allen Dingen nichts von dem Geheimnisse des Bundes an einen Uneingeweihten verrathen; sonst würde er von den älteren Medicinmännern durch irgend eine Zauberei sicher getödtet werden.

Die Kosijut-Aufführungen dürfen, wie alle anderen Götterfeste, nur während der beiden Wintermonate, December und Januar, stattfinden. Wenn ein Medicinmann einem Kranken nicht mehr helfen kann, so sendet er ihn in vereinzelten Fällen direkt zum Gott Kosijut, wie folgende Erzählung zeigt:

Es lebte einst an dem Bella-Coola-Fjord ein Mann, dessen ganzer Körper voller Wunden war. Er besuchte verschiedene Medicinmänner der Gegend, doch konnte keiner ihm helfen. Zuletzt kam aus weiter Ferne ein alter Medicinmann, welcher ihm rieth, zum Eispalast des Gottes Kosijut selbst zu gehen und sich dort unter die Eiswand zu legen. Der Kranke beschloss diesem Rathe zu folgen, und begleitet von seinem Bruder begab er sich in das Hochgebirge. Er legte sich, wie ihm angerathen war, unter die Eiswand, — und siehe da, sofort begannen grosse Eisstücke herunterzufallen, doch weder er, noch sein Bruder wurde von ihnen getroffen. Nach einer Weile hörte das Herabfallen des Eises auf, der Gletscher öffnete sich und heraus trat der Gott Kosijut. Er fragte die Indianer, warum sie seine Ruhe störten. Da erzählte ihm der Kranke von seinem Leiden und sagte, dass er nur deswegen es gewagt habe, zum Palaste des Gottes zu kommen. „Wenn es so ist", erwiderte der Gott freundlich, „darfst du und dein Bruder zu mir herein kommen." Nun führte er sie in eine mächtige Eishalle, in der das Licht bläulich schimmerte, schenkte ihnen eine Menge Decken und anderer Dinge, und redete den Kranken zuletzt also an: „Ich will dich heilen, doch musst du mir versprechen, dass du erst nach vier Jahren heirathest; thust du es vor dieser Zeit, so musst du sterben." Dann strich der Gott Kosijut mit seiner Hand über den Körper des Indianers und sogleich war dieser von allen Wunden befreit. Der also Geheilte kehrte mit seinem Bruder vergnügt nach seiner Heimath zurück. Doch zu seinem Unglück hielt er sein Versprechen nicht, sondern heirathete kurze Zeit nach seiner Rückkunft. Da erfüllte sich an ihm das Wort des Gottes, und er starb.

Wie oben erwähnt, pflegen die zum Kosijut-Bunde Gehörenden meist Wunderthaten dem Publikum vorzuführen. Eine der beliebtesten ist die, dass sie sich verbrennen; eine derartige Prozedur beschrieb mir ein dort an der Küste lange Zeit lebender Irländer folgendermaassen: Ein berühmter Medicinmann (zum Kosijut-Bunde gehörend) hatte bei den Tschimpsian-Indianern bekannt machen lassen, dass er sich bei lebendigem Leibe verbrennen lassen werde. Es sammelten sich daher die Stammesgenossen von weit und breit, um dem Schauspiele beizuwohnen. Ein grosser Holzstoss wurde auf einem freien Platze errichtet und dann in Brand gesetzt. Darauf begab sich der Medicinmann in eine bereit stehende Kiste, die von vier Indianern in die Höhe gehoben und sodann unter schauerlichen Todtengesängen aufs Feuer gesetzt wurde. In der Mitte des Feuers sah und hörte man den Medicinmann immer noch seinen schauerlichen Gesang fortsetzen, bis schliesslich die emporschlagende Flamme das Kopfhaar erfasste und die Kiste zu Asche zusammenfiel. — Ein ähnliches Schauspiel führten die in Europa 1886 weilenden Bella-Coola-Indianer auf, indem ein bei der Truppe sich aufhaltender Kosijut dem Publikum seine Künste zeigte. Durch eine bei Nacht von den Indianern gegrabene Gruft wurde es dem Medicinmann möglich, aus der mit einer Fallthür versehenen Kiste zu entkommen. Von der Gruft aus hielt er an einem eigens dazu verfertigten langen Stabe einen kunstvoll geschnitzten Kopf hoch, der mit dem seinen grosse Aehnlichkeit zeigte, so dass es das Aussehen hatte, als liesse der Medicinmann sich wirklich verbrennen.

Beim Herstellen dieser geschnitzten Holzköpfe, sowie beim Anlegen des ca. 100 *m* langen Grabens müssen die Mitglieder des Kosijut-Bundes einander beistehen. Sollte ein Uneingeweihter durch irgend einen Zufall hinter das Geheimniss kommen, so tödten sie ihn sofort, damit er nicht ihre Betrügereien verrathe, und somit ihre Autorität beim Volke untergraben könne.

Eine andere beliebte Aufführung ist die, dass sie sich den Leib von einem Kollegen mit einem Messer oder einer Lanze aufschneiden lassen und so zugerichtet in den Häusern umherlaufen, indem sie die herausgequollenen Eingeweide hinter sich herschleppen. (Dieses Kunststück wurde im Winter 1890 im Bella-Coola-Fjord ausgeführt.)

Dann kommt es vor, dass sie sich mit einem Spiess den Körper durchbohren lassen, so dass die Spitze aus dem Rücken herausdringt. Um das Kunststück glaubhaft zu machen, muss der Träger den Spiess hin und her bewegen, wobei sich die am Rücken herausstehende Spitze natürlich ebenso bewegen muss, wie der Schaft an der Vorderseite.

Von den Tlinkiten am Kupferflusse erzählte mir ein dort wohnender Pelzhändler folgendes Geschichtchen: Ein Schiff von San Francisco, welches jedes Jahr einmal zum Kupferfluss zu kommen pflegte, um Proviant und Tauschartikel, sowie das eingetauschte Pelzwerk abzuholen, blieb einmal Wochen, ja Monate lang aus. Da erbot sich ein berühmter Schamane, der am Kupferfluss wohnte, wahrzusagen, was mit dem Schiff geschehen sei: Der Händler hatte nichts dagegen einzuwenden, und man veranstaltete ein Fest, bei dem der Schamane in acht verschiedenen Masken auftrat. Vgl. die Illustrationen auf S. 109, Fig. 27 u. 28. Den letzten Theil des Schauspieles bildete eine Feuerprobe. Man legte ein grosses Feuer im Hause an, und der Schamane liess sich ein Tau aus Cedernbast an Füssen und Armen befestigen. Eine Anzahl Indianer ergriff die beiden Enden des Taues und schwenkte den Schamanen über dem Feuer hin und her. Das Tau fing bald an zu brennen und zerriss, so dass der Schamane mitten in das Feuer fiel. Aber er sprang so schnell aus der Gluth heraus, dass auch nicht die kleinste Brandwunde an seinem Körper zu finden war. Darauf erklärte er, dass das Schiff zu Grunde gegangen sei und nie wieder zurückkommen werde. Also geschah es auch wirklich, und seit der Zeit wuchs das Ansehen des Schamanen.

Zum Schlusse wollen wir noch einen Kosijut-Gesang folgen lassen.

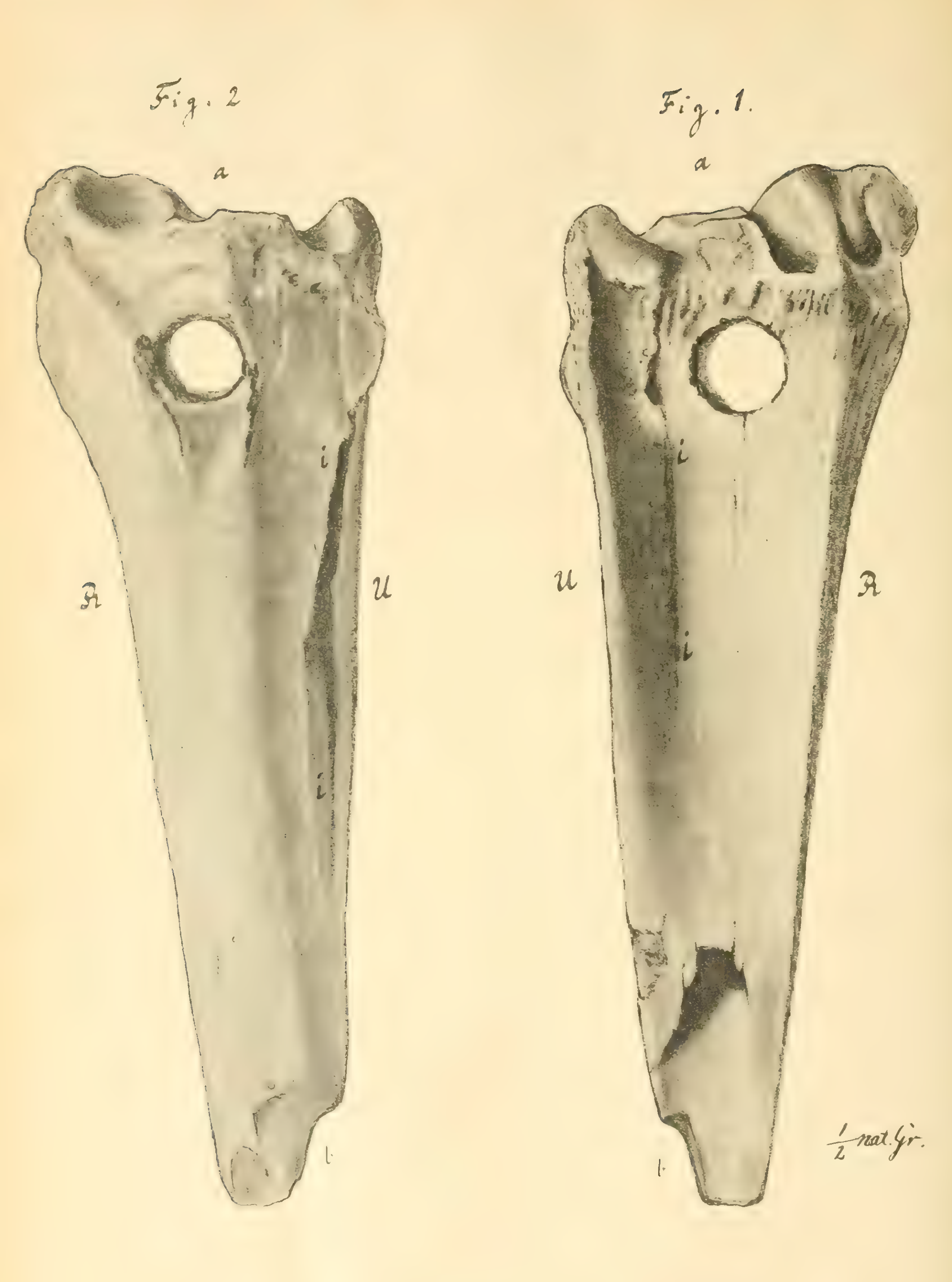
I. Kil kosta samĕtsen dai
jau di wan Kwalusem dai
die dek do kennol sut dai

II. Sauwaik dok-sai allei au
was Kwalt-kwaltenŭ sanau
Si nu pollas ats.
wau aksknemtenem ski ats,
jo all die sejul dau.

III. Jau i wayil kwalutsen,
ai jau skolakem klem
Sio eklanni lai.
Silkolankta nau ats.
Si anus jaiuts slem
Batallo sai jai ko ats.

1. Ich sehe dich kommen, Tanzgeist,
jedoch kommst du stets ziemlich spät.
Du redest und sendest Boten zu mir,
du grosser Tanzgeist.

2. Jetzt sehe ich den Geist kommen,
kommt alle her und sehet meine Maske.
Aber zuerst will ich unseren Gesang hören
von „Skakva“ (dem Teufelsfisch).


Fig. 2
Fig. 1.
a
a
i
i
i
i
i
R
U
U
R
1/2 nat. Gr.

3. Jetzt holt man hierhergebrachte
Speisen und füllt meinen Magen damit an.
Aber ein kleiner Vogel (Mok-Mok mit Namen)
ist auch hungrig
und will Speise haben.

Es ist mir bis heute noch nicht völlig gelungen, einen direkten Zusammenhang zwischen dem Medicinman („Alo-kwalla") und dem Kosijut oder Zauberer zu finden, doch bezeichnen alle Kenner der Geheimbünde beide als geistig nahe verwandt, und in der That glaube auch ich, dass beide nur Unterabtheilungen einer und derselben Kaste repräsentiren, gerade wie sich auch bei den Hametzen verschiedene Unterabtheilungen finden. Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass die Hatsikwallà bei den Kwakiutl, bei den Bella-Coola Haúwin-álla genannt, mit den Kosijuts in einem gewissen Zusammenhange stehen.

Es mögen noch manche nahe Beziehungen zwischen den verschiedenen Corporationen existiren, manche Verwandtschaften und Aehnlichkeiten in den Ceremonien, in den Geräthschaften und religiösen Ideen, von denen wir jetzt noch gar keine Ahnung haben. Mythologie, Cultus und Aberglauben bieten überall, zu allen Zeiten und bei allen Völkern die meisten und schwersten Probleme in der ethnologischen Forschung, und noch mehr ist das natürlich der Fall, wenn diese Ideen nicht Allgemeingut der breiten Volksmassen, sondern ein eifersüchtig bewahrtes Geheimniss einer bevorzugten Kaste sind. —

(23) Hr. A. Voss legt im Anschluss an den Vortrag des Hrn. Hahn (S. 95) ein sehr primitives Werkzeug zur Ackerbestellung vor:

eine durchbohrte Hacke aus den Beinknochen eines Urochsen
Hierzu Tafel II.

welche das Kgl. Museum für Völkerkunde mit einer grösseren Sammlung zusammen erworben hat. Ueber die Auffindung des Stückes liegt nur die Notiz vor, dass es 2 *m* tief im Wiesenmoor bei Regulirung der Norder (Nipp-)Au bei Refsoe, Kreis Hadersleben, zu Tage gefördert sei. Anscheinend ist das runde Stielloch mit einem Metallbohrer gebohrt: die übrigen bearbeiteten Stellen an der Rückseite und dem Schneidentheile zeigen Schabespuren auf und scheinen mit einem scharfen Steine, vielleicht einem Feuersteingeräth, geschabt zu sein. Die Schneide ist beschädigt, wahrscheinlich durch starkes Aufschlagen auf einen harten Gegenstand. Das Stück scheint, wie oben schon bemerkt, zum Umhacken des Erdbodens gedient zu haben und ist wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit durch Aufschlagen auf einen Stein an der Schneide verletzt worden. —

Hr. A. Nehring:

Die eben erwähnte Hacke (Taf. II), welche mir von Hrn. Direktor Dr. Voss zur zoologischen, bezw. anatomischen Bestimmung des zur Herstellung verwendeten Knochens übersandt war, trug eine von dem früheren Besitzer herrührende Etiquette, wonach sie aus dem „Schienbeine eines Auerochsen" hergestellt sein sollte. Dass es sich nicht um ein Schienbein (Tibia) handeln kann, zeigen unsere Fig. 1 u. 2. Man erkennt aus der Bildung des mit *a* bezeichneten Gelenks, dass es sich um einen Unterarm handelt, welcher bekanntlich aus Radius und Ulna besteht. Bei den Hufthieren hat der Radius an Stärke ein bedeutendes Uebergewicht über die Ulna; letztere verschmilzt bei erwachsenen Boviden in ihrer mittleren und unteren, schmalen Partie eng mit dem Radius, doch ist auch bei alten Thieren die Grenze beider Knochen mehr oder weniger erkennbar.

In unseren Figuren 1 u. 2 bezeichnet *R* den Radius, *U* die Ulna; die Buchstaben *i . . . i* deuten die Grenze zwischen beiden Knochen an. Fig. 1 stellt die Hacke, bezw. den Unterarm von der Hinterseite, Fig. 2 von der Vorderseite in ½ nat. Gr. dar[1]).

Dass der vorliegende Skelettheil von einem Boviden herrührt, ist leicht festzustellen: schwieriger gestaltet sich die Feststellung der betr. Species. Mit Hülfe des reichen Materials der mir unterstellten Sammlung bin ich aber zu dem bestimmten Resultate gelangt, dass es der Unterarm eines weiblichen Ur, Bos primigenius Boj. war, welcher zu der vorliegenden prähistorischen Erdhacke verwendet worden ist. Wir besitzen das Skelet eines männlichen und das eines weiblichen Bos primigenius Boj., ferner mehrere zerlegte Skelette von erwachsenen Exemplaren des Bison europaeus, desgleichen von Bison americanus, zahlreiche Skelette von Hausrindern, mehrere vom Yak, von Büffeln, ein Skelet des Moschus-Ochsen; ich habe alle verglichen und bin zu dem oben angegebenen Resultate gelangt, doch würde es zu weit führen, wenn ich die Charaktere, auf welche sich meine Bestimmung stützt, hier genauer darlegen wollte. Ich will nur einen Punkt berühren, auf den man einen Einwurf gegen die Richtigkeit meiner Bestimmung stützen könnte, nehmlich die Verwachsung von Ulna und Radius.

Man hat früher mehrfach behauptet, dass diese beiden Knochen bei Bos primigenius zeitlebens getrennt blieben, während sie bei dem Hausrinde verwachsen. Dieser Unterschied ist aber thatsächlich nicht vorhanden, wie ich auf Grund zahlreicher eigener Untersuchungen feststellen konnte[2]). Ulna und Radius verwachsen bei älteren Individuen des Bos primigenius ebenso gut, wie bei älteren Individuen der von ihm abstammenden Rassen des Hausrindes; jene Verwachsung erfolgt allerdings bei B. primigenius, welcher als wildlebendes Thier verhältnissmässig spätreif war, meist später als bei gleichalterigen Hausrindern unserer modernen frühreifen Rassen.

Was die Herstellung der Hacke anbetrifft, so hat der Verfertiger ungefähr zwei Drittel der Länge des Unterarmes benutzt; dabei hat er das untere Gelenk (*a*) zum oberen Theile der Hacke gemacht und nahe über dem Gelenk ein Stielloch quer durch den Radius hindurchgebohrt (siehe die Abbildungen). Das Gelenk ist nicht bearbeitet worden, doch haben einige Partien desselben durch den Gebrauch der Hacke eine gewisse Abnutzung erfahren. Der mittlere Theil des Knochens ist in geschickter Weise sowohl seitlich verschmälert, als auch besonders von der Hinterseite her keilförmig zugeschärft worden, und zwar so, dass die sehr feste Rindensubstanz, welche die Vorderseite eines Bos-Radius darbietet, zur Herstellung der Schneide des Instruments verwendet wurde. Letztere hat bei der praktischen Benutzung einige Verletzungen erlitten, namentlich an der durch *b* bezeichneten Stelle; wahrscheinlich geschah dieses durch Aufschlagen auf einen Stein.

Ihrer ganzen Form nach war diese Hacke zu Erdarbeiten in weichem Boden vorzüglich geeignet und sie ist auch sicher hierzu verwendet worden. Offenbar hat man sie aus einem frischen Unterarm des Bos primigenius hergestellt; denn ein fossiler Knochen würde zu einer solchen Erdhacke wegen seiner Sprödigkeit und Brüchigkeit sich sehr wenig eignen und die Mühe der Bearbeitung schlecht belohnen. Die vorliegende Hacke liefert nach meiner Ansicht den Beweis, dass

1) Die zugehörigen Zeichnungen sind von meinem Assistenten, Hrn. Dr. G. Rörig, nach dem Originale hergestellt worden.

2) Vergl. auch Rütimeyer, Fauna der Pfahlbauten, S. 96 f.

der Mensch, von welchem jene Hacke zu Ackerbauzwecken („Hackbau“) hergestellt wurde, in Nordschleswig mit Bos primigenius zusammengelebt hat.

Wenn auch sonst schon zahlreiche Beweise dafür vorliegen und zum Theil von mir selbst erbracht sind, dass Bos primigenius als wildes Thier noch in historischer Zeit gelebt hat, und dass die letzten Exemplare dieser interessanten Species, welche schliesslich nur noch in den Jagdrevieren einiger polnischer Magnaten gehegt wurde, erst vor etwa 300 Jahren ihren Tod gefunden haben, so ist doch jedes Objekt, welches auf ein ehemaliges (früheres oder späteres) Zusammenleben des schon einigermaassen kultivirten Menschen mit Bos primigenius hindeutet, von wissenschaftlichem Interesse, da manche Forscher jenes Zusammenleben noch immer mit einer gewissen Hartnäckigkeit zu bestreiten suchen. —

Erklärung der Abbildungen auf Tafel II:

Figur 1. Erdhacke, hergestellt aus den Unterarmknochen (Ulna und Radius) eines weiblichen Bos primigenius Boj. In ½ d. natürl. Grosse Ansicht von der Hinterseite).
„ 2. Ansicht von der Vorderseite. —

(24) Hr. A. Voss legt einen sehr reichen Grabfund aus dem bekannten

alemannischen Gräberfelde von Oberflacht, O. A. Tuttlingen in Württemberg

vor. Es war das Grab eines Kriegers, welcher mit Lanze, Bogen, Pfeil und Schwert ausgerüstet war, ausserdem aber noch einen Holzleuchter, zwei hölzerne Pilgerflaschen, einen Thonkrug und ein Bronzebecken, sowie eine in ihren Holztheilen noch gut erhaltene, für 6 Saiten eingerichtete Leier als Beigaben mit in den Sarg bekommen hatte. Das Skelet ist noch ziemlich vollständig erhalten. Die Leiche lag in einem Doppelsarg: der innere bestand aus einem, auf dem oberen Rande mit einer Gallerie geschmückten Kasten, der äussere war eine grosse, aus festen Eichenplanken gezimmerte Kiste, deren Holz bei der Ausgrabung noch so gut erhalten war, dass man es, nachdem es getrocknet war, zu Möbeln verarbeiten konnte. Der sehr gut erhaltene Bogen war aus Eibenholz hergestellt, ein mit Kerbschnitt verziertes Brett unbekannter Bestimmung aus einer sehr weichen Holzart.

Das Königl. Museum hat diesen werthvollen Fund, welcher dem von Hrn. Dr. Basler in den Verh. 1892, S. 509 beschriebenen ähnlich, aber bedeutend reicher ist, nebst einem kleinen, für ein jugendliches Individuum bestimmten Todtenbaum, durch die Güte des Hrn. Oberamtspflegers Schad erworben. —

Der Vorsitzende theilt mit, dass Hr. Basler nach den von ihm gesammelten Fundstücken eine Reihe von Nachbildungen in Holz hat anfertigen lassen und damit der Gesellschaft ein Geschenk gemacht hat. Diese Stücke sind der prähistorischen Abtheilung des Museums für Volkerkunde uberlassen worden. Namens der Gesellschaft dankt der Vorsitzende dem freundlichen Geschenkgeber. —

(25) Hr. Rud. Virchow spricht, unter Vorlage verschiedener Drucksachen, über den

vermeintlichen Sophokles-Schädel und über die Grenze zwischen Anthropologie und Archäologie.

Im Jahre 1888 wurde der damalige Ober-Inspektor des königlichen Gutes Tatoi in Attika, welches an der Stelle des alten Dekeleia liegt, Hr. Münter, ein ge-

borner Däne, aufmerksam auf eine Stelle in dem Berichte eines alten, anonymen Biographen, welche sich auf die Lage der Grabstätte des Sophokles bezieht. Es ist darin gesagt, dass die Leiche des Dichters bestattet sei in dem Familiengrabe an dem nach Dekeleia führenden Wege, 11 Stadien vor der Mauer (ἐπὶ τῇ ὁδῷ τῇ κατὰ τὴν Δεκέλειαν φερούσῃ πρὸ τοῦ τείχους ια΄ σταδίων). Hr. Münter sah sich dadurch veranlasst, nach dem Grabe, das man bis dahin nach Kolonos verlegt hatte, zu forschen. Er nahm an, dass die erwähnte Mauer die von Dekeleia sei, und da in der vom Preussischen Generalstabe aufgenommenen Karte die alte Mauer dieses Ortes auf einem Hügel angegeben ist, welcher noch den Namen Palaeocastro trägt, so glaubte er das fragliche Gebiet sicher bestimmen zu können, indem er mit einem Cirkel in einer Entfernung von ungefähr 11 Stadien vor der Mauer einen Bogen gegen Süden zog. Hier fand er in der That einen „Tumulus", etwa 150 *m* östlich von dem alten Wege, der von Acharnae (Menidi) nach Dekeleia führt, und in demselben 3 Sarkophage, zwei aus Marmor und einen aus Sandstein. Letzterer wurde einer Frau zugeschrieben, weil darin ein bronzener Spiegel lag; von den zwei anderen, welche den Beigaben nach auf Männer bezogen wurden, enthielt der eine die Gebeine eines älteren Mannes und ausserdem Gefässe aus Alabaster und Terracotta, sowie einen eisernen Striegel (ξύστρον) und einen hölzernen gekrümmten Stab in Form eines Bischofsstabes.

Hr. Münter hat darüber in einer besonderen Schrift unter Beibringung verschiedener Zeugnisse glaubwürdiger Männer berichtet. Dieselbe trägt den Titel: „Das Grab des Sophokles. Athen 1893", und enthält zur genaueren Erläuterung eine Karte der Fundgegend nach der erwähnten Generalstabskarte, sowie 4 gut ausgeführte grosse Photographien: eine Ansicht des Grabhügels nebst der Umgebung, den Schädel des alten Mannes nebst den aufgefundenen Beigaben, die Mauer des Grabes, welche dem angegebenen Monumente als Basis gedient hatte, und endlich die beiden Marmor-Sarkophage. Obwohl er überzeugt war, das wirkliche Grab des Sophokles gefunden zu haben, so hielt er doch eine Prüfung des Schädels für angezeigt, und er übersandte mir denselben 1893 durch unser Mitglied, Hrn. Generalarzt Dr. Ornstein, der gerade nach Berlin reiste, mit der Bitte, denselben genau daraufhin zu untersuchen, ob sich daran Merkmale fänden, welche gegen die Identificirung sprächen. Ich konnte ihm schon unter dem 11. Mai 1893 eine kurze Charakteristik des Schädels schicken; dieselbe enthielt nichts, was eine solche Identificirung hindern konnte.

Ich habe dann in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften vom 13. Juli desselben Jahres, neben einer Uebersicht über die von mir in ziemlich grosser Zahl untersuchten altgriechischen Schädel, eine genaue Beschreibung des fraglichen Stückes gegeben und dieselbe durch geometrische Abbildungen der 6 verschiedenen Ansichten erläutert. Ich kam zu dem Schlusse:

> „dass die anatomische Untersuchung keinen Grund ergeben hat, der uns „zu der Annahme veranlassen könnte, dieser Schädel sei nicht der des „Sophokles, dass vielmehr der Schädel in Hauptstücken den alten Sculp-„turen gleicht. Der Beweis der Identität kann jedoch auf anatomischem „Wege nicht geliefert werden."

Ich fügte hinzu: „Sollte sich aus anderen Erwägungen ergeben, dass der Grabhügel Petrakis nicht der Familie Sophokles gehörte und dass der Marmor-Sarkophag mit dem Hirtenstabe nicht die Ueberreste des Dichterfürsten enthalten haben kann, so würde immerhin die wichtige Thatsache bestehen bleiben, dass der besprochene

Schädel ein Glied in der noch so kleinen Reihe der athenischen Schädel des 5. Jahrhunderts vor Christi darstellt."

Diese „anderen Erwägungen" konnten nur archäologische und rein philologische sein. Hr. P. Wolters hat derartige angestellt und sie im „Reichs-Anzeiger" veröffentlicht. Sein Ergebniss ist direkt ablehnend. Er bemerkt von den Beigaben: „Die kugelförmigen thönernen Lekythen zeigen als einzigen Schmuck je eine plumpe rothfigurige Palmette und können kaum dem fünften Jahrhundert angehören. Der Krummstab ist nur 70 *cm* lang, kann also nicht die Stütze eines Greises sein, sondern ist wohl ohne Zweifel das bei der Hasenjagd benutzte Lagobolon, dessen Anwesenheit im Grabe des Sophokles sich schwerlich rechtfertigen liesse." Er fährt dann fort: „Den entscheidenden Grund giebt aber die Stelle aus der Biographie: es kann nicht zweifelhaft sein, dass die dort genannte Stadtmauer die von Athen ist. 11 Stadien von der Stadt, an der nach Dekeleia führenden Strasse lag das Erbbegräbniss des Sophokles; das ist genau die Stelle des Demos Kolonos, aus welchem die Familie des Sophokles stammte. Dass dort die Familie ihre Grabstätte besass, ist ebenso begreiflich, als es unerklärlich wäre, wenn sie bei Dekeleia gelegen hätte, zu welchem weder der Dichter noch seine Familie irgend welche Beziehungen hatte. Und an dieser Auffassung kann auch die Sage, dass das Begräbniss des Sophokles nur mit der besonderen Erlaubniss des in Attika stehenden spartanischen Generals stattgefunden habe, nichts ändern, da sie sich ebenso gut mit der Ansetzung in Kolonos verträgt."

So einfach ist die Sache keineswegs. Jeder, der die Schrift des Hrn. Münter einsieht, wird sich überzeugen, dass er sich nach Kräften bemüht hat, seine Auffassung durch gute Gründe zu stützen. Ich besitze einen Brief von ihm aus Athen vom 30. April (12. Mai) 1893, in welchem er seine wichtigsten Gründe zusammenfasst, und da er seitdem (am 26. August 1893) gestorben ist, so glaube ich es ihm schuldig zu sein, den Wortlaut dieses Briefes nachträglich mitzutheilen. Derselbe lautet:

„1. Der anonyme Βιογράφος schreibt (siehe Βιογράφοι von A. Westermann S. 130, v. 70—80): „...καὶ ἐπὶ τὸν πατρῷον τάφον ἐτέθη τὸν ἐπὶ τῇ ὁδῷ τῇ κατὰ τὴν Δεκέλειαν φερούσῃ κείμενον πρὸ τοῦ τείχους ια' σταδίων. — φασὶ δ' ὅτι καὶ τῷ μνήματι αὐτοῦ σειρῆνα ἐπέστησαν."" — Was hier durch den Anonymos angeführt wird, trifft zu.

„2. Das Grab ist unzweifelhaft das Grab einer Familie. Es liegt neben dem ältesten, von Acharnae nach Dekeleia führenden Wege (siehe Ἀρχαιολ. Δελτίον, ἔτος 1888, wo die Ausgrabung beschrieben ist, S. 157) und Lolling führt an: „...ὁ χῶρος, ἐν ᾧ ἐγένοντο αἱ ἀνασκαφαί, κεῖται παρὰ τῇ ἀρχαιοτέρᾳ ἐκ Δεκελείας εἰς Ἀχαρνὰς ἀγούσῃ ὁδῷ.""

„3. Das Grab liegt 1905 *m* in gerader Luftlinie vor den Mauern Dekeleia's (siehe die Karte des preussischen Generalstabes, gezeichnet von Hrn. v. Weddig, auf der die Mauern auf dem Hügel „Palaeocastro" unter dem Namen Lager der Lakedämonier (στρατόπεδον τῶν Σπαρτιατῶν) angezeichnet sind). Auf derselben Karte befindet sich der Tumulus. Ein Pythisches Stadion beträgt 165 *m*, ein Attisches 177.6 *m* (s. Handbuch der klassischen Alterthums-Wissenschaft von J. v. Müller, S. 838). 11 Stadien zu 165 = 1815 *m* und 11 Stadien zu 177,6 = 1953,6 *m*.

„4. Die Mauer in der Mitte des Grabhügels hat als Basis für ein Monument gedient (s. das Attest der Menidiaten, von welchem eine Abschrift mitfolgt)[1].

1) Dieselbe ist schon in der Schrift des Hrn. Münter S. 7 in Uebersetzung mitgetheilt, kann also hier fortbleiben.

„5. Zeitpunkt für den Bau des Grabes. Die Mauer in der Mitte des Hügels gehört zu derselben Bauart, wie die langen Mauern Athen's, wie die Befestigungsmauer des Piraeus und die Mauer des Dionysios-Theaters. Die Mauer des Piraeus wurde angefangen 494 a. Chr., die Athenische Mauer 479 a. Chr. Das Theater des Dionysios wurde begonnen wenige Jahre vor dem Anfange des persischen Krieges (Schlacht bei Marathon 490 a. Chr., s. Lambros Ἱστορία τῆς Ἑλλάδος), sie wurde vollendet unter Lykurgos 330 a. Chr. Sophokles starb im Jahre 405 a. Chr. (s. A. Schöll S. 361).

„6. Die beiden Marmor-Sarkophage sind nicht, wie Lolling angiebt (Ἀρχαιολ. Δελτίον S. 157), von Pentelischem Marmor, sondern von Hymettos-Marmor; sie stammen von dem Steinbruche bei Kesereani. Ich habe mich hiervon genau überzeugt. Dieses ist ein Beweis dafür, dass die bestatteten Personen in Athen oder nahe bei Athen gestorben sind und von dort nach Dekeleia gebracht wurden. Wären die Verstorbenen aus Dekeleia gewesen, so hätte man Marmor aus dem Pentelikon benutzt, denn dieser liegt ganz nahe dabei. Das stimmt mit der Angabe des Plinius (Historia Naturalis 38. 11) und Σοφοκλέους Βιογραφία: „„ὁ Σοφοκλῆς ἀνῆκεν τῷ δήμῳ Κολωνῷ, ἔνθα καὶ ἐγεννήθη."" Wie bekannt, starb er in Athen.

„7. A. Scholl (S. 397) führt an: „„Da zu der Zeit die Spartaner in Dekeleia lagen und die attische Landschaft sperrten, soll das Erbbegräbniss des Sophokles, als ausserhalb der Stadt gelegen, nicht zugänglich gewesen sein. Da erschien der Gott Dionysios im Traume dem Lysandros, wie der Biograph und Plinius 7, 30 erzählen, oder dem Anführer der Lakedämonier, wie Pausanias (1, 20) vorsichtiger sagt, denn nicht Lysandros, sondern der König Agis belagerte damals die attische Ebene. Diesem also gebot der Gott im Schlafe, der neuen Sirene die Ehre zu geben, d. h. den Zaubersänger Sophokles in der Ruhestatt seiner Väter begraben zu lassen. Nun erkundigte er sich bei den Ueberläufern, wer jüngst gestorben sei, und schickte nach erhaltenem Aufschluss einen Herold an die Athener, sie möchten ungestört ihren Dichter begraben.""

„Man würde gar nicht oder schwer verstehen, wie eine so grosse Stadt, wie Athen, den Anführer der Spartaner um Erlaubniss, den Dichter zu begraben, bitten sollte, wenn das Erbbegräbniss dicht ausserhalb der Mauern Athen's gelegen hätte. Denn nach dem Areal innerhalb der Feste Dekelia's zu urtheilen, hat nur ein Streifcorps von vielleicht 3—5000 Mann in Dekelia gesessen. Das ganze Areal misst nur etwa 3 *ha*. Erst wenn man weiss, dass das Erbbegräbniss nahe an den Mauern Dekelia's sich befand, versteht man, dass die Athener die Erlaubniss des Königs Agis einholen mussten, und zwar viel besser, als wenn man sagt, weil sie keine Reiterei gehabt hätten, wie angeführt wird bei den Alten.

„8. Die Inschrift hat sich auf dem unter dem Monumente gelegenen Steine befunden und ist zerstört worden (s. Attest der Menidiaten).

„9. Wenn nun hierzu das Zeugniss R. Virchow's kommt, dass der Schädel einem Manne in der zweiten Hälfte des Lebens angehört hat und, abgesehen von der Synostose, wohlgebildet ist, dann scheint es mir, dass die Sache so beglaubigt ist, wie möglich. Sophokles wurde nach den Alten in seinem hohen Alter wegen Geistesstörung angeklagt, und war sehr den Frauen zugeneigt.

„Ich könnte endlich noch anführen, dass das nach dem Atteste der Menidiaten in dem zerstörten Steine vorhanden gewesene Loch nur für die Befestigung des Monumentes[1]) gedient haben kann." —

1) Unter Monument versteht Hr. Münter die Sirene.

Leider ist der Stein, auf dem die Inschrift gestanden hat, schon vor längerer Zeit zerschlagen und zu Kalk verbrannt worden, so dass dieser werthvolle Anhalt auf immer verloren ist. Was die erhaltenen Terracotten betrifft, von denen Hr. Wolters vorsichtig sagt, dass sie „kaum dem fünften Jahrhundert angehört“ haben können, so dürfte dieser Grund nicht entscheidend sein; jedenfalls bedürfte er einer stärkeren Beweisführung. Am wenigsten überzeugend ist die Annahme, dass der gekrümmte Stab ein Lagobolon gewesen sei. Es ist mir nicht bekannt, dass jemals ein Lagobolon in einem Sarkophage gefunden ist. Dagegen wird ausdrücklich von Satyros gesagt, dass Sophokles den gekrümmten Stab (καμπύλη βακτηρία), also doch wohl den bekannten Hirtenstab, in den Gebrauch des Theaters eingeführt habe. Dass dies ein „Stab der Greise“ und zwar eine „Stütze“ derselben gewesen sei, ist eine willkürliche Annahme; die Krümmung des Stabes dient ebenso sehr zum Einfangen und Festhalten der Heerdenthiere, wie sie vielleicht auch zur Hasenjagd verwerthet werden mochte. In dem Zeugniss der Notablen, welche bei der Eröffnung des Sarkophages zugegen waren, wird allerdings gesagt, dass der Stab ungefähr (environ) 70 *cm* lang gewesen sei, aber es wird hinzugefügt: „le bois était tellement pourri qu'en contact de l'air il est presqu'immédiatement tombé en poussière“ (Münter, S. 10). Die ursprüngliche Länge dürfte also wohl nicht als sicher festgestellt angesehen werden können.

Es scheint mir daher, dass die philologischen und archäologischen Gründe des Hrn. Wolters nicht genügen, um eine Entscheidung gegen die Annahme des Hrn. Münter zu geben. Ich will jedoch ausdrücklich bemerken, dass so wenig, als ich früher die Gründe des Hrn. Münter als entscheidende anerkannt habe, ich dies gegenwärtig thue. Die Frage, ob hier der wirkliche Schädel des Sophokles aufgefunden ist, wird auch in Zukunft unentschieden bleiben, falls nicht neue Thatsachen ermittelt werden, welche keine Zweifel übrig lassen.

Nur einen Punkt will ich noch berühren, der nicht ohne Bedeutung ist. Hr. Wolters greift an einer Stelle auf das anatomische Gebiet über. Er sagt, dass die von mir nachgewiesene anomale Entwickelung des Schädels der Vermuthung, es sei der des Sophokles, nicht günstig stimme. Ich habe seiner Zeit vorausgesehen, dass dieses Argument vorgebracht werden würde, und habe deshalb in meinem akademischen Vortrage (S. 694) diesen Punkt ausführlich erörtert. Ich wies zunächst nach, dass die Obliteration grosser Abschnitte der linken Schuppennaht eine Verkleinerung der entsprechenden Schädeltheile bedingt hat, dass jedoch gleichzeitig eine compensatorische Erweiterung anderer Schädeltheile, namentlich der rechten Seite, erfolgt sei. Daraus folgerte ich, dass die Synostose nicht etwa eine Alterserscheinung gewesen sei, sondern ein pathologischer Vorgang, der zu einer Zeit eingetreten sein müsse, als der Schädel noch nicht ausgebildet war. Wäre nur die Behinderung des Wachsthums vorhanden gewesen, so würde sich wahrscheinlich eine Geistesstörung ausgebildet haben; die compensatorische Erweiterung anderer Schädeltheile habe aber eine Verschiebung des wachsenden Gehirns im Innern der Schädelhöhle gestattet und eine mehr normale, höchstens vielleicht durch Neigung zu besonderen oder excentrischen Thätigkeiten ausgezeichnete Ausbildung des Gehirns ermöglicht. Ich setzte hinzu: „Nach modernen Vorstellungen würde man daraus vielleicht eine Prädisposition zu verbrecherischen Handlungen ableiten; frühere Pathologen gedachten dabei lieber der Excentricitäten der Dichter und Schwärmer.“ Ich hätte vielleicht hinzusetzen können, dass für Liebhaber der Criminal-Anthropologie der Unterschied zwischen dem „Wahnsinn des Dichters“ und dem gemeinen Wahnsinn nicht allzu gross ist. Was den Mangel einer Angabe in Bezug auf die Schönheit des Schädels von

Sophokles bei den alten Schriftstellern oder das Fehlen derselben an den von ihm erhaltenen Sculpturen anbetrifft, so werde ein solcher Zustand durch einen kräftigen Haarwuchs stets verdeckt. Ein Gegengrund gegen die Identification des Schädels mit dem sophokleischen könne um so weniger zugestanden werden, als „die Schiefheit des Kopfes manches geistreichen Mannes und Forschers bekannt ist." Von der mir wohl bekannten Angabe, welche Hr. Münter erwähnt, dass der grosse Dichter in seinem hohen Alter wegen Geistesstörung angeklagt worden sei, habe ich absichtlich nicht gesprochen, weil es sich um eine Anomalie im Schädelbau handelt, die schon in der Jugend entstanden sein muss.

Immerhin ersieht man aus dem Beispiele des Hrn. Wolters, dass in solchen Fragen sowohl die Anthropologie, als die Archäologie und die Philologie zum Worte kommen müssen. Jeder, der sich daran macht, gleichviel ob er der einen oder der anderen Richtung angehört, wird beiden Seiten der Frage seine Aufmerksamkeit schenken müssen. Dass nicht jeder beide Seiten mit gleicher Sachkenntniss behandeln kann, ist selbstverständlich; das Einzige, was man von jedem verlangen kann, ist, dass er sich ernstlich bemüht, durch Fleiss und wirkliches Studium die für den gegebenen Fall nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Was mich betrifft, so habe ich das nach Kräften gethan. Aber, wie es mir nicht zum ersten Male passirt, ich bin sofort auf eine höchst ungünstige Beurtheilung Seitens der Philologen gestossen. Eine ganze Reihe der herbsten und, ich darf wohl sagen, böswilligsten Anschuldigungen ist in der Presse gegen mich geschleudert worden. Ich will zu ihrer Entschuldigung annehmen, dass keiner meiner Gegner meine akademische Abhandlung gelesen hat. Wie mir scheint, haben sie sich sämmtlich darauf beschränkt, Zeitungsreferate, die nicht von mir ausgegangen sind, ihrer Kritik zu Grunde zu legen.

Es wird genügen, um diese, gewiss nicht zu rechtfertigende Sitte als Unsitte zu charakterisiren, als warnendes Beispiel ein Feuilleton in der National-Zeitung vom 8. October v. J., unterzeichnet Botho Graef und überschrieben „Die Bildnisse des Sophokles", aufzuführen. Der Verfasser, der sich nach dem Inhalte dieses Feuilletons für einen Archäologen hält, sagt darin: „Virchow hat diesen Schädel unter der Voraussetzung, es sei der des Sophokles, untersucht und ihn auch mit den Porträts des Sophokles verglichen. Die Resultate seiner Untersuchungen hat er in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgetragen. Allerdings hat Virchow sich insofern salvirt, als er die Frage, ob es wirklich der Schädel des Sophokles sei, nicht entscheidet, und für den Fall, dass sie abzulehnen sei, immerhin den Schädel als solchen für interessant genug hält. Aber eine solche Klausel wird meist übersehen, schon spricht man von dem Fund des Schädels des Sophokles als von einer Thatsache." Dann beruft er sich auf Wolters und fährt fort: „Also mit dem Schädel des Sophokles ist es nichts, und der Vergleich mit den Sophokles-Porträts, ohne deren Beziehungen näher untersucht zu haben, hat sich als zwecklos und unwissenschaftlich herausgestellt. Beides ist keine irgendwie entlegene Weisheit, jeder Archäologe hat das zu wissen. Virchow fragt aber natürlich keinen Archäologen, sondern begnügt sich mit dem, was ein Nichtfachmann ausführt, der diese Dinge nicht zu wissen nöthig hat. Auch Virchow würde es nicht zur Unehre gereichen, von archäologischen Fragen nichts zu verstehen, aber dann sollte er auch nicht darüber reden. Um so mehr, als er jüngst von einer Stelle aus, welche die gesammte Universität vertreten sollte, uns ganz unumwunden verkündet hat, dass das klassische Alterthum abgewirthschaftet habe. Nun, warum kümmert er sich denn noch darum? Soll die blöde Menge sich von der Ueberflüssigkeit einer eigenen Alter-

thums-Wissenschaft dadurch überzeugen, dass das Bischen Alterthum so nebenbei aus dem Handgelenk von einem Naturforscher besorgt werden kann, der ja schon in der homerischen Frage mitgeredet hat und sich jetzt auf archäologischem Gebiete billige Lorbeeren pflückt!"

Hinc illae irae. Sophokles ist nur ein Vorwand, um den Zorn des Philologen gegen den Naturforscher auszuschütten, der es nicht nur gewagt hat, „in der homerischen Frage mitzureden", sondern dem es auch gelungen ist, das Verdienst eines unsterblichen Forschers gegen ein ganzes Heer von Philologen siegreich zu verfechten und für immer sicherzustellen. Dieser Zorn ist endlich so gesteigert worden, dass der Hochmuth junger Archäologen, die noch nichts geleistet haben, die erste beste Gelegenheit benutzen musste, um eine Explosion herbeizuführen: der unüberwindliche Reiz dazu wurde durch meine Rektoratsrede vom 15. October 1892 über Lernen und Forschen gegeben, in welcher ich offen die Thatsache anerkannte, dass „wir mit den klassischen Sprachen (in dem Schulunterricht) an einem Wendepunkt angelangt sind" und dass „die grammatische Schulung nicht dasjenige Hülfsmittel fortschreitender Entwickelung ist, welches unsere Jugend braucht;" in welcher ich ferner darauf hingewiesen hatte, dass „es andere Lehrgebiete giebt, deren Methoden so weit ausgebildet sind, dass sie das, was nöthig ist, vollständig zu gewähren im Stande sind." Als solche hatte ich die Mathematik, die Philosophie und die Naturwissenschaft bezeichnet. Von der Alterthums-Wissenschaft ist in der ganzen Rede kein Wort gesagt, und es ist eine mehr als kühne Behauptung des Feuilletonisten, ich hätte gesagt, dass das klassische Alterthum abgewirthschaftet habe. Er übersieht ganz, dass der Gegenstand der Rede die Reform des Schulunterrichtes und im Anschluss daran die anzustrebende Neugestaltung des Universitäts-Unterrichtes war, innerhalb dessen die klassische Archäologie nur eine Specialität bildet.

An meiner Behandlung der Frage nach dem Schädel des Sophokles kann jeder, der meine akademische Abhandlung wirklich liest und der weder mir besondere Voraussetzungen unterschiebt, noch selbst solche macht, lernen, wie eine nüchterne und objektive Untersuchung zu führen ist. Ich habe dabei gar keine Voraussetzung gemacht, obwohl schon bei der ersten Auffindung des Grabes von Petraki ein wohlerfahrener Archäolog, Hr. Lolling, sich in durchaus günstiger Weise für die Deutung des Hrn. Münter ausgesprochen hatte. Als ich im Laufe der Untersuchung auf die gewiss nahe liegende Frage kam, ob die vorhandenen Sculpturen, welche als Bilder des Dichters gelten, Anhaltspunkte für diese Deutung darbieten, habe ich unter der freundlichen Leitung eines anerkannten Archäologen die Büsten und Statuen unseres Museums verglichen und auch sonstige Abbildungen zu Rathe gezogen. Woher Hr. Graef weiss, dass ich „natürlich keinen Archäologen gefragt habe", hat er nicht gesagt. Wenn er mir weiterhin einen Vorwurf daraus macht, dass ich bei meiner Vergleichung der Sophokles-Porträts „deren Beziehungen nicht näher untersucht habe", so ist mir der Sinn dieser Worte dunkel geblieben. Meine Vergleichung des Petraki- oder Menidi-Schädels mit den Köpfen der Büsten und Statuen war eine rein naturwissenschaftliche; dazu bedurfte es keines Archäologen, denn auch ein Archäologe könnte eine solche Vergleichung nur auf naturwissenschaftliche Weise ausführen, und dafür durfte ich mich wohl als competent betrachten. Der Feuilletonist findet die Vergleichung freilich „zwecklos und unwissenschaftlich", was übrigens „jeder Archäologe zu wissen habe". Wie selbstbewusst!

Vielleicht trägt es etwas zur Klärung dieses Punktes bei, wenn ich auf eine frühere Untersuchung von mir hinweise, die glücklicher Weise mit der klassischen

Archäologie nichts zu thun hatte. In der Sitzung der Königlichen Akademie vom 12. Juli 1888 sprach ich über die Mumien der ägyptischen Könige im Museum von Bulaq. Dieselben, — und darunter befanden sich die Mumien der grössten Pharaonen, Seti's I. und Ramses II. (Sesostris), — waren 1881 in einem Felsschacht des Todtengebirges (Gebel Assas) bei Theben aufgefunden und nach Cairo gebracht worden. Sie boten ein wundervolles Vergleichsmaterial dar zu den zahllosen Statuen, Wandgemälden u. s. w., in welchen die Herrscher, meist noch zu ihren Lebenszeiten oder doch bald nach ihrem Tode, abgebildet waren, und welche die Aegyptologen als Porträt-Darstellungen betrachteten. Ich erhielt die Erlaubniss, die Mumien messen zu dürfen, und so konnte ich in meiner Abhandlung den Nachweis liefern, dass diese sogenannten Porträts in keiner Weise mit den wirklichen Resten der dargestellten Könige übereinstimmen. Daraus ergab sich die Zweckmässigkeit und Wissenschaftlichkeit meines Unternehmens. Man lernte dabei, dass schon im 12. Jahrhundert vor Christo, ja noch viel früher, die Bildwerke nicht nach der Natur, sondern nach einem feststehenden Canon hergestellt wurden.

Mit dieser Erfahrung ging ich an die Vergleichung der Sophokles-Porträts. Ich sagte darüber (S. 695): „Dass die alten Künstler in den Sculpturen, die sie unter der Bezeichnung Sophokles hinterlassen haben, keine eigentlichen Porträtköpfe hinterlassen haben, erscheint mir sehr wahrscheinlich. Ob sie es beabsichtigt haben, lasse ich dahingestellt." Nachdem ich jetzt die umfassende Untersuchung des Hrn. A. Kalkmann über „die Proportionen des Gesichts in der griechischen Kunst" (53. Programm zum Winckelmann's-Feste. Berlin 1893) kennen gelernt habe, sehe ich, dass der Canon auch bei den griechischen Bildhauern von früh an eine entscheidende Bedeutung gehabt hat, nicht bloss für Idealgestalten (Götter, Heroen u. s. w.), sondern auch für Porträtköpfe. Der Canon hat sich jedoch im Laufe der Zeit mehrmals geändert, theilweise wenigstens jedenfalls auf Grund von Naturstudien, aber wo das wirkliche Porträt beginnt, das scheint noch immer sehr dunkel zu sein. Hätte ich erhebliche Differenzen zwischen den Sophokles-Sculpturen und dem Schädel von Menidi gefunden, so würde das vielleicht kein ausreichender Beweis gegen die Deutung des letzteren als des sophokleischen gewesen sein, und insofern kann eine derartige Untersuchung als zwecklos angesehen werden. Aber würde man mir nicht den Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht haben, wenn ich von einer Vergleichung ganz abgesehen hätte? Nun haben sich keine wesentlichen Differenzen ergeben, und ich konnte daher mit ruhigem Gewissen sagen, dass „der Schädel in Hauptstücken den alten Sculpturen gleiche"; ich war aber vorsichtig genug, unmittelbar hinzuzufügen: „Der Beweis der Identität kann jedoch auf anatomischem Wege nicht geliefert werden."

Damit war nach meiner Meinung Alles geschehen, was man von einem wissenschaftlichen Forscher erwarten konnte. Der Feuilletonist hat freilich eine andere Ansicht. Mit einer bemerkenswerthen Versatilität der Angriffsweise sagt er: „Eine solche Klausel wird meist übersehen." Ich hätte es ihm also nur recht machen können, wenn ich gar nichts gesagt hätte. Dazu war das Interesse an dem Funde, dessen Kenntniss durch die Publikationen der HHrn. Lolling und Münter vor das grosse Publikum gebracht war, denn doch zu gross. Gerade der Feuilletonist sollte mir dankbar dafür sein, dass ich etwas gesagt habe, denn dadurch ist ihm die offenbar ersehnte Gelegenheit geboten worden, nicht nur „sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten", sondern auch den Ueberfall gegen mich zu begehen. Ob er damit denjenigen, welche über die Grenze zwischen Anthropologie und Archäologie im Unklaren sind, etwas genützt hat, kann ich nicht entscheiden; es scheint mir jedoch, dass er selbst sich zur Klarheit nicht durchgearbeitet hat. —

Zum Schlusse will ich noch erwähnen, dass der unglückliche Schädel nach dem Tode des Hrn. Münter nach Kopenhagen gebracht ist. Von da ist er zur Welt-Ausstellung nach Chicago gewandert, aber auch schon wieder zurückgekehrt. —

(26) Hr. Baer spricht über

Criminal-Anthropologie.

Ueber die ursächliche Entstehung des Verbrechers herrschen zur Zeit, wenn wir von den metaphysischen Prädestinationslehren absehen, zwei Anschauungen, die sociologische und die anthropologische. Während die erstere die Ansicht vertritt, dass der Verbrecher lediglich unter dem Einfluss seiner Umgebung, unter der Einwirkung von allgemein socialen und individuellen Lebensverhältnissen zur Begehung der verbrecherischen That geführt wird, wobei sie bis zu einem gewissen Grade auch noch die Einwirkung einer angeerbten Anlage zulässt, glaubt die zweite, dass die individuelle Organisation die alleinige Ursache für die Criminalität ist, dass der Verbrecher durch besondere Merkmale körperlicher und geistiger Art sich von den Mitmenschen seiner Rasse unterscheidet und eine Summe von Kennzeichen darbietet, welche ihm einen besonderen Typus, den sog. Verbrecher-Typus, verleihen.

Nur die wesentlichen Grundsätze dieser criminal-anthropologischen Lehre bitte ich, Ihnen, meine Herren, in der kurz bemessenen Zeit darlegen zu dürfen. Im Allgemeinen sei hier noch bemerkt, dass wir unter Verbrecher in dem abzuhandelnden Sinne vornehmlich den Gewohnheitsverbrecher im Auge haben, den vielfach rückfälligen Verbrecher, dessen Lebensaufgabe und Beruf das Verbrechen zu sein scheint.

Die Meinung, dass das Verbrechen mit der individuellen Organisation im ursächlichen Zusammenhange steht, ist durchaus nicht neu. Bekanntlich war es zu Ende des vorigen Jahrhunderts Gall, welcher in seinem System der Phrenologie eine ähnliche Lehre ausbildete. Er ging von dem Grundsatze aus, dass alle geistigen und moralischen Eigenschaften beim Menschen, ebenso wie die instinctiven beim Thiere, an die Substanz des Gehirns gebunden sind. Da diese Fähigkeiten bei verschiedenen Menschen verschieden ausgebildet sind, so müssen, meint er, verschiedene Stellen im Gehirn vorhanden sein, von welchen jene ausgehen. Je mehr diese Eigenschaften entwickelt sind, desto mehr sind es auch seine Seelenorgane, wie er sie nennt, und umgekehrt kann man auch von der Grösse dieses Seelenorgans auf die Grösse des betreffenden Seelenvermögens schliessen. Diesen Seelenorganen, meinte Gall weiter, entsprächen bestimmte Hervorragungen, Protuberanzen, am Schädel, welcher einen treuen Abguss der Gehirnoberfläche darstelle. Gall hat die Schädelformation hervorragender Menschen und der mit besonderen Instinkten begabten Thiere beobachtet und mit einander verglichen: er nahm die an jenen Schädeln besonders prononcirten Stellen als den Sitz ihrer besonderen geistigen Eigenschaften an. Auf diese Weise kam er dahin, die Oberfläche des Schädels, bezw. des Gehirns in 27 oder 35 Organe für die einzelnen Grundkräfte des Geistes einzutheilen. Durch die genaue Betastung des Schädels sollte man im Stande sein, die Grundeigenschaften der Seelenthätigkeit, den Grad ihrer Entwicklung u. s. w. zu finden und zu bestimmen. Unter diesen Seelenorganen bestimmte Gall am Schädel des Menschen besondere Distrikte für den Raufsinn (hinter dem Ohr), für den Mord- oder Würgesinn (über dem Ohr), für den Eigenthums-, den Sammel- und Diebessinn. Diese Organe

bestimmten jedoch, wie Gall hervorhebt, nur die Anlage im Menschen, die eventuell durch Corrective unterdrückt, bezw. gezügelt werden könne: wenn dies aber nicht geschieht, dann wird die Anlage zum Trieb und wir haben den fertigen Verbrecher.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Trugschlüsse in Gall's Lehre hier anführen. So viel sei jedoch angedeutet, dass schon die ganz oberflächliche Betrachtung zeigt, dass der Schädel durchaus kein Abguss der Gehirnoberfläche ist, dass die Erhabenheiten an ersterem durchaus nicht solchen am Gehirn entsprechen, dass ein grosser Theil des Gehirns sich seiner anatomischen Lage wegen jeglicher Betastung entzieht. Sehr wesentlich ist noch der Einwand, dass Gall psychische Grundkräfte annimmt, welche durchaus nicht elementarer, sondern sehr complicirter Art sind (z. B. Ehrfurcht, Wohlwollen u. s. w.), welche durch das Zusammenwirken einer Anzahl anderer Seelenvorgänge entstehen.

Durch kranioskopische Forschungen ist später Carus zu der Ueberzeugung gekommen, dass zwischen der Configuration des Schädels und gewissen psychischen Eigenschaften ein ursächlicher Zusammenhang bestehe. Er theilt das Gehirn entsprechend den 3 Gehirnblasen im embryonalen Zustande in das Vorderhirn mit dem Geruchsnerven, das beim Menschen eine besondere Entwicklung erreicht und das Organ des Geistes bildet, in das Mittelhirn mit dem Sehnerven, welches das Centrum des Gefühls abgiebt, und endlich in das Hinterhirn, das Kleinhirn mit dem Gehörscentrum, welches den Sitz der Bewegung, der Instinkte, der Leidenschaften, der Willenskraft und des Geschlechtslebens darstellt. Diesen, in ihren Functionen so verschiedenen Hirntheilen entsprechen die drei Grundtheile des Schädels, die drei Schädelwirbel, das Vorder-, Mittel- und Hinterhaupt. Das Verhältniss, wie diese drei Schädelregionen bei einem Individuum zur Ausbildung gelangt sind, soll nach Carus die Beurtheilung des psychischen Lebens bei demselben zulassen, und ebenso die der moralischen Anlagen. Treffen wir, meint er, bei einem Menschen einen sehr kleinen Vorderkopf, ein mässig entwickeltes Mittelhaupt, aber ein sehr starkes Hinterhaupt, so haben wir ein Individuum vor uns, das von sehr starken Begierden beherrscht wird, und das nicht im Stande ist, sich durch eine bessere Ueberlegung zu leiten. „Nicht selten", meint er, „findet man bei Verbrechern eine Kopfform, die sich durch eine besondere Breite des Mittelhauptwirbels auszeichnet, bei mächtigem Vorder- und dürftigem Hinterhaupt. Diese Menschen zeigen ein stark vegetatives Leben: sie haben das Bedürfniss vielen Essens und Trinkens, ohne die Intelligenz und die Willenskraft, sich durch eigene Thätigkeit und Arbeit fortzuhelfen. Bei der geringsten Veranlassung sind Menschen dieser Art zu jeglichem Verbrechen fähig."

Auch diese Lehre hat sich bald als falsch erwiesen, da die drei Gehirnabtheilungen mit den ihnen angewiesenen psychischen Eigenschaften den drei Schädelwirbeln in Wirklichkeit bei den meisten Thiergattungen und auch beim Menschen nicht entsprechen. Ausserdem ist nirgends der Beweis erbracht, dass die angegebenen psychischen Functionen den einzelnen Hirnregionen auch wirklich zukommen.

In neuerer Zeit hat Lombroso in Turin denselben Gedanken, das verbrecherische Moment mit der individuellen Organisation in einen Causalnexus zu bringen, wieder neu belebt. Die von ihm ausgehende criminal-anthropologische Schule will mittelst der exacten Methode der modernen anthropologischen und biologischen Forschung nachweisen, dass das Verbrechen eine Folge der Organisation des Verbrechers ist. Lombroso hat durch Messungen von 121 italienischen Verbrecher-

schädeln gefunden, dass der Schädel des Verbrechers, und namentlich der der Diebe kleiner ist, als der von Irren und Nichtverbrechern; wo eine grosse Schädelcapacität gefunden wird, rührt nach ihm der Schädel sicher von einem intelligenten Mörder oder einem verschmitzten Bandenführer her, so dass im Ganzen der Verbrecherschädel auffallend klein ist. Bei Dieben kommen nach ihm 14 mal so viel minimale Schädelcapacitäten vor, als bei Normalen. Hochgradige Brachycephalie hat man bei einigen Mördern gefunden; die meisten Fälscher und ganz besonders Diebe sind dolichocephal. Der Stirnindex ist im Allgemeinen häufiger ein hoher, aber bei den einzelnen Verbrecherarten sehr verschieden. Der kleine Hirndurchmesser ist bei Verbrechern erheblich kleiner als bei Normalen, die Gesichtshöhe dagegen grösser. Der Unterkiefer ist nach Gewicht und Breite, sowie nach der Höhe stärker entwickelt, ebenso ist die Capacität der Augenhöhle bei Verbrechern grösser, als bei Normalen. „Diese stärkere Entwicklung der Augenhöhle lässt sich", wie er ausführt, „wie bei den Raubvögeln, aus dem Zusammenwirken der Organe in Folge angestrengter Uebung erklären, wesshalb denn auch die Höhle bei den Dieben grösser ist als bei den Mördern."

Messungen an 3839 bekannten Verbrechern haben nach Lombroso gelehrt, dass die Betrüger die maximale Capacität haben (1582), dann die Räuber und Mörder (über 1500); Diebe haben einen mässigen Schädelraum (unter 1500), den geringsten Brandstifter und Nothzüchter (aus der Berechnung von Durchmesser, Bogen und Umfang). Der Kopfumfang ist bei der normalen Bevölkerung erheblich grösser, als bei Verbrechern; die Submicrocephalie ist bei diesen noch einmal so häufig, als bei jenen; die kleinsten Köpfe findet man bei Dieben. Der vordere Kopfumfang ist bedeutend geringer bei Verbrechern, als bei Normalen; die Jochbeinbreite ist grösser, am grössten bei Todtschlägern, am kleinsten bei Taschendieben; das Gesicht ist bei Verbrechern bedeutend länger und ganz besonders bei Mördern und Todtschlägern.

So exact diese Messungsergebnisse an Verbrecherschädeln und an den Köpfen lebender Verbrecher auch sein mögen, so wenig Werth haben sie für die Entscheidung der generellen Frage nach den Vorhandensein eines specifischen, eines typischen Moments bei der Formation des Verbrecherschädels. Alle diese Maasse werden von den verschiedenen Untersuchern verschieden angegeben. Die Befunde von Lombroso, Rossi, Marro, Monti, Ferri u. A. in Italien stimmen nicht mit denen von Bordier, Manouvrier, Orchanski u. A. in Frankreich, mit denen von Heger und Dallemagne in Brüssel, mit denen von Weissbach und Benedikt in Oesterreich. Es ist nicht allein das ethnische Moment, das diese Differenz verursacht, sondern die Thatsache, dass in der Configuration des Verbrecherschädels etwas Specifisches nicht vorhanden ist, und dass es deshalb nicht gleichmässig gefunden werden kann.

Wir haben an 968 männlichen Gefangenen im Strafgefängniss Plötzensee möglichst genaue Kopfmessungen vorgenommen, und haben uns bemüht zu ermitteln, ob die Kopfmaasse bei den Verbrechern überhaupt, ob sie auch bei den einzelnen Verbrechenarten (Verbrechen gegen das Eigenthum, gegen die Person, gegen die Sittlichkeit u. s. w.), und ob sie endlich bei den sog. Besserungsfähigen, bezw. Besserungsunfähigen specifische Merkmale, constante Absonderlichkeiten an sich tragen, und ich kann versichern, wie ich das in einer grösseren Arbeit ausführlich dargelegt habe, dass keine Kopfdimension oder Kopfregion bei Verbrechern eine besondere Abnormität in der Art darbietet, dass man diese als gesetzmässiges Vorkommniss bezeichnen kann. Wir haben, um einige Maasse anzuführen,

insbesondere den Kopfindex bei unseren Gefangenen-Kategorien in regelmässiger Vertheilung gefunden, und zwar in fast gleichem Verhalten, wie bei der gewöhnlichen Bevölkerung (86 pCt. Brachycephale u. s. w.). Wir haben im Gegensatz zu Lombroso bei 69 pCt. die vordere Kopfhälfte grösser, bei 16 pCt. kleiner und bei 15 den vorderen und hintern Kopfumfang gleich gefunden. Wir haben bei unseren Verbrechern ein Vorherrschen der Hinterhauptsgegend nicht beobachtet und durchaus keine besonders geringe Entwicklung des Stirntheils, dafür allerdings ziemlich häufig eine Vergrösserung der seitlichen Breitendurchmesser. Wir sind der Meinung, dass nach dem, was wir jetzt von den Functionen der einzelnen Theile des Gehirns wissen, es nicht gestattet sein kann, aus der abnormen Entwicklung einzelner Schädeltheile auf die psychischen, geschweige denn auf die moralischen Fähigkeiten eines Individuums, zu schliessen.

Von sehr grosser Bedeutung sind nach der criminal-anthropologischen Schule gewisse Anomalien, welche sich an Schädeln von Verbrechern häufiger finden sollen, als an denen von Irrsinnigen und Normalen. In erster Reihe sind hier die Asymmetrien der Schädelhälften in ihren verschiedenen Gestaltungen zu nennen, und in der That können wir bestätigen, dass auch wir bei den Gefangenen relativ häufig Schiefköpfe, wohl seltener Spitz- und Flachköpfe, sowie andere Deformitäten dieser Art finden. Seitdem jedoch unser verehrter Vorsitzende, Hr. Virchow, gezeigt hat, dass alle diese Schädelverbildungen in der grössten Zahl der Fälle durch vorzeitige Verwachsung von Schädelnähten entstehen, hat er immer und immer darauf hingewiesen, dass das Schädelvolumen bei diesem Vorgang in der einen Richtung — und zwar in der auf die verwachsene Naht senkrechten — eine Verkleinerung, dafür aber gleichzeitig eine Vergrösserung nach der anderen Richtung, — nach der noch offenen Naht, — erfährt, so dass immer ein compensatorischer Ausgleich stattfindet. Die Erfahrung lehrt auch in Wirklichkeit, dass selbst hochgradige Anomalien dieser Art keinen nachtheiligen Einfluss auf die geistigen Fähigkeiten ausüben, und wir sind daher nicht befugt, in ihnen einen ursächlichen Zusammenhang mit der individuellen sittlichen Depravation zu finden. Ganz dasselbe ist der Fall mit der fliehenden Stirn, auf welche Lombroso ein sehr grosses Gewicht legt, und die wir in mittleren Graden bei unseren Gefangenen nicht selten antreffen. Auch diese bleibt, wie unser Hr. Vorsitzende erst jüngst bei der Besprechung der künstlichen Schädeldeformitäten bei einzelnen amerikanischen Schädeltypen erwiesen hat, durch allmähliche Verschiebung des Gehirns ohne jede Beeinträchtigung der Function dieses letzteren. Aus demselben Grunde sind auch die Schädelimpressionen, die sattelförmigen Vertiefungen, namentlich der Scheitelbeine, als bedeutungslos zu erachten, zumal da sie nach neuen Untersuchungen auch bei Nichtverbrechern in sehr grosser Anzahl vorkommen.

Eine andere Reihe von Deformitäten hat nach Lombroso und seinen Anhängern nur deshalb einen besonderen Werth, weil sie dem Verbrecherschädel das Gepräge des Prähistorischen aufdrücken sollen, weil durch sie der Verbrecher dem Wilden ähnlich wird, weil sie auf den Atavismus des Verbrechers hinweisen. Zu diesen Deformitäten gehören neben der frontalen Mikrocephalie und der fliehenden Stirn vorwiegend die stark hervortretenden Augenbrauen und Stirnhöhlen, die massige Entwickelung des Gesichtsskelets, insbesondere des Unterkiefers, die Prognathie und ganz besonders noch die mittlere Hinterhauptsgrube, welche nach Lombroso in 16 pCt. bei den männlichen und in 3 pCt. bei den weiblichen Verbrechern vorkommen, dagegen in 4 pCt. bei den männlichen und 3 pCt. bei den weiblichen Normalen,

aber in 26 pCt. bei den Wilden und in 14 pCt. bei den Irren gefunden sind. Von anderen Abnormitäten gehören nach Lombroso hierher die persistirende **Stirnnaht (Kreuznaht), die Persistenz der queren Hinterhauptsnaht (Inca-Bein), die Verwachsung des Atlas mit dem Hinterhaupt.**

Alle diese Anomalien kommen, meines Erachtens, und wie selbst Lombroso zugiebt, so ungemein selten bei Verbrechern vor, dass man ihnen, so abnorm sie auch an sich sein mögen, etwas Specifisches für den Verbrecherschädel sicher nicht zuschreiben kann. Dass sie, wie eine andere Reihe von nicht ungewöhnlichen Abnormitäten, wie die abnorm entwickelten Weisheitszähne, die abnorme Verdickung oder Verdünnung der Schädelknochen, das schiefe Foramen magnum, auch bei Nichtverbrechern, bei Geisteskranken vorkommen, spricht schon dafür, dass ihnen ein diagnostischer Werth für den Verbrecherschädel **nicht beizulegen ist.**

Der Verbrecherschädel hat in seiner Formation durchaus nichts Specifisches, das dazu berechtigt, ihn als atypisch zu bezeichnen. An dem Verbrecherschädel kommen Anomalien vor, die in gleicher Weise auch bei normal denkenden und normal handelnden Menschen vorkommen. Viele dieser Anomalien sind angeboren, viele durch Ernährungsstörungen erworben, und sind höchstens Hinweise für den niedrigen Werth dieser Organisation. Aus der äusseren Form des Schädels sind wir bis auf die extrem monströsen Fälle nicht berechtigt, Schlüsse auf die intellectuelle und noch viel weniger auf die moralische Dignität ihres Trägers zu ziehen.

Wie man einen Verbrecherschädel, so hat man auch ein Verbrecher-Gehirn construiren wollen. Die an den Gehirnhäuten bei Verbrechern gefundenen Veränderungen, wie Verdickungen, Trübungen, Verwachsungen, sind Zustände, welche in den Lebensverhältnissen der Verbrecherklassen ihre Erklärung finden; sie sind auf Alkoholismus, Syphilis, Trauma zurückzuführen. — Das Gewicht des Verbrecherhirns wird von den Beobachtern bald geringer, bald höher als bei Nichtverbrechern angegeben. Letzteres glaubte man den intelligenten Verbrechern (Betrügern, Mördern, starken Leidenschafts-Verbrechern), ersteres den gewöhnlichen Dieben, den minder begabten Verbrechern zuschreiben zu sollen. Indessen weiss man, dass zwischen Intelligenz und Hirngewicht ein Parallelismus nicht besteht. Auch die von Benedikt angegebenen Merkmale für die atypische Beschaffenheit der Oberfläche des Verbrecherhirns hat sich als eine trügerische Lehre erwiesen. Die angeblich mangelhafte Entwickelung der Hinterlappen beim Verbrecherhirn, die specifische Beschaffenheit der Hirnwindungen und der Hirnfurchen, der sogen. confluirende Windungstypus und besonders der Vierwindungstypus des Stirnhirns beim Verbrecher, haben sich nicht als etwas dem Verbrecherhirn Specifisches erwiesen. Alle diese Anomalien, sowie die sogen. Affenspalte, sind nicht selten auch bei geistig und sittlich normalen Menschen beobachtet worden. Noch ist die Kenntniss von dem eigentlichen Typus der Windungen des menschlichen Hirns nicht sicher festgestellt, und je mehr nach der modernen Gehirnphysiologie die Nervenelemente der Gehirnrinde als die eigentlichen Träger der Hirnfunction anzusehen sind, desto weniger kann man die äussere Form der Gehirnoberfläche als den Maassstab für den Grad der Vollkommenheit eines Gehirns betrachten. Nach der Meinung von Heschl, Meynert, Giacomini, Bischoff, Rindfleisch, Bardeleben, Willigk, Schaaffhausen, Hölder, Binswanger u. A. giebt es **kein Verbrecher-Gehirn. „Verbrecher-Gehirne", meint v. Bischoff, „durch die natürliche Organisation ihrer Gehirne bestimmte Mörder, Diebe, Meineidige u. s. w. giebt es gewiss nicht .... und ebenso wenig irgend**

eine Anordnung der Furchen und Windungen des Gehirns, welche dasselbe von vornherein zum Verbrecher stempelt."

Ausser den schon erwähnten Anomalien der Schädelformation giebt es eine grosse Anzahl von Abnormitäten an verschiedenen Körpertheilen und Organen beim Verbrecher, auf welche die criminal-anthropologische Schule ein sehr grosses Gewicht legt; es sind dies hauptsächlich Unvollkommenheiten in der Entwickelung, welche gemeinhin als Degenerationserscheinungen bezeichnet werden. Hierher gehören die Asymmetrien des Gesichts, Bildungsfehler des äusseren Ohrs (das sogen. Henkelohr, das zu grosse und zu kleine Ohr, die fehlerhafte Insertion, die abnorme Beschaffenheit des Ohrläppchens), Missbildungen des Auges, vor allem das Schielen, Missbildungen des Gaumens und der Zahnstellung, Störung in dem Sprachapparat (Stottern), Verbildungen der Genitalien und die Bildung von Hernien. Man hat aus dem Vorhandensein dieser Entwickelungsdefecte am Körper auf einen geringen Werth der Gesammtconstitution und speciell des Nervensystems geschlossen, zumal sie in der That häufig bei Personen angetroffen werden, bei denen gleichzeitig eine psychische Infirmität vorhanden ist. Andere sind sogar so weit gegangen, in dem Vorhandensein einzelner dieser Defectbildungen, welche als normale Formation bei niederstehenden Rassen vorkommen, das Zeichen eines Rückfalles in einen prähistorischen Zustand zu erblicken. Noch Andere halten den Zusammenhang zwischen diesen somatischen Störungen und der psychischen Degeneration für fraglich oder gar für ausgeschlossen. Auch nach unserer Beobachtung müssen wir zugeben, dass diese Degenerationserscheinungen bei Verbrechern sehr häufig vereinzelt oder mehrfach vorkommen, dass sie gerade bei den vielfach Bestraften, bei den Gewohnheitsverbrechern und sogen. Unverbesserlichen sehr häufig und gleichzeitig in vielfacher Combination zu finden sind. Allein alle diese Anomalien treffen wir auch bei Nichtverbrechern; nicht eine einzige von ihnen ist nur dem Verbrecher eigenthümlich. Alle kommen sie bei Nichtverbrechern und noch mehr bei Geisteskranken, Epileptikern, Idioten, Prostituirten und Degenerirten aller Art vor. Ihr Vorhandensein berechtigt uns demnach, auf die Minderwerthigkeit ihres Trägers zu schliessen, aber niemals auf eine criminelle Anlage in demselben.

Wir kommen nunmehr zu dem Kernpunkt der criminal-anthropologischen Lehre, zu der von dem „geborenen Verbrecher". Nach Lombroso ist die verbrecherische Tendenz im Menschen durch Eigenthümlichkeiten seiner Organisation gekennzeichnet, welche dem Verbrecher einen specifischen Typus aufprägen, und ihm zum Theil auf dem Wege des Rückschlages, des Atavismus, zukommen. Jene Eigenthümlichkeiten bestehen in dem Vorhandensein anatomischer Merkmale und als solche führt er an: die abnorme Entwickelung des Unterkiefers, die Spärlichkeit der Barthaare und die Fülle des Haupthaares, die Henkelohren, die fliehende Stirn, das Schielen und die krumme Nase. Dieser Typus des geborenen Verbrechers soll so unverkennbar specifisch und so untrüglich ausgeprägt sein, „dass er allen Verbrechern eine Art von anthropologischer Verwandtschaft, eine übereinstimmende Aehnlichkeit verleiht, so dass der Nationaltypus durch ihn verschwindet und der italienische Verbrecher nicht von dem deutschen unterschieden werden kann."

Dieser so sehr charakteristische Typus kommt aber nach Lombroso's Ermittelungen nur in 25 pCt. unter allen Verbrechern vor, und zwar am meisten bei Mördern und Dieben, am wenigsten bei Gelegenheits-Verbrechern. Schon

das relativ seltene und inconstante Vorkommen dieses Typus bei den Verbrechern in ihrer Gesammtheit und bei den einzelnen Kategorien derselben beweist, dass hier von einem gesetzmässigen, charakteristischen Typus nicht die Rede ist. Wir haben an einer anderen Stelle die einzelnen der oben angeführten Kennzeichen, sowie die Ansicht von dem Vorhandensein einer specifischen charakteristischen Physiognomie bei Verbrechern eingehend analysirt und auf ihren Werth als sicheres Kriterium geprüft, wir haben in ihnen durchaus Nichts nachweisen können, was ihnen den Character eines Typus verleiht, eines Typus, welcher den Verbrecher von den anderen Menschen seiner Rasse unterscheidet. „Der Verbrecher-Typus von Lombroso ist im Grunde genommen", wie v. Holder sagt, „nur eine Summe von pathologischen Eigenthümlichkeiten, aber nicht die von charakteristischen, normalen, körperlichen und geistigen Eigenschaften, durch welche sich das Menschengeschlecht in gesonderte Gruppen scheidet." Dem Verbrecher-Typus fehlt in erster Reihe das, was man als das nothwendigste Erforderniss eines Typus ansehen muss, und das ist, dass sich die Merkmale desselben in der Nachkommenschaft weiter erhalten und fortpflanzen. „Für mich", sagt Virchow, „ist typisch, was sich längere Zeit erblich fortpflanzt und eine allgemeine Regel bildet." Eine Fortpflanzung dieser Merkmale giebt es aber bei den Verbrechern nicht. Was sich in Verbrecher-Familien fortpflanzt, ist höchstens eine gewisse Summe von körperlichen Angewohnheiten und Gepflogenheiten, eine Summe von Merkmalen, welche bei Personen vorkommen, die demselben Geschäft nachgehen, demselben Berufe angehören, denselben äusseren Einflüssen ausgesetzt sind. Diesen charakteristischen, professionellen Verbrecher-Typus trifft man am meisten bei alten Verbrechern, die ein vieljähriges Zuchthausleben durchgemacht haben. Dieser Typus ist alsdann, wie die sogen. Verbrecher-Physiognomie, oft mehr das Product des langen gemeinschaftlichen Zusammenlebens mit anderen Verbrechern und der Eigenartigkeit des Strafanstalts-, bezw. des Gefängnisslebens, als die Ursache desselben. Nach unserer Erfahrung ist der internationale Verbrecher-Typus ebenso wenig erwiesen, wie die Existenz eines Verbrecher-Typus überhaupt.

Eine Reihe von Abnormitäten, welche das typische Moment des geborenen Verbrechers ausmachen, sind nach Lombroso atavistische Erscheinungen, und weisen auf einen Zustand des prähistorischen Menschen, oder auf den in der niedrigsten Culturstufen lebender wilder Völker und Rassen der Jetztzeit hin. Das Vorkommen des Schläfenfortsatzes am Stirnbein, der kräftige Unterkiefer, die vorspringenden Augenbrauenbogen und vor allem die mittlere Hinterhauptsgrube weisen darauf hin, wie er meint, dass der Verbrecher den niederen Rassen näher steht, als der Irre. Diese Schädelabnormitäten, sowie die fliehende Stirn, das männliche Aussehen des weiblichen Schädels, die Verschmelzung des Atlas, die doppelte Gelenkfläche des Condyl. occipitalis, das flache Gaumendach, die Interparietalnaht, die Schiefstellung der weiten Augenhöhlen sind lediglich als atavistische Abweichungen aufzufassen und kommen bei Wilden und Verbrechern häufiger vor, als bei Irren. „Die Prognathie, die Ueberfülle an schwarzem, krausem Haar, der spärliche Bart, die Oxycephalie, die fliehende Stirn, der kleine Schädel, die missgestalteten Ohren, die grössere Spannweite sind, wie er sagt, zusammen mit den anatomischen, ebenso viele Merkmale, welche dem europäischen Verbrecher fast den Stempel der australischen und mongolischen Rasse aufdrücken." — Bordier, ein französischer Beobachter, meint, dass es erlaubt ist, aus den Verhältnissen und Maassen des Schädels zu schliessen, dass die Mörder,

welche er studirt hat, mit Merkmalen geboren sind, welche den prähistorischen Rassen eigen waren, mit Merkmalen, welche bei den jetzigen Rassen verschwunden sind" und die bei ihnen nur durch eine Art von Atavismus vorkommen. „Der Verbrecher", sagt er, „ist in diesem Sinne ein Anachronismus, ein Wilder im civilisirten Lande, eine Art Monstrum ..... Versetzen wir einen unserer prähistorischen Vorahnen in die geordneten Zustände unserer jetzigen Gesellschaft, und wir haben einen Verbrecher."

Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, dass gerade diejenigen Formations-Anomalien, welche auf einen atavistischen Ursprung hinweisen, auch bei Verbrechern sehr selten vorkommen, so dass sie ganz ebenso, wie bei Nichtverbrechern, als ein zufälliges Vorkommniss anzusehen sind. Ein Theil dieser Anomalien ist rein pathologischer Natur, ein anderer Theil wieder das Product einer Entwickelungshemmung. Anomalien von so heterogener Abkunft und Dignität will Lombroso einen einheitlichen Character geben und auf Atavismus zurückführen. „Die Verbrecher", sagt Topinard, „sollen durch Atavismus den primitiven Wilden gleichen." Allerdings, meint er, haben die Wilden und Verbrecher bisweilen gemeinschaftliche Merkmale (schmale Stirn, starke Sin. front., häufige Stirnnaht, Foss. med. occipit., starken Haarwuchs) .... Das Auftreten dieser Anomalien kann aber reiner Zufall sein, auf ganz natürlichem Wege entstehen und braucht durchaus nichts Atavistisches zu sein .... Zwischen die prähistorischen Rassen und die unserigen, meint er weiter, habe sich eine Menge von Rassen zwischengeschoben und sei verschwunden. Die Umstände, Verhältnisse, können es mit sich bringen, dass einige von uns den primitiven Wilden gleichen und auch thierische Instincte haben, ohne dass dies dem atavistischen Wiedererwachen der Erblichkeit oder einem verborgenen Einflusse zugeschrieben zu werden braucht." Wenn wir in dem Wesen des Rückschlages oder des Atavismus nach der Anschauung unseres Hrn. Vorsitzenden das Erbliche und in dem der Pathologie das Erworbene suchen müssen, wenn Atavismus und Descendenz nach demselben Forscher lediglich solche Lebensvorgänge sind, welche nicht durch den Zwang äusserer Dinge, nicht einmal durch die Einwirkung äusserer Ursachen, sondern aus einem immanenten Triebe zu Stande kommen, so sind die meisten der Anomalien, welche den Verbrecher-Typus nach Lombroso bilden sollen, durchaus nicht atavistischer Art, weil die meisten derselben durchaus nicht übertragbar, und sehr viele andere lediglich durch äussere Einwirkungen bedingt sind.

Wir müssen uns versagen, hier auf einen anderen Theil der Hypothese Lombroso's einzugehen, welcher seine Lehren von dem Atavismus des geborenen Verbrechers stützen soll, — auf den Nachweis der Identität auch des geistigen Verhaltens des Verbrechers und des Wilden. Wir haben an einer anderen Stelle das Vorhandensein einer geringeren Schmerzempfindlichkeit, der Linkshändigkeit, der grösseren Klafterweite bei Verbrechern auf Grund unserer Beobachtungen zurückgewiesen, wir haben die Neigung zum Tättowiren, den angeblichen Mangel an altruistischen Gefühlen, das Vorherrschen der Grausamkeit, der Eitelkeit, der Arbeitsscheu, den Mangel an Scham- und Reuegefühl, sowie andere Eigenschaften, welche eine Analogie zwischen dem Verbrecher und gewissen Naturvölkern abgeben, eingehend geprüft und sind zu der Ueberzeugung gelangt, dass die Charaktereigenschaften der Verbrecher durch die socialen Umstände erworben und mit denen der Wilden nichts gemein haben.

Nach dem Ergebnisse unserer Beobachtung giebt es keinen geborenen Verbrecher, giebt es keine Merkmale in der Organisation des Menschen, aus deren Vorhandensein wir schliessen können, dass der Träger derselben ein Verbrecher sein muss. Dort, wo die Organisation zum Verbrechen führt und als Ursache erkannt wird, haben wir es nicht mit einem Verbrecher, sondern mit einem Geisteskranken zu thun. Viele Verbrecher zeigen gar keine Anomalien der Formation, ganz ebenso wie umgekehrt viele Nichtverbrecher deren eine grössere Anzahl aufweisen. Wir finden allerdings bei Verbrechern, und vorwiegend bei Gewohnheitsverbrechern, wie schon früher ausgeführt, relativ viele Deformations- und Degenerationserscheinungen und mit ihnen in der That gleichzeitig auch eine geistige und sittliche Degeneration vergesellschaftet. Diese Bildungsmängel bedeuten hier ganz, wie bei den Irren, Idioten, Epileptikern und anderen sogen. Degenerirten, erblich Belasteten, eine Minderwerthigkeit der Gesammtconstitution; in diesen Bildungsdefecten darf man aber keineswegs das genetische Moment des Verbrechers sehen, sondern höchstens eine Begleiterscheinung desselben.

Viele der bei den Verbrechern gefundenen Deformationen sind nicht angeboren, sondern anerworben durch ungünstige Einflüsse während der Geburt, in den ersten Lebensjahren, und sehr viele von ihnen sind geradezu durch ungenügende Ernährung und schlechte hygienische Einwirkungen bedingt. Wir finden für diese Ansicht eine besondere Stütze in den vortrefflichen Beobachtungen, welche v. Nathusius, Charles Darwin, und auch Hr. Nehring an Thieren gemacht haben, und die nachweisen, dass der Schädel der Thiere in seiner morphologischen Gestaltung durch äussere Einflüsse und ganz besonders durch reichliche Ernährung sehr wesentlich abgeändert werden kann. Bei reichlicher Nahrung wird nach v. Nathusius der Schädel unseres Zuchtschweines in allen Dimensionen breiter, bei kärglich gewährter Nahrung länger. Und Hr. Nehring hat gezeigt, dass der Schädel der Schweine und Hunde mit der Domestication durch die Lebensweise und Nahrungsverhältnisse schon in der ersten Generation eine Umgestaltung erleidet. Ranke hat gefunden, dass die Schläfenenge, welche Hr. Virchow als eine sehr häufige Anomalie an den Schädeln niedrigstehender Rassen ansieht, auch bei Kindern hochstehender Rassen vorkommt in Folge von Ernährungsstörung im Säuglingsalter, ebenso wie er an den Schädeln der altbayerischen Bevölkerung im Gebirgslande viel mehr Brachycephalen und im Flachlande mehr Dolichocephalen gefunden hat, und diese auffallende Differenz bei einem und demselben Volksstamme auf die äusseren Bedingungen der Lebensverhältnisse, und ganz besonders auf Nahrungsüberschuss und Nahrungsmangel zurückführt. Wir halten die quantitativ und qualitativ häufig ungenügende Ernährung der Kinder in den niederen Klassen der Bevölkerung, das häufige Vorkommen von Rachitis bei denselben für eine wesentliche Ursache der vielen somatischen Anomalien bei unseren Verbrechern.

Das Verbrechen, so meinen wir, ist nicht bedingt durch die Organisation des Verbrechers. Das ist schon aus dem Grunde nicht möglich, weil das Verbrechen ein wandelbarer Begriff ist, ein Product des jeweiligen Gesellschaftszustandes, verschieden nach Ort und Zeit, weil es unmöglich ist, wie von vielen Seiten eifrig hervorgehoben wird, dass ein anatomisches Merkmal einen solchen Zustand bezeichnen kann.

Es giebt keinen geborenen Verbrecher, und somit auch nicht jenen Fatalismus, welcher unerbittlich und grausam den Menschen zum Verbrechen treibt. Der Verbrecher ist vielmehr das Product der socialen Verhältnisse, er trägt häufig die Zeichen der Degeneration an sich, welche zum Theil auch durch die socialen

Lebensverhältnisse bedingt werden. Staat und Gesellschaft sind verpflichtet und im Stande, durch die Beseitigung socialer Schäden die Zahl der Verbrechen und der Verbrecher zu vermindern. —

Der Vorsitzende behält sich, unter Bezeugung des Dankes an den Herrn Redner, für eine spätere Sitzung die Anberaumung einer Diskussion über den gehörten Vortrag und die wichtige Frage nach der Berechtigung der Criminal-Anthropologie vor. —

(27) Hr. Staudinger berichtet über die

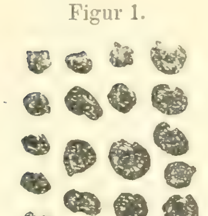
Kamerun-Expedition der HHrn. v. Uechtritz und Passarge und das Auffinden von Felszeichnungen bei Jola.

Von der Expedition des Deutschen Kamerun-Comités liegen bereits günstige Nachrichten vor. Der wissenschaftliche Begleiter derselben, Hr. Dr. A. Passarge, hat eine grössere Anzahl wichtiger astronomischer Ortsbestimmungen vorgenommen, sowie botanische, entomologische, geologische und ethnographische Sammlungen angestellt. Die bereits veröffentlichte Karte des Weges Jola-Garua bringt geographisch manches Neue. Die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, sowie das neueste Heft der „Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" geben geographische und geologische Ueberblicke.

Eine wichtige Entdeckung theilt mir Hr. Dr. Passarge in einem Privatbriefe vom Lager Kassa bei Jola mit:

Bei seinen Ausflügen in der Umgegend entdeckte er Felszeichnungen, die, nach der Aussage des Hrn. v. Uechtritz, denen ähnlich waren, welche dieser bei seiner Reise in Südwest-Africa zwischen Windhoek und Heusis ebenfalls in Sandstein gefunden hatte und welche dort von den Hottentotten den Buschmännern zugeschrieben werden. Die Haussa, welche Dr. Passarge auf der Jagd begleiteten, erklärten, dass die Zeichen in Fig. 2 von Allah (also Gott) gemacht seien, ein Beweis dafür, dass der jedenfalls sehr alte Ursprung den Leuten unbekannt ist.

Figur 1.



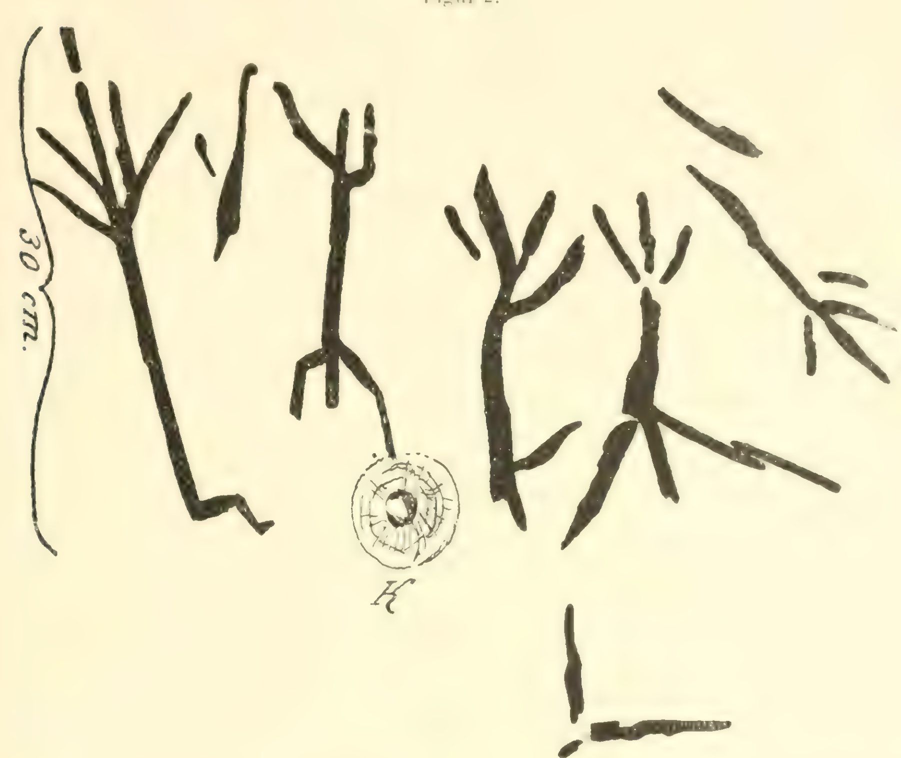
Was nun die in Fig. 1 abgebildeten 25 Löcher von 2—4 *cm* Durchmesser, in der Gesammtlänge von 40 *cm*, welche in den glatten horizontalen Felsen eingemeisselt waren, anbelangt, so kann man zu der Ansicht kommen, dass diese unter Umständen ein bei den Afrikanern bekanntes Spielbrett bilden sollen. Räthselhafter sind aber die 1—2 *cm* tief in eine horizontale Felsplatte eingekratzten, etwa 30 *cm* langen Zeichen (Fig. 2), die Dr. Passarge für Vogelspuren ansieht, von denen ich aber einige für rohe Zeichnungen der menschlichen Figur ansprechen möchte. Die kreisrunde Vertiefung (*K*) bei der einen ist eine herausgewitterte Concretion.

Auf den Kuppen der Felsen fand Hr. Passarge eine Anzahl bis $^1/_2$ *m* tiefer Löcher, welche mit Wasser und Algen angefüllt waren. Der Ausschliff liess vermuthen, dass dort früher Kornmahlstellen waren.

Ich möchte noch bemerken, dass ich in Onitscha am unteren Niger von einem Missionar die Nachricht von Rinnen in dem Felsen bei einem, dem Flusse gegenüber liegenden Opferplatze erhielt. Leider konnte ich nicht dorthin gelangen. Es ist also fraglich, ob die eingekratzten Linien Felszeichnungen oder Blutrinnen

für die Menschenopfer waren; das letztere ist indess kaum anzunehmen. Eine genaue Erforschung wäre interessant.

Figur 2.



Ein verhältnissmässig kleines Individuum, ungefähr von der Körperlänge der sogenannten Zwergvölker, welches mit seiner gelblichen Haut, dem Gesichtsausdrucke u. s. w. den mir nur nach Abbildungen bekannten Buschleuten ähnelte, befand sich als Sklave im Besitze eines Haussa und sollte aus der Gegend der linken, mittleren Benue-Landschaft stammen. —

(28) Angekaufte und geschenkte Schriften:

1. v. Martius, C. F. P., Zur Ethnographie America's, zumal Brasilien's. Leipzig 1867.
2. Nehring, A., Ueber Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna. Berlin 1890.
3. Noiré, L., Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Mainz 1880.
4. Notes and Queries on Anthropology, for the use of travellers and residents in uncivilized lands. London 1874.
5. de Quatrefages, A. et E. T. Hamy. Crania ethnica. Paris 1882. Text und Atlas.
6. Rey, P. M., Étude anthropologique sur les Botocudes. Paris 1880.
7. Semper, K., Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Leipzig 1873.
8. v. Spix, J. B. und C. F. P. v. Martius, Reise in Brasilien. Bd. I—III. München 1823—1831. Mit Atlas.

9. Virchow, R., Ueber die Sakalaven und Ueber mikronesische Schädel. (Sep.-Abdr. a. d. Monatsbl. d. königl. Ak. d. Wissensch. zu Berlin 1880/81.)
10. Derselbe, Medicinische Erinnerungen von einer Reise nach Aegypten. Berlin 1888. (Sep.-Abdr. a. d. Arch. f. path. Anat. u. Physiol.)
11. Wallace, A. R., Der Malayische Archipel. Deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. 2. Bd. Braunschweig 1862.
12. Zuckerkandl, E., Cranien der Novara-Sammlung. Wien 1875.
13. Perrot, G. et Chipiez, Ch., Histoire de l'Art. Paris 1893. Tome VI. Livr. 313. bis 325.

Nr. 1—13 angekauft.

14. Koganei, Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. Tokio 1893. I. (Sep.-Abdr. a. d. Mittheil. d. med. Fac. d. k. Jap. Univ. z. Tokio.)
15. Bahnson, K., Etnografien 9 de Levering. København 1893.
16. Harshberger, J. W., Maize: A Botanical and Economic Study. Philadelphia 1893. (Sep.-Abdr. Contribut. fr. the Bot. Laboratory.)
17. Marchesetti, C., Scavi nella necropoli di S. Lucia presso Tolmino. (1885 bis 1892.) Trieste 1893. (Sep.-Abdr. Boll. d. Soc. Adr. di Sc. nat. i. Trieste.)
18. v. Török, Der paläolithische Fund aus Miskolcz. Budapest 1893. (Sep.-Abdr. Ethnol. Mittheil. aus Ungarn.)
19. Spencer, H., A rejoinder to Professor Weismann. London 1893. (Sep.-Abdr. Contemp. Review.)
20. Hoernes, M., Streitfragen der Urgeschichte Italien's. Braunschweig 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Globus.)
21. Taramelli, A., I cinerarii antichissimi in forma di capanna scoperti nell' Europa. Roma 1893. (Estr. d. Rend. d. R. Acc. d. Lincei.)
22. Finsch, O., Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. III. Wien 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Annalen d. k. k. Nat. Hofmus.)
23. Fewkes, J. W. and A. M. Stephen, The Pá-lü-lü-koñ-ti. o. O. u. J. (Sep.-Abdr. Hemenway Southw. Arch. Expedit.)
24. Schmeltz, J. D. E., Ueber ein Dajakisches und zwei Japanische Schwerter. Leiden 1893.
25. van Hoëvell, G. W. W. C. u. J. D. E. Schmeltz, Ueber das Abplatten des Schädels und der Brust in Buool. Leiden 1893. (Nr. 24 und 25. Sep.-Abdr. a. d. Internat. Arch. f. Ethnogr.)

Nr. 14—25 Gesch. d. Verf.

26. Kollm, G., Verhandlungen des X. deutschen Geographentages zu Stuttgart. Berlin 1893.
27. Katalog der Ausstellung des X. deutschen Geographentages zu Stuttgart. Stuttgart 1893.

Nr. 26 u. 27 Gesch. d. Hrn. Künne.

Ausserordentliche Sitzung vom 24. Februar 1894.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Hr. Bastian theilt mit, dass Hr. Capt. Jacobsen am 28. März seine Sammlung aus dem malayischen Archipel unter Beistand des Hrn. Dr. Müller demonstriren wird, und ladet zum Besuche des Museums am Nachmittage dieses Tages ein. —

(2) Hr. H. v. Ihering übersendet aus S. Paulo, 17. Januar 1894 (Caixa do Correio N. 500), folgendes Circular:

„Hiermit habe ich die Ehre, meine Ernennung zum Director des Museo Paulista anzuzeigen. Die im vorigen Jahre vom Congresse beschlossene Abtrennung des Museums von der Commissão Geographica e Geologica de S. Paulo ist nun durchgeführt.

„Das Museum ist Staatsinstitut und wird in das prächtige Gebäude des Ypiranga-Monumentes verlegt.

„Es wird mein Bestreben sein, wie seither und mit reicherem Erfolge, alle wissenschaftlichen Bestrebungen, die unsere Mitwirkung erbitten, zu unterstützen. Andererseits wäre ich auch Ihnen sehr verbunden, wenn Sie die Bestrebungen unseres Institutes fördern wollten. Wir brauchen einerseits Sammlungsmaterial, andererseits Bücher. Obwohl das Museum im Wesentlichen Süd-America als Hauptgegenstand seiner Thätigkeit ansieht, suchen wir doch für die Schausammlung auch anderweitige Gebiete zur Vertretung zu bringen, so zumal in Ethnologie, Zoologie und Paläontologie. Jede Gabe würde als eine wohlwollende Förderung anzusehen sein zur Aufmunterung in einem Gebiete, welches wissenschaftlich erst im Beginn seiner Entwickelung steht.

„Brasilien hat seit den Tagen von Orbigny, Castelnau, Spix u. A. bis auf L. Agassiz, von den Steinen, Ehrenreich alle fremden Forscher liberalst unterstützt. Es verdient daher auch in seinen eigenen wissenschaftlichen Bestrebungen gefördert zu werden, und unser Museum um so mehr, als der Staat S. Paulo, der reichste und blühendste des Landes, in einer für ganz Brasilien sehr schweren Zeit doch die Energie nicht verliert, für alle Gebiete des öffentlichen Wohles, der Hygiene, des Unterrichts und der Wissenschaften Grosses zu thun.

„Ganz besonders liegt uns daran, für die in Gründung begriffene Bibliothek Bücher und Zeitschriften zu erhalten, und bitten wir darin um Ihre Hülfe oder Angabe geeigneten Vorgehens. Auch wird die von unserem Museum zu publicirende Zeitschrift uns Gelegenheit bieten zu Tauschverbindungen.

„Sendungen von Europa oder Nord-America bitten wir nach Hamburg zu richten an Hrn. Deurer & Kaufmann, Alter Wall 20, von wo sie uns richtig zugehen werden.“

(3) Der Vorsitzende der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien, Hr. v. Heffert theilt unter dem 20. Februar mit, dass die Central-Commission dem Wunsche der Gesellschaft nach einem Schriften-Austausch vom laufenden Jahre an beigetreten sei. —

(4) Hr. A. Bässler spricht über

Völkerschaften des malaiischen Archipels und der Südsee

und führt zur Erläuterung seines Vortrags gegen 150 Bilder mittelst des Projections-Apparates vor. Von Sumatra ausgehend berührt er Java, Borneo, die Sulu-Inseln und die Philippinen, um hier die schlichthaarigen Rassen zu verlassen und sich den kraushaarigen zuzuwenden, bespricht dann Holländisch-, Britisch- und Deutsch-Neu-Guinea, den Bismarck-Archipel, die Salomons-Inseln, Neu-Caledonien, die Neu-Hebriden, die Fidschi-Inseln, Australien (Queensland, New South Wales, Victoria) und Tasmanien, um mit den Polynesiern auf Neu-Seeland, den Tonga-, Samoa-, Hawaii-Inseln zu schliessen. An der Hand der Bilder erklärt der Vortragende eingehend das Aeussere der Bewohner jener Gegenden, schildert ihr Leben, ihre Sitten, Arbeiten, Vergnügungen und religiösen Ceremonien und beschreibt die Bauten (wobei das Wohnhaus überall besondere Berücksichtigung findet) und Denkmäler der bereisten Länder, soweit sie noch erhalten sind. —

(5) Eingegangene Schriften:

1. Pilling, J. C., Bibliography of the Chinookan Languages. Washington 1893. (Sep.-Abdr. Smiths. Inst.)
2. Orsi, P., Di due sepolcreti Siculi nel territorio di Siracusa. Palermo 1893. (Estr. Arch. Storico Siciliano.)
3. Heger, F., Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Nieder-Oesterreich. Wien 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Mittheil. d. Prähist. Comm. d. k. Akad. d. Wiss.)
4. Mercer, H. C., Trenton and Somme gravel specimens compared with ancient quarry refuse in America and Europe. o. O. 1893. (Sep.-Abdr. The Am. Naturalist.)
5. Derselbe, Progress of field work. o. O. 1893/94. (Depart. of Arch. and Paleont. of the Univ. of Pennsylv.) I. u. II.
6. Bastian, A., Controversen in der Ethnologie. II. u. III. Berlin 1894.
7. Hartmann, H., I. Eine alte Bruchschmiede auf der Wimmerhaide. II. Die Sierhauser Schanzen. Osnabrück 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Mittheil d. hist. Vereins.)
8. Iwanowski, A. A. u. A. G. Roshdestwenski, Ueber die anthropometrischen Untersuchungen des Prof. Sograf. Moskau 1894.
9. Krause, E. u. O. Schötensack, Die megalithischen Gräber (Steinkammer-Gräber) Deutschland's. I. Altmark. Berlin 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Zeitschrift f. Ethnologie.)

Nr. 1—9 Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 10. März 1894.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow**.

(1) Am 7. d. M. ist der Geh. Ober-Regierungsrath a. D., früher vortragender Rath im Reichs-Justizamt, Friedr. Wilh. **Deegen** im 69. Lebensjahre nach langem und schwerem Leiden sanft entschlafen. Der Verstorbene hat unserer Gesellschaft von ihrer Gründung an, und zwar stets als Mitglied des Vorstandes angehört. In der constituirenden Sitzung vom 17. November 1869 trat er als Schatzmeister in den Vorstand ein (Zeitschr. f. Ethnol. I. S. 400). Er verwaltete dieses Amt bis Ende 1873, wo seine sonstigen Geschäfte ihn an der Fortführung desselben behinderten, aber schon in der Sitzung vom 10. Januar 1874 wurde er in den Ausschuss gewählt. Hier hat er, fast bis zu seinem Tode, ohne den Titel zu tragen, doch alle Geschäfte eines Syndicus mit Hingebung übernommen. Alle Rechtshandlungen, welche die Gesellschaft seitdem ausgeübt hat, insbesondere die Statuten, welche sie sich gegeben, alle Verträge, die sie geschlossen, vor allen Dingen alle die Verhandlungen zur Gewinnung der Corporationsrechte sind nach seinen Entwürfen durchgeführt worden. Aber auch in finanziellen Angelegenheiten blieb er der treue Rathgeber des Vorstandes und Ausschusses; er war stets mit der Controle der Rechnungen betraut und er übte mit Beharrlichkeit das Amt des Warners bei der Bewilligung grösserer Ausgaben. Auch ihn hatte, wie seinen Freund **Le Coq**, schon vor einiger Zeit ein schwacher Schlaganfall betroffen; obwohl die Folgen desselben nie ganz beseitigt waren, liess er es sich doch nicht nehmen, in den Vorstands-Sitzungen zu erscheinen. So wird sein Bild als das eines wahren Freundes und als eines zuverlässigen Helfers stets in unserer Erinnerung bleiben. —

Am 24. Februar verschied in seinem 79. Lebensjahre zu Hildesheim der Senator Hermann **Römer**, ein seltener Mann, in dem Jahre hindurch das Vertrauen seiner Mitbürger seinen Repräsentanten fand. Er vertrat sie als Abgeordneter im Reichstage, er verwaltete die höchsten Aemter der Stadt und zugleich sorgte er für die Pflege der Wissenschaften, insbesondere der historischen und der naturwissenschaftlichen. Das Museum, welches er gegründet und in unermüdlicher Freigebigkeit ausstattete, gilt als eines der reichsten unter den deutschen Provinzial-Museen. Leider habe ich es nie gesehen; so oft ich mit ihm abgemacht hatte, es zu besuchen, so oft trat ein Hinderniss dazwischen. Wie sein Bruder Ferdinand, der ihm im Tode vorausgegangen ist, hatte er sein wissenschaftliches Interesse lange auf geologische Fragen gerichtet; in den letzten Jahren fesselte ihn die Prähistorie und er versäumte niemals, wenn der Reichstag ihn nach Berlin rief, unsere Sitzungen zu besuchen. —

In weiter Ferne, zu Rembang auf Java ist eines unserer jüngsten Mitglieder, Dr. Stort gestorben. Er war, nachdem er hier seine medicinischen Studien vollendet hatte, als Arzt in den Dienst der niederländischen Regierung getreten. Wir sahen ihn seitdem in unserer Mitte, als er die erste Periode seiner Verpflichtungen erfüllt hatte, und wir hofften von ihm, als er uns zum zweiten Male verliess, thätige Hülfe. —

Aus der Zahl unserer correspondirenden Mitglieder haben wir den Professor Joseph Łepkowski, Direktor des archäologischen Cabinets der Universität Krakau, verloren. Er war seit vielen Jahren in wissenschaftlicher Verbindung mit uns; unsere Verhandlungen haben manche werthvolle Mittheilung von ihm gebracht. Wir verehrten in ihm den berufenen Vertreter der galizischen Archäologie. —

(2) Fräulein Ida Wilhelmine v. Boxberg, eine eifrige und active Forscherin auf dem Gebiete der Prähistorie, die auch uns Kenntniss von ihren Funden gab, ist am 1. November 1893 in Zschorna bei Radeberg im 88. Lebensjahre gestorben. Von 1877—83 hatte sie als Gesellschaftsdame der Marquise de la Rochelambert in Frankreich gelebt und dort zuerst ihre Aufmerksamkeit der Alterthumsforschung zugewendet. Ihre Arbeit über die Brunnengräber von Troussepoil in der Vendée, über das keltische Mondbild, über die Sépultures ovoïdes (Vannes) von Beaugency im Loiret, über die Höhlen des Departements Mayenne, über römische Grabstätten von Vagoritum sind in den Verhandlungen der Dresdener naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis veröffentlicht, wo auch ihre Mittheilungen über das Urnenfeld von Dobra bei Radeberg stehen. Aus letzterem erhielt sie unter Anderem einen Knochen, den sie für ein trepanirtes Schädelstück nahm (Verh. 1884, S. 229, 467) und, nicht ganz mit Recht, als das erste in Deutschland gefundene Zeugniss vorgeschichtlicher Trepanation beschrieb. Hr. J. Deichmüller hat ihr in der Isis (1893, S. 36) einen warm geschriebenen Nachruf gewidmet. —

(3) An Stelle des verstorbenen Hrn. Deegen ist Hr. Syndicus Dr. Minden als Ausschussmitglied cooptirt worden. Er hat die Wahl angenommen. —

(4) Als neues Mitglied wird Hr. Gutsbesitzer Vasel zu Beyerstedt bei Jerxheim, einer der ersten Donatoren unseres Trachten-Museums, angemeldet. —

(5) Hr. Bastian hat am 1. März sein 25jähriges Dienstjubiläum als Beamter des Königl. Museums erlebt. Da wir von diesem Ereigniss nicht unterrichtet waren, so haben die Mitglieder des Vorstandes, welche an diesem Tage zufällig im Museum anwesend waren, ihm gratulirt. Wir können heute nur nachträglich unsere herzlichsten Glückwünsche darbringen. Möge es dem verdienten Manne noch recht lange vergönnt sein, die erfolgreiche Thätigkeit, welche er in so ruhmvoller Weise geübt hat, fortsetzen zu können! —

(6) Das correspondirende Mitglied, Hr. B. Ornstein in Athen spricht unter dem 8./20. Februar für das Glückwunsch-Telegramm der Gesellschaft zur Feier seiner goldenen Hochzeit seinen tiefgefühlten Dank aus. —

(7) Die HHrn. Dr. H. Wankel in Olmütz und Dr. C. Truhelka in Sarajewo danken für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft. —

(8) An Stelle des verstorbenen Geh. Medicinalrathes Dr. Wenzel in Mainz ist am 17. Februar Hr. Landgerichts-Präsident A. Lippold von dem Orts-Ausschuss

des römisch-germanischen Museums zum Vorsitzenden gewählt worden. Die erledigte Stelle des Direktors bleibt vorläufig unbesetzt; die Geschäfte führt neben dem Conservator Hrn. Lindenschmit (Sohn) der Localvorstand. —

(9) Für die General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck ist die Zeit vom 23. bis 28. August vorgeschlagen. Für den 28. und 29. ist ein Ausflug nach Meran geplant, wobei die vorgeschichtlichen Plätze der Umgebung von Meran besucht werden sollen. —

(10) Die X. Session des Amerikanisten-Congresses zu Stockholm wird am 3. August eröffnet werden und bis zum 8. dauern. Die Mitglieder der Gesellschaft werden zu zahlreicher Betheiligung aufgefordert. —

(11) In Belgien haben sich drei gelehrte Gesellschaften, der archäologische Verein, der Verein der Bücherliebhaber und die Hennegauische Gesellschaft für Wissenschaften und Künste, zur Abhaltung eines gemeinsamen geschichtlichen und archäologischen Congresses zusammengethan, der in der Zeit vom 12. bis 15. August zu Mons tagen wird. Das neue Museum daselbst enthält zahlreiche Funde von einem kürzlich aufgedeckten gallorömischen Friedhofe zu Ciply, wo dem Congress zu Ehren weitere Ausgrabungen vorbereitet werden. —

(12) In Wien ist ein neues Museum für die ägyptischen Papyrus des Erzherzogs Rainer eröffnet worden. Dasselbe wird als ausserordentlich reich geschildert; es enthält vorzugsweise Funde aus dem Fayum und von Hermopolis. —

(13) In Württemberg ist der 1. Jahrgang der Fundberichte aus Schwaben, umfassend die vorgeschichtlichen, römischen und merovingischen Alterthümer, erschienen. Derselbe ist vom Württembergischen Anthropologischen Verein unter Leitung des Prof. G. Sixt in Stuttgart herausgegeben und enthält ausser zahlreichen Berichten gut ausgeführte Illustrationen. —

(14) Der Herr Unterrichts-Minister übersendet den Jahres-Bericht des Westpreussischen Provinzial-Museums für 1893 zur Kenntnissnahme. —

(15) Hr. Dr. F. Boas meldet aus Chicago, dass die daselbst ausgestellt gewesenen Schädel der Gesellschaft und des Hrn. R. Virchow zurückgesandt sind.

(16) Der dem Sophokles zugeschriebene Schädel von Menidi ist von Chicago, wo er ausgestellt war, wieder in Kopenhagen eingetroffen. —

(17) Hr. Dr. F. Jagor hat neue Beiträge zur Kenntniss der südindischen Dravidier übergeben.

Dieselben werden in dem Text der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen. —

(18) Hr. R. Virchow hat von dem Pfarrer E. Güder von Aarwangen, Canton Bern, aus Mürren folgendes Schreiben vom 10. Juli 1893 erhalten, betreffend ein

Schweizerhaus von 1545 mit Inschrift:

„Da mir durch den „Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde“ bekannt geworden ist, dass Sie für alte Schweizer-Bauernhäuser, bezw. Alphütten sich sehr interessiren, gestatte ich mir Ihnen ergebenst mitzutheilen, dass ich anlässlich einer Sommerfrische hier oben die Entdeckung zweier solcher Alphütten so eben gemacht habe:

„1. An der Hütte des Peter von Allmen (oberhalb des Schulhauses im Oberdorf)

steht oberhalb des sog. Gaden (des Obergemachs) deutlich in den ganz geschwärzten Balken eingeschnitten das Datum: MDXXXXV, also in römischen Zahlen = 1545. Der andere Theil der Hütte ist neueren Datums.

„2. Ganz nahe dabei, an dem Häuschen der Wittwe von Allmen findet sich zu oberst unterhalb des Daches in ziemlich grossen lateinischen Lettern folgende, mir vorläufig noch räthselhafte Inschrift:

DSUS | STIGT | S GAT | GT | V | DIOBHIT | M466 .

(oder statt H vielleicht II)

„Ich weiss nicht, ob man dabei an eine lateinische Inschrift mit Abbreviaturen vielleicht religiösen oder abergläubischen Charakters zu denken hat: in diesem Falle wäre DS am Anfang vielleicht als dominus, US = Jesus zu erklären. Die Sache ist sehr schwer lesbar und andere Combinationen, bezw. Lesungen als die eben gegebene, sind ganz wohl denkbar. M466 scheint ein Datum zu bezeichnen; merkwürdig ist die Combination von römischen und arabischen Ziffern.

„Weiter unten konnte ich in gothischen oder altdeutschen Lettern herausbringen: e linder von und der zitt veibell zu llutterbrunen .... buwen und .... huß S roumb ..... (das übrige zerkratzt und unleserlich); endlich zu unterst rechts die Jahreszahl: MDCIX (1609). Es scheint mir möglich zu sein, dass die obere römische Inschrift älter ist, als die untere deutsche aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts.

„Der Geschlechtsname, bezw. Familienname Linder kommt in Lauterbrunnen häufig vor.“ —

Hr. Herm. Weiss, dem das Schreiben vorgelegen hat, äussert sich darüber unter dem 7. März:

„Trotz allem Kopfzerbrechen ist die Deutung der Inschrift mir nicht gelungen. Für lateinisch halte ich sie nicht, obschon allerdings das erste Wort und die Schrift dafür zu sprechen scheinen. Vielleicht gehört sie zu jenen inschriftlichen Räthseln, bei denen jeder Buchstabe einen anderen Buchstaben bedeutet, als er darstellt, deren Lösung dann nur dem „Eingeweihten“ möglich ist.

„Deuten könnte man, freilich ganz willkürlich, wenigstens die erste Hälfte:

DSUS | STIGT | S | GAT . . . . ?

Dies Hus Steht In GoTtS GnAT (Gnade . . . .“. —

(19) Fräul. M Lehmann-Filhés übersendet folgende Mittheilungen über

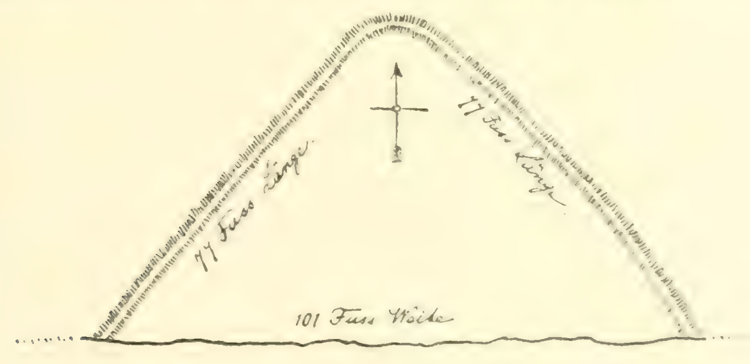
noch einige isländische Tempel-Ruinen und Grabhügel.

Die Jahrbücher der isländischen Gesellschaft für Alterthümer enthalten ausführliche Berichte über die Nachforschungen, welche von Sigurdur Vigfússon u. A. in verschiedenen Theilen Island's angestellt wurden und den Zweck hatten, die in den Sagas erwähnten Oertlichkeiten aufzusuchen und aus ihrer Lage und Beschaffenheit auf die Treue und Zuverlässigkeit der alten Ueberlieferung zu schliessen, was meist einen überraschenden Erfolg hatte. Nur bei sehr genauem Eingehen und vergleichender Lecture der betreffenden Sagas sind diese Aufsätze ihrem gesammten Inhalte nach von Interesse, und dann allerdings von sehr hohem Interesse: doch ist ein solches Eingehen wegen der Masse des seit 1880 angesammelten Materials hier nicht gut möglich. Einzelne Punkte aber, die keiner besonderen Einleitung bedürfen, wie z. B. in erster Reihe die Tempel-Ruinen, sollen hier noch herausgehoben werden. Ausser den in dem Aufsatze „Altisländische Tempel und

Opfergebräuche" bereits besprochenen sind auf Island noch einige weitere Tempel-Ruinen bekannt und zum Theil untersucht worden.

(Jahrbuch 1882, S. 67.) Auf dem Gehöfte Bessatunga im Svínadalur im westlichen Island sah Sigurdur Vigfússon eine Ruine, welche seit Menschengedenken hoftótt (Tempel-Ruine) genannt wird. Sie steht auf einem hohen Hügel im eingehegten Grasfelde (tún). Ihre Länge ist etwa 17, ihre Breite 12 Ellen; an dem einen Ende ist ein Nebenraum, die Zwischenwand hat keine Thür. Die Thür des Hauptraumes befindet sich in einer der Längswände nahe dem Nebenraume, die des letzteren auf derselben Seite. Alle die Eigenthümlichkeiten der schon früher geschilderten Tempel-Ruinen finden sich also auch hier. In Bessatunga lebte im letzten Theile des 10. Jahrhunderts der in der Kormakssaga und in der Laxdalasaga vorkommende Hólmgöngu-Bersi, ein reicher Mann und berühmt wegen seiner Zweikämpfe (hólmgöngur). Der Verfasser ist der Ansicht, dass hier sein Haustempel gestanden habe.

Thórólfur Mostrarskegg, von dem schon früher einmal die Rede war (Verhandl. 1893, S. 605), hatte bekanntlich schon zu Mostur in Norwegen einen dem Thor geweihten Tempel. Um 884 zog er nach dem westlichen Island; die Eyrbyggjasaga sagt: „Thórólfur lenkte sein Schiff in die Bucht, welche sie später Hofsvágur (Tempelbucht) nannten. Darauf untersuchten sie das Land und fanden vorn auf der Landspitze, die nördlich der Bucht war, dass Thor an's Land gekommen war mit den Säulen. Diese (die Landspitze) wurde später Thórsnes genannt." — „Hier erbaute er sein Gehöft und errichtete einen grossen Tempel und weihte ihn dem Thor; das heisst nun Hofstadir" (Landnámabók). — Es handelt sich hier um eine der ältesten und heiligsten Thingstätten Island's. Sigurdur Vigfússon (Jahrb. 1882, S. 93) fand die Oertlichkeit in Uebereinstimmung mit den Sagas, von Ruinen aber nur die Ecke eines alten Walles, der hof oder hofgardur (Tempel-



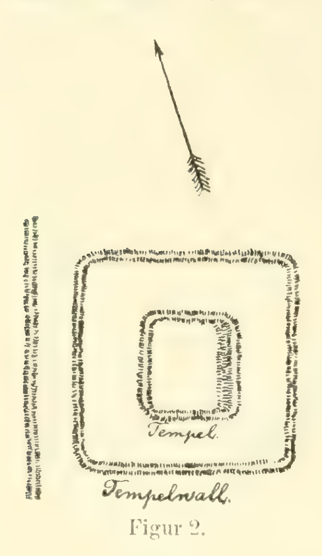
Figur 1.

wall) genannt wird. Er steht bei dem Gehöfte Hofstadir im Grasgarten auf einem hohen Strandhügel, der mehr und mehr abbröckelt und einstürzt. Wahrscheinlich ist es der den Tempel umgebende Wall gewesen; von dem Tempel selbst ist jedoch keine Spur mehr zu gewahren (Fig. 1). —

(Jahrb. 1883, S. 3.) Vom Godhóll und einer daselbst vorgenommenen flüchtigen Untersuchung ist schon früher (Verhandl. 1894, S. 43) die Rede gewesen. Sigurdur Vigfússon hat in diesem Hügel eine Nachgrabung angestellt. Auf dem östlichen Theile desselben ist eine runde, ebene Fläche, deren Rand etwas erhöht ist und nach allen Seiten abfällt, jedoch keine Steinaufschichtung enthält. Innerhalb des Randes ist der ganze Boden — im Gegensatz zu der Umgebung — unter

der Rasenschicht mit grossen und kleinen Steinen bedeckt. so dass es den Anschein hat, als wäre die kreisförmige Steinwand eingerissen und die Steine nach innen geworfen worden. Beim Graben fand man inmitten des Raumes unter einem grossen Steine einen 4 Fuss im Quadrat messenden Fleck rother Asche, dabei schwarze Holzkohlenasche und in der Nähe drei sehr verrottete Pferdezähne und einen Wirtel aus rothem Stein. Auch zwei kleine Knochen, die sehr verfault, doch nicht verbrannt waren, lagen unweit der Asche, und in der Rasenschicht über dem Boden viele jener flachen Thonstücke, die eisenhaltig zu sein scheinen, wie sie schon Sveinbjörn Magnússon hier fand. Sie sind von verschiedener Grösse und lagen hier und dort zerstreut. — Sigurdur Vigfússon ist der Meinung, es habe hier eines jener kreisrunden Opferhäuser gestanden, wofür nicht nur der Name Godhóll, sondern auch das Vorhandensein von Asche und Pferdezähnen spreche. In den Sagas wird dieser Hügel zwar nirgends erwähnt. Er glaubt nicht, dass das Gebäude durch Feuer zerstört ist, weil sich dann mehr Asche finden müsste. —

Auf der nordwestlichen Halbinsel Island's durchforschte Sigurdur Vigfússon die Gegend, in welcher die Gísla Súrssonarsaga (950—980) spielt, und fand auf dem ehemaligen Gehöfte Sæból am Dýrafjördur eine ganz eigenthümliche Ruine (Jahrb. 1883, S. 17), die er für eine Tempelruine erklärt (Fig. 2). Sie besteht aus einem sehr regelmässigen quadratischen Steinwall, der auf jeder Seite 45 Fuss lang ist, und aus einer innerhalb desselben befindlichen kleinen Ruine, die ebenfalls sehr regelmässig und beinah' quadratisch ist, denn sie misst $21\frac{1}{2}$ Fuss in der einen Richtung und 21 in der anderen. Diese innere Ruine hat eine Thür[1]) mitten in der einen Längswand; die der Thür gegenüber liegende Wand ist 6 Fuss dick, bei weitem dicker, als sämmtliche übrigen Wände. Die dicke Wand ist augenscheinlich die Bank oder Erhöhung, auf welcher die Götter gestanden haben, das Gebäude ist also dasselbe, was bei anderen Tempeln der Nebenraum ist, nehmlich das Allerheiligste, nur mit dem Unterschiede, dass es von einem Wall umschlossen und vom Hauptraum, in welchem die Gelage gehalten wurden, getrennt ist. Letzterem Zwecke diente wahrscheinlich das grössere der beiden Gebäude des Gehöftes, deren durch spätere Bauten sehr unkenntlich gewordene Ueberreste sich dicht dabei befinden: es ist eine Ruine von beträchtlicher Länge: ihre östliche Seitenwand (in der Zeichnung links) ist von der westlichen Seite der quadratischen Ruine nur 11 Fuss entfernt und die Thür des inneren Bauwerkes ihr zugewendet. Auffallend ist, dass sich in dem äusseren Wall keine Thür findet; entweder ist sie durch Einsturz verschwunden oder es hat vom Opferhause ein unterirdischer Gang nach dem Festsaal geführt: in der That fand Sigurdur, als er an der betreffenden Stelle nachgrub, das Erdreich hier bedeutend lockerer als zu beiden Seiten, doch keine Spur von einer Mauerung, weshalb dieser Punkt unentschieden ist. — Dass zu Sæból ein Tempel oder Götterhaus (godahús) gestanden habe, wird in der Saga zwar nirgend mit klaren Worten gesagt, aber durch viele Stellen deutlich be-

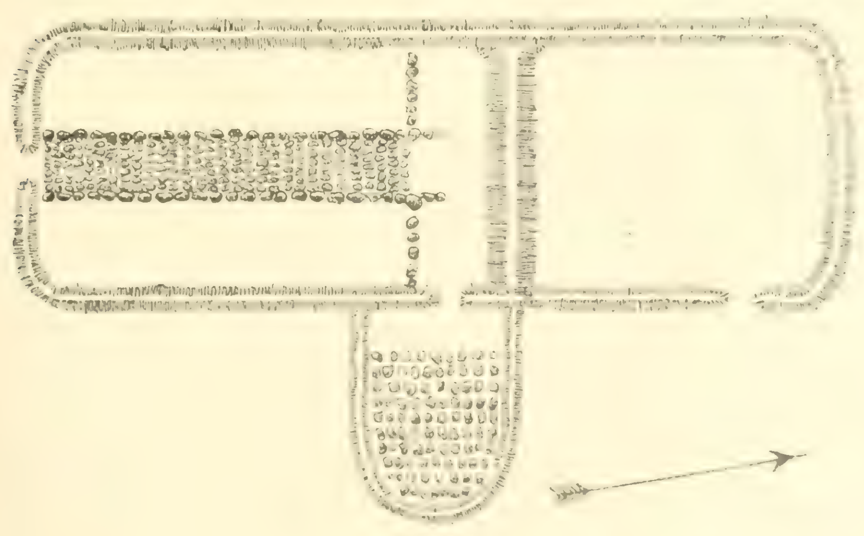


Figur 2.

1) Diese Thür ist auf der Abbildung nicht zu sehen.

wiesen. Von Thorgrímur, der hier gewohnt hat, heisst es nehmlich wiederholt, er habe ein Godenthum (godord) gehabt; ein solches konnte aber nach heidnischer Sitte niemand haben, der nicht einem Tempel vorstand. Ferner wird gesagt: „Thorgrimur wollte ein Herbstfest halten in den „Winternächten“ (im October) „und den Winter empfangen und dem Freyr opfern“, der nehmlich sein Busenfreund war; auch glaubten die Leute, Thorgrímur sei nach seinem Tode „dem Freyr so theuer wegen der Opfer, dass dieser nicht wollen werde, dass es zwischen ihnen friere“. Opfern konnte man aber nicht ohne Opferhaus oder Tempel.

(Jahrb. 1884/85, S. 97.) Im District Borgarfjördur, im südwestlichen Island, liegt im südlichen Reykjadalur das Gehöft Lundur, zugleich Hauptkirche und Gerichtsstätte. Dicht dabei im Grasfelde erhebt sich ein hoher, steiler Abhang, der oben in ein Plateau übergeht. Auf einer der höchsten Stellen, gerade über dem Gehöft, befindet sich eine grosse Ruine mit sehr eingesunkenen, rasenbewachsenen Wänden, die seit Menschengedenken hoftótt genannt wird. Sigurdur Vigfússon hat sie ausgegraben und gründlich untersucht. Die Ruine hat die Richtung von Südsüdwest nach Nordnordost. Ihre Länge einschliesslich der Wände beträgt mindestens 72 Fuss, die Breite liess sich schwer bestimmen, hat aber keinenfalls weniger als 25—26 Fuss gemessen. Eine sehr dicke, thürlose Querwand theilt das Ganze in Haupt- und Nebenraum, wie bei den schon früher geschilderten Tempel-Ruinen. An die östliche Längswand des Hauptraumes und mit diesem durch eine Thür verbunden, schliesst sich ein am Ende halbkreisförmig gestalteter Ausbau an; eine zweite Thür besitzt der Hauptraum in der südlichen, dem Gehöft zugewendeten Giebelwand, die Thür des Nebenraumes befindet sich auf der Ostseite nahe der nördlichen Giebelwand. — Als man beim Graben bis auf den ehemaligen Fussboden gelangte, zeigte es sich, dass der Hauptraum der Mitte entlang eine 5½ Fuss breite Steinpflasterung hat, welche auf jeder Seite mit einer Reihe grösserer emporstehender Steine eingefasst ist. Diese beiden Stein-



Figur 3.

reihen sind über das hintere Ende der Pflasterung hinaus verlängert, zwei andere Steinreihen schliessen da, wo die Pflasterung aufhört, den Raum in der Quere ab. Der Verfasser hat versucht, auf der Abbildung (Fig. 3) das Grössenverhältniss

zwischen den Steinen der Pflasterung und denen der Steinreihen richtig darzustellen. Auch im Ausbau war der Fussboden zum Theil gepflastert, im Nebenraum fand sich dagegen keine Pflasterung: der ganze Fussboden liegt hier höher, wogegen er sich im Hauptraum nach vorn zu etwas neigt. — Eine ähnliche Steinpflasterung, wie die im Hauptraume, hat der Verfasser noch in keiner der von ihm untersuchten Tempel-Ruinen gefunden: er glaubt darin den alten Heerd zu erkennen, auf welchem die „Langfeuer" (langeldar) der Mitte des Fussbodens entlang angezündet wurden, und dass die erhöhte Einfassung die Ausbreitung des Feuers habe verhindern sollen. Die Langfeuer mussten in Tempeln und Festsälen brennen, woher letztere auch den Namen eldhús[1] führten. Die Heimskringla sagt von dem Tempel zu Hladir in Norwegen: „Feuer sollten mitten auf dem Fussboden im Tempel sein und Kessel darüber: man sollte den vollen Becher (full) über das Feuer reichen." Von dem Saal zu Haukagil im Vatnsdalur (Island) heisst es in den Biskupasögur: „Dort waren grosse Feuer gemacht, den ganzen Saal (skáli) entlang, weil es zu jener Zeit üblich war, das Bier am Feuer zu trinken." Die Alten glaubten an die heiligende und reinigende Kraft des Feuers, darum reichten sie das Bier über das Feuer. — Dass der Heerd niedrig war, geht aus verschiedenen Sagastellen hervor, z. B. aus der Víga-Styrs saga, wo Styrr, nachdem Gestur ihm einen Streich versetzt hat, todt auf das Feuer „niederfällt", sowie aus der vorhin erwähnten Stelle von dem Saale zu Haukagil, wo die Berserker durch das Feuer schreiten wollen, dabei mit den Füssen gegen die Scheite stossen und dadurch vornüber stürzen und verbrennen. Zuweilen mag der Heerd in mehreren — etwa 3 — Theilen gewesen sein mit Gängen dazwischen; dass er aber häufig in einer Bahn zusammenhing, ersieht man u. A. aus der Geschichte von Hrólfur kraki in der Snorra-Edda: Hrólfur reitet mit 12 Berserkern nach Uppsala; in der „Herberge" werden grosse Feuer für sie angezündet und man giebt ihnen Bier zu trinken. Da kamen die Mannen des Königs Adils herein und trugen Holz auf das Feuer und machten es so gross, dass Hrólfur und den Seinen die Kleider verbrannten, und sprachen: „ist es wahr, dass Hrólfur kraki und seine Berserker weder Feuer noch Eisen scheuen?" Da sprang Hrólfur kraki auf und die Seinen alle. Da sprach er: „lasst uns noch mehren die Feuer in Adils' Häusern," nahm seinen Schild und warf ihn auf's Feuer und sprang über das Feuer, während der Schild brannte, und sprach wieder: „der scheut nicht Feuer, der darüber springt." So that einer nach dem anderen seiner Leute, und sie nahmen die, welche das Feuer vergrössert hatten, und warfen sie in's Feuer. — Der Verfasser nimmt an, Hrólfur habe auf keinem anderen Wege hinaus gekonnt, als über das Feuer hinweg; wäre aber ein Gang zwischen den Feuern gewesen, so hätte er nicht seinen Schild darauf werfen und hinüber zu springen brauchen. — Das Gehöft Lundur wird zuerst in der Hardarsaga bei einem Ereigniss erwähnt, welches etwa in das Jahr 946 fällt: der Tempel stammt wahrscheinlich von Kollur Kjallaksson, der in jenem Jahre seinen Wohnsitz daselbst aufschlug und der in der Saga „Häuptling" (höfdingi) genannt wird. —

An der Südküste der nordwestlichen Halbinsel, auf schönem, grasbewachsenem Flachlande, liegt Hvammur. Das alte Gehöft lag am Fusse der Hügel, die sich landeinwärts ziehen, wurde aber in neuerer Zeit näher an die See verlegt, weil ein Bergsturz es verheerte. Etwa 2—300 Faden landeinwärts von dem alten Gehöft ist eine alterthümliche, sehr eingesunkene Ruine, die noch heute hoftótt genannt wird. Sigurdur Vigfússon hat sie untersucht und im Jahrbuch 1893, S. 7

1) jetzt nur noch die Benennung für die Küche.

beschrieben. Sie ist kreisrund mit einer Thür nach Südwesten, der See zugewendet. Ihr Durchmesser beträgt 29—30 Fuss. Wegen des Bergsturzes, der sie zum Theil verschüttet hatte, war sie schwer zu untersuchen, doch wurden in ihr 3 Gruben bis auf das Steingeroll gegraben, wobei man schwarze Kohlenasche und rothe oder braune Asche fand. Die Wände schienen nach innen ganz aus Steinen aufgeführt zu sein, während sich in der Aussenseite weniger Steine fanden. Der Bau ist nach der Ansicht des Verfassers jedenfalls eine Art Tempel, wahrscheinlich ein hörgur gewesen (s. Verhandl. 1893, S. 604). —

Eine sehr grosse Tempel-Ruine im östlichen Island beschreibt derselbe Verfasser im Jahrbuch für 1893, S. 49: „Zwischen zwei kleinen Nebenflüsschen des grossen Stromes Jökulsá á brú[1]) liegt der sogenannte Hofteigur[2] mit einem gleichnamigen Gehöft. Auf dem schönsten Striche dieses Hofteigur, einem grünen Wiesenlande, im Hintergrunde von grasbewachsenen Berghängen abgeschlossen, liegt die Ruine, die noch heute den Namen hoftótt führt. Sie ist so eingesunken, dass ihre Wände nur noch gewölbte, beraste Rücken bilden, doch ist die ganze Form deutlich zu sehen. Die Breite beträgt etwa 34 Fuss, die Gesammtlänge 135 Fuss, wovon 103 auf den Hauptraum kommen, der also ein mächtiger Saal gewesen ist. Die Ruine ist von Osten nach Westen gerichtet. Der Nebenraum liegt am östlichen Ende. Die Zwischenwand ist so dick, wie der Verfasser noch keine gefunden hat; ihre jetzige Breite beträgt nehmlich 16 Fuss, eine Thür ist nie darin gewesen. Jeder der beiden Räume scheint eine Thür in der Südwand in der Nähe der betreffenden Giebelwand gehabt zu haben. In sämmtlichen Wänden fanden sich ziemlich viele Steine; das Erdreich ist hart und die Wände daher so fest geworden, dass sie wohl noch viele Jahrhunderte lang zu sehen sein werden. Gegenwärtig sind sie 2—3 Fuss hoch. — Etwa 100 Faden von der Tempel-Ruine entfernt, kommt ein kleiner Bach aus dem Bergabhang und fliesst in Krümmungen in die Jökulsá; er bildet nirgend einen Tümpel; sein Name ist Blotkelda (= Opfersumpf); s. Altisl. Tempel und Opfergebräuche.

Eine Ausgrabung wurde nicht vorgenommen, theils wegen der bedeutenden Grösse der Ruine, theils weil sie nicht dringend nöthig erschien, da hier alle Eigenthümlichkeiten und Merkmale, die bei anderen Tempel-Ruinen vorkommen, sich wiederholen. Ausserdem spricht bereits die Landnáma von dem Landstrich und dem Tempel und es stimmt Alles genau überein. „Wir sehen also hier“, sagt der Verfasser, „ein unanfechtbares Kennzeichen, einen schweigenden Zeugen jenes gewaltig langen und grossen Gebäudes der Vorzeit, das wie ein Haus gebaut und durch eine Zwischenwand getheilt war; auch habe ich auf dieser Reise viele solcher alten Gebäude im Ostviertel gefunden. Alles dieses zeigt, wie einfach und grossartig die Einrichtung der Häuser in alter Zeit gewesen ist, denn ein schweigender Zeuge lügt am wenigsten.“ —

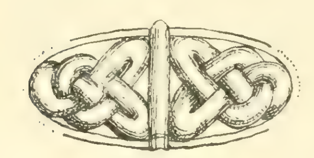
Noch ein Paar andere Tempel-Ruinen sind in dieser Gegend vorhanden. Die eine, auf Hrafnabjörg (Rabenklippen), die man noch immer „hof“ nennt, ist quadratisch, jede Seite misst etwa 8 Faden. Die Wände sind sehr dick, eine Querwand scheint innen gewesen zu sein. 7—8 Faden von der Tempel-Ruine ist ein starker Wall, blóthringur (Opferring) genannt, nicht ganz kreisrund, denn die dem Tempel zugekehrte Seite ist ziemlich gerade; seine Durchmesser sind 20 und 16 Faden. Beide Baulichkeiten sind sehr alterthümlich und führen seit Menschen-

1 Brú heisst Brücke; über den Fluss führte schon in alter Zeit eine Brücke, in Island eine Seltenheit.

2 Teigur = ein Stück Land; Hofteigur also Tempelland.

gedenken die hier mitgetheilten Namen. — Die zweite Tempel-Ruine ist bei dem jetzigen Pfarrhofe Hof í Vopnafirdi am linken Ufer der Hofsá (Tempelfluss) gelegen, die sich in den Meerbusen Vopnafjördur ergiesst. Hier stand ein grosser, aus der Vopnfirdingasaga (970—990) bekannter Tempel. Die Ruine liegt am Abhange entlang von Südwest nach Nordost, ihre Länge ist 119—120, ihre Breite 34 Fuss. Der Nebenraum, 40 Fuss lang, befindet sich am nordöstlichen Ende, seine Thür ist in der Seitenwand beim Giebel, die des Hauptraumes muss gleichfalls in der (östlichen) Längswand nahe dem anderen Giebel gewesen sein, ist aber wegen einiger später eingefügter Baulichkeiten nicht mehr zu sehen. Unweit der nordwestlichen Ecke des Nebenraumes ist ein Brunnen gewesen, in dem noch jetzt Wasser ist; er muss tief gewesen sein, da er in hartem Boden oben am Hügel und keine Quelle in der Nähe ist. Beim Nachgraben zeigte es sich, dass er innen ausgemauert war. Wahrscheinlich hat dieser Brunnen als blótkelda gedient. —

Endlich sollen hier noch einige alte Gräber erwähnt werden. Bei Fagridalur am Breidifjördur (West-Island) hat nach der Landnáma, sowie der Gullthoris saga (um 930) ein Kampf stattgefunden, bei dem nach letzterer 17 Mann gefallen sind; von ihren hier errichteten Grabhügeln waren nur noch 4 zu sehen. Sigurdur Vigfússon grub einen dieser Hügel auf: er war 24 Fuss lang und rings von Steinen aufgeführt, es fand sich darin schwarze, fettige Erde, daneben grüne und rostbraune, auch Knochenerde mit weissen Bröckeln. Es war zu erkennen, dass der Todte von Süden nach Norden — die Füsse nördlich — gelegen hatte. Der einzige im Grabe aufgefundene Gegenstand ist eine Spange aus Knochen (Fig. 4); sie war auf Leder genagelt, gut gearbeitet und noch unversehrt. Der Verfasser verzichtete auf das Nachgraben in den übrigen Grabhügeln, da augenscheinlich schon früher darin gegraben worden war, denn sie hatten alle oben eine Vertiefung, auch hätten sich sonst mehr Dinge in diesem einen finden müssen, wo die Spange sich so gut gehalten hatte.



Figur 4. $^1/_1$

In der Laxdælasaga ist von dem Tode des Thórdur goddi berichtet und dass er in einem Hügel auf der Landspitze Drafnarnes im Flusse Laxá begraben wurde; „es ist ein Wall dabei, der Haugsgardur (Hügelwall) heisst.“ Niemand wusste von diesem Hügel, Sigurdur Vigfússon aber suchte und fand ihn nach der Schilderung der Saga unweit Goddastadir im Laxárdalur (West-Island). Von einer Ausgrabung musste er abstehen, weil die Erde gefroren war und er mehr zu verderben, als zu gewinnen fürchtete, doch ist der Hügel deshalb interessant, weil er der erste von einem Wall umgebene Grabhügel ist, der in Island gefunden wurde. Der Wall ist kreisrund, ohne Lücke, stellenweise noch 2 Fuss hoch und umschliesst einen Raum von 50 Fuss Durchmesser; mitten darin ist der Hügel, der gewiss auch kreisrund gewesen ist, aber nun durch die Einwirkung des Windes eine längliche Gestalt erhalten hat; seine Länge beträgt $17^1/_2$, seine Breite 9—10 und die Höhe $3—3^1/_2$ Fuss (Fig. 5).



Figur 5.

Es ist merkwürdig, wie gut dieser Wall, der aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts stammt, sich gehalten hat, obwohl keine Steine, sondern nur Rasenstücke dabei verwendet worden sind. —

Im östlichen Island befindet sich der Schauplatz der Saga von Hrafnkell Freysgodi (um 950), diesem glühenden Verehrer des Gottes Freyr. Das Thal, das er bewohnte, heisst Hrafnkelsdalur und ist ein Ausläufer des Thales der Jökulsá. Sigurdur Vigfússon hat die ganze Gegend an der Hand der Saga durchforscht und alle Oertlichkeiten in Uebereinstimmung mit ihr gefunden. Von dem Opferhause sind noch die Ueberreste, wiewohl undeutlich, zu sehen und auch den Grabhügel des Hrafnkell fand er und grub ihn auf. Er war sehr flach und eingesunken. Unterhalb der weichen Erdschicht war eine feste Thonschicht, darunter allerlei Hölzer, Birke, Weide u. a., die aussen schwarz gebrannt waren; unter diesen lagen die menschlichen Gebeine. Ob die Sitte, die Leichen mit angekohltem Holz zu bedecken, mit dem religiösen Aberglauben zusammenhing, oder ob dadurch der Verwesung gewehrt werden sollte, will der Verfasser nicht entscheiden, doch weiss er Beispiele, dass man in alten Kirchhofsgräbern der nehmlichen Eigenthümlichkeit begegnet ist, wo jedenfalls der letztere Zweck beabsichtigt war. Was die Thonschicht betrifft, so erinnert sie ganz an den Fundort des Vikinger-Schiffes von Gokstad in Norwegen, welches auch in eine feste Thonschicht gebettet war, die es vor dem Verfaulen geschützt hat. — In dem Grabe fanden sich 2 Leichen: die eine mit dem Kopfe südlich, den Füssen nördlich, Schädel, Kinnlade, Zähne, Röhr- und Hüftknochen, auch viele kleinere Knochen, ziemlich weiss, und von feinen, schwarzen Fasern, vielleicht einem Gewebe, umgeben. Von der zweiten Leiche waren nicht so viele Knochen vorhanden, auch lagen sie etwas anders; der Schädel war bedeutend, die Umgebung der Augen gross, die Nase mit sattelförmigem Rücken und vorn aufgestülpt, wie es schien. Sonst fand sich, ausser grüner und rostiger Erde, nichts in dem Grabe. Ob die zuerst erwähnten Gebeine einem Manne oder einer Frau angehörten, weiss der Verfasser nicht; es könnte entweder die Frau oder der Sohn des Hrafnkell zu ihm in den Hügel gelegt sein. Die Saga erwähnt davon nichts, sagt aber: „Bei ihm in den Hügel wurden viel Schätze gelegt, seine ganze Rüstung (herklædi) und sein Speer, der gute.“ Diese Dinge sind jedenfalls später aus dem Hügel herausgenommen worden, was bekanntlich, wenigstens im Auslande, eine alte, weitverbreitete Sitte war. Von den Schätzen im Hügel muss jeder gewusst haben, und was die Rüstung betrifft, so ist sie in jener Zeit nicht gross gewesen, auch kann die rostige Erde sehr gut von einem Theile derselben herrühren. Sein Speer, welcher „der gute“ genannt wird, war jedenfalls eine seltene Waffe und ein berühmtes Kleinod, und in heidnischer Zeit trachteten die Leute sehr nach Waffen, die in Gräbern gewesen waren; von Olafur pá heisst es: „er hatte einen Hakenspiess in der Hand, einem Hügel entnommen (haugtekið)“, als er nach Island kam, und dieses ist rühmend gesagt. An anderer Stelle werden solche aus Gräbern genommene Waffen, Schwert, Speer und Messer, „forkunnargóð“ (ganz besonders gut) genannt. —

(20) Hr. Stud. Ludwig Cohn in Königsberg übersckickt unter dem 8. März, angeregt durch ein Referat unserer Zeitschrift, eine deutsche Bearbeitung des russischen Textes des Hrn. W. Radloff (Material zur Archäologie Russland's, herausgegeben von der Kaiserl. Archäolog. Commission, Bd. I, Liefg. I und II, 1888—91), betreffend die 3 ersten Tafeln der

sibirischen Alterthümer.

Den Anlass zu der vorliegenden Publication W. Radloff's gab ein von ihm zusammengestellter Atlas über sibirische Alterthümer, zu welchem er das Material während seiner im Auftrage der archäologischen Commission unternommenen Reisen

und Ausgrabungen in der Abakan'schen Steppe, dem Altai-Gebirge, der Barabin'schen und Kirgisen-Steppe in den Jahren 1862, 1863, 1865 und 1866 sammelte. Als aber der Berg-Ingenieur J. Lopatin, von dem beabsichtigten Unternehmen erfahrend, seine ungemein umfangreichen Sammlungen aus dem Gebiete des oberen und mittleren Jenissei der Commission zur Verfügung stellte, beschloss die letztere, von dem ursprünglichen Plane abzuweichen, und die reichen Sammlungen Lopatin's der neuen Ausgabe zu Grunde zu legen.

Für's Erste stellte ihr Hr. Lopatin die Abtheilung seiner Sammlung zur Verfügung, welche die kupfernen Messer (im Ganzen über 350 Nummern) enthält; mit diesen befasst sich die erste Lieferung; die zweite umfasst die kupfernen Dolche.

Nach Abschluss des ganzen Werkes wird die Beschreibung der Alterthümer des östlichen und westlichen Sibirien's, sowie des Amur-Gebietes vorliegen.

„Der jetzt publicirte Theil der Sammlung sibirischer Alterthümer umfasst die kupfernen Culturreste aus dem Gebiete des mittleren und oberen Jenissei. (Die Hauptfundstätte dieser Alterthümer ist auf der der ersten Lieferung beigefügten provisorischen Karte von D. N. Klemens dargestellt.) Dieses erstreckt sich im Norden bis zur Stadt Krasnojarsk, südlich bis zum Sajanischen Gebirge, während es im Westen bis zu den Quellen des Jus, im Osten bis zur Kan'schen Taigá reicht; das Gebiet bildet nach den geographischen Verhältnissen ein abgeschlossenes Ganze. Dieses geräumige und fruchtbare Land ist im Süden, Osten und Westen von den benachbarten Culturländern durch bedeutende, den Verkehr mit den Nachbarn erschwerende Gebirgszüge getrennt, während es im Norden meist an Waldland und Sümpfe grenzt, oder an solche Landstriche, die wegen der ungünstigen klimatischen Verhältnisse keine Möglichkeit zur höheren culturellen Entwickelung ihrer Bewohner bieten; so waren also die oben genannten Gegenden von Wüsten oder wenigstens von sehr schwach bevölkerten Länderstrecken umgeben. Eine derartige geographische Lage des Landes bot seinen Bewohnern die Möglichkeit, eine selbständige Cultur zu entwickeln, und die Alterthümer, welche uns von ihnen hinterlassen wurden, weisen auf solche Selbständigkeit der Entwickelung hin. Der Keim der Cultur, der vielleicht von Süden hierher gelangte, fand einen zu weiterem Wachsthum günstigen Boden, fasste feste Wurzeln und wuchs, Dank den regionalen Verhältnissen, so lange fort, bis die Einfälle der in's Land hereingebrochenen Nachbarn die nationale Cultur zerstörten. Eine solche Lage der alten Bewohner des Jenissei-Gebietes erleichtert bedeutend die Erforschung ihrer Verhältnisse, da alle dort erhaltenen Ueberreste, sowohl Gräber, als auch kupferne Alterthümer, einen gemeinsamen Charakter aufweisen und für die Spuren eines und desselben Volkes gelten können. Hier sehen wir nicht die Schichtung von Völkerschaften, die nach einander Grabstätten verschiedenen Charakters und Alterthümer von ungleichem Typus zurückgelassen haben, wie wir dies in der mongolischen Steppe, im südlichen Altai, im Tarbagatai und den westlichen Steppen sehen. Ich will hier auf die Einzelheiten dieser Frage nicht eingehen, indem ich nur auf die Verhältnisse hinweisen wollte, die mich veranlassten, die Sammlung mit den Kupferfunden aus dem Gebiete des Jenissei zu beginnen. Nach Herausgabe des mir zur Verfügung stehenden Materials, das sich auf das genannte Culturcentrum Sibirien's bezieht, hoffe ich in den „Beilagen“ meine Ansichten über diesen Punkt ausführlich darzustellen.

„Die Untersuchung dieser, meiner Ansicht nach selbständigen sibirischen Cultur muss derjenigen der übrigen Abtheilungen sibirischer Alterthümer vorausgehen. Der Vergleich der Alterthümer des übrigen Sibirien's mit den Culturresten vom Jenissei wird es uns späterhin ermöglichen, über den Einfluss der Cultur der

südlichen und westlichen Nachbarn: der Chinesen, der iranischen Völker und der finnischen Stämme im Ural ein Urtheil zu fällen."

Der vorliegende Theil der Sammlung Sibirischer Alterthümer umfasst in 2 Lieferungen die kupfernen Messer auf VI Tafeln mit Erklärungen und die kupfernen Dolche auf VIII Tafeln mit dem zugehörigen Texte. Die in den folgenden Ausführungen eingeklammerten römischen Zahlen geben die Nummer der Tafel, die arabischen die der Abbildung an.

Wenden wir uns vorerst den Messern zu (Taf. I—VI).

Wir finden hier alle Uebergangsstadien, von dem einfachsten, primitivsten Instrumente bis zum höchst zweckmässigen Messer, dem man auch einen bedeutenden Grad von Eleganz nicht absprechen kann; der praktischen Entwickelung der Form entsprechend, sehen wir auch geschmackvollere Gestaltung und entsprechenden Schmuck sich geltend machen. Was das Material anbelangt, so ist es bald Kupfer, bald Bronze, welch' letztere oft einen hohen Grad der Kunstfertigkeit beim Herstellen der Mischung durch die schöne Farbe, den goldigen Glanz verräth[1]. Meist sieht man bei den der Form nach inferioren Stücken auch das Material unansehnlicher oder ganz durch Kupfer verdrängt; doch findet man auch Abweichungen nach beiden Seiten hin.

Die Bronze ist meist, da die Fundstücke dem Erdboden entstammen, mit herrlicher Patina bedeckt, wenn sie nicht einen weissen Metallüberzug aufweist, der sich, nach der chemischen Analyse, als Zinn erwies. Das betreffende Volk wollte, so scheint es, durch diesen Bezug die Bronze vor dem Roste bewahren, was sich auch so gut bewährte, dass nur an Stellen, wo die deckende Metallschicht gewaltsam entfernt worden war, sich an den betreffenden Messern Patina bildete.

Die Messer wurden fast ausschliesslich an Schnüren oder Riemen getragen, die durch Oeffnungen und Oehsen gezogen, oder um Einkerbungen befestigt wurden; wenige Fälle weisen auf den Gebrauch einer Scheide hin. Das Ganze ist immer in einem Stücke gegossen, und nur ein einziges Exemplar (I, 12) war an besonderem Griffe befestigt, worauf ich im speciellen Theil zurückkomme. Das Einfügen der Klingen in einen Griff, das eine grössere Widerstandsfähigkeit des oberen Randes voraussetzen würde, sehen wir erst in der Eisenzeit auftreten, wo das härtere Material dies gestattete. Kupfer und auch Bronze sind immerhin noch weiche Metalle, und dem entsprechend musste die Form der Messer massiger sein, so dass wir schlanke, dünnere Griffe umsonst suchen. Aus demselben Grunde wurden die Schneiden auch meist nicht geschliffen, sondern durch Hammerschläge geschärft, wodurch die erzeugte scharfe Kante grössere Widerstandsfähigkeit erlangte. Die Oberfläche, sowie die inneren Ränder der Oeffnungen und Verzierungen sind in verschiedenem Maasse geglättet; manche Stücke (und meist die auch sonst am sorgfältigsten hergestellten) weisen eine Politur auf, die nichts zu wünschen übrig lässt.

Die Fundstätten der Alterthümer sind sehr verschieden: vieles wurde durch den Pflug zu Tage gefördert, anderes fand sich beim Graben in wechselnder, oft sehr unbedeutender Tiefe. Flussufer und Grabhügel lieferten den Rest des gesammelten Materials, bis auf die Stücke, welche bei den Einwohnern des Landes zusammengekauft wurden.

1) Bei der Beschreibung der einzelnen Stücke bezeichne ich mit: Kpf. = Kupfer, glb. Br. = gelbe Bronze, rot. Br. = rothe Bronze, gld. Br. = goldige Bronze.

Radloff unterscheidet unter den Messern 4 Haupttypen, die, je nach ihrem Gebrauche, bedeutende Formunterschiede aufweisen: „1. das eigentliche Messer, das zum täglichen Gebrauche, zum Schneiden meist weicherer Dinge diente; 2. das grosse, zum Abstechen grösserer Thiere dienende; 3. das als Handwerkszeug zum Schneiden von Holz und dergl. verwendete; 4. das nur am Ende geschärfte, das gleich dem, unseren Buchbindern zum Schneiden der Pappe dienenden Verwendung fand, wohl zum Schneiden von Häuten, Birkenrinde u. dergl. mehr."

Schreiten wir jetzt zur Beschreibung der einzelnen Typen und zur Darstellung des Ueberganges des einen Typus in den anderen, so sehen wir auf Taf. I die einfachsten Formen der kupfernen Messer; mit Ausnahme eines einzigen (Fig. 23) weist keines eine Spur von ornamentalem Schmuck auf. Die primitivsten Formen sind in 1, 2, 3 dargestellt: dies sind einfache glatte Platten, die aber auch schon in dieser einfachen Form deutlich die Richtung, in der die weitere Entwickelung vor sich geht, erkennen lassen. Fig. **1** ist der Prototypus des krummen Messers, bei dem durch die Stelle der Biegung der Griff sich deutlich von der Klinge absetzt; **2** ist der Typus des geraden, **3** derjenige des krummen, durch die Biegung nicht in Griff und Klinge geschiedenen Messers. Ausserdem kann man noch die Messer, je nachdem die Ränder gerade oder geschwungen sind, in *a*) krumme ohne geschwungenen Rand (I, 4, 5, 10, 14, 15, 17, 18, 23, 24), *b*) krumme mit geschwungenem Rande (I, 1, 2, 8, 9, 11, 16, 21, 28, 30) und *c*) gerade (I, 3, 6, 7, 12, 13, 20, 22, 25, 27, 28, 31, 32, 33) eintheilen.

In **1** sehen wir das primitivste Messer: in eine dreieckige Bronzeplatte, deren breiterer Theil als Griff dient, ist nachträglich ein Loch zum Durchziehen eines Riemens durchgeschlagen; mittelst des Riemens wurde das Messer wohl am Gürtel befestigt. Während **2** (gld. Br.) noch denselben Typus der einfachen Platte zeigt, steht es doch schon höher durch den Schmuck, als welchen man die oberen Löcher und die beiden seitlichen der untersten Reihe ansprechen muss; zum Durchziehen des Riemens diente das grösste, mittelste der unteren Reihe. In **3** ist die Oeffnung nicht mehr secundär durchgebrochen, sondern schon beim Guss des Messers vorhergesehen (glb. Br.), ebenso wie bei den meisten der folgenden Nummern. **4** (gld. Br.), das stark abgenutzt ist, zeichnet sich durch den sorgfältig abgerundeten oberen Rand und die grosse Oeffnung aus. Während wir auf **5** (Kpf.) um die Oeffnung einen sorgfältig vertieften Vorhof sehen, ist **6** (Kpf.) von grober Arbeit und seine Oeffnung, dem gerade abgeschnittenen oberen Rande entsprechend, dreieckig, — ein Verhalten, das in der weiteren Entwickelung der Form des Messers zu hoher Bedeutung gelangt. **7** (glb. Br.) zeichnet sich nur durch den Absatz der Klinge vom Griff aus, während **8** (rtl. Br.), wo vorn Griff und Schneide in einer Geraden liegen, am Rücken vom Ansatzpunkt der Klinge an im Bogen zur Spitze hin ausläuft. Das Loch ist secundär durchgeschlagen. Für die weite Verbreitung dieser Form sprechen die zahlreichen Funde an verschiedenen Stellen: das Dorf Schunerskaja (Kreis Minussinsk), in den Kurganen beim Flusse Lekys; in der Ebene Abakan; beim Dorfe Kalskaja (Kr. Minussinsk); beim Dorfe Taskina (Kr. Krasnojarsk); beim Dorfe Beiskij (Kr. Minussinsk); beim Dorfe Isynschulsk (Kr. Atschinsk); beim Dorfe Lepeschkina (Kr. Minussinsk); beim Dorfe Sorokinskaja (ebend.); beim Ulus Kostin am Flusse Peschitza u. s. w.

9 (glb. Br.) ist, wenn auch sorgfältiger ausgeführt, so doch von gleichem Typus (Kr. Minussinsk), desgl. **10** (glb. Br.), das aber grob gearbeitet ist. Das Messer hat in Folge des langen Gebrauchs die Form verloren, im oberen Theil ist die Innenseite des Griffes abgeschliffen (Kr. Minussinsk).

11 (glb. Br.), gleicht 9, nur dass das Ende des Griffes anders gestaltet ist, indem die Oeffnung, augenscheinlich in Folge misslungenen Gusses, eiförmig ist. Wir sehen hierin die Anfänge der in I, 25, 26, 28 abgebildeten Messer, nur dass hier die Längsaxe der ovalen Oeffnung quer liegt (Kr. Krasnojarsk); ähnliche Messer fanden sich im Kreise Atschinsk, doch war die obere Begrenzung des Loches dicker und regelmässiger halbkreisförmig. **12** ist das oben erwähnte einzige Exemplar, das wohl mit einem besonderen Griff versehen war. Der untere Theil des Messers, an dem der Griff befestigt war, ist auf der einen Seite flach, sogar etwas concav, während die andere Seite verdickt und convex ist. Auf der letzteren sieht man deutlich 2 schraubenförmige Vertiefungen, in welchen die Schnüre lagen, mit denen der Griff an die untere flache Seite der Klinge gebunden wurde (am Ufer des Jenissei, 27 Werst von Krasnojarsk).

13 (rtl. Br.), ähnelt 8, ist durch den Gebrauch um die Hälfte der Schneide verkürzt. Das grössere, am Rande liegende Loch diente zum Durchziehen des Riemens, das hintere zum Schmuck (Kr. Minussinsk).

14 (Kpf.) recht fein bearbeitet, die beiden Löcher sind schon beim Guss vorgesehen und gut geglättet. Das Ende des Griffes ist fast herzförmig mit scharfen Rändern (Kr. Minussinsk). **15** (glb. Br.) ähnelt 13, nur dass das eine Loch am Rande halb offen liegt. Dies ist kein Fehler beim Guss, da im Atlas Messerschmidt's ein gleiches Messer abgebildet ist und Radloff selbst ein drittes in einem Kurgan am Flusse Issa fand (Kr. Minussinsk). **16** (Kpf.) grosses, gerades Messer mit 2 unregelmässigen Oeffnungen (desgl.). **17** (Kpf.) grob gearbeitetes, stark abgenutztes Messer mit Gussfehler am Griff; der Riemen lag in den seitlichen Einkerbungen (desgl.). **18** (rtl. Br.), ebenso wie 17 geformt, besser gearbeitet (desgl., Dorf Nowoselowskoe und Schuschenskoe). **19** (glb. Br.) gut gearbeitet; eine seitliche Spalte führt bis zur mittleren länglichen Oeffnung; das einzige Exemplar mit solcher Oeffnung (Kr. Minussinsk). **20** (Kpf.) klein, stark, wohl ungebraucht, weil überall ganz stumpf; die ∆ Oeffnung weist auf Verwandtschaft mit 6 und den Messern mit regelrechter dreieckiger Oeffnung hin (Kr. Atschinsk). **21** (Kpf.), obgleich als gerades Messer 8 verwandt, zeigt schon der Rücken den Anfang einer Curve, die später die elegantesten Formen charakterisirt: der Rücken der Klinge biegt, nachdem er im Bogen zur Spitze hinzog, nochmals um. Das Loch im Griff ist von einem erhöhten Rande umgeben (desgl.).

22 (gld. Br.), ein neuer Typus: die Ränder des Griffes sind abgerundet, der Anfang der Klinge um 1/3 breiter als der Griff, dessen Ende etwas dicker ist, als die Klinge. Der Ring besteht aus 2 Hälften, wohl in Folge misslungenen Gusses (ein ähnlicher Fall übrigens II, 11) [Kr. Minussinsk].

23 (glb. Br.), der Form nach gleich 4 und 10. Der Griff undeutlich abgesetzt, am Ende abgerundet mit ungereinigter Oeffnung. Auf der einen Seite unterhalb des Loches eine Vertiefung — als Schmuck. Die Klinge ist etwas nach vorn gebogen (Kr. Atschinsk). Ebenfalls im Kreise Minussinsk und am Flusse Issa. **24** (glb. Br.), auf der einen Seite flach, auf der anderen etwas convex. Der Rücken ist dick, die Spitze stärker gebogen, als in 23. Der untere Rand des Loches ist abgerundet und dem Rande des Griffes fast parallel (Kr. Minussinsk). **25** (Kpf.), ein Griff eines Messers desselben Typus, nur mit breiterem Loch (Krasnojarsk). Ebensolche Messer: 25—30 Werst von Krasnojarsk, und im Kreise Minussinsk, Dorf Perewosinskij und Irschinskij. Diese Form scheint also weit verbreitet gewesen zu sein. **26** (Kpf.) der Form nach ähnelt es 8, der Oeffnung nach den letzteren. Der Rand der Oeffnung abgerundet und geschliffen; fast neu (Kr. Minussinsk). Diese Form war, wie es scheint, überall in Gebrauch. Im Kreise

Minussinsk in en Bezirken Schuschenskij, Elewskij, Tesinskij, den Dörfern Irschinsk, Kamenka, Alatkina, Taskina, Batinskaja, Karaulnij, Isynschul, Schuschenskoe; im Kreise Krasnojarsk: Krasnojarsk, Dorf Barabanowa, Terechino. Beim Dorfe Schilo, Slobin (an der Beresowka), in der Ebene Abakan, Dorf Nowoselowskoe am Jenissei, im Kreise Atschinsk, am Flusse Jussa.

27 (Kpf.) Bruchstück eines Griffes. Das Loch ist dreieckig, der Aussenrand eckig, nicht abgerundet — ein Fortschritt gegen 1, 2, 3, 7, 20 (Kr. Minussinsk).

28 (rtl. Br.) klein, Spuren eines Zinnbezuges. Die Klinge abgenutzt (ebenda). **29** (gld. Br.) Bruchstück eines Griffes, unterscheidet sich von den vorhergehenden durch den dickeren und abgerundeten oberen Rand (ebend.). **30** (glb. Br.) gross und stark, ähnelt im Allgemeinen 24: eine Seite ist convex, die andere flach; der Untertheil des Griffes ist viel dicker, als die Klinge (Kr. Minussinsk, am Jenissei). **31** (Kpf.) klein, ähnelt 22; der Ring wohl in dem Zustande, wie er aus der Form kam. Eine Seite des Griffes glatt, die andere mit geradlinigem Ornament: an jedem Rande eine dünne Borte, zwischen denen eine Zickzacklinie verläuft; die Klinge ist abgenutzt (160 Werst von Krasnojarsk).

32 (glb. Br.) klein, ganz wie 31, der Ring nachträglich zerbrochen. Wohl ein Kindermesser (Abakan'sche Ebene, Kr. Minussinsk). **33** (hell-glb. Br.) schön gearbeitet, die Spitze ist abgebrochen. Das Ende des Griffes am Ringe ist etwas verdickt. Gefunden in den Kreisen Minussinsk und Atschinsk. Diese Form gehört augenscheinlich zu den verbreiteteren Arten der Kupfermesser.

Wir sehen also auf Tafel I:

1. ein einfaches Loch zum Durchziehen des Riemens entwickelt sich allmählich in 1, 3, 4, 5, 7, 8, 10, 21; die Oeffnung erweitert sich, nimmt besondere Form an in 3, 6, 11, 20, 22, 24, 25, 26, 27; das Ende des Griffes verbreitert sich an der einen Seite in 27, 28, 29; auf beiden Seiten in 23, 31, 32, 33;
2. anderer Schmuck:
   a) mehrere Löcher: 2, 14, 15, 16;
   b) concave oder convexe Verzierungen am Griff: 23, 31;
   c) abweichende Form am Ende des Griffes: 14, 17, 18, 23, 26, 28, 31, 32, 33;
3. abweichende Art der Befestigung des Messers: 12, 17, 18.

Tafel II.

1 (gld. Br.) grosses, gebogenes Messer, gut polirt. Eine Seite ist flach, die andere gewölbt, die Klinge mit dünner Zinnschicht bedeckt (Kr. Minussinsk). Dergleichen Messer waren weit verbreitet; in der Sammlung Lopatin's sind noch 5 solche Messer vorhanden, alle aus Kupfer (Kr. Minussinsk und Atschinsk). **2** (glb. Br.) ähnelt 1, aber beiderseits flach; der Ring ist grösser und schlechter bearbeitet. Der Griff hebt sich von der Klinge scharf ab, indem der Innenrand an der Grenze breiter und eingebogen ist (Kr. Minussinsk, Abakanscher Bezirk, am Jenissei). Aehnliche, aber gerade Messer sind mehrfach in Lopatin's Sammlung vertreten, desgleichen unter den Zeichnungen Messerschmidt's. **3** (glb. Br.), ganz wie 1, auch plan-gewölbt (Kr. Minussinsk). **4** (rtl. Br.), der Rand des Ringes ist scharf; das Messer mit breitem Rücken ist beiderseits glatt. Griff und Klinge undeutlicher gesondert, als in 2 (Kr. Krasnojarsk). **5** (glb. Br.) gerade, ein Mittelglied ist zwischen Griff und Ring eingeschoben. Einerseits flach, andererseits gewölbt; die Klinge ist stark abgenutzt (bei Krasnojarsk). Bei Lopatin sind noch mehrere gleiche vorhanden, aus dem Kreise Krasnojarsk; Radloff fand ein Messer

dieser Form am Jus. **6** (rtl. Br.) klein, sehr dick, wohl Kinder-Spielzeug und ungebraucht, da die Klinge ganz stumpf ist (16 Werst NW. von Krasnojarsk). **7** (Messing), der Ring ist um die Hälfte dicker, als der Griff, mit Zwischenring, wie in 5. Der Ring ist secundär zusammengedrückt (Kr. Minussinsk und Atschinsk). **8** (Kpf.), der Ring nähert sich der Form des Rechtecks, ist dünner, als der Griff und dicker, als das Verbindungsglied. Griff und Klinge ganz ungesondert. (In einem Grabe an der Issa, Abakan'sche Steppe). **9** (rtl. Br.) recht grobe Arbeit, dicker Rücken. Das ausgeschnittene Dreieck neben dem ursprünglich regelmässig ovalen Ringe dient nur zum Schmuck. Das Messer war ursprünglich ganz gerade, die Klinge ist nur durch den Gebrauch verändert (bei Krasnojarsk; ein kleineres im Kreise Minussinsk; ein drittes, gross wie 9, nahe bei Krasnojarsk). **10** (Kpf.) sehr klein, der Ring geht mit seinem unteren Rande in das abgerundete Verbindungsglied hinein; Griff und Klinge sind scharf abgegrenzt: ersterer ist dicker, etwas concav und an der Uebergangsstelle breiter. Auf der einen Seite ist eine halb verwischte Zeichnung zu sehen, die aus vertieften Dreiecken besteht, deren Spitzen zum äusseren Rande gewendet sind, während die Grundlinien eine Gerade, parallel dem Innenrande des Griffes, bilden (bei Krasnojarsk). Ein zweiter, gleicher Fund (ebendaselbst) zeigt eine Zeichnung aus 2 Reihen von Dreiecken, die ein Gitter bilden; das Zwischenglied fehlt. **11** Bruchstück des Griffes eines kleinen Messers. Die eine Seite trägt stark verwischte Verzierungen, wie in 10. Der Ring besteht aus 2 Halbkreisen: die eine Seite des Griffes ist geschärft (bei Krasnojarsk). **12** (rtl. Br.) kleines Messer mit abgebrochener Spitze; am Innenrande des Griffes eine Verzierung aus Vertiefungen und einer Reihe von kleinen Strichen, die eine gesägte Oberfläche bilden (bei Krasnojarsk). **13** (glb. Br.) schön gearbeitet, von den oben angeführten Messern mit Ring ganz abweichend; eine Seite etwas concav, die andere stark gewölbt. Am Ende des Griffes ein sorgfältig abgerundeter Knopf; in diesem befindet sich eine Vertiefung, deren eine Hälfte nur den Knopf perforirt (Dorf Anziferskaja, Kan'scher Kreis, Gouvernement Jenisseisk). **14** (glb. Br.) entspricht I, 8; eine Seite ist flach, die andere stark vorgewölbt. Am Ende des Griffes drei dreieckige Vertiefungen in der Mittellinie, von denen nur die zwei oberen den Griff perforiren. Das oberste Loch diente zum Durchziehen des Riemens, wie sein oberer, abgeriebener Rand zeigt (Kr. Minussinsk). **15** (Kpf.) Bruchtheil eines Griffes (vergl. I, 25). Das herzförmige Loch ist durch einen Querstab in einen oberen Halbkreis und ein unteres Dreieck getheilt. Der obere Rand des Griffes ist stark verdickt. Die Ränder der Oeffnungen sind nicht abgerundet, nur die obere vom Riemen etwas geglättet. Eine Seite ist flach, die andere etwas gewölbt (bei Krasnojarsk). **16** (glbl. Br.), der Griff wie in 15, nur dass die Oeffnungen grösser, und der Querstab rund ist. Der obere, abgerundete Rand der Oeffnung ist dicker, als die Seitenwände; eine Seite des Messers ist flach, die andere ausgehöhlt (Abakan'scher Bezirk, Kr. Minussinsk). **17** (Kpf.) Bruchstück eines Griffes, grob gearbeitet; die Oeffnungen wie oben, nur dass 2 Dreiecke entstehen, da der obere Rand gerade ist. Die Form des Messers entspricht I, 1, 2, 3, 27 (bei Krasnojarsk). **18** (glb. Br.), sehr fest; die Verzierung ist weiter entwickelt, indem das dreieckige Loch bis zur Mitte des Griffes reicht und durch 3 Stäbe gitterartig in 4 Dreiecke getheilt wird; die Ränder der Löcher sind rauh (b. Krasnojarsk). **19** (glb. Br.) sorgfältig gefertigt; die Ränder sind glatt, die dreieckige Oeffnung reicht bis an's Ende des Griffes und wird durch 3 Querstäbe in 4 Theile getheilt. Der Vorderrand des Griffes wird durch einen vogelkopfartig gebogenen Stab gebildet; der aus einem Kreise bestehende Kopf ist an der Aussenseite des Griffes, der gebogene Schnabel ragt etwas nach innen vor

(im mittleren Abakan, in der Sagaischen Steppe). **20** Bruchstück eines Griffes (glb. Br.), wie in 19, nur dass die dreieckige Oeffnung durch einen Längsstab getheilt ist und durch die Querstäbe 2 × 4 Vierecke entstehen (am Ufer des Tschulim, beim Dorfe Baraït). **21** (rtl. Br.), die Spitze fehlt, der gitterartige Griff ähnelt 19, nur dass im obersten Dreieck noch ein kleines Dreieck für den Riemen abgegrenzt ist. Griff und Klinge sind deutlich getrennt, der Rücken ist etwas gebogen; der Griff erweitert sich nach der Klinge zu (Kr. Minussinsk). **22** (rtl. Br.), wie 19, nur dass die Oeffnung grösser ist, mit fast parallelen Seitenwänden; das untere Ende ist gewunden. Eine gebrochene Linie, aus 7 Theilen, theilt die Oeffnung in 9 Abtheilungen; die Klinge ist stark abgenutzt (bei Krasnojarsk, an der Beresowka). **23** Bruchstück eines Griffes (Kpf.). Der Schmuck hat sich aus 15 entwickelt, aber in der Oeffnung, die ein gleichschenkliges Dreieck mit abgestumpfter Spitze bildet, wird der Querstab durch einen Längsstab mit der Grundlinie verbunden, wodurch eine sehr gelungene Imitation einer Schnalle entsteht. Der Riemen war sicher an dem Längsstab — der Zunge der Schnalle — befestigt, da dessen Obertheil etwas abgerieben ist (Dorf Kuraisk, Kan'scher Kreis). **24** (gld. Br.) gut gearbeitet, plan-concav, mit recht festem Rücken; dies Messer kann als weitere Entwickelung von 16 gelten; die Querstäbe sind sorglich geglättet und abgerundet; Griff und Klinge (letztere stark abgenutzt) sind deutlich getrennt (Kr. Minussinsk). **25** (Kpf.) recht gut gearbeitet; der Griff ist mit 23(?) fast identisch, nur dass das untere Ende viel dicker und die Seitenränder der Oeffnungen abgeflacht sind; auf diesen sehen wir eine Reihe von Querrillen, so dass ihre Oberfläche gezähnt ist. Die Rillen sind wohl nachträglich bei der weiteren Verarbeitung des Messers mit einem scharfen Instrumente eingeschnitten (Kr. Minussinsk). **26** (Kpf.) gut gearbeitet, die recht grosse herzförmige Oeffnung ist ohne Querstab; der Endstab ist nicht glatt, sondern stellt einen Vogelkopf dar, indem der Kopf (ein kleiner Ring) am äusseren Messerrand, der Schnabel nach innen geht, ohne über den Innenrand vorzuspringen, wie in 19. Der Kopf ist von anderem Typus, — als Muster diente zweifellos ein Vogel aus der Familie der Flamingo. Der Griff ist gut geglättet, die Klinge stark abgenutzt (Kreis Minussinsk). **27** (glb. Br.) grobe Arbeit, in einem Kurgan an der Issa gefunden. Der Griff weist auf 19 und 21 hin; der Schmuck ist einfacher, da der Rand des Griffes gerade ist. **28** Bruchstück eines Griffes (rtl. Br.), sehr gut gearbeitet, von weisslicher Metallschicht bedeckt. An dem Ende des Griffes sehen wir eine herzförmige Figur mit der Spitze nach aussen ansitzen, aus einem viereckigen, scharfkantigen Stabe zusammengebogen (Kr. Minussinsk). **29** Bruchstück eines grob gearbeiteten Griffes (rtl. Br.). Der dünne Griff läuft in eine breite, unregelmässig umrandete Platte aus. Das Messer ist wohl beim Giessen misslungen, und die Unregelmässigkeit der Ränder, sowie der Oeffnungen, weist, nach der Meinung Radloff's, auf das Verlangen, eine complicirtere Form herzustellen, hin. Das einzige Exemplar der Art (Kr. Minussinsk).

Tafel II zeigt uns also die weitere Entwickelung der Formen, deren Anfänge schon in Taf. I gezeigt wurden und will insbesondere auf die allmähliche Aenderung gewisser Zierrathen hinweisen. 1—12 zeigen regelmässige Ringe am Griff, die bald kreisrund (1—4, 6) oder oval (5, 7—10), bald scharfrandig (1—3, 8), oder mit abgerundeten Kanten sind (4, 5, 9, 10, 12).

Der Ring ist entweder unmittelbar am Griff befestigt (1—4, 6, 9, 11), oder vermittelst eines Mittelgliedes (5, 7, 8, 10, 12). Es können noch zum Schmuck ein dreieckiges Loch auftreten (9), oder eine gewisse Zeichnung bildende Vertiefungen (10, 12). 13 mit dem Knopf am Ende ist ein neuer Typus, ein weiteres

Entwickelungsstadium der groben Formen I, 17, 18; desgleichen 14 ein solches von I, 8, 13, 16.

Von 15 an treten Verzierungen eines neuen Typus auf, dessen Anfänge wir in I, 23, 26, 27, 30 sehen; die Erweiterung der Oeffnungen geht zuletzt in à-jour-Arbeit über. Die Oeffnungen sind herzförmig (15, 16, 24—26) oder dreieckig (17—19, 21, 22, 27) und durch 1 (15—17), 2 (24, 25) oder 3 (19, 27) Querstäbe in 2, 3, bezw. 4 Abtheilungen getheilt. Die Querstäbe stehen quer oder in der Längsaxe des Messers (20, 23), oder sie bilden gebrochene Linien (18, 22). Ausserdem kann die Endlinie entweder einen einfachen Bogen beschreiben, oder einen Vogelkopf imitiren (22, bezw. 19, 26). 28 zeigt eine weitere Entwickelung von I, 21 und II, 11.

Was die Form des Messers anbelangt, so gehören 1, 3, 13, 14, 19 zur Kategorie *a* der auf Taf. I angegebenen krummen Messer. 2, 4, 18, 21, 26 ebendahin, nur dass die Klinge deutlich hervortritt. Zu den geraden Messern ohne Sonderung von Griff und Klinge gehören 7—9, 22, 27; die Klinge sondert sich hingegen vom Griff in 6, 10, 12, 16, 24, 25.

Tafel III.

1 (gld. Br.) schön gearbeitet, vom krummen Typus II, 1. Der Schmuck zeigt eine Verbindung des Ringes von II, 1—5 mit dem Gitter von II, 22. Die Oberfläche ist sehr sorglich geglättet; das Messer ist fast ungebraucht (Kan'scher Kreis). **2** (gld. Br.) von gleicher Form, aber dünner und kürzer; der kreisrunde oder ovale Ring ist secundär zusammengedrückt; der gitterartige Schmuck ist complicirter, als in 1, und besteht aus 2, einander in der Mitte schneidenden gebrochenen Linien. Die Bearbeitung nach dem Gusse ist weniger sorgfältig, als in 1; die Querstäbe sind nur an der Oberfläche polirt und blieben an der Stelle uneben, wo der obere Theil der Form den unteren berührte. Das Messer war wenig gebraucht (Kr. Minussinsk). **3** (glb. Br.), der Endring ist abgebrochen; der Gitterschmuck wie in 2, nur dass statt 9 blos 7 Oeffnungen und seitliche Dreiecke auftreten. Gut geglättet und polirt. Von der Grenze zwischen Griff und Schneide ist wenig zu sehen; letztere ist stark abgenutzt und verkürzt (b. Krasnojarsk). **4** (Kpf.) grob gearbeitet. Die Biegung des Rückens nach hinten zu deutet auf langen Gebrauch hin. Der Ring ist klein, der Gitterschmuck wie in 1, nur nicht gereinigt (Kr. Krasnojarsk). **5** (glb. Br), klein, sehr fest; Rücken des Griffes und der Klinge gehen unmittelbar in einander über; da aber an der Innenseite der Griff enger ist, als die Klinge, setzen sich diese beiden deutlich gegen einander ab. Der dem Griff anliegende Theil des ovalen Ringes bildet eine gerade Linie; die Seitenränder des Ringes gehen auf den Griff über, so dass Ring und Griff gleichsam durch einen kurzen Pyramidenstumpf verbunden sind. Auf der einen Seite des Griffes liegt dem Innenrande eine Reihe von gleichschenkligen Dreiecken an, deren Grundlinien eine Gerade bilden. Der vertiefte Schmuck ist beim Guss vorhergesehen (Kr. Minussinsk). **6** ähnelt 1, nur ist es kürzer. Das Gitter ist eng ($^1/_3$ der Breite des Griffes), die gebrochene Linie kurz (glb. Br.). Der Rücken ist stark, die abgebrochene Klinge sehr abgenutzt (am Flusse Tuba, Kr. Minussinsk). **7** (glb. Br.) sehr fein gearbeitet. Griff und Klinge bilden eine fast gerade Linie mit kaum merklicher Biegung nach vorn. Die herzförmige Oeffnung ist in 4 Theile getheilt, mittelst vier Querstäbe, die gleichsam den Knoten zweier Stricke nachbilden. Am Ende befinden sich zwei Köpfe von Raubvögeln. Den Kopf bildet je ein Kreis; der Schnabel bildet einen zweiten Kreis mit dem Rande des Griffes (Kr. Krasnojarsk). Aehnlicher Schmuck ist an einem Messerfunde aus dem Kreise Atschinsk. **8** (Kpf.)

Bruchstück von grober Ausführung. Der Rücken des geraden Streifens (plan-concav) ist etwas verdickt; am Griff befindet sich die eine Hälfte des verzierten Kopfes, der aus 4 inneren Kreisen — Vogelköpfen, und einem äusseren Ring — durch die Schnäbel gebildet, besteht (b. Krasnojarsk). **9** (gld. Br.), gut ausgeführt mit dünner Zinnbekleidung. Die gitterartige Verzierung ist bis auf den am Anfang befindlichen Längsstab mit 2 und 3 identisch; der Endschmuck aus 2 Vogelköpfen liegt dem Griffe nur mit den beiden Schnäbeln an; der Längsstab ist herausgebrochen (b. Minussinsk). **10** (glb. Br.) gleicher Typus, wie 9. Die Biegung am Rücken tritt stark hervor, obgleich das Messer ganz gerade ist. Die Gitterung ist in der Mitte unterbrochen, wo 2 Quervorsprünge einander nicht ganz erreichen. An der Klinge bleibt ein kleines Dreieck offen; ein grösseres am oberen Ende des Griffes ist durch 2 Quer- und einen Längsstab in zwei regelmässige Quadrate getheilt. Die Spitze des Griffes bilden 2 Vogelköpfe, von deren Berührungsstelle ein Längsstab zur vorderen Querstange führt. Alle Oeffnungen sind sorgfältig gereinigt und polirt (Kr. Minussinsk). **11** (glb. Br.), der gleiche Typus, nur einfacher gegittert: 2 gebrochene Stäbe schneiden sich, 4 mittlere Quadrate und je 4 seitliche Dreiecke bildend. Der 10 ähnliche Griff lässt wegen schlechten Gusses Einzelheiten nicht unterscheiden (nördlich von Minussinsk: befindet sich im Museum zu Irkutsk). **12** (glb. Br.), sorglich gearbeitet. Die allgemeine Form ähnelt I, 24, die Einzelheiten zeigen einen neuen Typus Verhältnissmässig sehr dick, plan-convex. Von der Grenze der Klinge gehen bis zur vorderen Oeffnung auf der gewölbten Seite zwei Reihen von Zähnchen (b. Kansk). **13** ist ganz dem vorigen gleich, nur dass 4 Zahnreihen auftreten (b. Krasnojarsk). **14** (Kpf.) zeigt einen ganz neuen Typus der Ausschmückung: der gerade Kupferstreifen, der nach Ergänzung des abgebrochenen Endes wohl 16 gleichen würde, trägt am Ende des Griffes einen Thierkopf. Am Aussenrande sieht man deutlich das spitze, rückwärts gewandte Ohr, die gewölbte Stirn, darunter das Auge und die lange Schnauze mit hervortretender Nüster. Das Ende zeigt das breite Maul, die Mundöffnung und die hängende Unterlippe. Auf der Wange, oberhalb des Unterrandes des Unterkiefers, ist das Loch für den Riemen angebracht; am Innenrande tritt die Biegung des Unterkiefers und dessen Hintertheil hervor. Die charakteristische Form des Maules weist auf das Pferd hin. Die Verzierung ist roh und wohl erhalten, sowie sie aus der Form kam (Kr. Minussinsk). **15** (Material unbekannt), der Kopf am Griff gehört wohl einem Raubthiere; Augen und Oberrand des Kopfes befinden sich am Innenrande des Griffes, das Maul ist durch 3 gewundene Linien dargestellt, deren oberste unterhalb des Auges beginnt und bis zum Aussenrande in schönem Bogen hinzieht. Die beiden anderen beginnen am Aussenrande, umschreiben fast einen Kreis zur Darstellung des Unterkiefers, um, unterhalb des Auges passirend, das Ende des Griffes bogenförmig zu umziehen. Ob der Aussenrand unterhalb dieser Linien Zähne oder Zunge darstellt, ist unbestimmt (aus einem Steingrabe vom oberen Jenissei, Fundort unbekannt: nach dem Atlas von Pallas). **16** (rtl. Br.) kurz und gerade, ganz wie 14, nur der Kopf undeutlicher. Das Maul ist breiter aus einander gezogen, aber die charakteristischen Nüstern lassen keinen Zweifel zu. Die undeutlichen Ohren sind wahrscheinlich in der Mitte des Kopfes abgebildet. Das Loch im Maule ist viel grösser, was wohl den Unterkiefer entstellte (Kr. Minussinsk). **17** (glb. Br.) fest und gut gearbeitet. Ein Thierkopf mit wenig offenem, tief eingeschnittenem Maule, in dem er einen Ring hält. Die Lippen umgeben diesen in $^1/_3$, weiterhin sieht man die langen, festen Zähne. Das Auge liegt unter dem Aussenrande, oberhalb des Endes des Mundes. Die kleinen, stehenden Ohren sind am Aussenrande weit hinter den Augen

zu sehen. Das Raubthier ist nicht näher zu bestimmen (am Flusse Tschadobeka bei Krasnojarsk). **18** (Kpf.), ebenso wie 17, nur mit festerem Rücken. Der rein ovale, grössere Ring berührt nur die Lippen des wenig geöffneten Maules, das Thier ist dasselbe wie in 17. Die Lippen gehen fast in den Aussenrand des Ringes über. Die langen Ohren liegen dem Auge näher und dem Halse mehr an (Kr. Minussinsk, am Jenissei). **19** (glb. Br.), der Form nach II, 2 sehr ähnlich, nur graziöser, indem der schmale Griff sich deutlich von der Schneide sondert. Parallel dem Aussenrande des Griffes sind vertiefte Dreiecke angeordnet, deren Spitzen den Innenrand nicht erreichen. Am Ende befindet sich ein dünner Ring, in welchem sich, an drei Stellen befestigt, ein Thier mit aus einander ragenden Hörnern, ein Steinbock findet (am Flusse Issa). **20** (Kpf.) mittelgross, der Schmuck am Ende des Griffes ist, wie in 17, 18, ein Thierkopf, der einen Ring im Maule hält. Die weit offenen Kiefer umfassen den regelmässigen Ring zur Hälfte; die kühnen Umrisse lassen, weil nicht charakteristisch, das Thier nicht erkennen. Das Auge ist durch ein rundes Loch angedeutet. Zähne fehlen (nordlich von Minussinsk am Jenissei). **21** (Kpf.), sehr grob gearbeitet. Typus gleich I, 8, 9; ob der Knopf am Ende ein beim Guss misslungener Schmuck gleich dem der folgenden Messer, oder eine einfache Form, aus der die folgenden sich entwickelten, ist, bleibt unentschieden (am Jenissei, Bezirk Tessinsk). **22** (glb. Br.) recht grob gearbeitet, vom gleichen Typus, wie 21. Das Ende des Griffes zeigt eine Plattform, auf der ein Bär steht; die Hinterfüsse berühren den Aussen-, der geneigte Kopf den Innenrand. Die grössere Oeffnung zwischen den Vorder- und Hinterfüssen diente wohl zum Durchziehen des Riemens; die Oeffnung zwischen Vorderfüssen und Kopf ist kleiner (am Jenissei, 34 Werst von Krasnojarsk). **23** (rtl. Br.) sehr fein, recht sorglich gearbeitet; es lag feucht und der Rost hat die Zeichnung beeinträchtigt. 4 Renthiere mit fast horizontalen Hörnern sind auf der einen Seite des Griffes so angebracht, dass das eine auf dem Geweih des anderen steht; die Figuren sind in Basrelief ausgeführt. Der Bär am Ende des Griffes ist nicht auf besonderer Platte dargestellt, da der Rand des Griffes sich nicht deutlich abhebt. Der tief gesenkte Kopf und die gebogenen Vordertatzen weisen darauf hin, dass der Bär liegt (am Abakan, Kr. Minussinsk). **24** (rtl. Br.) ähnelt 22, nur viel kleiner. Der Anfang der Klinge hebt sich durch bedeutende Breite deutlich ab. Der Innenrand des Griffes ist leicht gezähnt; parallel diesem sieht man auf der einen Seite des Griffes noch eine Reihe von Zähnchen. Am Ende befindet sich ein Bär, der mehr 22, als 23 ähnelt, wegen der unbedeutenden Grösse undeutlich. Die Oeffnungen zwischen den Beinen wie in 22 (am Fluss Sydi, Kr. Minussinsk). **25** (glb. Br.), sehr einfache Arbeit, gerade, nach dem Typus I, 9. Auf beiden Seiten befinden sich neben der Oeffnung unbestimmte Stempel, die nachträglich eingegraben sind. Auf der in der Zeichnung dargestellten Seite sieht man noch 2 Abbildungen: *a*) am Loche, ausser einem Kreise, der sich mit diesem vereinigt, eine Figur aus einer geraden und zwei geschweiften Linien, die sich unter spitzem Winkel vereinigen, *b*) eine zweite untere Figur, die der ersten bis auf das hakenförmig gebogene spitze Ende ähnelt; in *b* sind nicht nur die Ränder durch Striche angedeutet, sondern die ganze Fläche vertieft. Beide Zeichnungen stellen wohl Vogelköpfe dar. Auf der anderen Seite sieht man deutlich 3 Pferdehufe. Diese Zeichnungen und Stempel wiederholen sich auf vielen Messern, wie die folgenden Abbildungen zeigen, nur dass Vogelköpfe und Hufe getrennt auftreten. **Radloff** deutet sie als Geschlechts-Abzeichen; Vereinigung beider Zeichen auf einem Messer (25) deutet er als Zeichen eines Wechsels der Besitzer (am Jenissei, Kr. Minussinsk). **26** (Kpf.) ein zerbrochenes Messer vom Typus I, 10, sehr grob gearbeitet. Auf der einen Seite

neben der Oeffnung deutliche Pferdehufe als Stempel (Kr. Minussinsk). **27** (rtl. Br.) klein, gerade. Der Stempel ist hier nur ein einziger Pferdehuf, an der gleichen Stelle wie oben (am Jenissei, 27 Werst von Krasnojarsk). **28** (Kpf.) gerades Messer, auch hier nur ein Huf an derselben Stelle, der aber, im Gegensatz zu 27 nicht seitlich, sondern mit dem Vorderrande nach unten zu abgebildet ist (am Jenissei, Kr. Minussinsk). **29** (glb. Br.) Bruchstück, einen Theil der Klinge und des Griffes umfassend. Obgleich es sehr beschädigt ist, sieht man doch am Griffe noch einen Huf, der aber hier gegossen, nicht eingegraben ist, wie in den vorhergehenden Fällen (Kr. Minussinsk). **30** (glb. Br.) klein, sorgfältig gearbeitet. Am Ende des Griffes mahnt der Haken an I, 9; das Hufeisen ist, wie in 29, gegossen, in derselben Lage und am gleichen Orte, wie dort (Kr Minussinsk). **31** (glb. Br.) sehr klein, von prächtiger Ausführung. Der Innenrand des Griffes zeigt eleganten Schwung. Der Griff ist fast viereckig und innen hohl: einem Loch an der oberen Fläche entspricht an der gleichen Stelle eines an der Unterfläche. In den hohlen Raum wurde ein verzierter Bolzen hineingesteckt und vermittelst der Oeffnungen befestigt. Der Bolzen ist hier verloren gegangen, doch sind in der Sammlung Lopatin's mehrere der Art erhalten (IV, 22, 23). Der Stempel am Ende des Griffes ist fast derselbe, wie auf den vorigen Nummern (Kr. Minussinsk). **32** (glb. Br.) gehört der Form nach zum Typus II, 3. Der Ring ist nicht ganz regelmässig und am Innenrande nicht geglättet. Am oberen Ende des Griffes befindet sich als Stempel ein deutliches Hufeisen, dessen rundes Ende dem Rücken des Messers zugewandt ist (am Jenissei, Kr. Minussinsk). **33** (glb. Br.) vom gleichen Typus, nur kürzer und fester. Der regelmässige Ring ist geschliffen, das Hufeisen, an gleicher Stelle in gleicher Lage abgebildet, ist weniger deutlich: die Mitte und der linke Rand fehlen (Kr. Minussinsk).

Auf Tafel III zeigen uns also 1—4, 6, 9—11 die weitere Entwickelung der Gitterarbeit zum Schmuck der Griffe, deren Anfänge wir auf II sahen. Das Gitter besteht aus einer gebrochenen Linie in 1, 6, aus zweien (also complicirter) in 2—4, 9 und 11; am elegantesten ist die Verzierung von 10. Am Ende des Griffes treten Ringe auf bei 1—6; complicirte durchbrochene Verzierungen in 9—11. Die weitere Entwickelung der Verzierung durch Vertiefungen (II, 10, 12) sehen wir in 5, 19, 23; 5, 19 zeigen geradlinige Figuren, 23 eine Reihe von Renthieren. Ausgeprägter tritt die Verzierung durch Vertiefungen in 12 und 13 hervor. Thierköpfe als Schmuck des Griffendes treten in folgenden Formen auf: *a*) Arabesken, die Vogelköpfe imitiren, 7—10; *b*) Pferdeköpfe 14, 16, *c*) ein Raubthier 15, *d*) ein Raubthierkopf mit einem Ringe im Maule 17, 18, 20; *e*) ein Steinbock in einem Ringe 19; *f*) ein stehender oder liegender Bär 22—24. Als Prototypus des letzteren diente wohl der Knopf am Ende von 21.

Die letzte Reihe der Abbildungen von Tafel III zeigt Stempel (wohl Geschlechts-Abzeichen) und zwar Pferdehufe: die Hufe sind eingegraben in 25—28; gegossen in 29—33; ein Hufeisen tritt uns entgegen in 29—23, je zwei in 25 und 26. 25 zeigt auf der einen Seite als Stempel den Huf, auf der anderen den Vogelkopf. Was die allgemeine Form der Messer anbelangt, so gehören in Tafel III: 1, 2, 9, 21, 31—33 zu II, 1; 4 und 6 zu II, 7; 5 und 19 zu II, 2; 7, 8, 14—18, 20, 25—28, 30 zu I, 6—11 und deren weiteren Entwickelungsstufen. Neue Typen sind 4, 10—13, 24. —

(21) Hr. M. Bartels legt 78 Photographien von Eingebornen und von Landschaften aus Kamerun und Umgebung vor, welche er Hrn. Sophus Williams in Berlin verdankt. —

(22) Hr. Lissauer spricht über

eine zweite Hausurne von Unseburg.

Als ich im vorigen Sommer in Braunschweig war, entdeckte ich im Herzogl. Museum daselbst eine bisher noch nicht veröffentlichte Hausurne, welche dadurch ausgezeichnet ist, dass der Deckel durch eine Thür gebildet wird, wie sie die Hausurnen haben. Sie stand in der Nähe der Hausurne von Nienhagen, trägt die Nr. 996 und stammt aus Unseburg bei Egeln, Kr. Wanzleben, von wo wir schon im Museum f. Völkerkunde eine ächte Hausurne mit gewölbtem, aber kegelförmig ausgezogenem Dach besitzen. Man könnte bei der Form des ganzen Gefässes und der Lage der Thür zweifelhaft sein, ob die Urne überhaupt noch zu den Hausurnen zu rechnen sei; allein sowohl der Fundort Unseburg, so recht im klassischen Gebiet der Hausurnen, als auch die Art des Deckelverschlusses mittelst des „Lochstabes", wie er nur bei Hausurnen vorkommt, spricht entschieden dafür, dass sie zu derjenigen Gruppe dieser interessanten Gefässe gehört, für welche Virchow den Namen „Thürurnen" eingeführt hat.



Bis vor Kurzem kannten wir überhaupt nur 2 Thürurnen, nehmlich: die von Klus bei Halberstadt im Museum zu Hannover, welche schon Lisch nach Kemble in den Meklenburgischen Jahrb. 1856, S. 428 beschrieben und abgebildet hat, und die von Nienhagen aus derselben Gegend im Museum zu Braunschweig, welche in unseren Verhandlungen 1872, S. 210 veröffentlicht wurde; eine gute Nachbildung der letzteren befindet sich im Museum f. Völkerkunde hierselbst. Nun hat Hr. Voss in der Januar-Sitzung d. J. die Photographie einer dritten Thürurne vorgelegt, welche Hr. Vasel in Eilsdorf, ebenfalls nahe bei Halberstadt, ausgegraben hat und noch besitzt, — somit ist die von Unseburg, welche oben abgebildet ist, die vierte bisher bekannte Thürurne.

Alle diese vier Gefässe haben in ihrer Gestalt eigentlich nichts, was an ein Haus erinnert, wie die ächten Hausurnen, weder Giebel, noch Dach, und unterscheiden sich von anderen gewöhnlichen Urnen nur durch die Thür. Wie nun aber die Form der 4 Gefässe unter einander verschieden ist, so liegt auch die Thür selbst bei jeder derselben an einer anderen Stelle. Bei der Urne von Klus befindet sie sich in der Gefässwand selbst, etwa in der halben Höhe; bei der Urne von Nienhagen liegt sie weiter oben am Rande des Gefässes, bei der Urne von Eilsdorf schon in einem Ausschnitt des Deckels, bei der Urne von Unseburg endlich bildet sie den Deckel ganz und gar.

Erworben hat das Herogl. Museum in Braunschweig diese merkwürdige Urne mit der zweiten „Thiele'schen Sammlung"; aus dem noch vorhandenen Verzeichniss desselben geht nur hervor, dass sie mit 5 anderen Thongefässen, von denen 4 ebenfalls in das Herzogl. Museum gekommen sind, zusammen gefunden worden. Sie ist aus graubraunem Thon gefertigt und hat die Form eines kleinen Bottichs mit durchbohrten lappenförmigen Ansätzen am oberen Rande für die Befestigung des „Lochstabes", der aus starkem Eisendraht besteht; sie ist ferner 0,112 *m* hoch, hat am Boden einen Durchmesser von 0,065 *m*, an der oberen Oeffnung über den Ansätzen von 0,090 *m*. Die Thürplatte, welche hier zugleich den Deckel bildet, ist viereckig mit abgerundeten Ecken.

Hrn. Assistenten Dr. Scherer am Herzogl. Museum in Braunschweig, welcher die Urne für mich hat photographiren lassen und mir die Maasse und Fundnotizen mittheilte, sage ich für sein freundliches Entgegenkommen auch an dieser Stelle meinen besten Dank. —

Hr. Voss:

Eine in der Gymnasial-Sammlung zu Neu-Ruppin befindliche Urne, welche zu Postow, Kr. Anklam in Pommern, gefunden und von Hrn. Direktor Dr. Begemann in dem im Gynasial-Programm von 1892 veröffentlichten Museums-Katalag, S. 17 beschrieben und auf Taf. V, Nr. 408 abgebildet ist, scheint ebenfalls in die Kategorie der Hausurnen zu gehören. Sie ist schwarz gefärbt und besteht aus einem unteren und einem oberen Theile, welche fest mit einander verbunden sind, und von denen der untere ein ziemlich flaches, weitmundiges Thongefäss, nach Art der Schalen aus der spätrömischen und der Völkerwanderungszeit, darstellt, der obere dagegen einen konischen, oben geöffneten, senkrecht gestrichelten Aufsatz bildet, welcher Aehnlichkeit mit einem Rauchfange hat. Der untere Theil zeigt auch in seinem Ornament Aehnlichkeit mit den genannten Thongefässen, ist ohne Henkel, aber auf der einen Seite, wo sonst häufig ein Henkel zu sein pflegt, mit zwei erhabenen, Spiralröllchen bildenden Verzierungen geschmückt. Es ist möglich, dass das Gefäss nur als eine Art von Räuchergefäss oder Kohlenbecken gedient hat, indess scheint die sehr sauber ausgeführte, feine, senkrechte Furchung des konischen Obertheiles doch eine Nachahmung eines Strohdaches sein zu sollen, so dass hier noch eine Art von Hausurne vorläge. Um sicher darüber entscheiden zu können, wird man warten müssen, ob sich noch andere Exemplare finden, welche weitere Aufklärung darüber geben. Jedenfalls würde dies dann wohl der jüngste, bis jetzt bekannt gewordene Typus von Hausurnen sein, denn, wenn auch über die Auffindung des Gefässes nichts weiter bekannt ist, so dürfte doch die oben angedeutete Zeitbestimmung, dass das Gefäss der spätrömischen Zeit angehöre, wohl als ziemlich sicher anzunehmen sein. —

(23) Hr. Herm. Frobenius macht folgende Bemerkungen über

einen Passus in dem neuen Werk von Dr. Stuhlmann.

Bei der vollsten Anerkennung und Werthschätzung der ethnographischen Beobachtungen und Schilderungen Stuhlmann's, wie sie in seinem Reisewerke niedergelegt sind, wird man seine Schlussfolgerungen und Gruppirungsversuche der Volksstämme nur mit grosser Vorsicht aufnehmen müssen. Gerade weil sein Buch im Uebrigen als mustergültig hingestellt werden kann, muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass die ihm so knapp zugemessene Zeit ihn hier Irrthümer begehen liess, welche geeignet sind, die Verwirrung in den Verwandtschaftsverhältnissen des Gebietes westlich des Albert-Sees noch zu vermehren.

Ein solcher Irrthum betrifft die Lendú, Wawira und Walegga. In Petermann's Mittheilungen (1892, VI) trennte Stuhlmann scharf die Wawira-Bantu-Gruppe von den Walegga-Lendú, welche er als Nigritier auffasste. Hiermit stimmen auch alle sonstigen Beobachtungen (Stanley, Cameron, Wissmann, Baumann) überein: ihre Tracht (Rindenstoffe), Bewaffnung (Rotangsehne), Hautfarbe u. s. w. lassen die am rechten Congo-Ufer sitzenden Walegga sich von all' ihren dortigen Nachbarn ganz auffallend unterscheiden und als Verwandte der Lendú-Walegga erscheinen, so dass man guten Grund hat, sie als den weit nach Süden vorgedrungenen Theil eines nigritischen Stammes anzusehen, während die der

Wassongora-Gruppe angehörenden Wawira sich von Westen dazwischen geschoben haben. Sprache und Gebräuche haben naturgemäss an dem Punkte, wo beide Volksstämme sich kreuzten — und dort nur lernte sie Dr. Stuhlmann kennen — von einem auf den anderen sich übertragen und eine schwer zu beurtheilende Mischung hervorgerufen.

Nun wird aber Stuhlmann durch eine Bemerkung Paulitschke's (Ethnographie Nordost-Africa's, S. 62) „Walegga heisst Thalbewohner", veranlasst, das Wort Walegga als eine überall wiederkehrende Collectiv-Bezeichnung aufzufassen, die „von den Bantu allen Wälder und Bergthäler bewohnenden Stämmen beigelegt wird" (S. 271). Paulitschke's Walegga wohnen aber am 8.° nördl. Breite, auf den Westhängen des Hochlandes von Abessinien, als nächste Nachbarn der nigritischen Schilluk, die wir — unter dem Namen A-Lur — auch am Albert-See wieder als nächste Nachbarn der Lendú-Walegga finden. Das Wort Walegga möchte daher kaum als eine Bezeichnung der Bantu-Sprache aufzufassen sein. Wenn nun Stuhlmann diesen Namen einfach als unwesentlich beseitigt, die ihm persönlich unbekannten südlichen Walegga als Wawira-Verwandte bezeichnet und diese wiederum als Bakuba-, vielleicht auch Lunda-Verwandte auffasst (S. 377), so stellt er eine ganz unmotivirte Rassen-Verwandtschaft auf, welche mit allen bisherigen Beobachtungen im Widerspruch steht. Die Unhaltbarkeit dieser Verbindung liegt auf der Hand. Stuhlmann hat aber nicht die Zeit gehabt, dieselbe an der Hand der Quellwerke zu prüfen und zu verbessern. —

(24) Hr. Bastian legt Geschenke an die ethnologische Abtheilung des Königl. Museums für Völkerkunde aus Neu-Seeland vor und spricht über

das Entdeckungsschiff von Neu-Seeland und die Dolmen von Tonga.

Durch einen wohlgeneigten Gönner, Sir Walther Buller in Wellington (Neu-Seeland) ist (neben dankenswerthen Schenkungen) für zeitweilige Ausstellung ein seltenes Probestück alter Schnitzkunst übergeben worden, das seine besondere Geschichte besitzt.

Die epischen Gesänge, worin die Einwanderungssagen der Maori überliefert sind, feiern unter denjenigen Kriegs-Canoes, durch welche die Stammesheroen aus Hawaiki herübergeführt wurden, besonders das „Arawa" genannte, auf dem Tame-te-kapa an der Küste des jetzigen Auckland landete, als Ahnherr der dortigen Stämme.

Nach dem Muster dieses Entdeckungsschiffes wurde ein Nachbild angefertigt, als die Häuptlinge des Landes durch den Gouverneur Sir George Grey zu einer Rathsversammlung berufen waren, um ihn auf seinen Prunkfahrten zu geleiten.

Sir Walther Buller hatte den Bugsprit und das Hintersteven dieses Canoes nach London überbracht für das „Imperial Institute" und hat die Freundlichkeit gehabt, vor seiner Rückkehr nach Neu-Seeland beide Stücke dem hiesigen Museum zur Ausstellung zu überlassen. Das kleinere ist das heute Abend hier vorgezeigte, das nächster Zeit mit dem grösseren Seitenstück in der Abtheilung einen geeigneten Platz erhalten und dann dort wird besichtigt werden können. —

Im Anschluss an die reichgestaltete Vorführung aus Dr. Bassler's Reisebildern in der vorigen Sitzung liegen hier verschiedene Ansichten des auf Tonga angetroffenen Dolmen vor, aus der Reihe der (auch die japanischen Tori einschliessenden) Ceremonial-Bauten dämonischer Schutzwehren, wie sie vielfach in ethnologischen Wandlungen auf der Erde wiederkehren. Bei einem kurzen Anlanden

auf Tonga hatte ich einen dortigen Photographen mit der Aufnahme beauftragt, die derselbe ausgeführt und übersandt hat. —

Ein die kritische Sachlage der Ethnologie auf der Scheide zweier Jahrhunderte charakterisirendes Beispiel lag in der von Dr. Bässler in der letzten Sitzung vorgeführten Photographie desjenigen Australier's, der als Augenzeuge fortlebt, seit jenem Tage, als auf demjenigen Platze, wo jetzt Melbourne mit nahezu 300 000 Einwohnern belebt ist, die ersten Weissen anlandeten im einsamen Urwald. Eine Skizzirung, die ich auf dem Missions-Bureau Dr. Hagenauer's sah, schildert diese Scene, die Geschichtsbände redet mit einem Blick.

Da Dr. Bässler, seinen Mittheilungen nach, die Tagebücher dieses Alten aus untergegangener Vergangenheit mitgebracht hat, werden sie sich bei der Veröffentlichung als Unicum einfügen in die Tagesliteratur. —

(25) Hr. Kayser, Direktor der Colonial-Abtheilung im Auswärtigen Amt, übersendet im Auftrage des Herrn Reichskanzlers unter dem 9. Februar eine Reihe von anthropologischen Aufnahmen des Hrn. L. Conradt, der etwa 1½ Jahre auf der Station Bismarckburg im Hinterlande des Togogebietes mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt gewesen ist. Es folgt hier zunächst eine

tabellarische Uebersicht der an Negern des Adeli-Landes ausgeführten Aufnahmen.

Tabelle 1.

Anthropologische Aufnahmen, ausgeführt in Bismarckburg an Negern

Die vorderen Zahlen in jeder Reihe beziehen sich auf die correspondirenden Nummern in schaftlichen Beobachtungen auf Reisen. 2. Aufl. II. S. 317). Die übrigen Nummern Die Messungen sind sind mit Instrumenten

	Anthropologische Aufnahmen im Adeli-Lande, Togo 1893	1. Jokossí, geb. in Ketschinki, Aufn. 13. August ♀	2. Assibí, geb. in Ketschinki, Aufn. 18. August ♀	3. Jahomé, geb. in Ketschinki, Aufn. 19. August ♀
	Kopf:			
2a.	Grösste Schädellänge (Schiebe-Instrument)	17,9	18,1	17,5
3.	„ Breite des Schädels über den Ohren (Schiebe-Instr.)	13,1	13,2	14,5
14.	Senkrechte Höhe des Schädels vom äusseren Gehörgange bis zum Scheitel (Schiebe-Instrument)	12,0	12,6	11,4
4.	Die Höhe des Gesichts von der Nasenwurzel bis zum Kinnrande (Tastercirkel)	9,8	9,8	9,3
4a.	Ganze Gesichtshöhe vom Haarrande bis zum Kinnrande (Tasterc.)	17,0	16,8	17,5
	Mittelgesicht (Nasenwurzel bis Mund) [Tastercirkel]	5,7	6,0	6,1
7.	Gesichtsbreite a) Von der vorspringendsten Stelle des einen Jochbogens (vor dem Ohr) bis zur anderen (Tastercirkel)	11,9	12,2	12,65
5.	„ b) Malar-Breite des Gesichts von dem unteren vorderen Höcker des einen Wangenbeins bis zu demselben Punkte des anderen (Tastercirkel)	10,35	10,5	9,9

Aus dem von dem Reisenden geführten Aufnahme-Buch ergeben sich für die **einzelnen gemessenen Personen folgende beschreibende Notizen:**

1. Jokossí, aufgenommen am 13. August 1893, photographirt, ♀, ungefähr 14 Jahre alt, vor 6 Monaten zuerst menstruirt. Hausarbeiterin aus dem Stamme der Adeli, geboren in Ketschinki. Ernährungszustand gut. Hautfarbe schwarzbraun (Radde). Bei der Aufnahme nicht tättowirt, jedoch später in ähnlicher Weise, wie die folgenden. Auge regelmässig, horizontal gestellt; Iris dunkelbraun; Lider bläulich gefärbt. Haar am Kopf schwarz, kraus (Fig. 1), aufstehende Frisur mit einem Bande herum; Schamhaare schwach. Kopf kurz, schmal, hoch. Gesicht hoch, oval; Ausdruck angenehm. Stirn ziemlich hoch, voll, etwas gewölbt. Wangenbeine angelegt. Nasenwurzel etwas eingesenkt; Rücken etwas sattelförmig; Flügel stark; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll, etwas vortretend. Zähne in gewöhnlicher Stellung; Aussehen massig; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen klein, nicht durchbohrt. Brüste kegelförmig; Warzen klein, länglich; Warzenhof gross. Genitalien klein. Waden etwas vorhanden. Hände regelmässig; Handflächen fast **weiss. Füsse etwas breit, fein behaart; die grosse Zehe am längsten.**

2. Assibí, aufgenommen am 18. August 1893 (von Hrn. Dr. Büttner photographirt in Mitth. für Forschungsreisen u. s. w., Bd. VI, Heft 3, später von mir). ♀, etwa 16 Jahre alt, Hausarbeiterin, aus dem Stamme der Adeli, geboren in

Tabelle 1.

des Adeli-Landes, Togo, Deutsch-Westafrica, durch L. Conradt.

der tabellarischen Aufstellung des Hrn. R. Virchow (Neumayer's Anleitung zu wissen-
sind aus den Aufnahme-Blättern der anthropologischen Gesellschaft entnommen.
von J. Thamm in Berlin ausgeführt.

4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.
Mensa, geb. in Ketschinki, Aufn. 23. August	Amessofá, geb. in Ketschinki, Aufn. 23. August	Gabure, geb. in Jegge, Aufn. 10. Septbr.	Berásso, geb. in Ketschinki, Aufn. 10. Septbr.	Johóssi, geb. in Perëu, Aufn. 28. Septbr.	Akossi, geb. i. Dudukpenne, Aufn. 6. Novbr.	Amená, geb. in Atakpáme, Aufn. 26. August	Akatulú, geb. in Atakpáme, Aufn. 26. August	Ssawalgó, geb. in Perëu, Aufn. 28. August	Kōfí, geb. in Jegge, Aufn. 10. Septbr.	Opanssá, geb. bei Jegge, Aufn. 10. Septbr.	Ametefi, geb. in Konkoá, Aufn. 20. Septbr.
♀	♀	♀	♀	♀	♀	♀	♀	♂	♂	[illegible]	[illegible]
18,8	17,25	18,65	18,5	18,05	17,9	17,8	18,8	18,8	19,6	17,8	19,5
14,6	13,4	14,55	14,0	13,9	13,6	13,8	13,8	15,1	15,0	14,6	15,2
11,5	11,2	13,5	11,55	13,4	13.4	12.7	13.0	12,1	13,7	14.1	12,5
10,1	9,9	10,5	10,0	10,8	10,3	10,1	9,8	11,9	11,5	11.7	11,55
17,1	17,6	17,7	16,8	18,5	18,45	16,5	18.8	19,5	19,3	19.5	18,9
6,65	58,05	6,5	6,1	6,85	6,2	6,4	6,5	7,4	7,8	7,9	[illegible]
13.5	12,3	13,65	13,5	13,5	13,0	12,7	12.3	14,5	13,0	13,9	15,2
10,8	9,7	11,8	11,6	11,6	11,2	8,4	9,6	12,0	11,7	12,85	13,4

	Anthropologische Aufnahmen im Adeli-Lande, Togo 1893	1. Jokossí, geb. in Ketschinki, Aufn. 13. August ♀	2. Assibí, geb. in Ketschinki, Aufn. 18. August ♀	3. Jahomé, geb. in Ketschinki, Aufn. 19. August ♀
6.	Gesichtsbreite c) Die untere Breite von einem Unterkieferwinkel zum anderen (Tastercirkel). . .	9,7	10,3	9,75
16.	Distanz der inneren Augenwinkel (Tastercirkel).	3,35	4,1	3,2
16 a.	„ „ äusseren „ („).	9,5	10,0	9,9
8.	Nase, Höhe (gerade Entfernung der Nasenwurzel vom Ansatz der Nasenscheidewand an der Oberlippe) (Tastercirkel).	3,6	3,9	3,8
18.	„ , Länge des Nasenrückens von der Wurzel bis zur Spitze (Bandmaass)	3,55	3,7	3,75
17.	„ , Breite vom äusseren Ansatz des einen Nasenflügels bis zum anderen (Tastercirkel)	4,2	4,0	3,8
19.	Mund, Länge (Tastercirkel)	5,5	5,1	4,6
	Ohr, Länge (Höhe) [Tastercirkel]	5,2	5,8	5,8
20.	Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel (Tastercirkel)	11,0	11,5	11,5
9.	Senkrechte Höhe des Kopfes vom Scheitel bis zum Kinnrande in aufrechter Stellung (Schiebe-Instrument).	21,6	20,8	20,6
24.	Horizontaler Kopfumfang, gemessen über die hervorragendste Hinterhauptsstelle und den tiefer liegenden Theil der Stirn (Bandmaass).	53,0	51,5	51,0
25.	Querer Kopfbogen, senkrecht von Ohr- zu Ohröffnung (Bandm.)	34,5	34,0	33,0
	Körper:			
1.	Ganze Höhe (Rekrutenmaass)	148,0	159,0	139,3
	Klafterweite (Bandmaass)	155,0	162,2	148,0
	Höhe (von unten ab) bis zum Kinn (Rekrutenmaass)	128,0	137,3	118,8
	„ („ „ „) „ zur Schulter (Rekrutenmaass).	121,0	132,0	115,1
	„ („ „ „) „ zum Ellenbogen, gekrümmt gehalten, bis zum unteren Rande (Rekrutenm.)	88,0	98,0	85,9
	„ („ „ „) „ „ Handgelenk (Rekrutenmaass) . . .	67,7	76,9	65,7
	„ („ „ „) „ „ Mittelfinger (Rekrutenmaass) . . .	51,0	56,1	48,7
12.	„ („ „ „) „ „ Nabel (Rekrutenmaass)	91,0	97,8	85,6
13.	„ („ „ „) „ zur Symphysis pubis (Bandmaass) . .	77,0	82,2	73,0
36.	„ („ „ „) „ zum Trochanter (Hüftknochen, oberer Rand) [Rekrutenmaass]	90,3	95,7	83,7
	„ („ „ „) „ zur Patella (Kniescheibe, oberer Rand) [Rekrutenmaass].	44,0	48,6	42,5
	„ („ „ „) „ zum Malleolus externus (b. zum unteren Rande d. Knöchels) [Rekrutenm.]	4,0	5,0	4,5
	„ im Sitzen, Scheitel (über dem Sitz) [Bandmaass] . . .	76,0	79,5	69,5
	„ „ „ Schulter („ „ „) [„] . . .	51,0	53,0	45,2
28.	Schulterbreite (gerade Entfernung der am weitesten nach aussen vorstehenden Theile der Schulterblätter von einander) über den Rücken gemessen (Tastercirkel)	36,4	36,3	32,7

4. Mensa, geb. in Ketschinki, Aufn. 23. August ♀	5. Amessofá, geb. in Ketschinki, Aufn. 23. August ♀	6. Gaburé, geb. in Jegge, Aufn. 10. Septbr. ♀	7. Berássō, geb. in Ketschinki, Aufn. 10. Septbr. ♀	8. Johóssi, geb. in Perëu, Aufn. 28. Septbr. ♀	9. Akossi, gb. i. Dudukpenne, Aufn. 6. Novbr. ♀	10. Amenuá, geb. in Atakpame, Aufn. 26. August ♀	11. Akatulú, geb. in Atakpame, Aufn. 26. August ♀	12. Ssawalgé, geb. in Perëu, Aufn. 28. August ♂	13. Kōfi, geb. in Jegge, Aufn. 10. Septbr. ♂	14. Opanssá, geb. bei Jegge, Aufn. 10. Septbr. ♂	15. Ametefi, geb. in Kenkeá, Aufn. 20. Septbr. ♂
9,5	9,2	10,1	10,2	9,7	9,3	9,0	9,7	10,2	10,7	10,4	11,2
4,0	3,3	3,6	3,1	3,6	3,6	3,1	3,25	3,75	3,4	3,8	3,5
9,0	9,2	9,35	9,2	9,6	9,5	8,7	9,6	9,85	10.1	10,1	10,8
4,2	3,6	3,9	3,6	4,2	3,8	3,9	4,1	4,8	4,8	4,4	4,6
3,75	3.65	3,85	4,0	4,0	3,7	3,8	3,8	4,35	4,5	4,5	4,45
4,2	3,55	3,8	4,2	4,0	4,4	3,45	4,5	4,2	4,3	4,35	4,9
4,7	4,9	4,8	5,0	4,55	4,2	4,45	5,1	4,95	5,0	5,45	5,8
6,0	5,4	5.5	5,15	5,45	5,4	5,5	6,2	5,8	6,1	5,9	6,3
11,5	11,15	11,8	11,8	11,9	11,4	10,5	10,9	12,2	11,7	11,5	12,6
22,35	20,4	23,0	21,2	23,5	23,8	20,2	23,7	24,5	25,0	23,5	23,3
53,8	50,0	54,3	52,8	52,0	51,0	51,0	52,5	56,0	56,4	52,2	56,0
32,5	30,5	36,5	33,2	34,8	34,5	34,0	34,5	36,5	36,9	35,5	35,0
153,4	152,3	159,5	151,4	163,5	163,8	158,5	155,1	169,0	167,4	166,6	171,4
156,8	158,0	162,0	153,3	178,2	169,0	159,5	163,2	180,0	174,5	176,0	179,0
133,2	132,7	137,2	131,1	142,3	142,1	137,2	134,6	146,6	144,9	145,0	148,0
128,0	128,2	131,6	124,0	136,2	134,9	132,7	131,3	139,6	139,3	139,0	144,5
95,7	95,4	98,0	94,0	102,0	103,0	95,3	95,9	103,7	103,0	99,7	106,3
74,5	76,4	76,3	73,2	77,6	79,0	75,9	73,1	80,4	78,6	76,7	82,8
56,0	55,3	59,2	57,0	57,2	59,0	56,8	56,0	62,1	59,5	56,6	62,6
95,6	97,3	96,4	90,1	104,1	101,0	96,3	94,4	99,4	97,7	100,0	102,8
82,3	80,7	79,0	75,0	88,3	—	80,5	81,5	84,6	86,0	85,5	88,5
93,5	94,0	93,1	88,9	102,6	98,6	93,0	95,1	98,3	98,7	98,7	99,5
46,5	49,1	46,5	42,4	49,0	49,5	47,0	46,8	48,6	51,1	51,0	51,5
5,1	4,8	4,8	4,3	5,2	5,5	5,2	5,4	4,8	5,3	4,8	5,5
78,0	73,3	84,0	79,0	80,5	83,2	81,5	78,2	88,5	85,1	84,0	84,5
50,8	48,0	56,0	50,7	51,3	53,5	56,0	53,5	59,4	56,5	54,5	57,5
34,6	36,0	40,0	34,5	37,0	36,0	35,5	34,3	43,5	40,5	37,5	39,5

	Anthropologische Aufnahmen im Adeli-Lande, Togo 1893	1. Jokossí, geb. in Ketschinki, Aufn. 13. August ♀	2. Assibí, geb. in Ketschinki, Aufn. 18. August ♀	3. Jahomé, geb. in Ketschinki, Aufn. 19. August ♀
26.	Brustumfang (dicht oberhalb der Brustwarzen, bei Frauen dicht über dem Anfang der Brüste) [Bandmaass]	73,0	80,0	62,5
34.	Hand, Länge, gemessen bei gestreckter Stellung derselben von der unteren Falte am Handgelenk bis zur Spitze des Mittelfingers (Bandmaass)	17,2	18,4	17,2
	„ , Breite (Ansatz der 4 Finger) [Bandmaass]	7,8	7,9	7,4
38.	Fuss, Länge von der Spitze der grossen, oder falls sie länger ist, der zweiten Zehe, bis zum hintersten Vorsprung der Ferse (Bandmaass)	23,5	25,3	23,2
	„ , Breite (Bandmaass)	9,0	8,5	8,2
	Grösster Umfang des Oberschenkels (Bandmaass)	41,5	43,5	39,0
	„ „ der Wade (Bandmaass)	30,0	29,0	27,0
27.	Abstand der Brustwarzen von einander, bei Frauen mit Hängebrüsten an der regulären Mitte gemessen (Bandmaass) . .	20,5	19,4?	17,1
29.	Bauchumfang in der Höhe des Nabels (Bandmaass)	66,0	68,5	63,0

Ketschinki. Ernährungzustand gut. Hautfarbe bräunlich schwarz; die Wangen etwas heller: Brust und Oberarme bräunlich schwarz, nicht zu dunkel. Tättowirt (Zeichnung). Auge regelmässig, horizontal gestellt; Iris dunkelbraun; Lider bläulich gefärbt. Haar am Kopf schwarz, kraus (Haarlocke), Frisur aufgekämmt und Band herum; Schamhaare mässig, unter den Armen, sowie auf dem Körper und Beinen sehr wenig Haarwuchs. Kopf schmal, hoch. Gesicht hoch, oval; Ausdruck angenehm. Stirn ziemlich hoch, etwas gewölbt. Wangenbeine angelegt. Nasenwurzel etwas eingesenkt: Rücken sattelförmig; Flügel etwas stark; weder Pflöcke, noch Ringe. Lippen voll, wenig vortretend. Zähne regelmässig gestellt; Aussehen gut, normal; keine Feilung oder Färbung. Ohrläppchen nicht durchbohrt. Brüste schon etwas hängend: Warzen klein: kein Warzenhof. Waden vorhanden. Hände regelmässig, etwas ausgearbeitet: Handflächen fast weiss. Füsse regelmässig; die grosse Zehe am längsten.

3. Jahomé, aufgenommen am 19. August 1893, ♀, etwa 11—12 Jahre alt, Hausmädchen, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Ketschinki. Erährungszustand regelmässig; Körperbau zierlich. Hautfarbe: Alles ein helleres Bräunlichschwarz. Tättowirt (Zeichnung). Auge regelmässig, horizontal gestellt; Iris dunkelbraun; Lider bläulich gefärbt. (Das Augenlider-Färbemittel kommt von Salaga, auch wird es in Tschantscho gemacht.) Haar am Kopf schwarz, kraus, aufgekämmt, oben hinten in einen Knoten gebunden mit einem Band herum (Haarlocke, Fig. 3). Auf den Armen und Beinen sehr wenig feine Haare. Kopf mittelbreit und -hoch. Gesicht hoch, mittelbreit, mehr rund; Ausdruck freundlich. angenehm. Stirn ziemlich hoch, voll, gewölbt. Wangenbeine angelegt. Nasenwurzel eingesenkt: Rücken sattelförmig; Flügel mässig stark; weder Pflöcke noch Ringe.

4. Mensa, geb. in Ketschinki, Aufn. 23. August ♀	5. Amessofá, geb. in Ketschinki, Aufn. 23. August ♀	6. Gabure, geb. in Jegge, Aufn. 10. Septbr. ♀	7. Berássō, geb. in Ketschinki, Aufn. 10. Septbr. ♀	8. Johóssi, geb. in Perēu, Aufn. 28. Septbr. ♀	9. Akossi, geb. i. Dudukpenue, Aufn. 6. Novbr. ♀	10. Amená, geb. in Atakpáme, Aufn. 26. August ♀	11. Akatulu, geb. in Atakpáme, Aufn. 26. August ♀	12. Ssawalegé, geb. in Perēu, Aufn. 28. August ♂	13. Koffi, geb. in Jegge, Aufn. 10. Septbr. ♂	14. Opansa, geb. bei Jegge, Aufn. 10. Septbr. ♂	15. Ametefu, geb. in Konkoá, Aufn. 20. Septbr. ♂
74,0	74,0	77,0	84,0	84,0	84,0	78,0	79,0	86,0	84,0	83,5	84.5
17,5	18,3	17,5	17,0	20,0	19,0	17.5	18,2	18,6	19,5	19,2	20,5
7,5	7,8	8,8	7,5	8,9	8,5	7,6	7,5	9,0	8,8	8,4	9,7
23,3	24,8	23,0	22,2	24,6	23,6	23,2	23,7 II. länger	26,0	26,0	26,0	27,4
8,4	8,8	9,0	8,6	9,0	9,4	8,2	8,5	10,3	9,5	10,0	10,7
48,0	43,0	45,0	52,0	48,3	49,0	46,0	46,5	53,0	51,0	47,0	53,5
32,8	30,0	31,7	34,0	31,9	32,3	32,0	31,0	37,5	33,0	32,5	36.0
19,0	20,2	19,0	16,5	22,0	23,0	19,8	22,6	21,3	22,0	23,0	19.8
80,0	66,0	73,0	78,0	77.0	80,5	67,0	74,5	75,0	80,0	73,0	76,0

Lippen mässig voll, etwas vortretend, zart. Zähne regelmässig gestellt, normal; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen klein, nicht durchbohrt. Brüste rundlich gewölbt; Warzen regulär; kein Warzenhof. Waden mässig. Hände normal; Finger lang und schmal; das Fleisch unter den Nägeln weis. Füsse regelmässig; die grosse Zehe am längsten.

4. Mensa, aufgenommen am 23. August 1893, ♀, etwa 25 Jahre alt. Hausfrau (hatte unlängst eine Todtgeburt), aus dem Stamme der Adeli, geboren in Ketschinki. Ernährungszustand mittelgut; Körper derb. Hautfarbe bräunlich-schwarz, nicht zu dunkel. Tättowirt (Zeichnung). Augen klein und etwas geschlitzt; Iris dunkelbraun; Lider blau gefärbt. Haar am Kopf schwarz, kraus, kurz geschoren (Haarprobe); Schamhaare schwarz; Körper nicht behaart. Kopf kurz, breit. Gesicht mittelhoch, breit, mehr eckig, gedrungen, wenig intelligent. Stirn mittelhoch, voll. Wangenbeine vortretend. Nasenwurzel regelmässig; Rücken sattelförmig; Scheidewand breit; Flügel stark; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll, etwas vortretend. Die oberen Vorderzähne etwas vortretend, massig; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen nicht durchbohrt. Brüste schon schlaff; Warzen gross, kein Warzenhof. Waden vorhanden. Hände sehr ausgearbeitet; Handflächen und Nägel hell. Füsse regelmässig; die grosse Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 78; Körpertemperatur (Achselhöhle) 36,7°.

5. Amessofá, aufgenommen am 23. August 1893, ♀, etwa 14 Jahre alt, Hausarbeiterin, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Ketschinki. Ernährungszustand gut; Wuchs zierlich. Arme hübsch geformt. Hautfarbe ein helleres Schwarzbraun, wie mittelstark gebrannter Kaffee. Tättowirt (Zeichnung). Augen gross, lebhaft, etwas geschlitzt; Iris dunkelbraun; Lider bläulich gefärbt. Haar am Kopfe

schwarz, kraus, aufgekämmt, oben in einen Zopf gelegt; Spuren von Schamhaaren; Beine schwach und fein behaart. Kopf länglich, schmal, hoch. Gesicht hoch, oval; Ausdruck angenehm, kluge Augen. Stirn mittelhoch, gerade, voll. Wangenbeine wenig vortretend. Nasenwurzel regelmässig; Rücken etwas gesenkt; Scheidewand mittel; Flügel etwas breit; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll, etwas vortretend. Zähne durchscheinend, mittelstark; die vorderen oberen Schneidezähne etwas gross und vorstehend; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen klein, nicht durchbohrt. Brüste rund, hübsch; Warzen regelmässig; etwas Warzenhof vorhanden. Genitalien klein. Waden vorhanden. Hände regelmässig, etwas lange Finger, die am Ende dünner sind; Handflächen und Nägel hell. Füsse regelmässig; die grosse Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 64; Körpertemperatur (Achselhöhle) 37,25°.

6. Gaburĕ, aufgenommen am 10. September 1893, ♀, etwa 25 Jahre alt, Hausfrau, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Jegge. Ernährungszustand normal, kräftig; Wuchs schlank. Hautfarbe wie hellgebrannter Kaffee. Tättowirt (Zeichnung). Augen klein, normal gestellt; Iris hellbraun. Haar am Kopf schwarz, kraus (Haarprobe); Behaarung schwach, rings um den Kopf ein Strich abrasirt; Schamhaare ziemlich reichlich. Kopf kurz, mittelbreit, hoch. Gesicht hoch, etwas breit, oval; Ausdruck angenehm; Farbe etwas heller; lebhafte, hübsche Augen. Stirn hoch, voll. Wangenbeine vortretend. Nasenwurzel wenig eingesenkt; Rücken gerade; Scheidewand breit; Flügel mässig voll; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll. Zähne durchscheinend, fein; etwas einzeln stehend; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen nicht durchbohrt. Brüste etwas hängend; Warzen und Warzenhof normal. Genitalien klein. Waden vorhanden. Hände ausgearbeitet. Füsse normal; die zweite Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 72; Körpertemperatur (Achselhöhle) 37°.

7. Berássō, aufgenommen am 10. September 1893, ♀, etwa 26 Jahre alt, verheirathete Frau, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Ketschinki. Ernährungszustand gut, ziemlich dick. Hautfarbe wie dunkelgebrannter Kaffee. Tättowirt (Zeichnung, Fig. 6*a* u. 6*b*). Auge normal; Iris dunkelbraun. Haar am Kopf kurz geschoren, kraus, schwarz. Körper ganz schwach behaart. Kopf mittel, schmal, niedrig. Gesicht mittelhoch, breit, oval; Ausdruck gutmüthig, dumm; Augen nichtssagend. Stirn mittelhoch, etwas Wulst. Wangenbeine vortretend. Nasenwurzel wenig eingesenkt; Rücken etwas aufwärts gebogen; Scheidewand breit; Flügel stark; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen vortretend. Zähne massig, opak; aus einander stehend; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen sehr klein, nicht durchbohrt. Brüste hängend; Warzen mittelstark; Warzenhof normal. Waden kräftig. Hände kräftig, ausgearbeitet. Füsse klein; die grosse Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 60; Körpertemperatur (Achselhöhle) 36,9°.

8. Jokóssi, aufgenommen am 28. September 1893, photographirt, ♀, etwa 20 Jahre alt, verheirathete Frau, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Perëu. Ernährungszustand proportionirt; Körper schlank. Hautfarbe wie mittelstark gebrannter Kaffee. Tättowirt, auf den Armen unregelmässige Messerstriche (Zeichnung, Fig. 7). Auge normal; Iris dunkelbraun; Lider blau gefärbt. Haar am Kopf etwa 3,5 Zoll lang, emporgekämmt, schwarz, lockig, kraus (Haarprobe); Schamhaare recht kräftig; am Körper schwach. Kopf mittellang, schmal, hoch. Gesicht hoch, oval; Ausdruck gutmüthig, recht angenehm. Stirn hoch, gerade, voll. Wangenbeine sehr wenig vortretend. Nasenwurzel etwas eingesenkt; Rücken gerade; Scheidewand breit; Flügel wenig breit; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen ziemlich zart, ge-

schwungen. Zähne durchscheinend, mehr fein; normal gestellt; von den zwei oberen Schneidezähnen ist die innere Seite abgeschlagen. Ohrläppchen sehr klein, nicht durchbohrt. Brüste länglich; Warzen klein; kein Warzenhof. Waden vorhanden. Hände proportionirt; lange Finger. Füsse normal; die zweite Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 71; Körpertemperatur (Achselhöhle) 38,1°.

9. Akossi, aufgenommen am 6. November 1893, ♀, 22 Jahre alt (von Hrn. Dr. Büttner photographirt in Mittheil. für Fortschungsreisen u. s. w., Bd. VI, Heft 3, 1893), Hausfrau, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Dudukpenne. Ernährungszustand normal; Körper schlank. Hautfarbe wie mittelgebrannter Kaffee. Tättowirt (Zeichnung, Fig. 8). Augen etwas geschlitzt, horizontal gestellt; Iris dunkelbraun; Lider blau gefärbt. Haar am Kopf 5 Zoll lang, aufgekämmt (wie bei Nr. 8), schwarz, kraus (Haarprobe, Fig. 5); die übrige Behaarung sehr schwach. Kopf lang, etwas breit, hoch. Gesicht hoch, oval; Ausdruck gutmüthig. Stirn mittelhoch, etwas schräg, voll. Wangenbeine vortretend. Nasenwurzel etwas eingesenkt; Rücken sattelförmig; Scheidewand und Flügel breit; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll, etwas vortretend. Zähne durchscheinend, einzeln stehend; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen nicht durchbohrt. Brüste länglich, hängend, zitzenförmig; Warzen stark; kein Warzenhof. Waden mässig. Hände regelmässig, aber ausgearbeitet. Füsse breit; die grosse Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 82; Körpertemperatur (Achselhöhle) 37,2°.

10. Amená, verheirathete Frau, im Gruppenbilde photographirt, aufgenommen am 26. August 1893, ♀, etwa 18—20 Jahre alt, aus dem Stamme der Atakpáme, geboren in Atakpáme. Ernährungszustand normal; Körper schlank und zierlich. Hautfarbe wie mittelstark gebrannter Kaffee. Tättowirt (Zeichnung, Fig. 9*a* u. 9*b*). Augen normal; lange Wimpern; Iris dunkelbraun, schimmert etwas bläulich. Haar am Kopf aufgekämmt zu einem Schopfe oben, schwarz (Haarprobe, Fig. 4). Schamhaare vorhanden; auch unter den Armen ziemlich starke, auf Armen und Beinen ganz schwache Behaarung. Kopf kurz, schmal. Gesicht hoch, oval; Ausdruck zierlich angenehm. Stirn hoch, gerade. Wangenbeine sehr wenig vortretend. Nasenwurzel etwas gesenkt; Rücken ziemlich gerade; Scheidewand etwas breit; Flügel wenig geschwollen; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll. Zähne durchscheinend, fein; zwischen den vorderen Schneidezähnen eine Lücke; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen klein; Durchbohrung für feine Ohrringe. Brüste rundlich; Warzen gross; Warzenhof klein. Genitalien klein, stark behaart. Waden vorhanden. Hände ziemlich fein; etwas lange Finger. Füsse regelmässig; die grosse Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 73, Körpertemperatur (Achselhöhle) 36,7°.

11. Akatulú, Frau eines unserer Arbeiter, im Gruppenbilde photographirt, aufgenommen am 26. August 1893, ♀, etwa 20—22 Jahre alt, aus dem Stamme der Atakpáme, geboren in Atakpáme. Ernährungszustand gut, Körper recht robust. Hautfarbe wie mittelstark gebrannter Kaffee. Tättowirt (Zeichnung, Fig. 10*a* und 10*b*). Augen mittelgross, gerade gestellt; schwarze Augenbrauen und Lider; Iris dunkelbraun; Lider nicht gefärbt. Haar am Kopf aufgekämmt, oben im Knoten, schwarz, kraus (Haarprobe, Fig. 2). Schamhaare mittelstark, schwarz; Arme und Beine schwach behaart. Kopf lang, mittelbreit. Gesicht hoch, oval; Ausdruck ernst, nicht sehr intelligent. Augen nicht lebhaft. Stirn mittelhoch, voll. Wangenbeine wenig vortretend. Nasenwurzel eingesenkt; Rücken wenig sattelförmig; Scheidewand mittelbreit; Flügel breit; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll.

Zähne regelmässig, durchscheinend fein: die mittelsten fehlen: weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen durchbohrt, für feine Ohrringe. Brüste etwas hängend; Warzen gross und lang; Warzenhof nicht vortretend. Genitalien regelmässig. Waden vorhanden. Hände recht ausgearbeitet, innen hell. Füsse regelmässig: die zweite Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 73; Körpertemperatur (Achselhöhle) 36,9°.

12. Ssawalgó, lebt beim Vater, König Cóntu, ♂, etwa 25 Jahre alt, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Perëu, aufgenommen am 28. August 1893. Ernährungszustand sehr gut; Wuchs recht stark und voll. Hautfarbe wie schwach gebrannter Kaffee. Tättowirt. Augen normal, ziemlich gross; Iris dunkelbraun. Haar am Kopf kurz geschnitten, schwarz, kraus (Haarprobe). Bart fängt etwas an. Körper etwas behaart. Kopf kurz, mittelschmal, hoch. Gesicht hoch, oval; Ausdruck schön, intelligent; lebhafte Augen. Stirn hoch, gerade. Wangenbeine sehr wenig vortretend. Nasenwurzel etwas gesenkt; Rücken ziemlich gerade; Scheidewand schmal; Flügel etwas breit; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen etwas voll, geschwungen. Zähne normal gestellt, durchscheinend, fein; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen klein, nicht durchbohrt. Brustwarzen normal. Genitalien mittelstark. Waden ziemlich stark. Hände kräftig. Füsse kräftig; die grosse Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 80; Körpertemperatur (Achselhöhle) 36,7°.

13. Kōfí, Familienvater, aufgenommen am 10. September 1893, ♂, etwa 28 Jahre alt, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Jegge. Ernährungszustand normal; Wuchs kräftig. Hautfarbe wie dunkelbrauner Kaffee. Etwas tättowirt. Auge normal; Iris dunkelbraun. Haar am Kopf kurz geschnitten, schwarz, kraus (Haarprobe). Etwas Schnurr- und Kinnbart. Schamhaare regulär, nicht sehr stark; Arme und Beine etwas behaart. Kopf kurz, mittelbreit, hoch. Gesicht hoch, oval; Ausdruck gutmüthig: Augen lebhaft. Stirn mittelhoch, gerade. Wangenbeine angelegt. Nasenwurzel eingesenkt; Rücken gerade; Scheidewand und Flügel breit; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll. Zähne normal gestellt, durchscheinend, massig; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen klein, nicht durchbohrt. Brüste klein, wenig voll; Warzen etwas vorstehend. Genitalien mittelstark. Waden vorhanden. Hände kräftig. Füsse regulär; die grosse Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 87; Körpertemperatur (Achselhöhle) 36,55°.

14. Opanssá, Landarbeiter, aufgenommen am 10. September 1893, ♂, etwa 24 Jahre alt, aus dem Stamme der Adeli, geboren auf einer Farm bei Jegge. Ernährungszustand mittel; Wuchs schlank. Hautfarbe wie dunkelgebrannter Kaffee. Nicht tättowirt. Augen in der Form ähnlich denen der Chinesen; gerade gestellt: Iris dunkelbraun. Haar am Kopf abrasirt, nur hinten und oben ein Büschel, schwarz, kraus (Haarprobe). Der Bart fängt an zu wachsen. Schamhaare vorhanden; der Körper sehr schwach behaart. Kopf kurz, mittelbreit, hoch. Gesicht hoch, schmal, oval: Augen lebhaft; Ausdruck schlau, aber Gesammteindruck stupide, ähnlich dem Chinesen-Gesicht. Stirn niedrig, gerade. Wangenbeine vortretend. Nasenwurzel eingesenkt; Rücken gerade; Scheidewand breit; Flügel gross; weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll. Zähne mehr einzeln, durchscheinend, massig; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen sehr klein, nicht durchbohrt. Brüste und Warzen normal. Genitalien kräftig. Waden vorhanden. Hände ausgearbeitet, lange Finger. Füsse gross, unförmig; die zweite Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 61; Körpertemperatur (Achselhöhle) 36,5°.

15. Ametefí, Arbeiter, aufgenommen am 20. September 1893, ♂, 27 Jahre alt, aus dem Stamme der Adeli, geboren in Konkoá. Ernährungszustand normal;

Wuchs kräftig. Hautfarbe wie mittelstark gebrannter Kaffee. Tättowirt (Zeichnung). Auge weit geschlitzt; horizontal gestellt; Iris dunkelbraun. Haar am Kopf kurz geschnitten, schwarz, kraus (Haarprobe). Kinn-, Backen- und Schnurrbart sehr schwach. Schamhaare vorhanden, der Körper sehr schwach behaart. Kopf mittellang, breit, mittelhoch. Gesicht hoch, breit, eckig; Ausdruck nicht dumm; Augen lebhaft und gutmüthig. Stirn mittelhoch, schräg, voll. Wangenbeine vortretend. Nasenwurzel wenig eingesenkt; Rücken gerade; Scheidewand und Flügel breit weder Pflöcke noch Ringe. Lippen voll, vortretend. Zähne opak, massig; weder Feilung noch Färbung. Ohrläppchen sehr klein, nicht durchbohrt. Brüste und Warzen normal. Genitalien kräftig. Waden vorhanden. Hände sehr kräftig und ausgearbeitet. Füsse sehr kräftig; die grosse Zehe am längsten. Zahl der Pulsschläge in 1 Minute 81; Körpertemperatur (Achselhöhle) 36,8°. —

Hr. R. Virchow:

Das anthropologische Material aus dem Togo-Lande ist bisher nur spärlich geflossen. In der Sitzung unserer Gesellschaft vom 10. Januar 1891 (Verh. S. 44) habe ich dasselbe ausführlich erörtert. Damals lagen die Notizbücher des fleissigen und umsichtigen Stabsarztes Dr. Ludwig Wolf vor; jetzt haben wir das Notizbuch des Hrn. Conradt, welches denselben genau nachgebildet ist. Ich kann nach dieser neuen Probe die Einrichtung solcher Bücher nur wiederholt empfehlen. Alle diese Aufzeichnungen beziehen sich auf Lebende. Ihnen schliesst sich meine eigene Aufnahme an einem jungen Anehó aus Klein-Povo an, den Hr. Hauptmann Kling uns zugeführt hatte (Sitzung vom 20. Juli 1889, Verhandl. S. 543). Für die eigentliche Kraniologie verweise ich auf meine Beschreibung von 3 Kebu-Schädeln (Sitzung vom 21. December 1889, Verhandl. S. 768), welche mir aus dem Nachlasse des Hrn. L. Wolf zugegangen waren.

Die Messungen von Wolf betrafen zum grösseren Theil Leute aus Nachbar-Gebieten: Wei, Mende und Mandingo; für unsere heutige Betrachtung kommen davon nur die eigentlichen Togo-Neger in Betracht. Die an solchen ausgeführten Messungen von Wolf beziehen sich auf 2 Aposso, 14 Kebu und 4 Adeli, im Ganzen 20 Personen; letztere waren mit Ausnahme von 4 Kebu-Weibern sämmtlich männlichen Geschlechts. Dazu kam der schon erwähnte Anehó-Knabe des Hauptmanns Kling.

Das von Hrn. Conradt gesammelte Material bringt die Aufnahme von 15 Personen, von denen nur 2 (Nr. 10 und 11) dem Stamme der Atakpáme angehören, alle übrigen als Adeli bezeichnet sind. Durch dieselben wird die Charakteristik der Eingebornen nicht unerheblich erweitert, zumal da unter den 15 Gemessenen sich 11 weibliche Personen (9 Adeli und 2 Atakpáme) befinden. Meine Betrachtung kann sich also jetzt beziehen auf insgesammt

	Männer	Weiber
Aposso	2	—
Kebu	10	4
Adeli	8	9
Anehó	1	
	21	13
	34 Personen.	

Dabei ist jedoch zu bemerken, dass Wolf, mit Ausnahme einiger Bestimmungen über die Körperhöhe, keine Körpermessungen vorgenommen hatte.

Abgesehen von dem Aneho, sind die Angaben des Hrn. Conradt in dieser Beziehung die ersten vollständigen.

Hr. Conradt hat überdies von sämmtlichen untersuchten Personen Haarproben überbracht und ausserdem Skizzen der Tättowirung gemacht, so dass das thatsächliche Material wesentlich reicher geworden ist. Leider giebt der Reisende keine exakten Angaben über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen, obwohl ihm anscheinend eine Radde'sche Tafel zur Verfügung stand. Seine Messungen aber liegen bis auf ein Paar innerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit, wenngleich vielleicht kleine Korrekturen mehrfach nothwendig wären; ich gebe sie aber unter der Voraussetzung, dass gröbere Irrthümer in der Regel ausgeschlossen sind, und führe einzelne Bedenken an der geeigneten Stelle auf.

Betrachten wir zunächst den Kopf. Wir erhalten folgende Uebersicht:

Tabelle 2.

Berechnete Indices:

Laufende Nr.	Längenbreiten-Index mm	Ohrhöhen-Index mm	Gesichts-Index mm	Nasen-Index mm
		Adeli-Frauen:		
1.	73,2	67,0	82,3	116,6
2.	72,9	69,6	80,3	102,5
3.	82,4	65,1	73,5	100,0
4.	77,6	61,2	74,8	100,0
5.	77,4	64,7	80,4	98,5
6.	77,0	72,2	76,9	97,4
7.	75,7	62,7	74,0	116,6
8.	76,8	74,0	80,0	95,2
9.	76,0	74,8	79,2	115,7
		Atakpáme-Frauen:		
10.	77,5	71,3	79,5	88,4
11.	73,4	69,1	79,6	109,7
		Adeli-Männer:		
12.	80,3	64,4	82,0	87,5
13.	76,5	69,9	88,4	89,5
14.	82,0	79,2	84,1	98,8
15.	77,9	64,1	77,3	106,5

Daraus ergiebt sich für die einzelnen Indices:

1. Schädel-(Längenbreiten-)Index:

	Frauen	Männer	Summa
dolichocephal	3	—	3
mesocephal	7	2	9
brachycephal	1	2	3
	11	4	15

2. Ohrhöhen-Index:

	Frauen	Männer	Summa
orthocephal (60,1—65,0)	3	2	5
hypsicephal (65,1—70,0)	4	1	5
hyperhypsicephal (über 70)	4	1	5
	11	4	15

3. Gesichts-Index:

chamaeprosop (unter 90) sämmtliche.

4. Nasen-Index:

platyrrhin (81,5—87,8)	—	1	1
hyperplatyrrhin (87,9—108,9). . . .	7	3	10
ultraplatyrrhin (über 109)	4	—	4
	11	4	15

Es war daher unter den 15 Individuen kein chamaecephales, kein leptoprosopes und kein lepto- oder mesorrhines. Dieses Resultat stimmt mit den meisten früheren Erfahrungen überein: nur bei einem Kebu-Schädel fand ich einen chamaecephalen und bei dem Anehó einen mesorrhinen Index. Besonders bemerkenswerth erscheint die ausnahmslose Chamaeprosopie und die fast, ja bei Frauen ganz ausnahmslose Hyper- und Ultraplatyrrhinie.

Was die letztere anbetrifft, so hat das Lebensalter anscheinend keinen Einfluss darauf, denn von den 4 ultraplatyrrhinen Personen weiblichen Geschlechts war die eine 14, die zweite 20—22, die dritte 22, die vierte 26 Jahre alt. Der niedrigste (einfach platyrrhine) Nasen-Index fand sich bei einem 25 jährigen Mann (Nr. 12). Auch die Körperhöhe liess keine Beziehung zu der Entwickelung der Ultraplatyrrhinie erkennen, denn sie betrug bei den oben angeführten Frauen 1480 (Nr. 1), 1551 (Nr. 11), 1638 (Nr. 9) und 1514 (Nr. 7). Bei dem zuletzt erwähnten Manne war sie 1690 *mm*.

Der Schädel-Index war bei 3 Individuen brachycephal: bei der 11 bis 12jährigen Jahomé, bei dem 25 (?) Jahre alten Ssawalgó und dem 24 (?) Jahre Opanssá. Ssawalgó wird als Sohn des Königs Cóntu bezeichnet; er gehörte also vielleicht einer fremden Familie an, sei es, dass der Vater aus einer solchen stammte, oder dass die Mutter importirt war. Von Opanssá wird angegeben, dass sein Gesicht, insbesondere die Augen, etwas Chinesisches an sich hatten. Auf alle Fälle hat das Vorkommen von 3 Brachycephalen unter 15 Individuen etwas recht Auffallendes an sich, da die Brachycephalie an dieser Küste fast ganz fehlt (Verhandl. 1889, S. 783). In Wolf's Messungen näherte sich nur ein Aposso mit 79,3 der Brachycephalie (Verhandl. 1891, S. 48).

Ueberwiegend häufig ist der mesocephale Index: 7 von 11 Frauen und 2 von 4 Männern, also 9 unter 15, zeigten denselben. Aus den Messungen von Wolf hatte ich berechnet (Verhandl. 1891, S. 48), dass die Mittelzahlen für die Aposso und Adeli mesocephal lauten, dagegen erwiesen sich sämmtliche 14 Kebu als dolichocephal. Auch der Anehó hatte einen dolichocephalen Kopf. Von den Adeli des Hrn. Conradt hatten nur 2, von den Atakpáme 1, und zwar sämmtlich Frauen, diesen letzteren Typus. Es muss weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben, zu ermitteln, welches der Grund dieser Verschiedenheiten ist, insbesondere welche Stellung die Kebu zu den Adeli einnehmen.

Der Ohrhöhen-Index ist am meisten inconstant. Es wird dies um so weniger auffallen, da eine noch grössere Inconstanz von mir bei dem eigentlichen Höhen-Index der Kebu ermittelt worden ist (Verh. 1889, S. 722). Schon damals

hatte ich übrigens eine bemerkenswerthe Incongruenz zwischen dem eigentlichen Höhen-Index und dem Ohrhöhen-Index gefunden, woraus ich eine sehr verschiedene Höhenlage des äusseren Gehörganges bei den einzelnen Personen folgerte. Immerhin ist das absolute Fehlen der Chamaecephalie bei den jetzigen Messungen wichtig.

Nichtsdestoweniger ergiebt sich unter der doch nur kleinen Zahl dieser Messungen, wenn man den Längenbreiten- und den Ohrhöhen-Index in eine einzige Bezeichnung zusammenfasst, eine recht grosse Breite der vorgekommenen Combinationen:

	Frauen	Männer
orthobrachycephal	—	1
hypsibrachycephal	1	—
hyperhypsicephal.	—	1
orthomesocephal	3	1
hypsimesocephal	—	1
hyperhypsimesocephal . . .	4	—
hypsidolichocephal	3	—

Die Maasse für den horizontalen und den vertikalen (queren) Umfang des Kopfes (in Tabelle 1 unter Nr. 24 und 25), welche an sich am meisten dazu geeignet sind, die Grösse des letzteren zu beurtheilen, sind verhältnissmässig hoch ausgefallen: das erstere ergab zwischen 500 und 564, das andere zwischen 305 und 369 *mm*. Diese Zahlen dürften jedoch kaum als sichere Anhaltspunkte für das Urtheil gelten können. Zum Vergleich mögen die Zahlen herangezogen werden, welche ich von west-afrikanischen Schädeln, darunter auch Kebu-, erhalten habe (Verh. 1889, S. 783). Wahrscheinlich hat die starke Behaarung bei den Lebenden das Anliegen des Bandmaasses an die Haut zu stark behindert. Trotzdem ersieht man mit Sicherheit, dass sämmtliche Köpfe, auch die der jungen Mädchen, kräftig entwickelt waren.

Die Angaben des Reisenden über die Form der Schädel können, insofern sie nach dem äusseren Anblick gemacht sind, gegenüber den wirklichen Zahlen nur eine untergeordnete Bedeutung haben, indess habe ich sie unverändert stehen lassen. Nur die „senkrechte Höhe des Kopfes vom Schädel bis zum unteren Kinn in aufrechter Stellung (Nr. 9, Tab. 1) giebt zu einem Zweifel in Betreff der Zahlen Veranlassung. Wenn die 14jährige Jokossí schon eine Kopfhöhe von 216 *mm* gehabt hätte, so erscheinen die Zahlen 202 für die 18—22jährige Amená, 204 für die 24jährige Amessofá, 208 für die 16jährige Assibí schwer glaublich, zumal im Hinblick auf die gesammte Körperhöhe; die zuerst genannte Zahl dürfte also wohl verschrieben (216 statt 206?) oder unrichtig gemessen sein. Das eine ist so leicht möglich, als das andere. Nimmt man nur die 6 Frauen von 20 Jahren und mehr zusammen, so ergiebt sich für die gesammte Kopfhöhe ein Mittel von 229, während die 4 Männer ein Mittel von 241 haben. Diese Mittelzahlen stimmen recht gut sowohl mit dem fortschreitenden Wachsthum des Gesichts bei den Frauen, als auch mit der Geschlechtsdifferenz des weiblichen und des männlichen Kopfes.

In starkem Gegensatze dazu steht die grosse Veränderlichkeit der basilaren Länge (Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel, Nr. 20) in den einzelnen Kategorien, namentlich in der weiblichen. Innerhalb der letzteren besteht eine Differenz von 119 — 105 = 14 *mm*; die niedrigsten Zahlen (105 und 109) finden sich bei Atakpáme-Frauen von 18—22 Jahren, während unter den Adeli-Frauen die 11—12jährige Jahomé 115 *mm*, genau so viel wie die 16jährige Assibí, der 24jährige Opanssá und die 25jährige Mensa, gemessen haben soll, — und dabei waren Jahomé und Opanssá brachycephal, Mensa mesocephal und Assibí

dolichocephal! Die Differenz in der männlichen Gruppe beträgt 126—115 = 11 *mm*, dabei zeigt der brachycephale Ssawalgó 122, der mesocephale Ameteft 126. Hier ist also ein sehr geringer Einfluss des Geschlechts und gar kein Einfluss des Alters und des Wachsthums zu erkennen.

Für das Verhalten der Kieferknochen ist nur aus der Beschreibung der Lippen und Zähne etwas zu entnehmen, aber im Ganzen recht wenig, so dass die Frage nach der Häufigkeit und der Grösse der Prognathie offen bleibt. Die Lippen werden bei Nr. 1, 7 und 15 als vortretend, bei Nr. 2 als wenig, bei Nr. 3, 4, 5 und 9 als etwas vortretend bezeichnet; bei den übrigen scheint auch das nicht der Fall gewesen zu sein. Von den Zähnen heisst es nur bei Nr. 4 und 5, dass die oberen Schneidezähne etwas vortreten. Eine ausgemachte Prognathie ist daraus nicht zu erkennen. Ich bemerke daher ausdrücklich, dass bei dem Anehó die oberen Schneidezähne orthognath waren (Verh. 1889, S. 543). Von den 3 Kebu-Schädeln dagegen hatte der eine „einen prognathen Alveolarfortsatz am Oberkiefer", die beiden anderen waren „sehr prognath" (ebendas. S. 769, 771, 772). Ob hier constante Unterschiede der Stämme hervortreten, muss einer späteren Untersuchung zu entscheiden vorbehalten werden.

Künstliche Deformation des Gebisses wird mehrfach erwähnt. Von Nr. 11 heisst es, dass die mittelsten Schneidezähne fehlten, und von Nr. 8, dass die 2 oberen Schneidezähne an der inneren Seite abgeschlagen waren. Viel häufiger ist das Auseinanderdrängen der Zähne: bei Nr. 10 fand sich zwischen den vorderen Schneidezähnen eine Lücke, bei Nr. 7 waren die Zähne aus einander stehend, bei Nr. 6, 9 und 14 standen sie „etwas einzeln" oder „mehr einzeln". Bei dem ersten Kebu-Schädel hatte ich schon früher bemerkt, dass die medianen Schneidezähne des Unterkiefers durch eine V förmige Lücke getrennt waren (Verh. 1889, S. 769). Sonst ist weder Feilung, noch anomale Färbung erwähnt.

Die durchgehende Platyrrhinie ist schon früher hervorgehoben; wegen der Beschreibung der einzelnen Nasen kann auf die obige Zusammenstellung aus dem Aufnahmebuch verwiesen werden. Nur auf ein Verhältniss möchte ich besonders aufmerksam machen. Die interoculare Distanz (Entfernung der inneren Augenwinkel von einander) variirte bei den Frauen zwischen 41 und 31, also um 10 *mm*, bei den Männern nur zwischen 38 und 34, also um 4 *mm*. Das grösste Maass wurde bei der 16jährigen Assibí (41) und bei der 14jährigen Amessofá (40) erhoben, das geringste (31 *mm*) bei der 26jährigen Berásso und der 18—20jährigen Amená. Eine Beziehung zwischen der Grösse der interocularen Distanz und dem Nasenindex lässt sich nicht erkennen. Wenn man z. B. die 4 ultraplatyrrhinen Frauen nimmt, so findet sich das höchste Maass (116,6) bei der 14jährigen Jokossí mit 33,5 *mm* Distanz und bei der 26jährigen Berássō mit 31 *mm* Distanz, das nächsthohe (115,7) bei der 22jährigen Akossi mit 36 *mm* und das letzte (109,7) bei der 20—22jährigen Akatulú mit 32,5 *mm* Distanz.

Trotz der Constanz des chamaeprosopen Gesichtsindex ist das Gesicht in der Grösse äusserst verschieden. Bei den Männern schwankt die Höhe des Gesichts nur zwischen 119 und 115, also um 4 *mm*, bei den Frauen von 18 Jahren und darüber zwischen 98 und 105, also um 7 *mm*, wobei das geringste Maass auf die 26jährige Berássō, das höchste auf die 25jährige Gaburé fällt. Keine der Frauen erreicht das Minimum der Männer. — Andererseits haben die Männer eine Jugalbreite von 130—152 *mm*, Differenz 22 *mm*, die Frauen über 18 Jahre eine solche von 123—136,5, also Differenz 13,5 *mm*. Die niedrigsten Zahlen finden sich

bei den beiden Atakpáme-Weibern. Die relative Grösse der Jugaldistanz drückt den Gesichtsindex auf das chamaeprosope Maass (unter 90) herab.

Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, dass eine Reform in der Aufstellung der Gesichts-Indices nöthig ist, dass namentlich zwischen die beiden grossen Gruppen der Lepto- und Chamaeprosopie eine dritte Gruppe der Mesoprosopie eingeschoben werden muss (Verhandl. 1891, S. 58). Halten wir 90 als die niedrigste Grenze der Leptoprosopie fest, so wäre innerhalb der jetzt gebräuchlichen Gruppe der Chamaecephalie eine mittlere Gruppe der Mesoprosopie auszuscheiden. Wenn z. B. für diese neue Gruppe die Zahl 75 als untere Grenze gewählt würde, so erhielten wir für die vorliegenden Messungen an Lebenden die Eintheilung in 9 Meso- und 6 Chamaeprosope, wobei 5 Frauen und alle 4 Männer der Mesoprosopie zufielen. —

Betrachten wir nunmehr einige Körper-Messungen.

Die Körperhöhe (Grösse, Länge) schwankt bei den Männern zwischen 1714—1666, also Differenz 48 *mm*, im Mittel 1683 *mm*; bei den Weibern von 16 Jahren und darüber zwischen 1638—1514, Differenz 124, Mittel 1580 *mm*. Die Differenz zwischen dem kleinsten Manne (Opanssá, Nr. 15) und der grössten Frau (Akossi, Nr. 9) beträgt nur 28 *mm*, dagegen die Differenz der männlichen und der weiblichen Mittelzahl 103 *mm*.

Da die Männer sich sämmtlich in einem Alter von 24—28 Jahren befanden, so ist ein Schluss auf Wachsthumsverhältnisse bei ihnen unthunlich. Ich kann nur erwähnen, dass der jugendliche Anehó Amussu 1735 *mm* hoch war, also die 4 Adeli-Männer übertraf. Die Messungen von Wolf (Verhandl. 1891, S. 63) ergaben für 4 Adeli zwischen 20—30 Jahren eine Körperhöhe von 1641—1726 *mm*, für 2 Aposso zwischen 25—35 Jahren 1602 und 1588 *mm*, wobei das kleinere Maass dem älteren Manne angehörte. Bei 9 Kebu fand derselbe Beobachter 1714—1589, Differenz 125, Mittel 1649 *mm*, wobei allerdings das kleinste Maass dem auf „etwa" 18 Jahre geschätzten Odunnu, das grösste dem 20—25 Jahre alten Jamissi zugehörte. Allein die blosse Schätzung des Alters gewährt wenig Sicherheit, zumal da der auf 18—20 Jahre geschätzte N'Dassu 1685 *mm* hatte. Immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, dass bei den Togostämmen das Wachsthum noch über das 20. Jahr hinaus fortdauert.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse für die Frauen. Hier fand Hr. Conradt bei der 11—12jährigen Jahomé 1393, bei der 14jährigen Jokossí 1480 *mm*, aber die gleichfalls als 14jährig angenommene Amessofá hatte schon 1523 *mm*, also mehr als die 26jährige Bérassō mit 1514 *mm*. Man kann daher annehmen, dass wenigstens gelegentlich schon zur Zeit der Pubertät der Körper die Verhältnisse einer Erwachsenen erreicht. Da die höchsten Zahlen, 1635 bei der 20jährigen Jokossí und 1638 bei der 22jährigen Akossi notirt sind, so scheint es, dass um die Zeit von 20—22 Jahren bei den Frauen der Abschluss des Körperwachsthums stattfindet. — Bei 4 Kebu-Frauen fand Wolf Höhen von 1582—1459, Differenz 123, Mittel 1535 *mm*; hier gehörte die höchste Zahl einer etwa 35jährigen, die niedrigste einer 16—18 Jahre alten Person an, aber auch hier wird die Höhe eines anderen Mädchens von 16—18 Jahren zu 1557 *mm* angegeben. Ein erhebliches Wachsthum über 18 Jahre hinaus kann also kaum angenommen werden.

Nach den Angaben des Hrn. Conradt war die Klafterlänge durchweg grösser, als die Höhe. Aber die Differenzzahlen sind so verschieden, dass ich Irrthümer in der Messung oder Aufzeichnung der Zahlen für wahrscheinlich halte. Die Differenz beträgt nehmlich

Tabelle 3.

bei Frauen		bei Männern	
Nr. 1	70 *mm*	Nr. 12	110 *mm*
„ 2	32 „	„ 13	71 „
„ 3	87 „	„ 14	94 „
„ 4	34 „	„ 15	76 „
„ 5	57 „		
„ 6	25 „		
„ 7	19 „		
„ 8	147 „		
„ 9	52 „		
„ 10	10 „		
„ 11 . . .	81 „		

Eine Differenz von 147 *mm* bei einer 20jährigen Person ist schwerlich zulässig; schon die Differenz von 110 *mm* bei dem 25jährigen Prinzen überschreitet die wahrscheinliche Grenze. Sieht man von diesen beiden Fällen ab, so beträgt die Differenz bei den Männern 94—71 = 23, bei den Frauen über 14 Jahren 81—10 = 71 *mm*. Dabei werden in Betreff der Frauen immer noch Zweifel wachgerufen, zumal da sich ungewöhnlich grosse Differenzen schon bei den jüngsten Mädchen ergeben: bei Jahomé 87, bei Jokossí 70 und bei Amessofä 57 *mm*. Trotz dieser Zweifel dürfte doch als Thatsache stehen bleiben, dass die Differenz zwischen Klafterweite und Körperhöhe bei den Frauen grösser ist, als bei Männern.

Leider ist eine exakte Erledigung der weiteren Frage, wie viel zu diesen Verhältnissen die Oberextremitäten beigetragen haben, nach den Zahlen des Hrn. Conradt nicht zu erzielen. Denn wenn man aus den Zahlen für die Schulterbreite (Nr. 28 in Tabelle 1) und den Arm (Höhe der Schulter minus Höhe des Mittelfingers) die Klafterweite zu berechnen versucht, so erhält man stets zu grosse Zahlen. Der Arm von Jokossí wäre darnach 700 *mm* lang, 2 × 700 = 1400 + 364 (Schulterbreite) = 1764; die Klafterweite beträgt aber nur 1550. Woher die überschiessenden 214 *mm* kommen, ist nicht zu ersehen. Bei Johóssi (Nr. 8) berechnet sich die Armlänge auf 790 *mm*, 2 × 790 = 1580 + 370 = 1950; Klafterlänge 1635 *mm*, Differenz 315 *mm*. Ich kann daher nur sagen, dass die mittlere Armlänge nach den Zahlen des Hrn. Conradt sich für die Männer auf 804, für die Frauen auf 729 *mm* berechnet: Differenz 75 *mm* zu Gunsten der Männer, während die Höhe des Beins (bis zum oberen Rande des Hüftknochens) bei Männern 988, bei Frauen 825[1]), Differenz 163 *mm*, betragen würde. Darnach liesse sich allerdings vermuthen, dass bei den Männern die Beine, bei den Weibern die Arme verhältnissmässig mehr entwickelt sind. —

Ich möchte nun noch ein Paar Vergleichungen über Proportionen von Körpertheilen anstellen, welche mir besonders interessant erscheinen und für welche die Zahlen des Hrn. Conradt eine grössere Sicherheit gewähren. Es sind dies zunächst die Verhältnisse der senkrechten Höhe des Kopfes und der Länge des Fusses zu der Körperhöhe. In nachstehender Tabelle gebe ich unter *A* für den Kopf, unter *B* für den Fuss die Einzelberechnungen der eben erwähnten Verhältnisszahlen: dieselben geben an, um wie vielmal die Maasse für Kopfhöhe und für Fusslänge in dem Maasse der Körperhöhe enthalten sind.

1) Darin steckt freilich das höchst unwahrscheinliche Maass von 1020 *mm* für die Beinlänge von Johóssi.

Tabelle 4:

		A	B	Differenz
Frauen	Nr. 1	6,8	6,2	− 0,6
„	„ 2	7,6	6,2	− 1,4
„	„ 3	6,7	6,0	− 0,7
„	„ 4	6,8	6,1	− 0,7
„	„ 5	7,4	6,5	− 0,9
„	„ 6	6,9	6,9	0,0
„	„ 7	7,1	6,8	− 0,3
„	„ 8	6,9	6,6	− 0,3
„	„ 9	6,8	6,9	+ 0,1
„	„ 10	7,8	6,8	− 1,0
„	„ 11	6,5	6,5	0,0
Männer	„ 12	6,9	6,5	− 0,4
„	„ 13	6,6	6,4	− 0,2
„	„ 14	7,0	6,4	− 0,6
„	„ 15	7,3	6,2	− 1,1
	Mittel	7,0	6,4	− 0,6

Nur einmal, bei der 22jährigen Akossi (Nr. 9) ist die Zahl für die Fusslänge um ein Geringes grösser, als die für die Kopfhöhe; zweimal, bei der 25jährigen Gabure (Nr. 6) und bei der 20 — 22 jährigen Akatulú (Nr. 11), decken sich beide Zahlen vollständig. In allen übrigen Fällen ist die Zahl für die Kopfhöhe grösser, und zwar in maximo um 1,4, in minimo um 0,2. Im Einzelnen besteht eine grosse individuelle Variation, die weder von dem Geschlecht, noch von dem Alter abhängig ist, und die auch in beiden Reihen keine Congruenz zeigt. Man kann nur sagen, dass die beiderseitigen Verhältnisszahlen nur wenig von einander abweichen. Die Differenz der gemittelten Werthe beider Reihen beträgt nur 0,6.

Für die Fusslänge bestätigt sich die für die schwarze Rasse so gewöhnliche Erfahrung, dass sie verhältnissmässig gross ist. Während die gemittelte Zahl für die Kopfhöhe (7,0) ungefähr dem bei anderen Rassen so häufigen Mittel für die Fusslänge entspricht, bleibt die Zahl für die Fusslänge hinter demselben zurück. Dabei wird von Hrn. Conradt in 4 Fällen angegeben, dass die zweite Zehe am meisten vorgetreten sei: unter den Frauen war dies der Fall bei der 25jährigen Gabure (Nr. 6), bei der 20jährigen Johóssi (Nr. 8) und bei der 20 bis 22jährigen Akatulú (Nr. 11), unter den Männern nur bei dem 24jährigen Opanssá (Nr. 14). Die eben erwähnten 3 Frauen waren sämmtlich verheirathet. Ob die Verlängerung der II. Zehe zu ihrer Schönheit beigetragen hat, wird nicht gesagt; im Ganzen kann auch für diese Neger festgestellt werden, dass die grössere Länge der grossen Zehe die Regel ist. Denn unter den 15 gemessenen Personen traf dies bei 11 zu, also in 73 pCt., und zwar bei 8 Frauen und 3 Männern.

Wegen der Umfangsmaasse der Ober- und der Unterschenkel verweise ich der Kürze wegen einfach auf die entsprechenden Nummern der Aufnahme-Tabelle 1. —

Von besonderem Interesse ist demnächst die jetzt in genügender Weise ermöglichte Feststellung der Beschaffenheit des Haarwuchses. Da von jeder der gemessenen Personen eine Probe des Kopfhaares vorliegt, so lassen sich die verschiedenen Zustände desselben bequem übersehen. Auch ist dadurch eine werthvolle Controle der Angaben des Reisenden ermöglicht.

Es mag nun zunächst bemerkt werden, dass sich gezeigt hat, wie nothwendig eine solche Controle auch bei sehr sorgfältigen, aber für anthropologische Zwecke nicht genau geschulten Beobachtern ist. Erfahrungsgemäss ist nichts schwieriger, als eine sichere Beschreibung der Haare zu erlangen. Ganz besonders gilt dies von dem sogen. Wollhaar der schwarzen Rassen. Unsere Aufnahmeblätter enthalten daher (mit Ausnahme von „wollig") sowohl für die Farbe, als für die Form der Haare sämmtliche möglichen Bezeichnungen, so dass der Reisende nur nöthig hat, daraus die für den einzelnen Fall passende Bezeichnung zu wählen. So heisst es auch in dem Aufnahmebuch, welches Hr. Conradt benutzt hat, unter Nr. 16 (Kopfhaar, Form): „straff, schlicht, wellig, lockig, kraus, spiralgerollt." Begreiflicherweise liegt das Hauptinteresse in der letzten Bezeichnung, die gerade für die Stellung der afrikanischen Schwarzen entscheidend ist. Nun hat aber Hr. Conradt ausnahmslos bei allen Personen diese Bezeichnung gestrichen und nur die voraufgehende Bezeichnung „kraus" stehen lassen, wobei er jedoch in höchst dankenswerther Weise Angaben gemacht hat, wo zur Herstellung einer besonderen Tracht das Haar künstlich verändert worden ist. Abgesehen von Jokossí (Nr. 1) und Assibí (Nr. 2), wo auf der Haarprobe geschrieben steht: „aufstehende Frisur mit Band herum", ist von 6 Frauen (Nr. 3, 5, 8, 9, 10, 11) angegeben, dass das Haar „aufgekämmt" war, und es ist auch eine Skizze eingetragen, wie daraus auf dem Kopfe, mehr nach hinten, ein „Schopf" (ein andermal ein „Knoten") gebildet war[1]. Für diesen Zweck lässt man das Haar länger auswachsen, in einem Falle (Nr. 9) bis zu 5 Zoll Länge, während es sonst kurz abgeschoren wird. In dieser Angabe ist ersichtlich die sonst vermisste Correktur enthalten, denn es liegt auf der Hand, dass bei längerem Haar durch das „Aufkämmen" die Form stärker verändert werden muss. Daraus erwächst für den Reisenden die Aufgabe, zwischen der natürlichen und der künstlichen Form zu unterscheiden, und wir selbst werden Sorge tragen müssen, in den vorgedruckten Bezeichnungen unserer Aufnahmeblätter die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken.

Bei einer Vergleichung der mitgebrachten Haarproben stellt sich nun heraus, dass alle diese Proben ohne Ausnahme ursprünglich spiralgelocktes Haar zeigen. Legt man die Proben von den 6 Frauen mit „aufgekämmtem" Haar neben einander, so kann man die Wirkung des Kämmens ganz deutlich übersehen. Ich habe darnach von Hrn. Eyrich Zeichnungen anfertigen lassen und lege die entsprechenden Abbildungen (Fig. 1—5) vor. Dieselben zeigen das Haar in natürlicher Grösse. Ich bemerke dabei, dass nichts in der Zeichnung künstlich hinzugethan ist; im Gegentheil sind die Abbildungen etwas weniger anschaulich, als die Objekte selbst, da sowohl die Feinheit der einzelnen Haare, als auch die röhrenförmige Bildung der Spiralrollen sich nicht in voller Deutlichkeit haben wiedergeben lassen. Immerhin wird auch so ersichtlich werden, wie die Spiralrollen durch das Kämmen allmählich sich auflösen und das Haar gestreckt wird, wobei es aus dem ursprünglichen „Pfefferkorn" (Fig. 1) endlich zu einer nur noch welligen Locke (Fig. 5) ausgezogen wird. Natürlich ist dieser künstliche Zustand an dem distalen Ende besonders ausgeprägt, während an dem proximalen Ende, nahe am Ansatz, sich noch länger die Spiralrollen erhalten oder wenigstens noch erkennen lassen (Fig. 2—4). Damit ist denn ein lange gesuchtes Requisit erfüllt und eine Quelle der Irrthümer klargelegt. Es würde nur noch zu wünschen sein, dass

1) Die Contouren des Kopfes in den folgenden Figuren 7—10 sind von meinem Zeichner darnach eingerichtet, aber, wie die sonstige Gesichtsbildung, frei erfunden, also nur als beliebige Unterlage für die Tättowirungs-Zeichnung zu betrachten.

irgendwo Gelegenheit gesucht würde. festzustellen, wie lang das Haar der Neger auswächst, wenn es überhaupt nicht geschoren wird, und wie sehr es in die bloss „krause" oder „wellige" Form gebracht werden kann wenn man es regelmässig kämmt und anfeuchtet.

Figur 1—5 Haarproben von Adeli- und Atakpáme-Frauen.

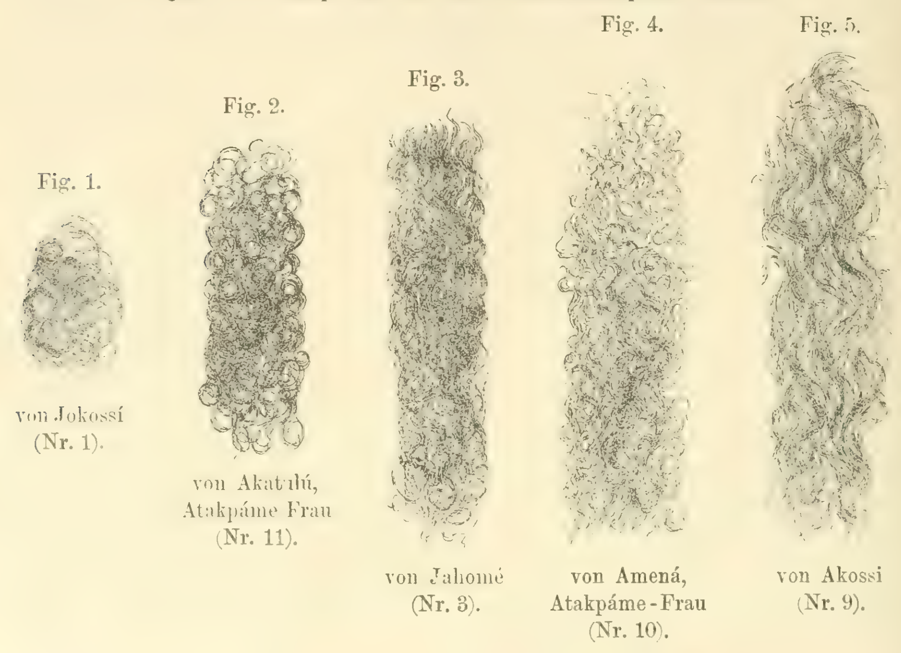


Fig. 1. von Jokossí (Nr. 1).

Fig. 2. von Akatulú, Atakpáme Frau (Nr. 11).

Fig. 3. von Jahomé (Nr. 3).

Fig. 4. von Amená, Atakpáme-Frau (Nr. 10).

Fig. 5. von Akossi (Nr. 9).

Von den sonstigen makroskopischen Eigenschaften des Haares erwähne ich, dass die Dicke der einzelnen Haare sehr verschieden ist. Besonders stark sind die der Männer Nr. 12, 13 und 15, während die von Opanssá (Nr. 14) feiner sind, aber trotzdem schöne Spiralrollen zeigen; unter den Frauen haben Mensa (Nr. 4), Jokossí (Nr. 1), Akossi (Nr. 9) und Akatulú (Nr. 11) verhältnissmässig dicke Haare. Die Farbe ist vorwiegend rein schwarz, jedoch haben die Frauen Nr. 5, 8 und 10 einen deutlich bräunlichen Schimmer.

Mikroskopisch finde ich durchweg braune Färbung, nicht nur im Ganzen, sondern auch an den einzelnen, sehr feinen Pigmentkörnchen, die freilich öfters recht dunkel sind. Von einem Markstreifen habe ich keine Spur angetroffen; das sehr gleichmässige Centrum ist ganz hell und nur hier und da von einzelnen Pigmentkörnchen durchsetzt. Letztere liegen am dichtesten angehäuft in der Rinde, am stärksten dicht unter der ganz farblosen, zum Theil recht dicken Cuticula. Hier sind sie stets in Form feinster kurzer Spindeln angeordnet, zwischen welchen die Grundsubstanz ganz farblos ist. Das Pigment hat, wo es hellbraun aussieht, einen gelblichen Schimmer. Der Farbenton wechselt, je nach der Richtung der Aufsicht: so erscheint er bei Akossi (Nr. 9) auf Querschnitten schwarz, auf Längsschnitten braun, obwohl das Haar im Grossen rein schwarz aussieht. Die Form der Querschnitte ist überwiegend abgeplattet, sehr häufig bohnenförmig indem die eine Seite leicht concav oder gerade, die andere flach gewölbt ist. Dazwischen giebt es aber auch dreieckige und runde Formen, so dass, wenn man einen Haufen von Querschnitten auf einmal überblickt, man

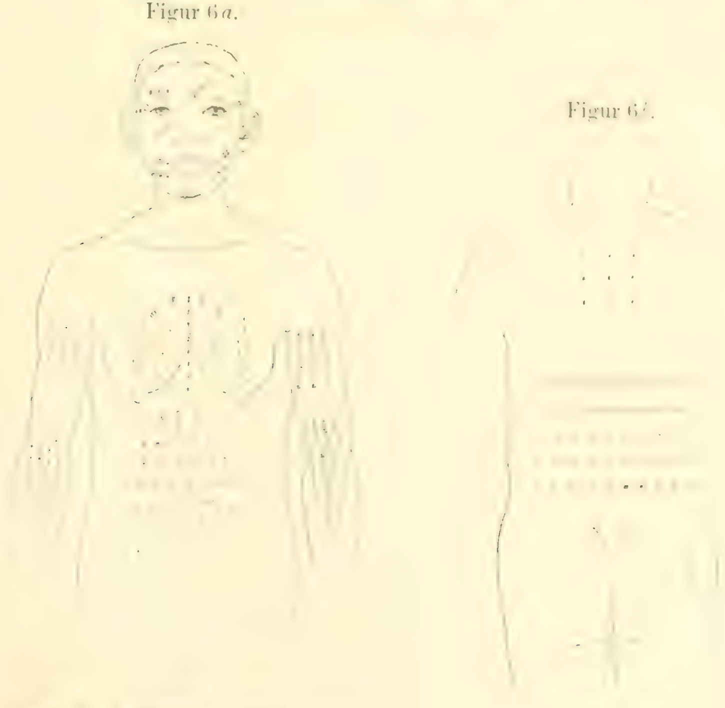
nicht nur abgeplattete, eckige und runde, sondern auch gröbere und feinere Stücke durch einander sieht. Ganz besonders tritt dies bei Kofi, einem Adeli-Manne von etwa 28 Jahren (Nr. 13), hervor. —

Das Haar am übrigen Körper (ausser dem Kopfhaar) wird fast überall als schwach angegeben. Dies gilt schon von dem Barte bei den Männern. Selbst bei den auf 25 und 24 Jahre geschätzten Personen Nr. 12 und 14 heisst es: „Bart fängt etwas an", oder „fängt an". Nr. 13, auf 28 Jahre geschätzt, hat „etwas Schnurr- und Kinnbart", und von Nr. 15, 27 Jahre alt, wird gesagt: „Kinn-, Backen- und Schnurrbart sehr wenig". Unter den Weibern wird nur einmal, bei Nr. 10, 18—20 Jahre alt, eine ziemlich starke Behaarung angegeben, jedoch wird hinzugesetzt: „an Armen und Beinen schwach". Die nur etwa 11—12 Jahre alte Jahome (Nr. 3) hatte noch kein Schamhaar; bei den 14jährigen Mädchen Nr. 1 und 5 war dasselbe schwach oder erst in Spuren vorhanden, obwohl ersteres seit 6 Monaten menstruirt war. Erst bei älteren Frauen, z. B. Nr. 6, war es „ziemlich reichlich". —

Von der Haut fehlen zahlenmässige Angaben über die Farbe. In der Regel vergleicht Hr. Conradt dieselbe mit der Farbe von gebranntem Kaffee, wobei er folgende Variationen gebraucht: schwach gebrannt (Nr. 12), heller gebrannt (Nr. 6), mittelstark gebrannt (Nr. 5, 8—11, 15), dunkler gebrannt (Nr. 7, 13, 14). Aus den ersten Nummern geht hervor, dass er damit schwarzbraun (Nr. 1) oder bräunlichschwarz (Nr. 2—4) meint, denn bei Nr. 5 wird als gleichbedeutend gesagt: „helleres Schwarzbraun" und „mittelstark gebrannter Kaffee", und bei Nr. 2 und 4 wird noch hinzugesetzt: „nicht zu dunkel", bei Nr. 3: „helleres bräunlichschwarz". Nur bei Nr. 2 wird noch beigefügt: „Wange etwas heller".

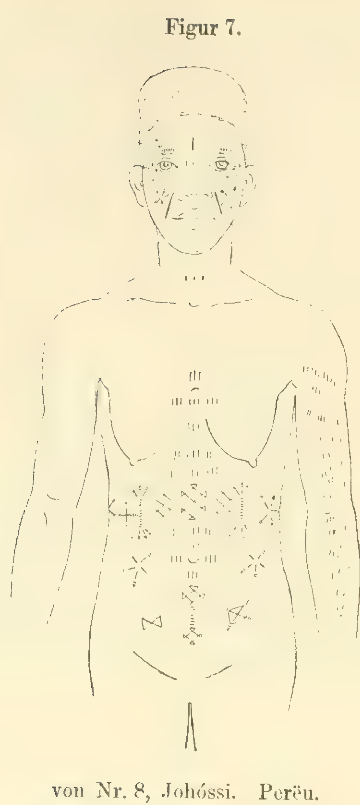
Figur 6—8. Tättowirungen von Adeli-Weibern.

Figur 6a. Figur 6b.



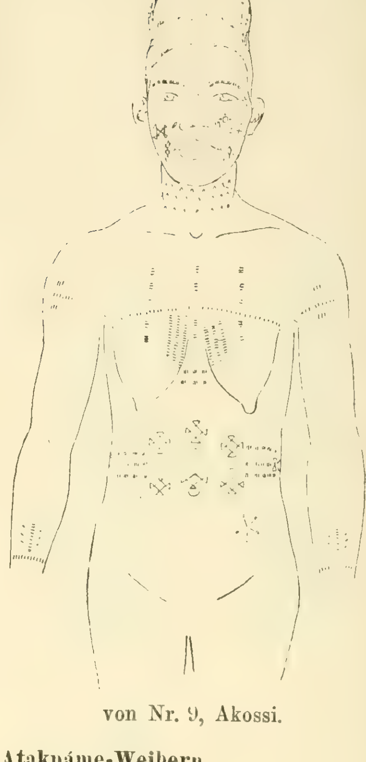
von Nr. 7. Berássö. Vorderseite. Rückseite.

Figur 7.



von Nr. 8, Johóssi. Perëu.

Figur 8.



von Nr. 9, Akossi.

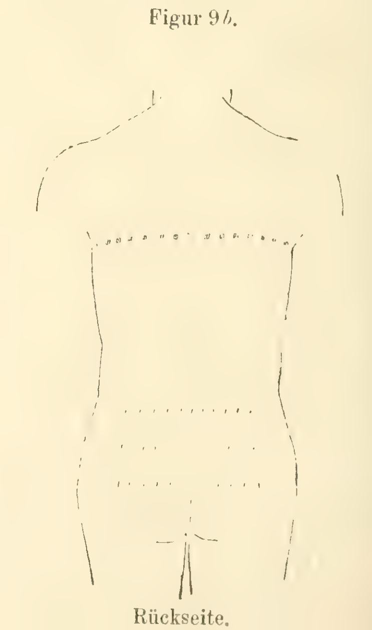
Figur 9—10. Tättowirungen von Atakpáme-Weibern.

Figur 9*a*.



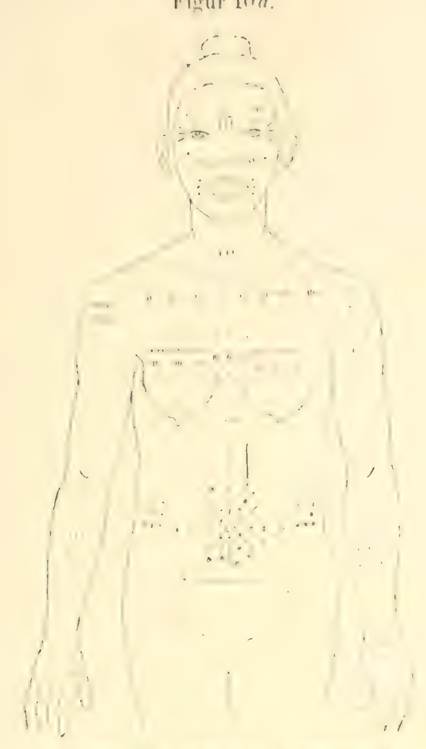
von Nr. 10, Amená. Vorderseite.

Figur 9*b*.



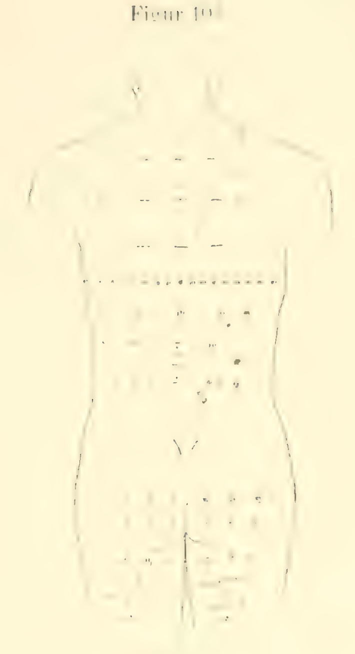
Rückseite.

Figur 10*a*.



von Nr. 11, Akatulú. Vorderseite.

Figur 10



Rückseite.

Eine Ausnahme machte die Handfläche, welche fast weiss (Nr. 1 und 2) oder hell (Nr. 4, 5 und 11) war. Auch die Nägel werden mehrmals (Nr. 4 und 5) hell genannt.

Die Augenlider waren bei den Weibern, auch schon bei den Mädchen, bläulich gefärbt, d. h angestrichen. Nur von Akatulú (Nr. 11) wird ausdrücklich ausgesagt, dass die Lider nicht blau gefärbt waren, aber es wird hinzugesetzt, dass sie wohl nur kein Mittel gehabt habe. Von den Männern wird nichts Aehnliches berichtet.

Sämmtliche Frauen waren tättowirt. Bei der 14jährigen Jokossí (Nr. 1) heisst es, dass sie bei der Aufnahme noch keine Tättowirung hatte, aber „später", d. h. jedenfalls wenige Monate später, ähnlich den anderen tättowirt war. Da die kleine Jahomé (Nr. 3) schon die Tättowirung besass, so darf angenommen werden, dass dieselbe um die Zeit der Pubertät vorgenommen wird. Nur der etwa 24jährige Opanssá (Nr. 14) war nicht tättowirt, und von dem 28jährigen Kôfí (Nr. 13) heisst es: „Tättowirung etwas". Hr. Conradt hat in 9 Fällen (bei 8 Frauen und 1 Mann) Skizzen der Muster angefertigt, von denen vorstehend 5 möglich sorgfältige Copien gegeben werden. Dieselben ergeben eine grosse Ausdehnung der Marken auf Gesicht, Rumpf (vorn und hinten), Armen und Beinen, sowie eine nicht unbeträchtliche Variation in den Mustern. Die Adeli-Frauen sind mit zahlreicheren und mehr zusammengesetzten Marken ausgestattet, als die Atakpáme-Frauen, aber unter einander zeigen sie so grosse Verschiedenheiten, dass es schwer wird, Stammes-Eigenthümlichkeiten herauszusehen. Immerhin sind gewisse Zeichen bei den Adeli-Frauen vorhanden, die sich bei den Atakpáme nicht finden. Eine Ver-

gleichung mit den Mustern, die Hr. Mense (Verhandl. 1887, S. 628—29) am mittleren Congo aufgenommen hat, zeigt eine auffällige Verschiedenheit. Es wird für die Zukunft den Reisenden dringend an's Herz zu legen sein, Skizzen der mehr ausgeführten Tättowirung anzufertigen. —

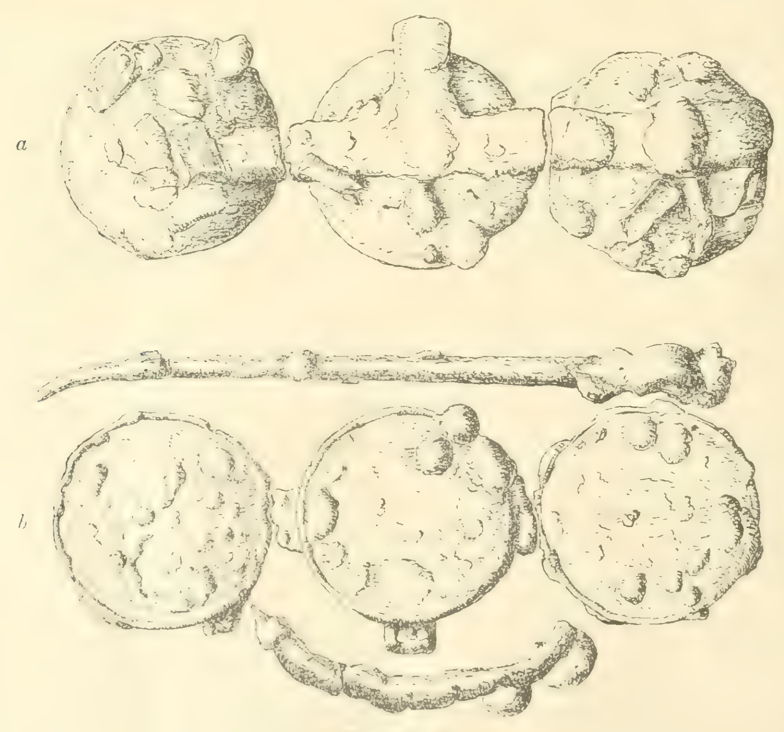
(26) Hr. Buchholz legt vor

Gräberfunde von Vehlefanz, Kreis Ost-Havelland.

Vor anderthalb Jahren zeigte ich aus diesem Gräberfelde der jüngeren La Tène-Periode einige Beilagen, unter denen namentlich ein bronzener Halsring, mit Wülsten verziert und mit glockenförmigen zusammenstossenden Enden. Seitdem habe ich über weitere Merkwürdigkeiten von derselben Stelle im letzten Heft der „Nachrichten über Alterthumsfunde" berichtet, wobei eine Eisennadel mit einem dreifachen Schildkopf von je 3,5 *cm* Durchmesser, sowie eiserne, röhrchenförmige Schmuckglieder mit 3 Paar Löchern erwähnt sind. Die in den letzten Wochen vorgenommenen Ausgrabungen, welche dort von dem Pfleger des Märk. Museums, Hrn. Zimmermann, immer mit grosser Zuverlässigkeit bewirkt worden sind, haben wiederum einige interessante Fundstücke, namentlich Analogien zu den in den „Nachrichten" abgebildeten Gegenständen ergeben, die auf eine sehr verschiedene Grössenentwickelung der dreiköpfigen Schildnadeln, bis zu einer wirklichen Schutzwaffe für die Brust, schliessen lassen.

In einem Grabe ohne Urne lagen die allerdings sehr zerrosteten, aber der Form nach noch erkennbaren Theile einer solchen Schildnadel (Fig. 1) im

Rückseite.



Figur 1. $^{2}/_{6}$

Leichenbrand, der auf einen flachen Stein in die Erde geschüttet und mit einem flachen Steine zugedeckt war. Die 3 Schilder, je 9 *cm* im Durchmesser, lagen noch neben einander und die Bruchstellen markirten unverkennbar, dass sie in einer Reihe neben einander befestigt gewesen waren, indem sie ein durchgehends aufgenietetes Band von 1,8 *cm* Breite und 1,5 *mm* Stärke zusammenhielt. Aus der Mitte des Bandes, im Centrum des Mittelschildes, setzt sich ein Kreuzstück desselben Bandes bis über die Peripherie des Schildes hinaus fort, ist aber dann abgebrochen, so dass man nicht erkennen kann, ob das abgebrochene Ende zu einem Dorn ausgeschmiedet gewesen ist: von einem mit dabei gelegenen Dorn, der 25 *cm* lang und 2—4 *mm* im Durchmesser stark ist, dessen dickeres Ende nach einer kurzen Krümmung in dieselbe Bandform übergeht, muss angenommen werden, dass es die Fortsetzung jenes abgebrochenen Endes gewesen ist. Ein anderes, handgriffartig gebogenes Stück von 13 *cm* Länge, ist an der so nach Analogie der kleineren, in den „Nachrichten" abgebildeten Nadel reconstruirten Brustschildnadel als „Bügel" schwer unterzubringen, wie ich überhaupt nicht wagen kann, mit Sicherheit das Ganze als eine 3köpfige Schildnadel zu betrachten; möglich, dass weitere Funde dahin führen, daraus eine Fibula, mit Bügel und mit Lager für die Dornspitze, zu reconstruiren, ähnlich der grossen Bronze-Brustspange von Schmöckwitz im Märk. Museum. Hiermit würde sich auch vielleicht ein dabei gefundenes, weniger verrostetes Knebelstück und ein spiralig gewundener Bronzedraht in Einklang bringen lassen.

Merkwürdiger Weise wurde eine ebenso grosse, leider noch mehr zerrostete Schildnadel auch in einem zweiten Grabe, in dem Leichenbrand einer Urne (Fig. 2), gefunden; die Zusammenlegung der Theile derselben zu der Form der vor-



Figur 2. 1/4



Figur 3. 1/4

beschriebenen liess keinen Zweifel, dass diese ganz ebenso construirt gewesen war, wie jene. Auch hier sind es 3 Schildplatten von 9 *cm* Durchmesser, die durch ein angenietetes eisernes Band zusammengehalten werden; auch hier geht aus dem Centrum der Mittelplatte ein Kreuzstück zunächst ebenfalls bandförmig ab, das leider in der Fortsetzung auch abgebrochen ist; auch hierbei befindet sich derselbe grifförmige Bügel; Alles aber ist hier noch mehr zerrostet, als beim vorgedachten Exemplar, und namentlich vom Dorn sind nur noch einige Roststücke vorhanden.

In derselben Urne lag ausserdem eine grössere Anzahl derselben durchlochten Röhrchen, wie sie im letzten Heft der „Nachrichten" abgebildet sind. Während es sich dort aber um eiserne Röhrchen handelt, sind diese sämmtlich

aus Bronze und meistens auch etwas grösser, nehmlich 4—5 *cm* lang. Wenn man sie auch als Glieder einer Zierkette, oder als Einfassung einer stärkeren Schnur ansehen möchte, so bleibt der Zweck der drei Paar Löcher an jedem doch immer noch nicht erklärt. Ausserdem enthielt die Urne noch eine Anzahl Cylinder aus spiralig gewundenem Bronzedraht, kleine Spiralscheiben aus Bronzedraht, segelförmig aufgeblähte Ohrringe, 2 mandelförmige, etwas concav ausgetriebene Bronzeplatten, die wohl abgebrochene Nadelköpfe sein können, einen kleinen, eisernen Gürtelhaken und andere Eisenstücke.

Was die Gefässe dieser Gräberstelle anlangt, so sind dieselben meistens von primitiver Form und Technik, aussen zum grössten Theil nicht geglättet, in einzelnen Fällen aber, wie die Urne Fig. 3, so glatt abgeschliffen, wie das bei alten römischen und griechischen Vasen der Fall ist. Der Typus scheint im Allgemeinen zwischen dem ostgermanischen und dem altmärkischen zu stehen; Thränen-Gefässe sind in den Gräbern nur selten. —

Hr. Voss:

Auch das Königl. Museum für Völkerkunde besitzt aus jenem Gräberfelde Funde, welche schon vor Jahrzehnten in die Sammlung gelangt, aber erst sehr spät einem Conservirungsverfahren unterzogen und in Folge dessen sehr zerfallen sind. Unter denselben befinden sich ähnliche Scheiben, welche auf eisernen Bandstreifen befestigt gewesen sind und, wie es scheint, eine Art Kreuzgitter gebildet haben, auf dessen Kreuzungsstellen jedesmal eine bronzeplattirte, runde Scheibe gesessen hat. Welchem Zweck dieser gitterförmige Apparat gedient hat, ist aber nicht ersichtlich, da er für eine Mannesbrust zu gross gewesen ist, also nicht als Panzer gedient haben kann. Auch ist er wohl nicht auf einem Schilde befestigt gewesen, da von der Art einer Festmachung nichts zu sehen ist. Das Thongefäss zeigt den La Tène-Typus und bietet nichts besonders Bemerkenswerthes. —

Hr. Buchholz:

Der Erklärung als ein Gitterwerk aus Bandeisen, dessen Kreuzpunkte mit den Scheiben besetzt sind, steht die Thatsache entgegen, dass von den je 3 Scheiben nur eine, und zwar nach der ursprünglichen Lage die mittlere, mit einem Kreuzstück versehen ist; die übrigen müssten event. durch Rost gänzlich verschwunden sein. Auch ist zu beachten, dass in jedem der beiden Gräber 3 solcher Scheiben lagen. —

(27) Hr. C. F. Lehmann hält einen Vortrag

über den gegenwärtigen Stand der metrologischen Forschung.

Der Vortragende behält sich event. eine ausführliche Bearbeitung vor. Der folgende Auszug giebt den Gedankengang in seinen Hauptpunkten wieder:

Durch die Auffindung der „gemeinen Norm“ des babylonischen Gewichts ist die antike Metrologie, wie neuerdings auch von Hultsch[1]) anerkannt, wesentlich umgestaltet worden. Die unter dem Namen des königlichen Gewichtes bisher allein bekannten Beträge erweisen sich als secundäre Ableitungen aus den entsprechenden und entsprechend benannten Einheiten des Systems gemeiner Norm. Von den verschiedenen Formen der erhöhten (königlichen) Norm ist als die am

1) Berliner Philologische Wochenschrift. 1894. 3 II. Nr. 6. Sp. 174f.

meisten verbreitete diejenige zu nennen, deren Beträge sich zu denen der gemeinen Norm wie 25 : 24 verhalten[1]).

Die verschiedenen, im gesammten Alterthum unter der Bezeichnung als Mine oder Pfund verbreiteten (und eine Anzahl moderner von ihnen abstammender) Gewichtseinheiten sind im Betrage gleich einer der Einheiten der verschiedenen Normen des babylonischen Gewichtssystems oder gleich einem im Umlauf befindlichen Theilstück einer solchen Einheit. Hier liegt die Erkenntniss einer gesetzmässigen Erscheinung vor. Es ist neuerdings von Hrn. Nissen[2]) unternommen worden, den Inhalt und das Ergebniss dieser rein thatsächlichen Beobachtung als eine „Theorie" hinzustellen, „die aller Orten für die auf dem Felde des classischen Alterthums mühsam gewonnenen Ergebnisse der Einzelforschung willkürliche Grössen einsetze, und deshalb „vorläufig" für die Zwecke der metrologischen Forschung „unbrauchbar" sei". Der Vortragende verwahrt sich mit besonderem Nachdruck gegen diese Darstellung. Er weist darauf hin, dass er überhaupt zu seinen gesammten metrologischen Untersuchungen erst durch die Wahrnehmung veranlasst wurde, dass die wichtigsten Einheiten des classischen Alterthums, so die solonische Mine (436,66 . . *g*), das römische Pfund (327,45 *g*) in diesen ihren, durch die classische Alterthumsforschung festgestellten und von ihm unangetasteten Normalbeträgen in glatten Verhältnissen zu den Einheiten des Systems der gemeinen Norm des babylonischen Gewichts stehen. Das römische Pfund von normal 327,45 *g* ist, äusserlich betrachtet, genau $^1/_3$ der schweren Gewichtsmine gemeiner Norm von 982,4 *g*, bezw., da die Silbermine $^{10}/_9$ der zugehörigen Gewichtsmine beträgt, $^3/_{10}$ ($^3/_5$) der schweren (leichten) zugehörigen Silbermine gemeiner Norm. Hätte der Vortragende wirklich irgendwo eine Norm geändert, dem bezeugten Befunde Gewalt angethan, so wären, nach seiner eigenen Ansicht, seine Aufstellungen nicht nur „vorläufig", sondern dauernd und im Kerne unbrauchbar. Das ist jedoch nicht geschehen. Vielmehr hat der Vortragende überall durch Nebeneinanderstellung der gesammten bisher berechneten Normalbeträge mit den Einheiten oder Theilbeträgen des babylonischen Gewichtssystems, denen sie entsprechen, für Jedermann die Controle dieser thatsächlichen Uebereinstimmung ermöglicht.

Von einer willkürlichen Theorie kann hier also nicht die Rede sein. Es besteht hier thatsächlich ein Zusammenhang, der unwiderleglich zeigt, dass die antiken Gewichte sich aus dem babylonischen System, und unmittelbar oder mittelbar aus dem Gewicht gemeiner Norm als dessen letzter Grundlage, entwickelt haben.

Jede Annahme und Theorie vielmehr, die dieser thatsächlichen Erscheinung widerstreitet, ist unhaltbar. Dahin gehört die von Hrn. Dörpfeld und Hrn. Nissen vertretene Anschauung, dass die Gewichtsbeträge der abgeleiteten Systeme jedesmal aus dem Längenmaass (das Talent als Wassergewicht vom Cubus des Fusses) berechnet seien. Da die Gewichtsbeträge aus den babylonischen Gewichten hergeleitet sind, so können sie nicht noch ausserdem aus den Längenmaassen abgeleitet sein. Selbst wenn man die betreffenden Längenmaasse als aus gemein-

1) Verhandl. 1889. S. 273 ff. u. 283. Ferner s. meine Abhandlung „Das altbabylonische Maass- und Gewichtssystem als Grundlage der antiken Gewichts-, Münz- und Maasssysteme" in den Actes du 8e. Congrès International des Orientalistes, tenu en 1889 à Stockholm et à Christiania. Section sémitique b., die ich als „Congressvortrag" citire, S. 205 [41 des Separatabdrucks], S. 214 [50].

2) Rheinisches Museum für Philologie. N. F. Bd. 49. 1894. S. 5.

samer Wurzel entspringend und in glatten Verhältnissen zu einander stehend betrachtete, was von Seiten Dörpfeld's und Nissen's nicht durchaus geschieht, so würden, wie eine einfache mathematische Ueberlegung und Berechnung zeigt, zwischen deren Cuben niemals die „glatten, dem Aufbau und den Abstufungen des Sexagesimalsystems (und seiner decimalen Modificationen) entsprechenden Verhältnisse“ [1]) obwalten, wie sie thatsächlich bei den Gewichten vorliegen.

Ausserdem zwingt diese Theorie und Methode dazu, die Relation der Metalle, die längst als wichtiges Agens bei der Differenzirung der Gewichtseinheiten im alten Orient erkannt ist, vollkommen bei Seite zu schieben, während ihr thatsächlich eine Hauptrolle zukommt.

Gold stand zu Silber wie $13^1/_3 : 1$. Auf diesem Verhältniss beruht, wie allgemein anerkannt, die Ausbildung besonderer Gold- und Silbergewichte. Nur Nissen weicht der Anerkennung dieser Thatsache aus durch Aufstellung einer, in ihren Motiven dunklen Herleitung der verschiedenen Münzgewichte derselben Prägstätte aus ganz verschiedenen Längeneinheiten [2]).

Nicht minder bedeutsam aber ist die Relation zwischen Silber und Kupfer. Denn auf dieser und auf gewissen zeitweiligen Veränderungen derselben beruht, was bisher unerkannt geblieben war, wahrscheinlich die Entwickelung einer grossen Anzahl der antiken Gewichtsnormen aus den Grundeinheiten des babylonischen Systems [3]). Zwischen Silber und Kupfer bestand wahrscheinlich seit alten Zeiten die von Brugsch für die Ptolemäer-Zeit in Aegypten nachgewiesene Relation 120 : 1. Diese ermöglichte es, die Silbergewichte auch für Kupfer zu verwenden. Die leichte Silbermine gemeiner Norm in Silber [4]) war dann das Werthäquivalent von 120 leichten Silberminen g. N. in Kupfer, oder, da 60 Minen auf ein Talent gehen, von 2 leichten = 1 schweren Silbertalent in Kupfer; und $^1/_{60}$ leichte Silbermine in Silber, d. i. genau das — somit in seiner Entstehung erklärte — ägyptische Loth, ist das Werthäquivalent einer schweren Silbermine in Kupfer.

Dass wir z. B. auf Euböa als Einheit das später von Solon übernommene Gewicht im Betrage von [illegible] der leichten babylonischen Silbermine gemeiner Norm, als römisches Pfund ein solches von [illegible] der letzteren finden, wird befriedigend erklärt durch die Annahme, dass zu einer bestimmten Zeit die Relation zu Gunsten des Kupfers verschoben wurde, wodurch dem an Kupfer reichen Gemeinwesen der Vortheil erwuchs, einem etwaigen Bedürfniss nach Silber in sehr vortheilhafter Weise zu genügen. Die Euböer wären durch Festsetzung der Relation 96 : 1 in die Lage versetzt worden, für eine leichte Silbermine gemeiner Norm in Silber nur $^4/_5$ des schweren Silbertalents in Kupfer zu zahlen. Die Römer hätten ihr Kupfer nach dem noch günstigeren Verhältniss 72 : 1 gegen Silber, wohl in Verbindung mit und zum Zwecke des Ueberganges zur Silberprägung vor dem ersten punischen Kriege, verhandelt und somit nur $^3/_5$ des auf dem Weltmarkte gültigen Silberpreises gezahlt.

Zwischen den antiken Längenmaassen bestehen ebenfalls glatte Verhältnisse, und zwar solche von einer überraschenden Einfachheit. Sie ergeben sich deutlich, sobald man, statt sein Augenmerk nur auf die kleineren Maasse zu richten, die Untersuchung hauptsächlich an die höheren Einheiten und an deren gegenseitige Verhältnisse, wie sie aus dem Alterthum überliefert sind, knüpft [5]).

1) So lies Congressvortrag S. 217 [53], Z. 9 von unten statt „rationale Verhältnisse“.
2) Ebend. S. 224 [60] f.
3) Ebend. S. 208—216 [44—52].
4) Zu dieser Ausdrucksweise s. ebend. S. 208 [44] f. Anmerk. 3.
5) Ebend. S. 226—245 [62—81] und Tabelle.

Meile, Parasang und Schoinos sind eindeutige Bezeichnungen. Parasang und Schoinos sind der eine die persische, der andere eine namentlich für Aegypten bezeugte Bezeichnung für das babylonische Wegemaass, den kaspu, und zwar wird Parasang immer, Schoinos, soweit er hier in Betracht kommt, als Bezeichnung für den kleinen kaspu zu 30, nicht für den gleichbenannten grossen kaspu zu 60 königl. babylonischen Stadien, verwendet. Auf 1 Parasang und Schoinos gehen 4 römische Meilen. Von der nicht unbedeutenden Anzahl verschiedener Stadien und zugehöriger Fussmaasse (Fuss jedesmal $^1/_{600}$ des betreffenden Stadiums) gehen beispielsweise auf den Parasang und Schoinos (bezw. die Meile): *a*) 30 ($7^1/_2$) babylonisch-persische, *b*) 32 (8) sog. italische, *c*) $33^1/_3$ ($8^1/_3$) olympisch-attisch-römische, *d*) 40 (10) syrisch-eratosthenische[1]) Stadien. Diese Stadien und die zugehörigen Fussmaasse stehen demnach unter einander in den klarsten und glattesten Verhältnissen, $a : b = 16 : 15$; $a : c = 10 : 9$; $a : d = 4 : 3$; $b : c = 25 : 24$; $c : d = 5 : 6$. All' dies geht deutlich aus den Angaben der antiken Metrologen hervor. Und man darf sich nicht dadurch beirren lassen, dass bei antiken Geographen, Historikern und Polyhistoren Angaben scheinbar widersprechender Natur erscheinen. Diese sind regelmässig das Ergebniss einer falschen Umrechnung.

Parasang und Schoinos zerfallen in 30 babylonisch-persische (philetärische) Stadien zu (360 königl. babyl. Ellen =) 400 gemeinen babylonischen Ellen, bezw. 600 babyl. Fuss. Es ist aber sehr begreiflich, dass in metrischen Dingen unbewanderte Autoren jedwede Stadienangabe nach dem Verhältniss 30 : 1 in Schoinen umrechneten, ohne zu untersuchen, ob denn auch wirklich babylonisch-persische Stadien vorlägen, für welche allein dieses Verhältniss zutrifft; genau wie erwiesenermaassen die römischen Chorographen, wahrscheinlich nach Varro's Vorgang, jedwede ihnen in der Literatur begegnenden Stadienangaben nach dem Verhältniss 8 : 1 in Meilen umrechneten, ohne sich zu fragen, ob denn wirklich sogen. italische Stadien (*b*) und nicht vielmehr olympisch-attisch-römische (*c*) ($8^1/_3$ auf die Meile) oder babylonisch-persische (*a*) ($7^1/_2$ auf die Meile) oder Zehntelmeilen-Stadien (*d*) u. s. w. vorlagen. Artemidor bei Strabo (XVII, 803 sq.) giebt z. B. die Entfernung von Alexandria bis zur Deltaspitze auf 28 Schoinen an. Der Vergleich mit der thatsächlichen Entfernung in der Luftlinie ergiebt einen Schoinos, der die Länge von 30 babylonisch-persischen Stadien (von denen $7^1/_2$ auf die römische Meile gehen) wesentlich übersteigt, was grösstentheils wahrscheinlich darauf beruht, dass hier nicht das babylonisch-persische, sondern das u. A. in Aegypten verschiedentlich nachweisbare, um $^1/_{14}$ grössere „Siebentelmeilen-Stadium" für die Messung verwendet war. Von dem letztgenannten gehen nicht 30, sondern nur 28 auf den Schoinos. Statt 28 Schoinen hätte also die correcte Umrechnung in diesem Falle 30 Schoinen ergeben müssen[2]) [3]).

1) d. h. natürlich: nur das von Eratosthenes bei seiner Gradmessung angewandte, nicht etwa von ihm neu geschaffene Stadium (s. Congressvortrag S. 232 [68] ff.).

2) Dieses Beispiel ist entnommen meiner im März 1893 vollendeten Abhandlung: „Die metrischen Angaben bei Herodot als Stützpunkte für die Kritik," die zusammen mit weiteren herodoteischen Studien ihrer Zeit veröffentlicht werden wird und auf welche ich für alles Nähere verweise. Vergl. Verhandl. 1892, S. 419 und Congressvortrag S. 232 [68], Anmerk. 1 und S. 231 [67], Anmerk.

3) Seitdem der obige Vortrag gehalten wurde, ist erschienen: „Der Schoinos bei den Aegyptern, Griechen und Römern. Eine metrologische und geographische Untersuchung von Wilhelm Schwarz." Diese Arbeit gelangt, trotz grossen Fleisses und verschiedener richtiger Einzelbeobachtungen, doch zu gänzlich irrthümlichen Ergebnissen, die an Stelle der auf dem Gebiete der antiken Längenmaasse glücklich ermittelten einfachen und über-

Da bei einer Berechnung der Längenmaasse aus den Gewichten sich mathematisch niemals diese glatten Verhältnisse unter den verschiedenen Längeneinheiten der abgeleiteten Systeme hätten ergeben können, so folgt daraus, dass die genannten Längeneinheiten ebenso wenig aus den Gewichten berechnet sein können, wie diese aus jenen. Vielmehr ergiebt sich die folgende Sachlage: Im babylonischen System ist die Gewichtseinheit, die schwere Mine gemeiner Norm von 982,4 *g*, durch Vermittelung des Hohlmaasses aus dem Längenmaasse (als Wassergewicht vom Cubus der Handbreite von nahezu $99\frac{1}{2}$ *mm*) berechnet. — Die Gewichte (und Hohlmaasse) sowohl, wie die Längenmaasse des Alterthums, wurzeln im babylonischen System. Aber die Entwickelung der Gewichte aus dem babylonischen Gewicht ist auf ganz andere Weise vor sich gegangen und demgemäss aus gänzlich anderen Gesichtspunkten zu betrachten, als die der Längenmaasse aus dem babylonischen Längenmaass. Beide Gebiete sind für Forschung und Darstellung zunächst vollständig getrennt zu behandeln.

Die Anlage des babylonischen Systems und die Entwickelung der Gewichte, wie der Längenmaasse, hat es aber mit sich gebracht, dass in den meisten Fällen (nicht immer!) unter den vorhandenen Längenmaassen ein Fussmaass zu finden war, das sich zu dem Betrage eines vorhandenen Talentes fügte, als wenn sein Betrag aus dem Betrage dieses Gewichtes berechnet wäre, und umgekehrt, d. h., dass sie zu einander passten, wie die Glieder eines geschlossenen und ursprünglichen Systems.

Demgemäss hat sich die Thätigkeit der Ordner antiker Systeme in der Regel darauf beschränkt, dass sie entweder zu einer aus den vorhandenen Gewichtsgrössen ausgewählten Einheit diejenige unter den vorhandenen Längengrössen auswählten, die sich ihrem Betrage nach zum Talent wie dessen Basis fügte, oder umgekehrt, dass sie unter den vorhandenen Gewichtseinheiten oder Theilgewichten diejenige Grösse auswählten, die dem Wassergewicht vom Cubus des Fussmaasses, das sie einzuführen entschlossen waren, am Nächsten kam[1]).

Diese Erkenntniss wird bei dem weiteren Ausbau der Metrologie als Richtschnur zu dienen haben. —

(28) Hr. Franke, der Begleiter des Hrn. v. Wissmann auf seiner letzten Expedition zur Ueberführung eines Dampfers auf den Nyassa-See, hält einen Vortrag mit ethnographischen Vorlagen über

die Völker vom Zambesi und Schire bis zum Nyassa.

Das Manuskript ist bis jetzt nicht eingegangen. —

Hr. P. Staudinger: Zur Vorführung der hochinteressanten Sammlung des Hrn. Franke möchte ich der Genauigkeit halber nur kurz erwähnen, dass der Käfer, welcher übersponnen, bezw. mit Perlen überstickt, als Schnupftabaksdose gebraucht wird, nicht in die Gattung der Laufkäfer, sondern der Rüsselkäfer gehört. —

sichtlichen Verhältnisse wieder die alte Verwirrung setzen. Sie geht von der vorgefassten und durchaus unbegründeten Anschauung aus, der Schoinos sei das altägyptische „Urmaass", und leidet in noch weit stärkerem Maasse, als ohnehin manche moderne Arbeiten auf metrologischem Gebiete, an einer bedauerlichen Unklarheit und Methodelosigkeit. Ich komme auf dieselbe andernorts zurück. C. L.

1) Congressvortrag S. 246 [82] f.

(29) Neu eingegangene Schriften und Geschenke:

1. Pittier, H. y C. Gagini, Ensayo lexicográfico sobre la lengua de Terraba. San José de Costa-Rica 1892. Gesch. d. Hrn. Dr. Polakowsky.
2. Behla, R., Die Abstammungslehre und die Errichtung eines Institutes für Transformismus. Kiel und Leipzig 1894. Gesch. d. Hrn. Lissauer.
3. Virchow, R. und W. Wattenbach, Sammlung gemeinverständl. wissenschaftlicher Vorträge. Heft 128—131 u. 136—137. Hamburg 1891. Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
4. The American Antiquarian. vol. XIV und XV. Chicago 1892/93. Gesch. d. Hrn. Bartels.
5. Congrès international d'Archéologie et d'Anthropologie préhistoriques. Moscou 1893. I et II. -- Matériaux. II. Moscou 1893.
6. Congrès international de Zoologie à Moscou. I et II. Moscou 1892.
   Nr. 5 u. 6 Gesch. d. Hrn. Bogdanow.
7. Penck, A., Bericht der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Berlin 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. des X. deutschen Geographentages.) Gesch. d. Hrn. Stadtrathes Friedel.
8. Taw Sein-Ko, A preliminary study of the Kalyani Inscriptions of Dhammacheti 1476 A. D. (Repr. f. the Indian Antiqu.) Gesch. d. Indian Government.
9. Schweinfurth, G., Im Herzen von Africa. I u. II. Leipzig u. London 1874. Gesch. d. Hrn. A. Wagner.
10. Fritsch, G., Unsere Körperform im Lichte der modernen Kunst. Berlin 1893.
11. Derselbe, Ne sutor supra crepidam! Berlin 1894.
    Nr. 10 u. 11 Gesch. d. Verf.
12. v. Heyden, A., Aus eigenem Rechte der Kunst. Ein Wort zur Abwehr. Berlin 1894. Gesch. d. Hrn. Bartels.
13. Baumgarten, J., Die aussereuropäischen Völker. Cassel 1885.
14. Böckh, R., Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. XVIII. Jahrg. Statistik des Jahres 1891. Berlin 1893.
    Nr. 13 u. 14 Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
15. Matthews, W., The human bones of the Hemenway Collection in the U. S. Army Med. Museum at Washington. o. O. u. J. (Nat. Acad. of Sciences. VI.) Gesch. d. Akademie.
16. Knies, J., Predhistorické nálezy v Krenovicích a okolí. V Olomouci 1894. (Sep.-Abdr. Časopis.) Gesch. d. Hrn. Redacteur Palliardi, Znaim.
17. Baptista, J. R., Africa oriental. Caminho de ferro da Beira a Manica. Lisboa 1892.
18. de la Guardia, V., Estadistica demografico-sanitaria de la ciudad de la Habana. Año de 1892. Epidemia de Viruelas. 1887/88. o. O. u. J.
    Nr. 16 u. 17 Gesch. d. Verf.
19. Hahn, E., Die Wirthschaftsformen der Erde. Gotha 1892. (Petermann's Mittheil.) Gesch. d. Verf.
20. Hirschberg, J., Um die Erde. Leipzig 1894. Gesch. d. Verf.
21. Heger, F., Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas. (Sitzungsberichte d. Wiener anthropol. Ges.) Wien 1893. Gesch. d. Verf.
22. Korff, Baron E. v., Weltreise-Tagebuch. 1893/94. 4 Bände. Magdeburg 1894. Gesch. d. Verf.

23. v. Andrian, F., Ueber Wetterzauberei. Wien 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Mitth. der Anthrop. Ges. in Wien.) Gesch. d. Verf.
24. Truhelka, C., Auszug aus der Chronik des Fra Nikolaus von Lašva.
25. Derselbe, Archäologische Forschungen auf der Burg von Jajce und in ihrer nächsten Umgebung.
26. Derselbe, Die Bosančica.
27. Derselbe, Die Heilkunde nach volksthümlicher Ueberlieferung mit Auszügen aus einer alten Handschrift.
28. Derselbe und Hörmann, C., Olovo. (Nr. 24—28 sind Sep.-Abdr. aus den Wissenschaftl. Mitth. aus Bosnien u. d. Hercegovina. II. Wien 1894.) Nr. 24—28 Gesch. d. Hrn. Truhelka.
29. Topinard, P., Quelques conclusions et applications de l'anthropologie. Paris 1894.
30. Derselbe, Mémoire No. IV sur la répartition de la couleur des yeux et des cheveux en France. Paris 1894. (Nr. 29 u. 30 Extr. de l'Anthropologie.) Nr. 29 u. 30 Gesch. d. Verf.
31. de Blasio. A., Il tatuaggio dei camorristi e delle prostitute di Napoli. Torino 1894. (Estr. Arch. d. Psichiatria.) Gesch. d. Verf.
32. Bancalari, G., Das ländliche Wohnhaus in den Süd-Alpen. Braunschweig 1894. (Sep.-Abdr. a. d. „Globus".) Gesch. d. Verf.
33. Radde, G., Bericht über das Kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis für das Jahr 1893. Tiflis 1894. Gesch. d. Verf.
34. Bahnson, K., Etnografien. 10 de Lev. København 1894. Gesch. d. Verf.
35. Dorr, R., Uebersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing. II. Elbing 1894. Gesch. d. Verf.
36. Regalia, E., Sulla fauna della Grotta dei Colombi. Firenze 1894. (Estr. Arch. per l'Antrop. e l'Etnolog.) Gesch. d. Verf.
37. Bartels, M., Die XXIV. allgemeine Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Hannover vom 7. bis 9. August 1893. Gesch. d. Verf.
38. Friedel, E., Mölln und Till Eulenspiegel. Berlin 1894. (Sep.-Abdr. a. d. „Bär".) Gesch. d. Verf.
39. Danielli, J., Crani ed ossa lunghe di abitanti dell'isola d'Engano. Firenze 1894. (Estr. Arch. p. l'Antrop. e l'Etnolog.) Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 21. April 1894.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

(1) Hr. Bartels theilt folgenden Brief des Hrn. Ehren-Präsidenten vom 17. April aus Neapel mit:

„Der Gedanke an den nächsten Sonnabend zwingt mich, wenigstens anzuzeigen, dass wir erst morgen unsere Rückreise antreten, und dass wir noch allerlei Verzögerungen zu überwinden haben werden. Sie werden mich also bei der Gesellschaft entschuldigen müssen. Natürlich habe ich Ihrer und der Gesellschaft viel gedacht; indess war die Zeit für anthropologische Studien sehr wenig günstig. Eine kleine Ausgrabung in Pompeji, die Baccelli mir zu Ehren angeordnet hatte, war für die Damen sehr interessant, förderte aber nur wenig zu Tage. Das Meiste habe ich bei Hrn. Barnabei in Rom gelernt, der die sehr erfolgreichen Ausgrabungen in Süd-Etrurien geleitet hat. Ich sah dort Vieles, was für unsere Gräberfelder grosse Bedeutung hat.

„Wenn nichts Unerwartetes dazwischen kommt, so wollen wir morgen bis Florenz fahren. Ich brauche etwas Ruhe, da meine Katarrhe nicht verschwunden sind. Von jeder kleinen Reise bringe ich neue Ansätze zurück. Wir waren zuletzt in Gross-Griechenland, Amalfi und Paestum. Erst heut regnet es, sonst stets klarer Himmel." —

(2) Als Gäste sind anwesend Hr. Prof. Berlin von Rostock und Dr. Grosse aus Freiburg. —

(3) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Rabbi Louis Grossmann, Temple Beth El, Detroit, Mich., U. S. A.
„ L. Lindenschmit, Dirigent d. Röm. Germ. Central-Mus. in Mainz.
„ Dr. Begemann, Gymnasial-Direktor, Neu-Ruppin.

(4) Die Lese- und Redehalle deutscher Studenten in Prag sendet ein Circular, betreffend eine Feier für den verstorbenen Dr. Franz Schmeykal.

(5) Nach einem in der Frankfurter Zeitung vom 23. März veröffentlichten Verzeichnisse sind in Chicago u. a. prämiirt worden: die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin; das Königl. Museum für Völkerkunde; die deutsch-ethnographische Ausstellung; Dr. Ulrich Jahn und Frau Melanie Jahn; Conservator Krause; Dr. v. Luschan. Eine officielle Nachricht fehlt noch. —

(6) Die HHrn. Freiherr v. Andrian-Werburg, Franz Heger, Dr. Hovorka übersenden ein Circular betreffend Bildung einer Abtheilung für Anthropologie

und Ethnologie auf der Naturforscher-Versammlung in Wien am 24. bis 30. September 1894. —

(7) Hr. Dr. A. Götze berichtet aus Weimar, 3. April, dass er von der General-Verwaltung der Königl. Museen die Aufforderung erhalten habe, sich an den neuen Ausgrabungen in Hissarlik zu betheiligen, und dass er am 26. April in den Dardanellen mit den übrigen Mitgliedern der Expedition zusammentreffen werde. —

(8) Hr. Rosset theilt mit, dass, nachdem er von einer schweren Lungenentzündung glücklich hergestellt ist, er sich mit dem Gedanken einer neuen Expedition trage. —

(9) Hr. Franz Schumi (Šumi) in München sendet die Ankündigung eines Buches, betitelt: „Die Geheimnisse aus der Urzeit der slovenischen Sprache und der Urbesiedelung des slovenischen Heimathlandes.“ —

(10) Hr. Pastor E. Handtmann in Seedorf bei Lenzen a. E. berichtet unter dem 3. April über einen

Urnenfund von Gandow.

Es scheint mir geglückt zu sein, das in der Sitzung vom 18. Juni 1892 (Verhandl. 1892, S. 285–287) vermisste und gewünschte Ergänzungsstück aufzufinden, betr. Darmsteine in einem prähistorischen Grabe (nicht Depot!).

Auf dem Kiebitzberge von Gandow nahe Lenzen a. E. habe ich eine im Uebrigen einfache, glatte, graue, fast ganz erhaltene Urne gefunden: gut geschlämmter Thon mit sehr wenig Kiesbeimischung.

a) Untere Bodenfläche, aussen . . . . 8,0 *cm*
b) Grösster Durchmesser in 9 *cm* Höhe . . . . 25,0 „
c) Etwas geschweifter Aufstieg (soweit bei der theilweisen Zerstörung messbar), oben weit . . . . 20,0 „
d) Ganze Höhe . . . . 17,5 „

Inhalt: *a*) Oberes Drittel: Sandschicht.
b) Mittleres Drittel: Leichenbrand.
c) Darunter lagernd: vier gut erhaltene Darmsteine, unter sich von sehr verschiedener Gestalt und Grösse, in Art und Gestalt derer, welche am 18. Juni 1892 in der Sitzung d. Anthropol. Ges. herumgereicht wurden, und als Nr. 5 derselben Gesteinbildungsart zwei Trümmerstücke eines wohl vor dem Einlegen zersprungenen Darmsteins.

Sobald ich beim Entleeren des Urneninhalts die Spitze eines Darmsteins wahrnahm, wandten mein Begleiter, Hr. Lehrer Dahms, und ich die grösstmögliche Sorgfalt an. Und es gelang, mit Hülfe von Taschenmessern und eines Blechlöffelstiels, Sand und Leichenbrand so glücklich zu entfernen, dass schliesslich die fünf Darmsteingebilde auf dem Boden der Urne in der bekannten Quincunx-Anordnung vor Augen lagen.

In der Mitte der Quincunx, d. i. in dem von den fünf Spitzen gebildeten Hohlraume, lag eine kleine Feuersteinspitze, 1,5 *cm* lang und 0,8 *cm* breit, oben mit Mittelrippe, nach beiden Seiten scharf abgeschrägt, unten glatt. Ich halte diese Spitze, beim Vergleich mit meinen vielen Feuersteinfunden hier herum, für die absichtlich abgebrochene Spitze eines Feuersteinpfriems. —

Hr. Bartels erklärt, dass es sich hier sicherlich nicht um Darmsteine handelt, sondern um ein wirkliches Mineral. —

Hr. Olshausen: Es handelt sich nur um einen im Feuer zersprungenen Flintknollen. —

(11) Hr. Bartels machte vor Kurzem Mittheilungen über

die Verbreitung des Steinbeil-Aberglaubens.

Dazu schreibt ihm Hr. Max Höfler in Tölz (Ober-Bayern) Folgendes:

„Ihre in dem Aufsatze über den Steinbeil-Aberglauben niedergelegten Forschungs-Resultate veranlassen mich zu einigen, Sie vielleicht interessirenden Mittheilungen, von denen ich allerdings voraussetze, dass sie Ihnen noch nicht bekannt sind. Es ist vollständig richtig, wenn Sie sagen, dass der Volksglaube ein zähes Ding sei und ein langes Leben habe: der Aberglaube verschwindet niemals mit einem Schlage. Die auch hierorts findbaren Steinbeile mit und ohne Schaftloch wurden unter christlich-mönchischen Einflüssen zum Messer, das man gegen Unwetter in den Dachbalken steckt, nebst einigen Loretto- und Benedict-Gnadenmünzen. Das Aufstecken von Sicheln gegen den Hühner-Habicht beruht auf demselben Schutzglauben, wie auch die Sichel Nothburga's, die diese in den Himmel wirft, so dass sie oben haften bleibt, ein Schutz gegen Unwetter sein sollte. Spiegel und Messer werden auch zum Schutze gegen die Trud in's Bett gelegt. Man sieht, das Messer, die Waffe der Eisenzeit, löst das Steinbeil, die Waffe der Steinzeit, ab.

„Die Belemniten sind auch Alp-Pfeile." —

Hr. Custos Szombathy aus Wien schreibt mir:

„Wie weit der Steinbeil-Aberglaube reicht, sehen Sie unter Anderem auch daran, dass Abbé Simon Ljubić, der frühere Direktor des Agramer Museums, auf meinen Rath in Slavonien nach „Donnerkeilen" Umfrage halten liess und dadurch etwa 50 Steinbeile und Steinhämmer in kurzer Zeit zusammenbrachte. Das war vor 11 oder 12 Jahren."

(12) Hr. G. Radde übersendet zur Vertheilung an die Mitglieder eine Anzahl von Exemplaren des „Berichtes über das Kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis für das Jahr 1893". Derselbe bietet besonders Interessantes wegen der im Sommer 1893 ausgeführten Reise im West-Kaukasus. —

(13) Fräul. M. Lehmann-Filhés übersendet eine Biographie des isländischen Archäologen

Sigurdur Vigfússon.

Ein Mann, der sich um die isländische Alterthumskunde in hohem Grade verdient gemacht hat, Sigurdur Vigfússon, ist am 8. Juli 1892 in Reykjavik gestorben, und da in letzter Zeit sein Name mehrfach an dieser Stelle genannt wurde, ist es vielleicht nicht ganz überflüssig, über sein Leben und Wirken hier einige Mittheilungen zu machen, die dem Jahrbuch der isländischen Gesellschaft für Alterthümer 1888—1892, welches auch sein Porträt bringt, entnommen sind.

Geboren war er zu Fagridalur im westlichen Island am 8. September 1828 als Sohn des Bauern Vigfús Gíslason. Von seinen Geschwistern interessirt uns der

1889 als Professor in Oxford verstorbene Guðbrandur Vigfússon, berühmt durch seine Forschungen in der isländischen Sprache, Geschichte und Literatur und seine Ausgaben altisländischer Schriften. —

Mit dem Lernen ging es bei Sigurdur anfänglich so schlecht, dass er mit 14 Jahren noch nicht lesen konnte. Sechzehnjährig kam er zu einem Goldschmiede in Reykjavík in die Lehre, ging jedoch bald von dort nach Kopenhagen, wo er sich 6 Jahre lang in seiner Kunst vervollkommnete. Durch Umgang und Lektüre bildete er sich nachträglich heran und wandte sich, wohl durch seinen gleichzeitig dort anwesenden Bruder angespornt, mit solchem Eifer der isländischen Alterthumsforschung zu, dass er z. B. in den Sagas bald wie kein anderer zu Hause war. Als wirklicher Künstler in seinem Handwerk hatte er zugleich Veranlassung, sich mit Kunstgeschichte vertraut zu machen, und seine gründliche Kenntniss verschiedener Style kam ihm bei seinen späteren archäologischen Forschungen zu Hülfe. Von Kopenhagen zurückgekehrt, hatte er sich in Reykjavík als Juwelier niedergelassen und leistete Eigenartiges und Werthvolles in der Verfertigung von Silberschmuck für die Nationaltracht der isländischen Frauen; so trug er gemeinsam mit dem Maler Sigurdur Gudmundsson zur Wiederbelebung der Volkstracht bei, die jetzt leider wieder auszusterben beginnt.

Der bekannte Sammler isländischer Volkssagen, Jón Arnason, zugleich einer der Stifter und aufopferndsten Förderer der Alterthümer-Sammlung in Reykjavík und seit dem Tode Sigurdur Gudmundsson's 1874 deren Inspektor, nahm Sigurdur Vigfússon zu seinem Gehülfen. 1878 folgte dieser ihm im Amte nach. Der Verwaltung und Bereicherung des Museums widmete er nun sein ganzes Denken und Trachten; überall im Lande spürte er etwa vorhandenen Alterthümern nach, so dass wohl Weniges ihm entgangen und mancher werthvolle Gegenstand durch ihn vor dem Untergange oder der Verschleppung in's Ausland gerettet worden ist. Sehr verdienstlich sind auch seine überaus genauen Beschreibungen dieser Gegenstände, die hoffentlich bald durch den Druck veröffentlicht werden dürften.

Im Sommer 1879 befand sich Sigurdur Vigfússon auf der früheren Althingsstätte Thingvellir mit Prof. Willard Fiske und dem isländischen Dichter Mattías Jochumsson. Sie redeten davon, wie schwer die Lage des alten Lögberg (Gesetzesfelsens) zu bestimmen und wie wünschenswerth es sei, dass der Ort mittelst genauer Nachgrabungen und Vergleichungen mit den Sagas untersucht werde. Dieses Gespräch veranlasste die Entstehung des íslenzka fornleifafélag (isländ. Ges. f. Alterth.), dessen erster Vorsitzender der Landvogt Arni Thorsteinsson war, auf den 1887 Sigurdur Vigfússon folgte.

Die Ergebnisse der zahlreichen Forschungsreisen, die Sigurdur im Auftrage der Gesellschaft unternahm, sind in deren Jahrbuch veröffentlicht; er hat damit die Zuverlässigkeit und den geschichtlichen Werth der altisländischen Saga-Literatur dargethan. Von grosser Wichtigkeit sind seine Ausgrabungen alter Bauwerke, besonders Tempel-Ruinen, die ausser in Island noch nirgend durchforscht worden sind. —

(14) Hr. Bartels übergiebt im Namen von Fräul. M. Lehmann-Filhés folgende Notiz über ein

altnorwegisches Amulet-Orakel aus dem 10. Jahrhundert.

Die Angabe ist der im 13. Jahrhundert, wenn nicht noch früher, verfassten Jómsvíkingasaga entnommen, wo es heisst:

„Der Jarl (es ist Hákon jarl gemeint, welcher 995 ermordet wurde) nimmt

gute (Waag-) Schalen, die er besass; sie waren aus gebranntem Silber gemacht und ganz vergoldet, dazu gehörten zwei Gewichte und war das eine von Silber und das andere von Gold, da war auf jedem Gewichte das Bild eines Mannes (Menschen) gemacht und hiessen sie Amulette (hlutir), welche zu haben bei den Alten (fornmenn) gebräuchlich war[1]), und welche eine (übernatürliche) Eigenschaft (náttúra) besassen, und zu Allem, was der Jarl für wichtig hielt, da hatte (benutzte) er diese Amulette, und deshalb pflegte der Jarl diese Amulette in die Schalen zu legen, und bestimmte, was jedes bedeuten sollte, und immer gingen die Amulette einen Weg (ging es mit den Amuletten auf dieselbe Weise), dass dasjenige herauf kam, welches der Jarl wollte, und war dasjenige Amulet unruhig in der Schale, so dass es dabei einen Klang gab."

Hákon Sigurdarson Hlada-jarl wohnte zu Hladir in Norwegen. Er war „der grösste Opfermann" (blótmadur hinn mesti). 975 wurde er vom deutschen Kaiser Otto mit der „Nothtaufe" (naudskírn) getauft, verwarf aber den Glauben wieder und wurde womöglich ein noch ärgerer Heide als zuvor. Um sich Sieg zu verschaffen, opferte er seinen 7 jährigen Sohn Erling, bevor er mit den Jómsvíkingar (Wikingern von Jomsburg) kämpfte. Er besass einen prachtvollen Tempel. 995 wurde er von seinem Knechte Karkur, den er als Zahngeschenk (tannfé) erhalten hatte, im Schlafe ermordet.

Der Isländer Einar, der die Waageschale mit den beiden „hlutir" von Hákon jarl geschenkt bekam, hiess fortan Einar skálaglam (Schalenklang), weil die Gewichte in der Schale klangen. Auch die Landnámabók berichtet von ihm: er kehrte später nach Island zurück und ertrank dabei auf der Schäre Einarssker im Selasund im Breidifjördur; von den zahllosen Inseln, mit denen dieser Meerbusen übersäet ist, erinnern mehrere durch ihre Namen an Einar skálaglamm: bei der Insel Skáley (Schaleninsel) wurden seine Waagschalen angeschwemmt, beim Feldarhólmur (Mantelinsel) sein Mantel, bei der Skjaldarey (Schildinsel) sein Schild. —

(15) Der frühere deutsche Gesandte in Peking, Hr. v. Brandt, übersendet aus Wiesbaden, 14. April, folgende Bemerkung über

angebliche Ainu-Ornamente und chinesische Klingelkugeln.

(Hr. F. W. K. Müller hatte von 8 von Hrn. Mac Ritchie als Ornamente der Aino veröffentlichten Zeichen 7 als sicher und das 8. als wahrscheinlich japanischen Ursprungs nachgewiesen. Auf letzteres bezieht sich die Einsendung.)

„Die auf Seite 533 der Verhandl. 1893 unter Nr. 5 abgebildete Figur ist die der Lotusblume, hat also auch mit Aino-Ornamenten nichts zu thun; sie findet sich in Japan und China sehr häufig in derselben Form.

„Die Aino's pflegten Brokatröcke mit dem Wappen des Gebers als Ehrengeschenke zu erhalten, was das Vorkommen der richtig gedeuteten Wappen auf den Röcken der Aino's erklären dürfte.

„Die Absicht des japanischen Künstlers, durch Anbringung der Wappen des Fürsten von Mats'mai den Vorgang lokalisiren zu wollen, dürfte wohl mehr Unterlegung als Auslegung sein, besonders da es absolut unrichtig ist, denselben als Beherrscher der Aino's hinzustellen. Verschiedene Bezirke auf der Insel Yeso waren verschiedenen Fürsten zugewiesen." —

1) Nach einer anderen Lesart heisst es nun: „und besassen die Eigenschaft, dass, wenn der Jarl sie in die Schalen legte und bestimmte, was jedes bedeuten sollte, und wenn dasjenige heraufkam, welches er wollte, es dann in der Schale zuckte, dass ein Klang davon entstand."

Hr. v. Brandt bemerkt dann in dem Schreiben weiter zu dem Vortrage des Hrn. Joest (ebendas. S. 372):

„Die Chinesen gebrauchen die Kugeln, Nüsse, auch bei Rheumatismus. Sie werden immer nur paarweise gebraucht. Die in den Bemerkungen zu „chinesische Klingelkugeln“ beschriebenen, durch eine Kette verbundenen Eisenstäbe, sind in der That eine Waffe, die der Chinese in seinen weiten Aermeln verborgen hält und mit der er entweder schlägt, indem er einen der Stäbe in der Hand behält, oder indem er einen derselben in ebensolcher Weise seinem Gegner in's Gesicht schleudert. Von Raufbolden und Strassenräubern, jedenfalls im Norden, gebraucht.“ —

(16) Hr. Bartels macht Mittheilungen aus einem Berichte des inzwischen dem Klima erlegenen Missionars Arff (Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft, Jahrg. 50, Barmen 1893, S. 207) über

ein Fest in Bogadjim, Neu-Guinea.

„Gegenwärtig ist grosse Festlichkeit in Bogadjim. Vor zwei Monaten hat man mit der Beschneidung begonnen, ist aber heute noch nicht zu Ende. Vier Monate wird die Geschichte dauern. In drei kleinen, auf verschiedenen Plätzen erbauten Häusern sind die Beschnittenen, unter denen sich Kinder von 4 bis 5 und Jünglinge von 14—15 Jahren befinden, untergebracht und werden von den Alten auf's Sorgfältigste bewacht. Nicht blos Bogadjim-Jünglinge, sondern junge Leute aus allen umliegenden Gebirgsdörfern sind dabei, wodurch in dieser Zeit ein reger Fremdenverkehr hier besteht. Alle Arbeit in den Feldern ruht. Die Männer liegen fast den ganzen Tag auf dem Festplatze, blasen die Hörner, schwatzen und trinken. Die Frauen müssen Speise herbeischaffen, werden aber ängstlich vom Götzenplatze ferngehalten. Von Zeit zu Zeit, namentlich, wie mir scheint, wenn die Weiber lässig im Herbeischaffen von Taro sind, werden Umzüge unter grossem Spektakel gehalten, wobei die Frauen die Flucht ergreifen müssen.

„Nach zwei Monaten soll mit grossem Gepränge Beschluss gemacht und die junge Mannschaft in's Dorf zurückgebracht werden. Grosse Vorbereitungen werden dazu getroffen, Schmucksachen angefertigt und die dabei unentbehrliche rothe Farbe zum Beschmieren des Gesichts zubereitet. Feste von 4 Monaten kann man allerdings nur in der Südsee feiern, aber ich glaube, die Theilnehmer selbst hier sehnen sich nach Beendigung des Festes. Sie dürfen nehmlich in all' der langen Zeit kein Wasser trinken und nur gerösteten Taro essen. Dass sie dabei körperlich sehr herunterkommen, ist begreiflich. Nur an bestimmten Tagen scheint der Genuss von Fleisch, in gebratenem Zustande, erlaubt zu sein. So sah ich nehmlich, dass sie neulich eine Schlange von 4—5 *m* Länge und ein Schwein über dem Feuer liegen hatten.“ —

Hr. Bartels fügt hinzu, es herrsche nach einer Notiz in den von der Neu-Guinea-Compagnie herausgegebenen „Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel“ (Jahrg. 4, S. 227, Berlin 1888) bei den Eingebornen der Glaube, dass der Anblick eines frisch Beschnittenen den Weibern tödtlich sei. —

(17) Hr. Finn legt Steingeräthe vor, welche sein Sohn, Hr. Handelsgärtner Finn, am Havel-Ufer zwischen Pinnow und Borgsdorf gefunden hat. Es ist ein zerbrochenes Steinbeil, ein kleiner Feuerstein-Nucleus nebst einigen Feuer-

stein-Spähnen und einem rohen Bohrer von Feuerstein. Die Fundstücke werden dem Königl. Museum für Völkerkunde als Geschenk überwiesen.

(18) Hr. Buchholz: Zur Ergänzung meines in der März-Sitzung abgestatteten Berichts über

grosse Eisen-Nadeln mit 3 Schildplatten als Kopf aus den Gräbern der La Tène-Zeit bei Vehlefanz, Kreis Ost-Havelland,

bin ich heute in der Lage, von demselben Gräberfelde ein inzwischen gefundenes 4. Exemplar vorzulegen. Obgleich diese Nadel gänzlich zusammengebogen worden ist, damit man sie in die Urne thun konnte, so ist sie doch weniger als die anderen zerrostet und die Maassverhältnisse lassen sich daran mit Sicherheit feststellen. Der Dorn ist 50 *cm* lang und hat an der Spitze eine Stärke von 5 *mm*, an der nahe unter der Schildplatte befindlichen Ausbiegung eine solche von 9 *mm* Durchmesser; innerhalb der Ausbiegung ist der Dorn bereits flach und zwar 1,2 *cm* breit, 3 *mm* dick und, sobald er das 18 *cm* lange, 2 *cm* breite Stück Bandeisen erreicht, welches die 3 Schilde zusammenhält, ist er zu einer breiten Lasche ausgeschmiedet, die mit dem Bandeisen vernietet ist. Die 3 Schilde haben einen Durchmesser von je 7,5 *cm* und sind, wie die früher vorgezeigten, mit einer gerieften dünnen Bronzeplatte belegt, so dass sie nicht allein eine Deckung gegen Pfeile oder Hiebwaffen bilden, sondern auch als stattlicher Schmuck gelten konnten. Bei der kolossalen Länge des Dorns muss das Geräth, als Gewandnadel gedacht, immerhin sehr hinderlich gewesen sein.

Die schon früher erwähnten durchlochten Röhrchen aus Bronzeblech, segelförmigen Bronze-Ohrringe, Schmelzperlen und Eisenringe waren mit der Nadel auch in diesem Falle zusammengerostet. —

Hr. Voss erkennt jetzt, entgegen seiner früheren Ablehnung, das Stück als Nadel an; das Königl. Museum für Völkerkunde hat ein noch besseres Exemplar. Es giebt aber auch ähnliche Sachen anderer Bestimmung.

(19) Hr. Baurath Bauer in Magdeburg übersendet einen Bericht über

Eröffnung eines Museums in Magdeburg.

Derselbe wird in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde veröffentlicht werden. —

(20) Hr. M. Bartels zeigt

Photographien eines jungen Mannes mit überzähliger medianer Brustwarze.

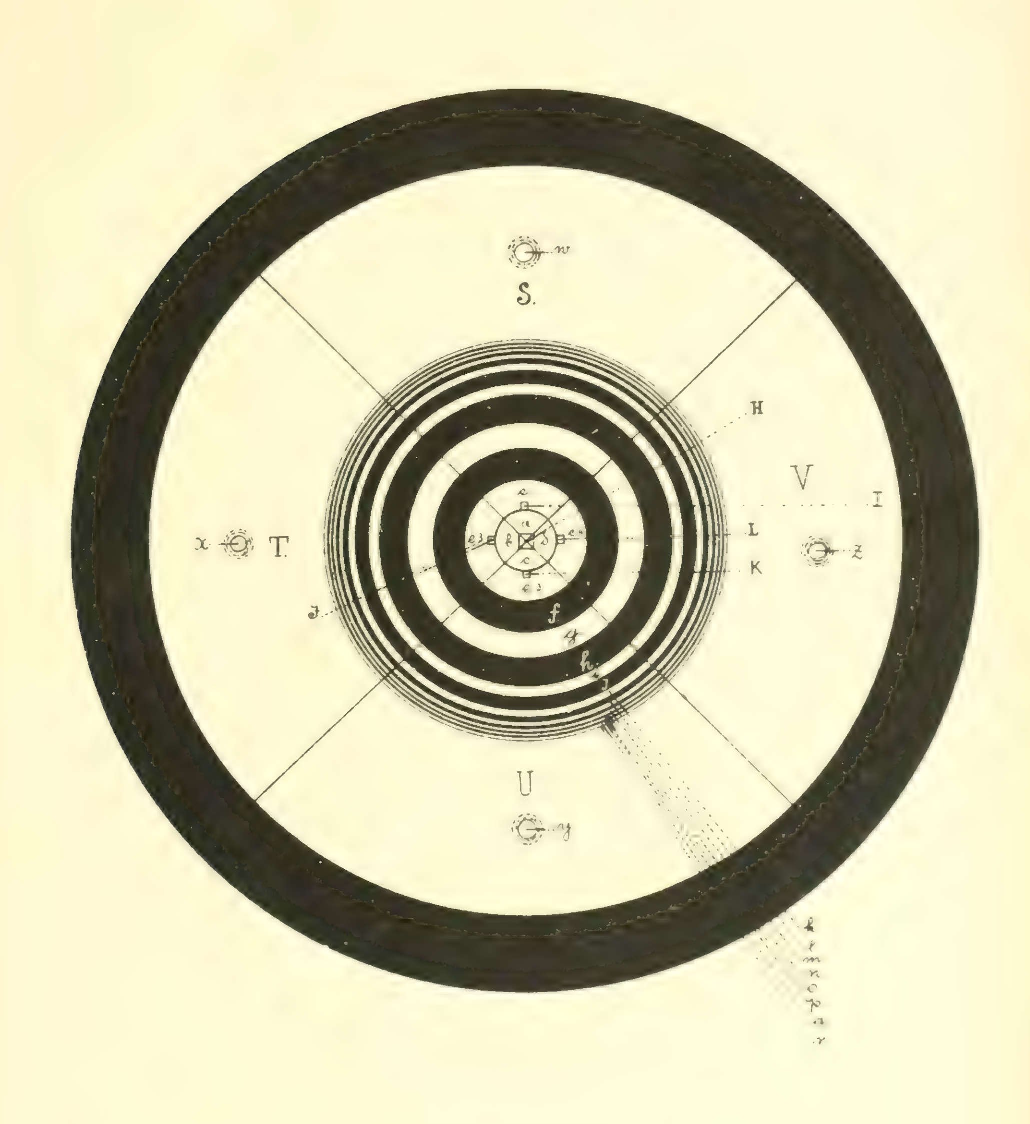
In der Mai-Sitzung 1889 konnte ich schon einmal über das so ausserordentlich seltene Vorkommniss einer in der Mittellinie des Körpers sitzenden überzähligen Brustwarze berichten (Verhandl. 1889, S. 442, Fig. 4). Es handelte sich um einen 24jährigen Mann, welcher 0,5 *cm* unterhalb der Spitze des Processus ensiformis des Brustbeins, genau in der Medianlinie des Körpers, die überzählige Brustwarze hatte. Hr. Hansemann machte damals gegen mich privatim die Bemerkung, dass trotz dieses scheinbar absolut medianen Sitzes die Brustwarze doch wohl nur einer Körperhälfte angehören würde. Das ist gewiss vollkommen richtig, weil wir sonst zu der Annahme gezwungen würden, dass jeder Körperhälfte je eine Brustwarzenhälfte angehören müsse, und das hiesse mit anderen Worten, dass

jederseits eine Anlage für eine überzählige Brustwarze zur Entwickelung gekommen sei, dass diese beiden Anlagen sich in der Medianlinie getroffen hätten, dass sie dann mit einander verschmolzen wären, und dass auf diese Weise scheinbar nur eine überzählige Brustwarze sich entwickelt habe; hätten sich aber beide Anlagen verfehlt, dann wären es zwei überzählige Brustwarzen geworden. Eine solche Annahme ist natürlicher Weise voll von Unwahrscheinlichkeiten und wir treffen gewiss viel mehr das Richtige, wenn wir uns vorstellen, dass die überzählige Brustwarze dicht neben der Mittellinie, vollständig nur einer Körperhälfte angehörend, entstanden ist, und dass ihr vollkommen medianer Sitz als die Folge einer späteren Hautverschiebung betrachtet werden muss.

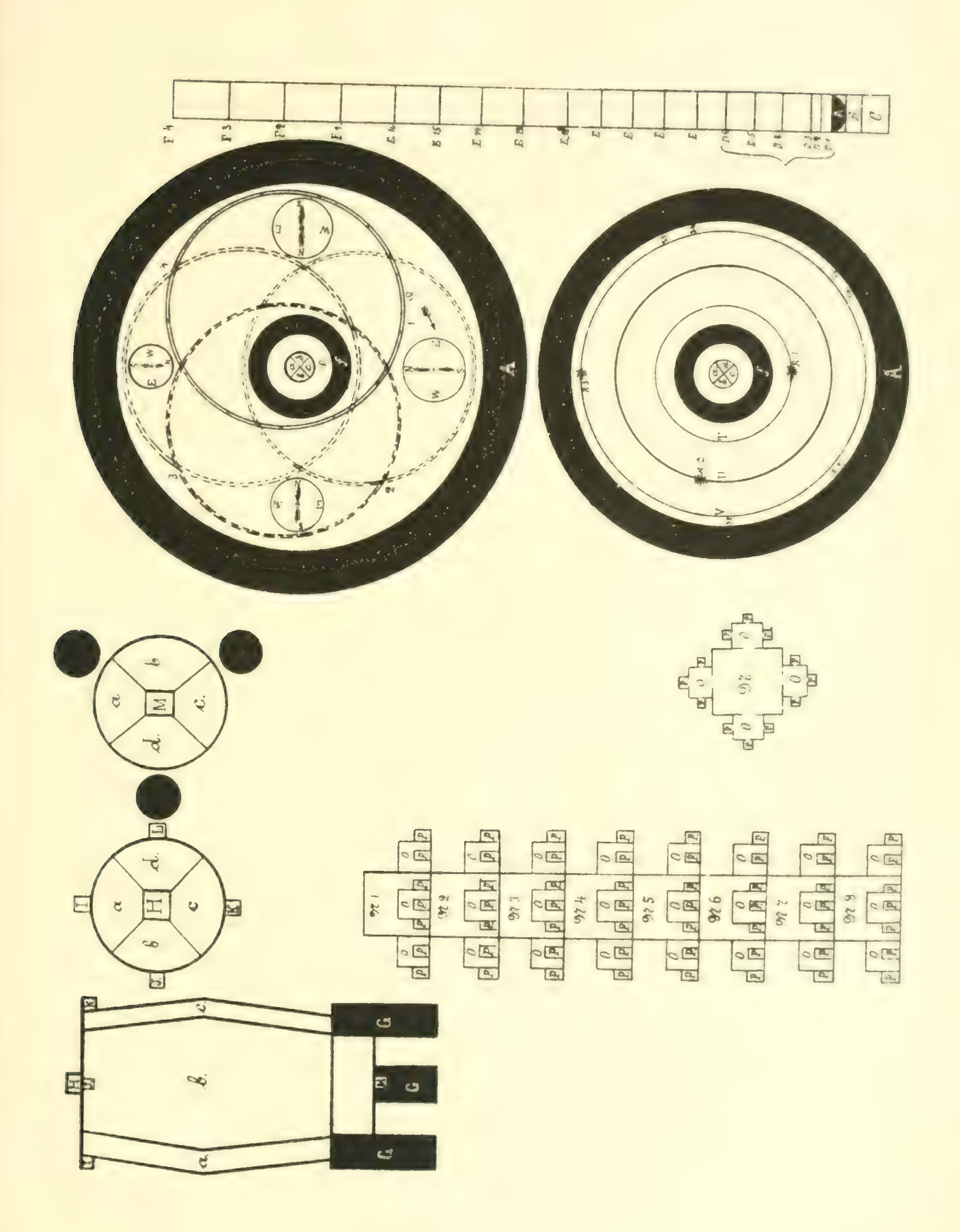


Vor Kurzem hatte ich nun die glückliche Gelegenheit, einen zweiten solchen Fall zu entdecken. (Photographische Aufnahmen von ihm, von Hrn. C. Günther, Behrenstrasse 24, gefertigt, werden vorgelegt: man vergl. die Abbildung.) Es war ein 29jähriger Mann, welcher ebenfalls in der Herzgrube die überzählige Brustwarze trug. Auch sie sass scheinbar ganz median. Bei genauer Untersuchung zeigte sich aber, dass sie unzweifelhaft der linken Körperhälfte angehörte. Bei der Exspiration sah man die Linea alba in ihrem oberen Theile jedesmal etwas einsinken und dabei liess sich mit Sicherheit feststellen, dass die überzählige Brustwarze linkerseits 2 *mm* von der Mittellinie sass, und zwar ganz, wie in dem vorigen Falle, ein wenig unterhalb der Spitze des Processus ensiformis. Die normalen Brustwarzen lagen um eine Hand breit darüber.

Es möge hier daran erinnert werden, dass, wenn nur eine überzählige Brustwarze sich entwickelt hatte, dieselbe viel häufiger auf der linken Körperhälfte als

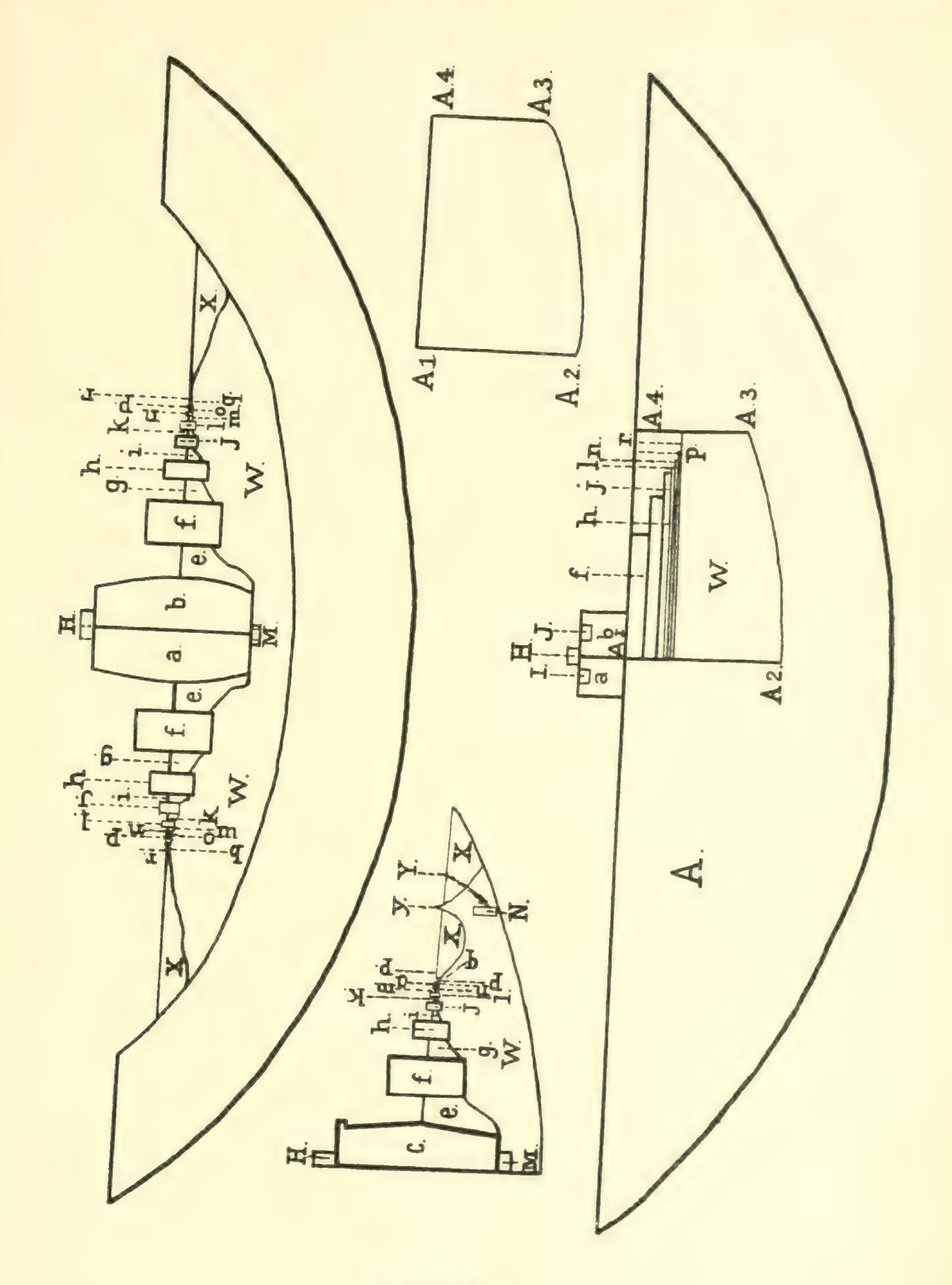


1/12 der Originalzeichnung.

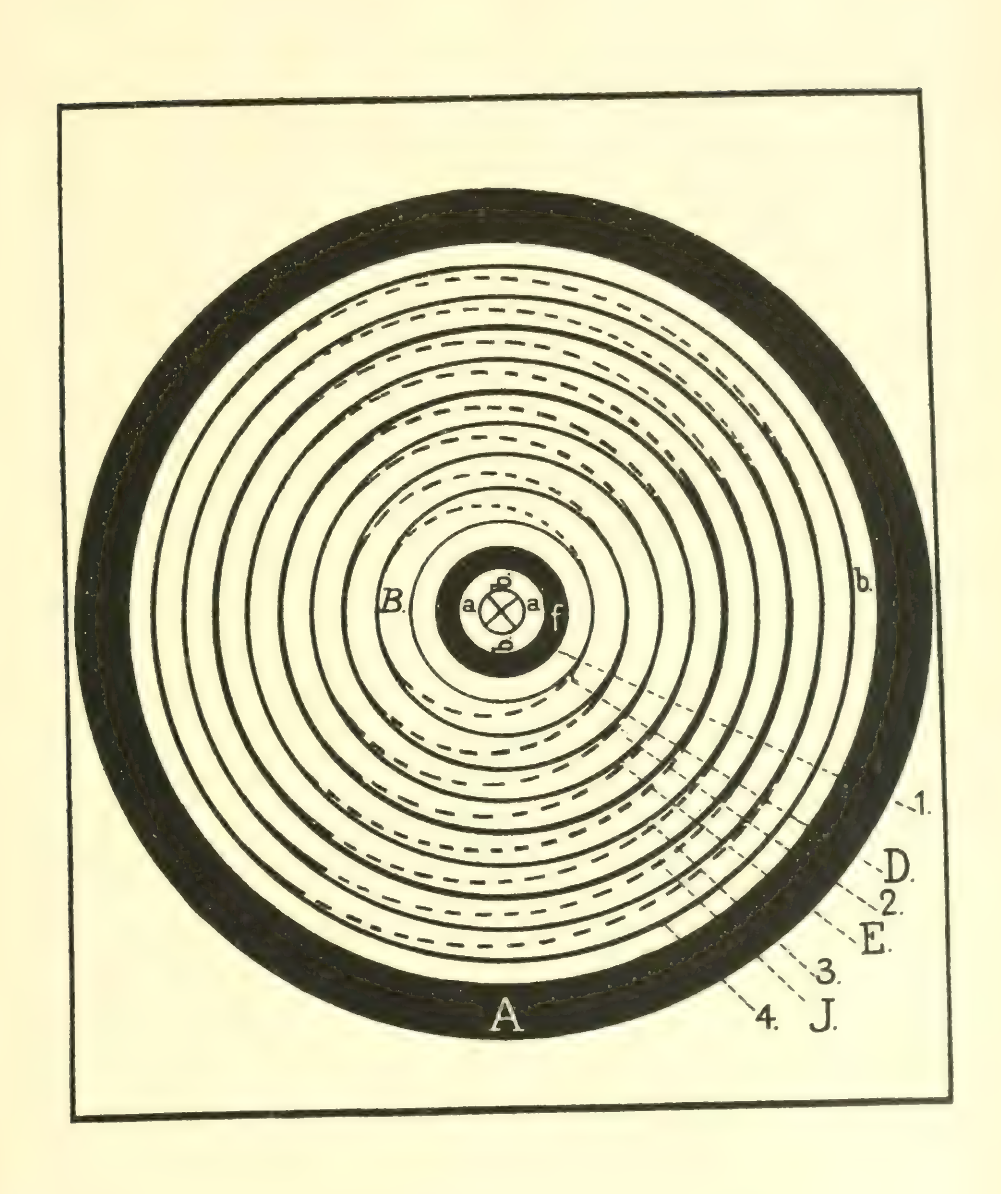


¼ nat. Gr.

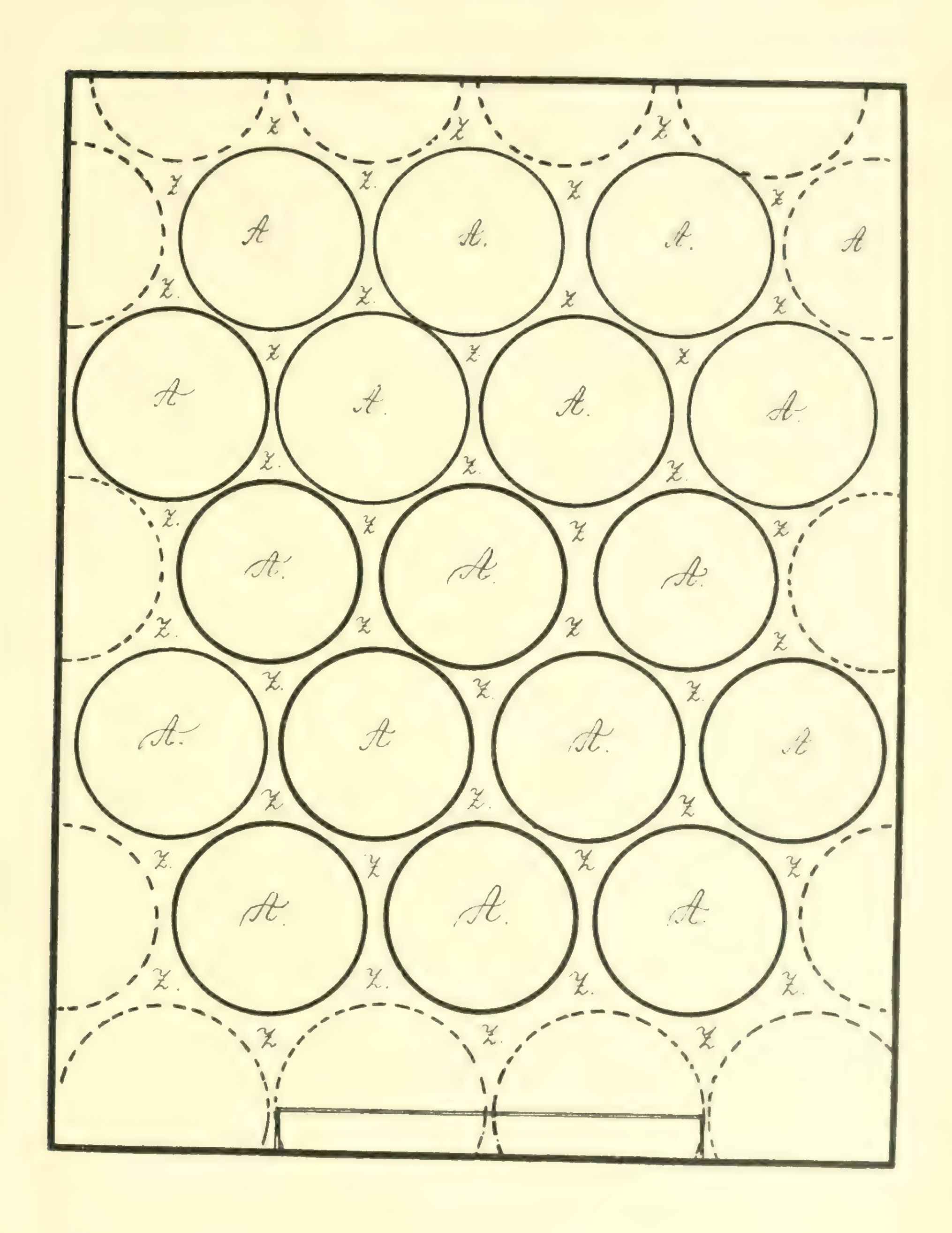
TAFEL V.



$^1/_4$ nat. Gr.



$^1/_3$ nat. Gr.



$^1/_8$ nat. Gr.

auf der rechten beobachtet wurde. Was der Grund für dieses eigenthümliche Verhalten ist, das ist noch völlig unaufgeklärt.

Die Form und Grösse dieser überzähligen Brustwarze entsprach vollkommen demjenigen, was man gewöhnlich in dieser Beziehung bei dem männlichen Geschlechte zu sehen gewohnt ist. Sie hat die ungefähre Grösse eines Stecknadelkopfes, in der Mitte ist sie etwas eingesunken; auch ist sie etwas dunkler pigmentirt, als die umgebende Haut. Am Rumpfe findet sich ausser ihr keine andere warzenartige Bildung. Die Mitte der Warze trägt ein längeres und ein kurzes, dunkelblondes Haar, welche sich leider beide der junge Mann kurz vor der photographischen Aufnahme abgeschnitten hatte. Auch diese Haare sind recht charakteristisch für derartige überzählige Brustwarzen; sie finden sich häufig auf ihnen, und oft lassen sich bis zu den Pubes herab nirgends sonst am Leibe Haare entdecken. So war es auch in unserem Falle.

Die Entdeckung der Milchleiste als embryonaler Anlage für die Zitzen bei bestimmten Thieren (vergl. Corresp.-Bl. f. Anthropol. 1894, S. 28) wird für die Erkenntniss des Zustandekommens überzähliger Brustwarzen sicherlich nicht ohne Bedeutung bleiben. Immerhin aber werde ich auch durch diese neue Beobachtung wiederum in meiner Ansicht bestärkt, die ich wiederholentlich zu bekräftigen suchte, dass es verschiedenartige Ursachen geben müsse, welche das Auftreten überzähliger Brustwarzen veranlassen. Mit anderen Worten, ich sehe nicht alle überzähligen Brustwarzen für gleichwerthig an, sondern ich glaube, dass sie verschiedenartigen anomalen Prozessen ihre Entstehung zu verdanken haben. Es bleibt für uns auf diesem Gebiete noch Vieles zu erforschen übrig. —

(21) Hr. C. F. Lehmann hält einen Vortrag

über prähistorische Metrologie.

Derselbe nimmt eine Bemerkung von Hrn. Nissen (Rheinisches Museum für Philologie, N. F., 49, 1894, S. 4) zum Ausgangspunkt. Eine Veröffentlichung, bezw. Verarbeitung in anderem Zusammenhange bleibt vorbehalten. —

(22) Hr. Bastian spricht, unter Vorlage von Abbildungen, über die

graphische Darstellung des buddhistischen Weltsystems.

(Hierzu Tafel III—VII.)

Bei letzter Anwesenheit in Colombo hatte ich mit Hrn. de Silva, Assistenten auf der dortigen Staats-Bibliothek, die graphische Darstellung des buddhistischen Weltsystems besprochen, die jetzt freundlichst übersandt worden ist, für die physikalische Geographie, woran sich uranographisch anschliesst, was mir durch geneigte Vermittelung Hrn. Consul Freudenberg's aus einem ceylonischen Kloster copirt war, nach einem aus Birma dorthin gebrachten Original.

Die ethnischen Weltsysteme (soweit sie nicht aus fremden Religionslehren übertragen sind) schliessen sich für ihre mythologische Fassung mehr oder weniger eng an die geographischen Umgebungsverhältnisse an, unter deren Einfluss sich die jedesmaligen Völkergedanken ausgestalten.

Die sieben (mit Meeren dazwischen) den centralen Meru umgebenden Felsringe erinnern an die Schifffahrten im indischen Archipelago, längs bogenförmig an einander geschlossener Inselküsten, und Jambudwipa mit seinen 500 Inselcontinenten liegt dann vereinzelt (dreieckig, neben viereckigem Uttarakuru, halbmondförmigem Aparagnyana und rundlichem Pubbavideha, mit andersartigen Be-

wohnern, wie als Amanut gleichsam auf nächsten Inselchen schon betrachtet in melanesischen Inselgruppen) in dem Grossmeer, zwischen den bis auf Assakanna erniedrigten Felskreisen und Sakawala's Schlussmauer, von der sich die Ueberdachung erstreckt bis Yugandhara, für die, die verschiedenfarbig schillernden Seiten des Meru umwandelnden, Gestirne (auf Pfaden der Sonne und des Mondes).

Der hier im Norden Jambudwipa's aufsteigende Zauberwald des Himawant (mit Deva und Yakkha) erhebt sich (über Vorberge) direct bis zum Himalaya (mit Kailasa und den heiligen Seen an Indus und Ganges-Quellen), für aufgeöffnete Wege (über Mahavideha der Jainas hinaus) bis zu den Uttarakuru [in Frommseligkeit der (von Pindar besungenen) Hyperboräer], und dann (unter Beherrschung durch die Chatumaharaja), an Terrassenstufen des Meru, sind Yakkhalinda, Nagalinda, Kumbhandalinda, Garudalinda gelagert, neben Wabhamuka, im Meerestrichter wieder hinabführend bis auf Awitchi, woraus das plutonisch-vulcanische Feuer hervorbricht, in seinem verheerenden Wirken (bei der „Ekpurosis") gemildert durch die Hinlenkung auf Zeitigung des (am Anfang der Dinge aufblühenden) Lotus, mit den Zeichen künftigen Buddhathums desjenigen, der einst unter dem (für Jambudwipa, als Indien, centralen) Bodhi-Baum eingehen soll zur Verklärung, um in Einheit moralischen und physischen Gesetzes durch seine Tugendkräfte — die Wellungen Akasa's (als Aromana von Sota, für Lehren des Logos) — frisch wiederum (nach sündhaftem Zweifel) zu kräftigen in Ajatakasa's (des Weltäthers) Umströmungen des All aus Okasaloka (oder Awakasaloka). Daraus ergiebt sich dann in teleogischer Rückwirkung die Ursächlichkeit des Anfangs für den, im „Regressus ad infinitum" brahmanischer Kosmogonien (ohne „wurzellos" präsumirte Wurzel Prakriti's in der Sankhya), unter Bedrohung des Skeptikers, mit Verdammniss wehenden Wind, der (nach dem in der Milinda-prasna durch die Saugspritze illustrirten Beispiel) das Wasser aufwärts erhält, worauf die Schildkröte schwimmt, zum stützenden Fussauftritt der Elephanten, welche die Erde tragen (wie der, durch das Schütteln seiner Hörner Erdbeben verursachende, Ochse auf Sumatra), während sonst die Erde selber schon (auf Grundwassern) schwimmt, als (hylozoistisches) Boot, dessen Form Pathawi (in Felsunterbreitung) zeigt (von einem Peripheriepunkt Sakawala's zum entgegengesetzten).

Jambudwipa im Lonasamuddha, auswärts von den Gebirgsumkreisungen, liegt weit entfernt von den Spitzen des Meru, jenem Centralberg, der von Kosmos Indicopleustes dem Universum als Glasglocke übergestülpt, zum Auf- und Niederstieg dienen konnte in einer Göttlichen Komödie (aus des Knaben Alberich's Visionen), wo über Indra's Sitz, zur Aufnahme der Heroenseelen in seiner Walhalla, die Himmelswelten aufzusteigen beginnen (bis zu dem in gnostischen Demiurg verkehrten Mara, als „Fürst dieser Welt"); mit den Rupaterrassen der Gedankenwelten darüber, (bis Arupa schliesslich, für häretische Transcendenz), — so abgelegen und etwa nur durch die, von Uttarakuru (mit kostbaren Gewändern, die auf Jambudwipa niederfallen mögen) ausfliegenden Vögel zu erreichen, vielleicht vom mystischen Enka her, auf Kaf's Umwallung (mit dem dreissig Simurg in Einheit durchdrungen).

Bei den durchschnittlich vertrauten Weltsystemen lagert (zum engen Verkehr mit Abasa am Kalabar) das, durch Jakobsleitern (auch aus der heiligen Brigitta Klosterzelle) erkletterbare, Firmament (in den drei Stockwerken der auf Pageants umhergefahrenen Bühne der „Mystères"), so nahe der Erde (bei Berührung mit der Meeresfläche, als Varuna, wie auch in mexicanischer Kosmologie), dass Uranus mit Gäa sich umarmten, unter der, eine Bannung in den Tartarus (b. Hesiod) verlangenden, Zeugung titanischer Kinder, wie sie gewaltsam (bei den Maori) von Papa den emporgestossenen Rangi trennen, der andererseits indess, wegen ehe-

brecherischer Buhlerei (in südlicher Version) durch seinen Onkel Tangaroa (der sonst in der Nachkommenschaft steht, neben Tumatuenga, Rongo, Tane und dem, dem Vater statt der Mutter folgenden, Tawhiri-matea) verwundet niederfällt, und wieder emporgerichtet werden muss (zum Aufpfropfen auf Stützen, die beim Morschwerden durch Angekok oder Kajari auszuflicken sind), auch in Mikronesien durch Tii's vorweltlichen Octopus (der im Pule Heau der Schöpfung zuschaut).

Ob nun in (classisch) gemässigter (peratisch im Apeiron), beschränkter Fassung, ob in der maasslos (bei Vermeidung des „abstumpfenden" Wortbegriffs der Ewigkeit) entschwindenden des Buddhismus, — stets schwingt der κύκλος [illegible] zwischen Anfang und Ende (im Umschwung der Kalpen oder Tonatiuh).

Je nach den periodischen Zerstörungen, — durch Wasser (in vorübergehenden Sinthfluthen und ihren in rechtzeitig gebauter Arche geschützten Coxcox oder Noah), durch Feuer (in stoischer „Ekpurosis"), durch Erdbeben (auf der Quiche's vulcanischem Boden), durch Sturm (im antillischen Huracan) —, reicht nun die Vernichtung weiter hinauf in die Rupaloka, so dass für die (nicht mehr bei Stock und Stein als Fetischismus stockenden, und auch) durch den Aufblick zu (siderischen) θεοὶ ἄστρα (in des Inca's Zweifel) noch unbefriedigten Gedankenreihen, [wenn über die Thronsessel (in Chlorus' „sede caelesti") hinüber oder neben apostolisch drittem, zweistöckigem Himmel (bei Severian) bis zu dem orthodox siebenten (auch im Islam) reichend] ein Nichts entgegengähnt (in Immaterialität der, ihrer Meditation geweihten, Terrassen), — ein Nichtsein, das (auf den Grenzen von Sat und Asat, das Regen vedischen Tad's erwartend) in Sein umzuschlagen hätte, nach philosophisch schönrednerischen Phrasen (bei Actualisirung des Potentiellen). Hier setzten nun die Conflicte für patristische Apologetik mit peripatetisch ewiger Materie ein, unter den durch zweifache Schöpfung nahegelegten Auswegen, in Setzung der „materia prima", zum Beginn der Genesis (aus logoi spermatikoi). „Ex nihilo nihil fit", wiederholt sich im (australischen) Elementargedanken, wenn (wie Beveridge klagt) auf dem „Pimble" bestehend, in Starrköpfigkeit schwarzköpfiger Missions-Zöglinge, die auch unter den Bantu ihrem Bischof verfängliche Fragen stellten.

Buddhistisch fiele diese Schwierigkeit aus, denn bei der Unzerstörbarkeit des Stoffes ist der ganze Raum, der von Awitchi (unten) bis zu den (oberen) Rupaloka hinauf von Vernichtung betroffen wurde (ein scheinbares Nichts darstellend), mit den Dhatu (in einer brahminischen Hiranyagarbha über die Kataklysmen hinübergerettet), in Paramanu (der Nyaya), noch forterfüllt, also gleichsam mit einem „cosmic vapour" (b. Huxley), so dass die Nebularhypothese ihr Spiel beginnen kann, worin (so lange astronomisch gebilligt) dem Laien ein Hineinreden nicht zusteht (für den Process der Weltentwickelung, in materialistischem Mechanismus sachkundiger Begründung). Nur freilich verbleibt hier die Frage nach dem Anfang der „Bewegung", im unbewegt Bewegenden (τὸ πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον, als Primus motor), ohne ersten Anstoss [wenn nicht den Homöomerien (b. Anaxagoras) ertheilt, vom Nous (ἐλθών, den Dingen zusammen) durch einen „Deus ex machina", zu belebender Kinesis (in Fortführung bis auf die Motivation des Willens, in causa motiva), da wie bei den (im vorangegangenen Weltbrand) ausgebrannten Stoffen spontanes Leben zu erwachen hätte, nicht abzusehen wäre (bei den Zweideutigkeiten einer generatio aequivoca). So dürfte es ohne einen Karta oder Baiamai („Macher") nicht abgehen können, und hier hapert es nun, denn all' die demiurgischen Architekten, welche (wenn „deus aedificavit mundum") das Weltgebäude gezimmert, — gleich Visvakarman, der, als Architekt Ayodhya's, die Paläste Tawatinsa's auch erbaute (wie Hephästos die δώματα auf dem Olymp), — sind längst dahin, und auch jeglicher Sitz eines zum

Hervorruf in Honover (gleich Motogon's) etwa befähigten Schöpfergottes ist mit ausgebrannt, in kosmisch temporärer Feuersbrunst (so dass die Schöpfung weder „in tempore“ noch „cum tempore“ ihre Erklärung zu finden vermag).

Das mit einer „causa sui“ (oder αἴτιως αἴτιον) nicht zufriedengestellte Causalbedürfniss hätte willkommen zu heissen die (buddhistisch-brahmanische) Beantwortung aus „Adrischta“ (einem ungesehenen oder unsichtbaren Aides), worin das, bei Erfüllung seiner Karma niedersinkende, Wesen in der (bei allmählichem Abfluss der aufgestauten Gewässer) neu hervorgetretenen Brahmaloka umherschaut, und nun als Einziger, der „Erste“ (der Menschen bei Hidatsa), sich (bis auf Mahabrahma's Bekehrung durch Buddha) als Schöpfergott fingirt, wenn in den (allen Kalyana-phuttuyana naturgemäss eignenden) „ideae innatae“ die Erinnerung an früher Dagewesenes aufsteigt, zur (incarnirenden) Verkörperung in der (durch Tapas gesteigerten) Contemplation vedantischer Schöpfung.

Hier wurde nun, bei (anamnetischer) Rückerinnerung an (platonischen) Kosmos noetos ein (ideal vorschwebendes) Auskunftsmittel vermuthet, wenn bei Fortzeugung des [aus dem Schoosse Sophia's, in Sige's oder (polynesisch) Mutuhei's stummer Umschlingung des (anonymen) προπατωρ, entlassenen] Nous im (sprachlich kündenden) Logos, die Gottheit mit Perilampsis oder (gnostischer) Emanation (nach Syzygien reihenweiser Aeonen) niederzusteigen geruht haben mochte, bis zur Berührung mit dem (Ur- oder) „Ungrund“ (im Bythos), so dass jetzt ein Emporblühen oder „Pua-mai“ (aus Kumulipo auf Hawai) zur Entfaltung gelangen könnte, in (Ent- oder) Auswickelung (jener „explicatio“, die dann eine „implicatio“ involvirt, bei jedesmaligem Ueberschreiten der Akme).

Solcher Supposition stünde (theoretisch) dem Liebhaber Nichts im Wege, ausser das Bedenken, wieweit es der Gottheit selber in ihren Liebhabereien (und Geliebel mit der als Vacch berückenden Tochter) gepasst haben dürfte, des Genusses im Seeligkeitsschwelgen [wie es, gleich epicuräischen Göttern, den Brahmayikas (so lange nicht etwa durch den Gedanken an unabweislich bevorstehende Erschöpfung der Karma bekümmert) rechtsgemäss zusteht], freiwillig sich zu entäussern, um mit dem an Bodhisatwa gerühmten Willensentschluss, zum Besten der Mitmenschen) in die Welt der Leiden (unter fortgehenden Abschwächungen im Niederfluss) zurückzukehren (in irdisches Jammerthal).

Hier nun hat theologischer Scharfsinn sich abgemüht an dem (idiosynkratisch verwunderlichen) Problem der Weltschöpfung durch (guten) Gott (als Agathos), der aus reiner Gütigkeit (oder zu imponirend ruhmsuchtsloser Manifestation seiner Majestät) den (in der gar grossen „massa perditionis“) zu ewiger Qual prädestinirten Menschen in sein elendiges Dasein gesetzt haben sollte und sich später aus Erbarmen veranlasst finden musste, in höchsteigener Person (als δύναμις μεγάλη) selbst hinabzusteigen, um zur Erlösung der, bis zur Prounikos hinabgesunkenen Ennoia, Leid und (patropassischen) Qualen sich zu unterziehen (damit das Heilswerk seine sacramentale Weihekräftigkeit erlange).

Da es so mit gutgemeinten Schöpfungsursachen, — dass der Endzweck der Schöpfung die Güte Gottes gewesen (b. Philo) —, seinen Haken zu haben pflegt, ist (im dualistischen Streite zwischen Ormuzd und Ahriman) an den Abhidharma der Versuch (oder die Versuchung) herangetreten, es mit dem (böswilligen) Gegensatz zu versuchen, und so fällt für ihn die Ursache der Schöpfung in Akusala (das „Nicht-Gute“ oder Böse), worin schon der Meru (durch Trikuta) drei Wurzeln eingeschlagen hat (gleich Yggdrasil, zum Emporwachsen). Die Sachlage liegt aus faktischem Thatbestand klar zu Tage und offen auf der Hand (für schickliche Handgriffe im Begreifen).

Mit der Welt, soweit sie durchschaut oder durchschaubar ist (soweit also subjectivistisch überhaupt in der Vorstellungswelt vorhanden), ist es vorbei nach vorangegangener Zerstörung (sei es durch Feuersbrand, durch Wasserfluthen, durch Einsturz oder durch typhonisches Wüthen in Cyklonen).

Der Ausblick zum Wiederanfang (womit der Beginn gemacht werden soll) zeigt (oder zeigt nicht, weil ein Undenkbares) das reine Nichts, als „Nihil absolutum" (wenn auch in Eigentlichkeit ein nihil privativum aus „Steresis" simulirt (für die Schöpfung aus Nichts), unter Finsterniss (polynesischer) Po (in Avixa).

Solches, aus (verwirklichter) Existenz ausgewischtes Nichtsein gilt jedoch nur für denjenigen Raumabschnitt des Universums, der von der (eschatologischen) „destructio mundi" betroffen worden war. Hoch oben und tief unten, im Jenseits freilich des optischen Sehkreises, wenn nicht durch ein Dhamma-Chakku verschärft, währt es noch fort im Dasein, unter Fortglühen von Lebensfunken also, die beim Auftreffen auf das Hypokeimenon stofflicher Elementarzersetzungen dort zünden mögen (zum Wiedererhellen neu aufspriessender Welt). A priori also könnte die causa causarum höchsten Höhen (wie vorzugsweis gewöhnlich geschehen) ebensowohl entnommen werden, wie tiefsten Tiefen, wogegen a posteriori (aus Erfahrung) die Fallrichtung (wenn in corpuscularen Atomen vollzogen) leicht genug nach unten führt (zum normativen Aufbau von dorther).

Die Bewohner der oberen Rupaterrassen, wenn dem zu den Megga abzweigenden Pfad in's Nirvana bereits nahe, werden, durch die von dort ausströmend zuwehenden Aromana angelockt, ihren Sinn einzig und allein dahin gerichtet haben, zumal ihnen auf den höchsten Schichten eine Garantie gegen niedere Wiedergeburten an sich bereits gewährt ist, so dass sie auf tellurischem Bereich überhaupt nicht wiedererscheinen könnten (in Epiphanien), selbst wenn sie es vielleicht so wollten aus irgend welch' launiger Geschmacksverirrung.

Soweit ihre Mitwirkung in Rechnung käme, könnte Alles bleiben, wie es ist, bei der Null des Nichtseins (zumal ausserdem das anzustrebende Ziel, als eigentliche Realität, den Gegensatz ausdrückt zu der in Maya täuschenden Welt) — und fernere Arbeit an den Lebensaufgaben, wie in Rechenexempeln dem Gewissen gestellt, wäre damit von vornherein gespart; um so besser also, für das in dauernder Friedensfreude angesehnte Ruhekissen, am Malae-a-totoo oder Friedens-Congress der Götter („dii consentes") im zehnten (als höchsten) Himmel auf Samoa.

Leider jedoch ist solches Ideal „ewigen Friedens" der, in pessimistischer Stimmung armen (Welten-) Seele, (weil einer vorwiegend sündhaften), vorab noch nicht gegönnt, denn noch finden sich der Sünder viele, eingeschlossen in ihrem (durch Chaysi, oder manchen Kerberus, bewachtem) Eisenkerker, auf Befreiung harrend in bitterer Pein der Höllenqualen, und ungestüm aufwärts drängend, zur Erlösung in jenem Tageslicht, woher das Heilswort herabschallen mag, um die aus dem Seelenschlaf der Thorheit (bei Ichwan-es-Safa) Erwachten hinaufzurufen in die Meditationshimmel, wenn es gelungen sein sollte, den durch Mara's Boten gestellten Schlingen und Nachstellungen zu entkommen, unter Verkleidungen (soweit den aus gnostischer Magik angebotenen Künsten zu trauen), in Augenblicken ekstatischer Verzückung (wenn fixirbar in Dhyani), oder am gesichertsten im ernst-ehrlichen Fortschreiten auf derjenigen Bahn, wie (im Buddhagama) durch ein vierheiliges Wort angezeigt, oder welch' anderes sich als wahr und ächt bewähren wird (bei gewissenhafter Selbstprüfung).

Wie der nach den Dictaten der Karma aus den Reihen der Seeligen (auf Rupahöhen) als Erster zuerst Herabgesunkene seinen (brahmanischen) Vorrang (obwohl degradirt) in verhältnissmässiger Abschätzung bewahrt, so steigt aus dem Haufen

der Verdammten derjenige zuerst herauf, dessen Karma ihrer Erfüllung am Nächsten, der „Buddha designatus“ (ein Phaya-alaun) demgemäss, als welcher Raja Srenika (der Jainas) im obersten Stockwerk Awitchi's weilt, für nächste Wiedergeburt in Maitreya des Tushita-Himmels, von wo Gautama, dem von Widersachern die, auf Dewadatta fallenden Höllenstrafen zugeschrieben wurden (gleich einem „Jesus patibilis“, im manichäischen Streit), in den (jungfräulichen) Leib der Mater deorum (in Kapilavutti) hinabgetragen war durch Engelgötter der Deva (unter der Gestalt des weissen Elephanten).

Wie es sich übrigens hiermit nun auch verhalten haben mag, — für das Detail, das allegorischer Exegese der Schriftkundigen überlassen bleibt, — immerhin könnte es mit schöpferischem „Aufblühen“ der Physis (im Werdeprozess einer Evolution) in Uebereinstimmung gebracht werden, wenn zunächst aus chaotischem Schlamm eine Wasserpflanze hervorblüht in der, den Schöpfungsbeginn chronologisch indicirenden Lotus (mit den Zeichen des künftigen Buddhathums in ihren Knospenhüllen).

Jetzt beginnt der Existenzenwandel in den Jataka, während welcher der im Tathagata Vorübergehende alle denkbaren Metasomatosen zu durchwandern hat, bis er schliesslich den Stand des Arhant erreicht (als „Jina“ oder Sieger).

Als (beim Tode in Satya-yug) Nanac den Weg zur Hölle wählte, konnten die von ihm Befreiten nicht in den Himmel eingehen, so dass der Guru beständig auf die Erde zurückzukehren hat, seine Anhänger zu erlösen (nach dem Dabistan). Und so sind andere Parallelen mehr geboten in ethnischer Umschau.

Beachtenswerth tritt zugleich diejenige Parallele hinzu, welche im Buddhismus, dem aus deductiver Vergangenheit umfassendsten (weitest verbreiteten und ältesten) System, Elementargedanken wiederholt, wie sie in Theorien des „naturwissenschaftlichen Zeitalters“ der Induction (vor dem Hinzutritt ethnisch naturwissenschaftlicher Psychologie) über den „Weltäther“ (und seine für Vertretung der Gottheit empfohlene Rolle bei der Weltschöpfung) zur Aussprache kamen (soweit in physikalischen und chemischen Fachdisciplinen als zulässig erwiesen).

Die physische Weltbeschreibung, wie sie innerhalb der Sakawala mit dem Meru (und den von ihm getragenen Himmelsterrassen) einbegriffen ist, erhält ihren Schlussstein eingefügt durch den Transcendentalismus in Okasaloka, unter den Zeichen der Nitya oder Ewigkeit, im Gegensatz zu Anitya und (als Realpotenz der Wesenheit) zu Anatta (mit Dukha's Trübung verbunden).

Die Aetherwellen fluthen hier aus einem, zu der im Potentiellen actualisirten Welt (des Zeiträumlichen) überhaupt, andersartig Seienden (oder Wesenden), wie dem (im Psycho-physischen eingebetteten) Nous pathetikos der Nous (als poetikos) von Jenseits her hinzutritt (*ἔξωθεν*), die Dinge ordnend (*παντα χρηματα*).

In dieser „Welt des Aethers“ (Akasa) stetigt sich (in Selbstständigkeit) das Total des Weltbestandes, weil in der (unentstandenen) Ajatakasa den (für physische Auffassung) letzt-äussersten Untergrund (mit abschliesslicher Ursächlichlichkeit) tragend, in Lokasandharakawayu nehmlich, den (in brahminischer Kosmogonie unverstanden wehenden) Wind, der die über seine mangelnden Stützen spottenden Skeptiker in den Höllenabgrund stürzt (wie solcher für ketzerische Zweifler im Speciellen vorgesehen ist, mit besonders ungemüthlicher Kammer).

Und so ist, zum *παλίντονος* oder *παλίντροπος* (b. Heraklit), in dem, mit Vergehen und Entstehen oder Mischung und Trennung — *ἀλλὰ μόνον μίξις τε διάλλαξίς τε μιγέντων ἐστί* (Empedokles) — umschwingenden Weltlauf Akasa nicht nur als Grundbedingung eingewoben, sondern innerhalb solchen Aether-Reiches liegt auch das Ziel menschlicher Bestimmung begriffen, in dem (zu Okasoloka oder Awaka-

saloka gehörigen) Nirvana, wenn für das Gnothi Seauton gesetzlicher Abgleich erlangt ist (in νοησις νοησεως), bei Durchschau des Dhamma, als Aromana für Manas (Manu's), und dies, aus sprachlicher Klärung des Einzelgedankens im Gesellschaftskreis (für individuelle Erkenntniss), weist hin auf Akasa wiederum, worin, weil Aromana für Sota (im Gehör), der Logos redet (im Heilswort des Gesetzes).

Wenn im freudigen Bekenntniss zu der aus innerlicher Offenbarung gepredigten Lehre die Gemeinde rüstig fortarbeitet an tugendhaften Werken, florirt ringsum auch die Natur in erfrischter Jugendfülle, da der den Umkreis des Sakawala durchschallenden Rede Buddha's alle Naturwesen lauschen für (Schleiermacher's) „Ethisirung des Physischen" (in der Staatsordnung des Mittelreichs), um den Gegensatz, der „physiko-mechanischen" Gesetze der Körper und der „ethikologischen" der Seelen (b. Leibnitz), zu vermitteln (bei eleatischer Einheit von Denken und Sein).

In den canonischen Schriften wird dargelegt, wie nach dem Dahinscheiden des Meisters seine Worte von Jahrtausend zu Jahrtausend undeutlicher verklingen, so dass dem Kusala gegenüber Akusala wiederum Macht gewinnt, bis am Abschluss ihrer Periode die Welt unter der Sündenlast erliegt, und somit der Zerstörung verfällt.

Solcher Zeitpunkt coincidirt nun mit dem Hinübertritt aus Parinibbanam in Nibbanam, und indem in Vollkraft seiner Tugendstärke der durch Asangkhata-Ayatana durchleuchtete Buddha in das Walten Akasa's eingeht, werden hier durch solche Allmacht Wallungen angeregt, die in Bewegung gesetzt, fortschwingen in Ajatakasa's Aetherwellen, und so sich an den durch schöpferische Winde zusammengewehten Dhatu der Elementarstoffe spürbar machen, die jetzt nach wahlverwandtschaftlich einwohnenden Affinitäten in Wechselwirkung mit einander die präformirten „Zusammensetzungen" Sankhara's wiederum aufbauen, für die Vorstellungswelt Vinyana's, wenn bei Wandlung des Chuti-Chitr in Patisonthi-Chitr die erlösungsbedürftige Wesenheit in's Dasein tritt (bei der Menschengeburt). Vgl. „Der Buddhismus als religions-philosophisches System" S. 22 u. a. O.

Das gesammte Weltsystem des Buddhismus ist sonach psychologisch aufgebaut, auf einer „moralischen Weltordnung" (Fichte's), bei Einheit des physischen und (ethisch-)moralischen Gesetzes (mit Dharma, als erstes Glied in der Trinität oder der Tri-Ratna.

Den im Sectenhass ihrer Landsleute als „gottlos" (gleich den Samoanern auf den Neben-Inseln) verschrieenen und, unter Atheisten (wie die Christen vom Heidenthum) rubrificirten, Buddhisten (als Nastika) fehlt zwar, trotz Myriaden von Göttern (in Vielheit ihrer Himmel) der Gott, als Gottheit, ausser wenn Dharma in die Lücke eingerückt ist (wie in nepalesischer Schule, um Adhi-Buddha, theistischer oder deistischer Secte, die Stange zu halten). „Die Neuzeit rückt das Gesetz in den Mittelpunkt der Forschung" (s. Eucken), und so zeigt sich auch hier (aus elementaren Grundzügen) im deductiven Zeitalter (zur Vermittelung zwischen Physiko- und Ethiko-Teleologie) ein gläubiges Vorahnen solch' gesetzlich umschriebener Gedanken, wie sie im heutigen der Induction (aus logischem Rechnen) für gegenseitig doppelte Bestätigung prüfend zu controlliren sein werden (nachdem die Psychologie, im Charakter der Naturwissenschaften, diesen hinzugetreten sein wird).

Die Naturgesetze — aus Nothwendigkeit (ἀνάγκη) — **müssen**, die Vernunftgesetze, in Verpflichtung (des Nomos) —, **sollen** befolgt werden, und im (gewissenhaften) Gefühl des Seinsollenden begründet sich das Moralprinzip (als höchste Norm des Willens). Es handelt sich also um das Gesetz selber, wie es (nach Gewinnung der Thatsachen aus ethnischer Umschau) in den (gesetzlichen) Vorgängen psychischen

Wachsthums festzustellen wäre, auf (noologischer) Sphäre der Gesellschaftsschichtung, damit aus dem Ganzen der Theil den eigenen Ziffernwerth herausrechnet, bei Stetigung im Selbst (zum „principium individuationis"), als (mikrokosmisches) Individuum, unzerstörbar gleich dem Atom oder einer (beseelten) Monade (wenn normal gesund).

Im Gegensatz zum Künstlichen, als mechanische Technik (bei Aristoteles), zeigt sich in „Natur" (beim Werdeprozess der Physis), als „Gebärerin" (b. Bruno), das aus einwohnenden Kräften und Gesetzen Entwickelte (organisch), und so hätte in den Evolutionstheorien der Gegenwart die mechanische Weltauffassung (nachdem sie auch die Psychologie in ihr Bereich gezogen haben sollte) den Architekten über sein eigenes Kunstwerk zu unterrichten (in der Vorstellungswelt, worin wir leben).

Ueber die Natur philosophiren, heisst sie schaffen, orakelt Schelling, als Chorführer der Naturphilosophie, und so meinte es der von seinen Brahminen (in büssender Contemplation) als Schöpfergott gefeierte Brahma, der Mahabrahma der Brahmaloka; er hat indess (den Jataka zufolge) seinen Irrthum reuig anerkannt, als er von Buddha eines Besseren belehrt wurde bei dem aus Vaisali freundlichst abgestatteten Besuch.

Und so wird sich auch in der Naturwissenschaft eine Verständigung wohl anbahnen lassen, nach Zutritt der Psychologie, beiden Theilen zum Gewinn, wenn es aus monistischem Einklang zusammenstimmt beim Sphärengesang kosmischer Harmonien und Symphonien.

Immerhin ist eine willkommene Controle für die Elementargedanken gewährt, wenn objectiv ungesucht zwei Systeme zusammenkommen, das älteste aus deductivem Zeitalter, und das jüngste des heutig inductiven (in unserer Gegenwart).

Und wer dies als Stichprobe zu bezeichnen gewillt sein möchte, braucht sich keinen Zwang anzulegen, da das Onus probandi auf denjenigen fiele, der es bestreiten sollte.

So könnte hier beste Gelegenheit geboten sein, versuchsweise wenigstens, dass Realismus und Idealismus über die Principien des Weltprozesses monistisch sich einigten auf psychologischer Grundlage. —

Die nachstehende Erklärung der (in fünf Diagrammen beigefügten) Tafeln ist aus dem englischen Original übersetzt (wie von Hrn. de Zilva Wikremasinghe eingesandt). Für die Anordnung der uranographischen Provinzen vergl. „Ideale Welten" (Bd. I, Taf. 2).

Tafel-Erklärung:

Tafel III.

Fig. Nr. 1. Cakkawāla, von oben gesehen (Maassstab 25 000 yōjanas auf 1 Zoll), das Universum, als Kreiswelt.

a, b, c, d Sineru (84 000 yōjanas im Durchmesser). Centralberg.

a, *b*, *c*, *d* } Vier Seiten Sineru's in den Farben ihres Materials: nehmlich: Gold, Rubin, Saphir und Silber.

e I Sīdanta sāgara (42 000 y. breit). Bezeichnet *e' e'' e''' e''''*, um den Farbenunterschied in den Seiten des Sineru zu zeigen. Meere.

g, *i*, *k*, *m*, *o*, *q* } *II—VII* Sīdanta sāgara (jedes die Hälfte des unmittelbar vorhergehenden). Der Farbenunterschied ist derselbe wie *I* Sīdanta.

g Yugandhara
h Isadhara
i Karawika
l Sudassana
n Nēmindhara
p Vinataka
r Assakanna
} Sattakula Pabbata (jedes gleich breit mit den vorhergehenden Sidanta). Felsringe.

s Uttarasagara
t Aparasagara oder Rattasāgara
v Pubbasāgara oder Khīrasāgara
u Dakkhinasagara
} Lona Samudda oder Catumahāsāgara. Vier-See.

w Uttarakura (8000 y. lang und breit)
x Aparagōyana (7000 y. lang und breit)
y Jambudīpa (10 000 y. lang und breit)
z Pubbavidēha (7000 y. lang und breit)
} Catuddīpa. Continente mit dem Orbis terrarum Indien's in Jambudipa).

A Cakkawāla (3 610 350 y. im Umfang, 1 203 450 y. Durchmesser).
H Sakkabhawana (10 000 y. Cubik).
I Jakkhālinda (5000 y. Cubik).
J Nāgālinda (5000 y. Cubik).
K Kumbhandalinda (5000 y. Cubik).
L Garulālinda (5000 y. Cubik).
Y Walabhāmukha.

Tafel IV.

Fig. Nr. 2. Reihe der Lōkās von unten aufwärts bis zur Spitze des All, nach den Verhältnissen der Entfernungen.

A Cakkawāla mit seinem Inhalt als Eins gerechnet.
B Paṭhawīsandhāraka-udaka (480 000 y. tief).
C Lōkasandhārakawāyu (960 000 y. in Tiefe).
D Devalokās. 6 (Götterhimmel):
" 1. Cātummahārājikā (42 000 y. über der Oberfläche der Erde).
" 2. Tāwatimsa (42 000 y. über der vorhergegangenen).
" 3. Jāma (434 400 y. über der vorhergegangenen).
" 4. Tusita (788 800 y. über der vorhergegangenen).
" 5. Nimmanarati (1 135 200 y. über der vorhergegangenen).
" 6. Paranimmitawasawatti (1 485 600 y. über der vorhergegangenen).
E Rūpī-Brahmalokas. 16:
" 1. Brahmapārissajja
" 2. Brahmaporōhita
" 3. Mahābrahma
} (diese drei in derselben Fläche: 1 830 000 y. über den vorhergegangenen).
" 4. Parittabha
" 5. Appamanabha
" 6. Abhassara
} (diese drei in derselben Fläche: 2 180 400 y. über den vorhergegangenen).
" 7. Parittasubha
" 8. Appamānasubha
" 9. Subhakinnaka
} (diese drei in derselben Fläche: 2 536 800 y. über den vorhergehenden).
" 10. Vehapphala
" 11. Asannasatta
} (diese beiden sind in derselben Fläche: 2 887 200 y. über den vorhergehenden).
" 12. Aviha (3 138 400 y. über den früheren).
" 13. Atappa (3 588 000 y. über der früheren).
" 14. Sudassa (3 938 400 y. über der früheren).
" 15. Sudassi (4 288 800 y. über der früheren).
" 16. Akannitthaka (4 639 600 y. über der früheren).
F Arūpī-Brahmaloka's. 4:
" 1. Akasanancayatana (4 989 600 y. über der früheren).

F 2. Viññānancayatana (5 364 000 y. über der früheren).
„ 3. Akiñcaññayatana (5 609 400 y. über der früheren).
„ 4. Nēvasañña-nāsāññayatana (6 004 000 y. über der früheren).

Fig. Nr. 3. Sineru auf Trikūṭa = drei Felsen.
G Jeder der drei Felsen.
M Asurabhawana (10 000 y. Cubik) [vergl. I P., Fig. 1 wegen anderer Symbole, Tafel III].

„ „ 4. Obere Ansicht von Fig. Nr. 3: die letztere (vergl. I P., Fig. 1 wegen der Symbole, Tafel III).

„ „ 5. Untere Ansicht von Fig. Nr. 3 (vgl. I P., Fig. 1 wegen der Symbole, Taf. III).

„ „ 6. Nirayā's mit ihren primitiven und secundären Ussada's.
N Nirayā's. 8 (Höllen):
„ 1. Sañjiva (100 y. Cubik).
„ 2. Kālasutta (100 y. Cubik).
„ 3. Sanghāta (100 y. Cubik).
„ 4. Rōruwa (100 y. Cubik).
„ 5. Mahārōruwa (100 y. Cubik).
„ 6. Tāpa (100 y. Cubik).
„ 7. Patāpa (100 y. Cubik).
„ 8. Awīci (100 y. Cubik).
O Primitive Ussada.
P Secundäre Ussada.

„ „ 7. Kreuzschnitt eines Niraya mit seinen Ussada's (vergl. das letztere wegen der Symbole).

„ „ 8. Die Ebene zwischen den beiden Gipfeln von Yugandhara und Cakkawāla, die Ekliptik zeigend, ihre Bewegung und Veränderlichkeit an vier Seiten.
Q Ekliptik.
(† Schiffscompass, der stets nach Sineru und gegen den Nord- und Südpol nach Cakkawāla zeigt, im ganzen Umkreis.)
(Punktirte Kreise zeigen die Bewegungen der Ekliptik in ihrem täglichen Gange an.)
(Bogen-Kreise, die vordere Ansicht ihres Ganges; vergl. I P., Fig. 1 wegen der anderen Symbole, Tafel III).

„ „ 9. Schatten von Yugandhara bei Sonnenlicht (= Dunkelheit der Nacht), die veränderliche Lage der Nacht in Uebereinstimmung mit seiner Entfernung von Yugandhara zeigend.
T, *U*, *V* } (Jeder für sich.) Drei tägliche Kreisläufe der Sonne (einer in jedem Vīthi).
R Die Sonne, *1*, *2* und *3* sind drei Beispiele auf *T*, *U* und *V* bezüglich (wann jedesmal dort befindlich).
S^1-S^2, S^3-S^4 und S^5-S^6 sind die drei correspondirenden Schatten zu R^1, R^2 und R^3.

Tafel V.

Fig. Nr. 1. Durchschnitt Cakkawāla's, in zwei natürliche Theilungen geschnitten.
W Die Erde unter Wasser (120 000) y. in Dicke.
X Lonasamudda (vergl. I P., Fig. 1 und 3 für andere Zeichen, Tafel III).

„ „ 2. Durchschnitt von Dakkhinapāda, quer durch Jambudīpa, die verschiedenen Schichtungen von Erde und Wasser zeigend.
N Niraya's in ihrer Lagerung unter Jambudīpa (bez. *y*).
y Jambudīpa mit einer nach dem Himālaya hinweisenden Spitze (ausserhalb des Maassstabes).
Y Walabhāmuka (dies, gleich den Niraya's, fällt den Richtungen aus, cf. I P., Fig. 1 und für andere Zeichen, Tafel III).

Fig. Nr. 3. Aeussere Ansicht von Cakkawala, das Innere bei Eröffnung zeigend. A^1, A^2, A^3, A^4, die Eröffnung Cakkawala's (cf. I P., Fig. 1 und II P., Fig., Taf. III und V, o. l.).

„ „ 3a. Der hiervon entfernte Theil Cakkawala's.

Tafel VI.

Fig. Nr. 1. Die Ebene zwischen zwei Gipfeln von Yugandhara und Cakkawala, um 1. den Umkreis der Sonne zu zeigen, in doppelter Spirale (nur 18 Windungen, statt 365 beschreibend), mit jeder Windung der täglichen Bewegung entsprechend; 2. drei Theile des Umkreises, Vīthis genannt, um die Jahreszeiten anzuzeigen.

B Das Ende Uttarāyana's und der Beginn Dakkhināyana's.

C Das Ende Dakkhināyana's und der Beginn Uttarāyana's.

D 1—2 Ajavīthi
E 2—3 Gōvīthi } Die drei Vīthis.
H 3—4 Nāgavīthi

Tafel VII.

Fig. Nr. 2. Verschiedene der unzähligen Cakkawāla's oder Lokadhātū's.

A Cakkawala (282 000 y. Höhe).

Z Lokantarikā. (Zwischen-Welten.)

Betreffs der Verweise ist das Folgende zuzufügen:

Die eingesandten Originale umfassen 3 Tafeln. Auf der ersten (mit Fig. 1—9) ist das hier mit III und IV Numerirte enthalten: die zweite (Fig. 1—3a) entspricht V und die dritte (Fig. 1—2) ist durch VI u. VII wiedergegeben, wofür das Erforderliche den Zeichen zu entnehmen ist. Eine photographische Wiedergabe des Originals findet sich: „Indonesien" (Heft V). —

(23) Hr. Waldemar Belck überreicht im Namen des Hrn. Emil Rösler in Schuscha den nachfolgenden Bericht des Letzteren über seine

archäologische Thätigkeit im Jahre 1893 in Transkaukasien.

Anknüpfend an meinen Bericht vom Jahre 1892 (Verh. vom 17. December 1892, S. 566) bemerke ich, dass im Bestattungsgrabe Schuscha Nr. 3, trotz eifriger Nachforschung, ausser einigen, nichts Neues bietenden Kleinigkeiten, weiter nichts von Belang gefunden wurde. Die sonstigen Ausgrabungen des Jahres 1893 haben Folgendes ergeben:

I. Das Grab Schuscha Nr. 4. (14. April 1893.)

Zwischen Grab Schuscha Nr. 1 und 2 in schwacher, kaum noch bemerkbarer Bodenerhebung, in einer Tiefe von 30 *cm* gefunden:

Urnenscherben aus schwach gebranntem, grauem Thon.

Thier- und Menschenknochen, Zähne.

1 viereckige, flache, rothe Carneolperle (dreimal durchlocht, oben mit Kreisverzierung).

1 grosse, länglich-runde, weissrothe Carneolperle.

1 mittlere Carneolperle.

1 kleine Carneolperle.

1 alte Kupfermünze.

II. Die Gräber Schuscha Nr. 5, 8, 9, 10, 11.

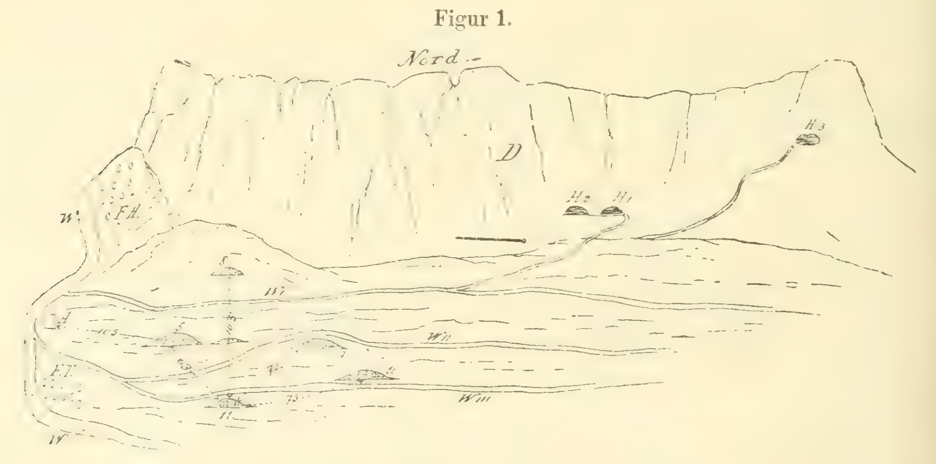
Etwa 1 Werst südlich von der Stadt Schuscha (genau 700 *m* von der Stadtmauer an gerechnet) zweigt sich am Fusse der, das Schuschaer Plateau nach

Süden begrenzenden, steil abfallenden Felswand von der nach Lyssogorsk führenden Chaussee links, in ziemlich starkem Falle, der Weg nach dem, in meinem früheren Berichte erwähnten Dorfe Doschalti ab (Fig. 1). Hier, gleich hinter dem Wachthause der Forstwächter, befinden sich auf den, durch mehrere schluchtartige Einsenkungen unterbrochenen Abhängen der Felswand steinige Bodenerhebungen, deren Spitzen in einem Falle, bei Grab Nr. 5, von zwei grösseren Felssteinen gekrönt waren. Die Höhe der Hügel variirt zwischen 3—15 *m*. Auf diesen Erhebungen entdeckte ich die Gräber Schuscha Nr. 5, 8, 9, 10 und 11, wegen deren Lage zu einander ich auf den beigefügten Haupt-Situationsplan (Fig. 1) Bezug nehme.

Diese Gräber, ebenfalls Bestattungsgräber, unterscheiden sich von den früher beschriebenen Gräbern Schuscha Nr. 1—3 hauptsächlich dadurch, dass die gewaltigen Steinsetzungen, wie sie sich in letzteren vorfanden, hier gänzlich fehlen. Die gefundenen Gegenstände lagen in der spärlichen Schwarzerdschicht, zwischen nicht grossen Rollsteinen eingebettet, bunt durcheinander. Ganze Urnen wurden hier nicht gefunden, sondern nur Bruchstücke aus grauem und gelblichem Thon, ohne hervorragende Ornamentik.

Diese Bestattungsgräber gehören ihrer Ausstattung nach wohl auch der Zeit des Ueberganges zur Eisenzeit an.

Figur 1.



Situation der Gräber am Doschalti-Wege.

D Felswand von Doschalti. *W* Chaussée nach Lyssogorsk. *W'* oberer, *W''* unterer Weg nach Doschalti. *A* Wächterhäuschen. *FA* armenischer, *FT* tatarischer Friedhof. *Nr. 5, 8, 9, 10, 11* Hügelgräber. *H 1, H 2* und *H 3* Schuscha-Höhlen. Die übrigen Zahlen bedeuten Entfernungen in Metern.

1. Das Grab Schuscha Nr. 5.

7 Arbeitstage: vom 16. April bis 23. Juni.

Bestattungsgrab. Richtung von Westen nach Osten sich senkend.

Höhe des Hügels	15 *m*.
Länge der Grabstätte . . .	16 „
Breite „ „ . . .	5 „

Am östlichen Ende der Grabstätte lagen zwei Felssteine (1 *m* breit und 30 bis 50 *cm* dick) in einer Entfernung von 5 *m* von einander.

In der nur 30—50 *cm* dicken Erdschicht, mit Steinen durchsetzt, fand ich folgende Gegenstände:

A. aus Stein:

a) 3 Pfeilspitzen aus Obsidian (Fig. 2a); bei einer ist die Spitze abgebrochen, ziemlich primitive Arbeit.

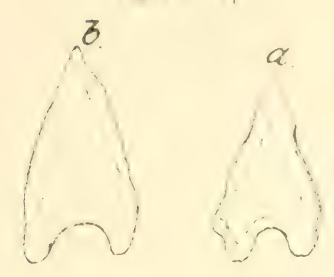
b) 1 Pfeilspitze aus grauem Feuerstein, gut gearbeitet (Fig. 2b).

c) 1 „ „ braunem Feuerstein(?), die Spitze abgebrochen.

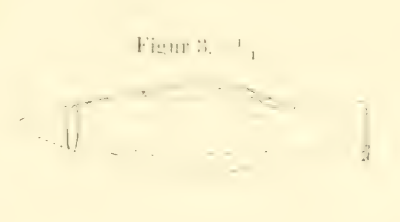
d) 5 geschlagene Obsidiansplitter, worunter einer sägenartig fein gezähnt.

e) 2 Pfeilspitzen aus Felsgestein; 1 Lanzenspitze (?) aus Felsgestein, die Spitze abgebrochen, 11 *cm* lang (Fig. 3); 1 Steinmesser.

Figur 2. 1/1



Figur 3. 1/1



f) 1 Mahlstein (Quetschstein?). Länglicher Stein, an drei Seiten wohl durch den Gebrauch geglättet.

Länge	. . . .	14,00 *cm*
Höhe	. . . . .	5,50 „
Breite oben	. .	5,50 „
„ unten	. .	6,50 „

B. aus Bronze:

g) 1 schöner Armring, offen, Aussenseite gerippt, innen geglättet (Fig. 4).

h) 1 Pincette, schön erhalten (Fig. 5a).

i) Zierbleche (Fig. 5b), in der Mitte erhaben, an den Seiten durchbohrt, mit Randverzierung durch Punkte, und Bruchstücke solcher.

k) 1 Spiral-Fingerring (Fig. 5c), vierfach gewunden, Durchmesser 2 *cm*.

l) 1 „ „ , dreifach gewunden, Durchmesser 22 *mm*.

Figur 5. 1/1

Figur 4. 2/3

m) Stücke einer Bronzeröhre, 25 *mm* lang.

n) 3 Bronzeknöpfe (Fig. 5*d*), hohl, gewölbt, innen mit Querbalken (Fig. 5*d'*). Durchmesser derselben: 12, 10 und 8 *mm*.

o) 1 Bronzeperle.

p) Glied eines Bronzekettchens (Fig. 5*e*) mit daranhängender Muschel.

C. aus Eisen:

q) 1 Bruchstück eines Eisen-Messers, stark gerostet.

r) 1 Zierblech, in der Mitte erhaben und an einer Seite durchbohrt.

s) Bruchstücke von Fibeln(?).

t) Eisenfragmente.

u) 1 Eisenperle.

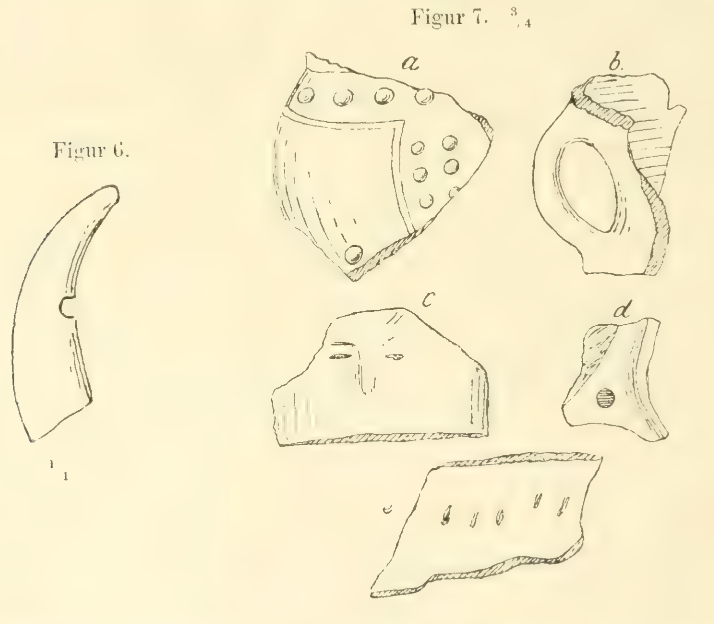
Ferner:

v) Kaurimuscheln, durch einen flachen Schnitt geöffnet.

w) Andere Muscheln mit Durchbohrung zum Anhängen.

x) Eberzähne (Hauer), durchbohrt, Zähne eines Raubthieres (Fig. 6).

y) Urnen-Fragmente aus grauem und gelblichem Thon (Fig. 7*a—e*).



Figur 7. 3/4

Figur 6. 1/1

z) Bruchstücke eines menschlichen Unterkiefers mit Zähnen. Viele Menschen- und Thierzähne, Fruchtkerne.

aa) Perlen:

3 grosse, gefleckte, länglich-runde, rothe Carneolperlen.
3 „ , „ , runde Carneolperlen.
21 mittlere, flachrunde Carneolperlen.
5 „ , längliche Carneolperlen.
33 kleine, runde Carneolperlen.
1 kleine, grüne Perle
5 mittlere, weisse Perlen } flachrund.
2 kleine, weisse Perlen

zus. 73 Perlen.

2. Das Grab Schuscha Nr. 8. 21. April 1893.

Länge des Grabes . . . . . 2 *m.*
Breite „ „ . . . . . 1 „

Ungefähr 40 *m* von Grab Schuscha Nr. 5 entfernt, in nördlicher Richtung weiter oben nach der Felswand zu, fand ich in schwacher Bodenerhebung von 50 *cm* eine Grabstätte und in der schwarzen Erde in geringer Tiefe von 30 *cm* folgende Gegenstände:

Bronze:

a) 1 dünnes, glattes Armband, offen, einfach, ohne Verzierungen.
b) 1 Kettchen.
c) 1 Fingerring, offen.
d) Perlen:
 1 Carneolperle, flach, länglich, dreifach durchbohrt. Länge 12 *mm*, Breite 6 *mm*, Dicke 2 *mm*.

Menschliche Ueberreste und Urnenscherben fanden sich in diesem Grabe nicht vor.

3. Das Grab Schuscha Nr. 9. (1 Arbeitstag.)

Dieses, in seiner Beschaffenheit und Ausstattung dem Grabe Schuscha Nr. 5 ganz ähnliche Bestattungsgrab befindet sich von letzterem etwa 80 *m* in östlicher Richtung entfernt und liegt unmittelbar am Hauptwege nach Doschalti.

Grösse der Grabstätte:

Länge derselben . . . . 3,50 *m.*
Breite „ . . . . 2,00 „
Höhe des Hügels . . . . 3,00 „

In 30 *cm* tiefer Erdschicht, mit Rollsteinen untermischt, grub ich Folgendes aus:

I.

1 Zahn eines Ebers. Viele Menschen- und Thierzähne.
1 Stück einer 13 *mm* dicken menschlichen Schädelplatte.

II.

a) 1 Stück Bronzeröhre, 2 *cm* lang.
b) Eiserne Nägel und stark gerostete Eisenfragmente.
c) 2 Zündhütchen.
d) 1 Hälfte einer geöffneten Kaurimuschel mit 2 gebohrten Löchern.

III.

e) Perlen:
 1 grössere Eisenperle.
 6 Bronzeperlen.
 9 Carneolperlen, länglich, mittlere Grösse.
 11 „ , rund, mittlere Grösse.
 13 weisse Perlen, flach, mittlere Grösse.
 11 „ „ , rund, klein.
 1 hellblaue Perle, rund, klein.
 1 blaue (Glas-?) Perle.

zus. 53 Perlen.

4. Das Grab Schuscha Nr. 10.

4 Arbeitstage: vom 25. Juni bis 3. Juli 189[illegible].

268 *m* vom Wächterhäuschen in östlicher Richtung, links, am südlichsten Zweigwege nach Doschalti, 75 *m* von Grab Nr. 11.

Beschaffenheit des Bestattungsgrabes wie Nr. 5 und 9.

Länge des Grabes	. . .	5,50 *m*.
Breite „ „	. . .	3,00 „
Höhe „ Hügels	. . .	3,00 „

In einer den Felsenhügel bedeckenden, 45 *cm* mächtigen Schwarzerdschicht wieder viele Rollsteine, Urnenfragmente, Knochen (Kiefer und Zähne) von Menschen und Thieren, Kohlenstücke, besonders viele angeschmolzene Eisenstücke, deren ursprüngliche Form nicht mehr erkennbar.

Weitere Funde:

a) 1 Bronze- (Daumen-?) Reif, schmal, schlangenförmig.
b) 1 Bronzekettchen mit daranhängendem Eisenfragment.
c) 1 Bronzeblech-Niete, zweifach durchlocht.
d) 2 Zierbleche aus Bronze.
e) 6 Ohrgehängen ähnliche Schmuckgegenstände aus Bronze.
f) 2 Buckelschildchen aus Eisen.
g) 1 Angelhaken (?) aus Eisen.
h) 1 Bruchstück einer eisernen Röhre, durchlocht.
i) 1 eiserne Pfeilspitze oder Stück von einem Messer.
k) 1 Pfeilspitze aus braunem Feuerstein. Die Spitze abgebrochen (Fig. 8).

Figur 8. $^1/_1$

l) Primitive Steingeräthe, z. B. 1 Beil oder Keil aus Felsgestein, nicht geschliffen; 1 Lanzenspitze aus Felsgestein.
m) 19 Zähne vom Rind (?).
n) Theile einer Thonfigur, massiv und der Länge nach durchlocht.
o) Bodenstück einer Miniatur-Urne aus röthlichem Thon.
p) Urnenfragmente mit verschiedener Ornamentik, z. B.: busenartige Ausbauchung (gelblicher Thon); Strichornament mit faltenartiger Ausbuchtung (schwärzlicher Thon).
q) Perlen:

2 grosse, längliche, rothe Carneolperlen, mit je drei Seitenlöchern, eine mit Kreisverzierung oben.
2 grosse, länglich-runde Carneolperlen.
26 mittlere, länglich-runde Carneolperlen.
43 „ , flach-runde Carneolperlen.
27 kleine, flach-runde Carneolperlen.
21 Bronzeperlen mittlerer Grösse.
6 Eisenperlen mittlerer Grösse.
2 blaue Perlen mittlerer Grösse.
1 grosse, weissgelbe Perle.
1 mittlere, weissgelbe Perle.
6 kleinere, weissgelbe Perlen.
36 kleine, weisse Perlen.

zus. 173 Perlen.

5. Das Grab Schuscha Nr. 11. 29. Juni 1893.

Das Bestattungsgrab Nr. 11 befindet sich 193 *m* südöstlich vom Wächterhäuschen, 63 *m* von Grab Nr. 5 und 75 *m* von Grab Nr. 10 entfernt und liegt unmittelbar am untersten, nach Doschalti führenden Fusswege.

Die Beschaffenheit und Ausstattung ist der der übrigen hier belegenen Gräber ähnlich.

Länge des Grabes	. . .	3,50 *m*.
Breite „ „	. . .	3,00 „
Höhe „ Hügels	. . .	7,00 „

In 30—50 *cm* tiefer, mit zahlreichen Rollsteinen untermischter, schwarzer Erdschicht fand sich eine Menge von Urnenscherben: Boden-, Seiten- und Henkelfragmente; ferner Knochen und Zähne von Menschen, Haus- und Raubthieren.

Ferner:

a) 1 schön geschlagene und gut erhaltene Lanzenspitze aus grauem Feuerstein (Fig. 9*c*).

b) 1 kleiner, ungeschliffener Steinhammer aus Felsgestein, vorn mit einer Schneide (Fig. 9*b*).

c) 1 desgl. (Fig. 9*a*).

d)
e) } Stein-Pfeilspitzen.

f) 2 Bronze-Ringe (Schlangenform).

g) 2 Bronze-Zierbleche (terrassirt).

h) 1 Bronzekettchen.

i) Kopf einer Thonfigur, rund, massiv, aus grauem Thon (Fig. 10).

Figur 9. 3/4

Figur 10. 1/1

k) Gespaltene Eberhauer.

l) Viele Eisenfragmente, worunter 1 fischartig geformtes, stark gerostetes Eisenstück.

m) Perlen:

9 Bronze-Perlen mittlerer Grösse.
2 Eisen-Perlen mittlerer Grösse.
1 Eisen-Perle, gross, massiv.
15 Carneol-Perlen mittlerer Grösse, länglich, roth.
10 „ „ „ „ , rund, roth.
5 „ „ , klein, rund, roth.
14 weisse Perlen mittlerer Grösse, rund.
1 grosse, weisse Perle, länglich.
13 kleine, weisse Perlen.
1 blaue Perle mittlerer Grösse.

Sa. 71 Perlen.

Ornamentprobe der Thonscherben: grauer Thon, erhabene Punktverzierung. Dicke 4 *mm*.

6. Das Grab Schuscha Nr. 6a.

2 Arbeitstage: 23. April und 2. Mai 189.

Ungefähr 1½ Werst südlich von der Stadt Schuscha durchschneidet die nach Lyssogorsk führende Poststrasse einen Felsen. Oestlich von diesem Durchbruch

befindet sich in einer Luftentfernung von etwa 1 Werst ein Felskegel, desse Spitze von einer natürlichen, aus sich aufthürmenden Felsen bestehenden Verschanzung gekrönt ist. Nach Süden senkt sich der sonst steil abfallende Felsen weniger jäh in's Thal, und auf diesem, eine Plattform bildenden Ausläufer befinden sich zwei, etwa 1 *m* hohe Rollstein-Aufschüttungen. Rollsteine verschiedener Grösse bis zu 1 *m* sind zusammengetragen und bedecken, bezw. umgeben die Gräber.

Die dem Felsen zunächst gelegene Grabstätte ist ein über der Erde befindliches Steinkisten-Grab, welches rings in seiner ganzen Höhe von Rollsteinen umgeben war. Von den 3 Steinplatten, welche das 1,64 *m* lange, 69 *cm* breite und 1 *m* tiefe Grab bedeckten, waren zwei bereits abgewälzt, und die dritte in's Grab gestürzt. Nach Hinausschaffen derselben und Untersuchung der gegen 60 *cm* starken Schwarzerdschicht im Innern des Grabes, stellte sich heraus, dass dieses Grab absolut leer war[1]).

7. Das Grab Schuscha Nr. 6b.

2 Arbeitstage: 23. April und 2. Mai 1893.

Nach Hinwegschaffen der bei diesem Grabe gegen $1\frac{1}{2}$ *m* mächtigen Rollstein-Aufschüttung, liess ich in der 1 *m* starken Schwarzerdschicht nachgraben und legte bald eine unterirdische Steinsetzung bloss. Obgleich ich dieselbe bis auf den Felsgrund aufdeckte, so stand hier die Ausbeute leider in keinem Verhältniss zu der mühevollen Arbeit, welche die Ausräumung dieses Grabes erforderte. Das Grab war offenbar sehr alt, denn nur wenige Knochen fanden sich in ganz verwittertem Zustande vor, und zwar nur Röhrenknochen.

Auch einige primitive Steinwerkzeuge entnahm ich diesem Grabe, wenigstens liess sich ein $6\frac{1}{2}$ *cm* langes, dreikantiges Felsgesteinsstück unschwer als eine Waffe deuten. Zwei andere Stücke sind wohl als Steinmesser anzusehen. An sonstigen Gegenständen fand ich ausser einem Thierzahn (Fuchs?) nur noch ein Stückchen Holzkohle und eine Carneolperle von rother Farbe, flach, 18 *mm* lang, 17 *mm* breit und 3 *mm* dick, welche der Länge nach durchlocht war.

8. Die Gräber Schuscha Nr. 7a und 7b.

2 Arbeitstage: 14. und 16. Juni 1893.

2 Werst südlich von dem in meinen Berichten schon öfter erwähnten, südöstlich von Schuscha belegenen armenischen Dorfe Doschalti (tatarisch: Dosch = Stein, alti = unter)[2]) ist eine Mühlenbesitzung, genannt die Ter-Akopjanz'sche Wassermühle. Diese Besitzung liegt in dem von einem Flüsschen durchströmten Thale und lehnt sich im Nordwesten an eine etwa 1000 Fuss hohe Bergkette, auf deren zum Flusse sich sanft hinabsenkenden Ausläufern (etwa 1 Werst von der Mühle) ich zwei überirdische, megalithische Gräber entdeckte, welche dem unter Nr. 6b beschriebenen in Bezug auf Form und Ausstattung ähneln.

Dieselben sind jedoch, was die Zusammenstellung der das eigentliche Grab bildenden Steinplatten anbetrifft, sorgfältiger errichtet, als die bisher untersuchten; auch weisen die Seitenplatten ziemlich glatte Innenseiten auf, was bei Nr. 6a nicht der Fall ist.

Die Gräber befinden sich, wie bemerkt, über der Erde, ragen über die auch

1) Unzweifelhaft handelt es sich hier um ein bereits ausgeraubtes Grab. W. Belck.

2) Der Name dieses Dorfes ist richtiger „Daschalti" zu schreiben, da Stein tatarisch „Dasch" (türkisch = Tasch) heisst. W. Belck.

hier zusammengetragenen, 1 *m* hohen Rollsteinhaufen um ein beträchtliches heraus und sind 40 *m* von einander entfernt gelegen.

Ich nahm zuerst das der Mühle zunächst liegende Grab Nr. 7a in Angriff, nachdem ich meine Arbeiter allerdings erst durch Zusicherung eines erhöhten Arbeitslohnes zum Wegschaffen der Steinmassen behufs Freilegung der Steinkisten vermocht hatte, was der dort hausenden Schlangen wegen ein nicht ganz ungefährliches Unternehmen war. Nach Herausschaffen der in's Grab gerutschten, mächtigen, zwei Deckplatten notirte ich folgende Maasse: Länge des Grabes 195 *cm*, Breite 90 *cm*, Höhe der Seitenwände (aus je 3 Platten bestehend) 90 *cm*.

Leider ergab, wie auch bei Grab Nr. 6a, die Untersuchung auf den Inhalt der das Innere des Grabes in einer Höhe von 50 *cm* anfüllenden steinfreien Erdschicht ein beinahe negatives Resultat.

Knochen fanden sich, mit Ausnahme eines menschlichen Oberschenkelknochens, keine vor; Thonscherben nur eine ganz geringe Zahl und dazu in gänzlich verwittertem Zustande. Das Material ist gelblich-grauer, schwach gebrannter Thon.

Einige ungeglättete, rohe Steingeräthe, die man allenfalls als Messer und Lanzenspitzen deuten kann, wurden ausserdem an's Tageslicht befördert. Von Metall, Perlen und dergl. fand sich nichts vor. —

Das Grab Nr. 7b lieferte ein noch ungünstigeres Ergebniss, denn ausser einigen Beinknochen lieferte es keine weitere Ausbeute.

Länge des Grabes	2,55 *m*,
Breite „ „	0,75 „
Höhe der Steinkiste	1,02 „

Da ich bei dem fast unversehrten Zustande der Gräber nicht annehmen kann, dass dieselben von den in archäologischen Dingen gar nicht bewanderten und solchen Gräbern der Götzenanbeter, wie sie dieselben nennen, mit abergläubischer Scheu begegnenden Einwohnern dieser Gegend untersucht sind, diese Gegenden vor mir auch wohl noch kein Forscher durchstreift hat, so nimmt mich dieses Fehlen jedweder Beigaben in diesen Gräbern einigermaassen Wunder.

Vielleicht dienten diese geräumigen Kistengräber nur als zeitweilige Aufbewahrungsstätten Verstorbener bis zur Ueberführung derselben nach anderen Plätzen[1].

In der Umgegend stiess ich auf meinen Wanderungen noch auf mehrere solcher Kistengräber, nahm jedoch von deren Untersuchung vorläufig Abstand, da meine Ausgrabungs-Unternehmungen durch einen günstigen Zufall auf ein weit ergiebigeres Feld gelenkt wurden, wo ich auch meine Mühen mit einem Schlage von glänzendem Erfolge gekrönt sah, — ich meine meinen Ausflug in das an prähistorischen und historischen Denkmälern überreiche Land „Arana“, an die Ufer des „Chatschenaget“-Flusses.

III. Ausgrabungen beim Dorfe Artschadsor[2])
(Kreis Dshewanschir, Gouvernement Elisabethpol, Transkaukasien).

Stein- und Bronzegrab Artschadsor Nr. 1.

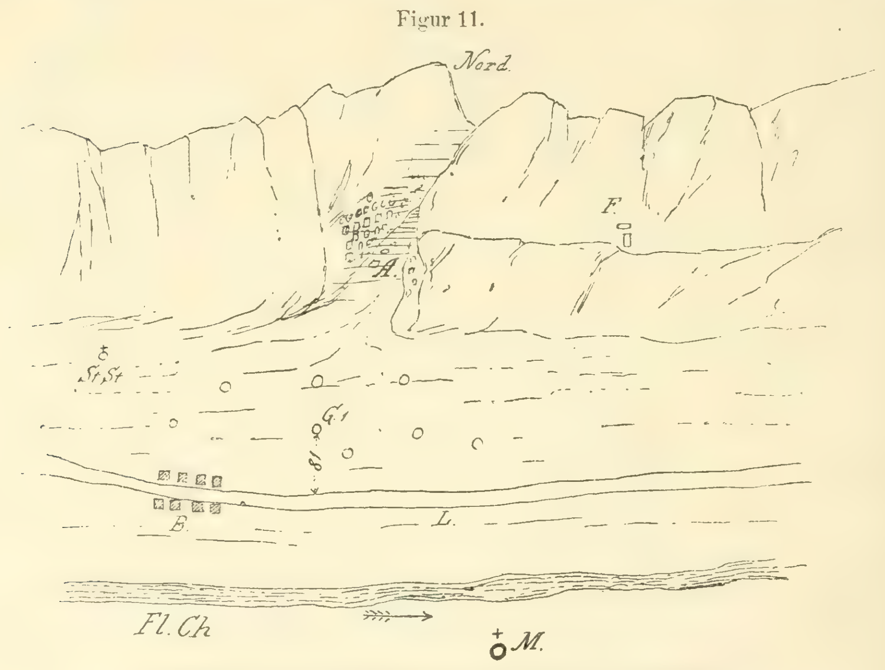
Im Juli des vergangenen Jahres unternahm ich eine archäologische Excursion nach den altberühmten, armenischen Klöstern „Gandsassar“ und „Akopawank“.

1) Ich theile ganz die Meinung des Hrn. Rösler. W. Belck.

2) So armenisch; russisch und tatarisch aber (also officiell) „Dawschanli“ genannt. W. Belck.

Mein Weg führte mich in nordwestlicher Richtung von Schuscha an die Ufer des Flusses Chatschenaget (= Platz der Kreuze), wie das Gewässer, in Anbetracht der zahllosen Denkmäler aus der ersten christlichen Zeit, welche sich an seinem ganzen Laufe vorfinden, benannt ist[1]). Der Chatschenagét oder Chatschén (= hier sind Kreuze), wie der Fluss auch heisst, durchströmt von Südwesten nach Nordosten den ehemaligen Kreis Mezaranz (das Land der Grossen), einen der 12 Bezirke der vormals Arzach'schen Provinz (dem Lande der Wälder). Arzach wurde nehmlich der westliche, gebirgige und waldbedeckte Theil, im Gegensatz zu der östlichen Provinz Uti (Odini)[2]), dem Steppen-Gebiet südlich von der Kura, genannt, welche beiden Provinzen das alte Land Arana ausmachten. So hiess das, einen Theil des armenischen Reiches vorstellende Delta zwischen Kura, Araxes und Göktschai. Die ehrwürdigen Bollwerke des Christenthums, „Gandsassar" (Schatzberg) und „Akopowank" (Kloster des heiligen Jakob) oder Mezaranz (nach

Figur 11.



Situationsplan der prähistorischen Gräber von Artschadsor.

A. Dorf Artschadsor. *B.* Flecken Basarkent. *F.* Felsinschriften von Tschäpindsor. *Fl. Ch.* Fluss Chatschenaget. *G. 1.* Grab Nr. 1. *L.* Landstrasse von Gandsassar. *St. St.* Sanct Stephan.

---

1) Dawschanli liegt nach der russischen Generalstabskarte in Luftlinie etwa 32 Werst von Schuscha entfernt, und zwar in N. 20° W. W. Belck.

2) Schon von Strabo als Name einer kaukasischen Völkerschaft aufgeführt. Hr. Galust Ter Mekertchian in Etschmiadzin hat neuerdings in einer auch der Bibliothek unserer Gesellschaft zugegangenen Abhandlung sich bemüht, die Identität der Uti (oder Udi) mit den „Etiu ni)" der chaldischen Keilinschriften nachzuweisen. Die Udinen existiren noch heute im Kreise Nucha, Gouvernement Elisabethpol, in einer Stärke von etwa 6000 bis 7000 Seelen, zeichnen sich durch einen besonderen, vom Armenischen (sie sind armenische Christen) ganz unabhängigen Dialect, sowie Ueberreste einer alten Cultur und historischer Ueberlieferung aus. W. Belck.

dem ganzen Kreise so benannt), stammen aus dem 7. Jahrhundert armenischer Zeitrechnung[1]). Sie haben eine herrliche Lage am Flusse, auf hohen, waldreichen Bergen und gewähren eine prächtige Fernsicht auf das ganze umliegende Gebirge. Beide Klöster sind noch mit mächtigen Schutzmauern umgeben. Gandsassar zeigt eine sehr schöne Architectur. Die fortschreitende Zerstörung des Baues muss man jedoch sehr beklagen. Im Innern der Kirche ist das Grab des armenischen Kaisers Hassan Dshalal, 710 (1261) gestorben.

Akopowank, das älteste der dortigen armenischen Klöster, erweckt durch seinen schmucklosen Baustyl weniger Interesse, ist aber besonders wichtig durch die Grabstätten vieler Katholikos. Die Lage des Klosters ist grossartig, und nur schwer vermag sich das Auge des Reisenden von der wilden Romantik loszureissen, welche der Gegend hier ihren Stempel aufgedrückt hat.

Nach Besichtigung dieser altberühmten interessanten Wallfahrts-Stätten begab ich mich, einer Einladung meines armenischen Freundes, des Gutsbesitzers Grigorij Kalantarjanz-Beg[2]), folgend, nach dem Dorfe und Gute Artschadsor. Dasselbe ist auf dem linken Ufer des Flusses, wenige Werst von den beiden Klöstern und äusserst malerisch an den von hohen Felswänden überragten Abhängen einer wildbachdurchbrausten, tiefen Schlucht belegen. Der Name Artsch-(a)-dsor = Bärenschlucht erklärt den Charakter der Landschaft zur Genüge.

Indem ich nun genanntes Dorf zum zeitweiligen Stützpunkt meiner Forschungs-Ausflüge machte, durchstreifte ich die Umgebung desselben, soweit thunlich, nach allen Richtungen. Ich erstaunte dabei über die grosse Anzahl prähistorischer und geschichtlicher Alterthümer, welche ich im Laufe weniger Tage auffand. Abgesehen von den sehr zahlreichen Denkmälern der christlichen Epoche, wie Ruinen von Capellen, sehr interessanten Friedhöfen, Einzelgräbern, Inschriften u. s. w., fand ich in der nächsten Umgebung, in der Ebene südlich vom Dorf, unweit des Flusses Chatschenaget, eine Menge vorgeschichtlicher Grabhügel; so in unmittelbarer Nähe des Dorfes allein deren neun, theilweise von mächtigem Umfange. Da ich indess ursprünglich nicht die Absicht hatte und bei dem durch die Ernte veranlassten gänzlichen Arbeitermangel auch keine Möglichkeit sah, an diesen vielversprechenden Stätten schon jetzt Ausgrabungen vornehmen zu können, so durchforschte ich die Gegend zunächst nach alten Inschriften. Hierbei stiess ich, unweit des Dorfes Artschadsor, auf armenische Felsinschriften. Dieselben befinden sich südöstlich, etwa 1 Werst vom Dorfe, auf einem abgestürzten Felsblock, in halber Höhe der mächtigen Felswand. Sie sind in verkürzten Mesrop'schen Schriftcharakteren eingegraben und stammen aus dem Jahre 698 armenischer Zeitrechnung (= 1249 europäischer Zeitrechnung). Ihre Entstehung verdanken sie dem schon erwähnten armenischen Zar Hassan-Dshalal. Im Volksmunde sind diese, später von mir copirten Urkunden unter dem Namen „Inschriften von Tschapundsor" bekannt. Ich habe diese Benennung in meinem, vor Kurzem an Hrn. Dr. W. Belck in Weilburg a. L. zur weiteren Behandlung, bezw. Uebermittlung an unsere Gesellschaft gesandten Bericht, auf welchen ich mich hier beziehe, beibehalten.

Da, wie ich in sichere Erfahrung brachte, in dieser Gegend noch weitere (Keil?) Inschriften vorhanden sind, werde ich mir die Auffindung derselben im kommenden Sommer besonders angelegen sein lassen.

1) Das entspricht dem 13. Jahrhundert europäischer Zeitrechnung, da bekanntlich die Armenier im Jahre 552 nach Chr. eine neue Zeitrechnung begannen. W. Belck.

2) Es ist interessant, dass auch in Russland die Armenier sich ihnen nicht zukommende tatarische Titel beilegen. W. Belck.

Vor meiner Abreise besichtigte ich, in der festen Absicht baldmöglichster Rückkehr in diese lohnende Gegend, noch eingehend die dem Dorfe zunächst liegenden prähistorischen Grabhügel.

Bei näherer Untersuchung eines durch gewaltige Riesenbetten auf mächtiger Steinaufschüttung besonders auffallenden Kurgans, der aber von Bausteine suchenden Dorfbewohnern leider schon arg beschädigt war, fand ich Theile von Bronzesturmhauben und Bronzegürteln.

Um möglichst das noch nicht Zerstörte für die Wissenschaft zu retten, bat ich meinen Freund, der ferneren Verwüstung der Hügel streng Einhalt zu thun. Indem ich gleichzeitig bereitwilligst die Erlaubniss zu späteren Ausgrabungen erhalten hatte, eilte ich nach Schuscha zurück, wo meine Anwesenheit als stellvertretender Direktor der Realschule dringend erforderlich war. Dort fand ich jedoch soviel Arbeit vor, dass mein Plan sich kaum verwirklicht haben würde, wenn ich nicht noch Ende August mich für ein Paar Tage gewaltsam losgerissen hätte.

Nur von einem Tschaparen begleitet, dessen Gewehr, wie sich bei späterer Gelegenheit herausstellte, nicht einmal losging, so eingerostet war es, kam ich mit meinem steten treuen Begleiter und Dolmetscher auf meinen archäologischen Ausflügen, einem Schüler meiner vierten Klasse, Lewon Chatschaturjanz, glücklich in Artschadsor am 27. August vergangenen Jahres Abends an. Hier war mein Erstes, den Polizeivorstand des Ortes, Hrn. Imam-Guli-Beg Nowrusow, auf Grund meines, von der Kaiserlich-Russischen Archäologischen Commission in St. Petersburg ausgestellten Erlaubnissscheines (Otkriti List), um Unterstützung bei meinem Unternehmen zu bitten. Dieselbe wurde mir bereitwilligst zugesagt, und ich konnte somit bereits am Morgen des 28. August bei Sonnenaufgang meine aus 30 Personen bestehende Arbeiterschaar in die Ebene hinunterführen und an's Werk gehen.

Obgleich ich leider über sehr wenig Zeit verfügen konnte, so wählte ich doch zum Objekt meiner Operationen den grössten der Hügel, dessen Erforschung, der sonst die Grabstätten meist bedeckenden, hier aber fehlenden, mächtigen Steinsetzungen wegen, mir nicht so schwierig und zeitraubend erschien, der mir aber, seiner bedeutenden Grösse wegen, doch eine lohnende Ausbeute versprach. In dieser Voraussetzung hatte ich mich denn auch nicht getäuscht.

Ich liess, nachdem ich meiner Arbeiterschaar die nöthigen Verhaltungsmaassregeln gegeben hatte, die Erderhöhung vor Allem von dem darauf üppig wuchernden Gestrüpp und einigen jungen Bäumen befreien und nahm dann zuerst die topographischen Messungen des Grabhügels und seiner Umgebung vor, wegen deren ich mich auf den beigefügten Grundriss beziehe (vergl. Fig. 11).

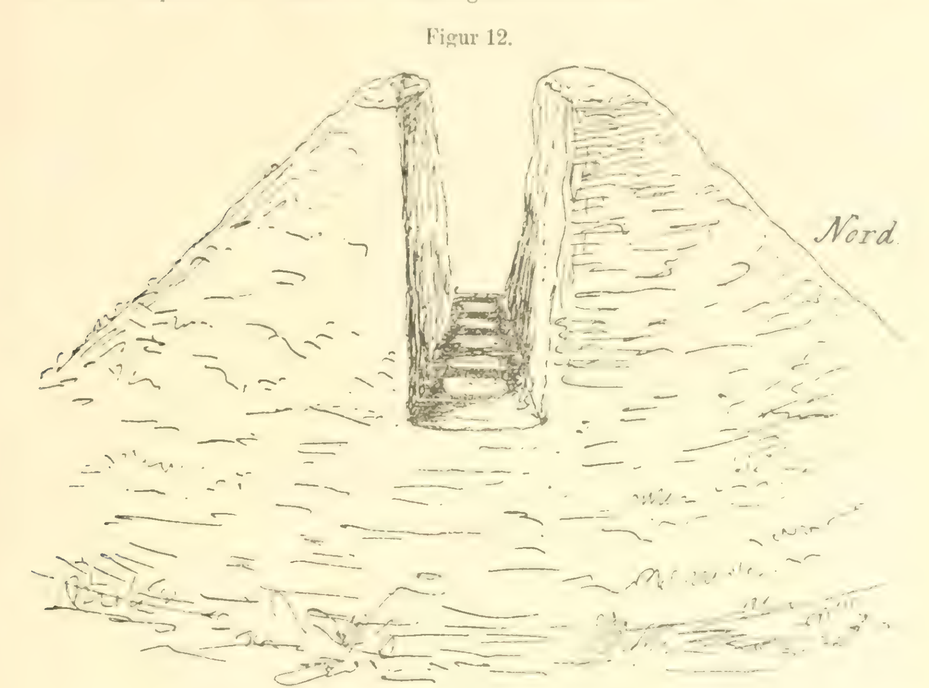
Dieser in meinem Tagebuche mit „Artschadsor-Grabhügel Nr. 1 (Stein- und Bronzegrab)" bezeichnete Kurgan liegt $1\frac{1}{2}$ Werst in südlicher Richtung vom Dorfe Artschadsor entfernt. Sein Abstand von der Landstrasse, welche, unweit des von Westen nach Osten strömenden Flusses Chatschenagét, letzterem parallel laufend, an dieser Stelle einen aus wenigen Buden bestehenden, für die Sommerbedürfnisse der in's Gebirge ziehenden Tataren berechneten Markt, Basarkent, durchschneidet, beträgt 81 *m*. Das nächste prähistorische Denkmal, eine grösstentheils zerstörte, colossale Steinaufschüttung, ist von Grab Nr. 1 30 *m* in südlicher Richtung, der erwähnten Landstrasse zu, belegen.

Der Umfang der das Grab Nr. 1 bildenden künstlichen Erderhöhung beträgt an der Basis 84 *m*, mithin ist der Durchmesser gegen 27 *m*; der Umfang der abgeflachten Spitze ist 5 *m*. In der Höhe hat der Hügel 10 *m*.

Die Eröffnung des Grabes geschah nun in folgender Weise:

Da ich in diesem Hügel ein Steinkistengrab vermuthete, und die bisher von mir beobachtete Lage dieser Kisten West-Ost gewesen war[1], so beschloss ich, einen breiten Durchstich in dieser Richtung zu machen, und nahm, meine Arbeiterschaar in zwei Hälften theilend, den Hügel dem entsprechend von zwei Seiten in Angriff. Dem Durchschnitt gab ich eine Breite von fast 3 *m*, um beim Oeffnen der Kiste bequem und sicher zu Werke gehen zu können.

Figur 12.



Skizze des durchschnittenen Kurgans Artschadsor Nr. 1.

Das Material, aus welchem der Kurgan errichtet war, bestand aus schwarzer Erde, untermischt mit zahllosen Rollsteinen bis zur Grösse von 1 *m* Länge und 60 *cm* Dicke. Die herausgeschaffte Erde untersuchte ich mit Beihülfe einiger intelligenterer Arbeiter auf das sorgfältigste, fand jedoch in den oberen Schichten des Grabhügels nichts, als eine — in einer Tiefe von 35 *cm* zu Tage geförderte, jedenfalls in späterer Zeit dort hineingerathene — eiserne Lanzenspitze, die mit den weiteren Fundgegenständen nichts gemein haben kann, da der Kurgan ausschliesslich der Stein- und Bronzezeit angehört, und dieses Eisenmanufact der Form nach vollständig von den Bronzewaffen verschieden ist.

Am Nachmittage stiess ich in einer Tiefe von nahezu 3 *m* auf die, das eigentliche Grab schliessenden Steinplatten, deren Längsrichtung gerade der des Durchstichs entsprach.

---

1) Es ist zu bedauern, dass Hr. Rösler die Lage der von ihm untersuchten Steinkisten nicht jedesmal genau mittelst des Compasses bestimmt hat. Ich meinerseits vermuthe, dass hier ebenso wenig, wie bei den Gräberfeldern von Redkin-Lager und Kalakent (Verhandl. 1893, S. 74), die Anlage der Gräber nach einer bestimmten Himmelsrichtung hin erfolgt ist. Es steht zu hoffen, dass Hr. Rösler künftighin dem bezeichneten Mangel abhelfen wird. W. Belck.

Nach Freilegung der gewaltigen Decksteine, im Ganzen fünf, an Grösse und Dicke von Westen nach Osten zunehmend, ergaben sich für dieselben folgende Maasse:

	Länge	Breite	Dicke
Deckstein Nr. 1	1,50 *m*	60 *cm*	30 *cm*
„ „ 2	1,30 „	85 „	34 „
„ „ 3	1,40 „	68 „	32 „
„ „ 4	1,37 „	89 „	36 „
„ „ 5	1,57 „	100 „	45 „

Es erforderte keine geringe Mühe, diese Steine aus dem Hügel hinauszuschaffen; doch bis zum Anbruche der Nacht war uns dieses schwere Werk gelungen, nur Deckstein Nr. 5 (am östlichen Ende des Grabes) liess ich auf seinem Platze, da bei den sich herausstellenden Grössenverhältnissen des Grabes das Ausräumen desselben auch so bequem vor sich gehen konnte.

Die Hauptarbeit war jetzt gethan, und ich konnte meine Arbeiterschaar bis auf 6 Mann entlassen, mit denen ich am anderen Morgen die nähere Untersuchung der Kiste vornahm.

Ich will hier gleich die Maasse angeben, die sich nach Beendigung der Ausräumung des Grabes ergaben:

Länge der Steinkiste	3,70 *m*
Breite „ „	1,40 „ [1])
Tiefe „ „	1,56 „

Die vier Wände der Kiste bestanden aus unbehauenen, senkrecht auf einandergeschichteten Felssteinen von

70—90 *cm* Länge,
20—40 „ Breite und
27—70 „ Dicke.

Das Grab war angefüllt mit steinfreiem, weissgrauem Sande, und der Boden war, wie sich später zeigte, nicht mit Steinplatten belegt.

Mit der äussersten Vorsicht wurde jetzt der Sand gleichmässig abgegraben und aus dem Grabe geschafft, doch bis zu einer Tiefe von 90 *cm* nichts gefunden.

Endlich stiessen wir auf die ersten Bronzegeräthe, und zwar auf der westlichen Seite des Grabes.

Pferdegebisse, gabelförmige Instrumente [2]), Lanzenspitzen u. s. w. wurden herausbefördert. Gleich unter diesen Bronzesachen standen in der westlichen Hälfte des Grabes gegen 40 Stück, mit Asche und Erde gefüllte Thongefässe, theilweise über einander geschichtet: die kleinen auf den grossen, von denen trotz aller angewandten Vorsicht bei der Brüchigkeit des Materials nur 24 heil herauszubringen waren. In die Henkel zweier Gefässe war je eine Gabelwaffe gesteckt. In einer Urne befanden sich 15 Steinpfeilspitzen, in zwei auf die Seite gelegten Gefässen 40 Bronze-Pfeilspitzen.

Skelette fanden sich im Ganzen vier vor; allem Anschein nach drei männliche und ein weibliches.

Dieselben vertheilten sich auf das Grab, wie folgt:

S k e l e t Nr. 1 in der südwestlichen Ecke des Grabes in hockender Stellung, den mit einer Sturmhaube bedeckten Kopf vornüber nach Osten geneigt. Männ-

---

1) Hier muss ein Schreibfehler vorliegen, da einzelne der Decksteine weniger wie 1,40 *m* lang waren, mithin die Kiste nicht gut decken konnten. W. Belck.

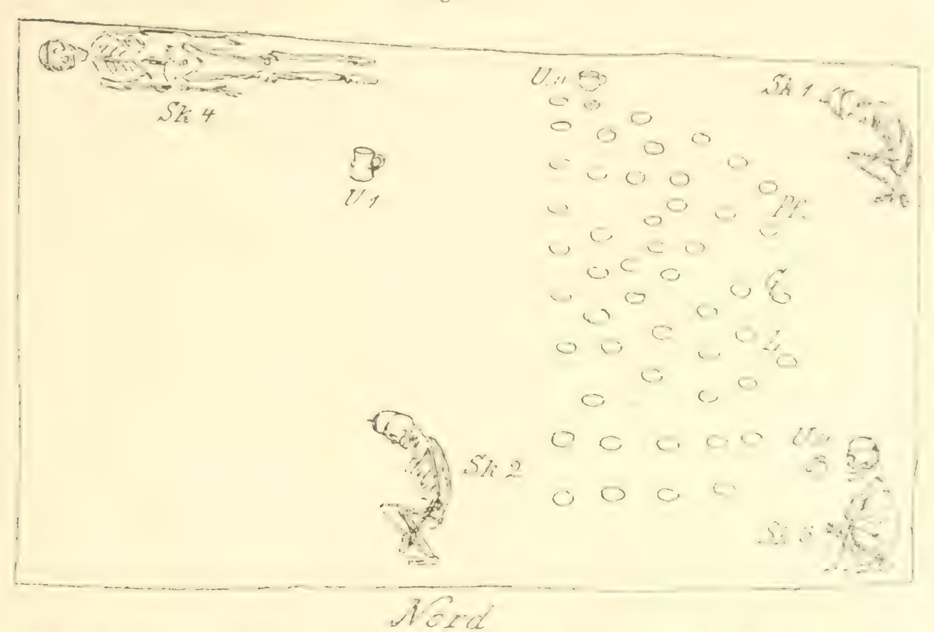
2) Vielleicht richtiger als Waffen zu bezeichnen; vergl. S. 230, Fig. 20. W. Belck.

liches Skelet. Daneben Pferdegebiss, Gabelwaffe, Lanzenspitze und Steinschmucksachen.

Skelet Nr. 2 auf der Nordseite, ungefähr in der Mitte: männliches Skelet, ebenfalls in hockender Stellung, auch mit Sturmhaube, Lanzenspitze, Armringen und daneben Pferdegebiss, Gabelwaffe, ein steinerner Mörser.

Skelet Nr. 3 in der nordwestlichen Ecke, anscheinend ein weibliches Skelet, in hockender Stellung, mit einer Blechhaube auf dem Kopfe, mit Fuss- und Armring, daneben in einer kleinen Urne Perlen von Carneol und Gold und ein Armband mit einem schönen Carneolstein u. s. w.

Figur 13.



Plan des geöffneten Grabes „Artschadsor Nr. 1" und Platzangabe der Fundgegenstände.

G. Gabel. *L.* Lanzenspitze. *Pf.* Pferdegebisse. *U'* Urne mit Kaurimuscheln. *U''* Urne mit Steinpfeilspitzen. *U'''* Urne mit Perlen. *Sk. 1.* Gabel, Sturmhaube, Bronzepfeilspitzen, Pferdegebiss, Lanzenspitze, Steinperlen und andere Schmucksachen. *Sk. 2.* Sturmhaube, Gabelwaffe, 2 Armringe, steinerner Mörser, Lanzenspitze, Lanzenschaft, 2 Messer, 1 Pferdegebiss, Pferde-Kopfschmuck, Thierknochen, Zähne. *Sk. 3,* hockend. Blechhaube, Armbänder, Fuss- und Armring. *Sk. 4,* liegend. Stirnband, Commandostab, Lanzenspitze, Meissel, Streitaxt, Schwert. ◯ Urnen.

Skelet Nr. 4, ganz unten im Grabe auf der südlichen Seite. Männliches Skelet in liegender Stellung mit Stirnband um den Kopf. Gesicht nach unten, Hände ausgestreckt am Leibe. Kopf nach Osten, Füsse nach Westen. Daneben die grösste Lanzenspitze, 1 Meissel, eine Streitaxt, ein Schwert, 1 Commandostab, eine kleine Urne mit Kaurimuscheln.

Auf der östlichen Seite fanden sich Thierknochen und Zähne, ein Pferdegebiss, Zierrathe von Pferdegeschirren, zwei Messer.

Ueber die Fundgegenstände bemerke ich im Allgemeinen Folgendes:

Die vier Skelette waren alle in recht gebrechlichem Zustande, und konnte ich wenig davon retten, ausser von dem in liegender Stellung bestatteten, dessen

Schädel noch ziemlich gut erhalten ist. Die charakteristischen Blechhauben (vgl. Fig. 25) zerfielen bei der leisesten Berührung leider auch in Stücke. Das Stirnband der Hauptperson des Grabes (Skelet Nr. 4), nach den Beigaben zu schliessen, war ganz gut erhalten, doch zerbrach es auch auf der Rückreise bei einem Fehltritt des schwerbeladenen Maulthieres. Die gefundenen Bronzegeräthe und Waffen verrathen, dass die Verfertiger dieser sehr schön gearbeiteten Sachen bereits einen hohen Grad der Cultur erreicht hatten.

Besonderes Interesse erweckt die Collektion von Stein- und Bronzepfeilspitzen, die — erstere von vorzüglicher Arbeit — in den verschiedensten Formen und Grössen vertreten sind. Wie in den Lanzenspitzen noch Holztheile vom Schaft befindlich sind, so sind die Bronze-Pfeilspitzen an ihren unteren Enden theilweise noch mit Resten von Bast umwickelt.

Sehr interessant sind auch die vielen Schmuckgegenstände aus Stein, die in Form und Ornamentik grosse Mannichfaltigkeit bieten; ebenfalls die gleichem Zwecke dienenden seltenen Muscheln. Ferner der Commandostab, der nach oben in einen Thier-(Ochsen-?)Kopf ausläuft; sowie zwei andere Bronzefiguren, eine davon mit Mosaik-Verzierung.

Was endlich die zahlreichen Urnen anbetrifft, von denen keine einzige der anderen gleich ist, so verdienen dieselben, sowohl hinsichtlich ihrer schönen Formen, als ihres zum Theil glänzend schwarzen Materials wegen, volle Bewunderung.

Es war Abend geworden, als ich endlich das Grab ausgeräumt hatte. Mit vieler Mühe und für schweres Geld gelang es mir, Maulthiere und Körbe zu bekommen, die meine, bald sorgfältig in Stroh verpackten Schätze über das Gebirge nach Schuscha tragen sollten.

Meine Abreise erfolgte noch in derselben Nacht um 11 Uhr aus Basarkent über das Dorf Damgalu. Ich zog den bequemeren Fahrweg am Fusse der Berge diesmal, der schwer beladenen Lastthiere wegen, dem kürzeren über den Kamm des Gebirges vor. Dies war, wie sich nachher herausstellte, mein Glück, denn die albernen Erzählungen der Arbeiter von grossen, meinerseits gemachten Goldfunden hatten sich blitzschnell in der Gegend verbreitet. Eine Räuberbande hatte mir oben im Gebirge den Weg verlegt, und ohne diesen glücklichen Einfall, eine andere Strasse zu wählen, würden wohl weder meine Sachen, noch ich selbst vielleicht Schuscha wiedergesehen haben.

Funde aus dem Steinbronzegrab Artschadsor Nr. 1.

a) 40 Bronze-Pfeilspitzen der verschiedensten Formen und Grösse (Fig. 14).

b) 15 grosse und kleine Pfeilspitzen aus dunklem und hellem Obsidian, aus braunem und grauem Feuerstein, theilweise sehr kunstvoll gearbeitet, meistens mit sehr scharfen Rändern (Fig. 15).

c) 1 kurzes, zweischneidiges Bronze-Schwert, 52 *cm* lang, an der Spitze 2 *cm*, am Griff 4 *cm* breit. Der Griff 11 *cm* lang, der Länge nach mit Holz eingelegt; oben mit breitem, geripptem Knauf (Fig. 16*a*).

d) 4 Lanzenspitzen aus Bronze, davon drei mit Bronze-Nieten (Fig. 16*b*) zum Befestigen an die Schäfte[1]).

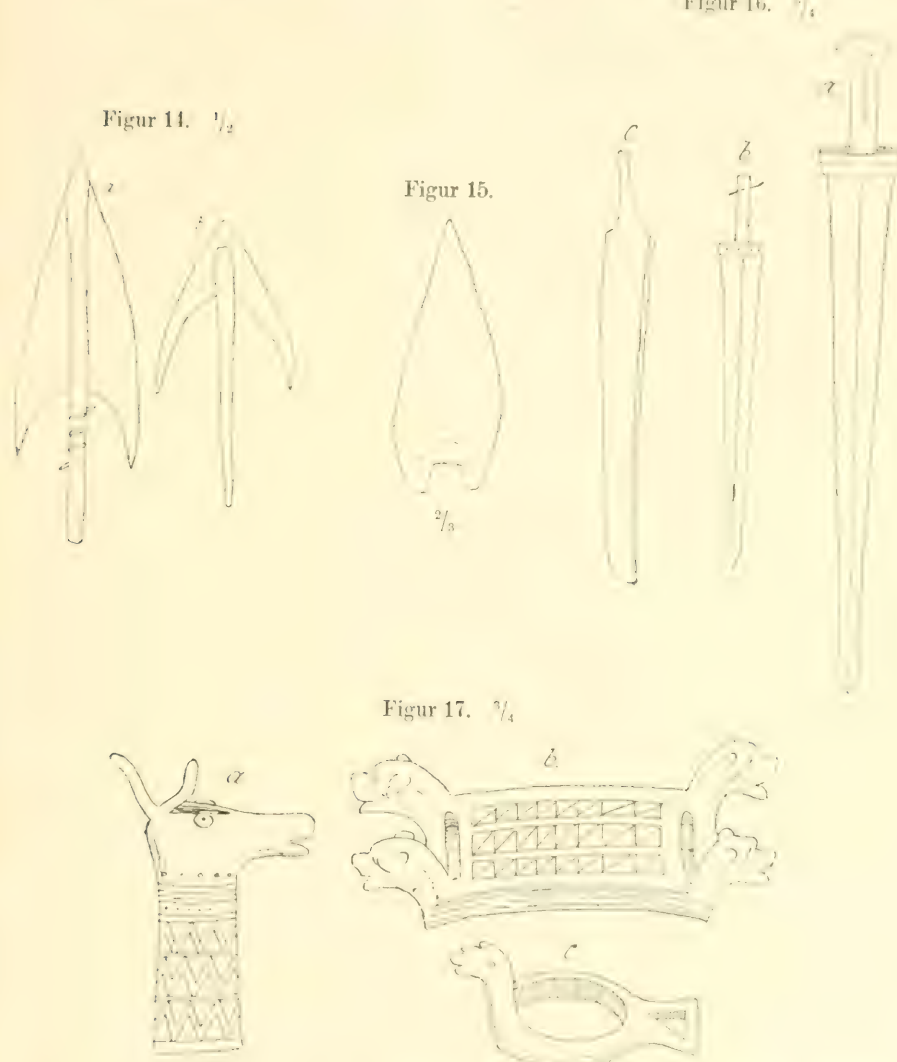
e) 2 Bronze-Messer. Länge 21 und 19 *cm*. Breite unten 2 und $1^1/_2$ *cm*. Dicke 3 *mm* (Fig. 16*c*).

---

1) Die vermeintlichen Lanzenspitzen sind jedenfalls Dolchklingen, zu denen höchst wahrscheinlich die S. 231 unter o aufgeführten Knäufe gehörten. Näheres S. 239.

W. Belck.

f) Reste eines Commandostabes, in einen Thier- (Ochsen-?) Kopf auslaufend (Fig. 17 a). Leider war dieses kunstvoll gearbeitete Stück nicht für die Wissenschaft zu retten, da es durch Oxydation verwittert war, bis auf den, oben mit einer dreieckigen Oeffnung versehenen Kopf und einige erhaltene Theile der Bronze, welche, in durchbrochenem Muster mit Holz eingelegt, einst den jetzt freilich vermoderten Holzstab umgaben.



Figur 16. 1/4

Figur 14. 1/2

Figur 15. 2/3

Figur 17. 3/4

Vorstehende Skizze giebt dieses Instrument so abgebildet, wie die einzelnen Theile im Grabe zusammenlagen.

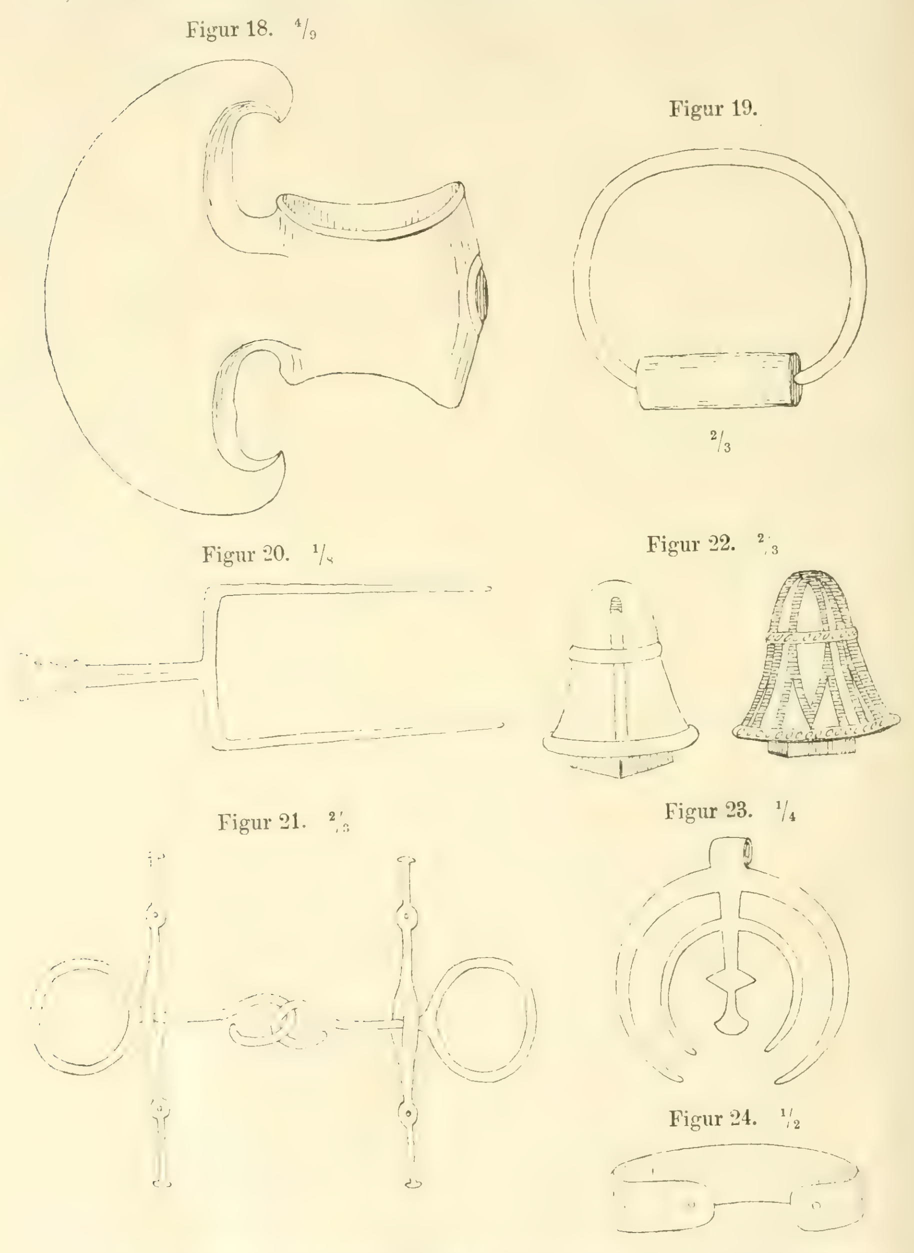
g) Bei diesem Commandostabe lag ein Bronze-Gegenstand, dessen einstmalige Bestimmung ich mir nicht zu erklären vermag (Fig. 17 b). Er ist wie eine Gürtelschnalle geformt, sanft gebogen und an den vier Ecken je mit einem Löwenkopf versehen. Der Schild, durch Querbalken in 3 Längsfelder eingetheilt, ist mit Mosaik aus eingelegten blauen, weissen und gelben Steinchen verziert.

h) Eine schlangenartig geformte Bronze mit dreieckiger Oeffnung im Schwanzende (Fig. 17 c).

i) Ein Bronzemesser, vorn etwas abgebrochen, an beiden Seiten geschärft, mit hakenförmiger Einbuchtung.

k) Eine Streitaxt aus Bronze (Fig. 18).

l) 1 Bronze-Armband mit schönem, rothem Carneol (Fig. 19).



m) 3 gabelförmige Instrumente[1]) (Fig. 20) aus Bronze von verschiedener Grösse und Form: rund und eckig, an den Spitzen flach und scharf. Im grössten noch Reste eines Holzschaftes.

1) Wahrscheinlich Waffen, wie auch in Kalakent viele gefunden. W. B

n) 4 Pferdegebisse aus Bronze (Fig. 21).

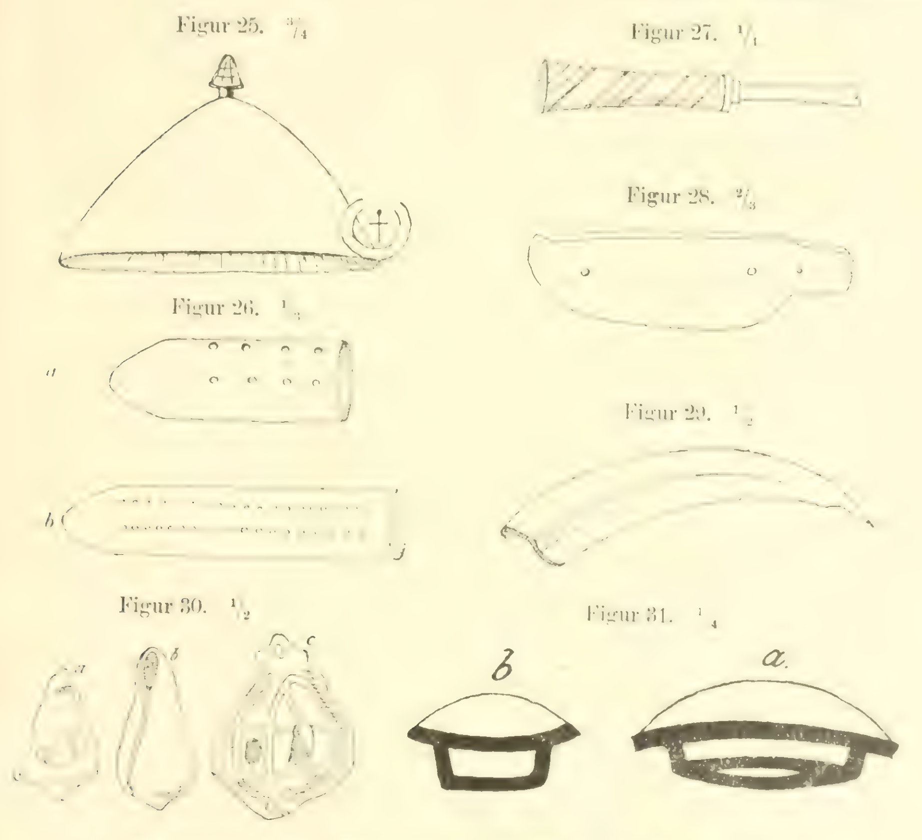
o) Knäufe von den Bronze-Blechhauben, Sturmhauben[1] (Fig. 22).

p) Bronzeblechtheile von Verzierungen, welche unten vorn an den Sturmhauben befestigt waren (Bruchstücke), mit einer Oehse. Aus den Bruchstücken zusammengestellt (Fig. 23).

q) 1 Bronzeblech-Stirnband. Leider auf der Reise zerbrochen (Fig. 24).

r) Abbildung der Sturmhauben (Fig. 25) [aus Bronze?], mit welchen drei der Schädel theilweise noch bedeckt waren, und die, da sie aus sehr brüchigem Material bestehen, nur in Bruchstücken dem Grabe entnommen werden konnten.

s) 2 cylindrische Bronzeröhren (Fig. 26a u. b), wohl Lanzenfüsse[2], oben offen, gerade abgeschnitten, unten zugespitzt und geschlossen. In den Wänden, in Reihen von 4 bis 18, runde Löcher, theilweise noch mit eingeschlagenen Holznieten.



Figur 25. 3/4

Figur 26. 1/2

Figur 27. 1/1

Figur 28. 2/3

Figur 29. 1/2

Figur 30. 1/2

Figur 31. 1/4

t) 1 Bronzemeissel oder Schraubenzieher (Fig. 27). Der Stiel ebenfalls ganz aus Bronze und mit aufgelegten, sich darum schlängelnden Bändern verziert.

u) Ein Bronze-Messer, dreimal durchlocht (Fig. 28).

v) 1 Eberzahn, der Länge nach gespalten und mit einem Loch versehen (Fig. 29).

w) Mehrere eigenthümlich geformte Muscheln, oben durchbohrt zum Anhängen (Fig. 30).

x) Grosse und kleinere Bronzeknöpfe (Fig. 31) mit gewölbter Thoneinlage, die zum Theil noch mit einer schwärzlichen, glatten Schicht überzogen ist. Unter der Thoneinlage liegt eine, auf einem Bronzebügel ruhende, dünne Platte von farbigem Stein.

1) Hierzu und zu „r“ vergleiche die Anmerkung zu „d“ S. 228. W. Belck.

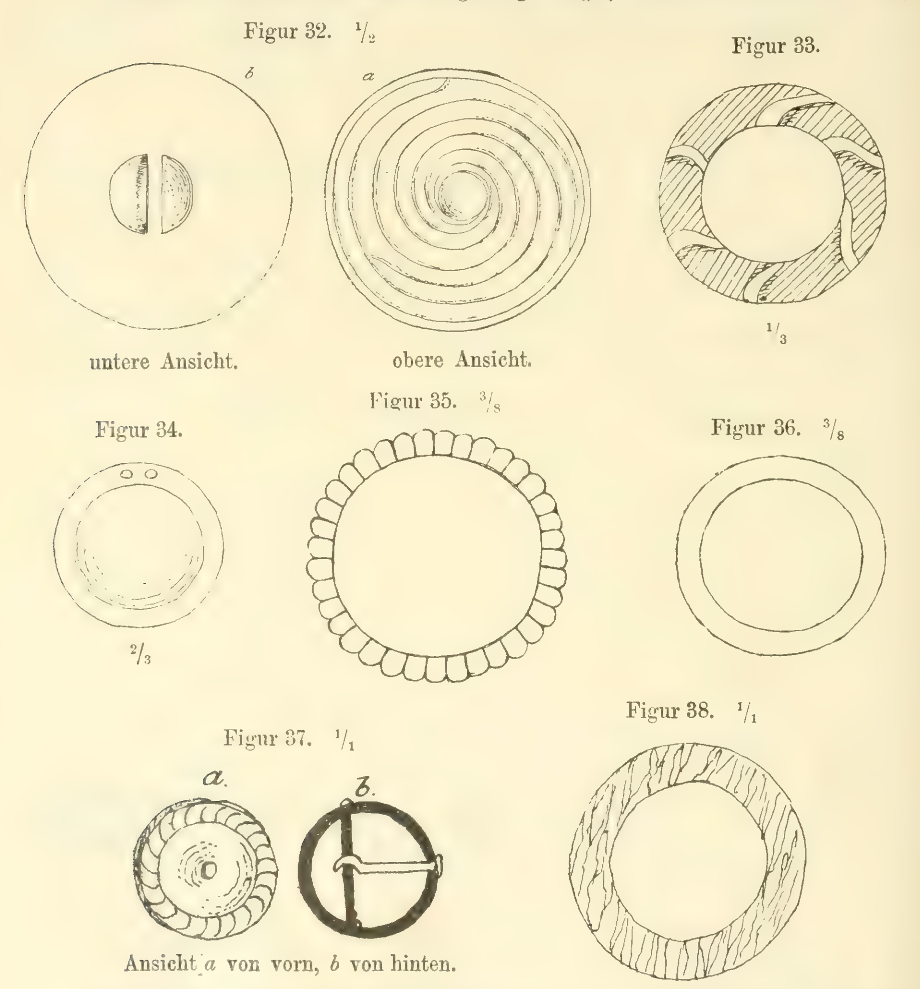
2) Vergl. S. 239 und den früheren analogen Fund in den Verhandl. 1892. S. 567.

y) Bronzeschmuck (Fig. 32*a* und *b*) von einem Pferdegeschirr, massiv, mit aufgelegter Bandverzierung in Schlangenform; auf der Unterseite mit Oehse zum Durchziehen von Riemen versehen.

z) Dicker, massiver Bronzering mit aufgelegter Bandverzierung (Fig. 33). Theil eines Pferdegeschirrs.

A) Zierbleche von Bronze (Fig. 34) mit zweifach durchlöchertem flachem Rand, in der Mitte gewölbt.

B) Arm- und Beinringe (Fig. 35 und 36) von Bronze, glatt und gerippt, von verschiedener Dicke und Grösse. Fingerringe desgl., darunter einer von Silber(?).



Figur 32. 1/2 — untere Ansicht. obere Ansicht.

Figur 33.

Figur 34.

Figur 35. 3/8

Figur 36. 3/8

Figur 37. 1/1 — Ansicht *a* von vorn, *b* von hinten.

Figur 38. 1/1

C) 2 Bronzepfriemen oder Schraubenzieher, vierkantig, in scharfe Spitzen auslaufend.

D) 1 Pinzette von Bronze (zerbrochen).

E) Knopfartige Verzierungen (Fig. 37) aus unbekanntem silberartigem Metall[1]). Buckelschildchen mit erhabenem geripptem Rande, unten flach, mit Rille und drei Bügeln.

F) Zahllose, kleine Bronzebleche, Buckel, Pferdegeschirr-Verzierungen, zum Theil oben geöffnet, mit Bügeln unten zum Befestigen derselben am Lederzeug.

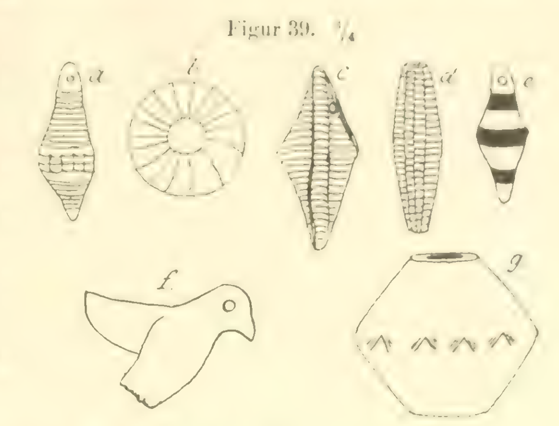
G) 1 Ring (Fig. 38) aus bräunlich-marmorirtem, feingeädertem Stein (Jaspis?).

---

1) Vergl. S. 240. W. Belck.

H Viele Schmuckgegenstände (Fig. 39 *a—g*) und Perlen aus Muscheln und farbigem Stein in den verschiedensten Grössen, Formen und mit mannichfaltiger Ornamentik. Alle mit Löchern versehen.

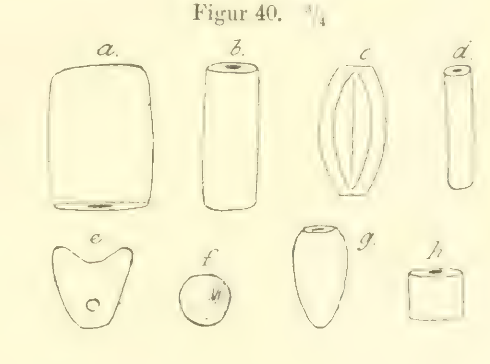
Figur 39. $^1/_4$



a hellgrüner Stein, unten flach, oben gewölbt und mit Loch versehen
b blauer Stein.
c grüner Stein, unten flach, oben gewölbt.
d graugrüner Stein, länglich-rund.
e gelber Stein, mit schwarzen Streifen, länglich-rund.
f Knochen in Vogelform mit Augenloch.
g Alabaster.

I Gegen 350 Perlen aus Chalcedon (Fig. 40 u. 41) in den verschiedensten Grössen (2—25 *mm*) und Formen. Die Perlen sind von gelblicher, rother und brauner Farbe, manche dem Bernstein täuschend ähnlich, jedoch ohne elektrische Eigenschaft.

Figur 40. $^1/_4$



a oben gewölbt, unten flach.
b länglich-rund.
c oval, mit eingeschliffenen Feldern.
d länglich-rund.
e flach.
f rund.
g oval-rund.
h rund.

Figur 41. $^1/_1$

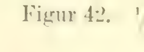


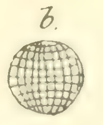


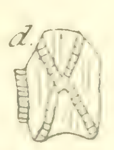


c und *f* achteckig.

Figur 42. $^1/_1$





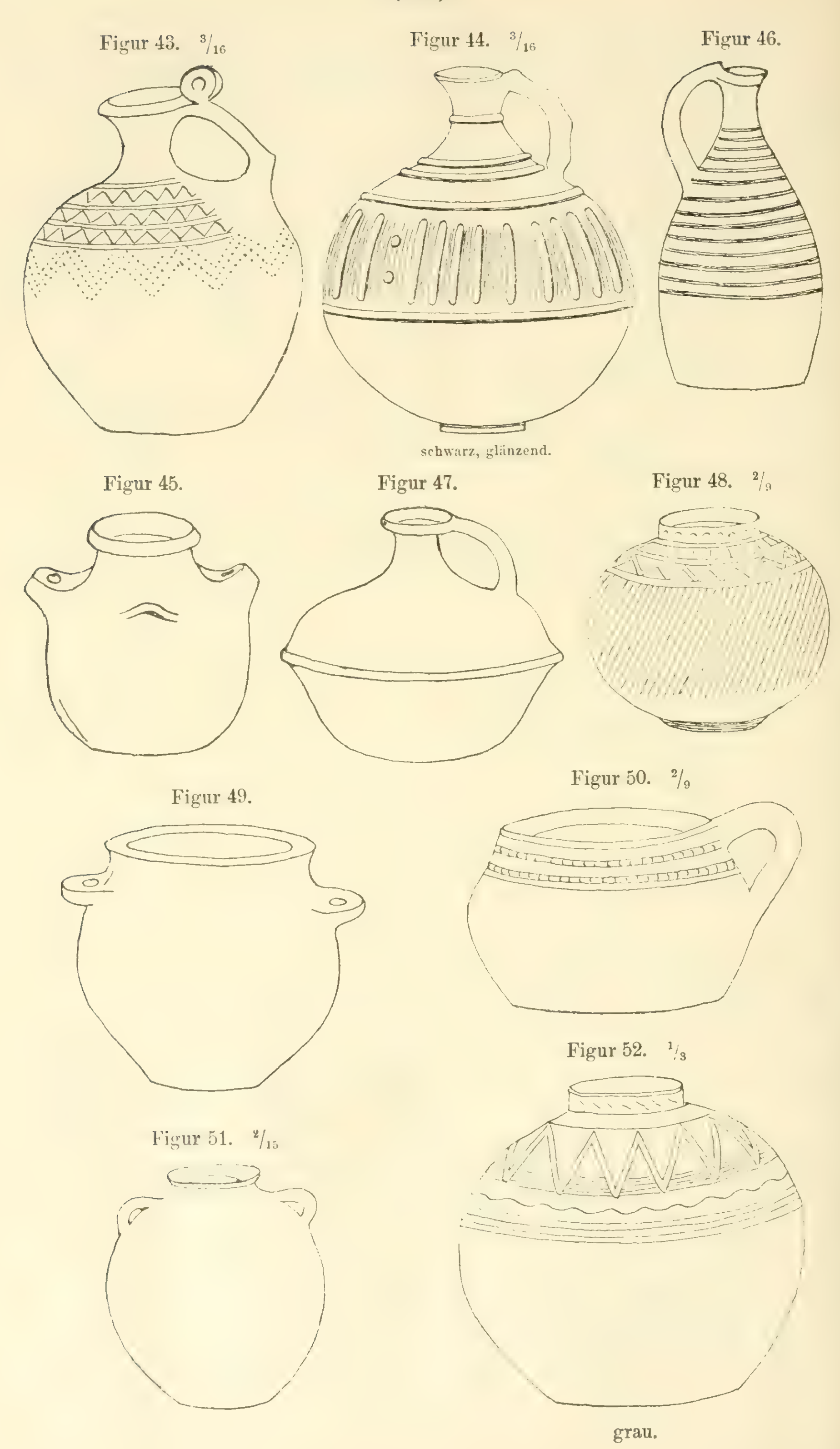


d Bruchstück von einem Goldblech.

K Mit Goldblech überzogene, sehr hübsche Thonperlen verschiedener Grösse mit sehr regelmässiger Strich-Ornamentik (Fig. 42).

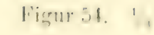
L Urnen und Krüge (Fig. 43—54).

M Ein Mörser aus Stein, der Stössel dazu ist verlor[illegible]


Figur 43. 3/16
Figur 44. 3/16
Figur 46.
schwarz, glänzend.
Figur 45.
Figur 47.
Figur 48. 2/9
Figur 49.
Figur 50. 2/9
Figur 51. 2/15
Figur 52. 1/3
grau.

Figur 53. 1/6







schwarzer, glänzender Thon (glatt).

Hr. Waldemar Belck bemerkt im Anschluss an diesen Bericht des Hrn. Rösler und bezugnehmend auf denselben Folgendes:

Es ist sehr erfreulich, dass Hr. Rösler, den ich seiner Zeit das Vergnügen hatte, in die archäologische Wissenschaft einzuführen, so erfolgreich bei seinen vorjährigen Ausgrabungen gewesen ist. Wenn es nun auch an sich sehr zu bedauern ist, dass von all den beschriebenen Fundobjekten schwerlich irgend etwas in die Berliner Museen gelangen wird, — Hr. R. muss eben den Bestimmungen der russischen Gesetze gemäss fast Alles an die Kaiserlich-russische archäologische Commission in St. Petersburg abliefern, — so gewähren doch die mit grossem Fleiss ausgeführten zahlreichen Abbildungen[1]) an der Hand des ausführlichen Berichtes einen recht anschaulichen Einblick in die prähistorischen Verhältnisse eines Gebietes, dessen Untersuchung eben erst durch unser so eifriges Mitglied in Angriff genommen worden ist. Hervorzuheben ist die fast vollständige Uebereinstimmung zwischen den Funden des Hrn. Rösler und den von mir selbst auf den Gräberfeldern von Kalakent und Umgegend gesammelten Objecten. Diese Thatsache ist selbst für den Kaukasus, der uns bei seinem, nicht nur heute existirenden, sondern wohl auch schon in prähistorischen Zeiten vorhanden gewesenen Reichthum an Nationen und Natiönchen schon so erhebliche Divergenzen bezüglich der prähistorischen Cultur und der Gebräuche der Bevölkerung der einzelnen, bislang untersuchten Gebiete gezeigt hat, nicht gar zu auffällig. Denn einerseits liegt Dawschanly (= Artschadsor) nach der russischen Generalstabskarte nur etwa 80 Werst O. 35° S. von Kalakent entfernt, andrerseits ist jenes ganze Gebiet des Antikaukasus von einem recht gleichmässigen Gebirgscharakter. Hier wie dort haben wir es mit den Randgebirgen des Göktschai, bezw. den Abhängen derselben nach Norden und Osten zu thun; die Gleichheit des Klimas ergiebt sich aus der fast gleichen Bodenerhebung (sowohl in Kalakent, als auch in Dawschanly ungefähr 1300 *m*) bei durchaus correspondirenden Bodenverhältnissen, welch letztere hier so sehr übereinstimmen, dass die Localbeschreibung des Hrn Rösler auch Wort für Wort für die Thäler des Kalakent-, wie des Schamchor-Flusses zutrifft.

---

1) Wegen der sehr grossen Zahl dieser Abbildungen konnten nur die wichtigeren in die vorhergehende Abhandlung aufgenommen werden. Die Red.

Bei dieser Uebereinstimmung aller äusseren Verhältnisse ist es kaum weiter wunderbar, dass auch die prähistorischen Bewohner jenes Gebietes, wie sie uns in den Gräberfunden von Dawschanly und Kalakent entgegentreten, eine Uebereinstimmung in Cultur und Sitte zeigen, die sich bis auf die feinsten Details erstreckt. Und so sind denn auch alle von Hrn. Rösler beschriebenen Objecte fast ausnahmslos von mir in den Kalakenter Gräberfeldern gefunden und nach Berlin eingesendet worden.

Ich will mich hier darauf beschränken, einige der Hauptpunkte hervorzuheben, mich dabei an die Reihenfolge haltend, in der dieselben in dem Berichte des Hrn. Rösler auftreten.

1. Im Grabe Schuscha No. 10 sub n und No. 11 sub i werden Theile von Thonfiguren erwähnt; ich selbst fand in einer mächtigen Steinkiste (auf dem Gräberfelde von Karamurad), in der an 15 Leichen mit zahlreichen Beigaben beigesetzt waren, die Haupttheile einer beiläufig meterhohen Thonfigur.

2. Das Grab Schuscha No. 6a ist unzweifelhaft bereits ausgeräumt gewesen; dafür spricht schon der Umstand, dass zwei der Deckplatten abgewälzt, die dritte aber ins Grab gestürzt war. Dagegen sind die Gräber Schuscha No. 7a und 7b (und nach meiner Meinung auch No. 6b) ganz anders zu beurtheilen. Zwar theile ich keineswegs die Ansicht meines Freundes Rösler, dass die Dörfler durchweg aus abergläubischer Scheu diese Gräber nicht anzurühren wagen; ich habe jedenfalls Beweise des Gegentheils genug gesehen, zumal von den in jenen Gebieten überall so zahlreich ansässigen Tataren, und auch Hr. Rösler wird inzwischen sicherlich zu seiner sehr unangenehmen Ueberraschung die Entdeckung gemacht haben, dass die Dörfler von Dawschanly-Artschadsor sehr schnell ihre „abergläubische“ Furcht abgelegt und die anderen dort vorhandenen Kurgane nach Möglichkeit durchstöbert haben, in der Hoffnung, dabei reiche Schätze zu heben. Also das wäre kein Grund, die bereits früher stattgehabte Ausraubung jener Gräber a limine von der Hand zu weisen; wohl aber spricht dagegen, wie Hr. Rösler richtig bemerkt, der unversehrte Zustand der Gräber. Denn eine unumstössliche Regel für Alle, die im Kaukasus Gräber ausräumen, ist die, dass nachher das ausgeplünderte Grab gerade so liegen bleibt, wie es nach beendeter Arbeit sich befand. Der Europäer wird wenigstens das durch seine Arbeit im Boden entstandene Loch wieder ausfüllen lassen, damit nicht etwa einmal Vieh dort hinein fallen könne, der Asiate aber ist dazu viel zu bequem, und deshalb charakterisirt sich auch ein durch ihn geplündertes Grab ohne Weiteres als ein solches. Unter diesen Umständen ist es um so interessanter, dass auch auf den Kalakenter Gräberfeldern eine ganze Reihe von Steinkistengräbern von mir aufgefunden und ausgeräumt worden ist, welche genau so, wie die oben erwähnten Schuschaer Gräber, ganz leer waren, oder doch höchstens ganz geringe Fragmente von Urnenscherben und Knochen enthielten. Noch auffälliger aber ist der Umstand, dass sich diese Grabkammern, wie sich aus den begleitenden Umständen zur Evidenz ergab, von Alters her in diesem Zustande befunden haben. Ehe ich auf diese eigenthümliche Thatsache näher eingehe, muss ich bemerken, dass auf den Kalakenter Gräberfeldern bei der Leichenbestattung ein zwiefaches Verfahren zur Anwendung kam. Entweder wurde die Steinkiste nach erfolgter Beisetzung des Todten durch Auflegen der Deckplatten und Bedecken derselben mit Erdreich geschlossen; — in diesem Falle weist das Grab beim Ausräumen gewöhnlich noch einen mehr oder weniger grossen Hohlraum auf, während der untere Theil desselben durch Humuserde, die zugleich mit dem Regenwasser eingedrungen ist, ausgefüllt ist, auch sind die Beigaben und Urnen in der Regel wohl erhalten.

Oder die Steinkiste wurde mit Erde und Steinen vollständig gefüllt und dann erst mittelst der Deckplatten geschlossen; hierbei wurde gewöhnlich so verfahren, dass auf die Leichen und Beigaben erst eine dünne Schicht Humus geworfen wurde, dann eine sich quer durch das ganze Grab erstreckende Schicht kleiner und grösserer Feldsteine, und schliesslich Erde und Rollsteine, darunter zum Theil recht stattliche Felsblöcke, bunt durch einander bis zum Rande. Es ist erklärlich, dass in solchen Gräbern die von oben herab geworfenen Feldsteine die Urnen fast ausnahmslos zertrümmert, häufig auch die weit stabileren Beigaben beschädigt haben. So fand ich z. B. einmal einen grossen Bronzekessel, in welchem eine grosse Goldperle, eine Streitaxt und ein gewichtiger Rollstein lagen, und unmittelbar neben letzterem befand sich ein abgeschlagener Henkel des Kessels. Gesetzt nun den Fall, ein derartig zugeschüttetes Grab wäre in späterer Zeit einmal ausgeraubt worden, so sind zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder liessen die betreffenden Leute das Grab einfach offen liegen, nachdem sie alle werthvollen Beigaben an sich genommen hatten, und das ist wohl der wahrscheinlichste Fall, den zu beobachten die Kaukasier uns leider nur allzu oft heute Gelegenheit geben; oder die Leute füllten die Grube wieder zu, um möglichst die Spuren ihrer Thätigkeit zu verwischen, — ein Fall, den ich, weil er viel Vorsicht und Arbeitslust beweisen würde, bei der heutigen arbeitsfaulen Bevölkerung des Kaukasus für so gut wie ausgeschlossen erachte. In jedem Falle aber müssten sich dann doch in dem ausgeraubten Grabe die Trümmer der Urnen, die, wenn auch theilweise verwitterten und bei der Ausraubung durch einander geworfenen Theile des Skelets, sowie vereinzelte Stücke von Beigaben, namentlich kleine, unscheinbare Perlen oder verrostete Eisentheile u. s. w., die den Grabplünderern als werthlos erscheinen mussten, noch vorfinden. Ich habe nun aber derartige Steinkisten, darunter solche, die in Folge ihrer grossen Dimensionen sich als Gräber hervorragender oder reicher Leute charakterisirten, ausgeräumt, die ausser Erde und Rollsteinen nichts enthielten! Dabei befand sich oft die Deckplatte 0,2—0,4 *m* unter der Erdoberfläche und durchaus regelrecht auf die Kammer gelegt, wie auch sonst während der oft mehrere Tage in Anspruch nehmenden Ausräumung einer solchen Riesensteinkiste nichts darauf hindeutete, dass dieselbe etwa schon einmal geöffnet und ausgeräumt worden sei. Mitunter, aber nicht immer, fanden sich wohl einige wenige, ganz winzige Urnenscherben vor, einmal eine Carneolperle, und einmal auch als etwas ganz besonders Merkwürdiges auf dem Boden der Grabkammer ein kleines Stück eines (der dort so sehr gebräuchlich gewesenen) dünnen Bronzegürtelbleches.

Wie hat man sich nun das Vorhandensein solcher eigenthümlichen Grabkammern zu erklären?

Einen Fingerzeig dazu giebt Bayern in seiner Abhandlung über die von ihm untersuchten kaukasischen Gräberfelder[1]) auf S. 46, wo er über eine von ihm ausgeräumte, ebenfalls gänzlich leere Steinkiste berichtet, und hinzufügt: „Mein Chewsure sagte mir, dass dies das Grab eines Fremden wäre, denn bei ihnen sei es alte Sitte, dass, wenn ein Fremder in einem Aule sterbe, er daselbst feierlich begraben würde; später kämen die Angehörigen und öffneten das Grab, um den Todten in ihr Dorf zu bringen; das Grab aber werde wieder zugedeckt und bliebe zum Andenken unberührt.“

1) Friedrich Bayern Untersuchungen über die ältesten Gräber- und Schatzfunde in Kaukasien. Supplement zur Zeitschrift für Ethnologie, 1885.

Mit der Annahme, dass die gleiche Sitte auch in den Gebirgen südlich von der Kura geherrscht habe, finden die leeren Grabkammern in Kalakent und Schuscha ihre sehr natürliche Erklärung. Dass die Kalakenter prähistorische Bevölkerung hierbei ihren besonderen Sitten folgte und demgemäss das benutzte Grab, wie jedes andere, mit Rollsteinen und Erde bis an den Rand vollfüllte, ist sehr natürlich, geschah auch vielleicht, um eine nochmalige Benutzung der Grabkammer nach Möglichkeit zu verhindern. Natürlich wurde während der interimistischen Beisetzung das Grab nur mit der Deckplatte geschlossen, wodurch die Urnen u. s. w. vor Zertrümmerung bewahrt blieben und so späterhin mit weggeschafft werden konnten. Beim Herausheben der Leiche konnte sich dann leicht eine Perle des Halsschmuckes loslösen oder ein Stückchen des Gürtelbleches abbrechen und im Grabe zurückbleiben.

Diese kaukasische Sitte der vorübergehenden Beisetzung auswärtiger Verstorbener hat wohl auch Hr. Rösler in seinem Bericht im Auge.

3. Uebergehend zu dem interessanten Gräberfeld von Dawschanly-Artschadsor muss ich zunächst bemerken, dass die dort so häufig auftretende Kurgan-Gräberform von mir in eben derselben ausgesprochenen Form auf den Gräberfeldern von Kalakent und Umgegend nicht beobachtet worden ist. Dass sie deshalb aber dort etwa nicht vorkomme, soll damit nicht gesagt sein; ich selbst habe einige Einzel-Hügelgräber von etwa 1 *m* Höhe und sehr eigenthümlicher Construction auf dem Gräberfelde von Daschkessan geöffnet, aber bei der überaus grossen, nach vielen Tausenden zählenden Anzahl von gewöhnlichen Steinkistengräbern nicht sonderlich weiter an die Untersuchung von Hügeln gedacht. Der letzteren giebt es auch dort sehr viele, aber die wenigen, welche ich untersuchte, enthielten nicht eine, sondern sehr viele Steinkisten, waren also nicht Einzel-, sondern Massen-Hügelgräber, die ich auch in der Kura-Ebene, nahe bei Elisabethpol, vielfach gefunden habe. Die Frage, ob Kurgane mit nur einer Steinkiste auch im Kalakenter Gebiet vorkommen, ist also vorläufig noch als eine offene zu behandeln.

4. Aus dem Bericht des Hrn. Rösler ist nun zunächst zu entnehmen, dass auch in Dawschanly die Sitte bestand, die Gräber nach erfolgter Beisetzung der Leichen auszufüllen, denn: „Das Grab war angefüllt mit steinfreiem, weissgrauem Sande u. s. w.“, dieser Sand aber kann nicht etwa nachträglich zugleich mit Regenwasser in die Kammer gedrungen sein, denn: „Das Material, aus welchem der Kurgan errichtet war, bestand aus schwarzer Erde, untermischt mit zahllosen Rollsteinen u. s. w.“

Diese Sitte, die Gräber vollständig zuzuschaufeln, welche wir in Kalakent, wie Dawschanly-Artschadsor, antreffen, erscheint sehr eigenthümlich und ist meines Wissens bei anderen Steinkistengräberfeldern bislang nicht beobachtet worden.

Auch sonst entspricht die ganze Anordnung des Grabes den von mir in Kalakent und Umgegend beobachteten Gepflogenheiten. Besonders hervorheben möchte ich die Uebereinstimmung der Sitte, die Leibpferde hervorragender Leute zu opfern und Theile derselben, gewöhnlich nur den Kopf, mit in die Grabkammer zu legen. Häufig begegnet man reich geschmückten Pferdeköpfen (darüber weiter unten Näheres), neben die dann wohl ausser dem Zügel mit Gebiss noch Peitsche u. s. w. gelegt wurde. Als besonders bemerkenswerth möchte ich hierbei zwei Grabkammern erwähnen, von denen die erste nur die vollständigen Skelette zweier prächtig aufgeschirrt gewesener Pferde, die andere ein vollständiges Pferdeskelet, aber ohne wesentliche Beigaben, enthielt, während menschliche Knochen und entsprechende Beigaben durchaus fehlten!

Die auf den Kalakenter Gräberfeldern von mir sehr häufig beobachtete Sitte, den Todten auch Hunde mit in die Grabkammer zu geben, wird vermuthlich wohl ebenso in Dawschanly-Artschadsor geherrscht haben, wenngleich Hr. Rösler darüber speciell nichts erwähnt, sondern nur ganz allgemein von „Thierknochen" spricht.

6. Auffällig ist die grosse Zahl der vorgefundenen Urnen. Aehnliche Verhältnisse habe ich auch wiederholt in den reichen Gräbern Kalakent's gefunden. Ebenso herrscht in den Formen grosse Uebereinstimmung, so viel ich sehe, wenn nicht etwa die in Fig. 44 (S. 234) abgebildete Urne eine in Kalakent bislang nicht beobachtete Form darstellen sollte. Hierbei möchte ich aufmerksam machen auf das ziemlich häufige Vorkommen von Urnen, welche theils im Boden, theils in der halben Höhe des Bauches eine Abflussöffnung aufwiesen.

7. Zu den einzelnen Fundobjecten übergehend, möchte ich zunächst bezüglich der sogenannten Sturmhauben bemerken, dass wir es hier meines Erachtens entweder nicht mit einem kriegerischen Schmuck zu thun haben, und dafür spricht u. A., dass sich diese Haube weder auf dem Kopfe (wobei das Stirnband keinen wesentlichen Behinderungsgrund gebildet haben würde), noch auch in der Nähe der Hauptperson der Grabkammer gefunden hat, — oder, dass das Skelet No. 3 kein weibliches ist, denn wozu dann in aller Welt dieser kriegerische Schmuck?

Diese Blechhauben sind so ziemlich das Einzige, was unter den Kalakenter Funden bis jetzt nicht vertreten ist; bezüglich ihrer Form, bezw. Ausstattung aber herrscht meines Erachtens bei meinem Freunde Hrn. Rösler ein kleiner Irrthum. Die bei o (Fig. 22, S. 230) abgebildeten Knäufe nehmlich, welche nach ihm die Spitzen der Blechhauben geziert haben sollen, dienten einem ganz anderen Zwecke: Knäufe dieser selben Formen habe ich in Kalakent wohl bald an hundert Stück gefunden, stets aber zierten sie den Griff von Bronzedolchen! Und das wird wohl auch hier ihre Bestimmung gewesen sein, zumal für die bei d (Fig. 16*b*, S. 229) abgebildeten, von Hrn. Rösler irrthümlich für Lanzenspitzen angesehenen, vier Dolche, — die übrigens, ebenso wie das Schwert (*c*) (Fig. 16*a*) und die Streitaxt (k) (Fig. 18) in der Form den Kalakenter Sachen durchaus gleichen, — keine Griffknöpfe gefunden worden sind.

8. Auch in Kalakent habe ich einmal einen Commandostab und zwar hervorragend schön gearbeitet und durchaus erhalten gefunden, über dessen Bestimmung keinerlei Zweifel herrschen konnte[1]), höchstens könnte man denselben als „Scepter" bezeichnen. Nicht ganz so sicher erscheint mir die Zweckbestimmung des von Hrn. Rösler gefundenen und bei f (Fig. 17*a*) abgebildeten Gegenstandes zu sein, der ebenso gut auch als Griffknopf einer Peitsche oder dergleichen betrachtet werden könnte. Die bei s (Fig. 26) abgebildeten Bronzeröhren dienten ebenfalls sicher als Griffknöpfe, und zwar fanden sie sich in Kalakent zweimal als Theile einer Pferdeausrüstung (vermuthlich also als Peitschengriffknöpfe) vor, womit nicht ausgeschlossen sein soll, dass sie ebenso gut als Lanzenfüsse oder Füsse der an langen Holzschäften befestigt gewesenen Gabelwaffen[2]) (vergl. Fig. 29) verwendet wurden.

9. Besonders interessant ist das bei g (Fig. 17*b*) abgebildete Object durch die es verzierenden vier Löwenköpfe. Sie sind neben der von mir in einem Kalakenter Grabe als Schmuck und Bestandtheil eines schönen Griffknopfes aufgefundenen

1) Vgl. die Abbildung in Verhandl. 1893, S. 63, Figur 2.

2) Ebend. 1893, S. 63, Figur 3.

kleinen massiven Löwenfigur ein Beweis dafür, dass die prähistorischen Bewohner der hier in Rede stehenden Gebiete den Löwen als Ornament verwendet haben, wenngleich es immerhin recht auffällig bleibt, dass wir unter den zahlreichen Thierfiguren der gravirten Bronzegürtel von Kalakent keiner einzigen Löwen-, bezw. löwenähnlichen Form begegnen.

10. Die bei n (Fig. 21) abgebildeten Pferdegebisse sind durchaus den Kalakentern gleichgeformt[1]); die unter x (Fig. 31) aufgeführten Bronzeknöpfe mit Thoneinlage (?) dagegen entsprechen in Form und, soweit nach der Beschreibung zu urtheilen, auch in Anordnung und Zusammensetzung so durchaus den von mir in Kalakent gefundenen grossen Emailknöpfen mit sternförmiger Mosaikeinlage aus farbigen Steinen (schwarz, gelb und roth) in der Mitte, dass ich sehr geneigt bin, sie für identisch mit den letzteren zu halten. Diese Emailknöpfe fanden sich, und zwar meist je ein grosser und ein kleiner über einander angeordnet, vorn an den Köpfen der Pferde als Zierrath befestigt. Demselben Zwecke dienten auch grosse Bronzeknöpfe, wie Hr. Rösler einen solchen unter y (Fig. 32) aufgeführt hat; ein von mir in Kalakent gefundener Antimonknopf von derselben beträchtlichen Grösse dürfte wohl kaum eine andere Zweckbestimmung gehabt haben.

11. Schlieslich wären noch die bei E (Fig. 37) abgebildeten „Verzierungen aus unbekanntem, silberartigem Metall" zu erwähnen. Falls es sich hier nicht um Silber selbst handeln sollte, — bei dem freilich meines Erachtens ein Zweifel kaum möglich sein sollte, da daraus gefertigte Gegenstände, so viele ich wenigstens deren gefunden habe, sich durch ihre vorzügliche Erhaltung und schwärzliche Farbe, herrührend von oberflächlicher Oxydation, bezw. Sulfurirung, sofort als solche zu erkennen geben, — so könnte nur noch Antimon oder Zinn in Frage kommen. Knöpfe, Perlen und ähnliche Schmucksachen aus Antimon sind nicht nur in Koban und Redkin-Lager, sondern auch auf den Kalakenter Gräberfeldern sehr häufig gefunden worden; das grösste aller bisherigen Fundstücke dürfte der so eben erwähnte, höchst wahrscheinlich als Pferdeschmuck verwendete Riesenknopf sein. Von vornherein lässt sich nunmehr annehmen, dass derlei Schmucksachen aus Antimon sich auch auf dem Gräberfelde von Dawschanly-Artschadsor vorfinden werden. Ich möchte dabei aber doch auch auf die Möglichkeit hinweisen, dass die fraglichen Schmucksachen vielleicht aus Zinn bestehen könnten.

Unter den nahezu 1000 Arm- und Fussringen, welche ich den Kalakenter Gräberfeldern entnahm, fiel mir eines Tages ein zerbrochener Fussring durch seine helle Farbe auf; als ich die äussere Oxydschicht weggeschabt hatte, kam ein silberweisses, weiches, mit dem Messer schneidbares Metall zum Vorschein, das sich bei der Analyse als fast reines, d. h. bis auf geringfügige und wohl nur zufällige Verunreinigungen reines Zinn erwies! **Es ist das meines Wissens der erste, sicher bestimmte Fund von reinem Zinn im Kaukasus**; ich glaube aber sicher, dass sich unter den Tausenden von Schmucksachen aus Kalakent wahrscheinlich noch mehrere aus Zinn gefertigte bei genauer Prüfung (die ich leider nicht mehr Gelegenheit hatte vorzunehmen) vorfinden werden. Hier möchte ich nur noch hervorheben, dass der erwähnte Fussring keineswegs arg oxydirt, sondern im Gegentheil recht gut erhalten war, so dass danach die Möglichkeit, dass auch kleinere Schmucksachen in gutem Zustande sich erhalten haben können (namentlich, wenn umgeben von trockenem Sande) nicht gerade ausgeschlossen erscheint.

12. Bezüglich all der anderen kleinen Objecte und Schmuckgegenstände kann ich nur nochmals die völlige Gleichheit und Uebereinstimmung mit den Kalakenter

---

1) Vgl. Verhandl. 1893, S. 63, Fig. 1.

Funden betonen. Mit Goldblech überzogene Thonperlen habe ich allerdings nicht gefunden, wohl aber eine solche aus Carneol, die an beiden Enden mit einer Goldblechhülse überzogen war.

Ich glaube, diese kurzen Ausführungen werden genügen, um zu beweisen, dass die prähistorischen Bevölkerungen des Schamchorthales (Kalakent), wie des Chatschenthales (Dawschanly-Artschadsor) von gleicher Nationalität, gleichen Sitten und Gebräuchen gewesen sind.

Es steht zu hoffen, dass unser eifriges Mitglied, Hr. Rösler, der auf einem vorgeschobenen Posten jetzt so fleissig den Spaten schwingt, auch in diesem Jahre wieder dort recht erfolgreich arbeiten wird. —

(24) Hr. Grünwedel macht Mittheilung über

neue Sendungen des Hrn. Vaughan Stevens aus Malacca.

Ein ausführlicher Bericht wird demnächst im Text der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht werden. —

(25) Angekaufte und geschenkte Schriften:

1. Perrot, G., et Chipiez, Ch., Histoire de l'art. Paris 1893. Tome VI. 326—342. Liv. Angekauft.
2. Wallace, D. Mackenzie, Russland. Uebersetzt von E. Röttger. II. Aufl. Leipzig 1880.
3. Maurer, K., Zur politischen Geschichte Island's. Leipzig 1880.
   Nr. 2 u. 3 Gesch. des Hrn. Wagner.
4. Bergemann, P., Die Verbreitung der Anthropophagie über die Erde. Bunzlau 1893. Gesch. d. Hrn. Bartels.
5. Buchenau, F., Ueber Einheitlichkeit der botanischen Kunstausdrücke und Abkürzungen. Bremen 1893. Gesch. d. Verf.
6. Brinton, D., On the words „Anahuac“ und „Nahuatl“. o. O. u. J.
7. Derselbe, Characteristics of American languages. o. O. 1894. (Americ. Antiquar.)
8. Derselbe, A vocabulary of the Nanticoke Dialect. o. O. 1893. (Amer. Phil. Society.)
9. Derselbe, On an „inscribed tablet“ from Long Island. Waterloo, Indiana 1893. (The Archaeologist.)
10. Derselbe, Nagualism. Philadelphia 1894.
   Nr. 6—10. Gesch. d. Verf.
11. Radloff, W., Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. I. Lief. St. Petersburg 1894. Gesch. d. Verf.
12. Reissenberger, L., Die Kerzer Abtei. Hermannstadt 1894. Gesch. d. Verf.
13. Conwentz, Bildliche Darstellungen von Thieren, Menschen, Bäumen und Wagen an westpreussischen Gräberurnen. Danzig 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Schriften d. Naturf. Gesellschaft in Danzig.) Gesch. d. Verf.
14. v. Landau, W., Freih., Beiträge zur Alterthumskunde des Orients. Leipzig 1893. Gesch. d. Verf.
15. de Witt Webb, The shell heaps of the East coast of Florida. Washington 1893. (Proc. U. S. Nation. Museum.) Gesch. d. Verf.
16. Schellong, O., Acclimatisation und Tropenhygiene. Jena 1894. (A. d. Handbuch d. Hygiene von Th. Weyl.) Gesch. d. Verf.

17. de Mortillet, G., Réforme de la chronologie. Paris, o. J. (Extr. Bullet. Soc. d'Anthropologie.)
18. Derselbe, Le Musée de l'École (d'anthropologie) en 1893. Paris 1894. (Révue mensuelle.)
Nr. 17 u. 18 Gesch. d. Verf.
19. Buschan, Cagots. o. O. u. J. (Sep.-Abdr. aus Eulenburg, Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. IV. Bd.) Gesch. d. Verf.
20. Fewkes, J. W., On certain personages who appear in a Tusayan ceremony.
21. Derselbe, The Kinship of a Tanoan-speaking community in Tusayan.
22. Derselbe, A Central American Ceremony which suggests the snake dance of the Tusayan villagers. (Nr. 20—22 Rep. f. Amer. Anthrop.) Washington 1893/94.
23. Derselbe and A. M. Stephen, The Pá-lü-lü-koñ-ti. o. O. u. J. (Journal of Americ. Folk-Lore.)
Nr. 20—23 Gesch. d. Verf.
24. Pigorini, L., Nuove scoperte nella terramara Castellazzo di Fontanellato Parmense.
25. Derselbe, Scoperte fatte dal Cav. L. Scotti nella terramara Piacentina Colombare di Bersano. (Nr. 24 u. 25 Estr. Rendic. d. R. Accad. d. Lincei. Rom 1894.)
Nr. 24 u. 25 Gesch. d. Verf.
26. Hansen, A. M., Menneskeslaegtens aelde. Iste Hefte. Kristiania 1894. Gesch. d. Verf.
27. Bahnson, K., Etnografien. 11te Lev. Kobenhavn 1894. Gesch. d. Verf.
28. Wilson, Th., Minute stone implements from India. Gesch. d. Verf.
29. Burns, F., The Crump burial cave. (Nr. 28 u. 29 Sep.-Abdr. Rep. U. S. National Museum. Washington 1894.) Gesch. d. Verf.
30. Curtze, M., Der Algorismus proportionum des Nicolaus Oresme. Thorn 1868.
31. Derselbe, Leopold Prowe. Eine Gedächtnissrede. Thorn 1887.
32. Copernici Nicolai Thorunensis, De revolutionibus orbium caelestium libri VI. Berolini 1873.
33. Prowe, A., Copernicus. Ein dramatisches Gedicht. Berlin 1874.
34. Die vierte Säcularfeier der Geburt von Nicolaus Copernicus. Thorn 1874.
35. Zur Erinnerung an den 25. Januar 1858. Thorn 1883.
Nr. 30—35 Gesch. v. d. Copernicus-Verein in Thorn.
36. Helbig, W., Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Leipzig 1884. Gesch. d. Hrn. Lissauer.
37. v. Schulenburg, W., Der Spreewald und seine Bewohner. („Brandenburgia.") Berlin 1894. Gesch. d. Verf.
38. Goiran, A., Stefano de Stefani. La sua vita e le sue opere 1822—1892. Verona 1894. (Estr. Accad. d. Agricolt. Arti e Commerc. di Verona.) Gesch. v. d. Familie de Stefani.
39. Richlý, H., Die Bronzezeit in Böhmen. Wien 1894. Angekauft.

Sitzung vom 19. Mai 1894.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Die Gesellschaft hat wiederum zwei ihrer ältesten Mitglieder verloren. Hr. Louis Liebermann, ein Mann, der sich durch seine öffentliche Thätigkeit im Interesse der städtischen und der jüdischen Gemeinde die allgemeine Achtung erworben hatte, ist nach langer, schwerer Krankheit dahingeschieden. Hr. Adolf Meyer (Gedanensis), unter den Numismatikern eine angesehene Autorität, in unseren Kreisen eine allseitig beliebte Persönlichkeit, ist uns ganz plötzlich am 2. Mai durch einen Herzschlag entrissen worden. Obwohl seinen gewohnten Beschäftigungen nach ganz anderen Kreisen angehörig, hatte er sich durch seine unausgesetzte Theilnahme an unseren Sitzungen, durch seine stete Anwesenheit bei unseren Excursionen und General-Versammlungen, endlich durch seine hingebende Theilnahme an den Arbeiten für unsere Publikationen fast unentbehrlich gemacht. Noch in den letzten Zeiten war er für die Herstellung des General-Registers zu unserer Zeitschrift in hervorragender Weise thätig. Wir werden beiden Männern unsere dankbare Erinnerung bewahren[1]. —

Von unseren correspondirenden Mitgliedern betrauern wir den Baron v. Düben in Stockholm, einen der ersten Kenner der Lappen. Auch sind wir benachrichtigt worden, dass schon vor einiger Zeit Prof. Tubino in Madrid verstorben sei. —

(2) Zu correspondirenden Mitgliedern sind erwählt worden:

Dr. phil. Fritz Nötling, Palaeontologist of the Geological Survey of India in Calcutta,

Prof. Felice Barnabei, Direttore del Museo nazionale Romano.

(3) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Prof. Dr. med. Berlin in Rostock.

„ Regierungs-Baumeister Max Gutmann in Berlin.

(4) Der Herr Unterrichts-Minister theilt unter dem 23. April mit, dass Seine Majestät der König mittelst Allerhöchsten Erlasses vom 4. April die Ernennungen der Mitglieder der Sachverständigen-Commissionen bei den Königlichen Museen in Berlin für die Zeit bis zum 31. März 1897 zu vollziehen geruht hat. Darnach sind berufen worden:

für die ethnologische Abtheilung des Museums für Völkerkunde

als Mitglieder:

Dr. Bastian, Geheimer Regierungsrath, Professor, Direktor,

„ R. Virchow, Geheimer Medicinalrath, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften,

„ F. Jagor,

1) Ein warm geschriebener Nekrolog von Hrn. Ernst steht in dem Monatsblatt der numismat. Gesellsch. in Wien Nr. 131.

Dr. Freiherr v. Richthofen, Geheimer Regierungsrath, Professor,
Schönlank, General-Consul der Republiken San Salvador und Haiti,

als Stellvertreter:

Dr. Wetzstein, Consul a. D.,
„ Max Bartels, Sanitätsrath,
„ W. Joest, Professor,
K. Künne, Buchhändler, Charlottenburg,
Dr. von den Steinen, Professor, Neu-Babelsberg;

für die vorgeschichtliche Abtheilung des Museums für Völkerkunde

als Mitglieder:

Dr. Voss, Direktor,
„ R. Virchow, Geh. Medicinalrath, Prof., Mitgl. d. Akad. d. Wissensch.,
„ Schwartz, Prof., Direktor des Luisen-Gymnasiums,

als Stellvertreter:

Dr. Max Bartels, Sanitätsrath,
v. Heyden, Professor, Geschichtsmaler, Mitglied des Staatsrathes,
K. Künne, Buchhändler, Charlottenburg.

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft, welche alle diese Herren zu ihren Mitgliedern zählt, den ehrerbietigsten Dank aus. —

(5) Der Schatzmeister der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Hr. Joh. Weismann hat aus München, 25. April, dem Vorstande folgendes Dankschreiben übersandt:

„In ganz ungeahnter Weise wurde dem Schatzmeister der deutschen anthropologischen Gesellschaft anlässlich seines 70. Geburtstages sowohl Seitens der Lokal-Vereine, als auch einzelner Vereins-Mitglieder eine Ehrung und Antheilnahme an diesem, für ihn so hocherfreulichen Familienfeste zu Theil, dass er sich unwillkürlich fragen musste, ob er denn auch wirklich trotz seines guten Willens, die Vereins-Interessen nach besten Kräften fördern zu helfen, ein Anrecht auf eine so auszeichnende Ehrung und Anerkennung habe. —

„Je weniger sich nun hier Verdienste und Anerkennung decken, desto mehr erwächst für den Schatzmeister eine hochgradig tief zu fühlende Dankespflicht, eine Dankespflicht zunächst für die Vereins-Mitglieder im Allgemeinen, dann aber auch ganz besonders noch gegen den hochbedeutsamen Berliner Verein, der den Kernpunkt der deutschen anthropologischen Gesellschaft aus sehr nahe liegenden Gründen stets gebildet hat und auch ferner bilden wird, besonders wenn uns die Vorsehung unseren hochverdienten Nestor, den Vater der anthropologischen Forschung, noch recht lange in Gnaden erhalten wird. —

„Mit seinem ganz besonderen tiefinnigen Danke für das hochherzige Angebinde, woran die Berliner Freunde so hervorragenden Antheil haben, verbindet der Schatzmeister noch eine doppelte Bitte:

„der liebe Gott wolle uns unseren hochverdienten, unersetzlichen Hrn. Geheimrath Virchow noch recht lange in alter Schaffenskraft erhalten — und auch dem Schatzmeister noch recht lange Gelegenheit schenken, das ihm bisher in so hohem Grade geschenkte Vertrauen auch zu verdienen. — Dies der Herzenswunsch des dankbar ergebenen Schatzmeisters Joh. Weismann.“ —

(6) Es liegen Einladungen vor zu folgenden Congressen:

1. von der Nieder-Lausitzer anthropologischen Gesellschaft am 8. und 9. Juli zu Forst,

2. von dem Amerikanisten-Congress am 3. bis 8. August zu Stockholm.
3. von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte am 24. bis 30. September in Wien (12. Abtheilung: Ethnologie und Anthropologie), womit eine wissenschaftliche Ausstellung verbunden sein wird. —

(7) Auf Vorschlag des Hrn. E. Krause wird eine anthropologische Excursion nach Belzig und Wiesenburg auf den 3. Juni beschlossen. —

(8) Hr. F. Stuhlmann berichtet in einem Schreiben an den Vorsitzenden aus Dar es Salam vom 5. April über seine

Thätigkeit in Deutsch-Ost-Africa.

„Von einer Reise durch Usaramo zurückgekehrt, warte ich hier die Regenzeit ab, um dann wieder auf die Wanderschaft zu gehen. Bis jetzt habe ich 53 Leute ausführlich nach Ihrem Schema gemessen, theils auch photographirt, ebenso liegen 31 Gesichtsmasken, 2 Rumpfmasken und etwa 10 Zahnabgüsse beider Kiefer vor. 11 Kisten mit ethnographischen, botanischen und zoologischen Sammlungen, sowie eine Menge Kartenmaterial gehen mit dieser Post ab.

„Das Messen geht nur recht langsam vor sich, da ich es nur in ein Paar freien Nachmittagsstunden betreiben kann und während der Reise die kartographischen Arbeiten mir überhaupt keine Zeit dazu lassen. Mit der Zeit werden es aber wohl hoffentlich mehr werden. Ein Anthropologe könnte hier ein Riesenmaterial bekommen, da Soldaten aller Stämme, aus dem Sudan, Abessinien, Somaliland, Ost-Africa bis tief hinein in den Kongostaat und aus den Sululändern einfach kommandirt werden können. Ich habe hauptsächlich Nuba, Bornu, Bayaui aus dem Bahr el Gasal, Waganda, Wanyamwesi und Sulu. Chefarzt Dr. Becker hat redlich dabei geholfen und mir einen Mann zum Schreiben zur Verfügung gestellt.

„Hier setze ich Alles in Bewegung, damit wir ein dauerndes Institut zur Kartographirung und zu wissenschaftlich-wirthschaftlichen Studien bekommen. Hauptsächlich schweben mir ein botanischer Versuchsgarten, die dauernde Einrichtung der jetzigen wissenschaftlichen Kilimandjaro-Station vor, die aber alle 2 Jahre irgend wo anders thätig sein müsste, endlich auch Forstversuche. Der Gouverneur hat sehr viel Sinn für so etwas, aber woher soll das Geld kommen? Es werden zwar schon jetzt viele Gelder für solche Zwecke ausgegeben, aber was fehlt, ist eine Einheitlichkeit des Ganzen. Eine wirthschaftlich-wissenschaftliche Erschliessung ist sehr wünschenswerth.

„Prähistorisches habe ich noch nicht bekommen, ausser einem Scherbenlager im Laterit auf einem Hügel in der Kingani-Ebene, etwa ½ *m* unter der Oberfläche. Ich habe extra deswegen an den Eisenbahn-Direktor geschrieben, bei den Erdarbeiten genau aufpassen zu lassen. Die hiesigen Brunnenarbeiten, bei denen ich leider nicht gegenwärtig war, haben angeblich nichts ergeben. Sowie eine Station am Tanganika eingerichtet wird, werde ich jedenfalls auf die Fundstelle von durchbohrten Steinen am Südende des Sees aufmerksam machen. Es wäre doch zu wichtig, hier Aehnliches zu finden, wie in Natal, der Capstadt u. s. w."

Der Vorsitzende spricht die Hoffnung aus, dass Seitens der Reichs-Regierung die von dem Reisenden geäusserten Gedanken Berücksichtigung finden werden. Es scheine ja auch, dass Seitens der Privaten nunmehr eine ausgiebigere Thätigkeit in Ost-Africa werde entfaltet werden. Eben liege der Prospekt der Usam-

bara-Kaffeebau-Gesellschaft vor, welche beabsichtige, Grundbesitz zu erwerben, Land- und Plantagen-Wirthschaft, aber auch gewerbliche Unternehmungen und Handelsgeschäfte, welche damit in Verbindung stehen, zu betreiben. Dieselbe hat eine erste Plantage, Búloa genannt, angelegt, mit welcher eine landwirthschaftliche Versuchs-Station verbunden werden soll.

Auch haben sich ein Paar junge Aerzte aus unserer Nähe der von Dr. Hertzka in Wien veranstalteten Freiland-Expedition nach dem Kenia angeschlossen. Einer derselben, Dr. E. Fr. Kretschmer, bisher auf der Herrschaft Dzialyn bei Gnesen thätig, beabsichtigt, speciell anthropologische und zoologische Studien zu treiben. —

(9) Hr. O. Schötensack berichtet, d. d. Heidelberg, 12. Mai,

über das Vorkommen von Jadeit in Ober-Burma,

nach einer ihm von Hrn. Dr. F. Noetling in Calcutta zugegangenen Note on the occurrence of Jadeite in Upper Burma (From the Records, Geological Survey of India, Vol. XXVI, Pt. I, 1893).

Dr. Noetling, der Paläontologe an der genannten Landes-Anstalt ist, hatte Gelegenheit, die Fundstätte von Jadeit in Burma aufzusuchen, und macht darüber folgende Mittheilung:

Jadeit wird in Burma gewonnen

1. in Steinbrüchen bei dem Dorfe Tawmaw (25° 44′ N., 96° 14′ O.),
2. in den Alluvionen des Flusses Uru auf einem zwischen Tawmaw und Sanka sich hinziehenden, 15—20 Meilen langen Gebiete.

Die Steinbrüche sind erst seit 15 Jahren in Betrieb, während die Alluvialbildungen schon seit langer Zeit ausgebeutet werden. Man kann das Bergwerk bequem von Sanka aus besuchen, das mit Kamaing durch gute Wege verbunden ist, während letzteres von Mogoung aus auf dem Wasser zu erreichen ist.

Laut der dem Berichte beigegebenen geologischen Karte von Ober-Burma sind auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete, soweit die mit Buschwerk dicht bewachsene Gegend eine Kartirung zulässt, ausser quartären und tertiären Bildungen. silurischer (?) Kalkstein, metamorphische Schiefer, Granit, sodann aber auch jüngere Eruptivgesteine vertreten. Letztere haben ein dunkles, serpentinartiges Aussehen und umschliessen den Jadeit, der meist von blendend weisser Farbe ist. Eine genaue petrographische Bestimmung des dunkeln Gesteines steht noch aus.

Der Verfasser berichtet sodann über die primitive Art und Weise der Gewinnung des Steines. Man erhitzt nehmlich die Felsen durch Feuer; der Temperaturwechsel der Nacht genügt dann, um den Stein zu sprengen. Die Steinbrüche, ebenso wie das Uru-Thal, sind im Besitze des Tsawbwa, der auf alle zur Ausfuhr gelangenden Steine eine Gebühr erheben lässt. Seine Beamten haben im Uebrigen nur den sich zur selbständigen Arbeit meldenden Leuten die betreffenden Stellen zuzuweisen. In der trockenen Jahreszeit sind hier durchschnittlich 700 Arbeiter thätig.

Zum Schlusse wird noch darauf hingewiesen, dass der Jadeit, für den in Burma, sowie in China, der Name Kyouktsein gebräuchlich ist, in diesen Ländern noch einen sehr hohen Werth hat, so dass kleine Stücke, die besondere Schönheiten aufweisen, zu Siegelringen verarbeitet, oft 400—500 Rupien lösen. —

(10) Hr. Schötensack theilt aus einem Briefe des Hrn. Fritz Noetling aus Calcutta, 24. Februar, Folgendes mit

über prähistorische Funde in Hinterindien.

„In dieser Beziehung kann ich wenig aussagen, da die bisher von mir bereisten Gegenden, hauptsächlich Burma, mit ganz wenigen, sehr seltenen Ausnahmen, aller prähistorischen Funde baar sind. Bis jetzt ist es mir nur geglückt, einige wenige Steinbeile im Gebiete des oberen Chindwin aufzufinden, allein ich höre, dass dieselben weiter nach Süden im Gebiet der Arrakau Yoma, bei Sandoway, häufiger gefunden werden. Die auffallende Seltenheit prähistorischer Alterthümer in Burma ist für mich ein Räthsel, das ich bis jetzt noch nicht lösen konnte. Auch sonst scheinen prähistorische Alterthümer mit Ausnahme von Peninsular India recht selten zu sein. So habe ich z. B. trotz eifriger Forschungen in der Salt range auch nicht eine Spur von solchen Funden entdecken können.

„Es dürfte Sie wohl interessiren, dass in Bhera, einem grösseren Orte nahe dem Flusse Ihelum, im Shahpur-District, Punjab, eine Industrie existirt, welche von Kabul aus importirten Nephrit(?) zu Messergriffen, Dosen u. s. w. verarbeitet. Ich werde Ihnen einmal gelegentlich eine Probe desselben zusenden." —

Der Vorsitzende erinnert an den Reichthum von Steingeräthen, welche das Museum für Völkerkunde durch Mr. Vaughan Stevens aus Malacca erhalten hat. Darnach dürfte wohl zu erwarten sein, dass auch die nördlicheren Länder der hinterindischen Welt noch manchen Schatz ähnlicher Art bergen. —

(11) Hr. Max Ohnefalsch-Richter hat dem Vorsitzenden aus Dali, 23. April, folgenden Bericht zugesendet über seine

Ausgrabungen auf Cypern.

Vierzehn Tage höchst erfolgreicher Ausgräberarbeit liegen hinter uns. Meine Frau und ich haben tüchtig arbeiten müssen, des vom ersten Tage an förmlich herausquellenden Materials Herr zu werden.

Es freut mich ausserordentlich, dass die Erfolge auf osteologischem und anthropologischem Gebiete nicht die geringsten sind.

In einem Gräberfelde nordwestlich vor der Stadt wies ich eine bisher noch nie auf Cypern beobachtete ziemlich rohe Bestattungsweise nach. Die Leichname wurden nicht verbrannt, sondern entweder ganz und ausgestreckt ohne Benutzung von Holz- oder Steinsärgen beigesetzt, oder zerstückelt, theilweise das Fleisch abgeschält und die Knochen mit gewissen Fleischtheilen in Krügen beigesetzt.

Die übersendeten Photographien illustriren die beschriebene, höchst barbarische Sitte der Bestattung am besten. Ich greife die Beispiele aus zwei Gräbern heraus: Grab 18 und Grab 23. Photographie 1 zeigt den Hauptgrabinhalt, bestehend in 6 gut erhaltenen Gefässen. In dem grössten der Gefässe, von 46 cm Höhe, das so glücklich brach, den Inhalt zu zeigen, waren die Gebeine eines Menschen bestattet, darunter auch der Schädel. Die Knochen zeigen keine Spur von Leichenbrand. Das Grab, welches noch ein rohes, konisches Siegel enthielt, gehört in die Zeit von 600—1000 v. Chr.

Photographie 2 zeigt einen Theil der Beigaben des Grabes 23, das ungefähr in dieselbe Zeit fällt. Es enthielt zwei alte Glasperlen der betreffenden Epoche, die weiterhin durch eine alte Fibel u. s. w. ziemlich sicher bestimmt ist.

Ich lege Ihnen in Photographie 2 Abbildungen von 4 der besser erhaltenen Gefässe dieses Grabes vor. Auf der kleinsten Vase erkennen Sie mit der Lupe das Hakenkreuz, was an cyprischen Alterthümern wiederum nur in der Zeit von 550—1000 v. Chr. auftritt.

Auf Photographie 3 stellte ich die Gefässe zusammen, die der Bestattung dienten. Links das gut erhaltene Gefäss von 35 *cm* Höhe enthielt nur einen Menschenschädel, der, bis auf eine kleine Bruchstelle oben auf der Schädeldecke, gut erhalten ist. Ich hoffe, den Schädel zu retten.

In dem zweiten Gefässe, das in der Mitte wiederum höchst glücklich in zwei grosse Stücke zerbrach, waren die Knochenreste eines ganzen Menschen bestattet. Ich habe das eine Stück der Vase von aussen, das andere von innen abgebildet, so dass man deutlich sieht, wie Theile der Rückenwirbel, des Beckens und der Oberschenkel-Knochen neben einander liegen; aber auch der zerbrochene Schädel ist mit darunter.

Diese Bestattungsweise habe ich auf Cypern nie beobachtet. Nur erinnere ich mich in einem Falle, in einem Grabe der Bronzezeit zu Hagia Paraskevi, einen etwas ähnlichen Gebrauch nachgewiesen zu haben, den ich in meinem Werke „Kypros, die Bibel und Homer“, Bd. I und II, Taf. 173, Nr. 22, beschrieben und dargestellt habe. Es waren mehrere Leichen zertheilt, die Köpfe links, die Extremitäten rechts geworfen und die Mitteltheile der Körper in der Mitte des Grabes selbst verbrannt worden.

Nachdem ich über 50 Gräber, davon 27 mit besseren Funden, am Nordwestrande geöffnet hatte, wandte ich mich zum Nordostrande der Stadt Idalion und stach unter dem östlichen Akropolishügel ein. Hier stiess ich auf etwas jüngere Gräber des 7. und 6. Jahrhunderts. Das 6. Jahrhundert war besonders deutlich ausgeprägt, was durch entsprechenden attischen Vasenimport zur besonderen Geltung kam.

An Schädeln vermochte ich bis jetzt 7 zu retten, 2 sind in guter Erhaltung, 1 ist leidlich und 4 sind minder gut erhalten. In einem Falle war über dem Menschen ein grosses Thier bestattet, von welchem ich die Knochen und Zähne gesammelt habe.

Die Strohkapseln und die Kiste, die Sie mir eigens für die bessere Erhaltung übergaben, haben sich bereits vortrefflich bewährt. Auch werde ich die Schädel in Leimlösung tauchen und, wenn nöthig, in der von Hrn. Prof. Dr. Schweinfurth angewendeten Weise mit Pflanzenpapier bekleben.

Ich hoffe, für Sie eine kleine, interessante Schädelsammlung anzulegen, die dadurch an Werth gewinnt, dass jeder Schädel mehr oder weniger genau durch die Beigaben zu datiren ist. Das Terrain, die Bodenart und Wasserverhältnisse begünstigten die gute Erhaltung der menschlichen Gebeine. In derselben Gegend grub Cesnola, oder die Bauern auf ihre Rechnung für Cesnola. Was mag an Schädelmaterial damals verloren gegangen sein, was zu erhalten wir uns heute die grösste Mühe geben! —

(12) Hr. R. v. Weinzierl in Prag übersendet unter dem 5. Mai eine Abhandlung über eine

neolithische Ansiedelung der Uebergangszeit bei Lobositz a. Elbe.

Dieselbe wird im Text der Zeitschrift erscheinen. —

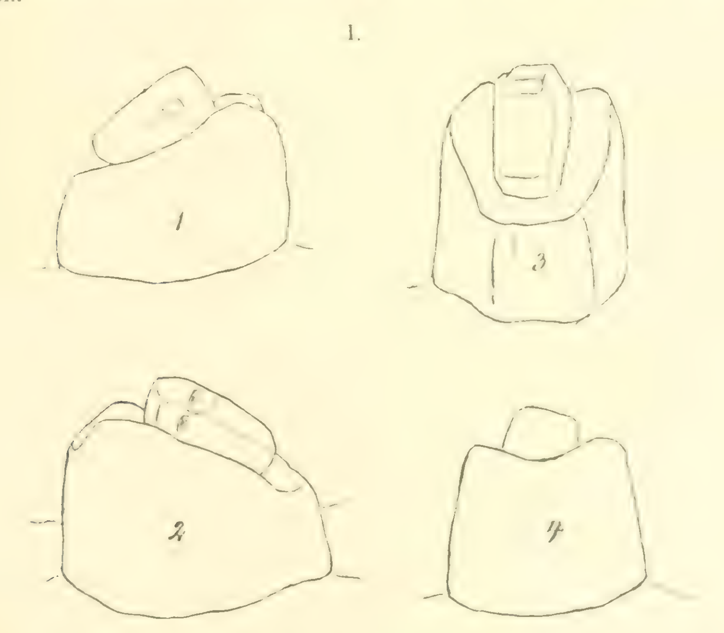
(13) Hr. W. v. Schulenburg in Charlottenburg übersendet Mittheilungen über

Stein-Alterthümer in Ober-Bayern.

1. Der Teufels- oder Heirathsstein am Hintersee.

Drei Stunden westlich von Berchtesgaden in Ober-Bayern liegt der Hintersee. Geht man vom Gasthaus Hintersee-Auzinger eine halbe Stunde die Landstrasse nach dem Hirschbiehl aufwärts, gegen die österreichische Grenze zu, so sieht man da, wo die wilden „Mühlsturzhörner" sich zeigen, links vom Wege eine Rasthütte und rechts vom Wege, hart an demselben, einen grösseren Stein, rings umgeben von Wald. Dem Anschein nach von Nagelfluh, ist er oben flach muldenförmig ausgehöhlt und erinnert auf den ersten Blick etwas an die zahlreichen in Nord-Deutschland aufgefundenen, auch muldenförmig ausgehöhlten sogenannten Mahl- oder Mühlsteine vorgeschichtlicher Zeit. In der Mulde des grösseren liegt ein anderer kleinerer, härterer Stein, scheinbar aus sog. wildem Marmor (Hallstatter Kalk?) bestehend, wie er dort in der Gegend vorkommt. Es beträgt ungefähr beim „grossen" Stein die Höhe 55 *cm*, die Länge (am Boden gemessen) 83 *cm*, die Breite (oben) 56 *cm*; beim „kleinen" Stein die Höhe 23 *cm*, die Länge 42 *cm*, die Breite 26 *cm*. Der kleinere Stein zeigt auf allen vier Seiten künstlich eingearbeitete Vertiefungen, und zwar zwei breitere (etwa 15 *cm* lang) auf den beiden Breitseiten, und zwei schmalere (etwa 6 oder 7 *cm* lang) auf den schmalen Seiten. Ausserdem ist er am unteren, schmaler zugehenden Ende mehr geglättet, als am oberen, breiteren; vielleicht, dass dies durch Reiben oder Aufstossen in der Mulde des grösseren entstanden ist. Es zeigt in flüchtigen Umrissen Fig. 1 den Stein von der Strasse aus gesehen, Fig. 2 vom Walde, Fig. 3 von vorn, Fig. 4 von hinten.

1.



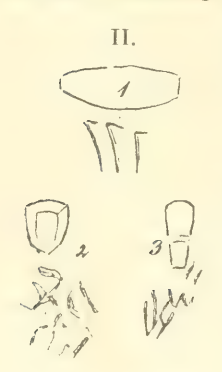
Dieser Stein, mir im Laufe mehrerer Jahre näher bekannt geworden, ist bei den jüngeren Leuten unter den eingesessenen Bergbewohnern dort, soviel ich wenigstens erfahren habe, ebenso wie bei allen Fremden, die sich längere Zeit

am Hintersee aufhalten, bekannt unter dem Namen Heirathsstein. Die Alten dagegen, wie man mir bei meinen Nachforschungen berichtet hat, wussten von diesem Namen nichts.

Unter den jüngeren Leuten dort wird allgemein gesagt: „wer den kleineren Stein mit freien Händen“ (d. h. die Arme frei in der Luft und nicht gegen den Leib gedrückt) „dreimal um den grossen Stein herumträgt, der heirathet“; oder „heirathet in zwei Jahren“.

In der Ramsau (zwischen Hintersee und Berchtesgaden) hörte ich: „wer den kleinen Stein neunmal herumträgt, der ist von Sünden frei.“ Ganz vereinzelt hiess es: „wer den Stein hebt, der lebt noch 40 Jahre“, und: „wer ihn dreimal herumträgt, der ist sicher vor plötzlichem Tode.“ Wenn nun auch der kleine Stein nicht so schwer sein mag, wie jener Stein, den, nach dem Nibelungenliede, Brunhilde ihre Heiraths-Freier werfen liess, so ist er immerhin freihändig nicht leicht zu tragen. Denn sein Gewicht wird meist auf mehr als 50 Pfund (25 *kg*) geschätzt, von Manchen auf 50—60 Pfund. Es ist thatsächlich Brauch, dass ihn junge Männer herumtragen. Auch von einzelnen starken Mädchen wird es berichtet. Dabei greift man mit den Fingern in die erwähnten Vertiefungen und trägt ihn so in der Schwebe; so wenigstens habe ich gehört.

Der älteste Ueberlebende am Hintersee, der Kainzierl-Bauer Gschossmann, berichtete mir dagegen: „Man sagte früher, wer den kleinen Stein siebenmal um den grossen herumträgt, erhält Vergebung der Sünden.“ Auch waren früher, nach eben demselben, vor etwa 40 Jahren, noch „Figuren“ an dem kleinen Stein ausgehauen zu sehen, auf jeder Seite eine, und zwar befanden sie sich in den Vertiefungen, die früher länger gewesen wären. Eine war ein Crucifix, deutlich zu sehen. Auf der anderen Seite war eine Figur wie ein Wappen. Mit Ausnahme des Crucifix, habe die anderen Figuren damals niemand gekannt. Ich habe daraufhin mir wiederholentlich den kleinen Stein genauer angesehen und mir wollte es allerdings auch scheinen, als wären noch gewisse künstliche Einschnitte zu sehen, und zwar auf drei Seiten. Auf der einen Breitseite erschienen sie mir etwa wie Fig. II. 1 zeigt, auf den anderen wie Fig. II. 2 u. 3. Doch sah ich sie jedesmal anders, es mag also Täuschung dabei sein.



Die „ganz Alten“ aber in den Bergen am Hintersee haben die „Sage“ (Rede) gehabt, dass bis zu diesem Stein früher der Hintersee sich ausgedehnt habe. Vormals, noch im vorigen Jahrhundert angeblich, hatten die Kainzierl's, wohnhaft am Hintersee, auf den Leiten nach der Reitalm zu, eine Wiese, die in der Gegend des Steins gelegen war, links von der Strasse, doch mehr abwärts nach dem Gasthause Hintersee zu. Noch jetzt ist dort ein Riegel zu sehen (eine gewisse Erhebung), sandig, steinig, mit Gras bewachsen. Der Kainzierl-Bauer erhielt dann von der „Forst“ ein Stück Wald, an seiner Besitzung gelegen, das er zu Wiese machte. Der Kainzierl-Bauernhof wurde, nach einer von mir eben daselbst aufgefundenen und zuerst gelesenen deutschen Urkunde vom Jahre 1389, damals als Gotteshauslehen vom Probst zu Berchtesgaden an einen Christan Colter verkauft. Im 17. Jahrhundert kam er an die Gschossmann, die nach in Wien angefertigten, vermuthlich ausgedachten Wappen und Familien-Urkunde aus Pommern stammen sollen. Die Urkunde von 1389 giebt in den Zahlworten die heutige, unveränderte Sprechweise jener Gegend wieder. Nach

derselben, soweit ich zu urtheilen vermag, heisst der See ursprünglich Forhensee, nicht Hintersee, wie jetzt.

Wie noch jetzt der Augenschein lehrt, hat der Hintersee sich einst viel weiter südwestlich, in der Richtung nach dem Gasthaus Hintersee, ausgedehnt, aber mit der Zeit ist er durch die Ache, die vom Hirschbichl (Hirschbühel) herunterfliesst, zugeschlemmt worden, ebenso wie auch wohl durch das unmittelbar vom Gebirge kommende Geröll.

Nach dem Zeugniss der Alten war der grosse Stein, „der Stock", früher höher, und die Mulde nicht so tief ausgehöhlt, wie jetzt. Aber weil die Wallfahrer, die alle Jahre hier zahlreich vorbeiziehen nach Kirchenthal, wo eine berühmte Wallfahrts-Kirche ist (jenseits des Hirschbichl, in Oesterreich), auch den kleinen Stein herumtragen, und er dabei, weil er so schwer ist, in dem grossen viel hin und her geschoben wird, so ist der Stock im Laufe der Zeit oben mehr abgestossen und immer tiefer geworden.

Noch jetzt liegt in der Nähe des Stocks am Erdboden ein zweiter kleiner Stein, der zeitweise herumgetragen worden ist, weil der ursprüngliche, oben erwähnte Tragstein, wie ich ihn nennen will, eine Zeit lang „weggewesen" ist; er ist dann aber wiedergekommen. Noch zu meiner Zeit hörte ich jemand sagen, der lange nicht da an der Strasse gewesen: „Sie sagen, der kleine Stein soll weg sein." Es erinnert das, vielleicht nur im Wortlaut, an gewisse Heiligthümer in Bayern, die auch verschwanden und wiederkamen. Diesen Ersatzstein sollen Maurer etwas zugehauen haben, damit er sich bequemer trägt. Früher stand der grosse Stein näher an der Strasse, als jetzt. Beim Strassenbau hat man ihn aber ein klein wenig weiter nach rechts gesetzt, so wie er jetzt steht.

In weiterer Entfernung vom Hintersee, in der Gegend von Berchtesgaden, fand ich, dass der Name Heirathsstein für den Stein nicht bekannt war, wohl aber sagten solche, die an Wallfahrten nach Kirchenthal theilgenommen: „Wenn man den Stein dreimal herumgetragen hat, ist es so gut, als wenn man schon nach Kirchenthal war," also so viel, als hätte man die Wallfahrt gemacht. Auch sagten mir Wallfahrer: der Stein heisse Teufelsstein.

Wegen der verschiedenen Beziehungen, die sich in Hinsicht auf den Stein erweisen lassen dürften, verweise ich auf die vielen Mittheilungen bei: Panzer, Bayerische Sagen, München, I, 1848; II, 1855; Sepp, Altbayerischer Sagenschatz, München 1876; Die Religion der alten Deutschen. München 1890; Denkwürdigkeiten aus dem Isarwinkel. München 1892.

Nur hebe ich hervor, dass der kleine Stein (der Tragstein) dieselbe Bedeutung hat, wie der Würdinger, Lienel, Raunagl u. A., die sich, früher namentlich, bei Kirchen des heiligen Leonhard vorfanden und ähnlich gehoben und getragen wurden. In dem reichhaltigen National-Museum zu München, das nicht seines Gleichen in Deutschland hat, ist, beiläufig bemerkt, ein Würdinger[1] aus Eisen, „Leonhards-Klotz" zu sehen, „Torso eines Ritters". Er soll 280 Pfund schwer sein. Der Rüstung nach zu urtheilen, könnte er vielleicht dem 16. Jahrhundert angehören.

Noch Panzer (I, S. 9) gedenkt am Fusse des Hirschbüchels bei Hintersee gelegener Felsenhöhlen, genannt Frauenlöcher, in denen vor Zeiten drei wilde Frauen gehaust. Entweder ist mir davon nichts bekannt geworden, oder die

1) Zur Vermehrung der bez. Nachrichten bemerke ich, dass nach seiner mir gemachten Angabe der Unterbeamte Hr. Strecker einen „Wirtinger" sah in einem Dorfe bei Passau im Jahre 1888.

Ueberlieferung ist inzwischen erloschen. Diese drei Frauen sind die Schicksals-Frauen oder Nornen, die also auch in hiesiger Gegend Bedeutung hatten. Dagegen ist noch heute sehr verborgen die denkwürdige St. Magdalenen-Capelle in einer Felsenkluft hoch oben am Wartstein, einem nach dieser Seite schroff abfallenden Berge am Hintersee, der berühmt ist durch seine Fernsicht, namentlich über das Thal von Ramsau bis an den hohen Göll. Von dieser Felscapelle heisst es (im Führer durch das Berchtesgadener Ländchen, 1893): „Der Sage nach einst geheimer Versammlungsort der Protestanten von Ramsau." Jedenfalls hat die Felsenhöhle an dieser Stelle schon im Alterthum Bedeutung gehabt. —

2. Der Heirathsstein am Königssee.

Der Name Heirathsstein für jenen Stein am Hintersee scheint also erst neueren Herkommens und nicht allgemein verbreitet. Dagegen ist in der Gegend von Berchtesgaden ein anderer Heirathsstein sehr wohl bekannt. Am Königssee und zwar in der Saugasse, einem Pfade, der hinaufführt nach dem steinernen Meer, befindet sich eine kleine Vertiefung (wie ein Teller so gross?), etwa 40 bis 60 Fuss (20 *m*) hoch im Felsen. Wer da von unten, von der Saugasse aus, mit einem Stein hineintrifft, der heirathet noch. Daher der Name Heirathsstein. Das ist noch dort Brauch. Als ich selbst gelegentlich am Königssee neben einem jungen Ehepaar sass, erzählte der Mann, dass er im vorigen Jahre einen Stein hineingeworfen und dass es eingetroffen, denn er habe geheirathet. Von diesem Stein haben mir Leute am Königssee berichtet. Ich selbst habe ihn nicht gesehen, da ich durch eine Verletzung in den Bergen im vorigen Jahre verhindert war hinaufzusteigen. —

3. Das Teufelsloch am Hintersee.

Wirft man, beim sogen. Heirathsstein des Hintersees stehend, etwa gen Nordwesten den Blick aufwärts gegen die Felsenwand des Teufelskopfes, so erblickt man das Teufelsloch. Ueber seine Entstehung geht eine Sage, die mit Abweichungen erzählt wird. Immer spielt darin der Teufel und ein Schuh die Hauptrolle. Die scheinbar älteste Fassung ist folgende: Der Deixel oder Tuifel hat mit einem Schuster eine Wette gemacht, wer zuerst einen Schuh fertig hätte. Wenn der Schuster verspielte, gehörte er dem Teufel an. Sie setzten sich dann auf das schräge (Holzschindel-) Dach der erwähnten Rasthütte (gegenüber dem Heiraths- oder „Teufelsstein"), das hatte der Schuster so vorgeschlagen. Früher hat man die Schuhe genäht mit Draht (d. h. Hanffaden mit Pech bestrichen), nicht genagelt mit Holznägeln. Der Teufel hatte nicht die Uebung, wie der Schuster. Wenn der den Draht zog beim Stichemachen, nahm er die Ahle zwischen die Zähne oder steckte sie in die Tasche. Der Teufel hat sie immer aus der Hand legen müssen, dann fiel sie vom Dach auf die Erde, und er musste herunter und immer wieder aufhüpfen. So wurde der Schuster eher fertig. Dann hat der Teufel voll Aerger den Schuh so gegen die Wand (des Teufelskopf) geworfen, dass das Loch geworden ist, und das hat die Form vom Schuh (III. Fig. 2). Der Schuh flog durch die Felswand durch und auf der anderen Seite nieder. Eine Senderin, die gerade, auf der anderen Seite, von der Halsalm (gelegen am Fusse des Teufelskopfes) herunterkam, trat in den Schuh und hat dabei die Halsgrube ausgetreten, einen weit ausgedehnten, eigenartigen Bergkessel an Felswänden. Nach einigen Berichten kam der Teufel vom Hirschbühel und warf seine Stiefelette, weil sie ihn drückte, gegen den Teufelskopf. Es ist hier also vom Schuh des Teufels oder seines Vorgängers im Alterthum ein Loch im Felsen, und vom Tritt

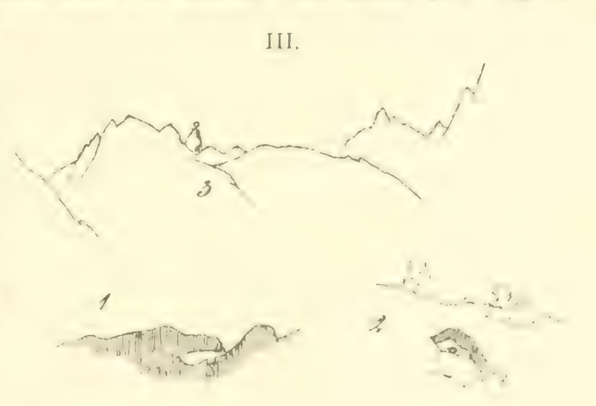
mit demselben ein Bergkessel, ähnlich wie z. B. die Fussstapfe auf dem für heilig gehaltenen Adamspik auf Ceylon, in der die Buddhisten eine Fussspur des Buddha, die Mohammedaner eine solche des Adam sehen. —

4. Das Drachenloch bei Berchtesgaden.

Aehnlich sieht das Drachenloch am Unterberg bei Berchtesgaden aus. Die Bewohner dort sagen, es sähe so aus, als wenn der Drache die Lippen aufmacht. Durch das Drachenloch ist der Lindwurm mit einer gewissen Kochin durchgefahren (III. Fig. 1).

5. Die versteinerte Senderin auf dem Saurücken.

Wenig bekannt, wie es scheint selbst in den Bergen, ist die versteinerte Senderin auf dem Saruck (wenn ich recht unterrichtet bin: einem Ausläufer der Reitalm oder Reuteralpe), südwestlich vom Hintersee. Wenn man vom erwähnten sogen. Heirathsstein die Strasse nach dem Hirschbühel hinaufgeht, kommt man an eine Holzstube. Dann weiter ist ein Kaser (Sennhütte), gleich rechts im Walde. Dann kommt man an eine Brücke. Auf der Brücke stehend, muss man rechts hinaufsehen und oben die ausgezackte Kante des Bergkammes (des Bergrückens) verfolgen. Dann sieht man schliesslich sehr deutlich ihre Gestalt (III. Fig. 3). Unten ist sie dick, oben ein Kopf; ein grosser Stein und darauf ein kleiner; vielleicht sind weichere Theile ausgelaugt oder verwittert. „Es sieht gerade so aus, als wenn eine Senderin dastände.“ Ob man sich ihr nähern kann, ist mir nicht bekannt geworden. Ihre Versteinerung ist aus demselben Grunde erfolgt, wie bei den Sennerinnen auf der Kneufelspitze. —



6. Die versteinerten Senderinnen bei Berchtesgaden.

Wenn man bei Berchtesgaden an der Strasse nach Salzburg auf der Freimannsbrücke steht, so sieht man oben auf der Kante der „Kneiferspitz“ (Kneufelspitze) nahe bei einander zwei Steinblöcke, einen grösseren, einer stehenden menschlichen Gestalt ähnlich, und einen kleineren. Man erzählt im Volke dort: „während sie wandelten (d. h. während der Wandlung in der heiligen Messe) und man läutete, hat sich die eine von zwei Senderinnen die Haare gekämmt. Die andere hat gesagt: „Jetzt thuns wandeln.“ und die erste: „Wandelt hin, wandelt her, meine Läuse gelten mer (mir).“ Zur Strafe sind sie in Stein verwandelt worden. Nach anderen sind es drei Sennerinnen. Mir sind nahe bei einander nur zwei aufgefallen.

Dieselbe Sage wird von der Sennerin auf dem Kamm des Saurücken erzählt. Nach einigen sagte sie: „Mein Kamm, der gehört mer.“

7. Das Tabakmandl im Wimbachthal.

Tabäckmandl heisst nach Angabe des Bergführers Gruber, am Hintersee wohnhaft, eine Felsspitze im Wimbachthal, weiter oberhalb der bekannten Wim-

bachklamm. Nach einer anderen mir gemachten vereinzelten Mittheilung sollte das Tabakmandl südlich vom Hirschbühel, im Oesterreichischen, stehen und zu sehen sein von Kammerlingalm nach Kaltbrunn zu. —

8. Der Kraxeltrager am Kammerlinghorn.

Kraxeltrager heisst ein eigenthümlich geformter Stein, an dem man vorbeikommt auf dem Pfade, der von Kammerlingalm hinaufführt nach dem Kammerlinghorn (in der Nähe des Hirschbühel auf österreichischer Seite), weil er so aussieht, als ginge jemand unter der Kraxel gebückt. Mit der Kraxel, einem Holzgestell, tragen Männer allerhand Sachen auf dem Rücken. —

9. Der todte Mann. Todtes Weib. Hundstod.

Nördlich von Ramsau bei Berchtesgaden liegt ein Berg, der Todtemann, 1389 *m* hoch. Am Steinernen Meer (südlich vom Königssee), hoch im Gebirge, ist das Todte Weib; südlich vom Watzmann der Hundstod. Als Norddeutscher denkt man bei diesen Namen zunächst an die bei uns östlich der Elbe in der Vorzeit und Neuzeit üblichen Leichenhügel von Reisig oder Steinen, genannt todter Mann, auch todter Junge, unter Umständen jedenfalls auch todtes Weib. Unterm Volk in der Ramsau habe ich über den Ursprung jener Namen fast nichts erfahren. Vereinzelt wurde gesagt, dass in alter Zeit einer dort auf dem todten Mann begraben worden sei, d. h. also jemand, der dort plötzlich irgendwie verstorben. Denn die „Ahnern“ hätten gesagt, dass früher keine Kirchhöfe hier waren, und man hat die Leute begraben, wo sie gestorben. Noch jetzt sehe man an den Strassen die alten, steinernen Gedenksäulen, wo jemand begraben sei. Nicht weit vom Todtenmann ist die Mordau-Alm, die allerdings nach allgemeinem Zugeständniss von einem Morde so heisst.

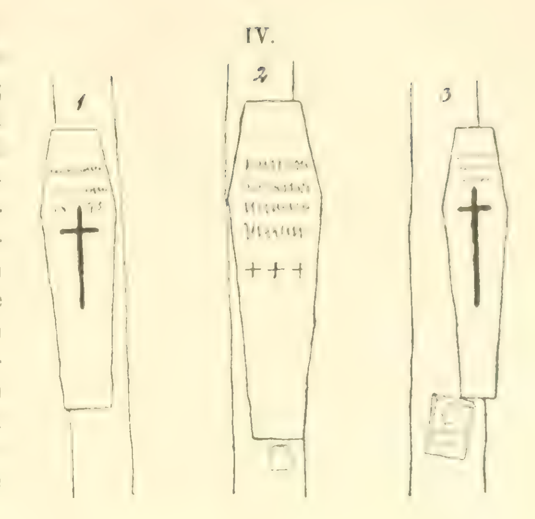
Auch über den Hundstod habe ich nichts erfahren. Ueber den Watzmann wussten alte Leute nur noch, dass ein stolzer (d. h. hochmüthiger) König war, der mit seinen sieben Kindern in den Wald auf die Jagd ritt, unterwegs einer alten Frau begegnete und sie aus Stolz niederritt. Dafür sind sie in Stein verwandelt. Der grosse Watzmann ist der König.

Nach Sepp (Sagenschatz, S. 354) erwürgten die Hunde den König, die Königin und die Kinder, und vom Hundstod (ebend., Religion, 214) heisst es, „weil diese von da sich herabstürzten“. Hinsichtlich der Ueberlieferung, dass bei einer grossen Fluth ein Menschenpaar sich auf den Watzmann gerettet (ebend., Sagenschatz, 353 f.), und anderweitig gelegentlich einer solchen Fluth aus Steinen Menschen wurden (wie sonst Menschen zu Steinen), und der „Dauben“ auf dem Watzmann (ebend., 704) bemerke ich, lediglich sachlich erweiternd, dass auch auf dem Hochkalter am Hintersee, oben im Gebirge, mehrere über einander gelegte Steine, die man so legt, damit sie als Merkzeichen dienen für die schwieriger zu findenden Pfade, Dauben heissen.

10. Leichenbretter am Hintersee.

Leichenbretter sind noch gebräuchlich in der Ramsau. Sie werden lediglich zum Gedächtniss der Todten, auch in Form alter Kriegsschilde, angefertigt, aus einem Brett und mit einer Inschrift und Kreuzen in schwarzer Farbe versehen. Man befestigt sie in einer gewissen Höhe da, wo sie leicht gesehen werden, d. h. wo Menschen vorbeikommen, an Bäumen. Doch sah ich auch welche an der Wand eines Nebengebäudes angebracht. Fig. 1, 2, 3 (IV.) zeigen Leichenbretter vom Hintersee, alle drei an Bäumen in der Nähe der „Antoni-Capelle“; Fig. 1

mit der Inschrift: Johann Weissbacher, gestorben 1875; Fig. 2: Theresia Landthaler von Hintersee; Fig. 3: Anna Grasling, gestorben 1. Februar 1873. Unter dem Schild (Fig. 2) ist noch ein kleines Muttergottesbild angebracht, allem Anschein nach in Frankreich hergestellt, trotz der „2000 Maler" in München, wie man denn französische Bilder, namentlich der Madonna von Lourdes, jetzt vielfach in Ober-Bayern in Wäldern oder an den Strassen sieht. Unter dem Schild (Fig. 3) ist ein Martertäfelchen befestigt für einen im Hintersee verunglückten Kunstmaler. —



(14) Hr. A. Nehring sendet folgende Mittheilung über

die angebliche Verwendung von Bären-Unterkiefern zum Zerschlagen von Knochen.

Unter Bezugnahme auf die Bemerkungen, welche unser verehrter Herr Vorsitzender auf S. 574 der Verhandlungen unserer Gesellschaft vom 16. December 1893 zu meiner Mittheilung vom 30. November 1893 hinzugefügt hat, erlaube ich mir zu der betreffenden Frage noch Folgendes zu bemerken:

Meine Ansicht stützt sich nicht etwa nur auf „die Erfahrung an einem recenten Bärenzahn", sondern auf sehr zahlreiche Erfahrungen, welche ich an recentem und fossilem Materiale gemacht habe. Die mir unterstellte Sammlung enthält 66 Bärenschädel, darunter 38 von starken russischen Bären; sie enthält etwa 1000 Schädel von hunde-artigen Raubthieren, viele Schädel von Löwen, Tigern, Leoparden u. s. w.[1]), so dass ich in der Lage bin, Beobachtungen und Erfahrungen über die Beschaffenheit und namentlich die Widerstandsfähigkeit der Eckzähne bei den Raubthieren in reichlichem Maasse zu sammeln. Ebenso habe ich zahlreiche Unterkiefer von Höhlenbären schon unter den Händen gehabt und besitze selbst einiges Material davon, so dass ich auch über die Eckzähne des Ursus spelaeus eigene Beobachtungen habe sammeln können.

Auf Grund meiner Erfahrungen kann ich nun nicht umhin, meinen in der obigen Mittheilung geäusserten Zweifel über die Verwendung der Unterkiefer des Ursus spelaeus zum Zerschlagen von Knochen aufrecht zu erhalten. Die Eckzähne der Raubthiere sind ausserordentlich spröde; jeder, der eine grössere Sammlung von Raubthier-Schädeln unter den Händen hat, wird mir bestätigen, dass erstere sehr leicht rissig werden, d. h. der Länge nach aufspalten, und dass sie stärkere Stösse oder Schläge nicht vertragen können. Dieses gilt ganz besonders auch von den Eckzähnen der Bären. Dass die Eckzähne des Höhlenbären im frischen Zustande eine andere Structur gehabt hätten, als die eines recenten, kräftigen Ursus arctos, muss ich nothgedrungen bezweifeln. Giebt es doch heute

1) Siehe den von mir herausgegebenen „Katalog der Säugethiere der Königl. Landwirthschaftlichen Hochschule", Berlin 1886, S. 19—40.

noch in Ost-Sibirien Exemplare des Ursus arctos, welche einem Ursus spelaeus an Grösse und Stärke des Schädels und des Gebisses wenig nachstehen. Die Eckzähne des Ursus spelaeus weichen in ihrer Bauart von denen eines kräftigen Ursus arctos der Jetztzeit nicht wesentlich ab; sie sind nur durchschnittlich dicker und grösser.

Freilich sagt Heuglin in seinen Beiträgen zur Fauna, Flora und Geologie von Spitzbergen und Novaja Semlja, Braunschweig 1874, S. 40 in einer Anmerkung Folgendes: „Nur die stärkeren Markknochen von Bären wurden in anderer Weise behandelt, um sie ihres Inhalts entledigen zu können. Der Höhlenmensch bediente sich zum Anhauen derselben des Unterkiefers eines Bären, an welchem er bloss den mächtigen und eisenfesten Eckzahn stehen liess. Auch von dieser primitivsten Art von Hacke oder Beil, deren Zahnspitze genau in die damit geschlagenen Löcher passt, haben sich viele gute Stücke in dem Thon, der die Höhlen erfüllt, erhalten.“ Wenn man dieses liest, so sollte man meinen, die Sache wäre über jeden Zweifel erhaben; aber das ist sie durchaus nicht! Der „mächtige“ Eckzahn des Höhlenbären ist keineswegs „eisenfest“, und in die angeblich damit geschlagenen Löcher passt jedes Steininstrument von entsprechender Form ebenso gut hinein, wie jener Zahn.

Hr. R. Virchow sagt über diesen Punkt Folgendes: „Die Existenz zugerichteter Kiefer vom Höhlenbären ist jedoch, wie mir scheint, ein nicht schwacher Grund für die Annahme, dass es sich in Wirklichkeit um Schlagmarken handelt.“ Nach meiner unmaassgeblichen Ansicht beweist die Existenz zugerichteter Bärenkiefer nur, dass der sogen. Höhlenmensch ein Interesse daran hatte, die betr. Kiefer zu irgend einem Zwecke zuzurichten; als solchen Zweck betrachte ich die Benutzung des Kiefers als Waffe. Dagegen kann ich die Benutzung desselben zum Zerschlagen von Knochen nicht als richtig anerkennen, weil der Eckzahn dazu ungeeignet ist und beim ersten kräftigen Schlage zersplittern muss, wodurch das mühsam hergerichtete Werkzeug sofort zwecklos werden würde.

Ich stehe übrigens mit dieser Ansicht keineswegs allein da; ich habe vielmehr auf Grund meiner oben citirten Mittheilung mehrere beistimmende Zuschriften erhalten. Der bekannte Geologe und Höhlenforscher Dr. Struckmann in Hannover schrieb mir, dass er meine Ansicht vollständig theile. Hr. Hofrath Prof. Dr. K. Th. Liebe in Gera, welcher viele Erfahrungen auf diesem Gebiete hat, liess mir u. A. Folgendes mittheilen: „Was nun die Oeffnung der Röhrenknochen durch Bärenzähne anbetrifft, so habe ich das von vornherein für eine ganz unhaltbare Annahme erklärt . . . . . Mit dem Eckzahn sie aufzuschlagen, ist deshalb einfach unmöglich, weil der anatomische Bau des Eckzahns kein kegelförmiger, sondern ein bogiger ist, er also einem Schlage von unten, bezw. von oben keinen genügenden Widerstand entgegensetzen kann. Mit den Eckzähnen sind die Knochen sicher nicht geöffnet. Die Eckzähne der Raubthiere sind Haken zum Festhalten und Ziehen.“

Hr. Prof. Dr. Busch, der bekannte Direktor des odontologischen Instituts der hiesigen Universität, war so freundlich, mir auf meine Anfrage Folgendes mitzutheilen: „In meinem eigenen Urtheil über paläontologische Streitfragen bin ich sehr zurückhaltend . . . . Ich muss aber sagen, dass es auch mir sehr zweifelhaft erscheint, ob es möglich ist, mit dem Unterkiefer eines Höhlenbären unter Benutzung der Eckzahnspitze die Röhrenknochen eines Rindes aus einander zu spalten. Während des Lebens haben die Zähne ja vielfach noch einen hohen Grad von Elasticität. Sowie aber ein Zahn nach dem Tode ausgetrocknet ist, wird er immer sehr spröde, und ich glaube auch, dass, wenn man mit einer Unterkieferhälfte des

Hohlenbären einen kraftigen Schlag auf einen festen Knochen ausführt, der Eckzahn dabei unzweifelhaft zersplittern muss. Ich stimme daher Ihrer Ansicht vollkommen bei, dass das Aufspalten der langen Röhrenknochen zur Herausnahme des Markes nur mit Steinwerkzeugen ausgeführt sein kann."

Jedenfalls beweisen obige Anführungen, dass die von mir erhobenen Zweifel auch von manchen anderen Forschern, welche auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen gesammelt haben, durchaus getheilt werden. —

Hr. R. Virchow: Der von mir angeregte Unterschied zwischen einem frischen und einem alten, seit Jahrtausenden den Einwirkungen mannichfaltiger Aussen-einflüsse ausgesetzten Zahn stützen sich auf die täglich zu machende Erfahrung, dass Zähne jeder Art mit der Zeit brüchig werden und bei sehr geringer Gewalteinwirkung splittern, auch wenn sie noch nicht rissig erscheinen. Es hängt das mit dem zunehmenden Verlust der organischen Grundsubstanz zusammen. Ob man dies eine „Veränderung der Structur" nennen will, ist eine dialektische Frage, die von der Definition des Wortes „Structur" abhängt; jedenfalls ist es eine Veränderung der Zusammensetzung, wie sie ja auch schon während des Lebens vorkommen kann. Ebenso dialektisch ist die Frage, ob ein frischer Zahn ein recenter sein müsse; ich hatte den Gedanken, dass der Zahn eines Höhlenbären, als er noch frisch war, eine festere Zusammensetzung gehabt haben müsse, als ein solcher, der Jahrtausende hindurch in der Erde gelegen hat, vielleicht auch als der eines „recenten" Bären. Wenn Hr. Nehring dagegen die Vermuthung aufstellt, dass die fraglichen Löcher mit einem Stein hergestellt sein könnten, so spricht dagegen der Umstand, dass die Löcher, gleichviel ob sie an Knochen aus französischen oder belgischen oder deutschen Höhlen sich finden, stets eine gleiche Beschaffenheit, namentlich Form und Weite, haben, dass aber noch niemals in einer dieser Höhlen ein derartiger Stein, der doch besonders zubereitet sein müsste, gefunden ist. —

(15) Hr. Mies übersendet aus Cöln, 18. Mai, einen Bericht über

Maasse und anatomische Merkmale Havelberger Schädel nebst einem Vorschlage zu einem neuen Verfahren, den Schädel-Innenraum mit Wasser zu messen.

Hr. R. Virchow hatte die Güte, mir im Jahre 1891 die Messung einer Anzahl beim Strassenbau bei Havelberg gefundener Schädel anzuvertrauen, wofür ich demselben verbindlichst danke. Die Veröffentlichung meiner Messungsergebnisse und Aufzeichnungen habe ich so lange aufgeschoben, weil ich gehofft hatte, die Beschreibung der verschiedenen Ansichten eines jeden Schädels, zu der ich wegen meiner Abreise von Berlin nicht gekommen war, bei einem beabsichtigten Aufenthalte in der Reichshauptstadt nachholen zu können. Inzwischen ist es aber leider sehr unwahrscheinlich geworden, dass ich in der nächsten Zeit diesen Plan ausführen kann. In Folge dessen bedaure ich sehr, auf eine genaue Schilderung der Form der von sechs Richtungen aus betrachteten Schädel verzichten zu müssen.

In der übersichtlichen Zusammenstellung der Messungsergebnisse am Schlusse dieser Arbeit sind die Schädel nach ihrem Erhaltungszustande geordnet. Die sieben ersten Schädel sind vollständig erhalten. Doch zweifle ich daran, ob der bei Nr. 4 befindliche Unterkiefer diesem Schädel angehört. Setzt man nehmlich seine Gelenkköpfe in die Gelenkgruben der Schläfenbeine, so passen die Praemolaren und Molaren ziemlich gut aufeinander; dagegen stehen die Schneide- und

Eckzähne des Unterkiefers mindestens $1/2$ *cm* hinter denen des Oberkiefers zurück. Bei Nr. 8 und 9 fehlt der Unterkiefer. Nr. 10 und 11 sind Hirnkapseln ohne Gesichtsschädel, 12—14 Bruchstücke der Hirnkapsel, und unter Nr. 15 ist ein Ueberbleibsel von einem Gesichtsschädel aufgenommen worden.

Der Schädel Nr. 4 zeigt grüne Flecken auf dem Gaumenfortsatz des Oberkiefers und auf dem Unterkiefer, namentlich auf dessen Innenfläche. Sie rühren wohl von einer in den Mund gelegten Kupfermünze her. Auf dem rechten Warzenfortsatz des 6. Schädels hat ein aus demselben Metall verfertigter Schläfenring grüne Spuren hinterlassen. An diesem Schädel fällt ausserdem auf, dass das grosse Hinterhauptsloch gleichsam mit vier Buchten, die wahrscheinlich durch Pflanzenwurzeln herausgefressen wurden, in das Hinterhauptsbein eindringt. Auch der Schädel Nr. 11 zeigt an dieser Stelle zwei wohl auf dieselbe Weise entstandene Ausschnitte.

Die meisten, nehmlich zehn, dieser Schädel stammen von Personen, welche im kräftigen Lebensalter gestorben sind. Hierhin gehören die mit Nr. 1, 2 und 5—12 bezeichneten Schädel. Unter diesen befindet sich einer (Nr. 7), bei welchem daraus, dass die Weisheitszähne zwar durchgebrochen, aber noch nicht bis zur Höhe der Kaufläche der anderen Zähne vorgedrungen sind, geschlossen werden kann, dass sein Träger schon im Anfange des kräftigen Alters das Zeitliche gesegnet hat. Der Schädel Nr. 9 dagegen gehörte einem Manne an, der das Ende dieser Altersstufe erreicht zu haben scheint. Die unter Nr. 14 aufgeführten Bruchstücke, Schädeldach und Unterkiefer, deuten auf die frühe Kindheit. Mit der Nr. 4 ist ein jugendlicher Schädel versehen. Beim Schädel Nr. 3 ist die Spheno-basilar-Fuge noch offen. Die Weisheitszähne sind im Unterkiefer vorhanden, im Oberkiefer aber ausgefallen, und zwar rechts wohl nach dem Tode, links aber schon bei Lebzeiten, weil der Alveolarfortsatz an der letzteren Stelle theilweise geschwunden ist. Wir haben es also hier mit einem Schädel aus der Uebergangszeit von dem jugendlichen in das kräftige Alter zu thun. Nur ein Schädel (Nr. 13) gehörte einer im reifen Alter gestorbenen Person an.

Die sechs Schädel (Nr. 1, 2, 5, 7, 9 und 11) stammen von männlichen, die Schädel Nr. 3 und 6 sicher, Nr. 4, 8 und 10 wahrscheinlich (also im Ganzen fünf Stück) von weiblichen Personen. Die mit Nr. 12—15 bezeichneten Bruchstücke bieten keine genügenden Anhaltspunkte zur Bestimmung des Geschlechts.

Was die Maasse betrifft, so wählte ich diejenigen, welche Hr. R. Virchow anzugeben pflegt. Da ich glaube, dieselben ebenso, wie unser Altmeister, genommen zu haben, so werde ich bei der nun folgenden Besprechung der Maasse die Abnahme nur von denjenigen beschreiben, welche Hr. R. Virchow möglicher Weise nach einem anderen Verfahren bestimmt hat.

Den Inhalt der etwas gebrechlichen Schädel maass ich mittelst getrockneter grüner Felderbsen. Wider mein Erwarten war es nicht so leicht, diese Frucht mit dem von Hrn. Welcker[1]) gewünschten Durchmesser in der Reichshauptstadt aufzutreiben. Nachdem mir in einem Geschäft sogar runzelige Saaterbsen vorgelegt worden waren, erhielt ich, nach vergeblichem Nachfragen bei mehreren Colonialwaaren-Händlern, endlich die allein brauchbare Frucht mit glatter Oberfläche. Allein diese Erbsen hatten eine so verschiedene Grösse, dass ich eine bedeutende Menge und zwei Siebe hätte kaufen müssen, um drei Liter der von Hrn. Welcker empfohlenen Erbsen auszuscheiden, von welchen 100 Stück aneinander-

1) H. Welcker, Die Capacität und die 3 Hauptdurchmesser der Schädelkapsel bei verschiedenen Nationen. Archiv für Anthropologie, Bd. XVI, Heft 1 und 2.

gelegt, eine 495 *mm* lange Reihe bilden. Daher wählte ich 100 ziemlich gleich dicke Erbsen aus, deren Durchmesser zusammen eine Ausdehnung von annähernd ½ *m* hatten und fand nach langem Suchen einen Grosshändler, welcher die Gefälligkeit hatte, mir einige Liter Erbsen von der gewünschten Grösse zu liefern. In dem Museum für Völkerkunde, wo ich diese Messungen anstellte, konnte ich leider weder einen der für Capacitätsbestimmungen gewöhnlich verwendeten Cylinder von 2000 *ccm* Inhalt, noch den von Welcker empfohlenen Trichter mit einem oberen Durchmesser von 21 *cm* auftreiben. In Folge dessen musste ich mich mit einem nur 1000 *ccm* enthaltenden Cylinder und einem darauf passenden kleineren Trichter behelfen, welche Hr. v. Luschan mir gütigst zur Verfügung stellte. Mittelst dieser Instrumente bestimmte ich nun zunächst den Inhalt von Ranke's Bronzeschädel und erhielt sehr bald Zahlen, welche das bekannte Volumen dieses Schädels ganz oder fast genau angaben. Bei der hieran sich anschliessenden Inhaltsbestimmung der Slaven-Schädel glaube ich daher zu befriedigenden Ergebnissen gelangt zu sein. Auf welche Weise ich die Schädel mit Erbsen füllte, damit diese in den Schädeln ebenso dicht zusammenlagen wie im Messglase, setze ich nicht näher auseinander, weil Cylinder und Trichter kleiner waren, als diejenigen, welche man gewöhnlich zu diesem Zwecke braucht.

Dagegen möchte ich ein neues Verfahren zur Bestimmung des Schädel-Inhaltes beschreiben, über welches ich schon 1887 bei der Anthropologen-Versammlung in Nürnberg mit einigen Fachgenossen gesprochen habe. Vielleicht wird dasselbe von einem Craniologen für würdig befunden, einmal erprobt zu werden, was ich selbst noch nicht gethan habe, da ich über kein Laboratorium verfüge und meine Geldmittel auf andere Untersuchungen verwandt habe.

Von der Voraussetzung ausgehend, dass das Foramen occipitale magnum einen grösseren Flächenraum als die übrigen aus der Hirnkapsel nach aussen führenden Löcher und Spalten sicherlich dann einnimmt, wenn man von den Fissurae orbit. sup., den Foramina optica und jugularia absieht, schlage ich vor, diese sechs Löcher mit Glaserkitt oder einer anderen geeigneten Masse zu verstopfen, den Schädel durch das grosse Hinterhauptsloch mit Wasser zu füllen und die in der Hirnkapsel enthaltene Wassermenge zu bestimmen. Dies lässt sich in hinreichend genauer Weise wohl folgendermaassen ausführen.

Nachdem die Fissur. orbit. sup., die Foramina optic. und jugular. zugestopft worden sind, wird der Schädel gewogen und in einen grossen, über einem leeren Gefässe (B) befindlichen Trichter gelegt, und zwar am besten wohl auf einige von dem oberen Rande in den Trichter herabhängende Federdrähte oder starke Gummifäden, um die Ebene des grossen Hinterhauptsloches waagerecht zu stellen. Bei Schädeln, an welchen der Grund der hinteren Schädelgrube nunmehr höher liegt als die Ebene des grossen Hinterhauptsloches, setzt man ein kurzes, aber weites Metallrohr mittelst einiger aus demselben vorstehender Stifte auf das Foram. occipit. magn. und stopft die von dem Rohr nicht ausgefüllten Theile des Hinterhauptsloches zu. Der geräumige Trichter ist in Folge seiner steil abfallenden Wand sehr hoch und läuft in ein Rohr aus, aus welchem das Wasser mittelst eines grossen Zweiwegehahns Anfangs in das gerade unter dem Trichter stehende Gefäss B, am Schlusse der Inhaltsbestimmung aber in das daneben befindliche Gefäss C geleitet wird. Das dritte und grösste Gefäss A ist über dem Schädel aufgestellt. Zu demselben hat die Luft nur durch ein verhältnissmässig kleines Loch in der oberen Fläche Zutritt, um die Verdunstung des Wassers möglichst zu verhindern. Damit das Wasser auf seinem Wege aus dem oberen in die beiden unteren Gefässe nur wenig oder gar nichts an die Zimmerluft abgiebt, kann man

ein oder zwei mit Wasser gefüllte Eimer neben den Ofen stellen und in dieselben Leintücher eintauchen lassen, welche nahe an der Decke aufgehängt sind, bezw. nasse Laken in dem Zimmer ausspannen. Das obere Gefäss A, von dem ebenso wie von den beiden unteren Gefässen das Gewicht genau bekannt ist, wird mit Wasser gefüllt und gewogen. Mittelst eines in das Wasser tauchenden Thermometers kann man die Wärme, sowie aus dieser und dem Gewicht das Volumen des Wassers bestimmen. Das Ende vom Ausflussrohr des oberen Gefässes wird nun unmittelbar über das grosse Hinterhauptsloch, bezw. über das auf demselben sitzende Metallrohr gebracht und, nachdem ein Hahn geöffnet, so viel Wasser in den Schädel gelassen, bis dasselbe die Ebene des Hinterhauptsloches, bezw. des oberen Endes vom aufgesetzten Metallrohr erreicht. Schon in diesem Augenblicke kann man den am oberen Gefässe angebrachten Hahn schliessen und gleichzeitig den Zweiwegehahn des Trichters so drehen, dass das in dem Schädel befindliche Wasser in das neben B stehende Gefäss C fliesst. Es ist zweckmässig, nach Stellung der Hähne die Entleerung der Hirnkapsel durch Umdrehen und Neigen des Schädels zu beschleunigen.

Vielleicht erhält man noch genauere Ergebnisse, wenn man, sobald das Wasser bis zur Ebene des Hinterhauptsloches gestiegen ist, den Hahn des oberen Gefässes A nur soweit zudreht, dass ebenso viel Wasser in den Schädel strömt, wie aus demselben herausfliesst, dass das Wasser also in der Ebene des Hinterhauptsloches stehen bleibt, und wenn man dann erst die beiden Hähne dreht und den Schädel schnell entleert.

Nachdem die Wärme des Wassers in den beiden Gefässen B und C gemessen worden ist, werden der Schädel und die drei Gefässe gewogen. Von den erhaltenen Zahlen zieht man die Gewichte des Schädels vor der Untersuchung und der leeren Gefässe ab und erfährt dann durch Multiplication der Reste mit den entsprechenden Ausdehnungs-Coefficienten das Volumen des in den Schädelknochen und den Gefässen enthaltenen Wassers. Das Volumen des im Gefässe C vorhandenen Wassers entspricht dem Schädelinhalt. Diesen findet man zweitens, indem man das ursprünglich in dem Gefäss A befindliche und dem Volumen nach bestimmte Wasser vermindert um die Wasser-Volumina, welche im Gefässe A zurückgeblieben, in die Schädelknochen eingedrungen und in das Gefäss B geflossen sind.

Will man das von den Knochen aufgesaugte Wasser schnell entfernen, so legt man den Schädel in Alkohol, nimmt ihn nach einigen Minuten heraus und stellt ihn hin oder schwingt ihn in trockener Luft, bis der ihm anhaftende Alkohol verdunstet ist.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung zum Inhalt unserer Havelberger Schädel zurück, so finden wir, dass derselbe für 6 männliche Schädel (bei drei derselben konnten die Zahlen nur annähernd bestimmt werden und sind deshalb in der Tab. 4 eingeklammert) 1466,6, für 5 weibliche Schädel 1190 *ccm* im Mittel beträgt. Die Männer reihen sich also recht gut in die Zusammenstellung ein, welche Hr. Welcker[1]) von acht slavischen Stämmen mit einem mittleren Schädel-Innenraum von 1479 *ccm* giebt. Das weibliche Mittel bleibt um 266,6 *ccm* hinter dem männlichen zurück. Bei den weiblichen Schädeln fasste die kleinste Hirnkapsel nur 1020, die grösste 1320 *ccm*. Hierzu muss ich bemerken, dass ich das Geschlecht dieser beiden Schädel bloss mit Wahrscheinlichkeit bestimmen konnte. Geräumiger als die weiteste weibliche Hirnkapsel ist der männliche

1) A. a. O. S. 100.

Schädel mit dem geringsten Inhalt (1409 *ccm*), der sich von dem Männerschädel mit dem grössten Innenraum nur um 135 *ccm* unterscheidet.

Um die grösste horizontale (= gerade) Länge zu messen, lege ich den Schädel mit der rechten Schläfengegend so auf einen grossen Gummiring, dass die untersten Punkte der Margines infraorbitales und der Berührungspunkt der von jenen Punkten an den oberen Rand des linken Gehörganges gelegten Tangenten möglichst in einer auf dem Tische senkrecht stehenden Ebene liegen. Gewöhnlich gehe ich also von der linksseitig bestimmten deutschen Horizontalebene aus. Bin ich durch das Fehlen von Schädeltheilen gezwungen, das rechte Ohrloch zu nehmen, so setze ich neben das Messungsergebniss ein r. Ein Fragezeichen hinter der Maasszahl bedeutet, dass dieselbe nur auf annähernde Genauigkeit Anspruch erhebt. Die grösste horizontale Länge beträgt im Mittel bei den männlichen Schädeln 185,8, bei den weiblichen 176 *mm*. Sie schwankt bei den ersteren von 182—191, bei den letzteren von 167—186 *mm*. Nach meiner Eintheilung der grössten Schädellängen[1]), welche auf die geraden Längen ohne Weiteres oder mit einer kleinen Verschiebung nach unten übertragen werden kann, sind die männlichen Schädel zur Hälfte mittellang, zur Hälfte lang; die Schädel, welche ich mit Bestimmtheit für weibliche halte, sind mittellang und diejenigen, von welchen ich dies mit Wahrscheinlichkeit annehme, theils kurz, theils lang.

Hinter den Zahlen, welche die grösste Breite angeben, bedeutet ein p., dass die Endpunkte dieses Maasses auf den Scheitelbeinen, ein t., dass dieselben auf den Schläfenbeinen liegen. Nur bei drei Männerschädeln ist die Breite temporal, bei den zehn übrigen Schädeln, an welchen sie bestimmt werden konnte, ist dieses Maass parietal. Die männlichen Schädel haben eine mittlere Breite von 146,5, die weiblichen eine solche von 136,4, beide Gruppen zusammen nebst zwei Schädeln, deren Geschlecht nicht zu erkennen ist, sind im Mittel 141,3 *mm* breit. Die kleinsten und grössten Werthe betragen für die Frauen 128 und 144, für die Männer 137 und 153. Ob diese Slaven-Schädel breit, mittelbreit oder schmal sind, kann ich nicht beurtheilen, da meines Wissens bisher noch keine auf einer grossen Anzahl von Schädeln fussende Eintheilung der Schädelbreiten gemacht worden ist. Dies fällt mir um so mehr auf, als die von allen Craniologen wohl in derselben Weise ausgeführte Bestimmung dieses Maasses (sowie einiger Ausdehnungen des Gesichts) die zur Zeit noch seltene Gelegenheit bietet, ein grosses und zuverlässiges Material zusammenzustellen.

Bei der Messung der geraden (= ganzen) Höhe wurde die linksseitig bestimmte deutsche Horizontale zu Grunde gelegt. In zwei Fällen musste diese Ebene auf der rechten Seite festgestellt werden, was durch ein r. hinter der die Höhe angebenden Zahl angezeigt wird. Die eingeklammerten Höhen der Hirnkapseln ohne Gesichtsschädel (Nr. 10—12) sind Hülfs-Höhen. Die Höhen der männlichen Schädel haben eine Länge von 119—143 und im Mittel von 133,6 *mm*; die der weiblichen Schädel dehnen sich 118—130 und durchschnittlich 124,5 *mm* aus. Von den ersteren sind gemäss meiner Eintheilung (a. a. O.) drei mittelhoch, einer hoch und einer sehr niedrig. Unter den weiblichen Schädeln befinden sich zwei niedrige und drei mittelhohe.

Was die Ohrhöhe betrifft, so hat das hinter zwei Zahlen stehende r. dieselbe Bedeutung wie bei der geraden Höhe. Die Zahlen, welche Hülfs-Ohrhöhen

1) Mies, Ueber die grösste Länge und ganze Höhe der Schädel und über das Verhältniss dieser beiden Maasse zu einander. Tageblatt der 62. Naturforscher-Versammlung in Heidelberg. S. 292—297.

anzeigen, sind eingeklammert. Von diesem und den folgenden Maassen mit Ausnahme des Gesichtswinkels führe ich die kleinsten, mittleren und höchsten Werthe deshalb nicht an, weil bis jetzt noch Eintheilungen derselben in bestimmte Gruppen fehlen, und weil der Leser, welcher diesen Werthen eine besondere Wichtigkeit beilegt, sie leicht berechnen kann.

Als Hinterhauptslänge wurde die auf die deutsche Horizontalebene projicirte Entfernung des hinteren Randes des Foramen occipitale magnum von dem vorragendsten Punkte des Hinterhauptes in der Medianebene mit dem Schiebezirkel gemessen. Hr. R. Virchow nimmt dieses Maass wohl in der gleichen Weise, da derselbe mehrmals von horizontaler Hinterhauptslänge spricht.

Die Entfernungen der Nasenwurzel, des Nasenstachels, Alveolarrandes, Zahnrandes und des Kinns vom linken und rechten Gehörgange habe ich bestimmt zur Ermittelung von Ungleichheiten der seitlichen Schädelhälften. Aus der folgenden Zusammenstellung, in welcher die wahrscheinlich weiblichen Schädel durch ♀? bezeichnet sind, ersehen wir, dass obige Entfernungen bei unseren Slaven-Schädeln in der Mehrzahl (21 von 36) der Bestimmungen links grösser als rechts sind.

Tabelle 1.

Die Entfernung des Gehörganges von	ist links grösser als rechts bei			links gleich rechts bei		links kleiner als rechts bei		
Nasenwurzel	3 ♂	2 ♀?	1 ♀	1 ♂	1 ♀	1 ♂	1 ♀?	—
Nasenstachel	1 ♂	2 ♀?	—	3 ♂	1 ♀	—	—	—
Alveolarrand	3 ♂	2 ♀?	—	1 ♂	1 ♀	—	—	1 ♀
Zahnrand	2 ♂	1 ♀?	—	—	—	—	—	1 ♀
Kinn	3 ♂	1 ♀?	—	—	—	1 ♂	—	2 ♀
Bei allen Entfernungen . . .	12 ♂	8 ♀?	1 ♀	5 ♂	3 ♀	2 ♂	1 ♀?	4 ♀

An demselben Schädel kann das Uebergewicht der einen Seite für die verschiedenen Maasse bestehen bleiben (s. Schädel Nr. 2, 4, 8, Tab. 4) oder verschwinden (beim dritten Schädel ist das Umgekehrte der Fall: Anfangs sind die Entfernungen gleich, dann auf der einen Seite grösser) oder verschwinden und hierauf wiederkehren (Nr. 5) oder verschwinden und dann auf die andere Seite übergehen (Nr. 1, 6, 7) oder endlich, ohne einmal ganz zu verschwinden, von der einen auf die andere Seite wandern. Für den letzten Fall bieten diese Slaven-Schädel kein Beispiel. Da der eine Endpunkt der hier in Betracht gezogenen Entfernungen stets an derselben Stelle (Ohröffnung) des Hirnschädels liegt, so glaube ich, dass die soeben aufgezählten Veränderungen in der Grösse der beiderseitigen Abstände auf Abweichungen der mitten im Gesicht befindlichen Punkte nach link oder rechts von der eigentlichen Medianebene beruhen.

Die Durchschnittslinien der Medianebene mit der Aussenseite des Stirnbeins, der Scheitelbeine (Pfeilnaht) und des Hinterhauptsbeins wurden einzeln gemessen, und durch Zusammenzählen der Messungsergebnisse der ganze Medianbogen von der Stirn-Nasen-Naht bis zum hinteren Rande des grossen Hinterhauptsloches berechnet. Mit wie viel Hundertstel die genannten Knochen an dem Medianumfang betheiligt sind, giebt die folgende Zusammenstellung (Tab. 2) an. In derselben finden wir zunächst 8 Schädel (5 ♂, 2 ♀? und 1 ♀), an welchen das Stirnbein eine grössere Ausdehnung hat als jeder der beiden anderen Knochen. Diese

Gruppe zerfällt in zwei Abtheilungen. Bei der ersten folgen in Bezug auf die Grösse dem Stirnbein zuerst die Scheitelbeine (Pfeilnaht), dann das Hinterhauptsbein; bei der zweiten Abtheilung ist das Umgekehrte der Fall. Wir haben also in der ersten Gruppe die beiden Anordnungen f(rontale), p(arietalia), o(ccipitale) und f. o. p. Der zweiten Gruppe, welche die Schädel mit vorwiegend parietaler Entwickelung vereinigt, gehören zwei Schädel (1 ♂ und 1 ♀?) mit der Formel p. f. o. an. In der anderen Abtheilung p. o. f. derselben Gruppe haben diese Slavenschädel keinen Vertreter. Der noch übrig bleibende weibliche Schädel reiht sich in die dritte Gruppe, in welcher das Hinterhauptsbein die grösste Ausdehnung hat, ein, und zwar in diejenige Abtheilung (o. f. p.), bei welcher das Stirnbein, wie bei den vorhergehenden Schädeln der dritten Gruppe, die mittlere Stellung einnimmt. Die zweite Abtheilung (o. p. f.) der dritten Gruppe und die gleiche Abtheilung der zweiten Gruppe wurden in die Zusammenstellung nicht aufgenommen, da sie keinen der in Betracht gezogenen Schädel umfassen. Die Schädel, welche derselben Abtheilung angehören, sind nach der Grösse des in der Medianebene am meisten sich ausdehnenden Knochens geordnet.

Tabelle 2.

Reihenfolge in der Grösse	f. p. o.				f. p. o.				p. f. o.		o. f. p.
Schädel Nr.	11	7	5	10 ?	8	2	9	6	4	1	3
Geschlecht	♂	♂	♂	♀	♀ ?	♂	♂	♀	♀	♂	♀
Stirnbein	35,6	35,2	34,3	34,3	36,0	35,9	35,3	(34,0)	33,5	33,3	33,1
Scheitelbeine	33,0	34,1	33,4	33,3	31,7	30,4	31,8	(32,6)	35,1	33,9	28,8
Hinterhauptsbein . .	31,4	30,7	32,3	32,4	32,3	33,7	32,9	(33,4)	31,4	32,8	38,1

Der vorstehenden Zusammenstellung gemäss zeichnen sich also diese Slavenschädel, namentlich die der Männer, durch ein im Verhältniss zu den Scheitelbeinen und dem Hinterhauptsbeine gut entwickeltes os frontis aus.

Von der Gesichtsbreite a (Jochbogenbreite) habe ich dort, wo ein Jochbogen fehlt oder beschädigt ist, eine brauchbare Schätzung in der Weise vorgenommen, dass ich mittelst des Stangenzirkels bestimmte, wie weit der seitlichste Punkt des gut erhaltenen Jochbogens von der Medianebene entfernt ist, und dass ich dann die gefundene Zahl verdoppelte. Die so gemessenen Jochbogenbreiten (2mal die Zahl für die Grösse des halben Maasses) sind in der Zusammenstellung der Maasszahlen eingeklammert.

Was die Orbita betrifft, so pflege ich die Breite und Höhe derselben, nehmlich der linken Augenhöhle, zu messen, weil diese meiner bei den Messungen hauptsächlich thätigen rechten Hand meistens gegenüber liegt. Ist die linke Augenhöhle so beschädigt, dass auch nur eines dieser Maasse nicht bestimmt werden kann, so nehme ich die rechte Orbita und setze hinter das Messungsergebniss ein r. Es wurden die grösste Breite und die auf dieser senkrecht stehende grösste Höhe gemessen.

Vom Gaumen habe ich die Endbreite gemessen, nur beim zweiten Schädel, an welchem diese nicht bestimmt werden konnte, die Mittelbreite zwischen Klammern angeführt.

Als Gesichtswinkel wurde mit Hülfe von Ranke's Goniometer die Grösse der Neigung angegeben, welche die Verbindungslinie des Nasion und des in der

Medianebene am meisten vorspringenden Punktes des Alveolarfortsatzes vom Oberkiefer zur deutschen Horizontalen hat. Mit einer (durch den Buchstaben r. bezeichneten) Ausnahme habe ich hierbei die auf der linken Seite bestimmte Horizontalebene gewählt. Der kleinste Gesichtswinkel beträgt bei den männlichen Schädeln 78°, bei denjenigen, die wahrscheinlich weiblich sind, 81°, und bei den mit Sicherheit als weiblich erkannten Schädeln 79°. Diese drei Schädel sind demnach prognath; alle übrigen gehören der Orthognathie an. In diese Gruppe müssen wir auch die mittleren (♂ 85°, ♀ ? 83° 30′, ♀ 82° 30′, ♂ und ♀ 84° 6′) und höchsten Werthe (♂ 89°, ♀ ? 86°, ♀ 86°) einreihen.

Die kleinsten, mittleren und grössten Indices sind in der folgenden Uebersicht zusammengestellt. Wie viele Einzelbestimmungen den Mittelzahlen zu Grunde liegen, ist hinter den betreffenden Werthen zwischen Klammern angegeben (vergl. Tab. 3, S. 265).

Abgesehen vom Ohrhöhen- und Hinterhaupts-Index stehen unter jeder Zahl die ersten Silben vom Namen derjenigen Gruppe, welcher dieselbe angehört. Beim Index des Hinterhauptsloches wählte ich die von Broca[1]) angegebene Eintheilung in micro-, méso- und mégasèmes. Sonst hielt ich mich an die in der Frankfurter Verständigung empfohlenen Bezeichnungen, obwohl mir einzelne derselben nicht gefallen, z. B. hyperbrachycephal, wofür ich brachyterocephal vorschlage. Aber auch dieses Wort sowie die andern Ausdrücke für die Gruppen der verschiedenen Indices geben die Verhältnisse nicht genau an, welche wir mit denselben bezeichnen wollen. Daher habe ich[2]) zunächst die Abtheilungen des Längenhöhenindex durch die Formeln L : H = I bis L : H = V ausgedrückt. Dadurch, dass ich ausserdem neben und etwas über die Buchstaben L und H die Zahlen 1 bis 5 setze, kann ich gleichzeitig noch angeben, welchen Gruppen die Länge und Höhe angehören, die den betreffenden Index bilden. So zeigt z. B. die kurze Formel $L^4:H^1 = I$, welche unter dem kleinsten Längenhöhenindex (64,0) der männlichen Slaven-Schädel steht, an, dass der betreffende Schädel lang, aber sehr niedrig ist und zur ersten Gruppe der Längenhöhenindices gehört. Dass eine Aenderung in der Begrenzung der verschiedenen Gesichts- und Obergesichts-Indices, welche wir nach der Frankfurter Verständigung zu erwarten haben, in der That nöthig ist, sehen wir wiederum einmal an diesen Slaven-Schädeln, welche sämmtlich einen chamäprosopen Jochbreiten-Gesichtshöhenindex haben, in Bezug auf den Jochbreiten-Obergesichtshöhen-Index aber grösstentheils leptoprosop sind.

Die meisten der anatomischen Merkmale, welche Hr. Prof. Dr. Rüdinger auf meinen Vorschlag in dem Münchener, ich mit einigen Zusätzen im Heidelberger Schädelkatalog durch bestimmte Zahlen bei jedem Schädel kurz ausgedrückt haben, sollen diesmal einzeln der Reihe nach aufgeführt werden mit Angabe der Schädel, an welchen dieselben zur Beobachtung kamen.

Zunächst wurden die Schädel aus einiger Entfernung von oben betrachtet, um eine auffallende Verschiedenheit der seitlichen Hälften der Hirnkapsel zu entdecken. Auf diese Weise stellte es sich heraus, dass beim ersten Schädel die ganze linke Hälfte, bei den Schädeln Nr. 7 und 8 nur der linke Endpunkt der kleinsten Stirnbreite (natürlich mit dem angrenzenden Theile des os frontis) vorgeschoben sind. Zur Prüfung der mit dem Auge gemachten Schätzung maass ich bei den Schädeln Nr. 7 und 8 den Abstand des Ohrloches von dem Endpunkt der kleinsten Stirnbreite und fand, dass diese Entfernung auf der linken Seite 88 und 81 *mm*, auf der rechten Seite aber nur 86 und 77 *mm* beträgt

1) Broca, Instructions craniologiques et craniométriques, p. 179.

2) Mies, Ueber die grösste Länge u. s. w., S. 295.

Tabelle 3.

Geschlecht	männlich			wahrscheinlich weiblich			weiblich			männlich und weiblich		
Werthe	kleinste	mittlere	grösste	kleinste	mittlere	grösste	kleinste	mittlere	grösste	kleinste	mittlere	grösste
Längenbreitenindex . . .	72,5 Dolichoc.	78,9 (6) Mesoc.	82,4 Brachyc.	75,1 ? Mesoc.	75,8 (3) Mesoc.	76,6 Mesoc.	75,1 Mesoc.	80,15 (2) Brachyc.	85,2 Hyper-brachyc.	72,5 Dolichoc	78,3 (11) Mesoc.	85,2 Hyper-brachyc.
Längenhöhenindex	64,0 Chamaec. $L^1:H^1 = I$	71,7 (5) Orthoc. $L:H = II$	75,7 Hypsic. $L^4:H^4 = III$	69,1 ? Chamaec. $L^4:H^3 = II$	69,9 (3) Chamaec. $L:H = II$	70,7 Orthoc. $L^2:H^2 = II$	71,8 Orthoc. $L^3:H^3 = III$	72,0 (2) Orthoc. $L:H = III$	72,2 Orthoc. $L^2:H^2 = III$	64,0 Chamaec. $L^4:H^1 = I$	71,2 (10) Orthoc. $L:H = II$	75,7 Hypsic. $L^4:H^4 = III$
Ohrhöhenindex	49,5 ?	60,9 (6)	67,2	50,3 ?	58,5 (3)	62,9	59,9	61,6 (2)	63,3	49,5 ?	60,4 (11)	67,2
Hinterhauptsindex	28,3	30,5 (5)	32,8	27,5	30,8 (3)	33,7 ?	31,4	31,8 (2)	32,2 ?	27,5	30,7 (10)	33,7
Längenbreitenindex des Hinterhauptsloches . .	78,4 micros.	82,04 (5) mésosème	91,2 mégas.	80,0 micros.	81,6 (3) micros.	82,4 mésosème	84,8 mésosème	85,95 (2) mésosème	87,1 mégas.	78,4 micros.	83,1 (11) mésosème	91,2 mégas.
Gesichtsindex (Jochbogenbreite)	(75,7) Chamaep.	80,85 (4) Chamaep.	89,2 ? Chamaep.	83,5 Chamaep.	83,5 (1) Chamaep.	83,5 Chamaep.	81,7 Chamaep.	82,15 (2) Chamaep.	82,6 Chamaep.	75,7 Chamaep.	81,6 (7) Chamaep.	89,2 ? Chamaep.
Obergesichtsindex (Jochbogenbreite)	(46,3) Chamaep.	51,5 (5) Leptop.	(61,9) Leptop.	50,4 ? Leptop.	53,1 (2) Leptop.	55,8 Leptop.	49,6 Chamaep.	50,0 (2) Chamaep.	50,4 Leptop.	(46,3) Chamaep.	51,5 (9) Leptop.	(61,9) Leptop.
Orbitalindex	75,6 Chamaec.	84,54 (5) Mesoc.	89,5 Hypsic.	89,5 Hypsic.	90,7 (2) Hypsic.	91,9 Hypsic.	82,9 Mesoc.	87,3 (2) Hypsic.	91,7 Hypsic.	75,6 Chamaec.	86,52 (9) Hypsic.	91,9 Hypsic.
Nasenindex	43,4 Leptorh.	48,7 (4) Mesorh.	56,3 Platyrh.	41,2 Leptorh.	46,2 (2) Leptorh.	51,2 Platyrh.	51,2 ? Platyrh.	53,4 (2) Platyrh.	55,6 Platyrh.	41,2 Leptorh.	49,25 (8) Mesorh.	56,3 Platyrh.
Gaumenindex	77,1 Leptost.	81,5 (3) Mesost.	85,4 Brachyst.	92,1 Brachyst.	93,55 (2) Brachyst.	95,0 Brachyst.	78,6 Leptost.	83,05 (2) Mesost.	87,5 Brachyst.	77,1 Leptost.	85,2 (8) Brachyst.	95,0 Brachyst.

Tabelle 4.

	1	2	3	4	5
Geschlecht	♂	♂	♀	♀?	♂
I. Maasse.					
Capacität	1515	(1400)	1180	1020	1430
Grösste horizontale (gerade) Länge	182	183	169	167	186
„ Breite	150 t.	149 p.	144 p.	128 p.	153 t.
Gerade (ganze) Höhe	136	—	122	118	119
Ohrhöhe	122	123	107	104	110
Hinterhauptslänge	59	—	53	46	61
Kleinste Stirnbreite	99	100	95	96,5	95
Entfernung des For. magn. von der Nasenwurzel	98	—	92	95	97
Entfernung d. For. mag. v. Nasenstachel	94	—	86	88	91
„ „ „ „ „ Alveolarrand	102	—	88	90	95
„ „ „ „ „ Zahnrand	103	—	88	94	98
„ „ „ „ „ Kinn	108	—	97	99	111
Entfernung des Gehörganges von der Nasenwurzel, links, rechts	107, 110	112, 111	105, 105	103, 102	115, 114
Entfernung d. Gehörganges v. Nasenstachel, links, rechts	114, 114	113, 112	106, 106	103, 102	114, 114
Entfernung d. Gehörganges v. Alveolarrand, links, rechts	122, 121	114, 111	110, 111	108, 107	120? 117?
Entfernung d. Gehörganges vom Zahnrand, links, rechts	126, 124	121, 119	110, 113	112, 110	—
Entfernung d. Gehörganges vom Kinn, links, rechts	135, 133	132, 131	123, 125	119? 116?	137? 130?
Horizontalumfang	535	526	497	475	530
Medianumfang des Stirnbeins	129	137	117	109	125
„ der Parietalia	131	116	102	114	122
„ „ Squama occipitalis	127	129	135	102	118
Ganzer Medianbogen	387	382	354	325	365
Verticaler Querumfang	330	322	303	285	313
Länge des grossen Hinterhauptsloches	34	—	31	34	37
Breite „ „ „	31	—	27	28	29
Gesichtshöhe	105	103	107	96	124?
Obergesichts-Höhe	65	63	66	58	72?
Gesichtsbreite a (Jochbogenbreite)	129	(2 · 68)	131	115?	139
„ b (Entfernung der Sut. max.-zyg., unten)	98,5	—	96	90?	94
„ c (Entfernung d. Unterkieferwinkel)	101	105	97	87	103
Orbita, Höhe	34	31	29	34	34
„ , Breite	38	41	35	38	38
Nase, Höhe	48	50	45	41	51
„ , Breite	27	25	25	21	23
Gaumen, Länge	48	—	40	38	47
„ , Breite	37	(32)	35	35	38
Gesichtswinkel	78°	89°	86°	81°	85°

Tabelle 4.

6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
♀	♂	♀?	♂	♀?	♂	?	?	?	?
			I. Maasse.						
1180	1535	1320	(1450)	1250	(1470)	—	—	—	—
177 r.	191	186	189 r.	181?	184?	—	—	—	—
133 p.	148 t.	141 p.	137 p.	136 p.	142 p.	136 p.?	140 p.?	—	—
127 r.	134	130	143 r.	(125)	(136)	(129)	—	—	—
106 r.	116	117	117 r.	(111)	(114)	(105)	—	—	—
57? r.	54	58	54 r.	61?	54?	58?	—	—	—
90	101	96	98	91	91	—	—	67	—
99	103	98	110	96	101	—	—	—	—
—	94	91	98	—	—	—	—	—	—
92	94	93	100	—	—	—	—	—	—
91	92?	—	—	—	—	—	—	—	—
102	105	—	—	—	—	—	—	—	—
108, 107	118, 117	108, 107	— 120	108, 110	111, 111	—	—	—	—
— —	119, 119	111, 110	— 119	— —	— —	—	—	—	—
115, 115	122, 122	117, 114	— 124	— —	— —	—	—	—	—
— —	— —	— —	— —	— —	— —	—	—	—	—
130, 131	133, 136	— —	— —	— —	— —	—	—	—	—
502	547	527	523	507	523	—	—	—	—
122	133	136	134	125	133	—	—	119?	—
117	129	120	121	121	123	126	130	—	—
120?	116	122	125	118	117	111	—	—	—
359?	378	378	380	364	373	—	—	—	—
287	311	303	320?	300	316	315?	—	—	—
33?	39	34	38	35	39	31	—	—	—
28?	31	28	31	28	31	27	—	—	—
100	108	—	—	—	—	—	—	—	—
60	66	72	78	—	—	—	—	—	—
121?	(2 · 70)	129	(2 · 63)	—	—	—	—	—	—
90	—	94	93	—	—	—	—	—	89
90	100	—	—	—	—	—	—	—	—
33 r.	32	34	37	—	—	—	—	—	—
36 r.	39	37	43	—	—	—	—	—	—
43?	49	51	53	—	—	—	—	—	—
22	—	21	23	—	—	—	—	—	—
42	42	40	41	—	—	—	—	—	47
33	—	38	35	—	—	—	—	—	39
79° r.	85° 30′	86°	87° 30′	—	—	—	—	—	—

	1	2	3	4	5
Geschlecht	♂	♂	♀	♀?	♂

II. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	82,4	81,4	85,2	76,6	82,3
Längenhöhenindex	74,7	—	72,2	70,7	64,0
Ohrhöhenindex	67,0	67,2	63,3	62,3	59,1
Hinterhauptsindex	32,4	—	31,4	27,5	32,8
Längenbreitenindex des Hinterhauptsloches	91,2	—	87,1	82,4	78,4
Gesichtsindex	81,4	(75,7)	81,7	83,5?	89,2?
Obergesichtsindex	50,4	(46,3)	50,4	50,4?	51,8?
Orbitalindex	89,5	75,6	82,9	89,5	89,5
Nasenindex	56,3	50,0	55,6	51,2	45,1
Gaumenindex	77,1	—	87,5	92,1	81,9

Bei der Besichtigung des Hirnschädels von vorn (der Stirnansicht) fielen mir auf:

Grübchen in dem Dache der Augenhöhlen (Cribra orbitalia), aber spärlich bei Nr. 2 und 9,

eine Stirnnaht beim ersten Schädel,

einfache Spuren dieser Naht an ihrem unteren Ende bei Nr. 2 (in einer Länge von 10 *mm*), 3, 7 und 8, doppelte Spuren bei Nr. 5,

eine Incisura supraorbitalis war an den meisten Schädeln auf beiden Seiten vorhanden,

ein Foramen supraorbitale findet sich nur bei Nr. 14 beiderseits und

eine Incisura und ein Foramen supraorb. zusammen an der rechten Orbita des neunten Schädels, der links eine Incisura supraorb. besitzt.

Die Seitenansicht dieser Slaven-Schädel ist arm an Eigenthümlichkeiten.

In der Gegend des Pterion liegt beiderseits ein mittelgrosser Schaltknochen bei Nr. 1, ein kleiner bei Nr. 6. Der dritte Schädel zeigt an dieser Stelle nur rechts einen mittelgrossen Fontanellknochen.

Aussen im Warzenfortsatz ist eine Naht bei Nr. 1 rechts vorhanden, bei Nr. 2 und 3 auf der linken Seite angedeutet

Als ich die Schädel von oben (in der Scheitelansicht) betrachtete, bemerkte ich, dass bei allen Schädeln, mit Ausnahme von Nr. 10 und 11, die Scheitelbeinhöcker sehr wenig oder gar nicht hervortreten, ferner dass

beide Enden der Kranznaht bei Nr. 2, 5 und 10, nur das rechte Ende dieser Naht bei Nr. 9 verknöchert sind.

Ein wohl noch der Pfeilnaht angehörender kleiner Schaltknochen findet sich am sechsten Schädel.

Dass beide Foramina parietalia der Schädel Nr. 1 bis 6, 10 und 12 fehlen sollten, fiel mir so sehr auf, dass ich die Schädel nochmals abbürsten und auf diese Eigenthümlichkeit genauer untersuchen wollte, wozu ich leider nicht mehr gekommen bin.

In Bezug auf die Hinterhauptsansicht machte ich folgende Aufzeichnungen:

An Schaltknochen in der Lambdanaht finden sich elf kleine und mittelgrosse bei Nr. 1, beim zweiten Schädel mehrere mittelgrosse, wodurch das rechte Ende

II. Berechnete Indices.

6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
♀	♂	♀?	♂	♀?	♂	?	?	?	?
75,1	77,5	75,8	72,5	75,1?	77,2?	—	—	—	—
71,8	70,2	69,9	75,7	69,1?	73,9?	—	—	—	—
59,9	60,7	62,9	61,9	50,3?	49,5?	—	—	—	—
32,2?	28,3	31,2	28,6	33,7?	29,3?	—	—	—	—
84,8?	79,5	82,4	81,6	80,0	79,5	87,1	—		—
82,6?	(77,1)	—	—	—	—	—	—	—	—
49,6?	(47,1)	55,8	(61,9)	—	—	—	—	—	—
91,7	82,1	91,9	86,0	—	—	—	—	—	—
51,2?	—	41,2	43,4	—	—	—	—	—	—
78,6	—	95,0	85,4	—	—	—	—	—	84,0

der Lambdanaht in drei Theile auszulaufen scheint, und einige kleine Schaltknochen bei Nr. 3.

Die Lambdanaht beginnt zu verknöchern am zweiten Schädel.

Ein seitliches Schaltstück der Hinterhauptsschuppe besitzt der sechste Schädel. Dasselbe hat die Gestalt eines rechtwinkeligen Dreiecks. Der Scheitel des rechten Winkels liegt in der linken Hälfte der Lambdanaht zwischen drei kleinen Schaltknochen und ist 4 *cm* von der ungefähr 5 *cm* langen Hypotenuse entfernt, welche ein wenig nach rechts von der Medianebene in das Hinterhauptsbein eindringt.

Die Protuberantia occipitalis ext. des neunten Schädels ist breit und dick, wie eine Zunge geformt.

Bei der Betrachtung des Schädelgrundes bemerkte ich eine auffallend schiefe Stellung des grossen Hinterhauptsloches beim achten Schädel.

eine fast vollständige Zweitheilung des rechten Condylus occipitalis vom Schädel Nr. 7; am linken Condylus ist dieselbe nur angedeutet.

Auf dem vorderen Rande des Hinterhauptsloches vom vierten Schädel sitzen zwei sehr kleine seitliche Höckerchen.

Ein Processus paramastoides ist auf der linken Seite des ersten Schädels vorhanden.

Durch Vereinigung der seitlichen Platte des Flügelfortsatzes vom Keilbein mit der Spina angularis hat sich beim ersten Schädel auf beiden, bei dem dritten nur auf der linken Seite ein Foramen pterygo-spinosum (Civinini) gebildet, das allerdings auf einer kurzen Strecke von einem knöchernen Rande noch nicht umgeben ist.

Bei den in der Regel ungleich geformten Foramina jugularia pflege ich nur einen auffallenden Grössenunterschied anzuführen. Einen solchen zeigen die Schädel Nr. 1 und 10, deren rechtes, Nr. 4 und 8, deren linkes Foramen jugulare weiter ist, und zwar nimmt das linke Foramen jugulare des achten Schädels eine mindestens doppelt so grosse Fläche ein wie das rechte.

Die Musterung der Gesichtsschädel ergab folgende Eigenthümlichkeiten:

Von der Naht zwischen den Nasenbeinen des dritten Schädels ist nur noch eine seichte Rinne auf den zwei unteren Dritteln übrig geblieben.

Einen stumpfen Processus marginalis ossis zygomatici weisen vier Schädel auf, nehmlich Nr. 5 und 9 auf beiden Seiten, Nr. 2 und 7, welchen das rechte Wangen-

bein fehlt, nur linkerseits. Am fünften Schädel sind diese Fortsätze von bedeutender, an den übrigen von mässiger Grösse.

Ein doppeltes Foramen infraorbitale besitzt der neunte Schädel auf seiner rechten Seite.

Ein Gaumenwulst wurde viermal beobachtet. Am Schädel Nr. 3 ist derselbe mittelhoch und breit; am fünften Schädel ist er von mittlerer Höhe, aber auf die vordere Hälfte des Gaumens beschränkt. Nr. 9 und 15 zeigen nur eine Andeutung von ihm.

Eine Crista marginalis der waagerechten Theile von den Gaumenbeinen findet sich an sieben Schädeln, und zwar eine niedrige auf beiden Seiten von Nr. 3, 4, 8, 9 und 15. Mittelhoch ist dieselbe am sechsten Schädel und auf der nur erhaltenen linken Gaumenhälfte des siebenten Schädels.

Die zuweilen auf dem Processus palatinus maxillae sich erhebende Leiste, welche Hr. Prof. Rüdinger mit dem Namen Processus palatinus lateralis belegt hat, ich aber Crista palatina lateralis[1]) nenne, wurde bemerkt an den acht Schädeln Nr. 1, 3 (niedrig), 5, 6 (angedeutet), 7 (auf der nur erhaltenen linken Seite), 8 (links kräftig, rechts angedeutet), 9 (rechts angedeutet) und 15 (links grösser als rechts).

Prof. Rüdinger's Processus palatinus medialis, ein kleiner, ziemlich stumpfer, grösstentheils oder ganz dem waagerechten Theile des Gaumenbeins angehörender Dorn, für welchen ich die Bezeichnung Spina palatina (medialis)[2]) vorziehe, hat an den Schädeln Nr. 3, 5 und 6 auf beiden Seiten eine gleiche, aber geringe Grösse erreicht. Am achten Schädel ist derselbe rechts kräftig entwickelt, links nur angedeutet; der Schädel Nr. 9 zeigt in dieser Beziehung das umgekehrte Verhalten, also links eine grosse, rechts eine sehr kleine Spina palatina.

Das Foramen incisivum ist bei Nr. 1, 9 und 15 gross, bei Nr. 3 und 4 von mittlerer Weite und am achten Schädel sehr eng, nur ein kurzer Schlitz.

Ueberbleibsel der Sutura incisiva bemerkt man an den Schädeln Nr. 1, 4—8 und 15. —

(16) Hr. Hugo Jentsch übersendet aus Guben, 18. Mai, 2 Photographien von Frauen und Schulmädchen aus dem Wendendorfe Horno im südöstlichen Winkel des Gubener Kreises (dem einzigen, dem Cottbuser Kreise benachbarten Dorfe mit wendisch redender Bevölkerung) für die Photographien-Sammlung. Dieselben sind kürzlich durch einen Amateur-Photographen aufgenommen worden. —

(17) Hr. Helm schickt mit Schreiben aus Danzig, 16. März, einen Bericht über die Sitzung der anthropologischen Section der dortigen Naturforscher-Gesellschaft vom 7. März, in der er einen Vortrag gehalten hat über

die chemischen Bestandtheile westpreussischer prähistorischer Bronzen.

Unter diesen werden namentlich Zink, Wismuth, Antimon und Arsen besprochen. Ein bei Putzig gefundener Angelhaken ergab 8 pCt. Zink, ein Bronzelöffel von Rondsen bei Graudenz etwa 4 pCt. Wismuth, ein Dolch von Krüssau (von italischer Form) 4 pCt. Zink und 1,44 pCt. Antimon, Armspangen von Bruss hatten „nicht unbedeutende Mengen von Antimon". Ausführlicher wird der Fund von Metallbarren

1) Mies, Ueber einige seltene Bildungen am menschlichen Schädel. Correspondenz-Blatt der deutsch. anthrop. Gesellsch. 1893, S. 108.

2) A. a. O.

besprochen, der 1875 (?) „zu Schwarzau bei Putzig in einer Menge von 27 *kg* unter einem Steine versteckt", gemacht wurde. Hr. Helm giebt an, dass darin kein Zinn, dagegen u. A. 14,12 pCt. Blei, 3,40 Antimon, 3,62 Arsen und 1,41 Nickel enthalten war. Da diese Angabe von der älteren von Spirgatis (Verh. 1884, S. 547) in Hauptstücken abweicht, so darf wohl eine weitere Aufklärung in der noch ausstehenden ausführlichen Publication erwartet werden. — Hr. Helm geht dann genauer auf die Antimonfrage ein und erwähnt, dass er unter vorgeschichtlichen westpreussischen Bronzen 20 mit einem Gehalt von 1—4, 2 mit einem solchen von 0,5—1 pCt. Antimon angetroffen habe; in mehreren wurde ausserdem Arsen ermittelt. Er sucht nun nach einem Ort, wo Erze mit ähnlicher Zusammensetzung natürlich vorkommen, und als einen solchen glaubt er Siebenbürgen-Ungarn, das ehemalige Dacien, bezeichnen zu dürfen. Dort kommen Fahlerze, namentlich das Graugültigerz, vor, welche ausser 14—42 pCt. Kupfer auch Schwefelantimon und Schwefelarsen enthalten. Er glaubt daher, dieses Land als Ursprungsstätte für das westpreussische Erz ansprechen zu können, und zwar umsomehr, als nach Hrn. Hampel daselbst in Grabstätten des 4. und 3. vorchristlichen Jahrhunderts Bernsteinperlen häufig zu finden sind. Freilich traf Hr. Josef Toczka bei 15 Analysen nur 2 antimonhaltig. Zum Schluss betont Hr. Helm seine Ueberzeugung, dass zur Herstellung der Bronze „Roherze oder Mischungen von Roherzen dienten, welche die in diesen Bronzen gefundenen Metalle in erheblicher Menge enthielten". —

(18) Hr. L. Lewin spricht

über Pfeilgifte.

Aus drei Welttheilen haben uns Griechen und Römer die Nachricht über Gifte, die auf Wurfgeschosse aufgetragen wurden, übermittelt. Celten, Gallier, Belgier, Dacier, Dalmatier gebrauchten solche Pfeilgifte, ebenso wie jene asiatischen Völker, die in dem Gebiete zwischen Schwarzem und Caspischem Meer, östlich des letzteren und im alten Ariana, und weiter südlich über das alte Afghanistan und Beludschistan hinaus bis zur Küste des arabischen Meeres und theilweise in Persien wohnten.

Aristoteles kannte manche werthvolle Einzelheiten über solche Gifte der Scythen; der an den Pontus Euxinus verbannte Ovid klagt beweglich an mehr als einer Stelle seiner Episteln über diese grausigen Geschosse; Strabo berichtet über einen solchen Gebrauch von den Soanen und mit den Oriten verbindet sich, wie wir im Curtius Rufus lesen, die Erinnerung an die Verwundung des Freundes Alexanders des Grossen, Ptolemäus, der durch einen vergifteten Pfeil in Lebensgefahr gebracht wurde. Nicht minder verbreitet war im Alterthum der Gebrauch solcher Geschosse in den damals bekannten afrikanischen Gebieten, besonders in Aethiopien. Und wenn in allen jenen Gegenden, in welchen in alter Zeit Giftpfeile schwirrten, heute nur noch die Erinnerung an eine solche Waffe lebt, so ist in der Gegend des alten Meroë ein solcher Gebrauch auch heute noch vorhanden, und manches Volk des Nilotenstammes sendet jetzt wie in uralter Zeit den giftgetränkten Pfeil.

Die Vorstellung von etwas besonders Furchtbarem verband sich bei den alten Völkern mit dem Pfeilgifte und das Bestreben, das auch wir heute haben, die Zusammensetzung desselben und Gegengifte zu erkunden, wir begegnen ihm allenthalben in Schriften des Alterthums und in denen, die aus dem Mittelalter, ja selbst noch aus dem 15. und 16. Jahrhundert die Verwendung solcher Waffen erwähnen.

Mit den Entdeckungsreisen von etwa der Mitte des 15. Jahrhunders an trifft man in Reiseberichten wieder zahlreicher die Pfeilgifte erwähnt. Südlich vom Cap

Verde beim Landen an der Gambia-Mündung, musste der von einem Giftpfeile getroffene Nuño Tristan 1447 sein Leben lassen, und manchen anderen Europäer ereilte in jenen nordwestlichen Küstenstrichen Africas ein solches Geschick. Je mehr Asien, Africa und America durch die Expansion europäischer Völker betreten wurde, um so mehr sahen sich Erforscher und nachfolgende Colonisatoren in zahlreichen Gebieten der Gefahr der Pfeilvergiftung ausgesetzt, die aus sicherem Hinterhalte bewerkstelligt wurde. Mit der schnellen Zunahme der Feuerwaffen hat sich auch der Gebrauch der Giftpfeile bedeutend verringert. Für die Anthropologie gilt es auch hier, ja hier ganz besonders, schnell die Feststellungen zu erhalten, die nothwendig sind, um nachfolgenden Geschlechtern genauere Kunde über diesen Gebrauch zu überliefern.

Die Zeit liegt nicht fern, wo in manchen Theilen Africas, z. B. im Süden, der letzte Giftpfeil verschossen sein wird und die Kenntniss der Giftbereitung aus dem Gedächtniss der Eingeborenen geschwunden sein wird. Der Kalaharimann, die Betschuanen und Geikau-Hottentotten, wie andere Stämme, von denen vor hundert Jahren noch Giftpfeile geschossen wurden, haben schon Gewehre und verstehen wahrscheinlich auch nicht mehr das von ihren Vätern noch hergestellte Gift zu bereiten. Pfeil und Bogen führen nur noch Buschleute und einige Bakalahari.

Die Schwierigkeiten einer solchen systematischen Untersuchung sind ganz besonders gross, weil wegen der Geheimhaltung der Giftbereitung das Material nur spärlich oder kümmerlich zu haben ist, weil die chemische Untersuchung mit so winzigen Mengen nur ausnahmsweise die Gewähr für eine Isolirung des oder der wirksamen Prinzipe giebt, weil diese Mittel meistens aus verschiedenen Pflanzen zusammengebraut werden, wobei chemische Zersetzungen möglich sind, und weil schliesslich zur wesentlichen Aufklärung des Ganzen der Thierversuch hinzukommen muss, der ein nicht geringes Quantum des erlangten Giftes, bezw. des wirksamen Principes verlangt.

Seit Jahren hat mich die Frage der Pfeilgifte beschäftigt, und ich hoffe durch meine in Virchow's Archiv jetzt erfolgenden Veröffentlichungen sie, auch in soweit eine praktische ärztliche Nutzanwendung des einen oder andern dieser Stoffe in Frage kommt, etwas gefördert zu haben[1]. Denn auch die Medicin hat ein Interesse an der Erkenntniss solcher Gifte, die — das lässt sich von vornherein erschliessen — zu den kräftigsten Stoffen gehören müssen, welche Organfunctionen des menschlichen Körpers jäh zu ändern im Stande sind. Im Allgemeinen kann sie sich auf die Annahme energischster Wirkung verlassen, da sie von Seiten vieler, darunter der besten Arzneimittel, die nur der Volkserfahrung ihren Ursprung verdanken, gewohnt ist, die Richtigkeit solcher empirischer Angaben zu bestätigen.

Nur wenige Racen und Völker haben in den Zeiten, wo nur die körperliche Kraft oder die Geschicklichkeit im Pfeilschuss im Kampf gegen Thier und Mensch Gewähr für Erfolg gab, nicht versucht, in der sie umgebenden Natur Mittel zu finden, wodurch sie ihre Waffe gefährlicher machen könnten. Es erregt immer wieder von Neuem das Erstaunen des Forschers, wahrzunehmen, wie gut fast immer die Auswahl hierbei getroffen wurde. Auf diesem Gebiete, wie auf dem der Auswahl narkotischer Genussmittel feierte das Streben nach Zweckmässigkeit und das instinctive Finden der geeigneten Stoffe Triumphe. Denn hier spielten mechanisches Talent, Ueberlegung und Schlussfolgerung, wie sie für die Construction der Waffe selbst erforderlich sind, keine Rolle. Noch fehlt eine zusammen-

1) Die ganze Untersuchung wird auch als besonderer Abdruck aus Virchow's Archiv im Verlage von G. Reimer erscheinen.

fassende Systematik der vorhandenen Pfeilconstructionen. Aber schon aus dem grösseren Theile des vorliegenden Materials ersieht man das Bestreben, den Bau so einzurichten, dass die ertheilte Fluggeschwindigkeit möglichst wenig leidet, die gegebene Richtung beibehalten wird, das Eindringen in den getroffenen Körpertheil möglichst tief erfolge, die Berührungsfläche des Giftes mit der Wunde denkbar gross und das Ausziehen des Pfeiles erschwert werde.

Schlimm genug kann schon eine Pfeilwunde an sich werden, wenn sie nicht nur Muskeln, sondern lebenswichtige Organe trifft. Die Bedeutung der Wunde aber tritt bei den Giftpfeilen zurück gegenüber den örtlichen, bezw. allgemeinen Vergiftungssymptomen. Schon ein Schmerz, der durch einen ätzenden Stoff in einem Muskel erzeugt wird, vermag einen Gegner kampfschwach und eine im Laufe einer halben Stunde entstehende Entzündung ihn kampfunfähig zu machen. Ein so getroffenes Wild wird, durch den Schmerz gepeinigt, in tollem Jagen zu entfliehen suchen, aber gerade durch das Uebermass der Bewegung bald erlahmen und eine Beute des verfolgenden Jägers werden. Sie sehen schon, dass dies nicht die ideale Wirkung eines Giftes darstellt. Der Giftpfeil-Schütze verlangt schnelle Kampfunfähigkeit, bezw. den Tod seines Feindes und müheloseres Erlangen seiner Beute. Wo aber hierzu geeignete Mittel nicht wachsen, oder die Tradition nichts Besseres gelehrt hat, da sind auch Schmerzen und Entzündung bereitende Gifte willkommen.

Entzündende Gifte.

Es besteht die Vermuthung, dass ein Pfeilgift der alten Gallier aus Ranunculus Thora bestanden habe, einem Gifte, das heftigste, eitrige Entzündung hervorzurufen vermag. Heute findet man vorzugsweise auf dem afrikanischen Continent den Gebrauch derartig wirkender Stoffe. Hauptsächlich ist es die Familie der Wolfsmilchgewächse, die benutzt wird. Die ätzende Eigenschaft derselben ist bei tropischen Arten besonders gross. Brauche ich doch nur daran zu erinnern, dass sogar eine stark milchende und leicht brechende Art, die Euphorbia Tirucalli, in Asien vielfach zur Umfriedigung der Behausungen benutzt wird, damit ein unberufener Eindringling seine nackten Glieder daran verätze.

In Süd-Africa werden gebraucht: Euphorbia cereiformis, E. virosa und E. arborescens.

Die nördlich von Dahome im Dassagebirge hausenden Annagos gelten für besonders gute Giftkenner. Sie bereiten ihr Pfeilgift nicht, wie der erste Beobachter es meinte, aus einer Cactee, — solche kommen in Africa nicht vor, — sondern aus einer Candelaber-Euphorbia, die eine Höhe bis zu 8 Fuss erlangt. Dass, wie angegeben wurde, der in das Auge gebrachte Saft derselben Blindheit erzeugen könne, ist verständlich.

Eine ganz ähnliche Angabe findet man über die Bari, die ihre Pfeile mit dem entzündungserregenden, aber nur selten tödtenden Safte der Euphorbia Candelabrum tränken.

Auch andere Völker der Aequitorialprovinz greifen zu diesem Gifte, das, ungleich anderen, besonderer Zubereitungen, wie Auspressen, Abkochen, Eindicken u. s. w. nicht bedarf. Von den Kaliká wurde der Gebrauch eines Pfeilgiftes berichtet, das sie aus den fleischigen Blättern einer im Habitus der Candelaber-Euphorbia ähnelnden, aber sonst verschiedenen Euphorbia gewinnen. In gleicher Weise greifen die Bewohner des Tabigebirges, die Hammeg-Fungi und Burum, zu dem Milchsafte der Euphorbia venenifica, einer Art, die drehrunde Aeste besitzt.

Sie schmieren ihn auf die, mit tiefen Kerben versehene, aus Ebenholz gefertigte Pfeilspitze.

Aus einer anderen Pflanzenfamilie, welche Milchsäfte in ihren Arten aufweist, den Asclepiadeen, nehmen die Danoà oder Haddàd im südöstlichen Kanêm am Tsadsee ihr Pfeilgift. Sie benutzen den Saft der Calotropis procera, jener bekannten Pflanze, die in Ostindien unter dem Namen Mudar arzneilich, z. B. als Brechmittel, benutzt wird. Statt dessen nimmt man wohl auch gelegentlich ein Euphorbium, das in der Bornusprache „Gururu" heisst.

In Surinam wird das ätzende Arum venenatum und auf Malacca vereinzelt eine andere Aroidee, vielleicht Dieffenbachia seguina, siv. Caladium seguinum gebraucht.

Aetzende Stoffe finden sich aber, leicht erlangbar, nicht nur im Pflanzen-, sondern auch im Thierreiche. Braucht doch nur daran erinnert zu werden, dass die Ameisensäure in letzterem weit verbreitet und damit die Möglichkeit gegeben ist, durch Auskochen derselben in Oel oder Zerstampfen ein hervorragendes schmerzhaftes Entzündungsmittel für thierische Gewebe herzustellen. Stanley berichtet über Angriffe, denen er am Aruwimi-Ufer ausgesetzt war, und denen er den Verlust mehrerer Menschenleben zuzuschreiben hatte. In Ari-Sibba fand er dann mehrere Pakete getrockneter Ameisen, die nach Angabe der Eingeborenen — was keinenfalls richtig ist — das tödtliche Gift darstellen sollten.

Gifte, die allgemeine Vergiftungssymptome erzeugen.

Die Wirkungsbreite der bisher skizzirten Giftgruppe ist beengt. Ihr Eintritt in das Blut vollzieht sich, besonders wenn es sich um zähe Pflanzensäfte handelt, nur langsam, und selbst wenn grössere Mengen desselben in ihm kreisen, sind schwere Symptome nicht oder erst nach langer Zeit zu erwarten. Eine ganz andere Gestaltung erlangt die Vergiftung, wenn Stoffe eingeführt werden, die auf lebenswichtige Organe oder Gehirncentra einwirken, welchen die Functionsregulirung solcher Organe obliegt. Die Kriterien solcher Wirkungen sind: Schnelligkeit und Lebensgefährdung. Reichlich verfügen wilde Völkerstämme noch über solche Mittel, und besonders da haben sie sich erhalten, wo europäische Mächte als Herren der betreffenden Gebiete und Völker die Einfuhr von Feuerwaffen und deren Erwerb Seitens der Eingeborenen zu verhindern suchen. Mancherlei Nutzen hat die Heilkunde aus der Erkenntniss solcher Stoffe geschöpft, von denen einige bereits das feste Bürgerrecht in der Medicin erlangt haben.

a) Athmungsgifte.

Einige solcher mögen hier geschildert werden. Eine der am meisten im Alterthume gefürchteten Pflanzen, Aconit, unser Sturmhut, von dem die Sage erzählte, dass es dem Geifer des Cerberus entsprossen sei, ist in Spanien zweifellos zur Jagd und von den Mauren, die dasselbe „Schiesskraut" nannten, in ihren blutigen Kriegen als Pfeilgift noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts benutzt worden.

Heute greifen nur noch ostasiatische Stämme zu dieser Pflanze, um ihre Waffen tödtlich zu machen. Hoch oben im östlichen Theile des Himalaya-Gebirges, etwa vom 82° östl. Länge an, in Nepal, Assam, bei den Abors, südlich bei den Katschin oder Tsching-po in Birma und bei Stämmen am Lan-tsan-ki-ang trifft man einen solchen Gebrauch für Jagd und Kampf. Wohl sind die bei uns vorkommenden Aconitarten, wie Aconitum Napellus reichlich mit jenem giftigen Bestandtheile, dem Aconitin versehen, von dem schon $^1/_5$ *mg* schwere Vergiftungssymptome erzeugen können. Aber in den erst genannten Gebieten, in einer Seehöhe

von 10—14 000 Fuss, findet sich eine wegen der Intensität ihrer Wirkung noch mehr berüchtigte Art, Aconitum ferox, das „Mishmi Bish“ oder „Bikh“ der Assamesen und der Abors. Alles, was diese an höchster Giftigkeit einer Substanz zuertheilen, concentrirt sich in dieser Pflanze, die deswegen auch „Bish“ (Virus), d. h. Gift κατ' ἐξοχήν, heisst. Und die Truppen der früheren ostindischen Compagnie haben oft genug das Verderbliche dieses Gewächses erfahren müssen, als sie gegen die Abors zogen! Ja, das Gift soll angeblich so stark sein, dass es auch für die Elephantenjagd benutzt werden kann, und ein davon getroffener Elephant nicht mehr weit laufe.

Ein weiter Raum trennt die obengenannten Gebiete von den letzten Anwendungsarten des Aconits als Pfeilgift. Die Ainos auf Jesso bereiten aus den Nebenwurzeln von Aconitum ferox und Aconitum japonicum jenes Gift, mit dem sie auf die Bärenjagd gehen.

Menschen und Thiere enden durch Erstickung, falls genügend davon in den Kreislauf eintritt. Das Herz bleibt natürlich nicht von der Wirkung unberührt. Aber dass es nicht primär in Mitleidenschaft gezogen wird, ist für die Heilung solcher Vergiftungen von besonderer Wichtigkeit. Schon vor fast 20 Jahren wies ich nach, dass die künstliche Athmung, die man, selbst bei tödtlichen Dosen, lange genug fortsetzt, lebensrettend wirken kann.

b) Herzgifte.

Noch anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn ein Gift eingeführt wird, dass die Herzthätigkeit primär zu lähmen vermag. Der überwiegend grösste Theil der Pfeilgifte stellt Herzgifte dar und es ist bemerkenswerth, dass das instinctive Finden solcher Stoffe Seitens der Naturvölker sich gerade auf die verderblichsten von allen erstreckt hat. Africa und Ostasien participiren an dieser Giftgruppe.

Nach alten Mittheilungen bedienten sich bereits die Gallier des Helleborus, eines ausgesprochenen, wenn auch nicht zu den kraftvollsten gehörenden Herzgiftes, und auch die spanischen Mauren sollen diesen Pflanzenstoff bisweilen gebraucht haben.

Heute findet man die mächtigsten dieser Mittel in Ostasien und Africa im Gebrauch. Da ist die altbekannte Antiaris toxicaria, der javanische Giftbaum, durch dessen Rindenverletzung ein giftiger Milchsaft gewonnen wird. Schon aus der Mitte des 18. Jahrhunderts besitzen wir Angaben, die auf einen ausgedehnten Gebrauch dieses Giftes schliessen lassen. Das daraus hergestellte „Macassargift“ fand sich schon um jene Zeit in den Sammlungen des British Museum in London. Das wirksame Princip des Saftes stellt das kristallinische Antiarin dar, von dem etwa 0,000009 *g* ausreichen, um einen Frosch in 24 Stunden durch Herzlähmung zu tödten.

Auf der malayischen Halbinsel, wo die Verwendung des Antiarissaftes, des Ipo-Kayu, d. h. Baumsaftes, noch in ziemlich grossem Umfange Seitens der Sakai und Semang stattfindet, nimmt man etwa 90 *g* desselben für 100 Pfeile. Ein mit einem solchen Pfeile in den Schenkel getroffener Affe, der sich sofort selbst den Pfeil auszog, aber nicht verhindern konnte, dass die 2—3 *mm* lange Spitze stecken blieb, fiel nach 2½ Minute todt von dem Baume herab. Auch die Mintra von Malacca und manche andere Stämme jenes Gebietes benutzen dieses Gift, allein (Ipo krohi, Ipo tennik) oder in Verbindung mit Strychnosarten, z. B. Strychnos Mangayi (Aker lampong) oder angeblich sogar mit Thevetia neriifolia (Ipo Mallaje), der ebenfalls Herzwirkungen zukommen. Auch eine örtlich entzündungserregende Pflanze ein Urophyllum (Prual) sowie die Rinde von Dioscorea hirsuta

(Gadong) und der Saft der Knolle einer Amorphophallus-Art (Likir) werden gebraucht.

Antiarissaft schmieren ebenfalls die Muongs vom Bavi-Gebirge in Tonking, und vielleicht auch die halbwilden, im Nordosten von Cochinchina hausenden Moï auf ihre Pfeile. Das Gleiche geschah und geschieht wohl noch in manchen Gebieten von Java, den Mentawei-Inseln, Celebes und Borneo. Hier ist es das Siréngift, in dem sich Antiarin nachweisen lässt. Auf den Philippinen, wo der bisherigen Anschauung nach Antiaris toxicaria benutzt werden sollte, wird die Rabelaisia philippensis zu Pfeilgiften verwandt. Besonders die Bastschicht der Pflanze wird zur Darstellung eines Extractes benutzt.

Vielleicht besteht auch das Pfeilgift der Tandulanem auf Palawan aus Antiaris-Saft.

Eine noch stärkere Wirkung als das Antiarin äussert das wirksame Princip einer in Ostafrica vorkommenden giftigen Pflanzengattung, der Acokanthera. Auf dem ungeheuren Gebiete, das von Eritraea beginnend, sich über das abyssinische Hochland nach Südosten, Südwesten und Süden über einen grossen Theil von Ostafrica, vielleicht sogar bis zu dem Wendekreise erstreckt, bei den Somali, Wataita, Wakamba, Wanika, Wa-Gyriama, Waschamba, Massai, Wapare u. a. m. finden sich Acokanthera Deflersii, Acokanthera Schimperi, event. Acokanthera Ouabaïo. Sie enthalten das Ouabaïn, einen in Wasser löslichen Körper, dem zwei Eigenschaften zukommen: das Herz zu lähmen und an den Schleimhäuten, an die er gelangt, örtliche, langdauernde Unempfindlichkeit hervorzurufen. Die erstere Einwirkung bedingt, dass auch sehr grosse Thiere der verderblichen Kraft dieses Giftes unterliegen, selbst wenn nur ein durch langdauerndes Einkochen des Holzes hergestelltes Extract auf den Pfeil oder den eisernen Speer aufgetragen wird. Nicht lange mehr leben Flusspferde, denen, z. B. von den muthigen Wanderobo, ein derartig giftgetränkter Speer in die Weichtheile gestossen wird. Die Herzthätigkeit sinkt schnell, und dadurch wird, wie man dies bei Pflanzen- und Fleischfressern verfolgen kann, in einem bestimmten Zeitpunkte auch secundär die Athmung leiden. Dieselbe wird giemend; weit sperrt das Thier bei jedem Athemzuge das Maul auf, bis es unter Krämpfen endet. Man findet bei der Section das Herz meistens absolut stillstehend.

Sie können, meine Herren, nach dem Mitgetheilten es verstehen, welche furchtbare Waffe dieses Gift darstellt und auch ermessen, welcher Gefahr sich diejenigen aussetzen, die mit solchen Geschossen in einem Kampfe zu rechnen haben. Und die Gelegenheit dazu ist, mit Rücksicht auf das grosse Gebiet, in dem sich jenes Gift von Natur findet oder durch Kauf in die Hände der Bewohner kommt, reichlich vorhanden. Die weit tragenden Geschosse der Europäer sind sehr oft bei in hohem Grase versteckt liegenden Feinden von keinem Nutzen, so dass ein Abhalten der Gefahr nicht immer zu ermöglichen ist. Wehe dem, der mit einem Pfeil angeschossen wird, auf dem sich 2, 4 oder gar 10 *g* des sich leicht in der Wunde lösenden, extractförmigen Giftes finden! Wird das Geschoss nicht unmittelbar nach dem Einschusse rücksichtslos so herausgeschnitten, dass auch alle mit dem Gifte in Berührung gekommenen Weichtheile entfernt werden, so verringert jede Minute die Hoffnung, den Betreffenden seine Heimath wiedersehen zu lassen. Kein Herz-Reizmittel, keine Maassregel, um den zur Erstickung führenden, qualvollen Lufthunger zu mildern, ist im Stande, bei einer genügenden Dosis den endlichen traurigen Ausgang hintanzuhalten. Wohl kommt es einmal vor, dass die Bereitung des Giftes schlecht ausgeführt wurde und dasselbe in Folge der Zersetzung des wirksamen Principes an Verderblichkeit abnahm — im Ganzen ist

dieser glückliche Fall aber selten. Wo die Gelegenheit dazu gegeben ist, sollten Forscher und Reisende in jenen ostafrikanischen Gebieten sich überzeugen, ob das Pfeilgift der Eingeborenen wirksam sei. Enthält es Ouabain, so wird eine kleine Menge der reinen, oder in Wasser gelösten Masse in das Auge eines Thieres gebracht, nach etwa 15 Minuten an der Hornhaut volle Unempfindlichkeit hervorrufen. Es wird, wenn man dieselben unter sorgfältiger Vermeidung der Wimpern, bezw. der Lieder berührt, kein Lidschlag eintreten. Ein solches Gift ist zu fürchten!

Aehnlich, wenn auch nicht so stark, wirkt ein anderes Pfeilgift, Kombi, Kombé, Gombi, das durch Livingstone, bezw. Kirk zu unserer Kenntniss kam. Sie fanden es im Hochland des Shire, des nördlichen Nebenflusses des Sambesi, und weiter herauf an der Ostküste des Nyassa-Sees, bei den Mangandja. Hier wird dasselbe auf hölzerne Pfeile geschmiert und ausschliesslich zur Tödtung von Menschen gebraucht. Die Pflanze, die das Gift liefert, ist ein Kletterstrauch, der an mehreren Punkten oberhalb der Victoriafälle des Sambesi, zwischen der Küste und dem Innern des Continents in Thal- und Bergwäldern vorkommt. Es ist eine Strophantus-Art, Strophantus Kombé Oliv., eine Varietät der in Africa von Senegambien bis zum Sambesigebiete verbreiteten Apocynacee, Strophantus hispidus. Die erstere wie die letztere enthält als wirksames Princip das Strophantin, das wie Ouabain ein mächtiges Herzgift darstellt. Nach der Vergiftung verfallen die willkürlichen Muskeln in einen Zustand von Starre.

Wer möchte es zu erkunden versuchen, warum auch in Westafrica vielfach gerade dieses Gift zu Giftpfeilen benutzt wird? Jener im Stromgebiete des Ogowe hausende Zwergstamm der Abongo gebraucht es, wie meine Untersuchungen es mehr als wahrscheinlich machten, für ihre winzigen Holzpfeile in derselben Weise wie die in Gabun gefürchteten Anthropophagen, die Fan (Pahouin) und die Völker im Hinterlande von Togo. Von den letzteren vermochte ich es an einem Präparate zu erweisen, das mir aus dem Nachlasse von Hauptmann Kling überwiesen wurde. Auch in Joruba und bei den Mandingos soll das Inée- oder Onaye-Gift, d. h. das Gift aus Strophantus hispidus oder einer verwandten Art benutzt werden.

Auch von diesen Giften reichen sehr kleine Mengen aus, um schwere Vergiftung oder den Tod zu veranlassen.

Wenden Sie sich, meine Herren, mit mir nun zum Südwesten Africa's in das deutsche Schutzgebiet, so finden sie dort ein anderes, nicht minder verderbliches, glücklicherweise nicht sehr verbreitetes Gift in Gebrauch, das Echuja, das Gift aus dem Safte von Adenium Boehmianum, einem Strauche, der in Upingtonia und im Norden und Nordosten des Hererolandes vorkommt. Das wirksame Princip Echujin tödtet durch Herzlähmung. Nebenbei entstehen aber noch Krämpfe. Ich vermochte dasselbe auch in dem Gifte der Berg-Dammara nachzuweisen.

Mancher andere Volksstamm benutzt noch, wie ich nachwies, Herzgifte, z. B. die den Zwergen stammverwandten Wahoko und Wáwira, die Wanyamwési, Wasongóra, die Wabujwe am Tanganika-See und die Mois im Nordosten von Cochinchina.

Schon vor mehreren Jahren vermochte ich in einem afrikanischen Pfeilgifte die Anwesenheit des wirksamen Principes von Erythrophlaeum judiciale, einem im Westen von Africa auch zu Gottesgerichten verwandten Baume, nachzuweisen. Das darin enthaltene Erythrophlaein bewirkt, wie Echujin, Krämpfe und Herzlähmung, sowie örtliche Empfindungslosigkeit der Wunden, mit denen es in directe Berührung gegracht wird. Die Monbuttu-Zwerge benutzen diese Pflanze, wie wahrscheinlich auch die Futa Diola und andere Stämme.

c) Krampfgifte.

Die Hoffnung, Menschen retten zu können, welche von Pfeilen getroffen wurden, die ein Krampfgift trugen, ist sehr viel grösser, als bei Athmungs- und Herzgiften. Denn über zahlreiche narkotische Mittel verfügen wir, um Krämpfe zu beseitigen, ja so lange selbst nicht auftreten zu lassen, als bis das in die Blutbahn eingetretene, krampferzeugende Gift den Körper durch Harn, Koth u. s. w. wieder verlassen hat. Kann eine solche Hülfe geleistet werden, dann ist sie auch aussichtsvoll, und wir fürchten nicht sehr das Geschoss mit seiner giftbewehrten schwarzen oder braunen oder grauen Spitze.

Malaka stellt ein förmliches Pfeilgift-Reservoir dar. Ausser den bereits angeführten Herzgiften werden auch Krampfgifte von den zahlreichen wilden Stämmen benutzt. So enthält das Pfeilgift der Panggahn, eines Stammes der Orang Hûtan, Brucin, ein krampferzeugendes Alkaloid, das sich allein oder in Begleitung von Strychnin in manchen Strychnos-Arten findet. Vielleicht ist es Strychnos Mangayi, woraus das Gift gewonnen wird. Keinenfalls kann es Strychnos Tieuté, das Upas Rádja oder königliche Gift sein, da dieses bis zu 60 pCt. Strychnin aber kein Brucin enthält.

Aber Strychnos Tieuté wird im malayischen Archipel noch viel für diesen Zweck benutzt. Ehemals sollen Verbrecher auf Java mit Dolchen getödtet worden sein, die Upas Radja trugen. Bei den Dajak wird, wie ich durch Analysen nachweisen konnte, Strychnos Tieuté viel gebraucht. In ein Palmblatt gewickelt und mit Faserschnur umwickelt, wird eine solche Gifttüte für den privaten Gebrauch, vielleicht auch für den Handel dargestellt. Sie ist gefüllt mit einem braunen, krümligen Pulver, dem Decoct von Strychnos Tieuté und angeblich Cocculus crispus. Leicht vermochte ich daraus kristallinisches Strychnin darzustellen. Ebenso gewann ich solches aus einem von Grabowski mitgebrachten, nicht in der geschilderten Weise verpackten Dajakgifte.

Ganz anderer Herkunft ist ein Krampfgift, das Buschmänner Südafricas zur Herstellung ihres Pfeilgiftes verwenden. Ausser dem bereits erwähnten Euphorbia-Safte und Schlangengift fügen sie demselben Haemanthus toxicarius, die Giftzwiebel hinzu. Das Gemisch bringen sie auf ihre mit Knochenspitze versehenen Pfeile, bei denen ein widerhakendes Federplättchen für das Zurückhalten der giftigen Spitze in der Wunde sorgt. Dieses Gift, dort „Malkopvergif“, d. h. den Kopf wirr machende Gift genannt, wirkt anfangs erregend, später lähmend auf Rückenmark, Gehirn und Athmungscentrum. Ein wesentlicher Besthandtheil ist die Giftzwiebel, die an der Entstehung der Krämpfe betheiligt ist. Thiere, die erbrechen können, thun dies anhaltend und bis zur Erschöpfung, wenn auch nur kleine Mengen davon von Wunden aus in das Blut eintreten. Die Haltbarkeit dieses Buschmann-Giftes ist eine besonders grosse. Ich habe solche Giftpfeile untersucht, die vor etwa 90 Jahren von Lichtenstein aus Südafrica mitgebracht und unter wechselnden, äusseren Verhältnissen hier in Berlin in diesem Zeitraume in Museen lagerten. Das an ihnen haftende Gift wirkte wie frisch dargestelltes; ja es gelang mir, selbst jene Wirkung zur Darstellung zu bringen, die sich auf eine Störung physischer Functionen bezieht. Ein ganz anderes Objekt wählen die Buschmänner des nördlichen Kalahari-Gebietes, um sich ein Pfeilgift zu verschaffen. Es ist ein Käfer: Diamphidia simplex Péring., von dem unter dem Namen Nga schon Livingstone berichtete. Die Larve dieser, zu den Chrysomeliden gehörenden Coleoptere, die sich in der Erde einpuppt und mit einem Erdcocon umgiebt, wird zerdrückt und der farblose Leibessaft auf die Pfeilspitze geträufelt. Oft werden

15, 20 und mehr dieser Larven für einen Pfeil benutzt. Als wirksames Princip spreche ich einen Eiweisskörper an, der sich mit Wasser aus der Larve extrahiren lässt. Solche wässrigen Auszüge tödten Thiere unter Zittern mit darauf folgender Lähmung.

Furchtbarer als dieses Gift in der Wirkung ist ein ebenfalls zu den Krampfgiften gehörendes Pfeilgift, das die Baroa, ein nördlicher Basutostamm darstellt. Sie allein in den sie umgebenden Stämmen führen Pfeil und Bogen und werden deshalb von den Boers „Boogschutter“ genannt. Thiere, die auch nur sehr kleine Mengen davon bekommen, gehen schnell unter Krämpfen zu Grunde. Basische Stoffe bedingen die Wirkung.

Diese Krämpfe tragen nicht den Charakter jener, die durch Strychnin erzeugt werden, die wir als Tetanus bezeichnen und die sich meistens mit Trismus (Kinnbackenkrampf) vergesellschaften. Aber auch solche werden gelegentlich durch angebliche Pfeilgifte erzeugt, für die sogar nachweislich kein Pflanzenstoff benutzt wurde. Seit lange ist es bekannt, dass auf den Hebriden Pfeile geschossen werden, auf deren Knochenspitze eine Substanz aufgetragen ist. Versuche, die ich anstellte, ein wirksames Princip aus diesem Belag zu gewinnen, scheiterten. Eine harzartige Masse liess sich in geringer Menge durch kochenden absoluten Alkohol ablösen. Keine irgendwie die Funktionen des Thierkörpers ändernden Stoffe sind durch andere Lösungsmittel herauslösbar. Es war daher nöthig, auch die einmal ausgesprochene Vermuthung zu prüfen, dass in irgend einer Weise durch Einstecken solcher Pfeile in ein Erdreich, das Tetanus-Bacillen enthält, diese an die Pfeile gelangen dort durch einen vorhandenen Saft festgeklebt werden, um nachher im menschlichen Organismus frei zu werden und das verderbliche Tetanusgift zu erzeugen. Impfversuche, die auf meine Bitte Hr. Pfeiffer vom Institut für Infectionskrankheiten an Mäusen anstellte, fielen absolut negativ aus.

Es wäre nun möglich, dass durch den Transport oder das lange Liegen diese Lebewesen in meinem Präparate zu Grunde gegangen waren. Indessen kam auch eine französische Commission, die sich auf Neu-Caledonien vor einigen Jahren mit dieser Frage beschäftigte und der, aller Annahme nach, frische Präparate zur Verfügung standen, zu dem gleichen Resultate. Der nach der Verwundung von Menschen mit solchen Pfeilen auftretende Tetanus ist ein zufälliger, wie er, freilich sehr viel seltener, auch nach andersartiger Verwundung vorkommen kann. Nach neueren Mittheilungen werden der aus Menschenknochen gefertigten Pfeilspitze bei den Eingeborenen der Salomon-, St. Cruz- und Banks-Inseln, sowie der Neu-Hebriden-Gruppe übernatürliche Einwirkungen zugeschrieben. Besonders die aus den Knochen eines erschlagenen Feindes Bereiteten sollen sicher tödtende Kraft besitzen.

Nichtsdestoweniger werden auf manchen dieser Inseln doch wirkliche Gifte noch auf die Knochen aufgetragen, z. B. in Mota auf den Banks-Inseln, das Gift aus der Wurzel einer Kletterpflanze, oder auch Euphorbiaceen-Säfte. Vielfach findet sich auf jenen Inseln, wie auch auf den Fidschi-Inseln, die Euphorbiacee: Excoecaria Agallocha, die wegen der heftigen entzündungserregenden Eigenschaften ihres Saftes seit lange berüchtigt ist. Auch dass die so behandelten Pfeile in Krabbenlöcher gesteckt und dann an der Luft getrocknet werden, wird behauptet.

So kann also gelegentlich aus der örtlichen Entzündung und den gleichzeitig an der Pfeilspitze vorhandenen, und auf die entzündete Basis einwirkenden fauligen, oder mit gewissen pathogenen Mikroorganismen versehenen Stoffen ein Starrkrampf resultiren. Derselbe wird von jenen Pfeilgiftschützen erwartet, und auch Europäer gingen durch solche Schüsse unter diesem Symptome bei mangelnder geeigneter

Hülfe zu Grunde. Damit stimmt eine andere, freilich alleinstehende Angabe überein, wonach die Pfeile auf den Neu-Hebriden in das verwesende Fleisch eines etwa acht Tage alten menschlichen Leichnams eingestossen und dann mit dem Safte der Derris uliginosa getränkt würden. Der Saft dieser Pflanze stellt aber für sich allein schon ein bösartiges Gift dar.

Die Eingeborenen von Bougainville (Salomon-Archipel) sollen ebenfalls, wie aus dem Reiseberichte der „Gazelle" hervorgeht, die Gewohnheit haben, die Pfeilspitze in einen verwesenden Leichnam einzustossen. Aus Neu-Guinea ist mir das Gleiche von Hrn. Kärnbach mitgetheilt worden.

Wer denkt bei diesen Berichten nicht an die Erzählung von Aristoteles und Aelian, wonach die Scythen ihr Pfeilgift aus einem Gemisch von faulenden Schlangen und faulendem menschlichem Blute darstellten?

Die giftigen Eigenschaften faulender thierischer Theile sind seit Jahrtausenden bekannt, und selbst da, wo man Giftpfeile nicht schiesst, z. B. in Australien — die Torresstrasse stellt nach Süden die Grenze für den Gebrauch solcher Geschosse dar — bedient man sich dieses Giftes in anderer Weise zum Tödten. So wird von den Narrinjeri am unteren Murray in Südaustralien angegeben, dass sie Knochensplitter in die jauchige Masse von Leichen tauchen und diese Waffe zum Verwunden benutzen.

d) Lähmungsgifte.

Ziemlich scharf lässt sich von den bisher erörterten Gruppen diejenige abtrennen, die bei gewissen Dosen primär die peripherischen motorischen Nerven in den Muskeln lähmen. Bewegungsunfähigkeit und auch Athmungsstörungen eventuell Erstickung durch Unthätigkeit der für den Athmungsprocess nothwendigen Muskeln sind die Folgen, welche die Aufnahme eines solchen Giftes in die Blutbahn zeitigen muss. Walter Raleigh brachte im Jahre 1595 ein solches Gift aus America zu uns. Es ist das unter dem Namen Curare oder Worara berühmt gewordene und auch heute noch am Amazonenstrom, am Orinoko, in Französisch-Guyana bei zahlreichen Stämmen, z. B. den Ticunas, Arecunas, Macusi, Mesaya, Jipurina, Wapisiana, Atorai gebrauchte Pfeilgift, das Frösche zu 0,00002 *g* lähmt. Drei Strychnosarten liefern dieses Gift, zu dem freilich hier und da auch Zusätze wie Cocculus toxiferus, Schlangen u. a. m. gemacht werden. Ein ziemlich umfangreicher Tauschhandel findet innerhalb der angegebenen Gebiete mit demselben statt. Dieses Gift, dessen wirksame Bestandtheile die Alkaloide Curarin und Curin darstellen, lehrte uns zuerst, wie innerhalb der sonst krampferregenden Strychnosgruppe Species vorkommen, welche die gegentheilige Wirkung, d. h. Lähmung zu äussern vermögen. Regungs- und bewegungslos liegen die damit vergifteten Thiere da, und ihre Athembewegungen, die immer schwächer werden, drohen ganz aufzuhören; aber ihr Leben kann dennch lange erhalten, ja die Thiere gerettet werden, wenn die künstliche Athmung energisch und lange gehandhabt wird. Schnell wird das Gift aus dem Körper ausgeschieden, und wenn trotzdem die Vergiftungssymptome noch lange anhalten, so zeigt dies, wie schwer die Nerven durch die Vergiftung gelitten haben, schliesst aber nicht aus, dass man, wenn die freiwillige Athmung wieder halbwegs in Gang gekommen ist, der weiteren Störungen auch Herr wird. Von den Wilden werden Salz oder Zuckerrohrsaft, innerlich genommen, als Gegengifte gerühmt.

In Neu-Granada wird von den Choco-Indianern ein wie Curare wirkendes Thiergift aus einer Kröte Phyllobates melanorhinus zu Pfeilgiften gebraucht und in West-Ecuador angeblich eine Solanumart. —

Manche andere Einzelheit hätte ich Ihnen, meine Herren, hier über diesen Gegenstand noch mittheilen können. Ich glaube aber, dass das, was Sie gehört haben, hinreichend war, um Ihnen seine Bedeutung nicht nur für die Anthropologie und die Medicin, sondern vor Allem für die wichtigen Zwecke des Verkehrs nahe zu legen. Wer die Gefahr gut kennt, verringert schon durch die Kenntniss ihre Bedeutung. Und derjenige Laie oder Arzt, der sich in Gegenden begiebt, in denen er der Gefahr eines Giftpfeilschusses ausgesetzt ist, wird durch die Kenntniss der Wirkungsart solcher Gifte auch viel besonnener, kaltblütiger und richtiger seine Maassnahmen treffen, die er solchen Verletzungen gegenüber zu nehmen gelernt hat. Die Wirkungsart der noch auf der Welt versandten Pfeilgifte ist jetzt fast vollständig erforscht worden. Daher erachte ich es als eine Pflicht derjenigen, die zu Forschungs-, Handels- oder Eroberungszwecken mit Völkern, die noch Giftpfeile senden, in Berührung treten, sich dieses Wissen anzueignen und auch im Besitze der Kenntnisse zu sein, welche die Toxikologie zur Abwehr solcher Schädigungen an die Hand giebt. —

(19) Hr. Franz Boas übersendet eine weitere Fortsetzung (vgl. Verhandl. 1893, S. 477) seiner Sammlung der

Sagen der Indianer an der Nordwest-Küste America's.

XXII. Sagen der Bilqula.

1. Die Rabensage.

1. Am Anfange gab es keine Sonne. Ein Vorhang war zwischen Himmel und Erde ausgespannt, so dass es hienieden immer dunkel war. Der Rabe wünschte die Sonne zu befreien, vermochte es aber nicht. Da ging er zu den Gottheiten Masmasalā'niq, Yula'timot (= der Reiher), Matlapē'eqock· und Itl'itlu'lak (nach anderen Matlapä'litsek·) und bat sie, die Sonne zu befreien. Sie zerrissen den Vorhang und die Sonne begann die Erde zu erleuchten. Sie schien aber noch nicht klar und hell, sondern wie durch einen dichten Nebel. Der Rabe flog durch den Riss, welchen die Gottheiten gemacht hatten, in den Himmel und fand dort eine endlose Ebene, die von den Vögeln bewohnt wurde. Masmasala'niq und seine Brüder wollten dieselben bemalen. Der Rabe verlangte, zuerst bemalt zu werden. Yula'timot bemalte ihn mit bunten Farben, konnte ihn aber nicht zufrieden stellen. Dann bemalte ihn Masmasala'niq. Dem Raben gefielen aber die neuen Farben ebenso wenig, wie die früheren. Darauf bemalten ihn erst Matlapē'eqock·, dann Itl'itlu'lak·; keiner aber konnte es ihm recht machen. Da sprach Masmasala'niq: „Lasst uns ihn schwarz malen.“ Sie thaten also, der Rabe aber rief: „Es thut nichts, dass ich nun hässlich bin. Ich werde jetzt hinunter fliegen zur Erde und die Menschen foppen und quälen.“ Dann warf Masmasala'niq den Raben zur Erde hinab. Die vier Gottheiten bemalten nun alle Vögel und gaben jedem seinen Sang und seine Künste. Sie wiesen ihnen die Jahreszeiten zu, in denen sie singen, und die, in welchen sie verstummen sollten.

Der Rabe war aber nicht zufrieden mit der Sonne, da sie so trübe schien, und beschloss, eine andere zu suchen. Er durchflog die ganze Welt und kam endlich zum Hause des Häuptlings Snq, welcher das Nusqē'mta (= Platz der Morgendämmerung) besass. Dieses war eine runde Kiste ohne Deckel und Naht, in der sich die Sonne befand. Der Häuptling bewahrte sie in seinem Hause, in dem sie an einem Dachbalken hing. Der Rabe wusste, dass die Kiste nicht mit Gewalt

zu erlangen war, und ersann eine List. Der Häuptling hatte vier Töchter. Die älteste pflegte jeden Morgen Wasser aus einem Teiche zu schöpfen. Da verwandelte der Rabe sich in eine Tannennadel und liess sich in den Eimer fallen, in welchem das Mädchen Wasser schöpfte. Als sie nun das Wasser trank, verschluckte sie die Tannennadel mit demselben. Sie wurde schwanger und gebar einen Knaben. Als dieser heranwuchs, fing er eines Tages an zu schreien und wollte sich nicht beruhigen lassen. Er schrie nach dem Nusqē'mta. Da er alle Nahrung von sich wies und unaufhörlich schrie, erlaubte der alte Häuptling ihm endlich, mit demselben zu spielen. Er war zunächst zufrieden. Am nächsten Tage aber schrie er wieder, bis der Häuptling ihm erlaubte, das Nusqē'mta aus dem Hause zu nehmen, um mit ihm auf der Strasse zu spielen. Kaum war er hinausgegangen, da zerbrach er die Kiste. Die Sonne sprang heraus und er flog als Rabe von dannen. (Erzählt von Nuskelu'sta.)

2. Als so die Sonne erschaffen war, kamen Masmasalā'niq, Yula'timōt, Matlapē'eqoek· und Itl'itlu'lak zur Erde herab und sprachen: „Lasst uns den Menschen erschaffen." Masmasalā'niq schnitzte eine menschliche Figur aus Holz, war aber nicht im Stande, dieselbe in's Leben zu rufen. Matlapē'eqoek· und Itl'itlu'lak versuchten ebenfalls menschliche Figuren zu schnitzen; sie konnten sie aber nicht beleben. Endlich schnitzte Yula'timōt eine Figur und belebte sie. Dann schuf er je einen Mann und eine Frau in allen Landen, und sie wurden die Ahnen aller Stämme. Masmasalā'niq gab den Menschen dann seine Künste. Er lehrte sie Canoes bauen, Fische fangen, Häuser errichten. Er machte Flüsse, damit die Menschen Wasser zu trinken haben sollten und damit die Fische dieselben hinaufschwimmen konnten. (Erzählt von Nuskelu'sta.)

3. Dann schnitzte Masmasalā'niq einen Lachs, warf ihn in's Wasser und hiess ihn von dannen schwimmen. Der Lachs hatte aber noch keine Seele und konnte deshalb nicht schwimmen. Da die vier Gottheiten die Seele nicht machen konnten, riefen sie den Raben und trugen ihm auf, eine Seele für den Lachs zu suchen. Da schob der Rabe sein Boot Tupa'nkutl in's Wasser und fuhr mit seinen vier Schwestern Tsuā'astᴇlkᴴs(?), Stsuakᴴtᴇlᴴs, ᴴilq und Askyā'nik·s zu den Lachsen. Als sie nicht mehr weit von dem Hause des Häuptlings der Lachse waren, landete der Rabe an einer Landspitze und liess seine Schwestern sich im Walde verbergen. Abends, als es dunkel wurde, schlichen sie sich heimlich in's Dorf des Häuptlings und bohrten (nagten?) Löcher in sein Boot. Dann gingen sie zu ihrem Verstecke zurück und fuhren am folgenden Morgen zum Dorfe, als ob sie eben erst angekommen seien. Der Häuptling liess sie einladen, in sein Haus zu kommen, und bewirthete sie reichlich. Als sie nun wieder zur Abreise rüsteten, versah er sie mit Reiseproviant. Der Rabe bat ihn: „Lass Deine Tochter die Vorräthe in mein Boot tragen, ich will sie dort wegstauen." Dann ging er zum Boote hinunter. Als nun das Mädchen die Vorräthe brachte und dabei in's Boot stieg, rief der Rabe seinen Schwestern zu, so rasch als möglich fortzurudern. So entführten sie das Mädchen. Der Häuptling wollte sie verfolgen; als er aber sein Boot in's Wasser schob, ging es unter, da der Boden durchlöchert war. So gelangten die Flüchtigen glücklich nach Nutl'ᴇ'l, wo sie das Mädchen in den Fluss Kᴴ'lat warfen. Seitdem sind viele Lachse in dem Flusse[1]).

---

1) Diese Sage besteht wahrscheinlich aus zwei Bruchstücken, die von dem Erzähler, der dieselben wohl nicht genau kannte, zusammengeschweisst wurden. Nach einem Fragment, das ich von einem anderen Erzähler hörte, gab der Häuptling dem Raben Lachs zu essen. Derselbe verbarg dann die Seele, die als ein eiförmiger Körper gedacht wird,

4. Masmasalā'niq wusste, dass die Sintflut kommen würde. Da band er die Boote der Bilqula an den Berg Nusk'a lst fest, um zu vermeiden, dass dieselben fortgetrieben würden. Er hiess die Menschen die Boote zusammenzubinden und mit Planken zu bedecken, damit sie sich sogleich auf dieselben begeben konnten, wenn das Wasser zu steigen begänne. Da die Boote der anderen Völker nicht festgebunden waren, wurden sie über die ganze Welt zerstreut. Die Heiltsuk', die anfänglich im Binnenlande gewohnt hatten, wurden zur Meeresküste verschlagen. Die Indianer des Binnenlandes, die früher an dem Meere gewohnt hatten, wurden in's Binnenland geführt. Als das Wasser wieder ablief, entstanden die Flüsse[1].

5. Einst sass der Rabe am Feuer und ihm gegenüber sass ein wunderschönes Mädchen, deren Haut war weiss wie Schnee. Diese hätte er gern zur Frau gehabt, sie aber wollte nichts von ihm wissen. Da ersann er eine List. Er sagte zu ihr: „Du hast so lange nicht gebadet. Nimm doch ein Bad!“ „Gut,“ erwiderte jene, „dann mache Du ein Feuer für mich!“ Sie ging nun in ihr Zimmer und wusch ihren ganzen Körper. Der Rabe aber flog in den Wald. Er ging zur Ceder und fragte sie: „Was thust Du, wenn man Dich in's Feuer wirft?“ Die Ceder antwortete: „Dann schreie ich, die Leute nennen es knistern.“ „Dann kann ich Dich nicht gebrauchen,“ sagte der Rabe. Er flog zur Fichte und fragte diese, was sie thue, wenn man sie in's Feuer werfe. Sie antwortete: „Ich schreie und springe hoch in die Höhe.“ Da sagte der Rabe: „Das ist recht. Ich werde Dich in's Feuer werfen und dicht bei Dir wird ein schönes Mädchen sitzen. Dann springe ihr gerade in den Schooss und verbrenne sie.“ Der Rabe trug das Fichtenholz nach Hause, machte ein Feuer und das Mädchen setzte sich dicht daran, um sich zu trocknen. Da sprang das Fichtenholz in die Höhe, ihr gerade in den Schooss, und verbrannte sie. Der Rabe bedauerte sie sehr und sagte: „Ich weiss ein gutes Heilmittel. Gehe in den Wald, und wenn Du draussen eine Pflanze siehst, einen Stengel ohne Blätter, der sich auf und ab bewegt, so setze Dich gerade darauf, dann wirst Du gleich gesunden.“ Das Mädchen folgte seinem Rathe. Kaum war sie aus dem Hause, so flog der Rabe in den Wald, versteckte sich unter Laub und liess nur seinen Penis hervorstehen. Das Mädchen kam und that, wie der Rabe ihr geheissen hatte. Da erblickte sie aber seine Augen und merkte, dass sie betrogen war. Sie ergriff den Raben und prügelte ihn, bis er wie todt liegen blieb.

6. Einst sagte der Rabe zu seinen vier Schwestern: „Ich höre, dass viele Heidelbeeren hier im Holze wachsen. Lasst uns doch hinfahren und Beeren pflücken.“ Sie bestiegen das Boot Tudo'nkutl und fuhren hinaus. Als das Boot ganz mit Beeren gefüllt war, fuhren sie zu einer ebenen Stelle am Ufer, kochten die Beeren in einem grossen Kessel und füllten sie dann in Kisten. Sie beluden ihr Boot und fuhren weiter. Plötzlich rief der Rabe, welcher am Steuer sass: „Schwestern, ich muss an's Land gehen!“ Sie landeten, und er verrichtete seine Nothdurft. Dann sprach er zu seinen Exkrementen: „Wenn ich mich ein wenig

der seinen Sitz im Genick hat, unter seiner Zunge. Der Häuptling bemerkte es aber und nahm sie ihm wieder fort. Es gelang ihm aber dann doch auf irgend eine Weise, die mir nicht erzählt wurde, die Seele zu erhalten.

1) Ich verstand früher (Verh. 1886, S. 206), dass Masmasalā'niq das Land, nicht die Boote, festband. Dieses beruht darauf, dass der Erzähler Chinook sprach und sagte: Masmasalā'niq mamuk kau eli kopa lamotai, d. h. wörtlich: Masmasalā'niq band das Land an den Berg; eli = Land, bedeutet hier aber die Bewohner des Landes, nicht das Land selbst, so dass die früher gegebene Version der Sage unrichtig ist.

entfernt habe, so ruft winā'winā'!"[1]) Er fuhr dann mit seinen Schwestern weiter. Nach kurzer Zeit hörte man den Ruf: winā'winā'! Da sagte der Rabe: „O, weh! Hört Ihr das Schreien? Das sind unsere Feinde, die mit vielen Booten kommen, uns zu tödten. Geht Ihr lieber in den Wald und versteckt Euch, ich will hier bleiben und auf das Boot achten." Kaum waren seine Schwestern ausser Sehweite, da frass er alle Beeren auf. Nach einiger Zeit kamen die Mädchen zurück. Sie sahen den Raben auf dem Rücken im Boote liegen und fanden ihre Kiste ausgeleert. Da fragten sie, was geschehen sei. Der Rabe antwortete: „O, die Leute haben mich geschlagen und alle Beeren aufgegessen." Bald aber sahen die Schwestern, dass seine Zunge ganz schwarz war. Sie fragten: „Woher ist denn Deine Zunge schwarz? und auch Dein Kopf? Du hast unsere Beeren gefressen," und sie traten ihn mit Füssen. Da rief er: k·oāq, k·oā'q!

7. Der Rabe flog weiter und sah ein Haus auf einem Arme des Fjordes schwimmen. Dort wohnte ein Mann Namens Yaii'ntsa, welcher durch ein Loch, welches im Boden das Hauses war, Heilbutten angelte. Der Rabe ging zu ihm und bat ihn um etwas Nahrung. Da ging der Mann an das Loch, liess seine Angel hinab und fing eine Heilbutte. Er zerschnitt dieselbe, kochte ein Stück und gab es dem Raben. Der Rabe dachte nun, dass er selbst wohl in dem Hause wohnen möchte, und wollte Yaii'ntsa durch eine List verjagen. Er sprach: „Auf der anderen Seite des Fjordes ist Dein Vater." Yaii'ntsa erwiderte: „Ich habe keinen Vater und keine Mutter." Der Rabe blieb bei seiner Behauptung und sprach: „Er muss es doch wissen. Er sagte mir, er sei Dein Vater und wolle Dich gern sehen. Wenn Du willst, bringe ich Dich hinüber." Yaii'ntsa fragte: „Wo ist denn Dein Boot?" „O, ich trage Dich auf meinem Rücken hinüber," versetzte der Rabe. Yaii'ntsa fürchtete, der Rabe würde ihn fallen lassen, derselbe beruhigte ihn aber, und sagte, er werde ganz ruhig fliegen. Da stieg Yaii'ntsa auf, und der Rabe flog fort. Als er sich ein wenig über das Haus erhoben hatte, fing er an zu wackeln und Yaii'ntsa ward ängstlich. Der Rabe aber tröstete ihn, indem er sagte: „O, das kommt wohl vor, wenn ich fliege." Als er aber mitten über dem Fjorde war, warf er jenen in's Wasser und flog zu dem Hause zurück. Er fing gleich an zu fischen. Als er die Angel aufzog, fand er keine Heilbutte, sondern nur einen Stock. Darüber ward er zornig und schlug auf den Stock. In demselben hatte sich aber Yaii'ntsa versteckt, der nun herauskroch und viele Löcher in das Haus bohrte, so dass es voll Wasser lief. Der Rabe konnte nicht hinaus, und als das Wasser höher und höher stieg, steckte er endlich seinen Schnabel durch ein kleines Loch im Dache, um nur Luft zu bekommen. Yaii'ntsa aber liess das Haus ganz untergehen. Als er glaubte, der Rabe sei ertrunken, liess er es wieder auftauchen und öffnete die Thür. Da flog der Rabe heraus und rief: k·oā'q, k·oā'q, k·oā'q. Yaii'ntsa wusste nicht, wohin er verschwunden war.

8. Einst wollte der Rabe Heilbutten fangen und ging mit dem Kormoran aus, zu fischen. Dieser fing viele grosse Fische und warf sie in's Boot, während der Rabe nur einen einzigen, kleinen Fisch gefangen hatte. Deshalb ward er neidisch und dachte, wie er dem Kormoran seinen Fang fortnehmen könne. Er rief ihm zu: „Ich habe so viele Fische gefangen, dass mein Boot fast voll ist." Der Kormoran fragte: „Was für Köder hast Du denn gebraucht?" Jener sprach: „Ich habe mir die Zunge abgeschnitten, und an die Angel gesteckt." Da schnitt der Kormoran sich ebenfalls die Zunge ab und ward stumm. Der Rabe stahl ihm

[1]) Wohl das Kwakiutl-Wort wina, Krieg.

dann all' seine Fische und behauptete, als sie an's Ufer kamen, er habe dieselben gefangen. Der arme Kormoran aber konnte nichts sagen.

9. Der Rabe und seine Schwester waren einst sehr hungrig. Da ging er zum Seehund und bat denselben um etwas Nahrung. Dieser willfahrtete seiner Bitte. Er hielt seine Hände an's Feuer und liess Fett daraus hervortropfen. Er gab dem Raben das Fett und viele Lachse und liess es ihn nach Hause zu seiner Schwester tragen.

10. Ainoa'qōne (ein kleiner Vogel) wollte einst den Raben bewirthen. Er nahm einen grossen Eimer, ging damit in den Wald und sang viermal: ainoaqa'na qa'naqa'na. Da wurde der Eimer voll Beeren. Er trug dieselben nach Hause und setzte sie dem Raben vor. Dieser frass die Hälfte auf, den Rest nahm er mit nach Hause, um ihn seiner Schwester zu geben. Der Rabe glaubte, er könne auch Beeren auf diese Weise machen. Er nahm einen Eimer und ging in den Wald. Als er sang, wurde aber der Eimer nicht voll Beeren, sondern voll Exkremente. Als seine Schwestern das sahen, wurden sie zornig und prügelten ihn.

11. Der Hirsch hatte sein Junges verloren, das von den Wölfen zerrissen war. Als er auf einem Berge sass und weinte, kam der Rabe geflogen und wollte mit ihm weinen. Der Hirsch freute sich, dass jener Mitleid mit ihm hatte, und hiess ihn sich setzen. Der Rabe aber wollte nur den Hirsch tödten und fressen. Sie sassen neben einander auf dem Berge, gerade am Abhange einer tiefen Schlucht. Da fing der Rabe an zu weinen und zu singen: „O, Hirsch, Du hast ja gar kein Fleisch an Deinen Beinen." Der Hirsch wurde böse und sagte: „Ich glaubte, Du wolltest mit mir weinen und nun verhöhnst Du mich?" Dann sang er weiter: „O, Rabe, Du hast ja gar kein Fleisch an Deinen Füssen." Darüber ward der Rabe zornig und warf den Hirsch den Felsen hinunter. Er freute sich, und flog hinunter und frass des Hirsches Hinterviertel. Dann flog er zu seinen Schwestern und sprach: „Ich habe einen grossen Hirsch getödtet. Kommt! wir wollen ihn nach Hause tragen."

12. Einst ging K·'ō'tsikн, der Panther, in's Gebirge, Ziegen zu fangen. Er hatte seinen Bogen und Pfeil schussbereit in der Hand, als er dem Berggeiste To'alatlitl begegnete. Dieser fragte: „Wessen Bogen und Pfeil trägst Du da?" K·'o'tsikн antwortete: „Sie gehören To'alatlitl." Darüber freute sich dieser und tauschte seine Waffen mit K·'o'tsikн aus. Seitdem fängt der Panther mit Leichtigkeit Bergziegen. Er bewirthete alle Leute, nur dem Raben gab er nichts. Da beschloss dieser, selbst zu gehen und Bergziegen zu fangen. Auch er begegnete Tō'alatlitl und derselbe fragte, indem er auf des Raben Waffen zeigte: „Wem gehört dieser Bogen und Pfeil?" Der Rabe erwiderte: „Wem anders als dem Raben?" Darüber ward Tō'alatlitl zornig und verliess den Raben. So kam es, dass dieser keine einzige Ziege erlegte. Er schämte sich aber, mit leeren Händen nach Hause zu kommen. Deshalb schnitt er sich in die Brust, nahm etwas Fett heraus, legte dasselbe auf den Köcher, welchen er auf dem Rücken trug, und ging nach Hause. Er prahlte nun, er habe viele Bergziegen gefangen, und gab seinen Schwestern sein eigenes Fett, das er sich sehr hatte vermehren lassen. Diese nahmen es und legten es an's Feuer. Da schrie der Rabe: „O, legt das Fett nicht an's Feuer, das thut mir weh'." Als sie nicht darauf hörten, ward er krank. Seine Eingeweide kollerten und er wäre beinahe gestorben. K·'o'tsikн aber gab nun den Schwestern des Raben zu essen, ihm selbst aber nichts. Darüber wurde der Rabe zornig und sagte zu K·'o'tsikн: „Weisst Du nicht, dass die Leute Dich tödten wollen? Entfliehe lieber von hier und lass' Dich nicht wieder sehen."

K·ö'tsiku folgte dem Rathe des Raben. Da wurden die Schwestern zornig, weil ihr Bruder ihnen den Ernährer genommen hatte.

13. Der Rabe ging einst fischen und bald biss ein grosser Fisch (sāmtl) an seine Angel an. Als er ihn in's Boot legte, wurde derselbe in eine Frau verwandelt. Er heirathete sie, und sie versprach, bei ihm zu bleiben, wenn er nie nach anderen Frauen sehen wolle. Vier Tage blieb der Rabe seinem Versprechen treu. Während dieser Zeit fing er sehr viele Lachse und trocknete sie am Feuer. Da sah er aber ein hübsches Mädchen und fing an nach ihr hinzusehen. Hierüber wurde seine Frau böse und ging mit allen Lachsen von dannen. Da ward der Rabe sehr traurig und weinte.

14. Der Rabe wollte Lachse fangen, verstand aber nicht die Kunst, Netze zu machen. Deshalb ging er zur Spinne und diese lehrte ihn die Kunst.

2. Der Mink.

1. Snq (oder Tā'atau), die Sonne, hatte einen Sohn Namens T'ōt'k·oa'ya, der mit seiner Mutter in einem Dorfe wohnte. Die Knaben des Dorfes lachten ihn einst aus, weil er keinen Vater habe. Daher beschloss er, seinen Vater im Himmel zu besuchen. Er nahm seinen Bogen und seine Pfeile, und schoss einen Pfeil gen Himmel, wo er stecken blieb. Alsdann schoss er einen zweiten Pfeil ab, der die Kerbe des ersten traf. So fuhr er fort, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Er schüttelte daran, um zu versuchen, ob sie stark genug sei. Als er fand, dass er es wagen durfte, kletterte er hinauf. Im Himmel fand er ein Haus, in dem Snq's Frau wohnte. Diese hiess ihn willkommen und sprach: „Abends wird Dein Vater nach Hause kommen. Er wird sich freuen, Dich zu sehen." Als Snq kam, begrüsste er seinen Sohn und sagte: „Ich bin alt. Hinfort trage Du die Sonne an meiner Statt. Aber achte auf. Gehe gerade aus und beuge Dich nicht nieder, sonst wird die Erde verbrennen." T'ōt'k·oa'ya versprach es und ging morgens langsam und ruhig den Himmel hinauf. Gegen Mittag aber beugte er sich nieder, um sich auf Erden umzusehen. Da wurde es sehr heiss hienieden. Die Felsen zerbarsten und das Meer fing an zu kochen und bedeckte das ganze Land. Die Menschen retteten sich in ihre Boote; aber viele kamen um, andere wurden verschlagen. Die Bergziegen versteckten sich unter Steinen, daher blieben sie weiss, während alle anderen Thiere dunkel gebrannt wurden. Als Snq nun sah, was T'ōt'k·oa'ya anrichtete, ergriff er ihn, und riss ihn in Stücke, die er zur Erde hinabschleuderte. Dort wurden sie in Minke verwandelt.

2. Snq nahm eine Frau auf Erden. Von dieser hatte er ein Kind, das er T'ōt'k·oa'ya nannte. Die Menschen verspotteten das Kind, weil sein Gesicht immer schmutzig war. Der Knabe warnte sie: „Verhöhnt mich nicht, sonst wird Snq, mein Vater, Euch strafen." Die Menschen hörten aber nicht auf ihn, und glaubten nicht, dass Snq sein Vater sei. Als sie ihn wieder verhöhnten und quälten, sprach er: „Jetzt werde ich zu meinem Vater gehen und Rache an Euch nehmen. Ich werde Euch alle verbrennen." Er begann an den Augenwimpern Snq's, den Sonnenstrahlen, hinanzuklimmen und erreichte so den Himmel. Er bat seinen Vater, ob er an seiner Statt die Sonne tragen dürfe. Dieser gab sie ihm und er stieg morgens, die Sonne tragend, in die Höhe. Gegen Mittag machte er die Sonne heisser und heisser, so dass die Häuser und Bäume zu brennen begannen. Abends kehrte er in das Dorf zurück. Er sprach zu den Leuten: „Seht, ich verbrannte Eure Häuser, weil Ihr mich gequält habt." Sie aber glaubten ihm nicht.

Er war nun reiner und schöner geworden und sprach zu den Menschen: „Wenn Ihr mich wiederum quält, werde ich wieder zu meinem Vater gehen und Euch alle verbrennen.“ Die Menschen aber beschlossen, ihn zu tödten. Da Tōt'k·oa'ya ihre Absicht merkte, stieg er wieder an seines Vaters Augenwimpern gen Himmel. Dort beklagte er sich über die Menschen. Snq aber sagte nur: „Man hat Dich nicht gern, weil Du voll thörichter Streiche bist.“ Wieder liess er seinen Sohn die Sonne tragen. Da machte dieser, dass es auf Erden so heiss wurde, dass Alles verbrannte. Die Thiere, die sich nicht vor der Gluth verbargen, wurden ganz versengt. Der Bär drückte nur seine Kehle gegen einen Stein: daher ward sein ganzes Fell schwarz mit Ausnahme dieses einen Fleckes. Das Hermelin versteckte sich unter Steinen, doch steckte seine Schwanzspitze heraus. Daher ist dieselbe schwarz. Die Bergziege kroch in eine Höhle. Daher blieb sie ganz weiss.

Als Snq aber sah, was sein Sohn that, ward er böse und warf ihn zur Erde hinunter. Er verwandelte ihn in einen Mink. (Erzählt von Nuskelu'sta aus NuqalkH.)

3. Der Mann im Monde.

Ein Mann sandte seine Frau jeden Tag in den Wald, Beeren zu sammeln. Eines Tages sah sie daselbst der Mann im Monde, der Sohn Snq's. Er fand Gefallen an ihr und stieg vom Himmel herab, um bei ihr zu bleiben. Dann kehrte er in den Himmel zurück. Die Frau ging nach Hause, hatte aber keine Beeren, da sie, statt zu sammeln, mit dem Mondmann beisammen gewesen war. Als sie nun alltäglich ohne Beeren nach Hause kam, obwohl viele im Walde wuchsen, ward ihr Mann misstrauisch und beschloss, sie zu belauschen. Er fand sie mit ihrem Liebhaber beisammen. Er schlich unbemerkt nach Hause zurück, beschloss aber, sich zu rächen. Am folgenden Tage sprach er zu seiner Frau: „Du findest ja nie Beeren, ich will jetzt selbst einmal gehen und sehen, ob es keine giebt.“ Er setzte sich nun seiner Frau Hut auf, hing ihren Mantel um, unter dem er ein Messer verbarg, und ging zu dem Platze, wo jene einander zu treffen pflegten. Es währte nicht lange, da kam der Mondmann. Als derselbe ihn umfangen wollte, schnitt er ihm mit dem Messer den Kopf ab. Er trug denselben nach Hause, und als seine Frau ihn erblickte, erschrak sie sehr und fing an zu weinen. Er wollte wissen, wer jener sei, und rief alle Leute zusammen den Kopf zu sehen. Niemand aber erkannte ihn.

Snq stieg nun zur Erde herab, um seinen Sohn zu suchen. Endlich kam er auch zu dem Manne, welcher jenen erschlagen hatte. Er fragte: „Hast Du meinen Sohn nicht gesehen?“ Jener antwortete: „Nein, ich kenne ihn nicht und habe ihn nicht gesehen.“ Da erblickte Snq den Kopf seines Sohnes, welcher über dem Feuer hing. Er ward sehr zornig und machte ein grosses Feuer auf der Erde, so dass alle Menschen umkamen. Nur die Geliebte des Mondmannes blieb verschont. Sie nahm einen Eimer voll Wasser aus dem Flusse, ehe derselbe austrocknete, und fing mit dem Wasser viele kleine Fische (tutō k·). Als Alles ausgebrannt und die Flüsse vertrocknet waren, schüttete sie das Wasser in den Fluss, der nun wieder zu laufen begann. Die Fische schwammen darin umher und vermehrten sich rasch.

4. Kōlaia'ns und Mak·oa'ns.

Kōlaiā'ns wollte einst Lachse fangen. Er machte sich ein Seil aus Haaren und band die Angel, mit der er fischen wollte, daran. Mak·oa'ns aber wünschte sehr, die Angel zu haben. Er verwandelte sich in einen Lachs, schwamm den Fluss hinauf und biss die Angel durch, mit der er fortschwamm. Da ging Kōlaia'ns

den Fluss hinauf, um seine Angel wieder zu suchen. Er war nicht weit gegangen, da sah er ein grosses Haus. Er öffnete die Thür ein wenig und sah Mak·'oā'ns drinnen neben einer Kiste sitzen. Dieser lud ihn ein, in's Haus zu treten und sich neben ihn zu setzen. Kōlaiā'ns folgte der Einladung und erzählte dann, dass er ausgehe, um seine Angel zu suchen, die ihm gestohlen sei. Mak·'oā'ns sprach: „Ich habe nichts von Deiner Angel vernommen;" nach kurzer Zeit aber öffnete er die Kiste und zeigte ihm die zerbrochene Angel, indem er ihn fragte, ob er sie kaufen wolle. Da wusste Kolaiā'ns sogleich, dass jener sie gestohlen und zerbrochen hatte. Mak·'oā'ns aber setzte beide Stücke wieder zusammen, so dass die Angel wie neu war und gab sie Kōlaiā'ns zurück.

5. Der Snēnē'ik·.

Ein Mann, Namens Iā'lit, sass einst mit seiner Frau zusammen am Feuer. Die Frau hielt ihr Kind auf dem Schoosse, und als dasselbe schrie, gab sie ihm die Brust und stillte es. Zufällig blickte sie in die Höhe und sah auf dem Dache über dem Rauchfange etwas Weisses, das sich bewegte, wie eine keuchende Brust. Sie rief ihren Mann und machte ihn darauf aufmerksam. Er nahm seinen Bogen und Pfeil und schoss danach. Da sahen sie, wie das Weisse herunterfiel. Als es nun dämmerte, weckte die Frau ihren Mann und sprach: „Stehe doch auf und sieh', was Du gestern Abend geschossen hast." Er erhob sich und sah draussen einen jungen Snēnē'ik· todt liegen. Sein Pfeil hatte ihm gerade die Kehle durchbohrt und er war so gross, wie vier Büffel. Iā'lit grub nun ein tiefes Loch, warf den Snēnē'ik· hinein und deckte ihn wieder mit Erde zu. Nur die weisse Kehle liess er unbedeckt. Er erzählte niemand, dass er das Ungeheuer getödtet hätte. Einst fuhr nun eine Anzahl Männer den Fluss hinauf: sie sahen bei Nutltlē'iq den alten Snēnē'ik· auf einem grossen Felsen sitzen und weinen. Da fürchteten sie sich und kehrten nach Nuqa'lkн zurück. Als Iā'lit von ihrem Abenteuer hörte, ging er mit zwei Freunden flussaufwärts, um den Snēnē'ik· zu sehen. Als sie ihn auf dem Felsblocke erblickten, kehrten die zwei Freunde um, denn sie fürchteten sich. Iā'lit aber fuhr furchtlos weiter. Als er an dem Felsblocke ankam, auf welchem der Snēnē'ik· sass, schob er seinen Kahn an's Ufer, stand auf und lehnte sich gegen den Stein. Da hörte der Snēnē'ik· auf zu weinen und wischte sich die Augen aus. Iā'lit sprach: „Mein Lieber, ich möchte Dir helfen. Sage mir, warum weinst Du so sehr?" Der Snēnē'ik· antwortete: „O, ich habe meinen Sohn verloren. Ich weiss nicht, wohin er gegangen ist und fürchte, er ist todt." Dann nahm er ein Kupfer und gab es Iā'lit. Er fuhr fort: „Siehst Du das Häuptlingshaus dort droben auf dem Berge? Es gehört meinem Sohne." Iā'lit antwortete: „Ich sehe nichts." Da fuhr ihm der Snēnē'ik· zweimal mit der Hand über die Augen, und nun erblickte jener das schön bemalte Haus. Der Snēnē'ik· schenkte ihm das Haus mit allem, was drinnen war, und sagte: „Wenn Du nach Nuqa'lkн zurückgekehrt bist, so baue vier eben solche Häuser." Als er so geredet hatte, erhob er sich und wollte fortgehen. Iā'lit fragte ihn: „Wohin gehst Du?" Der Snēnē'ik· antwortete: „Ich verlasse nun dieses Land und gehe nach Naus" (bei Fort Rupert). Iā'lit aber kehrte nach Nuqa'lkн zurück. In den folgenden vier Jahren baute er vier Häuser und trug Alles, was in des Snēnē'ik·'s Hause war, zum Meere hinab. Und er bemalte seine Häuser ebenso, wie droben auf dem Berge das Haus des Snēnē'ik· bemalt war.

6. Die Snēnē'ik·.

Eines Abends weinte die Tochter eines Häuptlings und wollte sich nicht beruhigen lassen; da sprach ihre Mutter, eine schöne Frau, mit langen Haaren:

„Lege Dich hin und sei ruhig, sonst wird der Snēnē'ik· kommen und Dich holen.“ Um Mitternacht, als alle schliefen, kam der Snēnē'ik· in Gestalt einer alten Frau an die Thür und sprach zu dem Kinde: „Komm her, ich habe hier trockenen Lachs für Dich, nimm hin und iss.“ Das Kind kam aber nicht. Da sagte die Alte: „Komm her, ich habe hier Bergziegenfett. Nimm und iss.“ Das Kind ging an ein Astloch in der Wand und sagte: „So reiche es mir hier durch.“ Die Alte kam herbei, blies in das Loch, das sogleich sehr gross wurde, ergriff das Kind und steckte es in einen Korb, den sie auf dem Rücken trug. Da schrie die Kleine: „O, Snēnē'ik· hat mich in ihren Korb gesteckt!“ Die Eltern erwachten. Sie machten ein grosses Feuer, um sehen zu können, und verfolgten die Snēnē'ik·. Als sie ihr aber nahe kamen, versank dieselbe in die Erde, und so verloren sie ihre Spur. Da kehrten sie betrübt nach Hause zurück. Snēnē'ik· gelangte endlich nach Hause und sprach zu ihrer Sklavin Nusk·ēeqtitlputsa'aq: „Siehe her, ich habe eine Schwester für Dich gefunden.“ Snēnē'ik· hatte sie einst in ihrem Korbe ebenso geraubt, wie jetzt das Mädchen. Die Sklavin rief die letztere zu sich und sprach zu ihr: „Wenn Snēnē'ik· Dir zu essen geben will, so nimm es nicht, sonst wird es Dir ergehen, wie es mir erging. Siehe, ich ass von ihrem Bergziegenfett und da bin ich an die Erde festgewachsen.“ Sie zeigte ihr nun, dass ein Seil aus ihrem After hervorwuchs und sich in der Erde verzweigte, gerade wie eine Wurzel. Sie sagte weiter: „Verstecke das Essen unter Deinem Mantel und thue, als ässest Du.“ Als Snēnē'ik· zurückkam, bot sie dem Mädchen Bergziegenfett an. Dieselbe folgte aber dem Rathe der Sklavin und stellte sich nur, als ob sie ässe. In Wahrheit verbarg sie das Fett unter ihrem Mantel. Nach einiger Zeit hörte die Snēnē'ik· ein Kind schreien und lief fort, dasselbe zu holen. Vorher sagte sie zu dem Kinde, es solle im Hause bleiben, denn sie wolle ihm eine Schwester holen. Als die Snēnē'ik· fort war, rief die alte Sklavin das Kind herbei und sprach: „Nimm Du die Adlerklauen, die dort hängen. Stecke sie Dir an die Finger und erwarte draussen ihre Rückkehr.“ Das Mädchen that, wie die Sklavin ihr sagte. Sie stellte sich an den Abhang einer Schlucht, welche die Snēnē'ik· auf einem liegenden Baumstamm überschreiten musste. Als sie mitten auf dem Stamme ankam, erhob die Kleine ihre Hände, öffnete und schloss sie und rief: „Sōk·a'k·s k·amau“ (öffne Deine Augen und schliesse sie wieder). Die Snēnē'ik· rief: „Lasse das, sonst falle ich!“ Das Mädchen aber fuhr fort seine Finger zu bewegen, bis die Snēnē'ik· in den Abgrund fiel. Da liess die Sklavin das Mädchen an einem Seile hinab und liess sie die Brüste der Snēnē'ik· abschneiden und kochen. Sie sprach: „Wenn ihre vier Söhne, die Wölfe, von der Jagd nach Hause kommen, so setze ihnen dieses Gericht vor; dann werden sie sterben.“ Bald kamen die jungen Männer nach Hause. Schon von weitem hörte man sie ihre Wanderstäbe auf den Boden stossen. Sie fragten nach ihrer Mutter und Nusk·ēeqtitlputsa'aq antwortete: „Sie wird wohl bald kommen. Sie ist mit ihrem Korbe ausgegangen, Sklaven zu fangen. Wir haben unterdessen für Euch gekocht: hier ist Euer Essen;“ und da nahm das Mädchen den Topf, in dem die Brüste gekocht waren, und setzte ihn den Söhnen vor. Beim Kochen war die Milch aus den Brüsten herausgetreten und schwamm oben auf. Sie nahm einen Löffel voll und gab ihn dem Aeltesten. Dieser sprach: „Das schmeckt ja gerade, wie unserer Mutter Milch.“ Dann gab sie dem zweiten einen Löffel voll. Dieser schmeckte und sprach: „Du hast Recht. Es schmeckt genau, wie unserer Mutter Milch,“ und so sprachen auch die beiden Jüngsten, als sie geschmeckt hatten. Die alte Sklavin aber hiess sie ruhig sein und essen. Sie gehorchten; als sie aber aufgegessen hatten, fielen alle todt nieder. Als die vier Kinder der Snēnē'ik· — vier Wölfe — todt waren, warfen sie die Leichen zu der

Alten in die Schlucht hinab. Dann sprach die Sklavin: „Gieb mir das Fell einer Bergziege.“ Das Mädchen gehorchte. Da zupfte sie die Haare aus und machte einen Faden. Dann füllte sie einen Korb mit Fleisch und Fett, band dem Mädchen den Faden um und liess es nach Hause gehen. Sie hielt das Seil fest, und sprach: „Tō'kyimq k·oastä·“ (werde lang, Faden). Da wurde der Faden länger und länger und folgte dem Mädchen überall hin. Endlich gelangte das Kind nach dem Hause seiner Eltern. Drinnen weinte die Mutter. Die Kleine ging aussen an die Wand des Hauses, dort, wo das Bett stand, in dem ihre Mutter schlief, und klopfte an die Wand. Die Mutter hörte das Geräusch und sandte ihren jüngsten Sohn hinaus, um nachzusehen, wer da sei. Als dieser seine verlorene Schwester erblickte, lief er zurück und erzählte seiner Mutter, dass sie zurückgekehrt sei. Sie aber glaubte ihm nicht und sprach: „Rede keine Thorheiten, Deine Schwester ist lange todt.“ Da es wieder klopfte, sandte sie ihren ältesten Sohn hinaus, nachzusehen. Bald kam derselbe zurück und sprach: „Ja, draussen steht unsere Schwester. Sie lässt Dir sagen, Du sollst das Haus reinigen, und hinten im Hause eine Thür durchbrechen, dann will sie hereinkommen.“ Da glaubte die Mutter es. Sie reinigte ihr Haus und das Mädchen trat herein, setzte sich an's Feuer und ass mit ihrer Mutter und ihren Brüdern. Dann sprach sie zu dem einen: „Hole doch meine Kiste, welche draussen vor der Thüre steht.“ Derselbe gehorchte, konnte aber die Kiste nicht heben, obwohl sie sehr klein war. Alle Leute, einer nach dem anderen, gingen hinaus, die Kiste zu heben, keiner aber vermochte es. Da ging das Mädchen selbst hinaus und hob die Kiste an ihrem kleinen Finger auf. Sie öffnete sie und gab allen Geschenke. Dann sprach sie: „Geht morgen immer dem Seile nach, an dem ich festgebunden war, in den Wald. Dort werdet ihr eine alte Frau finden, die am Boden festgewachsen ist. Versucht doch, sie zu befreien.“ Die Leute thaten also. Sie fanden die Alte und hieben das Seil durch, das sie mit dem Boden verbunden hielt. Da strömte Blut daraus hervor und sie starb.

Nach anderer Version führte das Mädchen die Leute zu Snēnē'ik·'s Haus. Sie fürchteten sich aber, den Abgrund auf dem Baumstamm zu überschreiten. Daher ging sie allein in's Haus und brachte ihnen dann alle Reichthümer der Snēnē'ik·. Sie machte die Alte los, die dann in ihre Heimath zurückgesandt wurde.

7. Snēnē'ik·.

Es geschah einst, dass in dem Dorfe Stū'iu die Leichen stets aus den Gräbern geraubt wurden, ohne dass man ausfindig machen konnte, wer der Räuber war. Damals lebten zwei Freunde. Der eine derselben sprach zum anderen: „Ich will erfahren, wer die Leichen stiehlt. Ich werde mich todt stellen. Wickle mich in ein Bärenfell und thut, als ob ihr mich begrübet. Lasse die Mädchen über meinen Körper weinen. Dann wache Du an meinem Grabe und achte auf, was geschicht.“ Dann stellte er sich todt und liess sich begraben. Sein Freund machte einen Zaun um das Grab und legte sich auf die Lauer. Als es nun dunkel wurde, kam eine Snēnē'ik·. Sie zerbrach den Zaun, öffnete das Grab und warf den vermeintlichen Leichnam in ihren Korb. Da weinte sein Freund. Er lief in's Dorf zurück und rief: „Snēnē'ik· hat meinen Freund geholt und ich habe ihm nicht zu helfen vermocht.“

Als die Snēnē'ik· den Mann in den Korb geworfen hatte, öffnete er seine Augen, um zu sehen, wohin sie ging. Wo umgefallene Bäume ihren Weg versperrten, kroch sie unter denselben hindurch. Dann hielt er sich an den Aesten fest und bewirkte so, dass sie hinfiel. Jedesmal, wenn sie fiel, liess sie Winde

fahren. Bald dachte Snēnē'ik·: „Ist der Mann am Ende nicht todt?" Sie nahm ihn aus dem Korbe, legte ihn nieder und legte ihre Hand auf seine Brust. Da hielt er den Athem an. Als er ihn fast nicht länger halten konnte, zog sie ihre Hand zurück und warf ihn wieder in den Korb, in dem Glauben, dass er todt sei. Dasselbe wiederholte sich mehrere Male. Endlich kam die Snēnē'ik· nach Hause. Sie warf den Mann beim Feuer nieder. Da trat ihr Kind auf den Mann zu, zog seine Beine auseinander und sagte, indem es auf seine Hoden wies: „Daraus will ich mir ein Ohrgehänge machen." „Sei stille," versetzte die alte Snēnē'ik·, „ich fürchte, der Mann hat übernatürliche Kräfte. Er hat mich öfters hingeworfen." Während die Alte und ihre Tochter so miteinander sprachen, blinzelte der Mann ein wenig aus seinen Augen und erblickte eine Lanze, die in einem der Gräber beigesetzt gewesen war. Die alte Snēnē'ik· wetzte nun ihr Messer, um den Mann aufzuschneiden. Sie blies ihm auf die Kehle, als wollte sie Haare bei Seite blasen, und schnitt von seinem Kinn bis zur Brust hinunter. Da floss Blut heraus und die Alte rief: „Huh!" Der Mann aber sprang auf, ergriff die Lanze und rannte hinaus. Die Snēnē'ik· aber fiel vor Schreck nieder.

Als sie wieder zu sich kam, rannte sie aus dem Hause und verfolgte den Mann. Wenn sie ihre Augen öffnete, sprühte Feuer hinaus. Da fiel der Mann vor Schreck fast nieder. Als die Snēnē'ik· ihn beinahe eingeholt hatte, sprang er in den Fluss Slā'ak·tl und schwamm eine Strecke weit unter Wasser fort. Die Snēnē'ik· konnte nicht schwimmen und daher gewann er einen Vorsprung vor ihr. Als der Mann müde war, ging er wieder an's Ufer und lief weiter. Da verfolgte ihn die Snēnē'ik· wieder und Feuer sprühte aus ihren Augen. Als sie ihn beinahe wieder eingeholt hatte, sprang der Mann wieder in's Wasser. Auf diese Weise entkam er ihr glücklich und erreichte Stū'iH. Die Snēnē'ik· aber kehrte in ihre Heimath zurück.

Die Bewohner von Stū'iH waren aber in dem Hause des zurückgebliebenen Freundes versammelt und beweinten den Entschwundenen. Da warf dieser die Lanze in's Haus und rief seinen Freund beim Namen. Dieser sprang auf und holte ihn herein. Er erzählte nun seine Erlebnisse. Er zeigte die Lanze vor und sagte, dass zahlreiche Grabbeigaben im Hause der Snēnē'ik· seien. Da riefen sie die Männer aller Nachbardörfer zusammen und alle zogen den Fluss hinauf, um mit der Snēnē'ik· zu kämpfen. Die Haut der Snēnē'ik· ist aber so hart wie Stein, nur unter der Kehle ist sie verwundbar. Daher war der Kampf mit ihr ein schweres Unterfangen. Die Männer nahmen alte Fellmäntel mit und andere alte, abgelegte Sachen, sowie Cederbast, der von Frauen während ihrer Periode gebraucht und mit Blut getränkt war.

Als nun die Snēnē'ik· merkte, dass die Menschen kamen, um mit ihr zu kämpfen, zog sie sich in ihr Haus zurück. Als die Leute dem Hause nahe kamen, blickte sie nur zur Thür hinaus. Da sprühte Feuer aus ihren Augen und die Menschen, die sie sahen, fielen ohnmächtig nieder. Da häuften sie alle die alten Kleidungsstücke vor der Thür auf und verbrannten sie. Sie warfen ebenfalls brennende Lumpen auf das Dach. Die Snēnē'ik· versuchte das Feuer zu löschen, vermochte es aber nicht. Die Männer schoben dann mit langen Stangen die brennenden Kleidungsstücke in die Thür und der giftige Rauch erstickte endlich die Snēnē'ik·. Als sie nun merkten, dass sie todt war, löschten sie das Feuer aus und traten in's Haus hinein. Sie stiessen die Snēnē'ik· mit den Füssen an und sahen, dass sie ganz todt war. Da zogen sie ihr das Fell ab und der Mann, der von ihr entführt gewesen war, nahm dasselbe für sich. Jeder nahm dann die Grabbeigaben seiner Todten und trug sie in die Heimath zurück.

8. Nūnusōmikuēek·onE'm (= Gehirn aussaugend).

Es waren einmal fünf Brüder. Die vier ältesten gingen alle Tage aus, Seehunde zu jagen, und liessen den jüngsten allein zu Hause. Eines Morgens hörte derselbe jemand an dem gegenüber liegenden Ufer des Flusses rufen. Er ging hinaus und sah eine alte Frau, die ihn bat, sie hinüberzuholen. Der Knabe nahm seine Stange, sprang in's Boot, schob dasselbe über den Fluss und holte die Alte hinüber. Bald erwachten die Leute, und als sie die Alte in dem Hause der Brüder sahen, fragten sie, woher sie käme. Der Knabe erzählte, dass er sie früh morgens im Boote über den Fluss geholt habe. Als es nun dunkel wurde und die Leute schlafen gingen, blieb die Alte ruhig am Feuer sitzen. Bald schliefen die Menschen. Da fing ihr Mund an zu wachsen und sie steckte ihn in das Ohr eines Schläfers, dem sie das Gehirn aussaugte. Sie war Nūnusōmikuēek·onE'm, die den Menschen das Gehirn aussaugt. So tödtete sie alle Bewohner eines Hauses, dann die eines anderen. Am nächsten Morgen erwachte der Knabe, der sie gebracht hatte, und erstaunte, dass niemand auf war. Die Alte sass noch ruhig am Feuer. Er fragte sie: „Warum stehen die Leute wohl nicht auf?" Er ging hinaus und fand alle todt. Nur er allein war am Leben geblieben. Als die Alte hörte, was geschehen war, sagte sie: „Ein grosses Unglück ist geschehen," blieb aber ruhig am Feuer sitzen.

Am nächsten Morgen kamen die vier Jäger zurück. Ihr Boot war hoch beladen. Der Knabe ging zum Ufer hinab und erzählte seinen Brüdern, was geschehen war. Da gingen diese in's Haus, wo die Alte sass. Sie fragten diese, was geschehen sei, sie aber sagte nur: „Ein grosses Unglück ist geschehen." Dann erzählte ihnen ihr Bruder auf ihre Fragen, wie er die Alte gefunden und in's Haus gebracht hatte.

Als es Abend wurde, sagte die Alte: „Legt Euch nun schlafen, ich will aufachten, dass Euch nichts zustösst." Die Brüder machten ein grosses Feuer und legten sich schlafen. Der Aelteste hatte aber einen übernatürlichen Helfer und stellte sich nur, als schliefe er. Da machte die Alte das Feuer klein, streckte ihren Mund aus, um den Schläfern das Gehirn auszusaugen. Der Aelteste beobachtete sie, und als ihr Mund beinahe das Ohr eines der Brüder erreicht hatte, rief er dieselben. Sie erwachten und die Alte zog ihren Mund zurück. Er rief: „Ich weiss nun, dass die Alte unsere Landsleute getödtet hat" und erzählte, was er gesehen hatte. Die Alte aber sagte: „Was wollt Ihr von mir? Ich bin nur eine arme, alte Frau." Sie aber nahmen eine Axt, tödteten sie und schnitten den Leichnam in Stücke. Der Aelteste sprach: „Lasst uns fortziehen!" Sie nahmen die Bretter von dem Hause, zerhieben dieselben und steckten sie in Brand. Dann zogen sie fort und verliessen den Knaben, der die Alte in's Dorf gebracht hatte.

Die Alte war aber nicht todt, sondern ihr Körper erstand verjüngt wieder und sie verfolgte die Brüder. Als diese sie kommen sahen, hielten sie an. Der Aelteste sagte: „Wenn Du auch wieder auferstanden bist, werde ich Dich doch tödten." Sie erschlugen sie wieder, zerschnitten sie und warfen die Stücke in's Feuer. Dann gingen sie weiter, denn sie fürchteten, die Alte möchte wieder auferstehen. Als sie so flohen, trafen sie die Ente. Diese fragte, warum sie fortliefen, und sie erzählten ihr, was geschehen war. Sie fragten sie, wo sie Atlk'undā'm's Haus fänden, und die Ente zeigte ihnen den Weg.

Endlich kamen sie an ein Wasser. Da sie nicht hinüber gelangen konnten, und sie die Alte kommen hörten, kletterten sie auf einen Baum, der nahe am Ufer stand. Bald kam die Alte. Sie konnte ebenfalls nicht über das Wasser ge-

langen und hielt still unter dem Baume. Da bewegte sich der eine der Männer und sie erblickte sein Spiegelbild im Wasser. Sie glaubte, dasselbe sei drunten und sprang in's Wasser, um ihn zu fangen. Als sie wieder an's Land kam, lachte der zweite und bewegte sich ein wenig. Da sprang sie wiederum in's Wasser. Als sie wieder herausgekommen war, lachte der dritte und bewegte sich. Abermals sprang die Alte in's Wasser. Da sprach der Aelteste: „Wenn sie nun in's Wasser springt, um mich zu fangen, will ich das Wasser gefrieren lassen." Er bewegte sich und die Alte sprang in's Wasser. Da schwenkte er seinen Fellmantel und sogleich gefror das Wasser. Nur das Gesicht der Alten sah aus dem Eise hervor und sie bat: „Macht mich frei." Sie aber flohen weiter.

Endlich kamen sie zu dem Hause Atlk'undā'm's. Vor demselben sass ein Adler. Das war der Wappenpfahl des Hauses. Sie baten um Einlass. Da sprach Atlk'unda'm: „Nehmt Euch in Acht. Kommt nicht alle zugleich herein. Jedesmal, wenn der Adler seinen Schnabel aufsperrt, springe einer schnell hindurch." Sie folgten seinem Befehle. Dann erzählten sie ihm, was geschehen war, und baten um seine Hülfe. Atlk'unda'm versetzte: „Die Alte ist gewiss meine Mutter. Sie verfolgt immer die Menschen. Gewiss wird sie hierher kommen." Kaum hatte er ausgeredet, da klopfte die Alte schon von aussen an's Haus. Er öffnete und fragte sie: „Was hast Du gethan? Hast Du wieder Menschen getödtet? Glaubst Du, es wäre gut, wenn es keine Menschen mehr giebt?" Dann ergriff er sie, erschlug sie und warf sie in's Feuer. Als sie ganz verbrannt war, nahm er ihre Asche, zerrieb sie und blies sie in die Höhe, indem er sprach: „Werdet Moskitos!" So entstanden die Moskitos, die noch heute ihren Rüssel ausstrecken, um Blut zu saugen, wie die Alte that.

Dann wollten die Brüder mit Atlk'unda'm spielen. Sie setzten sich ausserhalb des Hauses nieder und die drei jüngeren Brüder spielten Lehal mit ihm. Der älteste verführte unterdessen seine Frau. Daher hatte Atlk'unda'm Unglück im Spiel und verlor seinen Einsatz, den Lachs. Wenn das nicht geschehen wäre, würden die Menschen keine Lachse haben.

Die Frau aber gab dem ältesten der Brüder etwas von ihrem Urin und sagte: „Du kannst Todte erwecken, indem Du ihnen etwas von meinem Urin in die Ohren und in die Nase träufelst."

Die Brüder kehrten nun in ihre Heimath zurück. Sie glaubten, sie seien nur einen Tag bei Atlk'unda'm gewesen; es war aber in Wahrheit ein ganzes Jahr gewesen. Als sie in ihre Heimath zurückkamen, fanden sie ihren Bruder noch am Leben. Sie erweckten dann alle ihre Verwandten. Anfänglich wollten sie die anderen Leute nicht erwecken, thaten es aber schliesslich doch. Da wurden sie von allen reich beschenkt und wurden grosse Häuptlinge.

9. Tl'ipā'atstitlā'na.

Es war einmal ein Mann, der war mit seiner Frau unzufrieden und jagte sie fort, um sich eine neue Frau zu nehmen. Darüber wurden seine Söhne betrübt und liefen in den Wald, um nicht wieder zurückzukehren. Der älteste Bruder hatte seinen Bogen und seine Pfeile mitgenommen und schoss viele kleine Vögel. Diese gab er seinem Bruder und sprach: „Kehre Du lieber nach Hause zurück. Ich will weit, weit fortgehen und Du würdest nicht so weit gehen können. Nimm die Vögel und kehre um!" Der Kleine weigerte sich aber, seinen Bruder zu verlassen, und schliesslich willigte derselbe ein, ihn mitzunehmen. Sie gingen weit, weit den Fluss hinauf. Endlich erblickten sie ein Lachswehr und da sprach der

ältere Bruder zu dem jüngeren: „Hier müssen Leute wohnen.“ Der Kleine sah sich rings um, konnte aber niemand finden und sprach zu seinem Bruder: „Nein, niemand ist hier, es muss wohl ein Vorübergehender das Lachswehr gebaut haben. Lass uns hier bleiben und ein Haus bauen.“ Als das Haus fertig war, ging der ältere Bruder täglich zum Lachswehr hinab, während der jüngere oben blieb und die Fische trocknete. Während nun der ältere Bruder unten am Flusse war, hörte der Kleine plötzlich ein eigenthümliches Geklapper oben am Berge. Er blickte auf und sah eine Frau herabkommen, deren Haar und deren rother Mantel mit Adlerdaunen bestreut waren. An den Füssen trug sie Tanzschellen und sie klapperte beständig mit dem Munde. Da sie gerade auf das Haus zukam, fürchtete sich der Knabe und versteckte sich. Er sah nun, wie sie die Thür öffnete, an der Schwelle stehen blieb, und wie ihr Mund plötzlich riesenlang wurde und sie alle Lachse von den Trockengestellen frass. Dann ging sie wieder fort. Als der ältere Bruder wieder heraufkam und alle Lachse verschwunden sah, wunderte er sich, dass der Kleine so viel gegessen hatte. Er sagte aber nichts, und jener erwähnte auch nicht den Besuch der Frau. Sie assen zusammen einen Lachs, den der Aeltere mitgebracht hatte, und legten sich schlafen. Als am folgenden Tage der Bruder wieder zum Flusse hinabgegangen war, kam die Frau wieder und frass alle Lachse auf. Als er nun Abends alle Lachse verschwunden fand, fragte er seinen Bruder: „Wie kommt es denn, dass Du so viel issest?“ Jener antwortete: „Ich habe gar nichts gegessen, jeden Tag kommt eine Frau hierher, stellt sich an die Thür und dann streckt sie ihren Mund bis zum Feuer aus und frisst alle Lachse.“ Da nun die Frau am dritten Tage wieder kam, beschloss der ältere Bruder, ihr aufzupassen. Morgens ging er wieder zum Flusse hinab, kam aber gleich darauf unbemerkt zurück, nahm Bogen und Pfeil und versteckte sich im Hause. Es währte nicht lange, da kam die Frau und fing an, die Lachse zu fressen. Sie war aber noch nicht zur Hälfte fertig, da schoss sie der junge Mann in ihre riesige Brust. Sie schrie vor Schmerzen und entfloh. Da sprach der ältere Bruder zu dem Kleinen: „Ich will sie nun verfolgen. Bleibe hier, gehe aber sparsam mit den Fischen um, damit Du genug hast, bis ich wieder komme.“ Dann ging er fort. Die Frau hatte aber auf dem Wege Daunen verloren, und Blut bezeichnete ihre Spur, welche von der Erde zum Himmel hinaufführte.

Als der junge Mann eine Zeit lang gegangen war, kam er bei dem Hause Masmasalā'niq's vorbei, der einen grossen Hut trug. Er fragte denselben: „Hast Du nicht eine kranke Frau hier vorbeikommen sehen?“ Jener antwortete: „Ja, ich sah sie, es ist Tl'ipā'atstitlā'na, die Tochter Atlk'undā'm's. Sie schien halb todt zu sein.“ Der junge Mann folgte der Spur weiter, die ihn ganz hinauf in den Himmel führte. Endlich gelangte er an einen kleinen See, aus dem ein Fluss entsprang, und sah Atlk'undā'm's Haus nahe am Ufer stehen. Da streute er sich Adlerdaunen auf den Kopf, hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Er war aber ein grosser Zauberer und hatte gemacht, dass niemand den Pfeil sehen konnte, mit dem er Tl'ipā'atstitlā'na getroffen hatte. Die Adlerdaunen auf seinem Kopfe liess er aussehen, als sei sein Kopf in Rauch gehüllt.

Er hatte nicht lange so gesessen, da kamen zwei Töchter Tl'ipā'atstitlā'na's aus dem Hause, um Wasser zu holen. Als sie am Ufer einen Mann, verhüllt von einer Rauchwolke, sitzen sahen, wussten sie sogleich, dass derselbe ein Krankenbeschwörer sein müsse, und sie liefen zurück in's Haus, um zu erzählen, dass er draussen sitze. Tl'ipā'atstitlā'na's Mann hatte aber schon alle Krankenbeschwörer kommen lassen, um die Frau zu heilen. Keiner aber hatte es vermocht. Er hatte

seinen Diener Atlqulā'tenum[1]) an die Thür treten und der Reihe nach die Krankenbeschwörer rufen lassen. Der Snēne'ik", der Donnervogel, der Kranich, der graue und schwarze Bär waren gekommen; keiner konnte sie heilen.

Da sandte er hinaus, den Fremdling zu holen, und versprach ihm eine der vier Töchter der Kranken zur Frau, wenn er sie wieder gesund mache. Die Leute sassen um die Kranke herum, konnten aber den Pfeil nicht sehen. Sie sangen und brauchten Trommeln und Pfeifen, aber sie ward nicht besser. Der junge Mann sprach nun: „Bringt mir einen Cederzapfen." Als er denselben erhalten hatte, zerbrach er ihn und legte die einzelnen Schuppen vor die Trommeln, die an einer Seite des Feuers standen, und als er nun singend um das Feuer herumging, begannen dieselben zu trommeln. Die Frau sass an der entgegengesetzten Seite des Feuers. Er sprach nun: „Deckt Matten über mich und die Kranke." Die Leute gehorchten, und da zog er den Pfeil ungesehen aus ihrer Brust, zerbrach ihn in viele Stücke, so dass er ihn in der Hand verbergen konnte und ging hinaus. Draussen warf er den Pfeil in's Wasser und wusch sich. Die Frau war wieder besser geworden.

Die Leute fragten ihn nun, welches der vier Mädchen er nehmen wolle. Sie hatten aber schon untereinander verabredet, dass er die Jüngste nehmen solle, die eine grosse Zauberin war. Da dieselbe sehr hübsch war, wählte er sie wirklich. Dann gingen sie zusammen zur Erde hinab. Als sie zu dem Platze kamen, wo der junge Mann seinen Bruder verlassen hatte, fand er denselben todt und seinen Leichnam verwest. Nur das Gerippe lag da, von dem aber ein Oberschenkel fehlte, den die Vögel fortgetragen hatten. Es hatte dem jungen Manne geschienen, als sei er nur einen Tag lang im Himmel gewesen; er hatte aber in Wirklichkeit ein Jahr dort geweilt. Da nahm die Frau etwas Lebenswasser, das sie aus dem Himmel mitgebracht hatte, und träufelte ihrem Schwager davon etwas in die Nase, in's Ohr und in den Mund und wusch seinen Körper damit. Da erhob er sich, als wenn er nur geschlafen hätte; aber fortan hinkte er, denn es fehlte ihm ein Knochen.

Die drei reisten nun den Fluss hinab, bis sie zum Dorfe ihres Vaters kamen. Ein wenig oberhalb desselben trafen sie viele Leute, die gerade Brennholz holten. Da sandte der jüngere Bruder dieselben zurück zu dem Vater, um ihm zu erzählen, dass seine Söhne zurückgekehrt seien. Und er liess ihm sagen, das Haus zu reinigen, denn sonst werde die junge Frau seines Sohnes nicht hineingehen. Die Leute gehorchten und der Vater liess sein Haus reinigen. Dann sandte er zwei Männer, um seine Söhne aufzufordern, zu kommen.

Diese aber liessen ihm sagen: „Schicke erst Deine neue Frau fort und nimm unsere Mutter zurück, dann wollen wir kommen." Als der Vater gethan hatte, wie sie verlangt, gingen sie in's Haus.

Im Laufe der Zeit gebar die Frau des älteren Bruders ein Kind. Sie hatte ihrem Manne eingeschärft, ja nicht zu lachen, wenn er seine frühere Geliebte sähe. Eines Tages bat sie ihren Mann, zum Flusse hinab zu gehen und etwas Wasser zu holen. Er that, wie sie gebeten hatte. Unten begegnete er seiner ehemaligen Geliebten und da lachte er, denn er freute sich, sie wieder zu sehen. Als er den Eimer voll Wasser seiner Frau brachte, da war das Wasser blutroth, und daran

---

1) Atlqulā'tenum wird beim Wintertanze durch eine roth und grün gestreifte Maske dargestellt. Die Streifen laufen schräg von links oben nach rechts unten über das ganze Gesicht, der Tänzer trägt einen ebenso gestreiften Stab. Sein Platz ist an der Thür. Er ist gleichsam Herold der im Tanze auftretenden Gestalten.

erkannte sie, dass er gelacht hatte, als er seine Geliebte gesehen. Sie ging fort und niemand wusste, wohin sie verschwunden war.

10. Die Entstehung der Sterne.

Vor langer Zeit lebte eine Frau Namens Pakuā'na. Sie hatte einen Sohn Namens Stsk·ā'ak·a (beide sind Vögel). Sie hatten grosse Vorräthe an getrockneten Lachsen, und als es Winter wurde, sprach die Frau zu ihrem Sohne: „Lege die Lachse in den Fluss und wässere sie aus.“ Der Knabe gehorchte. Er brachte Abends die Fische zum Flusse und bedeckte sie mit schweren Steinen. Als er Morgens zum Wasser ging, um die Fische wiederzuholen, waren sie verschwunden. Da lief er zu seiner Mutter und rief: „O, Mutter! Jemand hat unsere Lachse gestohlen. Ich weiss aber nicht, wer der Dieb ist.“ Abends legte er wieder getrocknete Lachse in's Wasser, und wieder wurden sie gestohlen, obwohl er sie diesmal mit noch mehr Steinen bedeckt hatte. Als in der dritten Nacht das Gleiche geschah, legte er sich auf die Lauer, um den Dieb zu ertappen. Er hatte noch nicht lange in seinem Verstecke gelegen, da sah er den grauen Bären kommen und die Fische unter den Steinen fortziehen. Da sprang er hervor und schrie: „Tsk, tsk! Warum stiehlst Du meine Fische?“ Der Bär erwiderte: „Sei still! Ich bin gross und Du bist klein. Ich kann Dich fressen.“ Damit schlürfte er den Kleinen durch die Nase ein. Dieser aber flog gerade durch ihn hindurch und rief höhnend: „Tsk, tsk! Da bin ich! Deine Nase und Dein After sind gar zu gross.“ Dreimal verschlang ihn der Bär und jedesmal kam er wieder hinten heraus. Da nahm der Bär zwei Pfropfen, verschluckte den Kleinen und verstopfte sich Nase und After, so dass jener gefangen war. Da nahm Stsk·ā'ak·a sein Reibefeuerzeug und machte ein Feuer im Magen des Bären. Als dasselbe lichterloh brannte, stiess er den Pflock aus dem After und flog von dannen. Der Bär aber schrie: „Das Feuer verbrennt mich. Lösche es aus!“ Stsk·ā'ak·a aber antwortete: „Nein, Du musst sterben, denn Du hast mich viermal fressen wollen.“ Der Bär fiel auf den Rücken, schlug nach ein paarmal mit seinen Pfoten um sich; dann platzte sein Bauch und er war todt. Viele Funken flogen heraus und wurden in Sterne verwandelt.

Stsk·ā'ak·a flog nun zu seiner Mutter und sprach: „Bald werden die Freunde des Bären kommen, um seinen Tod zu rächen.“ Da begann Pakuā'na Zaubersprüche zu singen, während sie Takt auf einem Felsblock schlug, auf dem sie sassen. Der Stein fing an zu wachsen. Er ward grösser und grösser und wurde endlich ein riesiger Berg. Oben machten sie ein grosses Feuer, in dem sie Steine glühend machten. Als nun die Thiere des Waldes gegen den Berg anstürmten, um den Tod des Bären zu rächen, rollten sie die glühenden Steine hinab und tödteten ihre Feinde. Die Steine erschlugen den grauen Bären, den schwarzen Bären, den Sēnē'ik· und den Wolf.

11. K·asā'na.

Es war einmal ein Mann Namens K·asā'na, der nur aus einer Körperhälfte bestand. Er hatte nur ein Bein, einen Arm, einen halben Leib und einen halben Kopf. Derselbe hatte sein Haus in Kiltē'itl und erlegte viele Bergziegen. Er schnitzte sich eine Frau aus einem Baumknorren und machte ihr einen Hut und nannte sie K·ulE'ms. Er gab ihr eine hockende Gestalt und ihren Armen die Haltung, als webe sie eine Decke. Dann setzte er sie vor einen Webstuhl und legte eine Decke in ihre Hände. Er wollte die Leute täuschen und sie glauben machen, er habe eine Frau. In K·inā'at, bei Tsainahat, unweit TQōnik· (Bella

Bella), lebte damals ein Häuptling, der hatte zwei Töchter. Dieser sandte sie über den Berg nach Kiltē'itl und sprach zu ihnen: „K'asa'na hat keine Frau. Er wird Euch heirathen." Sie gehorchten und gelangten zu K'asa'na's Haus, als derselbe gerade auf Jagd war. Da lugten sie durch ein Astloch in der Wand, um zu sehen, ob jemand drinnen sei, und sie sahen mit Erstaunen eine Frau am Webstuhl sitzen. Da dieselbe sich gar nicht rührte, wurden sie noch mehr verwundert. Sie gingen in's Haus hinein und die jüngere Schwester hielt sich furchtsam hinter der älteren versteckt. Als sie nun sahen, dass die Frau sich gar nicht um sie kümmerte, stiessen sie dieselbe an, und als sie auch darauf nicht achtete, griffen sie dieselbe an's Kinn. Da merkten sie, dass sie aus Holz gemacht war. Sie nahmen ihr den Hut ab und warfen sie um. Dann versteckten sie sich. Als K'asā'na nach Hause kam und die Frau umgefallen fand, ward er böse und schlug sie, indem er rief: „Wenn Du nicht sitzen bleiben kannst, so brauche ich Dich nicht." Da musste das eine Mädchen lachen. K'asa'na fand sie und nahm beide zu Frauen. Nach einiger Zeit hatten beide Kinder und da wünschten die Frauen in ihre Heimath zurückzukehren. K'asā'na war bereit, mit ihnen zu gehen. Alle stiegen in's Boot, fuhren nach K'inā'at und die Kinder bliesen im Boote auf Flöten.

12. Wa'walis.

Es war einmal ein Mann, Namens Wa'walis. Derselbe trug eines Tages seinem Sklaven auf, Brennholz zu holen. Der Sklave aber erwiderte: „Nein, ich kann Dir nichts holen, ich bin zu müde." Darüber ward Wa'walis zornig und schlug ihn mit einem grossen Scheite. Der Sklave schrie vor Schmerz und rief: „Schlage mich nicht so, Du solltest lieber den Liebhaber Deiner Frau schlagen." Da hielt Wa'walis inne und sagte: „Nun höre auf zu schreien! was sagtest Du da von einem Liebhaber meiner Frau?" Jener sagte nun: „Der junge Mann, der in jenem Hause wohnt, ist der Liebhaber Deiner Frau." Wa'walis drohte ihn zu schlagen, wenn er lüge, aber jener verbürgte die Wahrheit seiner Aussagen.

Da beschloss Wa'walis selbst zu sehen, ob seine Frau ihm untreu sei. Er sprach zu ihr: „Ich gehe heute mit meinem Sklaven über den Fjord, um zu jagen und Brennholz zu schlagen. Ich werde wohl mehrere Tage ausbleiben." Dann fuhr er mit seinem Sklaven fort. Sie sammelten etwas Brennholz und erlegten Seehunde, die sie an's Land brachten und kochten. Als es aber dunkel war, kehrte Wa'walis unbemerkt nach Hause zurück, um zu sehen, was seine Frau treibe. Den Sklaven liess er im Boote warten und hiess ihn bereit sein, sogleich abzufahren, wenn er komme. Wa'walis bewegte seinen Tanzstab gegen das Dorf, da schliefen alle Leute. Dann ging er zum Hause hinauf und kratzte draussen an der Wand, wo sein Bett stand. Da hörte er die Frau zu ihrem Liebhaber sagen: „Wenn doch die Maus, die dort kratzt, Wa'walis' Magen fressen wollte." Da ward Wa'walis zornig, denn er wusste nun, dass der Sklave die Wahrheit gesprochen hatte, und bewegte seinen Stab gegen das Haus. Sogleich schlief die Frau ein. Er ging hinein, öffnete die Thür des Schlafzimmers und sah seine Frau in den Armen ihres Liebhabers. Wa'walis nahm sein Messer und schnitt demselben den Kopf ab. Die Frau erwachte nicht, sondern blieb ruhig in den Armen des Todten liegen. Wa'walis trug den Kopf zum Boote hinunter und fuhr wieder fort.

Nicht lange, nachdem er aus dem Hause gegangen war, fing sein Kind, das neben seiner Mutter schlief, an zu schreien. Die Mutter der Frau, welche mit in dem Hause wohnte, hörte dieses und rief die junge Frau: „He! Dein Kind weint." Diese fühlte nun das Blut ihres Liebhabers und sagte halb schlaftrunken: „O, das

Kind hat mein Bett nass gemacht." Sie stiess ihren Liebhaber an und sagte: „Stehe auf." Dieser aber hörte sie nicht, sondern blieb bewegungslos liegen. Das Kind schrie weiter und die Mutter der Frau rief sie wieder: „Siehe doch nach Deinem Kinde." Als sie sich nun erhob, sah sie, dass ihr Liebhaber geköpft war. Da nahm sie einige Bärenfelle, wickelte die Leiche hinein und trug sie aus dem Hause. Sie legte sie vor der Thür seiner Eltern nieder.

Morgens wunderte sich die Mutter des jungen Mannes, dass er nicht aufstehe. Sie hatte das Frühstück bereitet, nur der eine Mann fehlte. Da sprach sie zu ihrem jüngsten Sohne: „Gehe doch, und siehe, was Dein Bruder treibt. Er soll zum Essen kommen." Der Kleine ging, ihn zu suchen, und fand ihn vor der Thür liegen, bedeckt von den Bärenfellen. Er stiess ihn an und sprach: „Mutter sagt, Du sollest aufstehen und zum Essen kommen." Der Schläfer rührte sich nicht. Der Knabe ging in's Haus zurück und erzählte seiner Mutter, dass sein älterer Bruder draussen schlafe und nicht aufstehen wolle. Die Mutter sprach: „So ziehe ihm die Decke fort, dann wird er wohl aufstehen." Der Knabe ging hinaus und that, wie ihm geheissen war. Da sah er, dass sein Bruder geköpft war. Er schrie vor Entsetzen und rief: „O, unser Bruder hat keinen Kopf mehr!" Die Mutter wollte es nicht glauben, aber bald musste sie sich davon überzeugen, dass ihr Sohn todt war. Sie weinte sehr, und mit ihr weinten alle Leute.

Um diese Zeit kam Wa'walis von der Jagd zurück. Er hatte das gekochte Seehundsfleisch in einen Korb geladen, der mitten im Boote stand. Ganz zu unterst hatte er aber den abgeschlagenen Kopf gelegt. Als er sich nun dem Ufer näherte, rief ihm ein Mann zu: „Hebe Deine Ruder nicht auf, Dein Verwandter ist todt, jemand hat ihm den Kopf abgeschnitten."

Wa'walis kümmerte sich aber gar nicht darum. Er kam an's Land und trug den Korb zu seiner Frau hinauf und hiess sie den Seehund zurecht machen und alle Leute einladen. Er sprach: „Es soll mich wundern, ob Du alles magst, was in dem Korbe ist." Die Frau nahm das Fleisch heraus und sprach bei jedem Stücke, das sie aufhob: „Das mag ich." „Warte nur, bis Du nach unten kommst," versetzte Wa'walis. Endlich sah die Frau den Kopf. Wa'walis hatte die Augen desselben aufgesperrt und das Gesicht aufwärts gelegt. Sie schrie laut vor Entsetzen. Wa'walis aber ergriff den Kopf an den Haaren und schlug ihn seiner Frau in's Gesicht und gegen die Genitalien. Dann nahm er sein Kind auf den Arm und lief eiligst zum Boote hinab. Er rief seinem Sklaven zu: „Nun rudere, was Du kannst. Die Leute wissen jetzt, dass ich den jungen Mann getödtet habe, und werden uns gewiss verfolgen." Sie ruderten nun so rasch sie konnten und der Knabe sass ruhig mitten im Kahne. Als Wa'walis bemerkte, dass seine Verfolger näher herankamen, machte er einen grossen Berg hinter sich, durch den jene nicht hindurch konnten. Sie fuhren nun ruhiger weiter und kamen bald an ein Dorf. Wa'walis war sehr verwundert, als er nur aus einem der Häuser ein wenig Rauch aufsteigen sah und liess seinen Sklaven auf den Knaben achten, während er hinaufging, um sich umzuschauen.

Er ging in alle Häuser, konnte aber niemand finden. Endlich ging er auch in das Haus, aus welchem der Rauch aufstieg. Dort fand er einen alten, blinden Mann und ein Mädchen, dessen Tochter. Der Alte kochte gerade Hirschfleisch und das Mädchen war hinten im Hause damit beschäftigt, eine Matte zu flechten. So kam es, dass sie den Fremden nicht eintreten sah. Wa'walis trat zu dem Alten, der das Hirschfleisch aus dem Kessel nahm und es in eine Schüssel legte. Er nahm ihm jedes einzelne Stück fort, sobald es in der Schüssel lag. Da sagte der Alte: „Es muss jemand hier sein, der mir das Fleisch fortnimmt." Die

Tochter antwortete: „Wo sollte denn jetzt jemand herkommen?" Als sie sich aber umwendete, erblickte sie Wa'walis. Dieser fragte den Alten: „Wo sind denn all die anderen Leute, die hier wohnten?" Derselbe antwortete: „O, als sie Wasser holten, kam der Sk'amtskn und frass sie." Wa'walis fragte weiter: „Willst Du mir Deine Tochter zur Frau geben?" Jener erwiderte: „Wenn Du mir das Augenlicht wieder geben kannst, sollst Du sie haben." Da spie Wa'walis ihm auf das eine Auge und er ward sogleich sehend. Der Alte war nun sehr froh und gab ihm seine Tochter zur Frau. Darauf spie Wa'walis ihm auch auf das andere Auge und der Alte war nun wieder ganz sehend. Wa'walis holte nun sein Kind und seinen Sklaven herauf und alle assen zusammen von dem Hirschfleische. Als sie gegessen hatten, wurde das Kind sehr durstig und Wa'walis schickte deshalb seinen Sklaven hinunter, Wasser zu holen. Dieser nahm einen Eimer, ging zur Mündung des Baches und Wa'walis ging ihm nach, um zu sehen, ob der Sk'amtskn ihn hole. In der That kam dieser, ergriff den Sklaven und verschlang ihn.

Nun kannte Wa'walis das Ungeheuer; er ging zum Wasser herab, und als es auf ihn zustürzte, um auch ihn zu verschlingen, bewegte er nur seinen Stab gegen das Thier, und es lag todt da. Er rief nun seine Frau und liess sie das Thier aufschneiden. Dann zogen sie alle die Todten aus seinem Bauche hervor. Wa'walis berührte sie mit seinem Stabe und sie wurden wieder lebendig. Sie standen auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Die meisten hatte er mit einem Bissen verschluckt; diese wurden wieder ganz gesund. Anderen aber hatte er Arme oder Beine abgebissen; diese blieben fortan Krüppel. Dann lud Wa'walis alle ein, in sein Haus zu kommen, und gab ihnen ein Fest. Er fuhr in seinem Boote hinaus, fing Seehunde und Bergziegen und schenkte seinen neuen Freunden, was er fing. So ward er ein grosser Häuptling und baute vier Häuser. Er fing immer viele Seehunde und liess seine Frau zum Meere hinabgehen, um die Därme auszuwaschen. Sie fürchtete sich nun nicht mehr, zum Wasser zu gehen, da Sk'amtskn todt war. Eines Tages trug sie eine grosse Schüssel voll Därme hinunter und fing an, dieselben zu waschen. Da sah sie in der Ferne einen Finwal herbeischwimmen, liess sich aber nicht in der Arbeit stören. Der Wal aber kam heran, ergriff sie und schwamm mit ihr von dannen. Da riefen die Leute Wa'walis zu: „Der Wal hat Deine Frau gestohlen!"

Wa'walis ergriff sein Ruder und ging mit seinem Sklaven zum Ufer hinab. Sie schoben das Boot in's Wasser und verfolgten den Walfisch. Als dieser untertauchte und mit der Frau im Wasser verschwand, nahm Wa'walis ein Seil aus Cederzweigen, hielt sich mit den Zähnen an einem Ende fest, und liess sich dann von dem Sklaven bis auf dem Meeresboden hinunterlassen. Drunten fand er ein ebenes Land und eine andere Sonne schien daselbst. Er sah einen Weg, dem er folgte. Bald traf er einen alten Mann mit dickem Bauche. Sein Name war Iuē'ik't (eine Fischgattung). Dieser war damit beschäftigt, mit einem Keile einen Baumstamm zu spalten. Wa'walis versteckte sich hinter dem Stamme und brach die Spitze des Keiles ab. Als der Alte bemerkte, dass sein Keil zerbrochen war, ward er ärgerlich und nahm einen anderen Keil. Auch diesen zerbrach Wa'walis. Da weinte der Alte. Wa'walis trat nun auf den Alten zu und fragte ihn, weshalb er weine. Jener antwortete: „Mein Herr wird mich schlagen, weil ich ihm seine beiden Keile hier zerbrochen habe." Da tröstete ihn Wa'walis und versprach die Keile wieder herzustellen. Als er ihm die Keile frisch geschärft wiedergab, freute sich der Alte. Wa'walis fragte dann: „Hast Du nicht einen Mann hier vorüberkommen sehen, der eine Frau trug?" Jener erwiderte: „Ja, das ist mein Herr, der Wal. Er wohnt in jenem Hause, zu dem ich jetzt dieses Holz tragen muss."

Da erzählte ihm Wa'walis, dass jene seine Frau sei, und dass er sie wiederholen wolle. Der Alte versprach ihm seine Hülfe. Er sagte: „Ich trage jetzt das Holz in's Haus und mache ein grosses Feuer. Warte Du hier draussen auf mich bis heute Abend. Dann werde ich Wasser holen und will thun, als stolpere ich, und das Feuer ausgiessen. Wenn dann alles voll Dampf und Qualm ist, kannst Du unbemerkt Deine Frau ergreifen und forttragen.“ Es geschah alles, wie er gesagt hatte. Als das Feuer ausgelöscht war, lief Wa'walis in's Haus, holte seine Frau und lief zu dem Seile zurück, an dem der Sklave ihn heruntergelassen hatte. Er rüttelte an demselben, zum Zeichen, dass der Sklave ihn hinaufziehen sollte. Da derselbe sich aber nicht rührte, kletterte er mit seiner Frau zur Oberfläche empor. Wie erstaunte er, als er im Boote nur noch die gebleichten Knochen des Sklaven fand. Der Rabe hatte eine Kniescheibe desselben fortgetragen. Wa'walis glaubte, er sei einen Tag drunten im Meere gewesen, es war aber in Wirklichkeit ein Jahr. Nun erweckte Wa'walis den Sklaven, der aber fortan hinkte, weil ihm die Kniescheibe fehlte. Dann kehrten die drei wohlbehalten zu ihrem Dorfe zurück.

13. Astas.

Es war einmal ein Mann, Namens Astas. Derselbe spielte immer Lehal und verlor endlich Alles, was er hatte, selbst seine Frau und sein Kind. Da ward er sehr erbost und ging von dannen. Nach langer Wanderung kam er an das Haus des Berggeistes Tō'alatl'itl. Dieser ging regelmässig aus, Bergziegen zu jagen. Wenn er ein paar Bergziegen getödtet hatte, warf er sie sich über die Schultern und ging nach Hause. Dort trocknete seine Frau dieselben und kochte sie. Dann gingen sie schlafen und am folgenden Morgen ging er wieder auf Jagd.

Eines Tages nun, als er abwesend war, kam Astas zu seinem Hause. Er ging zu der Frau und spielte mit ihr. Da sprach sie: „Ich danke Dir. Schon viele Fremde sind hier gewesen, aber noch keiner hat mir so Gutes gethan, wie Du. Deshalb will ich Dich warnen. Wenn mein Mann heimkommt, wird er Dir auftragen, Holz zu holen. Dann achte ja auf, sonst wirst Du vom Berge fallen und um's Leben kommen.“ Nach kurzer Zeit kam Tō'alatl'itl nach Hause und sandte Astas aus, Holz zu holen. Wirklich fiel dieser, wie die Frau ihm vorausgesagt hatte. Die Frau hatte ihm aber zuvor ein Amulet aus Vogelfedern gegeben; das schützte ihn. Als Astas nun unversehrt nach Hause kam, sprach Tō'alatl'itl: „Gehe morgen auf den Berg. Dort sind viele Bergziegen, die wollen wir schiessen.“ Sie gingen am folgenden Morgen zusammen aus. Als sie nun einige Ziegen sahen, rief Tō'alatl'itl: „Schiesse sie!“ Astas aber, der ein Schamane war und wusste, dass jener ihn um's Leben bringen wollte, versetzte: „Nein, später erst werde ich Ziegen schiessen.“ Als nun Astas auf dem Berge war, sandte Tō'alatl'itl ihm den Sisiutl, eine riesige Schlange, nach. Diese bewirkte, dass die Felsen dort, wo Astas stand, zu Thale stürzten. Astas aber wurde durch sein Amulet gerettet. Er schwebte wie eine Feder über dem Bergsturze nieder. Er stand unversehrt auf und ging nach Hause. Er beschloss, sich zu rächen. Er gab der Frau ein Zaubermittel, das sie innerlich erwärmte, setzte sich dann nieder und fächelte ein wenig mit seinem Mantel. Da erhob sich ein eiskalter Nordwind, der Tōa'latl'itl sammt dem Sisiutl tödtete. Dann nahm Astas die Frau und ging mit ihr von dannen.

Nach einiger Zeit beschloss er, zu Yula'timōt zu gehen. Seine Frau sprach: „Weisst Du ihn auch zu finden? Wenn Du in sein Dorf kommst, wirst Du viele Leute sehen. Alle haben schönes Zeug an. Nur einer hat einen bunten Mantel, der ist roth, schwarz und weiss. Das ist Yula'timōt. Gehe gleich auf ihn los.“

Astas brach auf und wanderte einen ganzen Monat lang, weiter und weiter. Dann kam er an ein schönes Dorf. Ein Mann sah ihn kommen, und rief seinen Genossen zu, ein Fremder komme. Da sprangen alle auf und liefen hinaus, ihn zu sehen. Astas ging gleich auf Yula'timōt los, den er an seinem bunten Mantel erkannte. Yula'timōt lud ihn in sein Haus ein und erzählte, er sei vor Kurzem erst aus dem Lande im Himmel herabgekommen, da er mit der Gegend daselbst unzufrieden gewesen sei. Er lud Astas ein, bei ihm zu bleiben und führte ihn in's Haus. Dort fragte er: „Was willst Du zu essen haben? Willst Du Lachse haben?" Als Astas darum bat, verbarg Yula'timōt einen kleinen Lachs in der Hand und spielte mit seinem Gaste darum. Dieser rieth bald, in welcher Hand der Lachs verborgen war. Da warf Yula'timōt ihn in eine Schüssel, und der Lachs wurde lebendig. Auf solche Weise erhielt Astas alle möglichen Arten von Lachsen. Dann nahm Yula'timot einen kleinen Stab, schlug damit dem Lachs in's Gesicht und derselbe fiel sogleich todt nieder. Er zerschnitt ihn dann in ganz kleine Stücke und warf diese in einen grossen Kessel, in dem er sie kochte. Als der Fisch gar war, vertheilte er ihn unter alle Anwesenden und die kleinen Brocken, welche er in die einzelnen Schüsseln legte, wurden grösser und füllten dieselben ganz und gar. Dann nahm Yula'timōt einen Biber, zeigte ihn Astas und fragte denselben, ob es Biber in seiner Heimath gebe. Astas verneinte diese Frage, und da gab Yula'timōt ihm den Biber. Er sprach: „Wenn Du an eine Ebene kommst, in der sich ein See befindet, so wirf den Biber in's Wasser. Wenn er dann viermal taucht, wird er dort Junge werfen. Nimm dieselben nicht mit, sondern fange nur den alten Biber wieder ein, und wenn Du an einen anderen See kommst, wirf ihn wieder in's Wasser." Dann spielten sie weiter, indem sie vielerlei Gegenstände verbargen und riethen, in welcher Hand sie seien. Astas gewann beständig und endlich verlor Yula'timōt gar seine Decke. Da hatte er nichts mehr zu verlieren und sandte Astas zur Erde zurück. Als dieser nun zu einem See kam, warf er den Biber hinein, der viermal tauchte und Junge warf. Dann fing Astas den Biber wieder ein und reiste weiter. In jeden See, an dem er vorüberkam, warf er den Biber, der dann viermal tauchte. Daher giebt es heute überall Biber. Endlich gelangte er zu seiner Frau, die viel Bergziegenfett und Fleisch in ihrem Hause hatte. Astas beschloss nach einiger Zeit in seine Heimath zurückzukehren, und die Frau legte Fett und Fleisch in einen kleinen Sack, den sie ihm mitgab.

Nach langer Wanderung gelangte Astas nach Hause. Er ging aber nicht gleich zum Dorfe, sondern hüllte sich in den Mantel, den er Yula'timōt abgewonnen hatte, und setzte sich an den Teich, aus dem die Mädchen Wasser zu schöpfen pflegten. Bald kam die Häuptlingstochter des Weges gegangen. Sie erstaunte, als sie einen Fremden unbeweglich am Ufer sitzen sah, denn sie erkannte Astas nicht, der lange fortgewesen war und jetzt Yula'timōt's Mantel trug. Sie ging in's Haus zurück und sagte zu ihrer Schwester, deren Bett nah' dem ihrigen stand: „Draussen am Wasser sitzt ein fremder Mann." Die Schwester glaubte es nicht und lachte. Da sprach das Mädchen: „Lache nicht! Ich habe ihn wirklich gesehen. Gehe doch hinaus und sieh' selbst nach." Die Schwester ging hinaus, sah aber niemand, denn Astas hatte sich versteckt. Als nun die jüngere Schwester wieder hinausging, kam Astas wieder aus seinem Verstecke hervor. Die Schwestern erzählten dann ihrem Vater, was geschehen, und auch er ging zum Wasser, den Fremden zu sehen. Astas liess sich aber nur vor dem Mädchen sehen. Eines Morgens ging sie früh hinaus und traf ihn am Wasser. Da sprach er: „Ich weiss, Dein Vater ist ein grosser Häuptling. Lass ihn sein Haus reinigen und alle Leute einladen, dann werde ich kommen. Ich wünsche Dich zur Frau zu haben.

wenn Ihr, Du und Dein Vater, einverstanden seid. Ich werde Euch grosse Reichthümer schenken.“ Das Mädchen ging nach Hause zurück und berichtete, was der Fremde gesagt hatte. Da liess ihr Vater das Haus reinigen und lud den ganzen Stamm ein. Da kam Astas. Niemand erkannte ihn. Er öffnete seinen Sack und nahm viel Fett und Fleisch von Bergziegen heraus und liess es unter den Versammelten vertheilen. Er selbst ass nichts davon, sondern bat um etwas Fisch. Endlich, am Ende des Festes, gab er sich den Leuten zu erkennen. Der Häuptling liess ihn neben seiner Tochter niedersitzen. Astas sprach zu ihr: „Heute, wenn es dunkel ist, werde ich das Haus schön machen.“ Er hiess den Häuptling die Bretter vom Dache nehmen, und als es dunkel war und alle schliefen, öffnete er seinen Sack und nahm ein hohes, schönes Dach heraus, das er auf das Haus setzte. Yula'timōt bemalte unterdess das Haus und schnitzte die Pfosten. Als es nun Tag wurde und die Leute das Haus sahen, erstaunten sie sehr. Dann lud der Häuptling alle Stämme zu einem grossen Feste ein und sie kamen. Bei dem Feste nahm Astas alle möglichen Lachse aus seinem Sacke, der ganz unerschöpflich war, gab sie seinem Schwiegervater, und dieser vertheilte sie unter die Gäste. Dann nahm Astas zwei kleine Lachse aus dem Mantel, den er Yula'timōt abgewonnen, und warf sie in den Fluss. Sie vermehrten sich sofort und seither war der Fluss voller Lachse. Er baute grosse Häuser und schenkte sie dem Häuptlinge und verschenkte alles, was in seinem Mantel und Sacke war. Darüber ward Yula'timōt zornig und sandte den Adler hinab, um Astas Alles wieder fortzunehmen, was er bekommen hatte. Der Adler gehorchte und brachte Yala'timōt's wunderthätigen Mantel zurück. (Erzählt von Yākōtla's aus Nuqa'lkH.)

14. Der Besuch im Himmel.

Ein junger Mann ging einst im Frühjahr zum Flusse hinab, Vögel zu schiessen. Er baute sich ein kleines Haus und schoss die Vögel von dort aus, wenn sie sich am Ufer niederliessen. Er hatte einen Bogen und einen Pfeil, an dem ein langes Seil aus Frauenhaar befestigt war. Mit diesem erlegte er die Vögel. Statt dieselben nach Hause zu bringen, zog er sie ab, und versteckte die Bälge bei seinem Hause. Sein Vater schalt ihn, weil er keine Vögel nach Hause brachte. Vier Tage that der junge Mann also. Dann lud er seinen jüngeren Bruder ein, mit ihm zu gehen. Dieser sah viele Spuren von Vögeln am Ufer des Flusses und der junge Mann zeigte ihm dann die Vogelbälge.

Er legte sich nieder und bedeckte sich mit den Vogelbälgen. Dann gab er seinem jüngeren Bruder einen kurzen Stab und hiess ihn damit auf seinem Körper Takt schlagen. Er sprach zu ihm: „Du wirst eine grosse Feder gen Himmel fliegen sehen. Das bin ich. Ich will das Land im Himmel sehen.“ Der Knabe begann Takt zu schlagen und bald flog eine grosse Feder in weiten Kreisen gen Himmel. Da fing der Knabe an zu weinen, denn er glaubte, er habe seinen Bruder verloren. Er ging nach Hause. Sein Vater fragte ihn, wo sein Bruder sei. Da weinte der Kleine, aber er antwortete nicht. Der Vater fragte ihn zum zweiten und zum dritten Male. Als er ihn zum vierten Male fragte, antwortete der Knabe: „Mein Bruder flog in Gestalt einer grossen Feder gen Himmel.“ Sein Vater glaubte es zuerst nicht. Der Kleine aber blieb bei seiner Aussage. Er zeigte dem Vater die Vogelbälge am Ufer, und da der junge Mann nicht zu finden war, schenkte man dem Knaben endlich Glauben. Der Vater trug die Vögel nach Hause, bereitete ein Fest von dem Fleische und lud den ganzen Stamm ein. Dann erzählte der Knabe alles genau, was geschehen war.

Der ältere Bruder gelangte in den Himmel. Dort fand er einen Pfad und schritt fürbass. Nach einiger Zeit sah er eine Anzahl blinder Frauen um einen Kessel sitzen, in dem sie Wurzeln (tqsōs) kochten. Es waren die Enten. Er nahm ihnen eine der Wurzeln fort und schmeckte dieselbe. Da riefen die Frauen: „Ich rieche Mōk·oa nts, er muss hier sein." Die Wurzel machte, dass ihm Speichel im Munde zusammenlief. Er spie einer der Frauen auf die Augen und sie wurde sehend. Da rief sie laut: „Ich kann sehen!" Die anderen schrieen: „Du lügst." Mōk·oa nts hatte sich versteckt und kam nun hervor und spie einer anderen Frau auf die Augen. Da wurde auch diese sehend. Wenn Mōk·oa nts das nicht gethan hätte, würden die Enten noch heute blind sein. Er nahm ihnen dann ihren scharfen Geruch. Dann warf er sie zur Erde hinab und sprach: „Hinfort sollt ihr den Menschen zur Nahrung dienen."

Mōk·oa nts ging dann in seine Heimath zurück und gelangte wieder an das Ufer des Flusses. Sein jüngerer Bruder hatte sich beständig dort aufgehalten, in der Hoffnung, seinen Bruder wiederzusehen. Als dieser nun zurückkam, war er so schön geworden, dass sein jüngerer Bruder ihn nicht erkannte. Er fragte: „Kennst Du mich nicht?" „Nein," versetzte der Kleine. „Weisst Du nicht mehr, wie ich gen Himmel flog. Ich bin Dein Bruder und bin zurückgekehrt." Dann gingen sie zusammen zum Hause ihres Vaters. Der Knabe ging allein hinein und sprach: „Mein Bruder ist wiedergekehrt." Sein Vater drohte ihn zu schlagen, wenn er den Namen des Todten nenne, doch der Kleine fuhr fort: „Ja, er ist wiedergekommen, und er ist jetzt sehr schön. Wenn Du ihn sehen willst, komm mit mir hinaus." Der Kleine ging zurück zu seinem Bruder und bat ihn, in's Haus zu kommen. Dieser sprach: „Sage dem Vater, er solle das Haus reinigen." Der Kleine ging zurück und richtete die Botschaft aus. Der Vater glaubte ihm noch nicht, ging aber mit ihm hinaus, den Fremden zu sehen. Er kannte ihn zuerst nicht, dieser aber sprach: „Die Sonne hat mich rein und schön gemacht. Ich bin Dein Sohn, der einst gen Himmel flog." Da machte der Vater sein Haus rein und lud alle Leute zu einem Feste ein. Der junge Mann erschien und erzählte, was er erlebt hatte. Er bat die Leute, am nächsten Tage mit ihm zum Flusse hinabzugehen, da er ihnen zeigen wollte, welcher Art die übernatürlichen Kräfte seien, die er vom Himmel erhalten hatte. Am folgenden Tage gingen alle zum Ufer hinab und er ergriff die Enten mit seinen Händen, so viele er haben wollte. Wenn einer der anderen Leute sich ihnen nahen wollte, flogen sie von dannen. Dann bewirthete er die Leute mit dem Fleische der Enten, die er erlegt hatte.

Nach einiger Zeit sprach er zu seinem Bruder: „Bedecke mich wieder mit Vogelbälgen und schlage Takt, wie vordem. Ich will wieder gen Himmel gehen. Diesmal werde ich aber nicht zurückkehren." Er gab seinem jüngeren Bruder seinen Namen und flog hinauf in den Himmel.

15. Die Kinder des Hundes.

1. Ein Häuptling Namens Alk hatte einen Hund mit hässlichen Triefaugen. Einst sprach die Tochter Alk's, welche gerade menstruirte und deshalb ihr Zimmer nicht verlassen durfte: „Lasset den Hund nicht in mein Zimmer kommen, denn ich mag ihn nicht sehen, während ich esse." Als er gelegentlich doch wieder hineinlief, warf Alk ihn aus dem Hause und schloss die Thür hinter ihm. Es wurde Nacht und das Mädchen legte sich nieder, zu schlafen. Um Mitternacht schlich sich ein Mann zu ihr und legte sich zu ihr in's Bett. Da sie nicht sehen konnte, wer es war, bestrich sie unbemerkt seinen Kopf und Rücken mit rother Farbe, um ihn am nächsten Morgen wieder zu erkennen. Als ihre Eltern nun morgens

aufstanden, sahen sie, dass ihr Hund über und über mit rother Farbe beschmiert war und riefen: „Wo mag unser Hund gewesen sein? Er ist ganz voll rother Farbe.“ Da schrie das Mädchen laut auf, denn sie wusste nun, dass der Hund bei ihr geschlafen hatte. Nach einiger Zeit gebar sie fünf junge Hunde, vier männliche und einen weiblichen. Zuerst verbarg sie dieselben. Da sie aber heulten und winselten, entdeckten ihre Eltern sie bald. Als es bekannt wurde, dass die Tochter des Häuptlings Hunde geboren hatte, rieth eine alte Frau den Leuten, von dem Dorfe fortzuziehen und jene allein zurückzulassen. Der Häuptling folgte ihrem Rathe. Er liess die Leute ihre Boote beladen und die Feuer auslöschen, und der ganze Stamm zog mit all' seinem Hab und Gut von dannen. Die Häuptlingstochter und die fünf Hündchen blieben allein zurück. Nur ihre Grossmutter hatte Erbarmen mit ihrem Schicksal. Ehe sie abfuhren, verbarg sie eine glühende Kohle in einer Muschel, legte diese in ein Versteck und sagte dem Mädchen, sie solle die Muschel erst hervornehmen, wenn die Boote ausser Sicht seien. Diese that, wie ihre Grossmutter befohlen hatte. Als die Boote ausser Sicht waren, blies sie die Kohlen an und machte sich ein grosses Feuer. Sie baute sich eine kleine Hütte aus Zweigen und sammelte Muscheln am Strande, von denen sie mit ihren Kindern lebte. Als sie eines Tages am Strande beschäftigt war, hörte sie Gesang von Kindern nahe dem Hause. Sie eilte hinauf, sah aber nur die jungen Hunde. An drei aufeinander folgenden Tagen hörte sie den Gesang. Als sie am dritten Tage wieder zum Hause kam, sah sie Spuren von Kinderfüssen. Da beschloss sie, am folgenden Tage unbemerkt zuzuschauen, um zu sehen, was für Kinder da spielten. Sie ging wieder zum Strande hinab und hing ihren Hut und Mantel auf den Stock, mit dem sie Muscheln grub, so dass derselbe aussah, wie ein Mensch. Dann schlich sie heimlich zum Hause hinauf. Da sah sie, dass die Hunde ihre Felle abgeworfen hatten und als Kinder umherspielten. Sie sprang rasch aus ihrem Verstecke hervor, ergriff die Felle und warf sie in's Feuer. Das Fell des Mädchens lag abseits, und ehe die Mutter es ergreifen konnte, war das Mädchen wieder hineingeschlüpft und wieder in einen Hund verwandelt.

Die Knaben behielten ihre menschliche Gestalt, und ihre Mutter machte ihnen Bogen und Pfeile. Sie lernten bald jagen und fischen. Das Mädchen, die in Hundegestalt blieb, setzte sich nun vor die Thür und sang: „Meine Brüder, macht ein gutes Haus für unsere Mutter. Fangt Heilbutten im Meere, Bergziegen auf den Bergen und Marder in den Wäldern. Dann wird unsere Mutter Euch Mäntel machen, und wenn Ihr ausgeht zu jagen, werde ich Euch begleiten.“

Nach einiger Zeit kam die Grossmutter der jungen Frau zurück, um zu sehen, wie es ihr ergangen sei. Sie verbarg sich nahe der Hütte und sah die junge Frau damit beschäftigt, Mäntel aus Marderfellen zu nähen. Sie sah die vier Knaben und reiche Vorräthe von Heilbutten. Die Knaben entdeckten sie bald, führten sie in's Haus und die junge Frau speiste sie. Als nun die Alte sich bereit machte, zu dem Stamme zurückzukehren, gab ihr die junge Frau ein Stück Seehunds-Speck mit, befahl ihr aber, es selbst zu essen und niemand etwas abzugeben. Die Alte versprach zu gehorchen. Unter dem Stamme herrschte damals grosser Mangel. Als sie nun zurückkam, und ihre Tochter nichts zu essen hatte, gab sie ihr trotz ihres Versprechens heimlich das Stück Seehunds-Speck, das sie zum Geschenk erhalten hatte. Ihre Tochter war so hungrig, dass sie versuchte, das Stück Speck mit einem Bissen zu verschlucken. Es blieb ihr im Halse stecken, und sie begann zu röcheln. Als Alk das hörte, fragte er die Alte: „Was fehlt Deiner Tochter? Sie röchelt ja.“ Die Alte sagte: „O, es ist nichts.“ Alk aber liess sich nicht abweisen. Er führte den Finger in den Mund des Mädchens und zog das Stück

Speck heraus. Er zwang nun die Alte zu gestehen, wo sie dasselbe bekommen habe, und da erzählte sie, dass sie ihre Enkelin besucht, die vier Söhne und einen Hund habe und nun sehr reich sei. Alk beschloss sogleich, zu ihr zurückzukehren. Er liess die Boote beladen, und der ganze Stamm machte sich auf. Als sie sich aber dem Dorfe näherten, beschwor seine Tochter einen Sturm, in dem alle Boote kenterten. Der ganze Stamm, ausser der alten Frau, die einst der Häuptlingstochter Mitleid gezeigt hatte, kam so um's Leben.

2. Ein Häuptling hatte eine schöne Tochter. Viele Männer warben um sie, er aber wollte sie keinem derselben geben. Eines Nachts schlich sich ein Mann zu der Tochter und war Morgens, als der Tag graute, wieder verschwunden. Er kam öfters wieder. Da das Mädchen nicht wusste, wer es war, bestrich sie ihre Hände mit rother Farbe und Harz und beschmierte den Mann über und über damit. Am folgenden Tage setzte sie sich vor die Thür und achtete auf, welcher der jungen Männer rothe Farbe an seinem Fellmantel haben würde. Sie sah keinen, aber gegen Mittag erblickte sie den alten, triefäugigen Hund ihres Vaters, der über und über mit rother Farbe und mit Harz bedeckt war. In der folgenden Nacht schlich sich der Mann wieder zu ihr. Da schnitt sie etwas Haar von seinem Fellmantel ab und sah am nächsten Morgen, dass es Hundehaare waren. Nun wusste das Mädchen, dass der Hund jede Nacht in menschlicher Gestalt zu ihr geschlichen war. Bald ward sie schwanger. Als die Leute das bemerkten, verspotteten sie ihren Vater, der früher alle Freier abgewiesen hatte.

Als nun die Zeit herankam, gebar sie fünf junge Hunde, vier männliche und einen weiblichen. Die zwei Frauen, die ihr beistanden, berichteten dieses Ereigniss und ihr Vater befahl allen Leuten, ihre Häuser abzubrechen und sie zu verlassen. Sie gehorchten; alle Lebensmittel wurden aufgepackt und die Feuer verlöscht. Nur eine alte Frau hatte Mitleid mit der armen Mutter und gab ihr etwas Feuer, das sie in ihren Cederbastkragen eingewickelt hatte. Als alle fort waren, machte die junge Frau sich ein kleines Häuschen aus Fichtenzweigen, und entzündete ein Feuer. Ihre Hündchen wuchsen schnell heran.

Sie ging jeden Tag zum Strande hinab, um Muscheln zu graben. Sie hatte keinen Fellmantel, nur einen Kragen aus Cederbast. Eines Tages, als sie zurückkam, sah sie viele Fussspuren von Kindern bei ihrem Hause. Sie wusste nicht, woher dieselben kamen. Am nächsten Tage sah sie wieder viele Fussspuren bei ihrem Hause, da beschloss sie zu sehen, wer zu ihrem Hause kam. Sie ging zum Strande hinab und hing ihren Kragen über ihren Grabstock, so dass es aussah, als ob jemand dort grabe. Dann schlich sie sich zu dem Hause zurück. Da sah sie vier Knaben spielen. In einer Ecke des Hauses lagen ihre abgeworfenen Hundemäntel. Das Mädchen sass als Hündin vor der Thür und passte auf. Die Knaben fragten sie: „Kommt Mutter noch nicht zurück?" „Nein," antwortete das Mädchen, „sie ist noch am Strande und gräbt Muscheln." Da sprang die Frau hervor, ergriff die Mäntel der Knaben und verbrannte sie. Sie sprach: „Warum habt Ihr euch verkleidet. Euretwillen bin ich unglücklich geworden. Früher lebte ich hier mit vielen Leuten, aber nun bin ich allein. Ihr sollt nun für mich sorgen." Da sprach die Hündin zu ihrem ältesten Bruder: „Du sollst Bretter machen für Mutter und ihr ein Haus bauen;" zum zweiten: „Du sollst für Mutter Boote bauen;" zum dritten: „Du sollst für sie Hirsche schiessen;" und zum vierten: „Du sollst ihr Fische fangen," und „ich werde mit Euch auf Jagd gehen und Euch allen helfen." Am nächsten Tage machte der älteste der Brüder kleine Brettchen und baute ein Häuschen daraus. Am folgenden Tage hatte dasselbe sich in ein grosses Haus verwandelt, dessen Vorderseite schön bemalt war. Er machte vier

Häuser; für jeden der Brüder eines. Der zweite Bruder machte gute Boote, der dritte erlegte Hirsche und der vierte fing einen grossen Vorrath von Heilbutten. NuskH'ō'pElHinH, so hiess die Hündin, half ihren Brüdern.

Eines Tages kamen drei Männer des Stammes zu dem Dorfe, um zu sehen, was aus der verlassenen Frau geworden war. Wie erstaunten sie, die Häuser und Boote zu sehen! Als sie an's Land kamen, gewahrten sie, dass die Häuser voll reicher Vorräthe waren. Die Frau beschenkte sie reichlich und sie fuhren zu ihrem Stamme zurück. Dort erzählten sie, was sie gesehen hatten. Da gingen die anderen Leute auch hin und sie beschenkte sie. Sie sprach: „Ihr alle mögt hierher kommen. Nur meine Eltern und meine Geschwister, die mich verlassen haben, sollen nicht kommen. Wenn sie hier landen, sollen meine Kinder sie tödten."

Wenn die Frau den Kindern nicht ihre Fellmäntel genommen hätte, würden unsere Frauen noch heute Hunde gebären (Nuskelusta). —

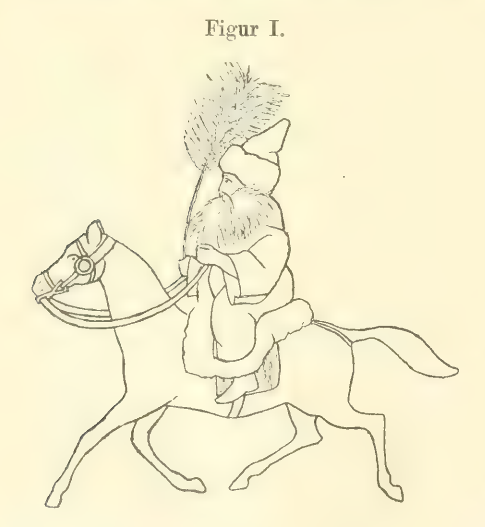
(20) Hr. W. v. Schulenburg übersendet aus Charlottenburg, 19. Mai, folgende

volkskundliche Mittheilungen.

1. Der Niklas.

In den römisch-katholischen Bevölkerungskreisen am Nieder-Rhein wird in der Zeit vor St. Niklas, 6. December, und zwar in den Kuchenbäckerläden, der „Niklas" als Geschenk für die Kinder verkauft. Der Niklas, dem Anschein nach hergestellt aus einer Papiermasse, reitet auf einem Schimmel und trägt einen langen Mantel von hellblauem Tuch, verbrämt mit weissem Pelz, und auf dem Kopfe eine ebensolche spitze Mütze. In der linken hält er die Zügel, in der rechten ein Tannen-Bäumchen. Die Schabracke des Schimmels ist roth und weiss gestreift (Fig. I). Statt des Schimmels werden ihm auch Falben gegeben, wohl irrthümlich, weil nicht der Ueberlieferung entsprechend. Zu St. Niklas fand und findet hier — wie auch anderwärts — bei den römisch-katholischen Christen vorherrschend die Bescheerung statt, bei den evangelischen zu Weihnachten. Doch scheint es, als wenn die Weihnachts-Bescheerung auch bei den Katholiken mehr und mehr Eingang findet. Spekulatius ist hier in der Adventzeit, ebenso wie Moppen, ein sehr beliebtes Gebäck. Die aus dem Teig desselben geformten Mannsbilder heissen Klaskerle oder Klasmännchen. —

Figur I.



2. Der Niklasschuh.

Es ist hier alter Brauch, wie auch anderwärts, z. B. in Oesterreich, dass die Kinder am Abend vor Niklas einen Schuh für den Niklas, also eigentlich den heiligen Nikolaus, hinstellen, meist wohl in der Stube auf den Bescheertisch, oder unter das Bett, doch auch, wie mir berichtet wurde, auf die Thürschwelle. Dazu

nehmen und nahmen sie kleine Schuhe, die von Erwachsenen sorgfältig ausgeschnitten werden aus (Möhren-) „Wurzeln" (von Daucus Carota), in der Form genau so wie die Holzschuhe, die hier im Volke allgemein von Erwachsenen und Kindern getragen werden, ebenso wie in Holland und an der ganzen niederdeutschen Seeküste, aber auch im Gebirge in Ober-Bayern (Ramsau), wo sie, einfacher in der Form, nur zu beschränktem Gebrauche dienen, und in Ost-Preussen, z. B. im Kreise Darkehmen, Gänserumpen heissen, nach der Volkserklärung wegen der Aehnlichkeit mit dem Rumpf der ausgenommenen Gans. In die Wurzelklumpke, wie ich in Cleve a. Rh. sie nennen hörte, thun die Kinder Brotkrümel und Hafer für den Schimmel des Niklas. Oder, sie nehmen hölzerne Kinderschuhe dazu, Sinterklasklumpke genannt. In die Klumpe thun sie dann für das Pferd Brotkrümel, Hafer und Stückchen von zerschnittenen Möhren, und stellen sie für das Pferd hin. Die Möhre scheint also in Cleve ein wesentlicher Bestandtheil dabei zu sein. Genau ebenso stellen als Opfergabe die Kinder der evangelischen Wenden in der preussischen Ober-Lausitz (Kreis Rothenburg) für den Schimmel des Christkindes (dźéćetko = Kindlein) einen Eimer mit Wasser an die Hofthüre und legen dazu ein Bündel Heu. Dieser Schimmel des „Niklas", wie jener des Christkindes, jetzt ein Bestandtheil christlicher Volksauffassung, muss heimisch-deutschen, vermuthlich heidnischen Ursprungs sein, denn nirgendwo wird in den Evangelien berichtet, dass das Christkind auf einem Schimmel geritten sei. Allem Anschein nach ist der Bescheerer ein Ausläufer vorchristlicher Glaubensgestalten, wie z. B. der wilde Jäger Wode auf seinem Schimmel ein solcher des Gottes Wodan.

Ausser den Holzschuhen, wie sie Kinder und Erwachsene zum Gehen gebrauchen, werden noch ganz kleine Holzschuhe, Niklasschuhe, verkauft (Fig. II. 1 u. 2, etwa 8 *cm* lang, aus Xanten), und ebenso kleine Niklasschuhe aus Messing (Fig. II. 3, aus Cleve). Ob diese ganz kleinen Schuhe auch von den Kindern dem Niklas hingestellt werden, habe ich nicht mit Sicherheit erfahren, doch dienen sie als Aschbecher und zur Aufnahme von Schnupftabak.

Figur II.

Nach Sepp (Sagenschatz, S. 301) werden in Ober-Bayern vor dem Fest des heiligen Nikolaus Papier-Schifflein, statt der Schuhe, von den Kindern aufgestellt, um „Schiffel", nehmlich Lebkuchel, darin zu erhalten, woraus, wie auch sonst, die Bedeutung gewisser Backwerke für den alten Glauben hervorgeht.

Aehnlichkeit mit dem Holzschuh, wie allerdings auch mit anderem Schuhwerk, zeigt die eigenartige Blüthe des Frauenschuh (Cypripedium Calceolus), d. h. unserer lieben Frau Schuh, am Hintersee bei Ramsau Pfaffenschuh genannt, der auf Bergwiesen wächst. —

3. Das Putenmandl.

Noch jetzt wird zu Nikolai das Putenmandl umhergeführt in Loipl bei Berchtesgaden, einer Gemeinde aus einzelnen Gehöften bestehend und Leopel ge-

nannt in einem päpstlichen Erlass, den man in der kleinen, aber reich ausgestatteten Wallfahrtskirche des Ortes sieht. Das Putenmandl, ganz in Stroh gehüllt, hat an einem Seil eine Anzahl (Kuh-) Glocken umgehängt und eine Larve auf dem Kopf. Die Larven werden verschiedentlich angefertigt, doch nur aus Leder und Fellen — nebenbei auch Fries und Wollstoff —, nicht kunstvoll aus Holz geschnitzt, wie solche im Museum zu Salzburg aufbewahrt werden. Jedenfalls werden auch in der Vorzeit diese Masken ursprünglich aus Thierköpfen und Thierfellen bestanden haben. Die abgebildete Larve (Fig. III), 45 *cm* lang, aus verschiedenen Fellstücken hergestellt, hat ein Gesicht von geschwärztem Leder, Ohren von Leder und wirkliche Hörner auf dem Kopfe, also wie man sich bei uns den Teufel vorstellt. An der Stirn ist ein Stück bearbeiteter Buchenschwamm[1]) befestigt. So ziehen die Buben umher, gehen in die Häuser und erschrecken die Kinder. Nach Panzer[2]) heisst es schon in einer der Predigten de kalendis januariis, die dem 6. oder 7. Jahrhundert angehören: „An diesen Tagen kleiden sich die Heiden in unanständige Missgestalten . . . . andere kleiden sich in die Felle ihres Viehes, andere setzen sich Thierhäupter auf . . . was ist so verrückt . . . der Ziege . . . ähnlich zu werden.“ Es werden ausdrücklich in jener Predigt die Tänze und Sprünge in der Verkleidung „ein Ueberbleibsel heidnischer Gewohnheit“ genannt. Während in den letzten Jahrhunderten die römisch-katholische Kirche eine wohlwollende Nachsicht gegen viele der altdeutschen Volkssitten zeigte, verfolgt jetzt bei Berchtesgaden auf Befehl der Behörden der Gensdarm das Putenmandl, wie ich hörte, dass auch im Salzburg'schen die entsprechenden Maskenumzüge polizeilich verboten seien. So führt jetzt die Polizei den Kampf gegen die alten Götter.

Figur III.



Ebenso ist in Berchtesgaden noch das Putenmandl-Laufen üblich auf Nikolas. Es gehen zusammen der Nikolo und das Putenmandl, oder wie man anderwärts sagt: der „Klaufaub“. Das Putenmandl hat die Hände geschwärzt, auch das Gesicht, oder eine Larve auf und Hörner, eine (Kuh-) Kette um den Leib und eine Zistel (Art Kiepe) auf dem Rücken. In der Zistel stehen ein Paar Scheite Holz, darüber sind Hosen gezogen und Schuhe darauf gesteckt, als wäre jemand darin. Das Putenmandl erschreckt die Kinder, der Nikolo, auch verkleidet, trägt eine Art Bischofsmütze und schenkt ihnen Aepfel und Nüsse. —

4. Festzeit der Göttin Bertha.

Sonst nennt man auch in dortiger Gegend jenen Brauch Berchtenlaufen, nach der Frau Berchta. So heisst es bei E. v. Koch-Sternfeld[3]): „Zu Nikolai und zu Weihnachten werden die Kinder gewöhnlich durch die Klaubaufe und Frau Berchten in Furcht und Schrecken gesetzt.“ In einem angeblichen Briefe[4]) König Ludwig II. aus Ober-Bayern: „Wie ich doch mit Leib und Seele ein Kind meines Landes, ein Bayer bin! . . . . Gestern hat der Advent angefangen; „die Anroller“, die „Geb-

1) Ueber dessen volksthümliche Bearbeitung am Inn vergl. deutsch-anthropolog. Correspondenzblatt XXIV, 1893, S. 19.

2) Panzer, Bayr. Sagen. II. 465.

3) Salzburg und Berchtesgaden 1810. II. 230.

4) Bajovar, Alpenrosen. Stuttgart 1887. 59.

nächte!" Noch kann ich es nachfühlen. . . . als Kind . . . wie ich mir vornahm, die ganze Nacht zu wachen, um den Knecht Ruprecht oder die Frau Berchta bei Spendung ihrer Gaben zu überraschen. . . . bis die „Berchtfrau" und der heilige Niklâ, Ruprecht's Abgesandter, am Niklâ-Abend leibhaftig erschienen . . . ." —

5. Das Bemandl.

Man erschreckt die Kinder, indem man sagt in Loipl: „Seid artig, sonst kommt das Putenmandl"; und am Hintersee bei Ramsau: „. . . . das Bemandl", oder „der Klaufauf", oder „die Moa"[1]). —

6. Gruss vor dem Hollunder.

Vor dem Fliederbaum (Sambucus nigra) nehmen Manche im Vorbeigehen den Hut ab, weil er so heilsam ist. So hat man mir mehrfach berichtet in Cleve am Niederrhein, in städtischen wie Volkskreisen.

Nach Arnkiel[2]) nahmen die Holsteiner die Kopfbedeckung ab, wenn sie nothgedrungen einen Hollunder niederhauen mussten, falteten die Hände und beteten: „Frau Ellhorn, gieb mir was von Deinem Holtz, denn will ich Dir von meinem auch was geben, wann es wächst im Walde. So ich," fügt er hinzu, „in meinen jungen Jahren zum öfftern beydes gehört und gesehen . . . . . Also haben unsere Vorfahren den Ellhorn auch heilig gehalten und demselben eine Göttin zugelegt." Nach Grimm[3]) heisst in Nieder-Sachsen Sambucus nigra „ellorn, ellhorn", angelsächsisch „ellen".

7. Verzierung einer Butterform.

Wie früher die künstlerische Ausstattung hauswirthschaftlicher Geräthe auf dem Lande beziehungsreicher war als heute, kann die abgebildete, ältere Butterform von Ramsau bei Berchtesgaden zeigen. Es werden zwar jetzt noch ähnliche Butterformen von Holz angefertigt und in der Gegend von Berchtesgaden, z. B. vor der Wimbachklamm, an die Fremden als Andenken verkauft, indessen ohne die entsprechenden Zeichen.

Am Mittelstück dieser Butterform sind mit Drahtöhsen vier Klappen befestigt. Zwei von ihnen haben je zwei Nuthen, in die die Kanten der dritten und vierten eingreifen. Beim Gebrauch wird die Form zusammengeklappt, und zum Halt von aussen ein Holzreifen übergeschoben, alsdann wird sie mit Butter gefüllt und wieder geöffnet. In der Abbildung sind die Ausschnitte so wiedergegeben, wie sie auf der Butter sich abdrücken (vergl. Fig. IV).

Die ausgebreitete Form zeigt ein Kreuz. Ob dieses aus dem Gebrauchszweck sich ergeben oder von vornherein Absicht war, steht dahin, doch ist letzteres wahrscheinlich. Das Mittelstück zeigt einen „Stern", die eine Klappe eine Sennerin, mit der linken das Horn einer Kuh fassend, von der so reicher Segen kommt. Nach der Tracht, dem Hut nehmlich, lässt sich die Zeit der Anfertigung bestimmen. Die Brust ist durch starke Vertiefungen sehr voll angedeutet, doch im Allgemeinen in den Bergen, jetzt wenigstens, schwächer entwickelt[4]). Auf der

1) Vergl. bei Panzer Moi und Moien.

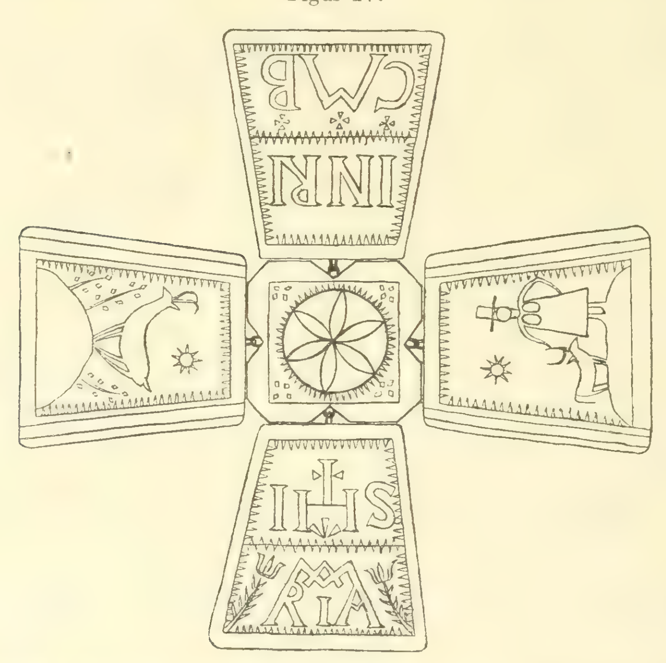
2) Arnkiel, Probst zu Apenrade. Cimbrische Heyden-Religion unserer Vorfahren. Hamburg 1703. I. 179.

3) Mythologie. 1875. I. 543.

4) So ist z. B. bei Brannenburg am Inn bei der Mehrzahl der Frauen und Mädchen ein gänzlicher Mangel bemerkbar, von einem Gebirgsarzte mir gegenüber zurückgeführt auf die zunehmende Unsitte, die Kinder nicht mehr zu nähren

Klappe gegenüber sieht man eine Gemse, neben ihr Kräuter oder vielleicht Latschen, die hier vorkommen, wo die Gemse im Sommer weilt. Sie steht zum Sprunge bereit auf einem steileren Berge, d. h. dem Hochgebirge, um mich dieses Wortes im Sinne der gewöhnlichen Umgangssprache zu bedienen, die Sennerin dagegen auf der Alm, was die flache Berglinie andeutet. Ueber beiden ist die strahlende Sonne, wie Luft und Licht in den Bergen. Die Zahl der Strahlen ist 9. Die dritte Klappe zeigt unter drei Kreuzen C M B (Caspar, Melchior, Balthasar), Buchstaben, die früher allgemeiner in Nord-Deutschland mit drei Kreuzen gegen die Hexen zu Wolborgen auf die Stallthüren geschrieben wurden, damit Vieh und Butter kein Schaden geschieht, meist, ohne dass die evangelischen Schreiber den Sinn der Buchstaben kennen und kannten. Diese Namen führen in das klein-asiatische Alterthum zurück. Oben steht I. N. R. I. Auf der vierten Klappe unten

Figur IV.



die Buchstaben MARIA und daneben die beiden Lilien. Ihnen im Umriss ganz gleich findet man auch Schnitzereien an Giebelverzierungen norddeutscher Bauernhäuser[1]). Darüber das „Jesuitenwappen", wie mir gütigst Hr. Prof. Müller, Leiter der christlich-archäologischen Sammlung in Berlin, erklärte, das in das Volk übergegangen ist, nehmlich IHS = IHESUS (nicht zu erklären in hoc signo!), oben das Kreuz, unten die drei Nägel. Griechisch IHΣ wurde lateinisch IHES. Es ist demnach die Butterform in reichlicher Weise durch christliche Wahrzeichen geschützt gegen böse Einflüsse, also vermuthlich früher auch gegen Hexerei. In Nord-Deutschland haben die Hexen hauptsächlich mit der Butter zu schaffen, dieser so werthvollen und wunderbaren Gabe der Viehwirthschaft. Wie hier, so finden sich und fanden sich früher noch mehr Wahrzeichen angebracht, an Hausrath und Werkzeugen. Ich erinnere auch an die Baumstöcke im Walde mit dem Kreuze,

1) Verhandl. 1893, S. 194, Fig. 38, 161, 162.

das Holzhauer oder Holzknechte darin einhauen. Da uns bei dem Volksthum in Deutschland so vielfach die Stätigkeit von Anschauungen und „Sitten" entgegentritt, ist wohl anzunehmen, dass auch in vorgeschichtlicher Zeit ähnliche Gepflogenheiten bestanden. Es mögen deshalb manche nur als Zierformen betrachtete Formen irgend welcher Art an vorgeschichtlichen Gefässen oder Geräthen einen tieferen „sittlichen" Grund haben. —

Wie ich nachträglich erfahre, wird in evangelischen Bevölkerungskreisen Westfalen's, z. B. auf dem Lande bei Bochum und Dortmund, vor Niklas die Hälfte einer Steckrübe (Kohlrübe) mit dem Messer ausgehöhlt, und von unten vier Holzspeile als Beine eingesteckt. In diese Krippe, wie sie heisst, thun die Kinder etwas Heu für den Niklas-Esel und setzen sie am Vorabend (5. December) an die Thürschwelle vor die Hausthüre. Am anderen Morgen nehmen die Eltern das Heu weg, und es heisst: der Esel hat es gefressen. Neben das Bett auf einen Stuhl stellen die Kinder vor dem Zubettegehen einen Teller, in den der „Niklas" Aepfel und Nüsse legt und Nikläse, Backwerk von Spekulatius mit dem Bilde eines Mannes.

Betreffs der als „Jesuitenwappen" erklärten Zeichen auf der Butterform, die Ehrkastl im Gebirge heisst, füge ich hinzu, dass dort in der Gegend selbst J. H. S.: Jesus, Heiland, Erlöser bedeuten, und nach einer mir vom Rhein neuerdings zugegangenen Mittheilung kirchlich: Jesus hominum salvator. —

(21) Hr. Maass stellt den

Riesenknaben

Carl Ulrich vor, der jetzt in Castan's Panoptikum gezeigt wird. Derselbe ist geboren am 13. September 1880 zu Gross-Mohnau bei Schweidnitz in Schlesien, also jetzt ungefähr $13^1/_2$ Jahr alt.

Sein Vater ist Waldwärter und wie die Mutter und die fünf Brüder und zwei Schwestern des Knaben von durchaus gewöhnlicher Leibesbeschaffenheit; der Carl aber ist von ganz ungewöhnlicher Grösse und Beleibtheit: 1,87 *m* hoch und hat einen Brustumfang von 1,16 *m* in der Athempause und 1,23 *m* bei der Einathmung. Sein Gewicht beträgt 131 *kg* oder 162 Pfund. Dabei ist er von guten Geistesgaben, und vor $^1/_2$ Jahr aus der 1. Klasse der Schule entlassen. Sein körperliches Wachsthum ist aber anscheinend noch lange nicht abgeschlossen, denn er hat sogar während seines kurzen hiesigen Aufenthalts noch an Höhe und Breite zugenommen. —

(22) Neu eingegangene und angekaufte Schriften:

1. Radloff, W., Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. II. St. Petersburg 1894. Gesch. d. Verf.
2. Schlegel, G., Problèmes géographiques. XIII.—XVII. Leide 1894. (Extr. T'oung-pao.) Gesch. d. Verf.
3. Retana, W. E., Supersticiones de los Indios Filipinos. Un libro de Aniterias. Madrid 1894. Gesch. d. Verf.
4. Frobenius, H., Afrikanische Bautypen. Dachau b. München 1894. (Sonder-Abdr. a. d. Süddeutsch. Bauzeitung.) Gesch. d. Verf.
5. Piette, Ed., L'époque éburnéenne et les races humaines de la période glyptique. Saint-Quentin 1894. Gesch. d. Verf.
6. Boas, F., Eskimo Tales and Songs. o. O. u. J. (Journ. of Amer. Folk-Lore.) Gesch. d. Verf.

7. Porter, W. T., The relation between the growth of children etc. St. Louis 1893. (Trans. Acad. of science of St. Louis. VI. 10.) Gesch. d. Verf.
8. de Aranzadi, T., Observaciones antropométricas en los Cacereños. o. O. 1894. (Actas de la Soc. española de Hist. natural.) Gesch. d. Verf.
9. Píč, J. L., Archaeologický výzkum ve středních čechách r. 1893. Prag 1894. Gesch. d. Verf.
10. Treichel, A., 2 Abhandlungen zur Volkskunde. Königsberg und Berlin 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Altpr. Monatschr. u. Verhandl. d. anthrop. Ges.) Gesch. d. Verf.
11. Virchow, R., Morgagni und der anatomische Gedanke. Berlin 1894. 2. Aufl. Gesch. d. Verf.
12. Danielli, J., Contributo allo studio del tatuaggio negli antichi Peruviani. Firenze 1894. (Arch. per l'Antrop. e l'Etnol.) Gesch. d. Verf.
13. Kruyt, A. G., Woordenlijst van de Barcëtaal. 'S-Gravenhage 1894. Gesch. d. Verf.
14. Bünker, J. R., Typen von Bauernhäusern a. d. Gegend von Oedenburg in Ungarn. Wien 1894. (Mitth. d. Wiener anthrop. Ges.) Gesch. d. Verf.
15. Bastian, A., Die samoanische Schöpfungs-Sage und Anschliessendes a. d. Südsee. Berlin 1894.
16. Derselbe, Controversen in der Ethnologie. IV. Fragestellungen der Finalursachen. Berlin 1894.

Nr. 15 u. 16 Gesch. d. Verf.

17. Bonwick, J., Irish Druids and old Irish religions. London 1894. Angekauft.
18. 3 spanische Broschüren. Gesch. d. Hrn. Magnus.
19. Oldenburg, W., Träsniderimönster i Allmogestil hemtade ur Nordiska Museet i Stockholm. Stockholm, o. J. Gesch. d. Hrn. Hazelius.
20. Niederle, L., Lidstvo v době předhistorické. Sešit 1—9 u. 11—24. Prag, o. J. Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
21. Henning, R., Neuere Funde a. d. Elsass. I. Die Grabhügel zwischen Hatten und Selz. o. O. u. J. (Mitth. d. Ges. f. Erhalt. d. histor. Denkmäler im Elsass 1894.) Gesch. d. Verf.
22. Stübel, A. und M. Uhle, Die Ruinenstätte von Tiahuanaco im Hochlande des alten Perú. Breslau 1892. Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
23. Stoll, Otto, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig 1894. Gesch. d. Verl.

Sitzung vom 16. Juni 1894.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow**.

(1) Durch den Tod hat die Gesellschaft drei werthe Mitglieder verloren.

In Berlin starb der Historienmaler Prof. Teschendorff. —

Am 1. Juni ist unser fleissiger und geschickter Mitarbeiter, Dr. Max Weigel, Direktorial-Assistent am Museum für Völkerkunde, in seiner Vaterstadt Neu-Ruppin dahingeschieden. Trotz seiner Kränklichkeit hatte er mit ebenso viel Hingebung als Erfolg die Gräber-Untersuchungen in der Heimath geleitet: unsere Verhandlungen und die „Nachrichten" enthalten zahlreiche Zeugnisse seiner Thätigkeit. Auf seinen dringenden Wunsch wurde es ihm im vorigen Jahre gestattet, sich der Expedition nach Hissarlik anzuschliessen. Mit wahrer Wonne begann er seine Reise in Griechenland; alle seine Briefe waren voll von Dankbarkeit für den ihm gebotenen Genuss. Von Hissarlik sandte er bald vortreffliche photographische Aufnahmen, von denen noch mehr bei seiner Heimkehr zu Tage kamen. Leider war er in dem fieberschwangeren Lande länger geblieben, als ihm von uns angerathen war. Kaum zurückgekehrt, hatte er Anfälle von Malariafieber und sehr bald entwickelte sich eine schon lange in ihm schlummernde Lungenkrankheit. Trotz des verlängerten Aufenthalts in einem Gebirgs-Sanatorium und dann der sorgfältigsten Pflege durch die treue Mutter konnte dem rapiden Anwachsen des Leidens kein Einhalt gethan werden. Die Gesellschaft wird seiner stets mit warmer Anerkennung gedenken. —

Am 5. Juni entschlief in Gera nach längerem Leiden im 67. Lebensjahre der Hofrath Prof. Carl Theodor Liebe, der berühmte Erforscher der Lindenthaler Hyänenhöhle und zahlreicher anderer prähistorischer Fundstätten in Thüringen. Unsere Verhandlungen enthalten eine Reihe von Mittheilungen von ihm über die alten Grabstätten des Voigtlandes. —

(2) Als **neue Mitglieder** werden angemeldet:

Hr. Dr. Rudolf Martin, Docent der Anthropologie an der Universität und am Polytechnikum in Zürich.

„ Lehrer Armin Müller in Weimar.

„ Dr. med. Albert Aschoff in Berlin.

(3) Hr. Felice Barnabei in Rom dankt unter dem 5. Juni für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede und stellt die baldige Uebersendung eines Bandes über die Alterthümer des Museo di Villa Giulia in Aussicht. —

(4) Hr. Paul Ascherson hat am 4. Juni die Ovationen seiner vielen Freunde und Verehrer zur Feier seines 60. Geburtstages und seiner 25jährigen Lehrthätigkeit an der Universität empfangen.

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft herzliche Glückwünsche für den Jubilar und warmen Dank für die viele, treue Hülfe aus, die er der Gesellschaft im Ganzen und nicht weniger den einzelnen Mitgliedern geleistet hat. —

(5) Hr. Max Kuhn, der frühere Schriftführer der Gesellschaft, ist leider schwer erkrankt und hat sich einer grossen Operation unterziehen müssen.

Der Vorsitzende drückt die Hoffnung auf baldige Wiederherstellung aus. —

(6) Hr. John Boyd Thacher, Chairman Executive-Committee on Awards, Worlds Columbian Commission, meldet aus Washington, 18. Mai, dass das für die Gesellschaft bestimmte Diplom für die Ausstellung in Chicago an den deutschen Commissär übergeben ist. —

(7) Das General-Register über die ersten 20 Bände der Zeitschrift für Ethnologie und über die darin enthaltenen Verhandlungen der Gesellschaft ist fertig gestellt. Vorstand und Ausschuss beantragen, dass der stattliche Band als Festgabe zur Erinnerung an das 25jährige Bestehen der Gesellschaft an die Mitglieder vertheilt und die dafür erforderliche Summe von 2400 Mk. an die Verlagshandlung Asher & Co. aus der Gesellschaftskasse gezahlt werde.

Der Antrag wird von der Gesellschaft einstimmig genehmigt. Die Feststellung der Zahlungs-Modalitäten wird dem Vorstande überlassen. —

(8) Die General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft wird in Gemeinschaft mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft am 24. bis 27. (bezw. 23. bis 28.) August zur Erinnerung an den von Innsbruck aus ergangenen Aufruf in dieser Stadt stattfinden. Eine rege Betheiligung steht in Aussicht. —

(9) Die 77 Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft wird vom 30. Juli bis 1. August in Schaffhausen abgehalten werden. —

(10) Ein internationaler Congress für angewandte Chemie wird vom 4. bis 11. August in Brüssel abgehalten werden. Es ist eine besondere Section für biologische Chemie in Aussicht genommen. —

(11) Die Landes-Regierung für Bosnien und die Hercegovina hat für den 15. bis 21. August eine wissenschaftliche Versammlung von Fachmännern nach Sarajevo eingeladen, um den Stand der dortigen Forschungen darzulegen und über eine Reihe von urgeschichtlichen und prähistorischen Fragen Diskussionen herbeizuführen. Unter den 26 eingeladenen Gelehrten befinden sich aus Deutschland die HHrn. v. Duhn (Heidelberg), Johannes Ranke (München), Rud. Virchow und A. Voss (Berlin). —

(12) Der Vorstand des deutschen Trachten-Museums ladet für den 17. Juni zu einen Besuch der, jetzt zu erweiternden Anstalt ein. In derselben werde die Sammlung der deutsch-ethnologischen Ausstellung von Chicago vorläufig untergebracht werden. —

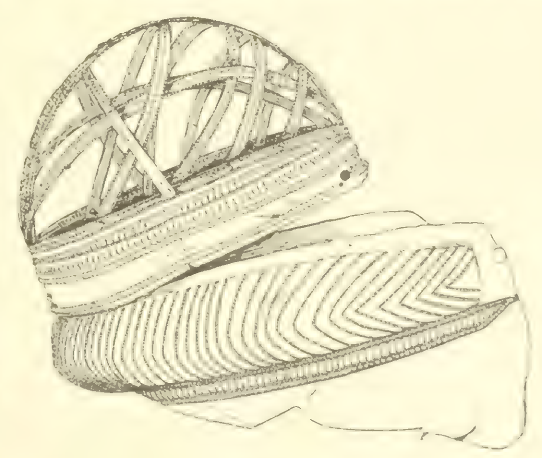
(13) Fräul. J. Mestorf übersendet aus Kiel, 24. Mai, folgende Mittheilung über den

Torsberger Silberhelm.

Die im ersten Heft der Mittheilungen über römische Funde in Heddernheim[1] veröffentlichte lehrreiche Schrift des Hrn. Donner v. Richter über die Heddernheimer Helme u. s. w. erinnert mich daran, dass ich seit Jahren die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Torsberger Silberhelm habe hinlenken wollen. Sowohl Prof. Benndorf (Gesichts-Helme und Sepulcral-Masken, Wien 1878, S. 12—15), als Hr. Donner v. Richter betrachten es als ausgemacht, dass das Gesichtsstück und das Kopfstück des genannten Helmes nicht zusammen gehören. Wenn sie gesagt hätten, ursprünglich nicht zusammen gehörten, so theile ich diese Ansicht vollkommen.

Dass ursprünglich ein Kopfstück in das Scharnier oben am Scheitel eingehängt gewesen, welches die glatte Kante bedeckte und mittelst zweier Riemen, die um die Knöpfe unten an dem Gesichtsstück fassten, mit letzterem verbunden wurde, dürfte jedem einleuchten, der antik-römische Gesichts-Helme gesehen hat.

Zu beachten ist ausserdem, dass die technische Ausführung des geflochtenen Kopfstückes eine andere ist, wie die des Gesichtsstückes, d. h. mit Ausnahme des Bandes, welches zwischen Stirn und Wangen und dem Haaransatz (dem gereiften Wulst) das Gesicht umrahmt, wie es die Zeichnung in den Vorgeschichtl. Alterth. in Schleswig-Holstein, Taf. XLVI, gut erkennen lässt. Der untere Rand ist saumartig umgebogen: dazwischen kann ein Futter von gewebtem Stoff oder dünnem Leder eingeklemmt gewesen sein, zu dessen weiterer Befestigung die Nietlöcher am Rande gedient haben mögen, die oben, im Nacken und seitlich zu je zwei dicht zusammen stehen[2] (Fig. 1). Jetzt sind zwar keine Spuren von einem derartigen Futter vorhanden, doch können etwaige Reste bei der Reinigung und Restaurirung des Helmes missverstanden und entfernt sein.



Figur 1.

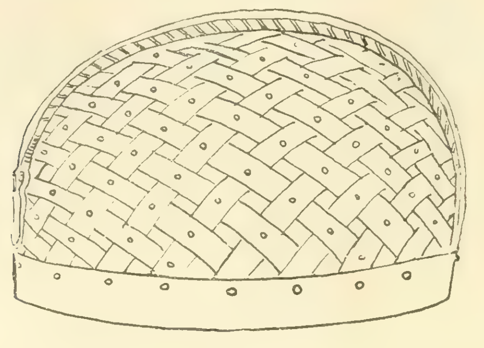
Das Kopfstück, an und für sich betrachtet, gleicht den Helmen, die um die Zeit der Völkerwanderungen von den Nord-Völkern getragen wurden. Fig. 2[3] zeigt einen bei Ulltuna in Uppland (Schweden) aus einem Grabe zu Tage geförderten Helm, der etwas jünger sein mag, als der Torsberger, aber dessen Aehnlichkeit mit dem Kopfstück des letztgenannten niemand in Abrede stellen wird. Fig. 3 ist einem im Nydam-Moor gefundenen Schwertscheiden-Beschlage entnommen, einem Prachtstück in getriebenem Silber. Man erkennt

1) Herausgegeben von dem Verein f. Gesch. u. Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. 1894.

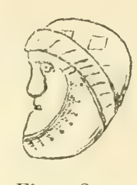
2) In der Zeichnung in den Vorgesch. Alterth. in Schleswig-Holstein sind die Nietlöcher nicht völlig correct, indem das Nebenloch fehlt und das zweite einem aufgenieteten Blechstückchen gleicht.

3) Nach einer Abbildung von Montelius in Sveriges Historia, Bd. 1, S. 257.

deutlich das Flechtwerk und dass der geflochtene Helm über eine lederne (?) Kappe gesetzt ist, welche die Wangen umschliesst.



Figur 2.



Figur 3.

Ferner ist hier der geflochtenen Helme auf einer jener merkwürdigen, auf Oeland gefundenen Bronzeplatten zu gedenken, die man bei Montelius, Antiquités Suédoises, Fig. 519, abgebildet findet. Hier scheinen die Wangenklappen allerdings mit dem Kopfstück zusammenzuhängen, aber dies könnte ein Fehler in der Darstellung sein; auch ist nicht gesagt, dass alle Helme aus Metallgeflecht waren. Die Torsberger Fundsachen lehren uns, dass man neben den metallenen Schildbuckeln auch solche von Binsengeflecht hatte, und ebenso können die Helme aus Streifen von Binsen, Birkenrinde oder Leder geflochten sein. Montelius setzt zwar die Oeländer Bronzeplatten in die Wikingerzeit (Månadsblad 1872, S. 90), aber schon Hildebrand tritt dem entgegen (Månadsblad 1876, S. 307; 1879, S. 1), indem er in den Waffen Formen der älteren oder sogen. mittleren Eisenzeit erkennt. Und in der That bemerkt man an dem Schwert der Figur zur Linken den für diese Zeit charakteristischen Seitenknopf an dem Schwertknauf, den auch Montelius in den Antiquités Suédoises unter den Altsachen aus dieser Periode abbildet (vergl. Fig. 411—13).

Nehmen wir nun an, dass ein nordischer Kriegsmann das Gesichtsstück eines römischen Gesichts-Helmes erbeutet oder auf andere Weise erworben und für seinen Gebrauch hatte herrichten lassen, indem in das Scharnier am Scheitel ein Helm nordischer Form eingehängt und ein Metallband zwischen Haaransatz und Gesicht angebracht wurde, so sehen wir das Product dieser Arbeit vor uns in dem Torsberger Silberhelm. Dass das Metallband nachträglich aufgesetzt worden, ist ausser Zweifel. Der römische Metallarbeiter würde zu dem Zwecke einen Metallstreifen geschnitten haben, der sich dem Contour des Gesichts anpasste. Dass ein gerader Streifen sich dazu nicht eignete, sieht man daraus, dass der nordische Schmied, obgleich er deren zwei dazu verwandte, deren abgespitzte Enden auf der Stirn zusammenstossen, die Rundung des Contours doch ohne Fältelung des Bandes nicht zu erreichen vermochte. (In der Abbildung in Engelhardt's Thorsberger Moorfund, Taf. 5, ist diese Fältelung nicht wiedergegeben.) Zu welchem Zwecke dieser Metallstreifen aufgesetzt worden, ist nicht erkennbar, vielleicht wurde eine leichte Beschädigung des Silbers dadurch bedeckt. Aehnliche Metallbänder, wie die zur Umrahmung des Gesichts benutzten, kennen wir aus den Beständen des Torsberger Fundes. Sie dienten (Engelhardt) dazu, über die Fugen der Schildbretter aufgenietet zu werden. Auch das Ornament der Silberbänder ist dasselbe, wie an dem Kopfstück: stylisirter Vogelkopf, den wir an manchen anderen Fundstücken

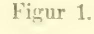
von Torsberg wiederfinden, doch nicht an Objecten, die als fremdes Fabrikat zu betrachten sind (Engelhardt a. a. O., Taf. 10, Fig. 34—37; Taf. 15, Fig. 27; Taf. 18, Fig. 8.) — Die Nietlöcher seitlich am Nacken dürften zur Befestigung zweier Riemen benutzt sein, deren geschlitzte Enden über die unten an dem Gesichtsstück vorhandenen Knöpfe fassten und so die Verbindung des Vorderstückes mit dem Kopfstück bewerkstelligten, ohne welche der Helm nicht fest auf dem Kopfe gesessen haben würde. —

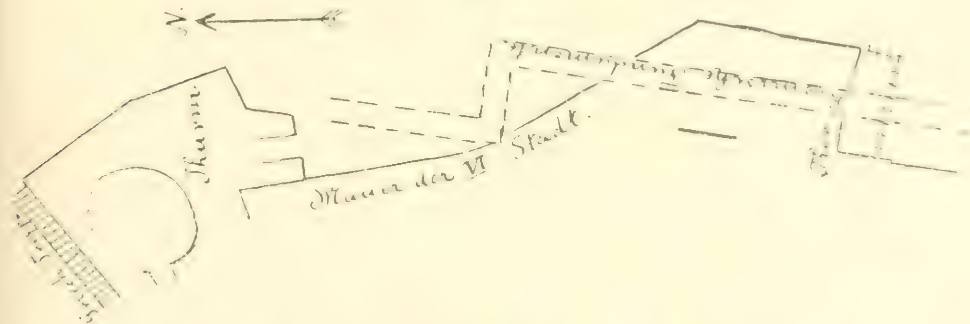
(14) Hr. A. Götze berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden, Troja, 26. Mai, über

neue Ausgrabungen in Hissarlik.

„Da seit den letzten Jahren durch das Auffinden mykenischer Topfwaare in Häusern der Schliemann'schen „lydischen" Ansiedelung, der VI. Stadt, ein gewisser Zusammenhang dieser letzteren mit dem homerischen Troja angedeutet scheint, geht Hrn. Prof. Dörpfeld's Hauptziel darauf, die Stadtmauer der VI. Stadt womöglich in ihrem ganzen Umfange freizulegen. Die Ausführung ist in der Weise begonnen, dass gleichzeitig im Osten und Westen des Burgberges auf dem Gebiete der VI. Stadtmauer gegraben und dieselbe nach Süden verfolgt wird, so dass schliesslich beide Gräben im Süden der Burg zusammentreffen. Auf dem östlichen Arbeitsfelde ist der Graben längs der geböschten Aussenwand über 50 *m* südlich von dem grossen „Thurme", welcher im vorigen Jahre zum Theil freigelegt wurde, vorgedrungen.

„Als etwa in der Mitte dieser Strecke die Mauer eine Wendung nach aussen machte, konnte man sich dies Anfangs nicht recht erklären, bis vor einigen Tagen ein Punkt erreicht wurde, wo sie wieder im spitzen Winkel auf einige Meter zurückspringt und so ein Thor bildet, von welchem eben jetzt die oberen Theile zum


Figur 1.



Vorschein kommen. Die Aussenwand der Mauer ist sehr gut erhalten. Es ist ein wunderbarer Anblick, wenn man von der Tiefe des schmalen Grabens in dem unsere Eisenbahn läuft, hinaufblickt an der gewaltigen, unten mehr, oben weniger geböschten Mauer, welche jetzt schon in 5 *m* Höhe freigelegt ist; und dabei ist ihr unteres Ende noch lange nicht erreicht, wie ein Versuchsloch zeigt. Besonders die fast nie rechtwinklig, sondern meist etwas spitzwinklig gebildeten Ecken sind vorzüglich gearbeitet. Vor dem mykenischen Thor befinden sich griechische Vorbauten aus verschiedenen Zeiten, welche uns den Zutritt zum Thore noch wehren. An der Innenseite dieses Theiles der VI. Mauer sind in ziemlicher Höhe die Fundamente und Mauerreste einer Menge kleinerer Häuser zum Vorschein ge-

kommen, wahrscheinlich der VII. (griechischen) Stadt angehörig. Hier wurde eine grosse Anzahl Pithoi von verschiedener Form und Grösse gefunden, sowie ein polygonales, kellerartiges Loch mit gemauerten, vom Brand gerötheten Wänden; es enthielt eine ziemliche Menge verkohltes Getreide. In einem ähnlichen viereckigen Loch im Nebenraume fanden sich ebenfalls verkohlte Körner, wahrscheinlich Sesam.

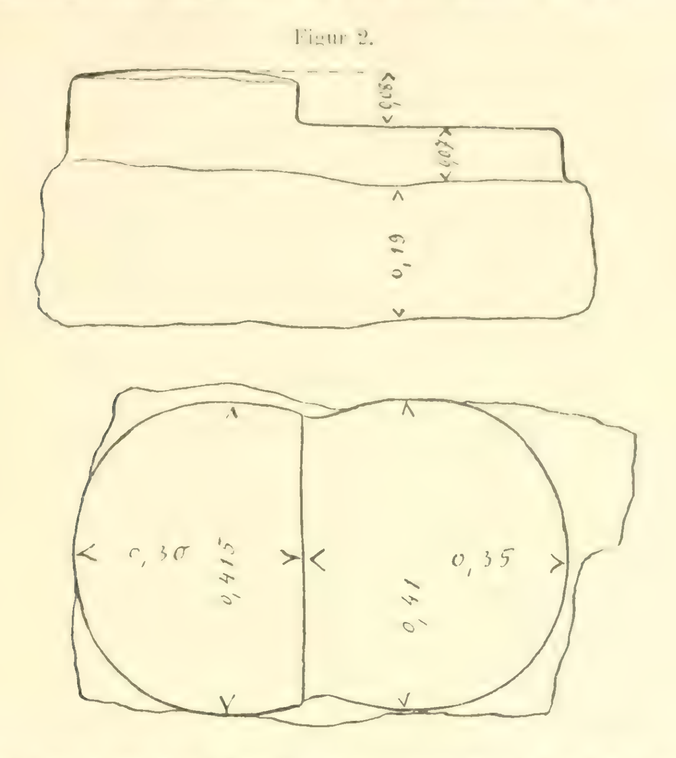
„Das Innere des oben erwähnten grossen „Thurmes“ der VI. Stadt ist jetzt theilweise ausgeräumt. Bei dieser Arbeit stiess man vor etwa zwei Wochen auf einen kuppelartigen Hohlraum in der Erde von ungefähr 4 *m* Durchmesser, welcher mit nachgestürzter Erde ziemlich angefüllt war. Jetzt erscheint nun in grösserer Tiefe eine entsprechende runde Mauer mit einer Thüröffnung gegen Westen. Einige Meter westlich vom „Thurme“ ist ein viereckiger, gut gemauerter Schacht geöffnet worden. Er beginnt unmittelbar unter dem Niveau des römischen Fussbodens, wurde aber erst sichtbar, nachdem eine 1½ *m* hohe, sehr starke Säule mit Inschrift, die Basis einer Statue, sowie einige grosse Architekturstücke hinweggeräumt waren, welche sich über die Mündung des Schachtes gelegt hatten, so dass sein Inneres auf einige Meter frei von Erde geblieben war. Die Art des Mauerwerks zeigt an, dass er wenigstens in seinen unteren Theilen wahrscheinlich der mykenischen Zeit angehört. Beim Ausräumen kamen u. A. nach und nach 7 Skelette von hineingestürzten Personen zum Vorschein, unter denen noch mehrere römische Architekturstücke lagen. Das Ende ist in beiläufig 10 *m* noch nicht erreicht.

„Im westlichen Theile der Burg ist etwas besonders Interessantes noch nicht gefunden worden; ausser der Burgmauer der VI. Stadt hat man einige Gebäude der VII. und VIII. Stadt freigelegt, deren aufgehende Mauern zum Theil noch in ziemlicher Höhe erhalten sind.

„In der Unterstadt habe ich einige Grabungen veranstaltet, um Gräber zu suchen. In einem Graben, 100 *m* östlich von Schliemannopolis, fand ich Stylobat und Basis einer römischen Säule in situ und andere Architekturstücke, zwei Wasserleitungen und sehr viel römische Topfwaare und Terracotten. In 2½ *m* Tiefe hörten die römischen Sachen auf und es fand sich nur noch die bekannte monochrome Waare der VI. (und VII.) Stadt nebst einigen mykenischen Gefässfragmenten. Bemerkenswerth ist, dass nur einige wenige griechische Scherben gefunden wurden, deren geringe Zahl gegen die grosse Menge der anderen Scherben gar nicht in Betracht kommt. Unter dem römischen Schutt stiess ich (3¼ *m* tief) auf die Mündung eines runden Schachtes von 2,20 *m* Durchmesser, welcher oben mit 3—4 Lagen flacher Steine eingefasst, im Uebrigen aber ohne Umkleidung in den weichen Tertiärfelsen eingehauen ist. Nachdem ich ihn 2 *m* tief ausgenommen hatte, musste ich die Arbeit einstellen, weil die für die weitere Ausgrabung nöthige Winde nicht zur Verfügung war. Hoffentlich kann ich Ihnen bald mittheilen, wie tief er geht und was sein Grund enthält. Bis jetzt ist nur monochrome Topfwaare der VI. (u. VII.) Stadt herausgekommen, er bildet also zeitlich wahrscheinlich das Gegenstück zu dem viereckigen Schacht auf der Burg. Unter den vielen grossen Steinen, die herausgefördert wurden, befanden sich auch einige wahrscheinlich mykenische Werkstücke, so ein kolossaler Block mit geböschten Seitenwänden und etwas spitzem Winkel, welcher vermuthlich von der Burgmauer der VI. Stadt stammt, ferner ein eigenthümliches Stück (Fig. 2), es sieht fast aus wie die Basis einer Doppelsäule, doch kann es dies nicht gut sein, weil die eine Hälfte höher als die andere und nicht ganz eben, sondern in der Mitte etwas gewölbt ist.

„An einer anderen Stelle an der Nordost-Ecke von Novum Ilium habe ich ein halbes Dutzend Gräber aufgedeckt. Es sind Plattengräber mit Skeletten, leider

Figur 2.



ohne Beigabe; nur unter dem Kopfe eines Kinder-Skelets lag eine kleine Terracotta, der Torso einer sitzenden nackten Frau. Wegen der Lage an der Peripherie des römischen Novum Ilium halte ich die Gräber für römisch.“ —

(15) Hr. F. v. Luschan berichtet über seine, höchst erfolgreichen

Ausgrabungen in Sendschirli.

Er hat schöne Photographien der Fundstücke und der Sohle des Gebäudes an die General-Verwaltung der Königlichen Museen eingesendet. Der Abschluss der diesjährigen Campagne ist demnächst zu erwarten. —

(16) Fräul. M. Lehmann-Filhés übersendet Mittheilungen über

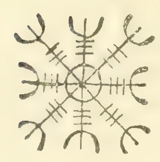
den Thorshammer.

Im Kataloge der Alterthümer-Sammlung in Reykjavik findet sich unter Nr. 823 angeführt „ein Thorshammer“ und dazu folgende Erklärung von Sigurdur Gudmundsson: „Das ist ein kleiner Hammer aus Bronze oder Glockengut, ebenso gestaltet wie ein anderer Hammer, mit einem kurzen, hölzernen Stiel und einem scharfen und einem dicken Ende, um welches ringsherum ein erhöhter Rand gewesen ist; auf zwei Seiten ist dieser ganz abgebrochen, auf zwei Seiten aber noch zu sehen. Unten am breiten Ende ist ein Zauberzeichen[1]) eingravirt mit

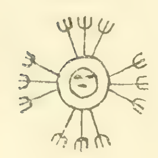
1) galdrastafur: galdur = Zauberkunst, stafur = Buchstabe.

2 Ringen in der Mitte, von denen 11 oder 12 Arme ausgegangen zu sein scheinen mit einer einem Runen-m ähnlichen Figur an jedem Ende, doch sind an 4 bis 5 Armen zwei Querstriche. Das Zeichen ist daher eine Art Vermischung des „ægishjálmur" (= Schreckenshelm oder Schreckensmaske Fig. 1), der nur 8 Arme und an jedem Arm drei Querstriche hat, mit dem „Zeichen (stafur) um einen Dieb zu sehen", welches 2 Ringe in der Mitte und 12 Arme ohne Querstriche hat[1]) (Fig. 2). — Diese Hämmer waren eine Art Zauberhämmer, die man brauchte, um zu erfahren, wer einem etwas gestohlen hatte; sie mussten aus dreimal gestohlenem Glockengut sein, gehärtet in Menschenblut am Pfingstsonntage zwischen Epistel und Evangelium. Zu diesen Hämmern gehörte eine Art Platte oder Amboss aus Kupfer, worauf ein Menschenauge eingravirt war, welches „Thorsauge" genannt wurde; manche begnügten sich damit, auf ein Papierblatt mit dem eigenen Blute ein menschliches Auge zu zeichnen oder auch einen Kopf mit beiden Augen; dann nahmen sie einen Stachel oder Nagel, der auch zu dem Hammer gehörte (er sollte womöglich aus gestohlenem Glockengut sein), setzten ihn an das Auge auf dem Amboss und schlugen mit dem Hammer darauf, wobei sie sprachen:

Figur 1.



Figur 2.



„Ich schlage in's Auge Vígfadir's[2]),
Ich schlage in's Auge Valfadir's[2]),
Ich schlage in's Auge Asa-Thor's" u. s. w.

„Dann sollte der Dieb Schmerzen in den Augen bekommen, wenn er das Gestohlene nicht wiedergab. — Dieser Hammer ist aus dem Húnavatns-Distrikt; auch im Skagafjördur habe ich sie von gleicher Machart gesehen."

In Jón Arnason's Isländischen Volkssagen sind noch ein Paar abweichende Züge in der Anwendung des Thorshammers erwähnt: z. B. soll man mit einem aus dem gleichen Material, wie der Hammer selbst, gefertigten Stachel oft und schnell nach einander auf das dicke Ende des Hammers stechen und dabei obige Worte sprechen; dann thun dem Diebe die Augen weh; giebt er nun das Gestohlene nicht wieder, so wiederholt man das Verfahren, wodurch er ein Auge verliert, und wenn man das Mittel zum dritten Male anwenden muss, verliert er auch das andere Auge. — Eine andere Beschwörungsformel lautet: „Ich thue dem weh' im Auge (oder: stosse dem das Auge aus), der mir etwas gestohlen hat." —

Prof. Maurer[3]) sah in Island im Jahre 1858 einen Thorshammer bei der Hausfrau Björg, der Wittwe des Kaufmanns Havstein in Hofsós. Diesen Hammer hatte eine alte Frau in Húsavík ihrem (der Björg) Manne in seiner Jugend gegeben. Jene alte Frau war der Zauberei stark verdächtig gewesen, ebenso wie

1) Die obigen Abbildungen sind aus Jón Arnason's Isländ. Volkssagen entnommen. Der ægishjálmur, in Blei geformt und zwischen die Augenbrauen geklemmt, verschaffte einem Sieg, wenn man dazu sprach:

„Den Hass wasch' ich von mir
Meiner Feinde,
Raub und Zorn
Reicher Männer."

Den ægishjálmur, ursprünglich wohl dem Meergotte Ægir gehörig, besass bekanntlich Fáfnir, den Sigurd tödtete.

2) Zwei Beinamen Odin's: víg = Kampf, valur = das Schlachtfeld und auch die im Kampfe Gefallenen.

3) K. Maurer, Isländische Volkssagen, S. 101.

ihre Vorfahren einer nach dem anderen durch viele Generationen. Der Hammer war von Kupfer und nicht gut gearbeitet, aber augenscheinlich sehr alt, etwa 3 Zoll lang, mit einem losen Stiel, den man in das Bohrloch stecken konnte.

Figur 3.



Jón Arnason theilt in seinen Volkssagen die Abbildung eines Zauberzeichens (Fig. 3) mit, welches „Thorshammer" heisst, weiss jedoch über dessen Anwendung keine Auskunft zu geben, das heisst natürlich nur über dessen Anwendung zu Zwecken der Hexerei in christlicher Zeit; die Bedeutung des alten Hammerzeichens in heidnischer Zeit, als es noch ein heiliges Zeichen war, ist dagegen ganz klar und lässt sich deutlich aus folgender Stelle der Heimskringla erkennen:

„Im Herbst, zu Anfang des Winters, war ein Opferschmaus in Hladir[1], und der König[2]) begab sich dorthin. Früher pflegte er immer, wenn er da anwesend war, wo Opfer gehalten wurden, in einem kleinen Hause mit wenigen Männern zu speisen; aber die Bauern tadelten es, dass er nicht in seinem Hochsitze sass, da, wo die Lustbarkeit am grössten war. Da sagte der Jarl, er solle nicht so thun, und es geschah so, dass der König in seinem Hochsitze sass. Als aber das erste „full" eingeschenkt war, da gab ihm der Jarl Sigurdur seine Bestimmung und weihte es dem Odin und trank aus dem Horn dem Könige zu: der König nahm es entgegen und machte ein Kreuzeszeichen darüber: da sprach Kárr von Grýting: „„Warum macht der König nun so? will er nicht opfern?"" Sigurdur Jarl antwortete: „„Der König macht es, wie alle die, welche an ihre Macht und Stärke glauben und ihren Trank (full) dem Thor weihen: er machte ein Hammerzeichen darüber, bevor er trank."" Da war es ruhig am Abend. Am Tage darauf, als die Menschen zum Mahle gingen, da stürzten die Bauern auf den König zu und sagten, er solle nun Pferdefleisch essen. Der König wollte das durchaus nicht. Da verlangten sie, er solle die Brühe trinken; er wollte das nicht. Da verlangten sie, dass er das Fett ässe; er wollte auch das nicht. Und da wollte ein Kampf ausbrechen. Jarl Sigurdur wollte Frieden stiften und gebot ihnen, die Gewaltsamkeiten einzustellen, und bat den König, den Mund über dem Kesselgriff aufzusperren, an welchem der Brodem von dem kochenden Pferdefleisch sich gesetzt hatte und der mit Fett beschmiert war. Da ging der König herzu und schlang ein Linnentuch um den Henkel und machte den Mund darüber auf und ging dann zum Hochsitz, und keiner der Parteien gefiel das wohl."

Sigurdur Vigfússon, der in seiner Abhandlung über Tempel und Opfergebräuche diese Stelle citirt, fügt hinzu: „Hier wird gesagt, dass das volle Horn (full) geweiht wurde; dies geschah so, dass, wenn z. B. „Thors full" getrunken wurde, man ein Hammerzeichen über dem Horne machte. Das Hammerzeichen Thors sieht man vielfach auf alten Bildern. Wird dieses Zeichen mit dem Finger über dem Trinkgefäss gemacht, so sieht es beinah' aus, als würde eine Art von Kreuz gemacht, und damit verwirrte Jarl Sigurdur den Blick der Bauern, obgleich er selber wahrscheinlich gesehen hatte, dass der König ein Kreuzeszeichen über dem Horne machte." — Bei dieser Erklärung scheint Sigurdur Vigfússon das obige, von Jón Arnason mitgetheilte Hammerzeichen im Auge zu haben und es wäre daher interessant, über dessen spätere Bedeutung und Anwendung, die möglicher Weise bis in die neuere Zeit herabreicht, Aufklärung zu erhalten. —

1) in Norwegen.

2) Hákon Adalsteinsfóstri († 960).

(17) Fräul. M. Lehmann-Filhés sendet folgende Mittheilung ein:

Hr. Prof. Konrad Maurer hatte die Güte, über die in den Verhandl. 1893 veröffentlichten Auszüge aus dem Jahrbuch d. Isländ. Gesellsch. für Alterth. einige theils berichtigende, theils ergänzende Ansichten zu äussern und freundlichst zu gestatten, dass dieselben hier verwerthet werden.

„Bezüglich der Glocken" — sagt Prof. Maurer — „die zweimal gefunden wurden[1]), braucht man nicht an kirchlichen Gebrauch zu denken; die Höhe von einem Zoll gestattet an Schellen zu denken, die beim Vieh verwendet wurden; die Grettla, Kap. 53, weiss von solchen, die Thorsteinn Kuggason an einer Brücke anbrachte und deren Läuten anzeigte, wenn sie von jemandem betreten wurde, und dergl. mehr. Beiläufig bemerkt, ist es doch wohl nicht richtig, wenn gesagt wird, es sei nicht ganz klar, zu welchem Zweck die Glocke am Allding gebraucht worden sei; die Konungsbók, § 24, sagt ausdrücklich: „scal lögsögumadur láta hringja til dóma útfærslu"[2]) und es diente also auf Island, ganz wie in Norwegen nach der Fridthjófs saga I. § 3, die Glocke dazu, das Zeichen zu geben zum Beginne der Gerichts-Sitzungen." — Prof. Maurer ist also in seiner Auffassung dieser Sagastelle, die Sigurdur Vigfússon nicht ganz klar fand, durchaus sicher, und gewiss mit vollem Recht: die mit Glocken behängte Brücke, wenngleich sie bereits in die christliche Zeit gehört (Thorsteinn liess auch eine Kirche erbauen), ist jedenfalls ein interessantes, von Vigfússon nicht angeführtes Beispiel der Verwendung von Glocken.

Für unrichtig erklärt Prof. Maurer es ferner, wenn gesagt wird, dass auf Island nur ein einziges Beispiel von Menschenopfern nachweisbar sei[3]); „es liegt kein Grund vor, das Zeugniss der Eyrbyggja über ihren Thorsstein oder der Kjalnesinga saga über ihre blótkelda zu verwerfen, und auch Thórólfur heljarskinn stand nach der Vatnsdæla und Landnáma im Verdacht, Menschen zu opfern." Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass Prof. Maurer mit dieser Ansicht gegen Sigurdur Vigfússon im Recht ist. Vielleicht ist es auch nicht ganz überflüssig, darauf hinzuweisen, dass gewisse Züge in einigen der Isländischen Volkssagen von Friedlosen stark auf Menschenopfer hinzudeuten scheinen. —

(18) Hr. G. A. B. Schierenberg sendet aus Luzern, 13. Juni, folgende Mittheilung über

die Eddafrage im Jahre 1894.

In der Beilage der Allgem. Zeitung vom 9. April d. J. spricht sich der dänische Gelehrte Finnur Jonsson über diesen Gegenstand aus. Der Aufsatz führt die Ueberschrift: „Die ältesten Zeugnisse der nordischen Mythologie und die Theorien Bugge's;" er veranlasst mich, darauf zurückzukommen, was vor 18 Jahren in der Sitzung des Vereins vom 17. Februar 1876 (Verhandl. S. 74) über meine Ansichten in dieser Angelegenheit gesagt worden ist. — Veranlasst durch ein Referat über meine damals erschienene Schrift „Deutschland's Olympia", worin diese recht gründlich verurtheilt wurde, bemerkte damals der Herr Vorsitzende: „die Zeit werde lehren, ob in den Combinationen des Hrn. Schierenberg nicht ein gewisser Kern

1) S. Gräberfunde auf Island, Verhandl. 1893, S. 594, 597, 598.

2) „Der Gesetzessprecher soll läuten lassen zum Herausführen des Gerichts", d. h. zum Gange der Richter nach dem Gesetzesfelsen.

3) S. Altisländische Tempel und Opfergebräuche, a. a. O. S. 600 u. 603 f. — Ueber Thórólfur heljarskinn s. Vatnsdæla saga, übers. von H. v. Lenk (Univers.-Bibl.), S. 58 u. 99.

von Wahrheit enthalten sei." Anknüpfend an diese Bemerkung, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Zeit bereits längst gelehrt hat, dass ein sehr bedeutender Kern von Wahrheit in meinen Combinationen steckt, so bedeutend, dass, wie es im Eingange des erwähnten Aufsatzes heisst: „der grosse Bau der (germanischen) Mythologie, wie man ihn seit Jakob Grimm als festbegründet ansah, in seinen Grundfesten erschüttert ist, so dass nur Ruinen stehen blieben und die Trümmer weithin das Feld bedecken." Wenn dem so ist, so mache ich Anspruch darauf, den ersten Anstoss zu jenem jähen Umsturz gegeben zu haben, obgleich ich von den Fachmännern todtgeschwiegen werde, so dass mein Name nicht genannt wird, offenbar weil ich ein Dilettant bin, und diese sind bekanntlich den Fachmännern verhasst. Der zerfahrene Zustand, in welchem sich die Ansichten über diesen Gegenstand gegenwärtig befinden, giebt schon indirekt Zeugniss dafür ab, dass ich mit meiner Behauptung das Richtige getroffen hatte, „dass nehmlich die ganze nordische Mythologie ein Traumgebilde sei, eine monströse Ausgeburt der Phantasie isländischer Skalden und Bänkelsänger, und dass der Schlüssel zum Verständniss der Götter- und Heldensagen, welche in den Liedern der Edda enthalten sind, in der merkwürdigen Grotte im Externsteine bei Horn liegt, denn sie ist ein Mithras-Tempel, den Varus wollte anlegen lassen, der aber unvollendet blieb". So steht in meiner 1875 gedruckten und 1876 in Berlin besprochenen Schrift, gleich im Eingange, S. 11 ff. zu lesen. „Alle Eddalieder sind meiner Ansicht nach von Christen verfasst und zusammengestellt," sagte ich (S. VII a. a. O.), „und enthalten in der Hauptsache die Sagen von den Kriegen, die am Teutoburger Walde gegen die Römer unter Varus und Germanicus geführt wurden, also die Heldensage der alten Sachsen, und dass anscheinend Göttersage darin verflochten ist, erklärt sich dadurch, dass jener Krieg ein Glaubenskrieg oder heiliger Krieg war, veranlasst durch die Anlage des Mithraeums in einem Felsen, der den Germanen als ein Heiligthum galt."

Einige Jahre nach mir trat dann Prof. Sophus Bugge in Christiania mit einer der meinigen ganz ähnlichen Ansicht auf (s. Allg. Ztg. vom 24. December 1879, Beilage), indem er behauptete, „dass die nordische mythisch-heroische Dichtung, d. i. die nordischen Götter- und Heldensagen, ihrem Stoff und ihrer Grundlage nach fremd seien, aus Legenden und Dichtungen entstanden, welche heidnische Nordleute in den Wikingerzeiten auf den britischen Inseln von Christen vernommen haben, dass ihr Ursprung also auf jüdisch-christliche und andererseits auf antike griechisch-römische Cultur zurückweise, dass sie aus Bruchstücken geschaffen seien, die man von den verschiedensten Seiten zusammenholte, die dann, aus vollständigem Mangel an Verständniss des klassischen Alterthums, zu heidnischen Mythen umgeschaffen wurden, dass also diese gesammte Dichtung nicht älter, als die Wikingerzeit, ist". Da Bugge dann weiter sagt: „Nordischer Geist hat die von aussen aufgenommenen Elemente zu Theilen eines grossen harmonischen Ganzen umgeschaffen und darin haben die Nordleute reichere Phantasie und kräftigere Selbständigkeit bewiesen, als irgend ein anderes Volk, mit Ausnahme der Griechen," so erklärt er damit die nordische Mythologie für ein Phantasiegebilde, während ich sie als ein Traumgebilde bezeichnete; er erklärt also gleich mir die althergebrachte Ansicht für unhaltbar.

Diese bisher geltende Ansicht fasst Simrock in den Worten zusammen, „dass die Völuspa das bedeutendste, berühmteste und wahrscheinlich auch das älteste der nordischen Götterlieder ist, das fast den ganzen nordischen Glauben umfasst und in seinen Grundzügen übersichtlich zusammenstellt". Dass Bugge auch ein Anhänger dieser Ansicht früher gewesen ist, erhellt aus seiner Sämundar-Edda.

die anerkanntermaassen die beste Ausgabe der Eddalieder ist, welche wir besitzen, und die ihn Jahre lang beschäftigt haben muss, daher glaube ich annehmen zu dürfen, dass er erst durch meine Ausführungen von der Unhaltbarkeit der bisherigen Ansicht sich überzeugt hat. Daher tritt er denn plötzlich mit seiner neuen Ansicht auf und zwar im Verein mit dem Theologen Dr. Bang, der hinsichtlich der Völuspa die Ansicht aufgestellt hat, „dass sie ein nordisch-christliches Sibyllen-Orakel ist, d. h. eine nordische Nachahmung der Sibyllinischen Orakeldichtung“.

Der deutsche Gelehrte Elard Hugo Meyer in seiner Schrift „Völuspa, eine Untersuchung, Berlin 1889,“ gelangt dagegen wieder zu einem ganz anderen Resultate, denn auf S. 293 jener Schrift sagt er mit grosser Sicherheit: „Völuspa ist im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts zu Oddi auf Island verfasst, wahrscheinlich von Sämund dem Weisen, als eine in der skaldischen Mythensprache des heidnischen Nordens vorgetragene christliche Heilslehre!“ Hinsichtlich des Verfassers und der Zeit der Abfassung stimmt Meyer also ganz mit mir überein, während ich nichts als die Heldensage der alten Sachsen darin zu finden glaube.

Der neueste Versuch des dänischen Gelehrten Jonsson läuft darauf hinaus, für den Norden noch etwas von der alten Mythologie als sein Eigenthum zu retten, indem er sich auf wenige Strophen alter Skaldenlieder stützt, die bis 840 zurückreichen sollen, also vor die Zeit, wo Island besiedelt wurde. Man sieht aber leicht, dass damit nichts bewiesen werden kann, schon weil jenes Jahr weder auf den Beginn der Wikinger Zeit, noch bis zur Zerstörung der Irmensäule reicht.

Bekanntlich hat Müllenhoff in Band V der Deutschen Alterthumskunde die alte Ansicht wieder vertreten und sich mit grosser Heftigkeit gegen Bugge's und Bang's Ansichten erklärt, aber bei Besprechung der Völuspa hat er eben die wichtigsten und entscheidenden Strophen weggeworfen und für eingeschoben erklärt. Dahin rechne ich in erster Linie Str. 14, worin es heisst: „Hier ist's am Orte, von den Zwergen aus Dwalin's Gefolge zu erzählen, die aus dem Steine des Saals, dem Machtsitze des Erdkreises, zum Schlachtfelde emporstiegen, denn dies wird, so lange Menschen leben, eine Unterhaltung für die Zeit der Feierstunde sein.“ Ferner rechne ich hierher Str. 18 u. 19, in denen das Lied meldet, dass in diesem Saal des Steins Urd's Brunnen sei, dass über ihm die Esche Yggdrasil stehe und dass aus ihm die Schicksalsgöttinnen hervortraten. Als ich meine, in der Sitzung vom 17. Februar 1876 besprochene Schrift veröffentlichte, war mir selbst das Verständniss noch nicht dafür aufgegangen, dass mit dem „Saale des Steins“ eben die Grotte des Externsteins bezeichnet sei, denn ich war damals noch, wegen mangelnder Kenntniss der Sprache, genöthigt, mich an die vorhandenen Uebersetzungen zu halten, in denen die Erklärer entscheidende Wörter, wie: Schlachtfeld (jörnvalla), Feierstunde (lofar) u. s. w. als Eigennamen behandelt hatten, eben weil sie in ihrer Voreingenommenheit dem ganzen Liede eine andere Bedeutung unterschoben. Aber dennoch erklärte ich schon in jener Schrift, dass der Schlüssel zum Verständniss der Eddalieder in der Grotte des Externsteins liege, und dass das Lied Völuspa von einem christlichen Geistlichen verfasst sein müsse, da es in der Hauptsache nur die Heldensage der alten Sachsen, also keine nordische Mythologie enthalte. Diese Ansicht hat sich bei mir immer mehr befestigt und dahin erweitert, dass Sämund, der zu Herford, in der Nähe des Externsteins, sich für den Priesterstand ausgebildet hatte, die Völuspa verfasst und sie zunächst für die Geistlichkeit in Island bestimmt hatte, um diese darüber aufzuklären, welches der geschichtliche Kern sei, der jenen Sagen zu Grunde liege,

die auch im Norden längst Verbreitung gefunden hatten und natürlich sehr entstellt waren. So erklärt sich alles ganz einfach, da wir wissen, dass Sämund's Freund und Altersgenosse, der Bischof Gizur, ebenfalls in Herford seine Bildung empfangen hatte. Da der Externstein nur einige Stunden von Herford, Paderborn und dem Kloster Corvey entfernt ist, wo ja auch Tacitus Annalen vorhanden waren, so hatte Sämund dort die beste Gelegenheit, seinen Wissensdrang zu befriedigen und historische Studien zu machen. Ich nehme also an, dass die Völuspa bis zum Jahre 1120 hinaufreicht, indem der Saal Gimlé, der in ihrer vorletzten Strophe gemeint wird, eben das Sacellum auf dem Gipfel des zweiten Felsen ist, welches das Paderborner Kloster in jenem Jahre aushauen liess. Ich nehme auch an, dass die Völuspa, wie sie Sämund verfasst hat, uns im Codex regius vorliegt, daher keiner wesentlichen Abänderung bedarf, dass vielmehr durch die damit vorgenommenen Abänderungen und Verstümmelungen durch Müllenhoff das Lied erst recht unverständlich geworden ist.

Nur darin stimme ich Hrn. Hoffory bei, dass in Strophe 5 und 6 eine überzählige Zeile durch irgend ein Missverständniss eingeschoben wurde, und zu beseitigen ist (s. Eddastudien von J. Hoffory, Berlin 1889, S. 73). Doch scheint es mir nicht nöthig, zu dem Ende bis zur Mitternachts-Sonne zu wandern, sondern ich glaube, den Irrthum schon dadurch zu erklären, dass ich annehme, er sei dadurch entstanden, dass man warf (varp) statt ward (varþ) las. Die Sonne ward die Genossin des Mondes im Sachsenlande (im Süden), hat Sämund geschrieben, nehme ich an, nicht aber sie warf die Genossin des Mondes, und demgemäss schlage ich vor, in Strophe 5 die zweite Zeile zu streichen, in Strophe 6 dagegen die fünfte Zeile. Uebrigens betrachte ich die Völuspa als ein Werk aus einem Guss, was allerdings nicht ausschliesst, dass sich nicht noch Dunkelheiten darin finden können. —

(19) Hr. F. Jagor überreicht, im Anschlusse an die Mittheilung in den Verhandl. 1893, S. 366, einige Erklärungen des Dr. Montané in Havana über

die Ureinwohner Cuba's.

Die besten älteren Nachrichten über die Urbewohner Cuba's stehen in: Las Casas, der sie vortrefflich beschreibt.

Die Oeffnung der von Dr. Montané im Osten von Cuba aufgefundenen Höhlen war immer dem Meere zugekehrt.

Im Osten Cuba's fand er auch die Stelle eines ehemaligen Indianerdorfes. In den alten Autoren (die es nicht selbst gesehen haben) wird von „Murallos“ gesprochen: es sind aber keine Mauern vorhanden, nur ein gleichseitiges Viereck weissen Sandes, das sich scharf gegen den sonst rothen Sand abhebt. In diesem Sande fand Montané alles, was man sonst in den Mounds findet: Steinwaffen und Geräthe einer Töpferwerkstatt, nach der Menge der Scherben zu schliessen.

Montané's Untersuchungen umfassen die östliche Spitze der Insel, von Baracao bis Guantanamo.

Es giebt dort noch zwei oder drei Familien, offenbar Abkömmlinge der Ureinwohner, — nicht Caraiben, — mit derselben Schädelform, wie die in den Höhlen. Er besitzt Photographien von ihnen.

Montané glaubt, wie de la Guardia, dass die schwarze Rasse in Cuba aussterben wird. Schriften von Negerzüchtern und Speculisten sind nicht vorhanden, — keine statistischen Daten, als die von la Guardia.

Der alte Gundelach ist derselben Ansicht. Die Neger vermehren sich nicht, weil selbst Negerinnen lieber Kinder von Farbigen und Weissen haben wollen, als von Negern. —

(20) Vorstand und Ausschuss haben von Dr. Finsch eine grössere Sammlung

polynesischer Photographien

käuflich erworben. Dieselben sind besonders werthvoll, weil der fleissige Sammler überall genaue Orts- und Personal-Bestimmungen der aufgenommenen Personen niedergeschrieben hat. Ein solches Verzeichniss ist gegenwärtig auch der Sammlung der Gesellschaft einverleibt worden.

Die Photographien sind im Saale zur Ansicht aufgehängt. —

(21) Hr. Verlags-Buchhändler Poppe schenkt ein illustrirtes Manuskript von L. Ullmann, 1861, über

das Dajakken-Volk auf Borneo.

Der Vorsitzende dankt Namens der Gesellschaft für das sehr werthvolle Geschenk. —

(22) Hr. Georg Schweinfurth berichtet in einem Briefe an Hrn. R. Virchow aus Alexandria, 2. Juni, über

seine Reise in der Colonia Eritrea und Schädelfunde in Kohaito.

„Meine dritte Erythraeische Tour ist nun glücklich vollendet und die verschiedenen Sammlungsergebnisse sind bereits unterwegs nach Berlin, darunter für Sie auch 31 Schädel, die ich unter den Gebeinen von 70 Individuen als besterhaltene ausgelesen habe, in einem Grabe aus altchristlicher Zeit, das, auf dem Plateau von Kohaito, zu Koloë, der Sommerfrische der alten Aduliter gelegen, von einem hamitischen Volksstamm in neuerer Zeit zum Beisetzen seiner Todten benutzt worden ist. Diese neuere Zeit kann sich übrigens auf 2—10 Jahrhunderte erstrecken. Die ethnographische Bestimmung wird, wie ich hoffe, keine Schwierigkeiten machen, da der Befund dieser Reste mehrere sehr auffällige Merkmale zur Schau stellte. Ich habe mich deshalb bereits mit längeren Auseinandersetzungen an Paulitschke und Reinisch in Wien gewandt und harre auf deren Verdict. Die afrikanische Völkerkunde müsste noch in den Windeln liegen, falls es nicht möglich wäre, nach den vorliegenden Merkmalen und Eigenthümlichkeiten zu einem einigermaassen sicheren Urtheil zu gelangen. Vorläufig nehme ich an, dass diese Reste einem Galla-Stamme angehören. Mit den heutigen Bewohnern dieser Gegend, den Assaorta (Saho) und den Tigrinern, haben die Reste, wie es scheint, nichts gemein.

„Wir haben 4 Monate auf unsere Streifzüge verwandt und sind in dieser Zeit durch fast alle Theile des Italienischen Gebiets gekommen. Ich hoffe, diesmal auch bessere Photographien zu Stande gebracht zu haben, zum Theil grössere; wie viel aber von den aufgenommenen 400 Platten schön zu Tage kommen werden, wissen die Götter.

„Hr. Dr. Max Schöller von Düren, der diese Reise auf seine Kosten machte, eine Jagdexpedition in grossem Styl, ist sehr befriedigt von den mannichfaltigen Ergebnissen und scheint an derartigen Unternehmungen viel Geschmack gefunden zu haben. Er hat ein sehr ausführliches Tagebuch geführt und beschreibt in dem-

selben mit Geschick und nicht ohne wissenschaftliche Methode die lange Reihe der beobachteten und erlegten jagdbaren Thiere, sowie die Vogelwelt. Hr. Alfred Kaiser, der Beduine von Tor, hat sich als Präparator der Sammlungen sehr ausgezeichnet. Den Glanzpunkt bildete als letzte Etappe das alte Koloë, wo ich 10 Tage verbracht und 20 Lokalitäten mit alten Baulichkeiten gefunden habe. Hr. Dr. Schöller hat dieselben sehr eingehend studirt, gemessen und durch Pläne klargelegt. Ich habe ihn aufgefordert, darüber in der anthropologischen Gesellschaft zu berichten."

(23) Das ethnologische Comité und die Rudolf Virchow-Stiftung haben Hrn. Hrolf Vaughan Stevens, der noch immer in Malacca weilt, mit neuen Geldmitteln versehen, damit er, wenn möglich, in das Negrito-Gebiet eindringen kann. —

(24) Hr. Rud. Virchow berichtet über

Excursionen nach Belzig und Dessau.

Am 3. d. M. fand die geplante Excursion nach Belzig und Umgegend statt. Eine grössere Zahl unserer Mitglieder betheiligte sich an derselben und die freundliche Theilnahme der einheimischen Kenner der vorgeschichtlichen Funde dieses interessanten Gebietes gestattete uns, in Kürze die wichtigsten Punkte zu besuchen. Wegen der historischen und geologischen Verhältnisse des Landes Zauche, welches hauptsächlich in Betracht zu ziehen ist, darf auf den sehr eingehenden Bericht verwiesen werden, den vor Jahren Hr. E. Friedel (Zeitschr. f. Ethnol. V., S. 245) erstattet hat; damals sind auch die Alterthümer der nordöstlichen Zauche ausführlich besprochen worden. Gegenwärtig haben wir es damit nicht zu thun, da unser Besuch sich auf den südwestlichen Theil beschränken musste, — ein Gebiet, welches durch landschaftliche Schönheit und manche ältere Bauwerke vor den meisten Gegenden unserer Provinz, welche von den grösseren Stromläufen entfernt sind, sich auszeichnet. Vorweg möge namentlich das Schloss Wiesenburg mit seinem herrlichen Park erwähnt werden, das südwestlich von Belzig gelegen ist und für sich allein einen längeren Besuch lohnt. Ich wurde bei der Aussicht von der Schlossterrasse lebhaft an das Schloss Hatfield in Hertford erinnert, welches dem Marquis of Salisbury gehört.

Belzig selbst besitzt noch alte Befestigungswerke, die bis in die sächsische Herrschaft hinein als Grenzschutz gedient haben. Es liegt auf hügeligem Diluvialboden, in dem vielfach Dreikanter gefunden sind (Verhandl. 1874, S. 128). Gleich beim Eingange von der Eisenbahnstation her stiessen wir auf eine, in frischem Betriebe befindliche Ziegelei, welche ein mächtiges Lehmlager abgestochen hatte. Die Oberfläche desselben war mit zahlreichen Brandplätzen besetzt, aus denen Kohlenstücke und Thonscherben von alterthümlichem Habitus zu Tage kamen, — scheinbar alte Wohnplätze. In der Umgegend sind früher Gräber mit Bronzebeigaben aufgedeckt worden. Ich besitze selbst Fundstücke von da, deren Analyse [Verhandl. 1875, S. 198][1]) Bleigehalt ergab und die wohl schon der römischen Zeit angehören dürften. Leider war der eifrigste Alterthumsforscher der Gegend, der uns schon aus dem Oderbruche (Gusow) bekannte Bürgermeister Wollbaum nicht anwesend; wir sahen nur seine Sammlung, die wahrscheinlich von unserem Museum erworben werden wird.

1) Hier steht wiederholt Belitz statt Belzig.

Unsere Aufmerksamkeit richtete sich vorzugsweise auf ein, östlich von der Stadt bei dem Dorfe Lüsse gelegenes Gräberfeld, auf welchem schon früher durch Hrn. E. Krause Nachgrabungen mit Erfolg stattgehabt hatten. Auch wir waren so glücklich, bald eine grössere Anzahl von Thongefässen, freilich meist zerbrochene, zu Tage zu fördern. Das Interessanteste aber war die Anlage der Gräber. Auf einer weiten, ziemlich ebenen Sandfläche erhob sich eine grosse Anzahl mächtiger, kegelförmiger Erhebungen, welche im Ganzen eher den Eindruck natürlicher Sandhügel, als künstlicher Aufschüttungen, machten. Aber im Innern derselben stand regelmässig zwischen Geschiebeplatten eine Gruppe sauber gearbeiteter Urnen, grössere mit Leichenbrand und zahlreiche kleinere und grössere Beigefässe. Bei weiterem Nachsuchen ergab sich, dass auch die fast ebene und nur mit ganz niedrigen Erderhebungen besetzte Fläche ähnliche, nur kleinere Beisetzungen enthielt. Wahrscheinlich war dieselbe früher beackert gewesen und dabei mochte die Grösse der Erhebungen stark vermindert worden sein. Hr. E. Krause hat die besser erhaltenen Gefässe und die grösseren Bruchstücke gesammelt und es wird sich wohl Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen. —

Am 10. d. M. wurde durch eine kleinere Anzahl von Mitgliedern ein Ausflug nach Dessau unternommen, speciell um eine Musterung des herzoglichen Museums in Gross-Kühnau vorzunehmen. Wir hatten uns der persönlichen Führung des Direktors, Hrn. Hosaeus, zu erfreuen, und fanden dasselbe in vortrefflicher Ordnung. Der Anblick war mir um so mehr angenehm, als Hr. Hosaeus mir die Anerkennung zollte, dass die Anregung zu der Neuordnung durch einen früheren Besuch von mir im Jahre 1883 gegeben sei. Damals richtete ich die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die neolithischen Gefässe, von denen vorzügliche Exemplare in der Sammlung zerstreut waren (vergl. Verhandl. 1883, S. 444). Sehr schön sind namentlich Gefässe von Wulfen und Nienburg bei Cöthen, zum Theil hohe Cylinder und Pokale, jedoch auch kleine, tassenartige Töpfe mit weiten Henkeln in der Nähe des Bodens. Die Ornamente sind tief eingeschnitten und mit weisser Inkrustation versehen; dazu kleine Knöpfe mit Querlöchern, an den Wulfener Exemplaren auch Knöpfe mit senkrechter Durchbohrung. Ein kleiner Henkeltopf zeigt Zickzackverzierung (Mittheil., Bd. I, S. 654, Nr. 4*b*). Die schönen Gefässe von Mosigkau und Kochstedt haben Stempeleindrücke.

Die Hüttenurnen von dem Poleyberge bei Tocheim (östlich von der Elbe in der Nähe von Zerbst) und von Hoym mögen nur beiläufig erwähnt werden. Die als Pferdeköpfe angesprochenen Vorsprünge der letzteren erschienen mir sehr undeutlich.

Höchst bedeutungsvoll sind die Depotfunde. Am Hilgenstein bei Basdorf ist 1844 ein Bronzeschwert mit Ronzano-Griff, eine grosse und eine kleine Lanzenspitze, sowie ein langes, gebogenes Messer gefunden. Unter einem grossen Stein bei Deetz machte man 1822 einen grossen Bronzefund: 40 Sicheln, 5 Celte, 6 Lanzenspitzen mit grosser Dülle, 5 Torques und 3 Rohstücke. Auf dem Hopfenberge bei Giersleben (zwischen Aschersleben und Güsten) lagen in einer Urne 8 Flachcelte von verschiedener Grösse, darunter einer mit hinterem Ausschnitt von ganz italischer Form, wie ich ähnliche im Bernburger Museum notirt habe. In der Nähe von Lindau wurden 2 Fuss tief beim Hausbau 42 Bronzestücke ausgegraben. Auf den ersten Blik sehen sie wie Barren aus, aber sie sind gebogen, wie eine Striegel oder eine Sichel, aber an den Enden ausgezogen, zugespitzt, an einer Seite platt, an der anderen convex. Auch bei Gröbzig wurden Bronzen, namentlich Tutuli, in Urnen gefunden, jedoch ist nicht nachgewiesen, dass es Todtenurnen waren.

Von Steingeräthen fanden wir polirte „Hobel“ aus schwarzem Kieselschiefer von Zehmitz bei Cöthen und Amesdorf bei Güsten, Kr. Bernburg, wie ich sie übrigens früher auch von Bernburg selbst notirt habe.

Schliesslich erwähne ich noch, dass in dem Museum 3 starke Pappelstämme stehen, die von Bibern angenagt sind. Man sieht daran lange Schrapeindrücke neben einander, die je 4 Ansätze (Unterbrechungen) zeigen. Biber sind noch jetzt ganz in der Nähe in einem Zuflusse der Elbe vorhanden, wo sie geschont werden. —

(25) Der Herr Unterrichtsminister übersendet unter dem 2. Juni einen Bericht über neue Funde in der Bilstein-Höhle bei Warburg (Westfalen). Es wird auf die Ergebnisse zurückgekommen werden. —

(26) Hr. v. Stoltzenberg bemerkt in einem Schreiben aus Luttmersen bei Neustadt am Rübenberge vom 9., in Bezug auf die in der Sitzung vom 21. Mai 1892 (Verh. S. 267) besprochenen

alten Bronzen aus Hannover.

1. Die einfache Bogenfibula, welche auf dem alten Römerwege von Ankum nach Rulle in der Gegend von Bramsche gefunden sei, überlasse er dem Königl. Museum für Völkerkunde.

2. Der Celthammer sei gefunden auf dem Hünenberge, einem Höhenzuge von etwa 150 Fuss zwischen den Dörfern Welge und Bühren, der in einem Flächenraum von mehr als 150 Morgen mit Lagergruben bedeckt war, die dort ohne Ordnung und ohne umführende Wallgräben angelegt waren. Gegenwärtig ist leider das ganze Lagerfeld der fortschreitenden Bodencultur zum Opfer gefallen. — Bei der Cultivirung fand sich der fragliche Bronzegegenstand, verschiedene Reste von Sporen und Waffengeräthschaften. In jedem Zeltloche oder Kochloche fanden sich bedeutende Kohlenreste. Der Sage nach sollte dies Lager von dem die Gegend verwüstenden General Meow herrühren, den die Volkserzählung unter die Kämpfer des 30jährigen Krieges versetzt. Thatsächlich haben wir es aber mit einem viel älteren Lager zu thun. Der Bührener Wald, der Ackerspuren zeigt, war nachweislich schon lange vor dem 30jährigen Kriege vorhanden; der Celthammer aber zeigt uns, dass wir es hier vermuthlich mit einem Ungarnlager zu thun haben, da im Pester Museum eine Reihe dieser Gegenstände, die ganz zweifellos Standarten- oder Lanzenschuhe gebildet haben, sich vorfinden. —

(27) Der Vorsitzende zeigt einen ihm von Hrn. Dames übersendeten

bearbeiteten Stein von Niedersachswerfen.



Derselbe ist 130 *mm* hoch und misst in der Querrichtung 96, in der Richtung von vorn nach hinten 115, an der ziemlich flachen Basis 84 auf 60 *mm*. Sein Gewicht beträgt 2234 *g*. Seine Gestalt ist etwas unregelmässig, im Ganzen plattrundlich, oben ziemlich gleichmässig gewölbt, hinten etwas abgeplattet, vorn etwas verjüngt, an der Basis der Länge nach rinnenförmig ausgehöhlt. Ueber seine Mitte verläuft eine breite und tiefe Rinne.

Hr. Dames hält ihn für eine Steinaxt. Er bestehe aus rothem, quarzreichem Sandstein des Buntsandsteins (?) und sei in alluvialem Lehm bei Niedersachswerfen (bei Nordhausen, Kr. Ilfeld) gefunden. —

Der Vorsitzende fragt an, ob ähnliche Steine in Deutschland gefunden seien. —

Hr. Voss erklärt, dass analoge Funde in Sachsen gemacht seien. Aus der Form ergebe sich, dass diese Steine als Hämmer benutzt worden sind. —

Hr. Olshausen: Der Stein entspricht in jeder Beziehung den in America gefundenen „Tomahawks" der Indianer. Auch diese zeigen eine über die mehr oder minder gewölbten beiden Breitseiten und die obere Schmalseite hinlaufende Rinne, welche sich nicht fortsetzt auf der flachen oder häufig, wie am vorliegenden Stück, etwas ausgekehlten unteren Schmalseite. Mittelst dieser letzteren konnten die Tomahawks ja allenfalls, wie die steinernen Hammerköpfe der Eskimos mit 2 Bahnenden (Schlagflächen), auf einer T-förmigen Handhabe ruhen, an die sie durch Bandagen befestigt wurden, zu deren Aufnahme jene Rinne diente. Das Geräth würde dann mit der Schneide als Axt, mit der Bahn als Hammer gewirkt haben. Indess müsste schon die Lage der Rinne, nahe der Bahn, nicht in der Mitte des ganzen Stückes, hierbei unzweckmässig erscheinen, da das Bahnende sehr bald durch Abnutzung bis an die Rinne zerstört sein würde, und es fällt auf, dass die Bahn bei vielen Tomakawks, wie bei dem Stück von Niedersachswerfen, mehr oder minder eben ist, wie bestimmt, um irgendwo aufzuliegen. Vielleicht war das Geräth befestigt auf einem Stiel mit angenähert horizontal vom Hauptstamm sich abzweigender Gabelung ⊣, so dass es mit der unteren Schmalseite auf dieser Gabelung lag, mit der Bahn aber sich gegen den obersten Theil des Hauptstammes stützte. Der Stein würde so einen vorzüglichen Halt gegen den Rückstoss beim Schlagen mit der Schneide erhalten haben und die Bandagen wären dann bedeutend entlastet. Die Befestigung wäre also weit solider, als die der zweibahnigen Eskimohämmer, welche eben nur durch die Binden auf dem Stiel in richtiger Lage erhalten werden. Freilich war dann der Tomahawk nur als Axt, nicht auch als Hammer zu benutzen. —

(28) Hr. Schumann sendet aus Löcknitz bei Stettin unter dem 12. d. M. folgende Abhandlung

über die Beziehungen des Längenbreitenindex zum Längenhöhenindex an altslavischen Gräberschädeln.

Bei Untersuchung von Schädeln aus altslavischen Skeletgräbern Pommern's hatte es mir den Eindruck gemacht, als seien zwischen den Längenbreitenindices und den Längenhöhenindices dieser Schädel gewisse Beziehungen vorhanden, in der Art, dass im Allgemeinen die längeren Schädel niedriger, die breiteren höher seien. Ich suchte diesem Verhältnisse näher zu kommen, indem ich mir einzelne Gruppen mit Mittelzahlen aufstellte, aber dieser Weg führte nicht zum Ziel. Es ist dies ja auch erklärlich, da das Rechnen mit Mittelzahlen leicht zu Täuschungen führt. Es ist leicht möglich, dass z. B. eine Reihe leicht brachycephaler Schädel durch einen hochgradigen Dolichocephalus, der vielleicht pathologischer Natur ist, ein mesocephales Mittel erhält, obwohl in der ganzen Reihe kein einziger mesocephaler Schädel vorkommt. Ich verglich nun weiter die Schädel, indem ich die Längenbreitenindices der Reihe nach von den kleinsten bis zu den grössten gruppirte und hinter jeden den zugehörigen Längenhöhenindex eintrug. Aber die blosse Be-

trachtung der Zahlenreihen liess auch kein bestimmtes Verhältniss erkennen, da die Werthe bald höhere, bald geringere waren.

Endlich stellte ich auf dem Wege eines Coordinatensystems eine Curve der Längenbreitenindices her, indem ich, in horizontalen Reihen aufsteigend, die Längenbreitenindices, von den niedrigsten beginnend, eintrug, in Verticalreihen die Nummern der Schädel. Es entstand dadurch eine nach oben allmählich ansteigende Curve dieser Längenbreitenindices.

Ich sagte mir nun: Wenn die zugehörigen Längenhöhenindices gleichfalls in Form einer Curve eingetragen werden, so muss, falls keine Beziehungen zwischen den Längenbreiten- und Längenhöhenindices existiren, diese neue Curve abweichen; statt anzusteigen, wird sie in einem unregelmässigen Zickzack im Ganzen horizontal verlaufen. Nimmt aber der Längenhöhenindex mit dem Längenbreitenindex direkt proportional zu, so muss die Längenhöhencurve gleichfalls ansteigen. Ist hingegen der Längenhöhenindex indirekt proportional dem Längenbreitenindex, d. h.: werden die breiteren Schädel allmählich niedriger, so muss die Längenhöhencurve den entgegengesetzten Verlauf nehmen, d. h. sie muss fallen, während die Längenbreitencurve ansteigt.

Natürlich war ich mir darüber klar, dass diese Längenhöhencurve keineswegs mit absoluter Genauigkeit mit der Längenbreitencurve zusammenfallen könne, denn wir haben es ja nicht mit Krystallen, sondern mit organischen Gebilden zu thun, bei welchen geschlechtliche Differenzen und pathologische Zustände von grossem Einfluss sind. Es konnte ja sein, dass ein Schädel z. B. durch frühzeitige Verwachsung von Nähten eine ganz andere Form erhielt, als die ursprüngliche Anlage bedingte. Dergleichen Dinge mussten sich auch in der Curve als Abweichungen markiren, der Charakter der Curve aber, aufsteigend, horizontal, oder fallend, musste jedenfalls zum Vorschein kommen. Ich war überzeugt, dass, wenn auch aus der blossen Betrachtung der Zahlenreihen an sich nichts Bestimmtes erkannt werden könnte, die ungleich mehr in die Augen springende graphische Methode doch gewisse Beziehungen, wenn solche vorhanden, erkennen lassen werde. Zum Zweck der Untersuchung konnte ich natürlich nicht alle Schädel, sondern nur die benutzen, welche neben dem Längenbreitenindex auch den Längenhöhenindex boten, auch liess ich die Schädel weg, bei denen eines dieser Verhältnisse durch ein Fragezeichen als unsicher gekennzeichnet war.

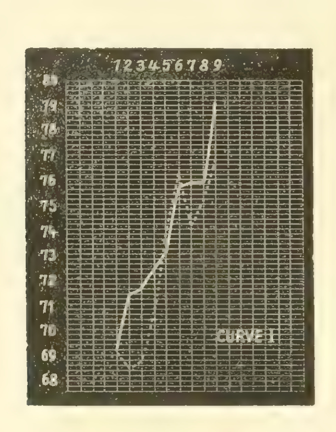
I. Zur ersten Untersuchung benutzte ich 9 Schädel vom Galgenberg und Silberberg von Wollin, die in den Verhandl. 1891—94 veröffentlicht sind. Es ergab sich zunächst folgende Reihe:

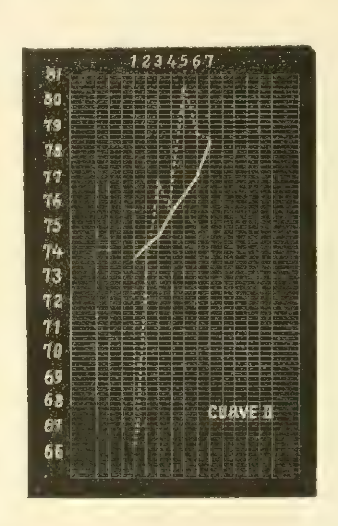
L.-B. = Längenbreitenindex[1]. S. = Silberberg.
L.-H. = Längenhöhenindex. G. = Galgenberg.

	L.-B.	L.-H.
S. 2	69.2	69.2
G. 5	71.4	68.7
G. 8	71,6	68,9
S. 1	72.3	70.7
G. 2	72,9	73.6
G. 1	75.7	76.2
G. 7	75.9	74.1
S. 4	75,9	75,3
G. 6	79,2	76,9

1) In den Curventafeln bezeichnet die fortlaufende Linie den Längenbreiten-, die punktirte den Längenhöhen-Index.

Wenn man aus den hier angeführten, dem Werthe nach ansteigend geordneten Längenbreitenindices eine Curve construirt, und die zugehörigen Längenhöhenindices einträgt, so entsteht Curve I. Es zeigt sich nun ohne Weiteres, dass die Längenbreitencurve in der Höhe und Tiefe am steilsten verläuft, d. h., dass die wenigsten Schädel den Extremen angehören; in der Mitte verläuft die Curve mehr horizontal, d. h. die meisten Schädel liegen in der Nähe der mesocephalen Grenzen. Zu gleicher Zeit zeigt sich aber auch, dass die Längenhöhencurve denselben Verlauf nimmt, indem die niedrigsten Schädel den mehr langen, die höchsten den mehr breiten Köpfen entsprechen. Den mehr in der Mitte stehenden Schädeln entsprechend, verläuft die Höhencurve auch mehr horizontal. —





II. Da auch R. Virchow aus Wollin eine Anzahl Schädel gemessen hatte (Verhandl. 1874, S. 210 und 1876, S. 234) so trug ich auch diese in eine Curve ein und es entstand folgende Reihe:

	L.-B.	L.-H.
VII.	73,7	66,2
IV.	74,2	73,4
X.	74,6	76,7
I.	75,5	75,5
IX.	76,2	80,5
VIII.	76,9	78,6
VI.	78,0	78,5

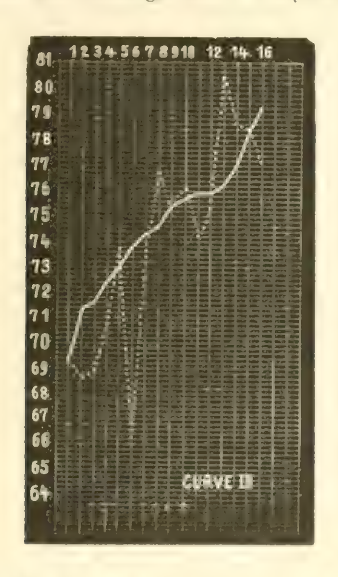
Construirt man aus dieser Reihe wieder eine Curve, so entsteht Curve II. Dieselbe zeigt die nämliche Tendenz, wie die vorige. Auch hier entsprechen die Langköpfe den niedrigen, die breiteren den höheren Werthen der Längenhöhenindices; auch diese Curve zeigt den exquisit aufsteigenden Charakter. —

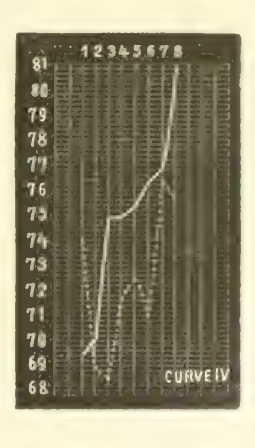
III. Als dritte Untersuchung vereinigte ich beide Curven, in der Annahme, dass die Curve, je grösser die Anzahl der Schädel sei, um so deutlicher und instructiver werden müsse. Es entstand folgende Reihe:

L.-B.	L.-H.	L.-B.	L.-H.
69,2	69,2	72,3	70,7
71,4	68,7	72,9	73,6
71,6	68,9	73,7	66,2

L.-B.	L.-H.	L.-B.	L.-H.
74,2	73,4	75,9	75,3
74,6	76,7	76,2	80,5
75.5	75,5	76,9	78,6
75,7	76,2	78,0	78,5
75,9	74.1	79,2	76,9

Wenn man aus diesen 16 Schädeln eine Curve construirt, so erhält man Curve III. War schon bei den früheren Curven der gleichmässige Verlauf beider in die Augen fallend, so ist es hier doppelt der Fall. Es zeigt sich auf das evidenteste, dass mit der Langköpfigkeit Niedrigkeit, mit der Breitköpfigkeit Höhe zusammenfällt, während den mittleren Formen, die in der Mehrzahl vorhanden sind, auch eine mässige Höhe entspricht. —





IV. Als vierte Untersuchung wählte ich eine Reihe von Schädeln aus Posen, die gleichfalls von R. Virchow gemessen sind (Verhandl. 1882, S. 152), und zwar die Schädel von **Ulejno, Gorszewice, Kopanino, Pawlowice.**

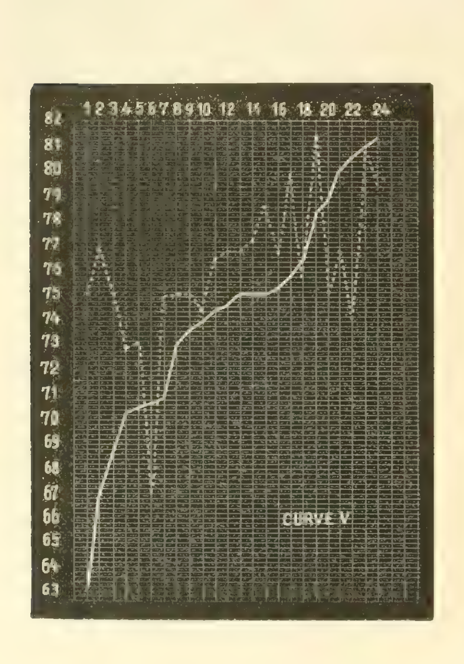
U. = Ulejno. G. = Gorszewice. K. = Kopanino. P. = Pawlowice.

	L.-B.	L.-H.
U. 5.	69,4	74,1
K. 2.	70,1	69,0
U. 2.	74,9	68,4
U. 4.	74,9	71,7
U. 6.	75,3	72,6
G. 2.	76,3	71,0
U. 3.	76,9	76,4
P. 2.	80,8	75,5

Wird aus vorstehender Reihe eine Curve construirt, so entsteht Curve IV. Auch diese Curve zeigt das gleiche Verhalten, wie die früheren, nur ein Schädel, der erste, macht eine Ausnahme, indem mit einem sehr langen Kopfe eine bedeutende Höhe verbunden ist. Forscht man dem Grunde nach, so findet sich über den Schädel 5 von Ulejno (Verhandl. 1882, S. 154) die Bemerkung, dass derselbe eine starke, posthume Verdrückung der linken Seite zeige; möglicher Weise ist diese Abweichung in der Höhe durch eben genannte Verdrückung zu erklären.

Der Gesammtcharakter der Curve wird aber dadurch, wie der Augenschein lehrt, durchaus nicht alterirt, denn auch hier verläuft die Längenhöhencurve der Längenbreitencurve conform. —

V. Als fünfte Untersuchung benutzte ich die Messungen von Lissauer. Letzterer hat bekanntlich ein grösseres Gräberfeld dieser Art auf dem Lorenzberge bei Kaldus in West-Preussen untersucht und die Maasse der Schädel in der Zeitschr. f. Ethnolog. 1878 publicirt. Es ergiebt sich folgende Reihe:



Nr.	L.-B.	L.-H.
24 . . .	63,1	74,9
23 . . .	66,8	77,1
16 . . .	68,7	75,1
2 . . .	70,3	72,9
26 . . .	70,5	73,3
29 . . .	70,6	67,0
1 . . .	70,8	75,0
3 . . .	73,0	75,1
13 . . .	73,6	75,1
20 . . .	73,9	74,4
7 . . .	74,5	76,6
22 . . .	74,6	76,8
9 . . .	75,1	76,8
10 . . .	75,1	77,3
14 . . .	75,1	78,6
8 . . .	75,3	76,9
18 . . .	75,8	79,8
17 . . .	76,4	75,8
19 . . .	78,5	81,3
15 . . .	78,8	75,1
25 . . .	80,0	77,0
21 . . .	80,6	74,1
6 . . .	81,1	81,1
30 . . .	81,4	79,6

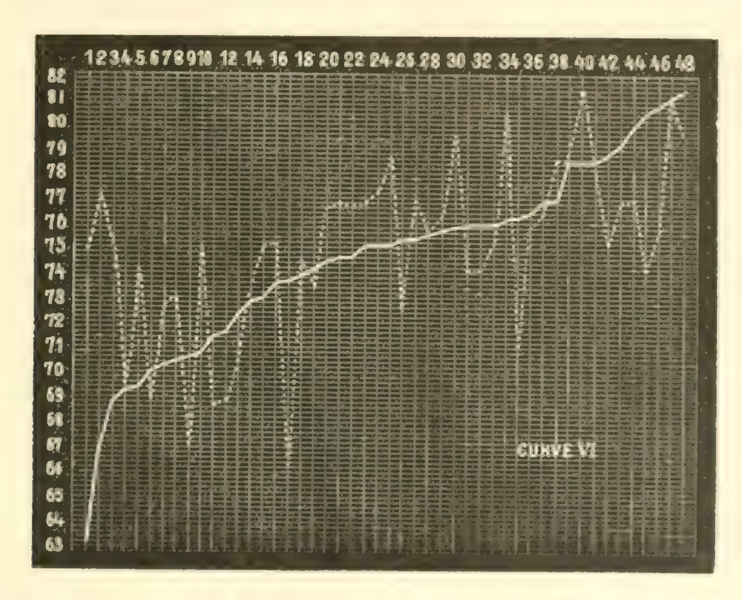
Wird aus dieser Reihe eine Curve hergestellt (Curve V), so zeigt dieselbe das nämliche Verhalten, wie die früheren. Hier weichen indessen die drei ersten Schädel dadurch ab, dass dieselben erhebliche Höhen erkennen lassen, die indessen bei Weitem die Höhen noch nicht erreichen, welche an den breiteren Schädeln sich finden. Es ist aber hierbei wohl zu bedenken, dass diese Höhen sich an ganz ausserordentlich langen Schädeln finden (L.-B.: 63,1, 66,8, 68,7), bei denen man vielleicht daran denken könnte, dass hier in der That pathologische Verhältnisse mitgespielt hätten. Sieht man von diesen Schädeln ab, so ist auch hier die aufsteigende Tendenz ohne Weiteres in die Augen fallend.

VI. Als sechste Untersuchung vereinigte ich sämmtliche 48 hier aufgeführten Schädel in einer graphischen Darstellung (Curve VI).

Auch diese Curve weicht in keiner Weise von den früheren ab. Die Längenbreitencurve ist am Anfange und am Ende am steilsten, da die extrem schmalen und extrem breiten Schädel bei Weitem in der Minderzahl sind. Die meisten Schädel liegen im Gebiet der Mesocephalie (22), während 16 dem Gebiet der Dolichocephalie angehören; eine gewisse Hinneigung zur langen Form ist also unverkennbar. Auch hier entsprechen die geringeren Höhen den langen, die grösseren Höhen den breiteren Formen. In dieser Beziehung ist Curve VI vielleicht die instructivste.

Wie ausgeprägt dieses Verhältniss ist, kann man sich übrigens auch durch einen Zahlenausdruck direkt vergegenwärtigen.

Wenn man quer durch die Curve, an der Stelle, die dem Längenbreitenindex 75,0 entspricht, eine Horizontallinie zieht, so wird die punktirte Curve bei Schädel 23, also etwa in der Mitte, getheilt. Bezeichnet man nun alle die Höhen, die über dieser Linie liegen, mit plus, die unter derselben liegen, mit minus, indem man jede Horizontallinie, ihrem Werthe entsprechend, mit plus 2, bezw. minus 2 rechnet, so ergeben die Schädel, die einen Längenbreitenindex über 75 haben, eine Gesammthöhe von + 443, die Schädel dagegen mit einem Längenbreitenindex unter 75, eine Gesammthöhe von — 467.



Bei dem gleichmässigen Resultat, welches alle diese graphischen Darstellungen ergeben, ist schwerlich anzunehmen, dass hier eine Täuschung vorliegt: es muss in der That bei den altslavischen Schädeln der Längenbreitenindex mit dem Längenhöhenindex in einem gewissen Verhältniss stehen, der Art, dass mit den dolichocephalen Formen eine gewisse Niedrigkeit, mit den brachycephalen eine gewisse Höhe verbunden ist, während den mehr mittleren Formen auch eine gewisse mittlere Höhe eigen ist. Es entsteht nun die weitere Frage, wie erklärt sich dies eigenthümliche Verhältniss?

Die Curve der Längenbreitenindices (fortlaufende Linie) zeigt, dass die meisten slavischen Gräberschädel sich dem mesocephalen Typus nähern. Soll man nun darum annehmen, dass die Mesocephalie der eigentlich slavische Urtypus sei? Ich glaube nicht. Es würde sich schwer erklären lassen, wie aus den mehr mesocephalen Formen einerseits die dolichocephalen, andererseits die brachycephalen Formen sich entwickelt hätten, und dann würde es sich schwer erklären lassen, warum gerade mit den dolichocephalen die Niedrigkeit, mit den brachycephalen die Höhe verbunden wäre. An eine blosse Correlation ist wohl schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil eine solche eher das Gegentheil erwarten liesse. Ich glaube vielmehr, diese Verhältnisse erklären sich am ungezwungensten, wenn man zwei Urrassen annimmt, eine niedrige dolichocephale und eine hohe brachycephale. Die mehr mittleren Formen, mit ihren mässigen Höhen, wären dann als

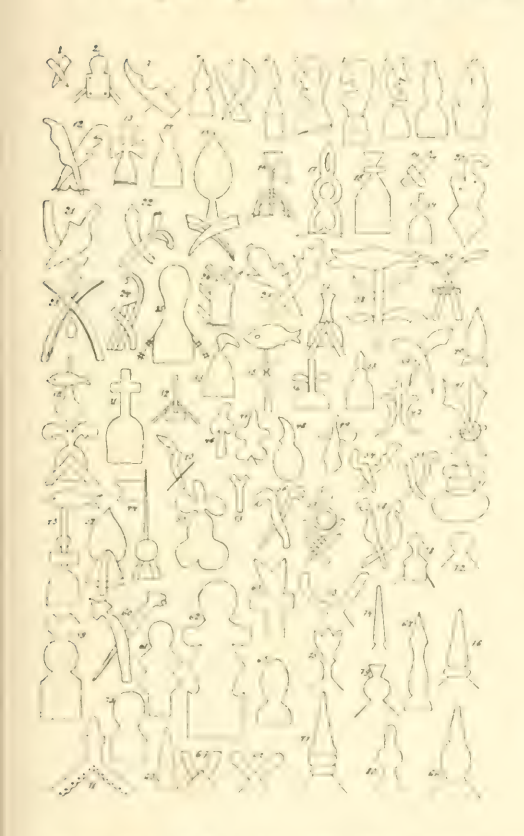
Mischung aufzufassen. Es käme das ungefähr auf R. Virchow's Anschauung hinaus, der ja früher schon betont hat, dass wahrscheinlich neben einer brachycephalen Süd-Slavenrasse eine dolichocephale Nord-Slavenrasse existirt habe. Den ersteren müssten nun, wie wir hinzufügen können auf Grund vorliegender Curven, die höheren Schädel eigenthümlich gewesen sein, der dolichocephalen Nord-Slavenrasse mehr die niedrigen Schädel. Die Slaven, welche in die norddeutsche Tiefebene eindrangen, hatten zwar die Kennzeichen einer Mischung an sich, haben aber den ursprünglich dolichocephalen Typus doch im Ganzen treu bewahrt. Dabei ist aber noch ein Punkt recht merkwürdig, nehmlich der, dass an Süddeutschen Schädeln sich etwas ganz ähnliches findet. Hr. J. Ranke zeigte nehmlich auf der Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Trier (Correspondenzblatt 1883, S. 138), dass auch in der bayrischen Bevölkerung eine brachycephale hohe Schädelform von einer niedrigen dolichocephalen zu unterscheiden sei, von denen erstere im Wesentlichen der Gebirgsbevölkerung, letztere den nordwestbayrischen Gebieten angehöre. Weitere Untersuchungen werden lehren, ob sich auch zwischen den übrigen Schädelindices ähnliche Beziehungen auf graphischem Wege ermitteln lassen. —

(29) Hr. A. Treichel übersendet aus Hoch-Paleschken, 12. Juni, folgende Mittheilung über

Giebel-Verzierungen aus West-Preussen.

Ueber Giebel-Verzierungen aus West-Preussen hatte ich mich in diesen Verhandl. schon zweimal verbreitet, das letzte Mal unter demselben Titel in Sitz.-Ber. vom 14. Februar 1891, Bd. 23, S. 189, das erste Mal unter dem Titel „Pferdekopf und Storchschnabel" im Sitz.-Ber. vom 30. Juni 1888, Bd. 20, S. 295. Von den inzwischen erfolgten weiteren Aufnahmen ähnlicher Art wünsche ich heute Rechenschaft zu geben. Oertlich begrenzt, vertheilen sich dieselben im Kreise Putzig auf die Stranddörfer Tupadel (Fig. 1—18) und Chlapau (Fig. 19—44), im Kr. Schlochau auf das Dorf Borzyskowo (Fig. 45), sowie im Kr. Berent bis jetzt auf die Dörfer Kleschkau (Fig. 46—52) und Ribaken (gleich Fischdorf) [Fig. 53—60]. Diese sämmtlichen Dörfer sind bäuerliche Gemeinden. Komme ich vor Absendung des Manuskriptes zu weiteren Aufnahmen, so werden solche in anschliessender Nummernfolge sich anreihen. An letzter Stelle gebe ich einen Stallgiebel aus Tupadel und einen Giebel aus Lonken, Kr. Berent, dessen Dachsparren ohne Balken und nur mit Brettern verschlagen sind. Aus dem Dorfe Tupadel gab ich bereits Aufzeichnungen im Berichte von 1888, heute folgt der Rest; vielleicht ist einzelnes doppelt, wogegen ich anderes nicht wieder auffinden konnte, wie namentlich die Vogelgestalt unter Nr. 4. Haftstellen von Nägeln markirte ich bei den heutigen Figuren 2, 3, 13, 20. In durchbrochener Arbeit fand ich Figur 9 und 57. Die meisten Zierrathe gehören zu Wohnhäusern, mehrere zu Ställen, einzelne zu Scheunen. Falls Vorder- und Hinterseite eines Gebäudes Giebelverzierung trägt, ist es nicht nöthig, dass dieselben von gleicher Form, noch sonst ähnlich sind. Von den aufgeführten Orten dürfte einzig Kleschkau rein deutsche Bevölkerung haben, die übrigen eine mehr polnische. Was nun die Form der Darstellung anbelangt, so ist dieselbe verschieden, gerade und krumme Linie, Viereck, Ellipse und Kreis. Mehrfach kommt das Kreuz vor, wie bei Fig. 13, 16, 18, 23, 31, 42, (43?), 49 und 57, wenn auch bei ihrem Alter durch irgend welchen Zufall verunstaltet, wie bei Fig. 16 und 34, vielleicht auch bei Fig. 14. Ganz neu ist die Darstellung eines Gesichts in Tupadel nach Fig. 7, 8 und 9. Fig. 8 ist vielleicht in der Zeichnung

nicht recht getroffen, dagegen ist Fig. 9 sehr charakteristisch. Eine Pflanze, ebenfalls neu, finde ich in Fig. 28, 36 und vielleicht 30, aus Chlapau. Allerlei Gethier bringen Fig. 3, 12, 27, 45, 48, 54—56, 58, 60. Ein Vogel ist deutlich zu erkennen in Figur 20 und fraglich in Fig. 33. Die Strandgegend bringt es mit sich, dass sich auch Darstellungen von Fischen als Zierrath vorfinden, wie in Fig. 28, wo der in der Zeichnung nicht gelungene Fisch auf der Spitze eines Baumes voltigirt, sowie in Fig. 30, 35 und 43, bei welchen selbst die Fischart deutlich erkennbar ist: bei 30 wahrscheinlich ein Hering, bei 43 möglicher Weise ein Hecht und bei 35 äusserst deutlich eine Flunder, welcher selbst die Schwanzflosse nicht fehlt. Wenn es nun in den Dörfern an der Küste entlang auch mehrfach Giebel-Verzierungen in Fischgestalt geben soll, wie namentlich in dem weit entfernten Dorfe Grossen-



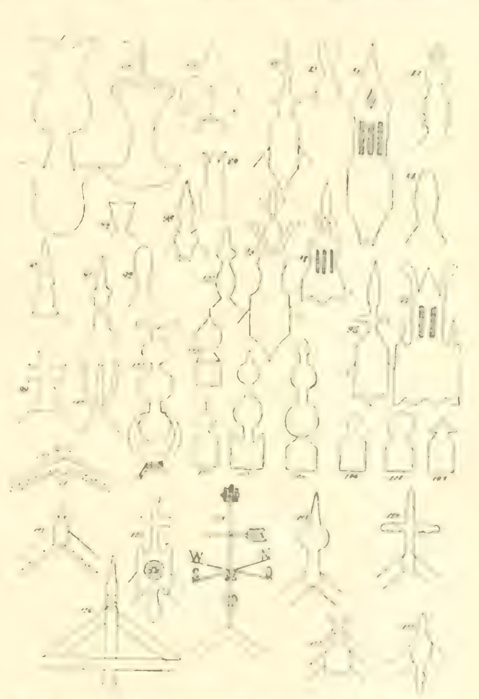


Fig. 102 Abbau-Hütte. Fig. 103—9 Strich Dreidorf. Fig. 110—118 Dombrowo. Alle 17 aus dem Kreise Preussisch-Stargard.

dorf, so ist zu bemerken, dass eine solche bei doch gleicher Vorbedingung sich in Tupadel nicht vorfindet. Als neu fand ich am Giebel eine Verbindung von Zierrath und von Wetterfahne, wie bestimmt bei Fig. 35 und 44, fraglich bei Fig. 28, 30 und 43, also bei den meisten Fischgestalten; natürlich bewegt sich dann der obere Theil auf seinem drehbaren Ständer. Die Figuren sind entweder ausgeformte Bretterenden der Giebelverschaalung (also aus einem Stück), oder dem Firstende vorgenagelte Brettchen, häufig mit Untersatz; die meisten in recht baufälligem Zustande, also von älterer Natur. Mit dem Auslaufen über Kreuz am Ende darf nicht die Form des Kreuzes selbst verwechselt werden. Neuzeitlich erscheinen mir die ausschliesslichen Rundungen aus Kleschkau. Die Fig. 61—64 gehören als die dort einzigen dem bäuerlichen Dorfe Grünthal (früher Plocziezno

= Plötzdorf), Kr. Berent, an; sie sind dem Giebelende vorgenagelt. Die Fig. 65—74 gehören nach Königswalde (früher Czeczorken), Kr. Berent, und Fig. 75—80 nach Kaliska, Kr. Preussisch-Stargard. Hr. Prediger Kohwalt hatte die Güte, dieselben für mich abzuzeichnen. Fig. 71 zeigt einen ganzen Giebel mit Verzierung. Auch die letzten Ortschaften sind bäuerliche Gemeinden. Die Fig. 81 und 82 (schon etwas zerstört) fand ich am Schulhause hinten und vorn, Fig. 83 am Küsterhause, mit übergenagelten Bretterenden, in Neu-Paleschken. Fig. ❐ zeichnet die Gestalt des ausgeschnittenen Luftloches (Aucke) am Küsterhause in Neu-Paleschken, ebenfalls bäuerliche Gemeinde: und zwar befindet sich an einer Seite das Quadrat unter, an der anderen über der anderen Figur. Fig. 84—101 gehören zu Bauerndörfern aus Kr. Pr.-Stargard (genaueres Manuskript verloren); die Herkunft der Fig. 102—118 ist bei den Zeichnungen benannt.

(30) Unser correspondirendes Mitglied, Hr. J. Heierli, Docent für Urgeschichte in Zürich, übersendet unter dem 1. Juni folgende Mittheilung über

Lehrkurse über Prähistorie im Canton Zürich.

Die Lehrerschaft des Cantons Zürich hat vor einem Jahre durch die Versammlung der Kapitels-Präsidenten (jeder Bezirk bildet für die Lehrer ein sogen. Kapitel) der hiesigen Erziehungs-Direktion den Wunsch ausgedrückt, Vorträge über Urgeschichte anzuhören. Dieses Verlangen hat die Erziehungs-Behörde veranlasst, mich mit der Aufgabe zu betrauen, in jedem Bezirke 3 Vorträge mit darauf folgender archäologischer Excursion abzuhalten. Wir hofften, dadurch nicht bloss der Lehrerschaft ein bisher zu wenig bekanntes Stück Heimathkunde vorzuführen, sondern dieselbe auch in die Lage zu versetzen, der jungen Prähistorie Dienste zu erweisen durch Berichtgebung bei allfälligen Funden. Ich gestehe, dass ich mit einigem Bedenken meine Rundreise durch die 11 Bezirke unseres Cantons begann und vorerst ein greifbares Resultat abwarten wollte, bevor ich Ihnen von diesem Beginnen Kunde gab. Seit dem letzten August bin ich jeden Samstag Nachmittag hinausgegangen zu meinen Collegen und habe ihnen von der Urgeschichte erzählt, mit spec. Berücksichtigung der Funde im Canton Zürich. In der Zeit der Examina mussten freilich einige Vorträge ausfallen, dafür habe ich während der Herbst- und Frühlings-Ferien mehrere Excursionen gemacht. Die Aufnahme, die ich bei der Lehrerschaft fand, war eine sehr freundliche, und das rege, nie versiegende Interesse an dem Gegenstande, der gerade behandelt wurde, hat mich von Herzen gefreut. Ich habe jetzt nur noch 2 Kapitel zu absolviren, in denen ich bereits mit den Vorträgen begonnen, darf mich also auf die Erfahrungen in 3/4 Jahren berufen. Die Lehrer zeigten ihr Interesse auch dadurch, dass sie den Erziehungsrath ersuchten, er möchte die archäologische Karte des Cantons Zürich, die ich für meine Vorträge erstellt hatte, im Druck herausgeben, und diesem Wunsche ist die Behörde ebenfalls nachgekommen: die erste Correctur der Karte liegt mir vor und in wenig Wochen hoffe ich, Ihnen das erste fertige Exemplar übersenden zu können.

Ob und in wie fern meine Vorträge in den Dienst der Heimathkunde gestellt werden, entzieht sich natürlich vorläufig meiner Beobachtung, dagegen kann ich die Thatsache constatiren, dass bereits einige Lehrer begonnen haben, ihren Gegenden in Bezug auf archäologische Funde grössere Aufmerksamkeit zu schenken, und es sind im Laufe dieses Frühjahrs von denselben z. B. mehrere Grabhügel gefunden worden. In der schon im vorigen Jahrhundert bekannten grossen Römer-Ansiedlung in Lunnern an der Reuss wurde eine neue „Villa“ entdeckt und wird gegenwärtig von Lehrern ausgegraben. Mit diesem Briefe sende ich Ihnen den

vorläufigen Bericht über ein von mir im März und April d. J. untersuchtes helveto-alamannisches Gräberfeld im Westen unserer Stadt, von dem ich die erste Kunde ebenfalls einem Lehrer verdanke. —

(31) Der in dem vorstehenden Briefe erwähnte Aufsatz des Hrn. J. Heierli lautet:

Ein helveto-alamannisches Gräberfeld in Zürich III.

Das untere Ende des Zürichsee's wird umkränzt von Moränen des alten Linthgletschers, der in der Eiszeit seine Stirn weit in's flachere Land hinausstreckte. Am Fusse der jüngsten dieser Stirn-Moränen siedelten sich in der neolithischen Zeit die Pfahlbauer an. Ihre See-Dörfer erdauerten auch die Bronzeperiode, und erst gegen Ende derselben verliessen die Leute ihre Wasserbauten und siedelten sich auf dem Lindenhofe, einem leicht zu vertheidigenden Stück Moräne an[1], während fast gleichzeitig auf dem nahen Uetliberge eine Warte sich erhob, die in Zeiten der Gefahr vor dem heranziehenden Feind warnte. Nach dem Auszuge der Helvetier im Jahre 58 vor unserer Zeitrechnung kamen die Römer in's Land und errichteten auf dem Lindenhofe eine Zollstätte für die Waaren, die aus Rätien nach Gallien gesandt wurden, und im Schutze der wohlbewehrten Zollstätte erhob sich die römische Ansiedlung Turicum[2]). Das Römerreich sank später in Trümmer und die Alamannen siedelten sich in unserer Gegend an. Auch sie haben uns zahlreiche Reste zurückgelassen und einer ihrer Friedhöfe wurde im vergangenen März (1894) aufgefunden im höchsten Theile der am meisten westlich durchziehenden Moräne, bei Wiedikon, Zürich III. Interessanter Weise war derselbe Platz schon von den Helvetiern als Grabstätte benutzt worden und so kamen denn neben einander helvetische und alamannische Skeletgräber vor. Das Gräberfeld ist noch nicht vollständig ausgebeutet; es mussten aber die Erdarbeiten daselbst einstweilen sistirt werden und dürfte es sich daher rechtfertigen, einen kurzen Bericht über die bisherigen Funde, die aus 26 Gräbern stammen, zu veröffentlichen. Bei der Ausgrabung hatte ich mich der Mithülfe meiner Frau und der HHrn. Secundar-Lehrer Schaufelberger, Prof. Dr. Hartwich, Dr. Martin und Conservator Ulrich zu erfreuen, denen ich für ihre sorgfältige und oft mühsame Arbeit Dank schulde.

Als im Winter 1893 auf 1894 auf der Kuppe der Moräne in Wiedikon, Zürich III, behufs Erstellung einer Villa, Erdbewegungen vorgenommen wurden, da kamen mehrere Skelette zum Vorschein, die aber verloren gingen, und erst, als die Lehrer auf diese Funde aufmerksam wurden, erhielt ich Bericht. Man hielt die Gräber für solche von Franzosen oder Russen aus dem Jahre 1799. Bei meinem ersten Besuche, am 11. März 1894, entdeckten wir einige menschliche Knochen in einem stehen gebliebenen Erdpfeiler und fanden dabei gallische Münzen und verschiedene Eisenfragmente. Genauere Nachforschungen ergaben sodann, dass schon mindestens 6 Gräber gefunden worden waren, und bald nachher begann ich die systematische Untersuchung des Landstückes bis zum (provisorischen) Strässchen. Die Funde wurden dem Schweizerischen Landes-Museum übergeben; es befinden sich darunter Objecte, die in unserer Gegend zu den Seltenheiten gehören.

1) Vergl. J. Heierli, „Der Ursprung der Stadt Zürich", in der Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1888.

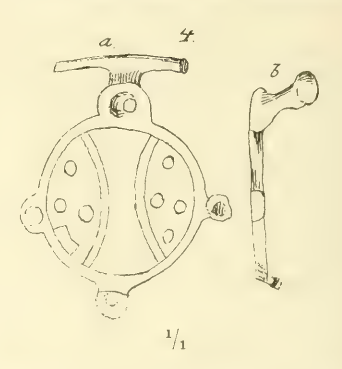
2) Siehe Vögelin, „Das alte Zürich", Bd. II, Abschn. II—IV von Heierli, Vögelin und F. v. Wyss.

Ich lasse nun die Fundnotizen folgen, indem ich nur bemerken will, dass die wissenschaftliche Ausgrabung erst vom 7. Grab an erfolgte. Die Untersuchung der menschlichen Knochen übernahm Dr. R. Martin, Docent für Anthropologie, diejenige der thierischen Reste Dr. P. Martin, Professor an der Thier-Arzneischule.

Figur 1.



Grab **1**, gefunden im November 1893 östlich der Villa (im Plan Fig. 1, Nr. 1). Es enthielt ein Skelet mit einem grossen Eisenmesser und einem alamannischen Kurzschwert (Skramasax). Der grosse Sax (Fig. 2) hat eine Art rudimentärer Parirstange und eine 17—18 *cm* lange Klinge, deren Rücken etwa 6 *mm* breit ist. Die flache Griffzunge ist abgebrochen und weist Spuren des Holzgriffes



auf. Der Skramasax besitzt eine 38 *cm* lange, am Rücken 7—8 *mm* dicke Klinge von 11,5 *cm* Breite. Sie weist auf beiden Seiten als Verzierung sogen. Blutrinnen auf (Fig. 3).

Grab **2**, gefunden unter dem südlichen Theil der Villa. Es enthielt ein Skelet.

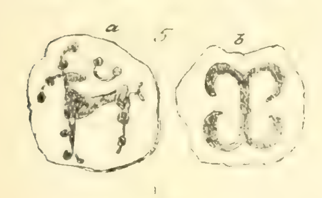
Grab **3**, gefunden südsüdöstlich der Villa. Inhalt: ein Skelet mit gut erhaltenem Schädel, der aber nicht mehr erhältlich war und wahrscheinlich zerschlagen wurde.

Grab **4**, östlich von Grab 3 gelegen. Inhalt: ein Skelet nebst eisernem Haken (Feuerstahl?), einer spätrömischen Scheibenfibel aus Messing, mit Email-Einlagen und einer Münze des Gallienus. Die Fibel (Fig. 4) weist in den blauen Feldern je 4 weisse Punkte auf; im Mittelfelde, sowie in den sprossenartigen Fortsätzen zeigen sich Spuren rothen Emails.

Secundar-Schüler machten ihre Lehrer auf dieses Grab aufmerksam: College Schaufelberger grub selbst noch einen Theil der Leiche aus und ihm verdanke ich auch den ersten Bericht. Nach seiner Mittheilung lag das Skelet in 1.2 *m* Tiefe und hatte die Lage West-Ost.

Grab **5** war noch zum Theil vorhanden, als ich die Fundstelle zum ersten Mal besuchte. Als wir nehmlich den oben erwähnten Erdpfeiler untersuchten, fanden wir nahe der ursprünglichen Bodenfläche Ziegel und eine Brandschicht. In 1.20 *m* Tiefe aber lagen Reste eines Skelets, bestehend in Ober- und Unterschenkel, die in der Richtung WNW.-OSO. lagen. Die Knochen waren in eine dunkel gefärbte Erdschicht eingebettet, die eine grosse Mulde gebildet zu haben schien.

Grab 6 lag in demselben Erdpfeiler, wie Nr. 5, aber in 1.5 *m* Tiefe. Wir fanden 2 Unter- und den rechten Oberschenkel. Beim rechten Unterschenkel lagen 3 gallische Münzen aus Potin, 2 Messerfragmente und 2 Ringstücke aus Eisen, ferner mehrere unkenntliche Eisenstücke von nagelähnlicher Form. Zwei Münzen zeigten auf der einen Seite das gallische Pferd, auf der andern einen behelmten Kopf, in barbarischem Stil gearbeitet. Die dritte Potinmünze hatte auf der einen Seite ebenfalls das Einhornpferd, auf der andern aber ein Caduceus-ähnliches Gebilde (Fig. 5).



1/1

Derartige Münzen sind in der Schweiz nicht selten gesammelt worden: sie fanden sich besonders auch in La Tène selbst[1]) und in dem grossen Münzklumpen, der bei der jetzigen Börse in Zürich zum Vorschein kam. Was die Messer anbetrifft, so weist das eine Fragment (Fig. 6) einen Griffdorn auf, das andere (Fig. 7) dagegen eine flache Zunge mit Spuren des Holzgriffes. Die Klinge dieses Messers ist 11 *cm* lang. Unweit der Füsse des Skelets fanden wir Schweinsknochen, die wohl als Beigabe aufzufassen sind.

23

Alles in ⅔ der natürl. Grösse.

1 Vergl. V. Gross: La Tène. Pl. XI. 2—15; ferner E. Vouga: Les Helvètes à la Tène. Pl. VIII. 7—13.

Diese 6 Gräber, vielleicht deren noch viel mehr, waren vor Beginn der systematischen Ausgrabungen zum Vorschein gekommen. Zwei derselben, Nr. 1 und 4 sind alamannisch (frühgermanisch). Grab 6 aber gehört den Helvetiern zu, der La Tène-Zeit.

Grab 7 lag südsüdöstlich von Nr. 2. Es enthielt ein Skelet, in einer kleinen Mulde liegend, und zwar in 0,6 *m* Tiefe. Ich verdanke Dr. Martin folgende Angaben über dasselbe: „Vier Bruchstücke des Schädeldaches, Bruchstücke des Schulterblattes, des oberen Endes des Humerus, der Clavicula, einiger Rippen und des Fuss-Skelets. Geschlecht: männlich(!). Alter etwa 40 Jahre.“ Thierische Reste: Metatarsus von Bos (Mittheilung von Prof. Martin). Der Erhaltungszustand der menschlichen Knochen stimmte mit demjenigen der Alamannen-Leichen benachbarter Gräber überein.

Grab 8 fand sich in der grossen Mulde, in welcher die Skelette 5 und 6 gelegen, aber mehr südlich. Es dürfte aus der helvetischen Periode stammen, wofür auch der Erhaltungszustand der Knochen spricht. Das Skelet lag von NNW.-SSO. in den Wurzeln eines Baumes. Dr. Martin notirte: „Schädelbruchstücke. Schädelform nicht bestimmbar, starke Tubera frontalia. Im Unterkiefer sind die Zähne schlecht und abgenutzt. Knochen des Schädeldaches sehr brüchig. Fragmente des Femur, der Tibia mit starken Cristae ant., Ulna und Radius. Länge des Radius 23 *cm*. Körpergrösse höchstens 1,60 *m*. Geschlecht: weiblich(?). In diesem Grabe befand sich eine 3. Tibia, nicht zu obigem Skelet gehörend.“ Von Beigaben kam nur ein krummes Eisenstück zum Vorschein.

Grab 9. In 2 *m* Tiefe lag südlich von Grab 4 ein Skelet, das in der Erde 1,84 *m* Länge aufwies. Es zeigte die Richtung NW.-SO. und war so gut erhalten (Fig. 8), dass es Prof. Hartwich, dem ich Photographien aller wichtiger Fund-



Figur 8. Grab 9.

stücke verdanke, aufnehmen konnte, ähnlich wie Nr. 10. Die Grube, welche bei der Beerdigung gegraben worden, war im Profil deutlich erkennbar. Das Skelet lag auf feinem Sand, der festgetreten worden war. Bei der Hebung des Fundes war ausser Prof. Hartwich auch Dr. Martin thätig. Letzterer notirt: „Calvaria: Belair-Typus. Grösste Länge 187 *mm*, grösste Breite 150 *mm*, Längenbreiten-Index 80,2, kleinste Stirnbreite 105 *mm*. Frontal- und Parietalbreite beträchtlich. Scheitel flach, Hinterhaupt ausgeladen. Nasenwurzel breit. Gesicht vermuthlich chamaeprosop. Unterkiefer senil: Zähne defect. Mehrere Wirbelkörper mit starker Arthritis deformans und Skoliose in der unteren Brustwirbel-Region. Bruchstücke von Becken und Rippen. Extremitäten-Knochen meist ohne Epiphysen.

Länge des Femur	=	annähernd	470 *mm*
„ der Tibia	=	„	380 „
„ „ Fibula	=	„	385 „
„ „ Ulna	=	„	250 „
„ des Radius	=	„	255 „



Humerus stark gedreht: Fossa olecrani meist durchbohrt. Index cnemicus: 66,1 und 68,4. Geschlecht männlich. Alter etwa 60 Jahre. Körpergrösse: 1,69—1,71 *m*." Als Beigabe fanden wir einen alamannischen Beinkamm, zweiseitig und mit einer verzierten Mittelleiste versehen (Fig. 9). Der Kamm lag neben dem linken Fusse.

Grab **10**. Fast gleichzeitig mit Nr. 9 entdeckten die Arbeiter (etwas westlich) in 1,90 *m* Tiefe ein anderes Skelet, das in der Erde eine Länge von 1,80 *m* aufwies und in der Richtung NNW.-SSO. gebettet war. Der Kopf lag auf der rechten Schläfe, schaute also nach Süd. Die Zähne waren eigenthümlich abgefeilt, wohl in Folge mahlenden Kauens. Die Grabgrube liess sich deutlich erkennen. Als einziger Rest an Beigaben kam in der Gürtelgegend ein Eisenstückchen, vielleicht vom ehemaligen Gürtelbeschlag, zum Vorschein.

„Ganze Calvaria und Theile des Gesicht-Skelets. Typus Belair A VIII; Lovatens. A IX Severy. A VI Kleinhüningen. A III (nach His und Rütimeyer: Crania helv.). — Grösste Länge 163, grösste Breite 152 *mm*; Index = 81. Stirn breit, Hinterhaupt ausgeladen. Sagittalnaht ganz, Coronarnaht zum Theil obliterirt. Nasen-Skelet hoch; Orbital-Index = 100 (39 *mm*). Unterkiefer mit geschlossenen Alveolen. Tibia: Index cnemicus: 97,5; Femurlänge: 50 *cm*. Ausserdem Bruchstücke vom Becken, von den langen Knochen und der Wirbelsäule. Geschlecht männlich. Alter etwa 60 Jahre. Körpergrösse 1,76 *m* (?)" (Dr. Martin).

Grab **11** enthielt ein schlecht erhaltenes Skelet und lag in der Richtung von Nr. 7 gegen Süden. Die Grabgrube war deutlich sichtbar, aber wenig tief angelegt. „Nur Bruchstücke des Gehirn-Schädels und des linken Gesicht-Skelets. Dritter Molar durchgebrochen. Stirnbein gewölbt. Gesicht vermuthlich chamaeprosop. Wenige Fragmente des Skelets. Geschlecht? Alter: 30—45 Jahre" (Dr. Martin). Bei der Leiche befand sich ein 12,5 *cm* langes Eisenmesser, von welcher Länge etwa 4 *cm* auf die, Holzspuren aufweisende Griffzunge fallen (Fig. 10).

Grab **12** wurde östlich von Nr. 11 aufgefunden in einer kleinen Mulde. Es enthielt neben dem Skelet auch eine eiserne Schnalle, wie sie in Alamannengräbern nicht selten sind (Fig. 11). Dr. Martin berichtet: „Bruchstücke des Schädeldaches und des Unterkiefers. Zähne klein und gut erhalten.

Länge des Femur . . .	= 410 *mm*	
„ „ Humerus . . .	= 315 „	
„ „ Radius . . .	= 225 „	(!)

Fragmente vom Schulterblatt und Schlüsselbein. Geschlecht weiblich (!). Alter 30—40 Jahre. Index cnemicus 68,7 *mm*." Thierische Reste: „Radius eines kleinen Wiederkäuers" (Prof. Martin).

Grab **13** lag in der Richtung von Nr. 3 gegen Süd. Es enthielt als Beigaben nur einige unkenntliche Eisenstücke. „Vom Schädel nur ein Schläfenbein und zwei Bruchstücke des Unterkiefers. III. Molar durchgebrochen. Ausserdem: 1 Clavicula, 2 Femur-Diaphysen und Bruchstück eines 3. Femur, weitere Fragmente vom Schulterblatt, Becken- und Armknochen. Geschlecht: vermuthlich weiblich" (Dr. Martin).

Grab **14** bildete mit den Nrn. 4, 9 und dem später zu besprechenden Grab 22 die 2. Reihe (von Osten an gerechnet) der Gräber. Das kleine, aber ordentlich erhaltene Skelet lag in 1 *m* Tiefe und zeigte die Richtung NW.-SO. Auf der

inneren Seite des rechten Oberschenkels lag ein Eisenmesser (Fig. 12) von 16 *cm* Länge, wovon 3,5 *cm* auf die Griffzunge fallen. Die Klingenbreite betrug 1,7 *cm*. Am Griff bemerkte man wieder Holzfaserspuren. Neben der Leiche fand sich eine lehmige Erde, in welcher Eisennägel und ein Stück Zinn-(?)Blech enthalten waren, ferner eine staubartige Modermasse, die vielleicht von Holz herrührte (Holzsarg?). Bei Erstellung dieses Grabes hatte man ein tiefer liegendes theilweise zerstört und die Knochen aus der Lage gebracht, nehmlich

Grab **15**. Der relativ gut erhaltene Schädel lag auf dem Gesicht, 0,5 *m* tiefer, als Grab 14. Die unteren Extremitäten waren abseits beerdigt. „Ziemlich gut erhaltene Calvaria. Starke Stirnbeinhöhlen und Arcus superciliares. Grösste Länge 195, grösste Breite 150 *mm*(?), Index 76,9. Unterkiefer-Alveolen der Backenzähne geschlossen; Schneidezähne abgenutzt. Alter etwa 50—60 Jahre. Geschlecht: männlich(!)" (Dr. Martin).

Grab **16** enthielt ein Skelet in der Richtung von Nr. 12 gegen Süd in 1 *m* Tiefe. „Hiervon nur ein Schädel mit Unterkiefer erhalten. Derselbe ist relativ sehr klein und gehört einem weiblichen oder jugendlichen männlichen Individuum an. Die Zähne, auch die Incisiven sind stark abgenutzt. Torus palatinus.

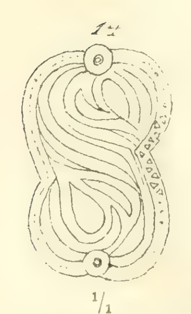
Grösste Länge	176,0	*mm*
„ Breite	136,0	„
Längenbreiten-Index	77,3	
Gesichtshöhe	109,0	„ (?)
Ober-Gesichtshöhe	65,0	„
Jochbreite	131,0	„
Gesichtsindex	83,2	
Ober-Gesichtsindex	49,6	

Chamaeprosoper Mesocephalus. Alter etwa 50 Jahre" (Dr. Martin). In der Gürtelgegend lag ein Eisenmesser von 13 *cm* Länge (Fig. 13).

Grab **17** wurde in 1 *m* Tiefe gefunden, südlich von Nr. 10. Dr. Martin notirt: „Calvaria, untere Partie des Frontale abgebrochen. Stirnbein niedrig. Sut. sag. zum Theil obliterirt. Die grösste Breite liegt weit vor den Tub. parietalia, im vorderen Abschnitt der Scheitellinie. Grösste Länge 190(!), grösste Breite 138 *mm*, Index 72,6 (also Dolichocephalus). Grössere Anzahl von Fragmenten der langen Knochen, des Beckens und der Lendenwirbelsäule. Geschlecht: männlich. Alter 45—50 Jahre. Ausserdem fanden sich einige Knochen eines zweiten, zweifellos weiblichen Skelets.

Index cnemicus der 4 Tibien:

67,6	67,7
71,1	74,1


1/1

Körpergrösse nicht bestimmbar, da kein Knochen ganz erhalten ist." An thierischen Resten bestimmte Prof. Martin: „Femur-Fragment (Troch. minor) und Metacarpus eines Bos. Ober- und Unterschenkel-Fragmente des Schweins. Bruchstück des Schädels und des Radius eines kleinen Wiederkäuers (Reh?). Schulterblatt einer Katze."

An Beigaben enthielt das Grab eine verzierte Silber-Fibel der Merovingerzeit, Messer-Fragmente und einen Eisennagel. Das interessanteste Stück ist unstreitig die vergoldete Silber-Fibula (Fig. 14), die in unserer Gegend bis jetzt kein Gegenstück hat. Die Nadel fehlt und an ihrer Ansatzstelle unten an der Platte sitzt ein Rostklümpchen. Die Fibel gehört zu jenem Typus, den Lindenschmit in seinen

„Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“, Bd. I, 8. auf Taf. VIII aus fränkischen und alamannischen Gräbern abbildet.

Grab **18** lag in 80 *cm* Tiefe in der 4. Gräberreihe, aber etwas westlich. Die Skelettheile sind noch nicht untersucht. Als Beigaben fanden wir ein 12,5 *cm* hohes Töpfchen von röthlich-grauer Farbe. Seine Bauchweite beträgt 13 *cm*, die Oeffnung ist nicht ganz kreisrund und etwa 10 *cm* weit. Der Boden-Durchmesser beträgt 9 *cm*. Als Verzierungen sind am Bauch des Gefässes schwache Furchen bemerkbar. Der Thon enthält Glimmerschüppchen und wurde auf der Drehscheibe bearbeitet (Fig. 15). Dieser Topf ist der erste derartige Fund aus einem alamannischen Grabe im Canton Zürich.



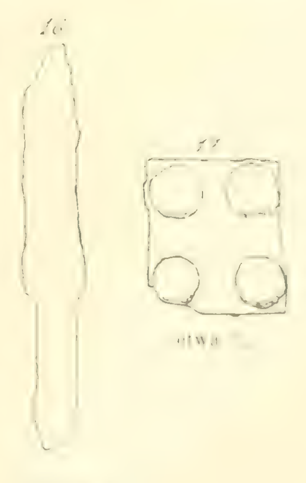
etwa 1/3

Grab **19** befand sich südlich der grossen Mulde, also in der ersten Gräberreihe, die durch die Nrn. 5, 6 und 8 gebildet wurde. Das Skelet war offenbar früher einmal aufgewühlt worden: einige Knochen lagen abseits. Die ursprüngliche Richtung möchte NW.-SO. gewesen sein. Länge des Skelets etwa 1,50 *m*. In der Halsgegend fand meine Frau, welche die Aufdeckung dieses Grabes überwachte, 17 Perlen aus gelbem Thon, sodann 2 graue und 3 rothe Pasten, ferner eine blaue Glasperle und ein Fragment einer Perle aus Bernstein. Am Gürtel kamen Reste eines Beinkammes zum Vorschein.

Grab **20** lag in der 6. Reihe, gebildet von Nord nach Süd von den Nrn. 7, 11 und 20. Es befand sich in 60 *cm* Tiefe und enthielt ein Skelet, das in der Erde etwa 1,80 *m* lang war und ganz zerdrückt unter dem Strässchen lag. An Beigaben konnte nichts erhalten werden, dagegen war eine Rostspur (Eisenmesser?) zu sehen. Trotz der Mühe, die sich die HHrn. Prof. Hartwich, Dr. Martin und Dr. Felix gaben, konnten wir nur spärliche Reste des Skelets heben. Dr. Martin schreibt darüber: „Calvaria (nicht messbar) senil, zum Theil perforirt. Unterkiefer-Alveolen meist geschlossen. Ausserdem: Epistropheus mit dem 3. Halswirbel in Folge starker Arthritis deformans verwachsen. 2 Tibia-Diaphysen mit Index 65,8 und 82,7. Geschlecht männlich; Alter etwa 60 Jahre. Körpergrösse etwa 1,70 *m*.“

Grab **21** befand sich südlich von Nr. 17, in 40 *cm* Tiefe, war daher schlecht erhalten. Das Skelet lag in der Richtung NW.-SO. „Fragmente des Schädeldaches und des Unterkiefers. Bruchstücke vom Femur (Fémur à pilastre), des Humerus und Beckens. Tibia: Länge 33,5 *mm*, Index cnemicus = 77,7. Geschlecht männlich(?). Alter 50 Jahre. Körpergrösse 1,60 *m*.“ Die Beigaben bestanden in 2 Eisennadeln, einem Eisenmesser (Fig. 16) und einer Beschlägplatte (Fig. 17) von Eisen mit 4 Knöpfen an den Ecken, mittelst welcher diese Platte am Gürtel befestigt gewesen.

Grab **22** lag in der 2. Gräberreihe, und südlich der Gräber 4, 9, 14 und 15, in 60 *cm* Tiefe. Das Skelet hat die Richtung NNW.-SSO. „Calvaria, nach der Zusammensetzung messbar. Zähne klein. Ferner erhalten: mehrere Wirbelkörper mit Arthritis deformans.



etwa

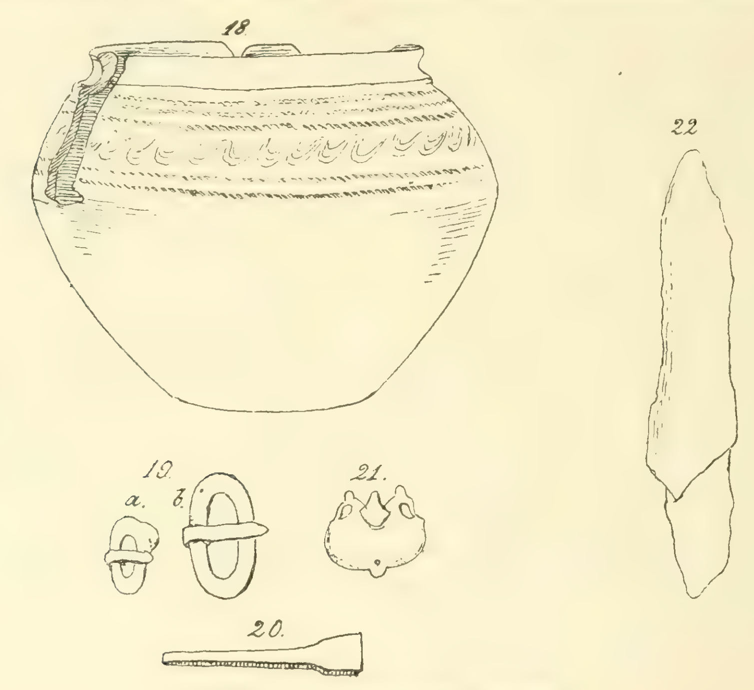
etwa

Fragmente der Rippen, des Beckens und der langen Knochen, letztere zum Theil mit Epiphysen.

Länge des Humerus . . .	= 305 *mm*	(Fossa olecrani durchbohrt)
„ „ Femur	= 400 „	
„ der Tibia	= 330 „	(Index cnemicus = 73,1 und 75,0)
„ „ Ulna.	= 255 „	

Geschlecht weiblich. Alter 50—60 Jahre. Körpergrösse 1,53, höchstens 1,56 *m*" (Dr. Martin).

Dieses Grab enthielt die reichsten Beigaben. Oberhalb des Kopfes fand sich eine 15,4 *cm* hohe Urne aus gut geschlemmtem Thon. Ihre Oeffnung ist innen 13,5 *cm* weit, der Bauch-Durchmesser beträgt 22 *cm*, derjenige am Boden 7,5 *cm*. Diese Urne (Fig. 18) ist aber besonders wegen ihrer Verzierungen interessant.



Alles etwa in $^1/_3$ der natürl. Grösse.

Unten am schwach eingezogenen Halse finden sich nehmlich 4 (an einigen Stellen 5) Reihen schräger Strichlein und etwas oberhalb der grössten Bauchweite ebenfalls 2 bis 3 solcher unregelmässiger Reihen. Zwischen diesen Reihengruppen erkennt man ein fein eingeritztes, mehrfaches, schräges Wellenband, — ein Ornament, das früher den Slaven zugeschrieben wurde, hier aber in einem sicher alamannischen Grabe erscheint. Beim Hals des Skelets lagen Perlen aus Thon und Glas, neben dem rechten Arm flache Ringstücke. In der Gürtelgegend kamen 2 Eisenschnallen (Fig. 19) zum Vorschein. Beim linken Unterschenkel fanden wir eine einfache Bronze-Pincette (Fig. 20) und ein Beschläge aus demselben Metall (Fig. 21), neben dem rechten Knie aber lagen Reste eines Beinkammes und zu Staub zerfallende Spuren eines leinwandbindigen oder Tafft-Gewebes, ausserdem ein sehr seltenes Objekt: ein eiserner Dolch mit Eisenscheide (Fig. 22).

Grab **23** befand sich in der 3. Reihe. Ueber die wenigen erhaltenen Knochen schreibt Dr. Martin: „Nur einige Fragmente des Schädeldaches und Stirnbeins.

Ausserdem: 2 Tibia-Diaphysen: Index cnemicus = 58 und 65. Alter etwa 40 bis 50 Jahre. Geschlecht? Grösse nicht bestimmbar. Fragmente des Humerus, Femur und der Ulna." Als Beigaben fanden wir Reste von Eisenstücken, wahrscheinlich von einem Messer und einer Spatha herrührend. In Folge der geringen Tiefe der Grabanlage waren auch die Beigaben nur fragmentarisch erhalten geblieben. „Thierische Reste: Zahn eines Rindes. Astragalus eines Rehes" (— Prof. Martin).

Grab **24** lag in der 5. Reihe, zusammen mit den Gräbern 12 und 16. Die Knochen sind noch nicht untersucht. Als höchst werthvolle Beigabe enthoben wir diesem Grabe eine Franken-Axt, die neben dem Kopf des Todten gelegen hatte (Fig. 23). Ihre Länge ist 14 *cm*. Die Schneide war ursprünglich 17,5 *cm* lang, jetzt noch 17 *cm*. Es ist sehr selten, dass in der Schweiz die Francisca in einem Grabe zum Vorschein kommt, obwohl sie im Westen unseres Landes als Einzelfund auftritt.

Grab **25** gehörte der 4. Reihe an und lag in 50 *cm* Tiefe. Es wurde von Conservator Ulrich untersucht und ergab an Beigaben nur einen Knopf, wahrscheinlich von einem Gürtelbeschlag. Ueber die Skelettheile notirt Dr. Martin: „Schädel in Bruchstücken, nach Montirung messbar. Ober- und Unterkiefer mit kräftigen Zähnen. Der III. Molar ist durchgebrochen und fast ebenso gross wie I u. II. Ausserdem: Drei Halswirbel, 2 Tibia-Diaphysen, Fragmente des Femur mit starker Linea aspera. Tibia mit Index cnemicus von 72,2 und 73,5, also euryknem. Einzelne Fusswurzel-Knochen." An thierischen Resten bestimmte Prof. Martin: „Lendenwirbel eines kleinen Wiederkäuers (Schaf oder Ziege)".

Grab **26** befand sich südlich von Grab 2 hart am Feld-Strässchen. Das Skelet ist noch nicht untersucht und nur theilweise erhalten. Es scheint einem jungen Menschen angehört zu haben. —

Die Gräber von Wiedikon bildeten nach dem Gesagten 6—7 Reihen, die von Nord nach Süd verliefen. Die erste Reihe wurde gebildet von den Gräbern 5, 6, 8 und 19; die zweite umfasste Nr. 4, 9, 14, 15 und 22. Die 3. Reihe enthielt Nr. 10, 17 und 23; die vierte die Gräber 3, 13, 18, 21 und 25, wobei zu bemerken ist, dass Nr. 18 und 21 etwas westlich der eigentlichen Reihe lagen. In der 5. Reihe lagen die Gräber 12, 16 und 24, in der sechsten Nr. 7, 11 und 20 und am weitesten westlich die Gräber 2 und 26.

Was das Alter der Grabfunde anbetrifft, so gehören diejenigen von Grab 6 der La Tène-Periode an, können also mit Sicherheit den Helvetiern zugeschrieben werden. Wahrscheinlich stammen die Gräber 5 und 8, die auch in der grossen Mulde lagen, aus derselben Zeit, wofür der Erhaltungszustand der Knochen und ihre Lage spricht. Die übrigen Gräber aber datiren wohl alle aus alamannisch-fränkischer Epoche. Dass das Gräberfeld schon bald nach dem Eindringen der Alamannen benutzt wurde, geht aus dem Funde der spätrömischen Fibel und der Gallienus-Münze in Grab 4 hervor.

Das Grabfeld ist nicht erschöpft und es steht zu hoffen, dass bei Wiederbeginn der Erdarbeiten neue Funde gemacht werden.

(32) Hr. Dr. S. Weissenberg aus Russland spricht über

die südrussischen Ostereier.

Wie schon aus ihrem Namen folgt, werden die russischen Ostereier für die Ostertage angefertigt und zwar kurz vor denselben, meistens während der Char-

woche. Man benutzt sie hauptsächlich dazu, um sich während der Osterwoche gegenseitig zu beschenken. Wie Ihnen wahrscheinlich bekannt ist, haben die Russen für die Osterwoche eine besondere Begrüssungs-Formel. Von den sich Begegnenden sagt nehmlich der Eine: „Christus ist auferstanden", worauf der Andere mit den Worten: „Wahrhaftig, er ist auferstanden", antwortet und bei dieser Gelegenheit wird mit Eiern gewechselt.

Was den Ursprung der Sitte des Eierfärbens anbelangt, so liegt es ausserhalb meines Planes, darauf jetzt einzugehen, zumal da mein Lehrer und Freund W. Jastreboff, Ober-Lehrer an der Realschule zu Elisabethgrad, der eine sehr grosse Collection von Ostereiern besitzt, an einer grösseren Monographie über diesen Gegenstand arbeitet. Ich möchte nur kurz darauf hinweisen, dass das Ei eine grosse Rolle in den Kosmogonien vieler Völker spielt. Andererseits dient es als Symbol der Unvergänglichkeit und der Wiedergeburt und könnte deshalb mit den Frühlingsfesten und dem Sonnen-Cultus in Verbindung stehen. Jedenfalls ist die Sitte eine uralte. Es ist jedoch interessant, zu wissen, wie das Volk selbst sich die Entstehung des Gebrauches, zu Ostern Eier zu färben, erklärt; in dieser Beziehung sind folgende zwei Ueberlieferungen charakteristisch. Nach der einen sollen die bemalten Ostereier daran erinnern, wie der Körper Jesu durch die Peinigungen bemalt wurde. Die andere ist mehr lokal gefärbt und führt den Anfang der Sitte auf einen Sieg des Christenthums über das Judenthum zurück. Es begegnete nehmlich einmal während der Osterwoche ein Christ einem Juden und grüsste ihn, wie es üblich ist, mit den Worten: „Christus ist auferstanden", worauf der Jude antwortete, er werde nur dann daran glauben, wenn die Eier, die er im Korbe habe, roth werden. Und siehe da, sie wurden roth! (angeführt bei Sumzoff, Kiewskaja Starina 1891).

Wie schon aus diesen Geschichten hervorgeht, lassen sich eigentlich zwei Sorten von Eiern unterscheiden. Die erste bilden die einfach, meist roth, aber auch gelb, blau, grün u. s. w. bemalten Eier. Sie sind am meisten verbreitet und fehlen, da sie leicht herzustellen sind, auf keinem Ostertische. Sie werden „Kraschanki" (von „krassitj" = färben) genannt und können uns hier nicht weiter interessiren. Die zweite Sorte sind die buntbemalten. Diese werden „Pissanki" (von „pissatj" = schreiben, malen) genannt und verdienen, sowohl ihrer Herstellungsweise, als ihrer Ornamente wegen, unsere Aufmerksamkeit.

Was zunächst die Farben anbelangt, so wurden dieselben früher aus verschiedenen Pflanzentheilen, durch längeres Maceriren oder Kochen derselben, hergestellt. So wurde z. B. die rothe Farbe durch das Kochen von Zwiebelschalen gewonnen, die grüne wurde aus den Blättern, die blaue aus den Blumen verschiedener Pflanzen extrahirt. Jetzt sind es aber meistens Anilinfarben, die zum Eierfärben gebraucht werden.

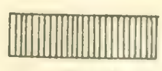
Ueber die Herstellung der „Pissanki" hat schon an dieser Stelle vor einigen Jahren Hr. M. Bartels gesprochen (Verhandl. 1883, S. 524) und ich habe dem von ihm Gesagten eigentlich nichts Neues hinzuzufügen. Auf dem gewaschenen Ei wird nehmlich zuerst die Hauptfigur aus freier Hand mit Hülfe einer feinen Röhre aus Blech mit flüssigem Wachs ausgeführt. Dabei wird das Ei mit dem Zeigefinger und Daumen der linken Hand an den Polen gehalten, während der Pinsel mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand geführt wird. Zur grösseren Sicherheit stützt sich die malende Hand auf das Ei mit ihrem Kleinfinger, welcher zugleich dasselbe in rotirende Bewegung versetzt. Ist das Ornament fertig, so taucht man das Ei in rothe Farbe. Diejenigen Stellen, die nun roth bleiben sollen, werden wieder mit Wachs gedeckt und dann kommt das Ei in die folgende Farbe.

1. 2. 3.

4. 5. 6.

7. 8. 9.

Weiss.


Gelb.


Roth.

Schwarz.

So wird fortgefahren, bis das Ei nach der Meinung des Künstlers (meistens allerdings der Künstlerin) genügend verziert ist. Falls die darauf folgende Deckfarbe mit der vorher gehenden Grundfarbe keinen reinen Ton giebt, so wird die Grundfarbe zuvor mittelst einer Alaunlösung oder einer Brühe von sauren Rüben entfärbt. Die Ornamente sind meistens, ausser dem Weiss der Eischale, dreifarbig: roth, gelb und schwarz: es kommen aber auch noch andere Combinationen vor. Nach Beendigung der Färbung wird das Ei in den nicht zu heissen Ofen gebracht, wodurch das Wachs wegschmilzt und die Farben besser haften.

Ausser diesem Verfahren ist noch ein anderes, viel selteneres zu verzeichnen. Nach diesem werden die Eier zuerst in irgend einer Farbe gefärbt und nachher das Ornament mit irgend einem scharfen Gegenstande, z. B. mit einer Messerspitze oder einer Nadel, eingekratzt. Wie ich bemerken konnte, sind die Wendeneier im hiesigen Trachten-Museum auf diese Weise zubereitet worden.

Um nun auf die Ornamentik der Eier überzugehen, so lässt sich zunächst feststellen, dass die Motive nur wenig zahlreich sind, die Ausführung aber eine sehr variable ist, so dass man mehrere hundert Eier zusammenbringen kann, ohne Duplicate zu haben. Weiter lässt sich ein gewisser lokaler Einfluss constatiren, indem Eier aus einem und demselben Dorfe in ihrer Technik, sowie Ornamentation übereinstimmen und leicht zu erkennen sind. Letzteres hängt vielleicht damit zusammen, dass sich jetzt nur noch einzelne mit dieser Kunst befassen.

Das Ei wird meistens in zwei, vielleicht ebenso häufig in acht, seltener in noch mehr Felder eingetheilt, in die dann das Ornament eingezeichnet wird. Manchmal fehlt aber überhaupt jede Eintheilung und das Ornament ist auf der Ei-Oberfläche unregelmässig vertheilt.

Das Ornament selbst ist ein überwiegend geometrisches. Das einfachste ist wohl die Bemalung der Eier mit gleich grossen Dreiecken, welche dann noch häufig mit parallelen, je nach den Dreiecken verschieden gerichteten Linien bedeckt sind, wodurch das Ganze sehr an das primitive Flecht-Ornament der prähistorischen Töpfe erinnert.

Sehr oft kommen Stern-Figuren vor, meistens der acht-, seltener der vier- und sechsstrahlige Stern.

In die Gruppe der geometrischen Ornamente gehört auch wohl das Kreuz, welches in mannichfacher Gestalt auf den Ostereiern vorkommt.

Sonst findet man noch Punkt-, Linien-, Kreis- und Spiral-Figuren vor. Auch sind der Mäander und das Hakenkreuz beobachtet worden. Was übrigens das letztere anbelangt, so soll es ja nach einigen ein urarisches Symbol sein; dagegen spricht aber, dass es auch auf japanischen Kunst-Gegenständen vorkommt, wie Sie es auf einem Bronzestück aus Japan in der jetzigen grossen Kunst-Ausstellung sehen können.

Viel seltener ist das pflanzliche und thierische Ornament. Meist sind es nur einzelne Pflanzentheile, es kommen aber auch ganze Bäume zur Darstellung. Von den Thieren ist der Hahn die beliebteste Figur. Auf einem der hier ausgestellten und abgebildeten Eier (Fig. 2) sind zwei Pferdeköpfe zu sehen, in der Form, wie sie an den Dachgiebeln in den Dörfern Deutschland's und Russland's oft anzutreffen sind.

Ich habe noch kurz zu erwähnen, dass die Ostereier Namen haben, die von der zur Darstellung gelangten Hauptfigur herrühren. So werden z. B. die mit Dreiecken bemalten Eier nach der Zahl der Dreiecke als „24-, 40- und 48-Dreiecke" benannt. Diejenigen mit einem Kreuz werden „Krestowiki" (von „Krest" = Kreuz) genannt. Weiter giebt es Pflanzen- und Thiernamen.

Die Sitte des Eiermalens ist im Erlöschen begriffen. Es sind, wie ich schon oben andeutete, nur einzelne alte Frauen, die sich damit beschäftigen; mit ihrem Tode wird auch wahrscheinlich diese Kunst verschwinden. Jetzt ist es ein seltsamer- und zugleich bezeichnenderweise aus Deutschland stammendes Abklatschverfahren, welches die alte Sitte verdrängt. —

Hr. M. Bartels bemerkt, dass nach den ihm gewordenen Nachrichten in den ländlichen Bezirken des Gouvernements Podolien der alte Gebrauch des Ostereier-Färbens noch in voller Blüthe steht. Das bezieht sich im Besonderen auf die Gegend von Nemirow. —

(33) Hr. Rud. Virchow bespricht die Frage:

Kelt oder Celt oder keines von beiden?

Vor Kurzem hat Hr. M. Much (Mittheil. der Anthropol. Ges. in Wien 1894. Bd. XXIV, S. 84) unter demselben Titel einen Vortrag veröffentlicht, der zugleich „eine Anregung zur Schaffung einer einheitlichen Nomenclatur in der Urgeschichte" sein sollte. Eine solche Anregung verdient sicherlich unsere Theilnahme. Indess habe ich noch ausserdem einen doppelten Grund, in die Erörterung einzutreten. Einerseits hat Hr. Much unter dem 29. April mich brieflich aufgefordert, die Angelegenheit der urgeschichtlichen Nomenclatur in die Hand zu nehmen, da dieselbe die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteige; andererseits hat er schon im Eingange seines Vortrages mitgetheilt, er sei zu seiner Studie veranlasst worden durch die Klage des Direktors des Salzburger Museums, Dr. Petter, „dass die Bezeichnung einiger Gegenstände seines Museums mit „Kelt" statt mit „Celt" von einem berühmten Besucher beanstandet worden sei". Dieser Besucher war ich selbst. Ich hatte mein Erstaunen über die sich wiederholende Schreibung „Kelt" dem, in Abwesenheit des Direktors mich begleitenden Aufseher ausgedrückt, und als dieser sich nicht bloss unfreundlich, sondern belehrend mir gegenüber verhielt, dem Hrn. Direktor in einem Schreiben meine Ansicht ausgesprochen. Es freut mich, dass Hr. Petter die Sache weiter getragen hat, und dass sie auf diese Weise zur förmlichen Verhandlung kommt.

Hr. Much hat mit seiner gewohnten Sorgfalt die literarischen Quellen durchforscht, um auf historische Weise die Entscheidung zu finden. Er ist dabei zu dem Ergebnisse gelangt, dass das Wort Celtis an sich keine Berechtigung in irgend einer alten Sprache hat. Wäre es, wie man angenommen hat, ein lateinisches, so würde es, meint er, doch eigentlich wie Keltis auszusprechen sein. Es sei aber nur der Schein eines Wortes und daher sei es an der Zeit, sich desselben zu entledigen. Er zeigt dann, dass in der deutschen Literatur eine ganze Reihe von Bezeichnungen dafür in Anwendung gebracht sind und dass daraus eine Verwirrung hervorgegangen ist, wie sie sich auch bei anderen Gegenständen der Prähistorie zeige, und er schliesst damit, dass „eine officielle Regelung und Feststellung der urgeschichtlichen Nomenclatur eine unbedingte Nothwendigkeit" sei. Dazu gehöre aber ein autoritatives Uebereinkommen und dazu empfehle sich die bevorstehende gemeinsame Versammlung der deutschen und österreichischen Urgeschichtsforscher in Innsbruck.

Man wird diesem Gedankengange zuzustimmen gewiss sehr geneigt sein. Nur möchte ich bezweifeln, ob eine grosse Versammlung der geeignete Ort für eine solche Verhandlung sein kann, wenn nicht eine sehr sorgsame Vorbereitung stattgefunden hat. Die Versammlung kann ihre Approbation zu bestimmten Vorschlägen ertheilen, aber sie darf es nicht dem Zufall überlassen, was ihr gerade

vorgelegt wird. Meiner Ansicht nach gehört dazu eine lange Vorbereitung, die schon vor der Versammlung auf dem Wege der Verständigung unter den Sachverständigen herzustellen ist. Darüber wird sich später reden lassen.

Für jetzt möchte ich nur an dem vorliegenden Beispiel zeigen, wie zu verfahren sein dürfte. Der Ursprung des Wortes ist schon früher von competenten Männern discutirt worden. Eine der bedeutendsten Abhandlungen darüber verdanken wir unserem sehr erfahrenen Freunde, Sir John Evans, der in seinem berühmten Buche: „The ancient bronze implements, wenpons and ornaments, of Great Britain and Ireland." London 1881, das ganze zweite Capitel (p. 27—38) einer übersichtlichen Darstellung dieser Materie gewidmet hat. Da Hr. Much gerade auf diese wichtige Darstellung nicht gestossen ist, so mache ich darauf besonders aufmerksam.

Alle Nachforschungen haben immer nur dahin geführt, dass das Wort zum ersten Male von dem heiligen Hieronymus angewendet worden ist, und zwar in der Vulgata-Uebersetzung von Hiob, cap. 19, v. 24[1]) und in einem Schreiben an Pammachius. Vorher findet sich keine Spur davon. So ist es erklärlich, dass Knight Watson den schon älteren Gedanken aufnahm, es handle sich um einen Schreibfehler und es müsse an der Stelle certe statt celte gelesen werden. Ob es jemals gelingen wird, diese Dunkelheit zu lichten, scheint mir zweifelhaft, jedenfalls ist es nicht nachzuweisen, ob der heilige Hieronymus jemals ein Werkzeug gesehen hat, das unserem Celt entsprochen haben könnte. Evans bezeichnet (p. 29) als den ersten Autor, der ein Werkzeug von der Form eines Paalstabes mit dem Namen Celtis belegt hat, unseren Landsmann Beger, der im Jahre 1696 in seinem Thesaurus Brandenburgicus III, p. 418 eine Abbildung davon gegeben hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass schon damals eine solche Anwendung, wenn auch nur vereinzelt, gebräuchlich gewesen ist; jedenfalls wurde das Wort in diesem Sinne erst im Laufe des 18. Jahrhunderts allgemeiner angewendet. Sehr bald verband sich aber damit, und zwar vorzugsweise in England, jedoch auch in Frankreich und später in Deutschland, der Nebenbegriff, dass der Celt eine typische Waffe der Celten oder Kelten, eine gallische Waffe gewesen sei. Darauf ist auch wohl die weit verbreitete Neigung zu beziehen, das Wort Kelt auszusprechen.

Heut zu Tage, wo wir wissen, dass Celte vorzugsweise der Bronzezeit und zwar schon der älteren angehörten und dass sie in Ländern gefunden werden, z. B. in Italien, zu einer Zeit, wo von einer gallischen Einwirkung noch keine Rede sein kann, hat es wenig Interesse, diese ethnische Deutung oder Missdeutung zu verfolgen. Ich würde mich daher dem Gedanken des Hrn. Much, das Wort ganz fallen zu lassen, nicht ungern anschliessen, wenn ich ein anderes Wort wüsste, welches den fraglichen Gegenstand allgemein verständlich bezeichnete. Ein solches Wort ist aber nicht vorhanden. Ich erinnere in dieser Beziehung an einige der ersten Discussionen, welche in unserer Gesellschaft stattgefunden haben. In der Sitzung vom 12. Februar 1870 (Zeitschrift f. Ethnol. II. S. 166) sprach unser verstorbenes Mitglied, Freiherr v. Ledebur, über „die meisselartigen Bronze-Werkzeuge der vaterländischen Alterthumskunde" und erklärte dabei: „Der Mangel einer feststehenden Terminologie, einer übersichtlichen Nomenclatur auf diesem Gebiete ist gross in Deutschland, auch oft und schmerzlich empfunden worden." Er führte an: „Es ist auch die ethnographische Bezeichnung Celt vielfach angewendet, wohl berechtigt in Gross-Britannien, insofern als damit nur angedeutet werden soll,

1) Quis mihi tribuat, ut scribantur sermones mei? quis mihi det, ut exarentur in libro, stylo ferreo et plumbi lamina, vel celte sculpantur in silice?

dass dies Instrument in diejenige Periode falle, welche dort keltische Bewohner hatte, aber schon bedenklich in Dänemark und mehr noch, weil der Keltomanie Vorschub leistend, in Süd-Deutschland." Weiterhin sprach er sich dahin aus, dass die Framea des Tacitus am meisten dem heutigen Celt entsprochen habe. Diese Auffassung ist damals von allen Mitgliedern zurückgewiesen worden; ich verweise deswegen auf einen Brief des alten Lisch in der Sitzung vom 2. April 1870 und auf die Discussion, die sich in der Sitzung vom 11. Juni an einen Vortrag von Koner knüpfte. Aber keiner unserer Redner hat einen Vorschlag formulirt, für die „meisselartigen Geräthe" einen anderen charakteristischen Namen anzuwenden. So ist es denn bei dem Celt geblieben.

Indess finde ich, dass das, aus dem Mangel einer anderen Bezeichnung herzuleitende Bedürfniss nach einem solchen Namen von dem Augenblicke an befriedigt war, als eine genauere Definition des Celtes gegeben und damit die Unterscheidung desselben von anderen, ähnlichen Werkzeugen ermöglicht wurde. Diese Unterscheidung verdanken wir dem Manne, der zuerst in die nordische Alterthumskunde eine festere Ordnung einführte, dem Schöpfer des Museums in Kopenhagen, C. Thomsen. Man lese seine Definition der Celte in dem „Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde", Kopenhagen 1837, S. 53: „Celte, eine ziemlich kleine bronceerne, nach der Schneide hin breiter werdende, Geräthschaft, so eingerichtet, dass der Schaft hineingesetzt wurde; einige haben oben an der einen Seite ein kleines Oehr." Unmittelbar darauf definirt er die „Paalstäbe (Paalstave, von päll Spaten, Hacke), ein grösseres und schwereres Werkzeug, gleichfalls von Bronce, wie ein an der Schneide erweitertes Stemmeisen geformt, und eingerichtet, um in einen gespaltenen Schaft hineingesetzt zu werden, so dass dieser um denselben (d. h. den Paalstab) befestigt war." Von dieser Zeit datirt die allgemeine Anwendung des Wortes Celt, und daher scheint es mir, dass wir an dieser guten Tradition festhalten könnten, unbekümmert, auf welche zweideutige Entstehung man das Wort zurückführen muss.

Dass trotzdem immer wieder Zweifel entstanden sind, erklärt sich aus dem Mangel an Verständniss für das, was das Wort Paalstab eigentlich bedeuten soll. Sehr bald ist man dahin gekommen, auch die Paalstäbe Thomsen's Celte zu nennen, und so konnte schon Hr. v. Tröltsch (Verhandl. 1886, S. 83) zu dem Vorschlage kommen, beide Worte zu verwerfen und sowohl die Celte, als die Paalstäbe Meissel zu nennen, ungefähr dasselbe, was schon Freiherr v. Ledebur 16 Jahre früher gethan hatte. Aber sowohl Freiherr v. Ledebur, als Hr. v. Tröltsch sahen sich genöthigt, die verschiedenen Arten von Meisseln durch weitere adjektivische oder noch mehr zusammengesetzte Zusätze von einander zu trennen. Ich vermag nicht zu erkennen, dass damit ein Fortschritt der technischen Sprache gemacht werden würde; im Gegentheil, ich erkenne noch immer das Bedürfniss kurzer, einfacher Bezeichnungen an, und daher kann ich nur dazu rathen, vorläufig und bis zur Auffindung einer besseren Bezeichnung bei dem „Celt" zu bleiben und ihn nicht „Kelt" auszusprechen. —

Hr. Olshausen: Da Hr. Much so lebhaft für die Aussprache „K" des lateinischen C um's Jahr 400 n. Chr. eingetreten ist, so muss von Neuem an eine Stelle erinnert werden, auf die schon Evans, Bronze-Impl. p. 29, hinwies und die das Gegentheil darzuthun oder wenigstens die Allgemeinheit des von Hrn. Much vertheidigten Satzes in Frage zu stellen scheint. Es handelt sich um ein Epigramm des Ausonius (4. Jahrhundert n. Chr.), welches nach der Rec. Peiper (Decimi

Magni Ausonii Burdigalensis opuscula, Lipsiae 1886, p. 331, epigramma 52), also lautet:

Orta salo, suscepta solo, patre edita caelo,
Aeneadum genetrix, hic habito alma Venus.

Meergeboren, Landgeborgen, Himmelstochter,
Aeneidenmutter, wohn' hier ich, die holde Venus.

Diese vielleicht als Tempel-Aufschrift zu denkenden Verse finden ihre Erklärung in der Theogonie des Hesiod, 188 ff. Venus wuchs hervor aus den in's Meer geworfenen Schaamtheilen des von seinem eigenen Sohne, dem Titanen Saturnus, entmannten Uranos, wurde von den Wellen auf Cypern an's Land getragen, ist als Spross des Uranos die Himmelstochter und durch Anchises Mutter des Aeneas.

Hr. Evans sagt doch nun wohl mit Recht, es lasse sich aus obigem Verse schliessen, wie die Römer zur Zeit des Heiligen Hieronymus das Wort coelum oder celtis ausgesprochen haben würden. In der That macht die Parallelstellung der Worte salo, solo, caelo die Aussprache „Kaelo" gewiss unwahrscheinlich. Irgend eine Annäherung an das s muss aus derselben gefolgert werden, mag nun in der That c wie s, oder mehr, gleich dem modernen italienischen c, wie tsch gelautet haben.

Hr. Evans hat ferner als ersten neueren Autor, der das Wort Celt in Bezug auf das Geräth gebraucht habe, den Verfasser des Thesaurus Brandenburgicus, Beger, 1696, genannt. Es mag daher hier erwähnt sein, dass der deutsche Humanist Konrad Pickel, 1459—1508, der Entdecker der Handschrift der Werke Roswitha's von Gandersheim und der Tabula Peutingeriana, seinen Namen in Celtis (oder Celtes) latinisirte. So in seiner Ausgabe der Opera Hrosvite, Nürnberg 1501, fol.; vergl. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 4, Leipzig 1876. —

(34) Hr. Rud. Virchow bespricht

Haar und Schädel von Blandass Sinnoi (Malacca) und den Schädel eines Selôn (Mergui-Archipel).

In der Sitzung vom 16. Juli 1892 (Verhandl. S. 441) war ich in der glücklichen Lage, den ersten, nach Europa gelangten Schädel eines Orang-Semang oder genauer eines Panggang vorlegen und besprechen zu können. Die Schwierigkeiten, welche die unzugänglichen Sümpfe der Halbinsel Malacca der gelehrten Forschung bereiten, sind so gross, dass alle früheren Reisenden daran gescheitert sind. Unser Vaughan Stevens liess sich durch keine Rücksicht abschrecken, von Neuem in das Waldesdickicht einzudringen. Wie er mir in einem Schreiben aus Penang, 24. November 1893 berichtet, begab er sich über Tapah in Perak, dem letzten von Engländern occupirten Ort, bis gegen die Grenze von Kelantan an eine Stelle, wo er wusste, dass wilde Blandass zu finden seien[1]. Er sagt, es sei dies der einzige Platz in der Halbinsel, wohin die letzten der wirklich wilden (really wild) Blandass, unter denen sich Alles befinde, was noch von den erblichen Zauberern des Stammes übrig geblieben sei, sich vor den vordringenden Malayen zurückgezogen haben. Durch Vermittelung befreundeter Negritos (Semang) habe er länger als ein Jahr unterhandelt, um mit den Blandass (Sinnoi) in freundliche Beziehungen zu treten, aber sie hätten gedroht, ihn zu erschiessen, sobald er ihr Gebiet betrete, wie sie es in der That mit Malayen gemacht hatten. Endlich sei

1) In einem Schreiben an Hrn. Grünwedel vom 21. November giebt er an: „My lowest camp, a small hut, was some 16 miles above Tapah in Perak."

es ihm gelungen, durch freigebige Geschenke die Erlaubniss zu erhalten, sein Lager aufzuschlagen, und zwar an einer Stelle, nur wenige Tagereisen entfernt von den furchtsamen und doch feindseligen Tummeor, die bis dahin jede Berührung zurückgewiesen hatten. Nur Guttasucher vom Stamme der Dyaks seien von ihnen zugelassen worden; von diesen erfuhr er auch, dass die Tummeor-Sprache der Dyak-Sprache verwandt sei, dass sie sie wenigstens verständen.

Nach einigen Tagen verständigte er sich mit dem Hauptzauberer, dass er ihm 5 Dollars für jedes Grab zahlen wolle, dessen Inhalt er gewinnen könne, und es wurden ihm 8 solcher Begräbnissstellen gezeigt. Aber ein schwerer Anfall von remittirendem Fieber warf ihn für 58 Tage darnieder. Kaum hatte er denselben überstanden, als ein neuer und noch schwererer Anfall eintrat. Das Land war überschwemmt und die Regenzeit brachte die schlimmste Malaria. Die Gefahr dieser fieberschwangeren Gegend sei so gross, dass die Malayen, die sonst längst die Blandass vertrieben haben würden, davor zurückschrecken. In dieser Zeit der vollständigsten Hülflosigkeit verliessen ihn die zwei Dyaks, die seit 4 Jahren alle seine Reisen mitgemacht hatten, und stahlen zugleich sein Geld und seine sonstige Habe. Er lag 13 Tage allein, unfähig sich zu erheben; dann müsse er im Delirium fortgegangen sein, denn ein Trupp wandernder Semang traf ihn nackt und erschöpft einige (engl.) Meilen entfernt von dem Lager. Sie führten ihn zu dem nächsten Fluss, verfertigten ein Floss und brachten ihn zu Malayen. Er war durch stetes Erbrechen, Schlaflosigkeit und Anstrengung so erschöpft, dass die Malayen, in der Besorgniss, der Tod eines weissen Mannes unter ihnen könne ihnen Ungelegenheiten bereiten, ihn nach Tapah brachten. Von da gelangte er nach Talok Anson (23 miles) und in die Hände eines englischen Doktors, der ihn nach 10 Tagen, als das Erbrechen etwas nachgelassen hatte, zur Küste und an Bord eines Dampfers nach Penang zurückschaffte, wo Dr. Barker ihn zuerst in seinem eigenen Hause und dann bei dem deutschen Consul Hrn. Moorstadt unterbrachte. Es dauerte einen Monat, ehe er soviel Kräfte gewann, auszugehen.

Dann machte er sich sofort wieder nach Tapah auf und erreichte auch sein Lager bei den Blandass. Hier fand er seine Hütte und alle seine Sachen durch Wasser, Ameisen u. A. zerstört. Trotzdem begann er sofort eine Ausgrabung. Da aber die Blandass aus Furcht vor den Geistern ihm ihre Hülfe versagten, so musste er die Arbeit selbst verrichten. Es gelang ihm, den Schädel zu retten; die übrigen Knochen waren so mürbe, dass er sie zurücklassen musste. Aber die Anstrengung erzeugte einen neuen, schweren Anfall von Fieber und er behielt nur noch Kraft genug, seine Rückreise anzuordnen. Wieder ging er auf einem Floss den Fluss hinab; ausser dem einen Schädel brachte er nur sein wiedergefundenes Notizbuch und den übrig gebliebenen Theil seiner ethnologischen Sammlungen zurück.

Der Schädel gehörte seiner Angabe nach einem alten Weibe aus dem Stamme der Blandass (Sinnoi), welche ihre Abstammung von alten Familien ableitete, die schon vor der Zeit der Vermischung mit Malayen lebten. Uebrigens sei es der Stolz der gesammten Bevölkerung dieser fernen Niederlassung, dass sie keine Verunreinigung (no taint) durch malayisches oder anderes Blut in sich haben. Auch gestatten sie keinem Mischling unter ihnen zu weilen.

Hr. Vaughan Stevens fügt nochmals hinzu: „It is I think the only place in the peninsula where this condition exists, and both in this skull and the Pangghan I sent you, whatever deductions or assertions you may make based upon either of them, you may rest assured that they are those of the most unquestionable purity to be obtained.“

Wir, d. h. die Verwaltung des Königl. Museums für Völkerkunde, das ethnologische Comité und ich selbst, wir sind von der Treue, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit des Hrn. Vaughan Stevens auf das Tiefste überzeugt, und ich darf nach vorläufigen Besprechungen mit Sicherheit voraussetzen, dass ihm für die Fortsetzung seiner Untersuchungen, die er selbst von Neuem in Anregung gebracht hat, nach Möglichkeit Mittel zur Verfügung gestellt werden sollen. Möge das Glück ihm dann günstiger sein! Da ich die erste Veranlassung gegeben habe, diese Expedition in Angriff zu nehmen, so bin ich es Hrn. V. Stevens auch schuldig, ihm besonderen Dank zu sagen für den Eifer, die Hingebung und die opferfreudige Arbeit, die er während dieser langen Jahre immer wieder von Neuem aufgewendet hat. Seine Dankbarkeit für jede Anerkennung, die wir ihm aussprechen, hat etwas Rührendes an sich. In seinem Briefe erzählt er, dass ein Chinese aus Penang mit dem Tabak, den er für die Orang Utan bestellt hatte, einige Zeitungsblätter geschickt habe, in denen mein Vortrag in Moskau und die Ueberreichung der Medaille an mich erwähnt war; dabei sei ihm in dem fernen Jungle auch die Kunde von der Anerkennung zugegangen, die ich ihm gezollt habe. Sonderbar genug ist der Moskauer Vortrag auf grossen Umwegen in die Sumpfwälder von Malacca, wie zu den Tempelruinen von Ober-Aegypten, beidemal gerade an die meist betheiligten Personen, Mr. de Morgan und Mr. Vaughan Stevens, gelangt.

Betrachten wir nunmehr den so theuer erkauften Schädel des Blandass-(Sinnoi-)Weibes, des ersten seines Stammes, der nach Europa gekommen ist. Zweifellos ist es der Schädel einer alten Frau, wie die Beschreibung alsbald ergeben wird. Seiner Capacität (1350 *ccm*) nach, steht er hinter dem Panggang-Schädel nur um 20 *ccm* zurück; für ein Weib kann er als ein wohlentwickelter bezeichnet werden. Sein Horizontalumfang (495 *mm*) ist sogar grösser, als der des Panggang-Schädels, und sein Verticalumfang (362 *mm*) ist letzterem fast gleich.

Seine Form ist orthodolichocephal (L.-B.-I. 72,6, L.-H.-I. 73,2, O.-H.-I. 61,5). Dem entsprechend erscheint er sowohl in der Norma verticalis, als in der Norma temporalis gestreckt und verhältnissmässig schmal. Dazu trägt insbesondere die schwache Ausbildung der Tubera und die starke Wölbung der Oberschuppe des Hinterhaupts bei. Der Hinterhauptsindex berechnet sich auf 31,2, der Basilarindex auf 50,2; auf das Hinterhaupt fällt demnach etwas über ein Drittel der Gesammtlänge. Am Schädeldach vertheilen sich die Maasse der einzelnen Abschnitte in Procenten:

Stirnbein . . .	34,8
Mittelkopf . . .	35,9
Hinterhaupt . .	29,2

Die stärkste Entwickelung gehört somit den Parietalia an, welche auch das Hinterhaupt weit nach rückwärts geschoben haben.

Der Zustand der Nähte ist trotz des Alters der Person ein sehr guter. Synostosen fehlen gänzlich. Die meisten Nähte sind einfach, nur die Lambdoides ist in ihrem oberen Abschnitte stark gezackt. Hier zeigt sich ausserdem die Abweichung, dass die Schenkel der Naht jederseits in ihrem oberen Drittel einen starken Absatz haben und dass hier die Naht fast horizontal nach innen einspringt, um dann ziemlich steil anzusteigen und gegen die Spitze einen dreieckigen Vorsprung zu bilden.

Die Knochen-Oberfläche ist durchweg glatt und von gelblicher Farbe, rechts heller, links mit einem starken Stich in das Bräunliche; der ganze Habitus spricht dafür, dass die Person noch nicht lange bestattet war. Alle Muskel- und Sehnen-Vorsprünge sind schwach, zum Theil gar nicht entwickelt. Auch die Plana

temporalia sind wenig ausgesprochen: ihre obere Grenze erreicht die Tubera parietalia nicht.

Die Stirn fast ganz ohne Wülste, die Glabella kaum vertieft, die Tubera nur schwach angedeutet. Die Mitte der sonst ziemlich geraden und wenig breiten Stirn ist gleichmässig gewölbt. An der Glabella eine kleine horizontale Narbe. Die Scheitelcurve biegt schnell um, ist im Ganzen lang, vorn etwas flach, von der Linie der Parietalhöcker an mit starker Wölbung abfallend, das Hinterhaupt, wie gesagt, vorspringend. Keine Protuberantia occip., statt ihrer ein schwach vertieftes, unregelmässiges Viereck mit grösseren Emissarien. Das Foramen occip. magnum rundlich oval, 32 auf 27 *mm* im Durchmesser, also Index 84,3.

Die Schläfengegend etwas unregelmässig: starke Stenokrotaphie, indem jederseits, links stärker, am Angulus parietalis eine seichte, leicht trichterförmige Grube liegt. Alae temporales gross, mit stärkeren Gefässlöchern. Sutura sphenopar. kurz, 7 *mm*. Die Schläfenschuppen etwas vorgewölbt. Ohrlöcher gross und rund.

Das Gesicht ist klein und merklich schmal: Index chamaeprosop (77,7). Jochbogen zart, fast angelegt, Jugaldurchmesser nur 117 *mm*. Orbitae sehr tief und hoch, nach innen und oben (diagonal) ausgewölbt. Index hypsikonch (86,1). Nase breit und sehr eingedrückt. Der gerade Querdurchmesser beträgt an der Wurzel 12, in der Mitte 11, unten 18 *mm*. Die Nasenbeine ganz unverletzt, gross. Die Sutura nasofront. springt nach oben vor. Der Rücken breit, in der Mitte abgeplattet: nach der Mitte zu je ein grosses Emissarium. Apertur gross, jedoch mehr breit, eher niedrig. Spina nas. mässig stark. Index platyrrhin (54,3). Oberkiefer zart, kurz, schwach prognath, aber auch sehr atrophisch: die Incisivi und der Caninus links fehlen, ihre Alveolen obliterirt. Nur einige Molares und Praemolares sind an ihrer Stelle, sie zeigen starken Kalkansatz und sind durch Betelfärbung geschwärzt. Gaumen leptostaphylin.

Unterkiefer sehr klein und atrophisch, alle Zähne sind verloren und die Alveolen obliterirt, nur in der Gegend der Molares II sieht man grosse, offene Gruben und in der Gegend der Incisivi einen Vorsprung des Alveolarrandes. Kinn klein, aber vortretend. Zarte Aeste, schwache Proc. lemuriani. —

Die hauptsächlichen Unterschiede dieses Schädels von dem früheren Panggang-Schädel (Verhandl. 1892, S. 438) lassen sich bei einer Nebeneinanderstellung der Indexzahlen bequem übersehen:

	Panggang		Blandass	
Längenbreitenindex . .	brachycephal	81,5	dolichocephal	72,6
Längenhöhenindex . .	hypsicephal	76,9	orthocephal	73,2
Ohrhöhenindex	„	68,2	„	61,5
Hinterhauptsindex . . .		30,1		31,2
Gesichtsindex	chamaeprosop	73,8?	chamaeprosop	77,7
Orbitalindex	chamaekonch	80,0	hypsikonch	86,1
Nasenindex	mesorrhin	50,0	platyrrhin	54,3
Gaumenindex	leptostaphylin	68,6	leptostaphylin	68,0

Mit Ausnahme des Gesichts- und des Gaumen-Index überall starke Differenzen, aber gerade das Gesicht und der Oberkiefer sind wegen mannichfacher Veränderungen nicht genau zu bestimmen. Indess will ich zugestehen, dass die berechneten Indices für diese beiden Theile vielleicht das richtige Verhältniss ergeben. Einige Unterschiede mögen auf das Geschlecht zu beziehen sein. So der Unterschied der Orbitae, die bei dem männlichen Panggang chamae-, bei dem weiblichen Blandass hypsikonch sind. Aber der Gegensatz in den Schädel- und

Nasen-Indices ist so schroff, dass eine weite Trennung der beiden Stämme vorgenommen werden müsste, wenn die beiden, jetzt vorliegenden Schädel wirkliche Stammestypen darstellen. Darüber lässt sich wenig sagen. In der Sitzung vom 21. November 1891, wo ich die nach den Messungen des Hrn. Vaughan Stevens berechneten Indices von Lebenden mittheilte, konnte ich unter den 10 gemessenen Blandass (Sinnoi) nur 1 dolichocephalen und 2 mesocephale, dagegen 7 brachycephale aufführen. Aber damals (ebend. S. 838) war unser Reisender noch der Ansicht, dass die Blandass Mischlinge seien und dass alle, wenngleich in variablen Verhältnissen, malayisches Blut hätten. Da er nun in Bezug auf die Blandass aus dem Jungle von Perak die Reinheit des Blutes behauptet, so ist es ja möglich, dass der weibliche Schädel den eigentlichen Sinnoi-Typus rein wiedergiebt. Man wird eben weiteres Material abwarten müssen.

Dasjenige Merkmal, welches den Schädel des Sinnoi-Weibes am weitesten von dem des Panggang entfernt, beruht in der Beschaffenheit der Nase. Dieselbe ist in so hohem Maasse platyrrhin, dass man geneigt sein könnte, sie pithekoid zu nennen. Ich habe in meiner akademischen Abhandlung über einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel, Berlin 1875, S. 115, die Malayen-Nase im Vergleich mit dem Orang Utan einer ausführlichen Erörterung unterzogen und dabei insbesondere die im strengeren Sinne katarrhine Form als abhängig von Kleinheit der Nasenbeine nachgewiesen. Von einer solchen Katarrhinie kann bei der Sinnoi-Frau nicht die Rede sein, da sie gerade verhältnissmässig grosse Nasenbeine besitzt. Wenn trotzdem der Bau der Nase, insbesondere der Profil-Contour derselben an malayische und vielleicht noch mehr an Neger-Nasen erinnert, so liegt das vorzugsweise an der starken Depression, um nicht zu sagen, Impression des Nasenrückens, der natürlich mit einer schwächeren Ausbildung des Septum narium verbunden sein muss. Damit hängt die höhere Lage der Stirn-Nasennaht zusammen. Dass eine solche Bildung der Nase bei den Blandass gewöhnlich sei, scheint aus der, leider nicht sehr eingehenden Schilderung hervorzugehen, die Hr. V. Stevens früher (Verhandl. 1891, S. 840, Fig. 1 und 3) geliefert hat. Die Nase des Panggang-Schädels dagegen ist mesorrhin und, obwohl kurz und breit, am Rücken flach gerundet (Verhandl. 1892, S. 442, Abbild.).

Es mag schliesslich noch daran erinnert werden, dass der neue Schädel ausserdem mehrere Anomalien der Bildung zeigt, so namentlich die doppelseitige Stenokrotaphie, die abgesetzte Form der Squama occipitalis und die Processus lemuriani. Ob dies mehr individuelle Variationen oder Stammes-Eigenthümlichkeiten sind, lasse ich dahin gestellt.

Dagegen muss ich noch auf eine sehr ausgesprochene Blandass-Eigenschaft hinweisen. In einer neueren Sendung des Hrn. Vaughan Stevens fand sich die Haarlocke eines Sinnoi-Mannes aus Nord-Malacca. Es war dabei bemerkt: „Der Clan, dem der Mann angehört, schneidet das Haar nicht.“ In der Sitzung vom 21. November 1891 (Verhandl. S. 844) habe ich nach einer grösseren Zahl von Haarproben, die Mr. Stevens eingesendet hatte, ausführlich über das Blandass-Haar gehandelt: ich kann, unter Hinweis auf diese Beschreibung, kurz erklären, dass die jetzt vorliegende Haarlocke mit den früheren genau übereinstimmt. Die wellige Beschaffenheit trennt sie vollständig von der spirallockigen des Panggang-Haares (Verhandl. 1892, S. 443). Ihre Länge beträgt etwas mehr als 20 *cm*, aber wie lang das Haar im Ganzen war, lässt sich nicht genau beurtheilen, da nicht angegeben ist, in welcher Entfernung von der Kopfhaut die Locke abgeschnitten wurde. Sie ist von schwarzer, bei schiefer Beleuchtung leicht bräunlicher Farbe und glänzendem Aussehen; bei mikroskopischer

Betrachtung in feineren Abschnitten hellbraun, mit einem dunklen, öfters unterbrochenen Markstreifen. Die Enden sind, wie bei nicht geschnittenen Haaren, zugespitzt, seitlich abgebröckelt und häufig in 2 und mehrere Splitter zerspalten.

Der Gegensatz der beiden Rassen kann nicht schärfer ausgedrückt werden. Leider hat Mr. Stevens die ihm so vielfach gebotene Gelegenheit versäumt, eine grössere Zahl von Haarproben von seinen Semang-Freunden zu schicken, von denen auch Messungen höchst erwünscht sein würden. Hoffentlich wird ihm die Gelegenheit geboten sein, diese Lücken noch auszufüllen. —

Ich habe nun noch eine Besprechung anzufügen, welche eine benachbarte Insular-Bevölkerung betrifft. Hr. Dr. Martin von Bonn hat die grosse Freundlichkeit gehabt, mir einen Schädel zu übergeben, den er von seiner Reise nach Hinter-Indien, besonders nach Burma, mitgebracht hat. Es ist der vortrefflich erhaltene Schädel eines Selôn (Selaung, Selung, Seilon) von dem Mergui-Archipel, leider ohne Unterkiefer. Der Mergui-Archipel liegt dicht vor der Küste des südlichen Tenasserim, ziemlich in derselben Breite mit den, etwas weiter westlich vorgelagerten Archipelen der Andamanen und der Nicobaren[1]). Ueber die Craniologie dieser Bevölkerung ist meines Wissens nichts bekannt; über die Verhältnisse des scheinbar sehr alten Stammes enthält der neueste Census-Bericht für Burma (Government of India. Census of 1891. Imperial Series. Vol. IX. Burma Report. Vol. I. by H. L. Eales. Rangoon 1892), dessen Kenntniss ich gleichfalls Hrn. Martin verdanke, werthvolle Nachrichten. Darnach handelt es sich um eine, fast ganz dem Bootleben hingegebene, nomadisirende Bevölkerung; Mr. Eales (l. c. p. 209) nennt sie sehr bezeichnend See-Zigeuner (sea-gypsies). Nach dem Census von 1891 (p. 149) wurden noch 1628 Personen gezählt, welche die Selung-Sprache redeten, so dass der baldige Untergang derselben zu erwarten ist. Ziemlich allgemein wird sie als ein besonderer malayischer Dialekt angesehen (J. Anderson. The Selungs of the Mergui Archipelago. London 1890); aber Dr. Rost hält sie nicht für einen Dialekt, sondern für eine besondere (distinct) malayische Sprache, die am meisten Aehnlichkeit mit der von Sumatra habe (Eales p. 170), und Mr. Merrifield ist der Meinung, dass Malayisch und Selung von einer gemeinsamen Ursprache oder wenigstens von einer Gruppe verwandter Zungen abgeleitet seien (p. 209). Nach der Eintheilung des Mr. Eales (p. 158) gehört sie mit den dravidischen zu den monotonischen Sprachen.

Nach Mr. Merrifield sind die Selung voraussetzlich eine Rasse von hohem Alter, genauer die Repräsentanten einer Rasse, welche vor der Ankunft von Stämmen der grossen Htai-Familie (Shans) an der Küste und im Innern der Halbinsel auch das Festland bewohnte. In den Jungles von Kisseraing liegen die Ruinen einer alten Stadt, welche nach der Sage ihre Hauptstadt war. Die jetzigen Selung's leben in ihren Booten unbekleidet und in grösstem Schmutz; ihre religiösen Begriffe sind höchst unvollkommen, und, obwohl furchtsam, begehen sie doch gelegentlich die scheusslichsten Verbrechen. Sie heirathen nur in ihrer eigenen Gruppe; jedes Boot für sich stellt eine Art von despotischer Gemeinschaft dar, aber sie vereinigen sich auch heerdenweise (gregarious) zu kleinen Flotten. Ihr Handel besteht in Fischen, Perlen, Honig, Wachs und Muscheln; die einzige Industrie ist die Herstellung von Grasmatten. Sie haben einen guten Körperbau

1) Das weiter südlich gelegene Junk- oder Djunk-Seylon hat damit nichts zu thun. Noch weniger kommt Seilons zwischen Flores und Mangkasar in Betracht, von wo Ecker einen Schädel beschrieben hat (Verh. 1882, S. 87, 89).

und grosse Arbeitskraft. Ihrem Aussehen nach sind sie von den Malayen kaum zu unterscheiden, nur haben manche von ihnen krauses (crimped) Haar, jedoch nicht, wie die Andamanesen, in tufts. Die Malayen unterscheiden daher Selung's mit straffem und solche mit krausem Haar, doch trifft dies auch auf Siamesen zu.

Für ihr hohes Alter sprechen folgende Gründe: 1. Nach der örtlichen Tradition lebten sie vor der Invasion von Alompra viel besser und waren viel zahlreicher; sie hatten einen obersten Beamten, der zu Myohaung bei Kisseraing seinen Sitz hatte. 2. Die Zerstörung von Myohaung und die Grausamkeiten der burmesischen Eindringlinge werden als verhältnissmässig neue Ereignisse, fast in der Erinnerung der Lebenden liegend, geschildert. 3. Die Siamesen bezeichnen die „Chow nam" als eine besondere Rasse, die von jeher in einem wilden Zustande auf den Inseln gelebt habe, wahrscheinlich schon vor der Ankunft der Siamesen selbst. Auch der Einfall der Htai scheint sehr früh erfolgt zu sein. 4. Die Malayen betrachten die Orang laut (Küstenbevölkerung) als Urbewohner der Inseln: da sie und die Araber diese Meere seit Jahrhunderten befahren, so hätte sich irgend eine Ueberlieferung von Wanderungen der Selung's erhalten müssen, falls dieselben stattgefunden hätten. 5. Die Malayen waren Anhänger des Islam seit mindestens dem 9. Jahrhundert; wären die Selung's damals ein submalayischer Stamm der Halbinsel gewesen, so wären sie sicher bekehrt worden oder hätten mohamedanische Gebräuche angenommen. 6. Die Gebräuche der Selung's haben nichts der Art an sich. Auch wenn sie ein submalayischer Stamm waren, so mussten sie sich zu einer besonderen Rasse schon vor der Ausbreitung des Islam entwickelt haben. 7. Die Invasion der westlichen Staaten von Siam ist verhältnissmässig neu. Abgesehen von der See, kann ein persönlicher Contakt mit den Selung's in der Zeit vor der grossen Htai-Ansiedelung bis zu den Kriegen des 15. Jahrhunderts, wo die Malayen wieder nordwärts vordrangen, nur in geringem Maasse stattgefunden haben. 8. Die Sitten der Selung's sprechen dafür, dass ihre Abtrennung von den Nachbarrassen eingetreten ist zu einer Zeit, wo diese Rassen keine höhere Civilisation hatten, als sie selbst; sonst müssten diese anderen schon früh eine höhere Civilisation erreicht haben. 9. Die Meinung, dass die Selaung's erst seit Alompra's Zeit, d. h. seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, verwildert seien, widerspricht allen Ueberlieferungen.

Auf Grund dieser Erwägungen glaubt Mr. Merrifield, dass die Selaung's eine aboriginale oder halb-aboriginale sub-malayische Rasse darstellen, die ursprünglich mit dem, damals nicht-mohamedanischen Grundstock zusammenhing und einen beträchtlichen Theil der Halbinsel, vielleicht so weit nördlich, als die gegenwärtige Grenze, bewohnte. Von ihren Verwandten sind sie abgetrennt worden, wahrscheinlich durch die Ankunft der Siamesen. Später, als die Selaung's selbst ein Asyl auf den Inseln des Mergui-Archipels suchten, nahmen ihre Verwandten auf dem Festlande, südwärts gedrängt durch neue Eindringlinge, den Mohamedanismus an, verheiratheten sich mit Leuten anderer Rassen, bemächtigten sich der Herrschaft über Sumatra und entwickelten die gegenwärtige malayische Rasse. —

Ich habe diese Ausführungen etwas vollständiger wiedergegeben, weil sie eine bei uns wenig geläufige Materie betreffen und an einem schwerer zugänglichen Orte veröffentlicht sind. Sie werden zugleich das Interesse erklären, welches ein Schädel dieses Volkes darbietet. Sind die gegenwärtigen Selaung's die Reste eines wilden aboriginalen Stammes, der einstmals das Festland bewohnte, so liegt die Frage nahe, ob die noch jetzt auf dem Festlande der malayischen Halbinsel wohnhaften Wilden mit diesen Aboriginern nicht einen Zusammenhang haben. Andererseits wird man sich der Betrachtung nicht entziehen können, ob die Bewohner

der nächsten westlichen Inseln nicht gleichfalls eine genetische Beziehung erkennen lassen. Unter diesen sind es namentlich die Andamanen, deren Bewohner so viel Abweichendes in ihrer körperlichen Bildung darbieten, dass sich die Frage immer wieder aufgeworfen hat, ob sie nicht mit den Negrito's der Halbinsel verwandt seien, während die ihnen dicht benachbarten Nicobaresen von ihnen ganz verschieden sind und rein mongolische Züge darbieten. Wir haben in früheren Sitzungen, namentlich in der Zeit, wo die reichen Sendungen des Hrn. de Roepstorff uns so viel Gelegenheit zu fortschreitender Ergründung dieser Verhältnisse boten, wiederholt darüber verhandelt. Ich selbst habe zuletzt in der Sitzung vom 21. März 1885 (Verhandl. S. 102) über das anthropologische Material berichtet; insbesondere verweise ich auf meine Auseinandersetzungen über das Haar der verschiedenen Insulaner (S. 107).

Wenn die Malayen unter den Selaung's zwei Arten von Menschen unterscheiden, von denen die einen straffes, die anderen krauses (crimped) Haar besitzen, so ist leider der Sinn des Wortes crimped nicht genau festzustellen. Ist dieses krause Haar spiralgerollt, so würde sich eine Verwandtschaft mit Negrito's (Semang) der Halbinsel und mit Andamanesen ergeben. Ist es aber nur kraus und vielleicht verworren, wie das des nikobaresischen Shombeng Koal (Verhandl. 1885, S. 106 und 107, Taf. VI, Fig. 4), so würde das nicht hindern, auch diesen Leuten einen malayischen oder mongolischen Ursprung zuzuschreiben. Inzwischen, da Original-Material fehlt, auch nicht einmal Photographien zur Hand sind, müssen wir uns an den von Hrn. Martin überbrachten Schädel halten.

Ich erhielt denselben am 21. Juli 1893. Auf demselben ist geschrieben, dass er aus einer Begräbnissstätte der Mergui-Insel entnommen ist; hinzugefügt ist: „hochgelagert. Amenkauer Raja" (wahrscheinlich der Geber). Die Knochen sind sehr weiss und von dichtem Aussehen, aber leicht. Damit stimmt der übrige Habitus, der viel Weibliches an sich hat. Die Zähne sind durch Betel geschwärzt.

Auch die Capacität spricht für einen weiblichen Schädel. Er misst 1275 *ccm*, hat aber einen Horizontalumfang von 490, einen Verticalumfang von 302 *mm*, sehr ähnlich dem weiblichen Blandass-Sinnoi.

Die Form ist orthomesocephal (L.-Br.-I. 76,3, L.-H.-I. 73,4). In der Norma temporalis überwiegt der Eindruck der Länge, in der Norma verticalis dagegen erscheint er voll, in der Gegend der Tubera parietalia breit (135 *mm*) und daher im Ganzen fast doppelkonisch, indem die Seiten des etwas schiefen Hinterhauptes abgeplattet und wie eingedrückt erscheinen. Die Scheitelcurve vertheilt sich folgendermaassen auf die einzelnen Knochen des Schädeldaches:

Stirnbein	34,5 pCt.
Parietalia	29,8 „
Sq. occip. . . .	35,6 „

Der Unterschied von dem Sinnoi-Schädel ist recht gross: die Verhältnisse der Parietalia und der Squama occipitalis sind geradezu umgekehrt und das occipitale Maass ist das grösste. Dasselbe gilt von dem Panggang-Schädel, der in dieser Beziehung dem Sinnoi-Schädel gleicht.

Die Nähte durchweg offen, in der Gegend der vorderen Fontanelle einfach, die Mitte der Sagittalis und die Spitze der Lambdanaht stark gezackt. Nur das linke Emissarium pariet. vorhanden und dicht neben der Naht gelegen. Ueber der Nasenwurzel ein kleiner Rest der Sutura frontalis.

Die Stirn voll, ohne Wülste, mit schwacher Glabella und schwachen Tubera; der hintere Theil des Stirnbeins hoch und gewölbt, wie auch der vordere Abschnitt der Parietalia. Die Scheitelcurve senkt sich langsam zu der breiten und vor-

gewölbten Oberschuppe des Hinterhauptes. Keine Protuberantia occip. ext. Unterschuppe gross, mit tiefer Muskelzeichnung. Hinterhauptsindex 28,2, Basilarindex 53,6. Schläfen flach, aber nicht vertieft; kurze Naht. Foramen magn. occip. länglich, Durchmesser 31 auf 24 *mm*, Index 77,4; der Rand des Loches in grösserer Ausdehnung verdickt, scheinbar für die Aufnahme des Atlas mit einer Rinne versehen. An der Apophysis basilaris, in einiger Entfernung von dem Rande des Loches, zwei kleine Knöpfchen (Processus papillares). Gelenkfortsätze platt. Beiderseits noch ausserdem ein stark erbsengrosser Processus paramastoideus.

Gesicht kräftig. Wangenbeine nebst Jochbogen vortretend, stark; Malardistanz (Tub. zygom. max.) gross, 98 *mm*. Orbitae sehr gross, tief und hoch, nach unten und aussen stark ausgeweitet; Index mesokonch (82,0). Nase gross, oben breit, gerader Querdurchmesser oben 15, Mitte 11, unten 16 *mm*. Die Nasenbeine gross und ganz unversehrt. Der Rücken eingebogen, schwach dachförmig. Apertur niedrig und breit, daher der Index platyrrhin (53,3). Oberkiefer sehr kräftig, grosse Foramina infraorbitalia, aber keine Fossa canina. Alveolarfortsatz prognath, fast 20 *mm* lang (vom Naseneingang). Zahncurve vorn sehr weit und fast platt, sämmtliche Alveolen gross, alle Zähne (posthum) ausgefallen, nur jederseits ein Molaris I, gross, stark abgenutzt, mit geschwärzter Wurzel. Gaumen tief, kräftig, kurz, namentlich der maxillare Antheil der Platte klein. Index trotzdem leptostaphylin (68,6). —

Ein einziger Schädel bietet für eine Vergleichung wenig Sicherheit. Ich will indess einige Vergleichzahlen geben. Auch bei den Nicobaresen fand ich überwiegend mesocephale Schädel, aber sie waren durchweg hypsicephal, wozu allerdings eine künstliche Abplattung des Hinterhauptes nicht wenig beitrug (Verh. 1885, S. 104). Dagegen sind die Andamanesen-Schädel ausgemacht hypsibrachycephal (Verhandl. 1875, S. 70): wir besitzen überdies Messungen von 26 Lebenden, welche Hr. F. Jagor mit grosser Hingebung ausgeführt hat (ebend. S. 262) und welche ausnahmslos Brachycephalie ergeben haben[1]. Siamesen-Schädel fand ich gleichfalls hypsibrachycephal (Verhandl. 1888, S. 578); einer derselben hatte einen Processus paracondyloideus, wie früher Barnard Davis einen anderen mit einem Proc. paramastoideus beschrieben hatte. Auch unser Panggang-Schädel hat sich als hypsibrachycephal ergeben, während der Sinnoi-Schädel (Blandass) orthodolichocephal ist.

Es ergiebt sich demnach, dass, soweit unser Material reicht, die Andamanesen, die Siamesen und die Panggang hypsibrachycephal, die Nicobaresen und die Selung hypsimesocephal, die Blandass-Sinnoi orthodolichocephal erscheinen. Weitere Erfahrungen müssen darüber entscheiden, ob diese Erfahrungen als gültige Regel angenommen werden dürfen. Dass die Messungen des Hrn. Vaughan Stevens an lebenden Blandass-Sinnoi eine überwiegende Zahl von Brachycephalen ergaben, habe ich schon angeführt: hier aber tritt die Frage der Vermischung der Rassen hervor, und es muss abgewartet werden, ob etwa an ganz reinblütigen Sinnoi ein anderes Verhältniss ermittelt wird. Für die Verwandtschaft der Stämme unter einander ergeben sich jedoch nicht unwichtige Fragen. Die wichtigste ist wohl die über die Beziehung der beiden Negrito-Stämme unter einander: Andamanesen

1 Da in den Tabellen des Hrn. Jagor keine Berechnungen der Index-Zahlen gegeben sind, so habe ich den Längenbreiten-Index nachträglich bestimmt. Derselbe lautet in der Reihenfolge der Tabellen: 84.2 — 84.0 — 82,4 — 84.3 — 82.8 — 81.6 — 80.0 — 83,4 — 81,1 — 82.4 — 84.1 — 84.3 — 84,3 — 82,4 — 80,6 — 81,8 — 82.4 — 83.2 — 83,5 — 82,4 — 84.4 — 85,2 — 82,6 — 81,0 — 82,6 — 82,2, im Mittel 82,8.

und Panggang, beides Stämme mit Spiralrollen-Haar und Hypsibrachycephalie, könnten wohl eine uralte Verwandtschaft haben. Alle anderen Stämme, die hier aufgeführt sind, gehören zu schlicht- und wellhaarigen Rassen, bei denen in erster Linie die Frage hervortritt, ob sie den Malayen (bezw. Alfuren) oder den Mongolen näher stehen. Da die Blandass ausgemacht wellhaarig sind, so würden sie nach meinen Erfahrungen den Alfuren oder, wenn man will, den Protomalayen (Submalayen des Hrn. Eales) am meisten anzunähern sein. —

Schädel	Malacca		Mergui
	1. ♀	2. ♂	♀?
	Semang	Blandass	Selôn
I. Maasszahlen.			
Capacität	1370 *ccm*	1350 *ccm*	1275 *ccm*
Grösste horizontale Länge	176 *mm*	179 *mm*	177 *mm*
„ Breite	141 Tp.	130 tp.	135 Tp.
Gerade Höhe	133	131	130
Ohrhöhe	115	110	110
Gerade Hinterhaupts-Länge	53	56	50
Entfernung des For. magn. von der Nasenwurzel	96	90	95
„ „ „ „ „ „ Spina nas.	90	84	86
„ „ „ „ vom Alveolarrand des Oberkiefers	93	92	92
Entfernung des For. magn. vom Kinn	101	91?	—
„ „ Ohrloches von der Nasenwurzel	103	98	101
„ „ „ vom Nasenstachel	104	101	99
„ „ „ „ Kieferrand	107	109	108
„ „ „ „ Kinn	118	112?	—
Stirnbreite (minimal)	91	92	90
Horizontalumfang	489	495	490
Sagittalumfang, Stirn	128	126	125
„ , Mittelkopf	130	130	108
„ , Hinterhaupt	106	106	129
„ , zusammen	364	362	362
Gesichtshöhe A	[illegible]	91	—
„ B	—	62	65
Gesichtsbreite a (jugal)	134	117	122
„ b (malar)	94	87	98
„ c (mandibular)	89	81	—
Orbita, Höhe	32	31	32
„ , Breite	40	36	39
Nase, Höhe	43	46	45
„ , Breite	23	25	24
Gaumen, Länge	51	50	51
„ , Breite	35	[illegible]	35
Gesichtswinkel	70	[illegible]	70°

Schädel	Malacca		Mergui
	1. ☿ Semang	2. ♀ Blandass	♀? Selôn
II. Indices.			
Längenbreitenindex	80,1	72,6	76,3
Längenhöhenindex	75,6	73,2	73,4
Ohrhöhenindex	65,3	61,5	62,1
Hinterhauptsindex	30,1	31,2	28,2
Gesichtsindex	73,8?	77,7	—
Orbitalindex	80,0	86,1	82,0
Nasenindex	50,0	54,3	53,3
Gaumenindex	68,6	68,0?	68,6

(35) Hr. Maass stellt

die sogenannte Puppenfee Helene Gäbler



aus Dresden vor, welche jetzt fast 20 Jahre (geboren am 15. November 1874) alt und nur 1,06 *m* gross ist. Sie besitzt einen sehr regelmässig gebauten Körper, der aber nur dem eines sechsjährigen Kindes entspricht; dabei hat sie ein hübsches, intelligentes Gesicht mit schönen blauen Augen und ihr ganzes Gebahren ist das eines zwanzigjährigen jungen Mädchens. Auch ihre Schulbildung entspricht eher ihrem Alter als ihrem Wuchse. Die Eltern (der Vater ist Eisenbahn-Stations-Assistent) sind völlig normal gewachsen, und auch ihre Brüder und Schwestern, fünf an der Zahl, sind von gewöhnlicher Körpergrösse; nur sie, die zweite, ist seit ihrem sechsten Lebensjahre nicht mehr gewachsen und, nach Angabe der Mutter, ist auch ihre geschlechtliche Entwickelung die eines sechsjährigen Kindes. Auch die Stimme ist rein kindlich. —

(36) Eingegangene Schriften:

1. Hampel, J., A régibb középkor (IV—X század) emlékei magyarhonban. I. Budapest 1894. Gesch. d. Verf.
2. Petriceicu-Hasdeu, Etymologicum magnum Romaniae. III. 2. Bucuresci 1894. Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 21. Juli 1891.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow**.

(1) Als Gäste sind anwesend die Herren: Architekt Lucas, Friedrich Jungklaus, stud. rer. natur. et med., Siegmund Glaser, cand. med., Privat-Docent Stanislaus v. Stein aus Moskau, Privat-Docent P. Kretschmer, Berlin, Lothar Schöller, Düren, Prof. Hausmann, Dorpat, v. Schrenk.

Die zufällig in Berlin weilende Gräfin Uwaroff, Präsident der russischen archäologischen Gesellschaft, unser Ehren-Mitglied, welche ihren Besuch für diese Sitzung angemeldet hatte, ist leider durch Unwohlsein verhindert zu erscheinen. —

(2) In den letzten Wochen sind folgende Mitglieder gestorben: Ober-Stabsarzt Dr. Moritz Vater († 2. Juli in Dresden), Leo Alfieri († 18. Juni in Schandau), Banquier Oscar Hainauer, lebenslängliches Mitglied.

Der Vorsitzende gedenkt besonders des Hrn. Vater, eines der ältesten und fleissigsten Mitglieder der Gesellschaft, der in keiner Sitzung, bei keiner Excursion oder General-Versammlung zu fehlen pflegte, sowie seiner vielen Verdienste um die Erforschung der Vorgeschichte von Spandau, namentlich der dortigen Pfahlbauten, und um die Nephrit-Schleiferei, die er durch eigene, mühselige Arbeiten in grosser Vollkommenheit nachzuahmen verstanden hat. —

(3) Von bekannten Forschern sind dahingeschieden: Prof. Joseph Hyrtl († 17. Juli in Perchtolsdorf bei Wien), Sir Henry Layard in London, Commendatore Visconti in Rom, Prof. Johann Markusen, früher in Petersburg († in Bern am 10. Juli), Dr. Daniel Corn. Danielssen, der berühmte Erforscher des norwegischen Aussatzes (Spedalskhed) und ausgezeichnete Zoologe († 17. Juli, 79 Jahre alt, in Bergen) und des zeitigen Dekans unserer theologischen Fakultät, des Prof. August Dillmann, des bewährtesten Kenners der abessinischen Sprache († 4. Juli in Berlin). —

(4) Vorstand und Ausschuss der Gesellschaft haben, in Erwartung der 25jährigen Jubelfeier der deutschen und der Berliner anthropologischen Gesellschaft, in der letzten Sitzung zu Ehren-Mitgliedern erwählt:

Freiherrn v. Andrian-Werburg, Präsidenten der Wiener anthropologischen Gesellschaft und

Hrn. Ober-Studienrath Prof. Fraas in Stuttgart;

zu correspondirenden Mitgliedern die Herren:

Hofrath Prof. Dr. Franz Wieser von Wiesenhort, Präsidenten des Ferdinandeums in Innsbruck,

Dr. Mathäus Much, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale in Wien,
Josef Szombathy, Custos am k. k. naturhistorischen Hof-Museum in Wien,
Dr. Moriz Hörnes, Assistenten am k. k. naturhistorischen Hof-Museum in Wien,
„ Hjalmar Stolpe in Stockholm, und
Hamdi Bey, Direktor des Alterthums-Museums in Constantinopel.

(5) Hr. Dr. Fritz Nöthling sendet aus Calcutta, 12. Juni, ein Dankschreiben für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede. Gleichzeitig berichtet er, dass er im October nach Burma zurückgehen und von Ahyab an der Küste über das Arrakan-Gebirge nach Ober-Burma marschiren werde. —

(6) Hr. Dr. Seler zeigt unter dem 24. Juni an, dass er sich am 27. Juni an der hiesigen Universität als Docent für amerikanische Sprachen und amerikanische Völker- und Alterthumskunde habilitiren werde. —

(7) Der Gesellschaft ist für ihre Sammlung die Photographie des am 1. Juni verstorbenen Dr. Weigel von den Angehörigen desselben zugegangen. —

(8) Das correspondirende Mitglied, Hr. Herm. ten Kate übersendet die Nekrologie des am 7. October 1893 verstorbenen Dr. A. Sasse in Zaandam, des Begründers der Niederländischen Craniologie. —

(9) Hr. C. Künne in Charlottenburg theilt unter dem 22. Juni mit, dass er der Gesellschaft als Jubiläumsgabe 500 Nummern (etwa 600 Bände) werthvoller Bücher für ihre Bibliothek geschenkt hat. —

(10) Hr. Georg Ebers übersendet aus Tutzing bei München, 7. Juli, durch Vermittelung von Hrn. Ad. Erman den Entwurf zu einem

Einspruch gegen die Zerstörung der Insel Philae.

Es ist bekannt, dass ein neuer Plan besteht, den Nil oberhalb des ersten Kataraktes zu stauen, um die Bewässerung von Aegypten zu reguliren. Dadurch wird die Bildung eines grossen Seebeckens nöthig, welches an die Stelle der Insel Philae, dieses schönsten Juwels der Nil-Landschaft, treten soll, welches also die Zerstörung der Insel selbst und ihrer herrlichen Bauwerke voraussetzt. In London hat sich ein Comité gebildet, um diesem Unternehmen entgegen zu treten, und zahlreiche deutsche Fach- und Gesinnungsgenossen haben sich demselben angeschlossen. Diesen haben sich der Vorsitzende und Mitglieder unserer Gesellschaft zugesellt. —

(11) Eine sehr reiche Schädel-Sammlung aus Nord-Argentinien und Bolivien, welche Hr. M. Uhle zusammengebracht hat, ist der Gesellschaft von dem ethnologischen Comité zum Preise von 1000 Mk. zum Ankauf angetragen worden. Vorstand und Ausschuss haben sich für den Ankauf erklärt. Es wird um die Zustimmung der Gesellschaft gebeten. Dieselbe wird ertheilt. —

(12) Im nächsten October muss der Vertrag mit der Verlags-Buchhandlung erneuert werden. Der alte Contract ist durch rechtsverständige Mitglieder, die HHrn. Friedel und Minden, unter Berücksichtigung der späteren Nachträge, neu formulirt worden. Die Verlags-Buchhandlung hat bereits ihre Zu-

stimmung ertheilt. Vorstand und Ausschuss bitten um die Ermächtigung zur Vollziehung des Contractes. Die Ermächtigung wird ertheilt. —

(13) Das correspondirende Mitglied, Hr. R. A. Philippi, schickt aus Santiago, 2. Juni, folgende

Berichtigung.

Ich habe in meiner Nachricht über die Tabakspfeifen der Araukaner (Verh., December 1893, S. 552) eine arge Nachlässigkeit begangen, indem ich schrieb: „die araukanische Sprache kennt aber das ll (lj) der Spanier nicht." Es muss heissen: „die araukanische Sprache hat ebenfalls das ll (lj) der Spanier." Eine Menge Namen von Thieren, Pflanzen und Orten fangen mit ll an. Ein Druckfehler ist es, wenn Hancha für Haucha steht. —

(14) Graf A. Bobrinskoy hat mit einem Schreiben aus Smela, Gouv. Kiew, 3./15. Juli, den II. Band seiner Arbeit über die Kurgane und Alterthumsfunde von Smela übersendet. Zugleich bespricht er, mit Rücksicht auf ein in der Sitzung vom 28. October 1893 (Verhandl., S. 371) vorgelegtes „Idol",

kaukasische Statuetten.

„Cette statuette m'a été apportée du Daghestan (pas trouvée à Smela, comme le suppose la Zeitschrift).

„En visitant le Daghestan j'y ai recueilli une grande quantité de semblables statuettes, dont j'ai une assez riche collection. Beaucoup d'entre elles sont sans le moindre doute authentiques et trouvées auprès d'ossements humains dans de petits kourganes, recouverts de pierres; cependant personnellement je n'ai pu faire des fouilles au Daghestan et je n'ai découvert aucune de ces statuettes propria manu. Mais, je le répète, ce genre de petites idoles m'ont été offertes dans les montagnes, par des personnes qui les tenaient directement des explorateurs rustiques et professionnels de kourganes, qu'on détruit au Caucase par milliers tous les ans, hélas!

„Depuis que j'ai commencé à rassembler ces petites figures priapiques, beaucoup de personnes bienveillantes m'en ont envoyées et il se peut bien que l'amabilité a été poussée jusqu' à faire exécuter de nouvelles statuettes d'après d'anciens originaux. Ceci serait tout à fait dans le caractère caucasien. J'en ai eu un exemple avec un tapis couvert de swasticas et ancien. On m'a promis de m'envoyer d'autres tapis à swasticas et j'ai eu le bonheur d'en recevoir plusieurs, mais tout neufs et commandés spécialement pour moi.

„Il se peut donc que votre statuette soit de fabrication récente, et il ne me reste qu' à vous prier de bien vouloir excuser l'erreur qui a permis l'envoi d'une pièce fausse à votre adresse. J'espère pouvoir vous envoyer une photographie de toute ma série de figurines, dès que je serai de retour à Petersbourg." —

(15) Hr. Ed. Krause übersendet unter dem 21. Juli eine Mittheilung über den Fundort der von Hrn. Mies (Verhandl. S. 257, Sitzung vom 19. Mai 1894) beschriebenen

Schädel von Havelberg.

Die Schädel und Skelettheile von Havelberg stammen, soviel ich mich erinnere, von dem Steilufer nächst der Stadt Havelberg her. Dieses Steilufer wurde beim Bau der Bahn von Glöwen nach Havelberg durchschnitten. Bei dieser Ge-

legenheit wurde an einer Stelle ein Urnen-Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit durchschnitten; an einer anderen Stelle, soviel ich weiss, dicht an dem steilen Abfall des Ufers, stiess man auf Skelette, bei denen Beigaben leider nicht beobachtet wurden. Hr. Regierungs-Baumeister Borggreve, der den Bau der Bahn leitete, hat eine grössere Anzahl Urnen, Beigefässe und Beigaben gesammelt und später dem Königl. Museum für Völkerkunde übergeben. Mit diesen Funden zugleich übersandte er auch die Schädel und Skelettheile, welche der Berliner anthropologischen Gesellschaft übergeben wurden. —

Hr. Rud. Virchow bedauert, dass durch diese Mittheilung noch keine Sicherheit über die Zeitstellung des Gräberfeldes, aus dem die Skelette stammen, gewonnen ist. Vielleicht wird eine weitere Nachforschung darüber Klarheit verschaffen. —

(16) Hr. F. v. Luschan hat nach einer gütigen Benachrichtigung der General-Verwaltung der Königl. Museen vom 17. Juli die Einschiffung aller Kisten mit den älteren und neueren Funden von Sendschirli glücklich in Alexandrette bewirkt und steht seine Rückkehr bald in Aussicht. —

(17) Hr. Alfred Götze, der noch unter dem 11. Juni eine kurze Mittheilung über die Ausgrabungen in Hissarlik geschickt hatte, ist wieder eingetroffen. —

(18) Unser correspondirendes Mitglied, Hr. Frank Calvert, übersendet The Levant Herald and Eastern Express vom 7. Juli, der eine Besprechung der neuen Funde von Hissarlik, namentlich der mykenischen Schichten, enthält. Er theilt die Meinung, dass damit das eigentliche homerische Troja aufgedeckt sei. —

(19) Hr. Prof. Th. Studer in Bern und Hr. Dr. Bannwarth haben einen stattlichen Band Crania helvetica antiqua herausgegeben, welcher in prächtigen Photographien das gesammte Material der Pfahlbauten vor Augen führt. Weitere Fortsetzungen werden in Aussicht gestellt.

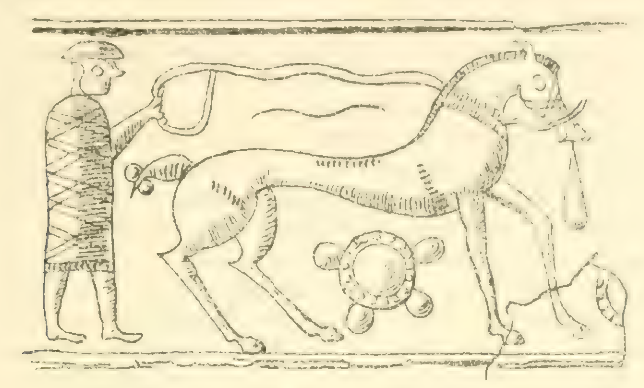
In einem Briefe an den Vorsitzenden vom 11. Juli betont Hr. Studer von Neuem, dass eine grosse Lücke besteht zwischen der Steinkupfer- und der voll entwickelten Bronzezeit, und dass eine Neu-Einwanderung angenommen werden muss. —

(20) Hr. Moriz Hörnes, d. d. Wien, 17. Juni, schickt eine Abhandlung

über ein Detail der Ciste von Moritzing.

Auf der bekannten altitalischen Bronze-Ciste von Moritzing in Tirol (Zeitschr. des Ferdinandeums, Innsbr., XXXV, S. 311 ff., Taf. I) sehen wir an einem Wagen- und einem Reitpferde der oberen und an 5 Reitpferden der mittleren Figurenzone (eines der letzteren ist in Fig. 1 wiederholt) ein Detail, das, wie mir scheint, noch keine hinlängliche Erklärung gefunden hat. Es sind dies langgezogene, beutelförmige Anhängsel, welche aus dem Maule der Thiere hervorzugehen und vertical herabzuhängen oder, den Knieen der Vorderbeine (in der Zeichnung) ausweichend, ein klein wenig nach vorn abzustehen scheinen. Franz v. Wieser, dem die Reconstruction der Ciste aus ihren Fragmenten so glücklich gelungen ist, lehnt es (S. 314) natürlich ab, an Futterbeutel zu denken, und hält es für glaublich, dass mit jenen Blasen der dampfende Athem der vom Lauf erhitzten Thiere gemeint

sei. Denn „ganz analoge Blasen treffen wir auch an den Schnauzen von laufenden Hirschen auf einem Gürtelblech aus dem Kaukasus“, und diese Blasen werden von R. Virchow (Corresp.-Blatt der deutschen Anthropol. Gesellsch. 1889, S. 158), der dabei auch auf die obige Darstellung Rücksicht nimmt, für den Athem der Thiere gehalten.



Figur 1.



Figur 2.

Von dem Gürtelblech aus dem Kaukasus muss ich absehen, — soviel ich weiss, ist dasselbe noch nicht publicirt, — für die „Blasen“ an den Pferdemäulern unserer tirolischen Ciste möchte ich aber eine andere Erklärung vorschlagen. Ein Fundstück aus Grab 196 des Hallstätter Salzberges (v. Sacken, Grabfeld, Taf. XIII, Fig. 3, hier wiederholt in Fig. 2) scheint nehmlich zu beweisen, dass es im alt-

italisch-hallstättischen Culturkreise, wenigstens vereinzelt, gebräuchlich war, an einem der beiden Mittelringe der gebrochenen Pferdetrense, vermittelst mehrerer kleiner, loser Ringe, ein birnenförmiges, hohles und geschlitztes, übrigens derbes Anhängsel als Schelle (das Original zeigt im Innern ein kleines, rundes Steinchen), noch mehr aber als eigenthümlichen Zierrat zu befestigen. Diese, in dem mir vorliegenden Original nur 5,9 *cm*, sammt den 3 losen Ringen aber 10 *cm* lange Schelle oder Bommel musste dem gezäumten Pferde aus dem Maule heraushängen und somit, — wenn man von der Vergrösserung, die nur zur Hervorhebung dieser auffallenden Einzelheit dient, und von der Vergröberung, der alles Dargestellte in jenen rohen Bildwerken unterworfen ist, absieht, — genau denselben Anblick gewähren, wie die „Blasen“ auf der erwähnten Ciste. Ich zweifle demnach nicht, dass auf der letzteren solche absonderliche Pferdezaum-Anhängsel gemeint sind und nicht der Athem der Thiere. Uebrigens dürfte, wenn die Interpretation bei derlei Arbeiten überhaupt soweit gehen darf, anzunehmen sein, dass in der mittleren Zone Thiere vorgeführt werden, welche noch nicht gelaufen sind, sondern more italico in einer vorhergehenden „probatio equorum“ den Zuschauern gezeigt werden, und denen es daher nicht zukäme, so handgreiflichen Athem auszustossen. Dass die Ranken (eigentlich krumm gestielte Beeren), welche aus dem Munde der Pflanzenfresser in der untersten Zone hervorgehen, anders aufzufassen sind, braucht wohl nicht erst besonders betont zu werden.

Wie ja die Ciste von Moritzing kein tirolisches Fabrikat sein wird, sondern wahrscheinlich auf Handelswegen aus dem venetischen Culturkreise stammt, so scheint auch das Hallstätter Fundstück durch seine Lagerung zu bezeugen, dass wir den geschilderten Gebrauch so origineller Anhängsel nicht im Alpengebiete, sondern weiter südlich im anstossenden oberitalischen Tiefland zu suchen haben. Denn merkwürdiger Weise lag die Trense im Skeletgrab Nr. 196 „an der rechten Seite der Brust einer jungen Person, nach dem wenigen sonstigen Schmuck zu urtheilen, eines Mädchens von 12—13 Jahren ..... Nach den Verhältnissen, unter denen das Stück gefunden wurde, kann es nur als Anhängsel zur Zier angesehen werden, obwohl es auffallend erscheint, dass ein Kind mit einem so massiven Gebimmel behangen wurde“ (Sacken a. a. O. S. 56). Wenn die Beobachtung Ramsauer's, dem v. Sacken seine Angabe entlehnt hat (s. die handschriftliche Aufzeichnung des Ersteren vom 14. October 1851), richtig ist, so wäre dies übrigens nicht der erste Fall von sinnwidriger Verwendung ausländischer Bronze-Arbeiten in barbarischen Gräbern der Hallstattstufe. Es sei nur daran erinnert, dass in Tumulis des Glasinac (Bosnien) nun schon zweimal griechische oder etruskische Buckelschalen als Kopfbedeckungen an Skeletten vorgekommen sind, wie wenigstens der Leiter der betreffenden Ausgrabungen (s. den ersten Artikel im nächstens erscheinenden III. Band der Wissensch. Mittheil. aus Bosnien u. der Herzeg.) mit aller Entschiedenheit behauptet. —

Hr. R. Virchow: Die „Blasen“ an den Mäulern der transkaukasischen Hirsche sind so sehr übereinstimmend mit den Darstellungen an occidentalischen Pferden, dass eine verschiedene Beurtheilung derselben kaum zulässig sein dürfte. —

(21) Hr. Prof. Solger in Greifswald übersendet Nr. 156 des Greifswalder Kreisanzeigers vom 7. Juli mit einem Bericht über

ein brachycephales Schädel-Fragment, bei Daberkow,

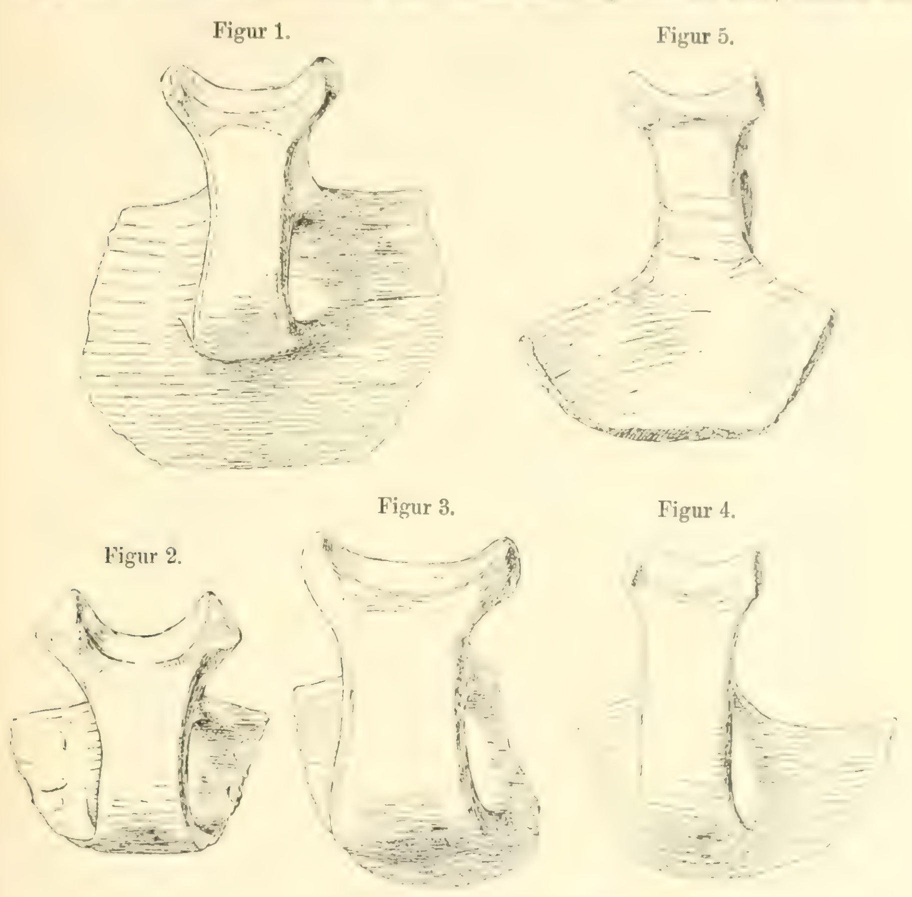
Kr. Demmin, gefunden. Der Index betrug etwa 82. An der linken Schädelseite, senkrecht von der Ohröffnung aufsteigend, sieht man eine längere, geheilte Ver-

letzung. Zu Häupten der Leiche lag ein geschwärzter Thierzahn, am Fussende standen 2 zierliche thönerne Urnen. —

(22) Hr. Rud. Virchow zeigt eine Reihe von

Topfscherben aus norditalischen Terramaren mit der Ansa lunata.

Als ich bei einem Besuche des Museo preistorico in Rom im letzten Frühjahr die grosse Fülle der Mondhenkel sah, welche dort angesammelt sind, drückte ich



Alles in halber natürlicher Grösse.

Hrn. Pigorini, unserem langjährigen correspondirenden Mitgliede, die Bitte aus, mir einige Proben davon für unser Museum zu geben. Er war so freundlich, mir eine ganze Sammlung davon auszuhändigen. Einige Specimina davon aus Modena (Fig. 1—4) und Verona (Fig. 5), lege ich vor. Man sieht sofort, dass die bei uns vorkommenden Ansae lunatae nur schwache Nachbildungen der italischen sind. —

(23) Hr. Schumann in Löcknitz berichtet unter dem 13. Juli über

Skelet-Gräber mit römischen Beigaben von Redel bei Polzin in Hinter-Pommern.

Der Bericht wird in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde" erscheinen. —

(24) Hr. R. Forrer in Strassburg schickt eine Anzahl älterer Stiche, welche für das Verständniss früherer Sitten, Formen und Leute wichtig erscheinen, sowie die Photographie eines von ihm in der Wüste von Achmim in Aegypten auf dem dortigen Gräberfelde aufgedeckten Grabes. —

(25) Hr. E. P. Dieseldorff in Coban, Guatemala, berichtet über

ein bemaltes Thongefäss mit figürlichen Darstellungen aus einem Grabe von Chamá.

(Hierzu Tafel VIII.)

In dem Thale Chamá, welches wir aus den Verhandlungen dieser Gesellschaft 1893, S. 375 und 548, kennen, ist vor Kurzem ein bemerkenswerther Fund gemacht worden.

Beim Abtragen des nordwestlichen Tempelhügels der höheren Plaza auf dem linken Ufer des Saltá-Flusses wurde, wohl 8 Fuss unter der Oberfläche, ein aus Steinen zusammengesetztes Grab aufgedeckt, in dem sich mehrere Thongefässe befanden, von welchen ich das wichtigste kurze Zeit entlieh, um die hier wiedergegebene Copie (Taf. VIII) anzufertigen. Das Original ist jetzt in den Vereinigten Staaten, wo es wahrscheinlich als Schaustück in einem drawing-room prangt.

Als ich im Jahre 1892 zuerst in Chamá ausgrub, fing ich an, den erwähnten Hügel zu untersuchen, musste jedoch meine Arbeiten einstellen, weil der Besitzer, in dem Glauben, dass die Funde grossen Geldwerth besitzen, weitere Nachforschungen verbot.

Ich beobachtete damals, dass, gerade wie bei dem in den Verh. 1893, S. 376, beschriebenen Nordhügel der niederen Plaza, wohl 3 Fuss unter der Oberfläche, eine etwa 6 Fuss breite und $^1/_2$ Fuss dicke Harzschicht lag, in welche viele zerbrochene Opfertellerchen, sowie Stücke von verbrannten Steinperlen und geschliffenen Eisenkies-Platten eingemengt waren, in denen ich die Ueberreste eines dem Nordgotte geweihten Brandopfers erkannte.

Leider wurden bei der Entdeckung des Grabes keine Beobachtungen gemacht, jedoch hörte ich, dass sich bei den Töpfen verschiedene Jadeitstücke befanden, dagegen keine Knochenüberreste, was durch den theilweisen Einsturz des Grabgewölbes erklärt wird.

Das Thongefäss ist cylindrisch, besitzt eine Höhe von 23,5 *cm* und misst im Durchmesser oben und unten 14,8 *cm*, während die Stärke der Thonwand 4 *mm* und des Bodens 5 *mm* beträgt. In den angewandten Farben, in Politur und Randverzierung gleicht es den in den Verh. 1893, S. 548, besprochenen Thongefässen, mit dem Unterschiede, dass der Untergrund weiss gehalten ist. Es ist gut erhalten und scheint vor der Beisetzung nicht benutzt worden zu sein.

Diesmal ist jedoch das Bild wesentlich anders. Wir haben bislang nur Malereien kennen gelernt, bei welchen eine Figur auf demselben Topf zweimal mit geringen Abweichungen erscheint; auf der vorliegenden sehen wir dagegen eine Gruppe von sieben Personen, welche zusammen an einer Handlung theilnehmen. Es ist diesmal keine schematische Zeichnung, sondern ein Gemälde, welches Leben besitzt und einen erstaunlichen Grad von Kunst aufweist. Es scheint, dass eine religiöse Ceremonie dargestellt ist, welche bei der Beendigung eines gewissen, noch unbestimmten Zeitabschnittes gefeiert wurde, und bei der ein Menschenopfer stattfand. Diese Periode sollte jedoch festgestellt werden können, da die hierauf bezügliche Hieroglyphe auf den Denkmälern Palenque's und Copan's vorkommt. Leider ist es bislang nicht möglich, genügendes, genaues Material für



derartige Vergleiche zusammenzustellen, und dennoch ist es von höchster Wichtigkeit für die Entzifferung der Hieroglyphen, dass die Stein-Inschriften jedem zugänglich gemacht werden. Der einzige Forscher, welcher sich dies zur Lebensaufgabe gemacht hat, ist der hochverdiente Engländer Mr. A. P. Maudslay, der seit vielen Jahren die Ruinenplätze studirt und ausgedehntes Material gesammelt hat, welches er nach und nach in dem in London erscheinenden Werke Biologia Americana veröffentlicht. Bislang sind vier Bände erschienen, die über Copán und Quiriguá handeln, und in die jeder Einsicht nehmen sollte, der sich für die Maya-Forschung interessirt. Die Wissenschaft schuldet Hrn. Maudslay vielen Dank für seine hochherzige Arbeit, die ihm grosse Mühe und Kosten verursacht. Hoffentlich folgen bald Andere, die einen Theil dieser Untersuchung auf sich nehmen, doch sind es namentlich reiche Institute und Regierungen, welche hierzu berufen sind. Wir besitzen in Deutschland die beste Maya-Handschrift, und unsere Gelehrten haben sich am lebhaftesten an der Erklärung derselben betheiligt: für die Herbeischaffung neuen Materials und für die überaus lohnenden Forschungen an Ort und Stelle ist indessen von deutscher Seite fast gar nichts geschehen. Das British Museum wird dagegen, sobald Platz vorhanden ist, eine Maya-Abtheilung einrichten, in welcher die von Hrn. Maudslay hergestellten Gyps-Nachbildungen aufgestellt werden sollen, und das Peabody-Museum hat die Ruinen von Copan für noch acht Jahre gepachtet und hat schon Ausgrabungen angestellt, deren Resultate hoffentlich in nächster Zeit veröffentlicht werden.

Dabei gehen einige Ruinenplätze, namentlich Quiriguá, wo die neue Guatemala-Eisenbahn vorbeiführen wird, ihrer baldigen Zerstörung entgegen. Will sich Deutschland überhaupt an diesen Nachforschungen betheiligen, so muss jetzt ein Anfang gemacht werden. —

Nun zur Beschreibung des Bildes: Den an der linken Ecke stehenden Indianer will ich mit „a“ bezeichnen, den nächsten mit „b“ u. s. w. In der Mitte kniet ein ältlicher Indianer, der zu einem Opfer auserkoren ist, von rechts schreitet eine schwarze Gestalt von Rang auf ihn zu, welche eine Lanze vor sich hält und blutdürstig seinen Tod zu fordern scheint, während auf der linken Seite ein Anderer steht, welcher beschwichtigend auf sein vis-à-vis einredet. Um diese Hauptgruppe stehen vier Indianer, welche sich nicht lebhaft an der Handlung betheiligen und eher wie Untergeordnete aussehen, denen die Vollstreckung des Opfers obliegen mag. Ein jeder besitzt einen stark ausgeprägten Gesichtstypus, für welchen ich unter den Quecchi-Indianern Beispiele gefunden habe, deren Aehnlichkeit fast vollkommen ist. Wegen der Verschiedenheit in Haartracht, Schmuck und Bekleidung dürfen wir annehmen, dass die Dargestellten verschiedene Aemter einnahmen. Es ist wahrscheinlich, dass der von rechts herzuschreitende Indianer das Amt des Hauptpriesters verwaltete, der ihm gegenüber stehende „Weissager“ = chilan, und die anderen vier die Chaces waren, welche im Monat pop durch Priester und Volk unter den bejahrten Vornehmen gewählt wurden, zum Beistand bei den Opfern und religiösen Handlungen (s. Landa, Relacion, p. 146, 160, 166).

Der Knieende, welchen ich mit „c“ bezeichne, hält einen Stab in der Hand, welcher entweder das Abzeichen seiner Würde ist, wie die Haushalter der Caziquen von Mayapan einen dicken, kurzen Stab zu tragen pflegten (s. Landa, pag. 40), oder, wie in den Abbildungen der Codices, zum Feuermachen gebraucht wurde. Auf Armen und Beinen erscheint, gemalt oder tättowirt, die Zeichnung der geflochtenen Matte, welche ich das Pop-Zeichen nenne, und worauf ich später zurückkomme. Die rechte Hand ist über die linke Schulter gelegt, ohne dass sie sichtbar wird, doch scheint sie einen weissen Blumenkelch zu halten. Es fehlen Kopf-

bekleidung und Schmuck. Die Furchen im Gesicht und das schwarzgeränderte Auge kennzeichnen den alten Mann. In seinen Mienen ist eher Furcht ausgeprägt, als die ruhige Ergebung in sein Schicksal, welche die Indianer gewöhnlich bewiesen haben.

Der von rechts herbeischreitende Hauptpriester „*f*“ ist schwarz bemalt und hält in der ausgestreckten Rechten eine mit Feuersteinspitze und Rasseln versehene Prunklanze, deren Schaft bis auf die Erde herabreicht; in der linken Hand trägt er einen angemalten, fächerähnlichen Gegenstand, in dem ich den aus Palmenblättern geflochtenen Soplador erkenne, der zum Feueranfachen hier zu Lande in jedem Hausstande dient, und von dem ich nicht glaube, dass er je zum Fächeln verwandt wurde, einem Gebrauch, den die Indianer nicht kennen. Ein Jaguarfell mit Kopfstück und Vordertatzen fällt von der Schulter herab und scheint auf der Brust durch ein weisses, vorhemdartiges Bekleidungsstück festgehalten zu werden. Die Innenseite der Thierhaut wird unter dem linken Arm sichtbar und besitzt zackige Auswüchse, welche vom Trocknen herrühren, indem das frische Fell mit Holzpflöcken auf den Boden gespannt wird. Vom Nacken steht ein schwarzer Stab ab, den ich nicht erklären kann. Arm- und Beingelenke sind mit farbigen Stoffen umwunden, das linke Bein ausserdem über der Kniebeuge. Zwischen den Füssen erscheint das ex. Das Gesicht ist mit einem langen Bart und einem um den Mund liegenden weissen Rande versehen, wie er bei den männlichen schwarzen Affen (indianisch batz) vorkommt, und es ist daher wahrscheinlich, dass er eine Affenmaske trägt, wie auch der Priester im Codex Dresd. p. 25—28 bei den Ceremonien des Jahreswechsels mit einer Thiermaske erscheint.

Links vom Knieenden steht die schwarz bemalte Gestalt „*d*“, welche in der rechten Hand eine zweisträhnige Geissel hält, während die Linke beschwichtigend erhoben ist. Augenhöhlung, Ohr und der untere Theil des Gesichts sind gelb bemalt. Eine karrirte, spitze Haube, wie sie die Hauptpriester zu tragen pflegten, ist über den Hinterkopf gebunden. Ein reich gemustertes ex fällt vorn und hinten herab. Die schwarze Bemalung der Gestalten „*f*“ und „*d*“ steht vielleicht im Zusammenhang mit dem 13tägigen Fasten, welches am Ende des Jahres beobachtet wurde, und bei welchem die Maya's sich die Körper mit Kienruss zu bemalen pflegten (s. Landa p. 278 u. 280), oder die dargestellten Personen mögen auch die Priester schwarzer Götter sein.

Die darauf folgende kleine, aber wohlbeleibte Gestalt „*c*“ hält einen Soplador in der rechten Hand. Das Gesicht wird durch eine Adlernase, die herunterhängende Unterlippe und den schon bei Figur „*e*“ bemerkten schwarzen Ring um die Augen gekennzeichnet, der mir auch auf einem Steinbilde in Copán aufgefallen ist. Der Kopf ist mit einem Stück Tigerfell umwunden, aus welchem das Haar strahlenförmig heraustritt. Unter dem Ohr und an der Halskette hängt ein schwarzer, runder Ball, der auch auf der Schulter der Figur „*d*“ erscheint und fast wie ein Klecks aussieht, jedoch jedenfalls seine Bedeutung hat.

Die Gestalt „*b*“ hat dieselbe Art von Stab in der Hand, wie der Knieende. Das Gesicht ist dunkelfarbig, und den Kopf ziert eine ähnliche Bekleidung, wie bei dem zuletzt besprochenen, nur wird das Haar hier büschelartig getragen. Auf der Brust ruht ein zackiges Schild mit dem Pop-Zeichen an einer Halskette, deren eines Ende vom Hintermann gefasst zu sein scheint, als ob er ihn daran festhielte, — eine Darstellung, welche wohl nicht beabsichtigt ist.

Die Figur „*a*“ zeichnet sich durch einen mächtigen, Bienenkorb-ähnlichen Kopfputz aus, von dem zwei Federfächer seitlich abstehen. Vom Hinterkopfe fällt das lange, schlichte Haar herab. Die linke Hand umfasst einen theilweise roth-

bemalten Knochen, und in der Rechten ruht ein Soplador. Arm- und Beingelenke sind mit Stoffen umwunden. Ein weisses Schild ruht auf der Brust. Die an der rechten Ecke stehende Figur „*g*“ gleicht der zuletzt beschriebenen in Vielem. In der linken Hand hält sie ebenfalls einen Knochen, der in verschiedener Form als Kopfzierde und Ohrpflock Verwendung findet. In der über die linke Schulter geworfenen Rechten fasst sie eine dreisträhnige Geissel, und unter dem Arm steckt ein Soplador. Um das Fussgelenk und über der Kniebeuge sind bunte Stoffe herumgewunden. Die Kopfbinde ist schmal und gelb, das Auge von einem strahlenförmigen, schwarzen Ringe umgeben.

Auf der Nase erscheint eine unförmige Warze, welche damals wohl für schön galt, denn wir bemerken diese Auswüchse auch bei Figur „*b*“ und „*e*“, und „*a*“ hat sogar Borsten auf der Nase und an der Stirn.

Das vorhin zweimal beobachtete Pop-Zeichen kommt auf den Denkmälern von Copan und Yucatan und den Tikaler Holztafeln vor, auch habe ich dasselbe als Thonbruchstück in Canasèc bei Coban gefunden. Es tritt in Copan sehr häufig und verschiedenfach auf, als Brustschild, an den Seiten der Idolos und sogar als Grundlage der Hieroglyphen einer Stella, indem diese in der Reihenfolge zu lesen sind, wie das Geflecht liegt, dagegen fehlt es in den Codices, woraus wir schliessen dürfen, dass es auf vornehme Menschen, nicht aber auf Priester oder Götter Bezug hat. In den Codices erscheint es als Matte (Fig. 1), welche in allen Sprachen der

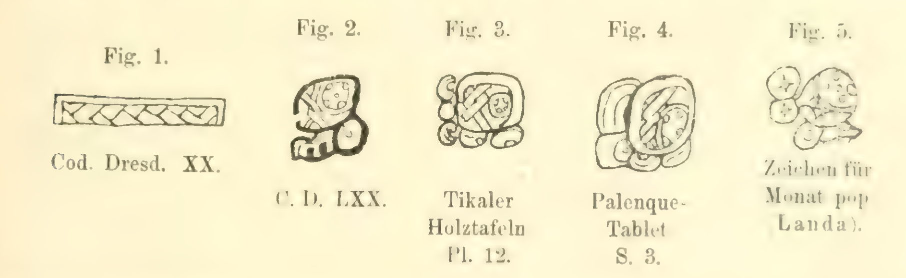


Fig. 1. Cod. Dresd. XX.

Fig. 2. C. D. LXX.

Fig. 3. Tikaler Holztafeln Pl. 12.

Fig. 4. Palenque-Tablet S. 3.

Fig. 5. Zeichen für Monat pop (Landa).

Maya-Gruppe pop heisst, weshalb ich es das Pop-Zeichen nennen will. Nun aber war der Fürstentitel „ajpop“; das weltliche Oberhaupt der Quichés wurde Ajau-ajpop, das der Cakchiqueles Ajpop-Zotzil genannt (s. Ximenes, p. 36; Titulo de los Señores de Totonicapan p. 128; The Annals of the Cakchiqueles, p. 36). Daher vermuthe ich, dass die Gestalten „*b*“ und „*e*“ weltliche Fürsten, ajpopes, waren.

Wir dürfen ferner erwarten, die Geflechts-Zeichnung in der Hieroglyphe des Monats pop anzutreffen, was an einigen Stellen der Codices, der Tikaler Holztafeln und des Palenque-Tablets der Fall ist (Fig. 2, 3, 4), und wobei, gerade wie bei Landa's Wiedergabe derselben (Fig. 5), das Zeichen für „gelb“ erscheint, bestehend aus fünf in einen Kreis gezeichneten kleinen Ringen, so dass durch die Hieroglyphe „gelbes Geflecht“ ausgedrückt ist, was gleichbedeutend mit Bastmatte = pop ist. In einigen Fällen fehlt der mittlere Ring, was öfters durch Raummangel oder Undeutlichkeit zu erklären sein mag, an anderen Orten aber beabsichtigt ist, und vielleicht mit gewissen Nebenzeichen für den Ajpop-Rang stehen mag.

Auf dem Bilde sind dreiundzwanzig Hieroglyphen, von denen sich die zwischen Figur *a* und *g* und die vor *e* befindlichen auf die Handlung, und die anderen auf die daran theilnehmenden Personen hauptsächlich zu beziehen scheinen. Ich

will dieselben zur besseren Unterscheidung folgendermaassen numeriren: hinter Figur „*a*" der Reihe nach mit 1, 2, 3, vor „*b*" mit 4, 5, 6 (Nr. 6 ist imix), vor „*c*" mit 7, 8, 9, vor „*d*" mit 10, 11, vor „*f*" mit 12, 13, 14, 15 (12 ist der Tigerkopf), hinter „*f*" mit 16, 17, 18, 19, und vor „*e*" mit 20, 21, 22, 23 (das letztere ist das Jahreszeichen). Hieroglyphe 1 und 10 ist dieselbe, nur hat letztere ein Affix, welches ich mit aj übersetze, indem ich 1 für das Zeichen des Monats pop, 10 für das des Ajpop-Ranges halte (vgl. das Monat-pop-Zeichen aus dem Codex Dresd., Fig. 6). Hieroglyphe 2 bedeutet eine Zeitdauer, welche grösser ist, als 20 Jahre zu 360 Tagen, weil sie zweimal beim Palenque-Relief an einem Orte erscheint, wo eine Zeitdauer und ein Datum angegeben ist, und ihr in beiden Fällen als minderwerthig das von Hrn. Prof. Förstemann bestimmte Zeichen für 20 Jahre zu 360 Tagen zunächst steht (Zeitschr. f. Ethnol. 1891, S. 150 und hier Fig. 7—9).

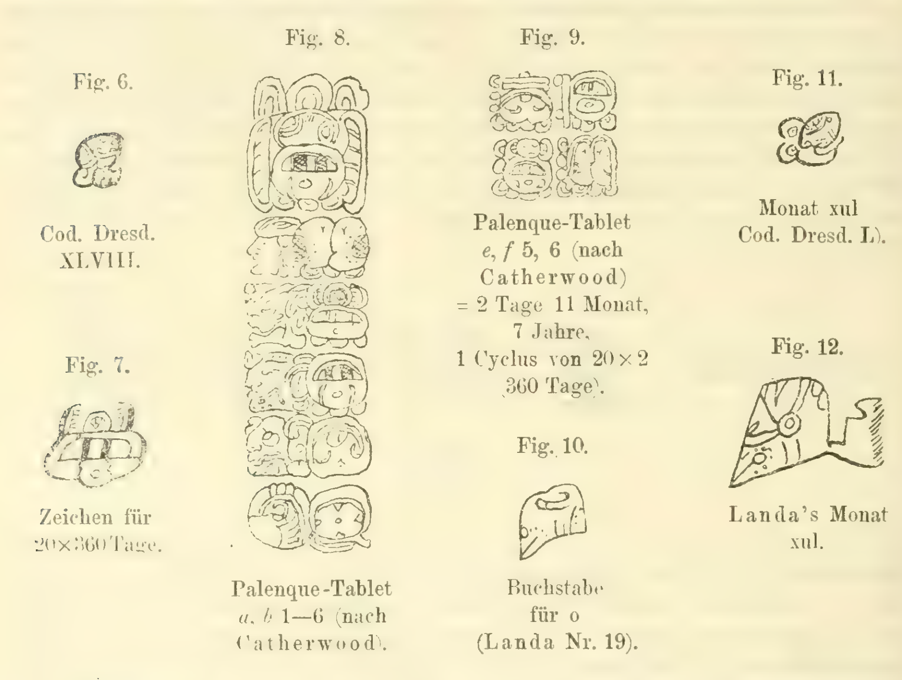


Fig. 6. Cod. Dresd. XLVIII.

Fig. 7. Zeichen für 20×360 Tage.

Fig. 8. Palenque-Tablet *a, b* 1—6 (nach Catherwood).

Fig. 9. Palenque-Tablet *e, f* 5, 6 (nach Catherwood) = 2 Tage 11 Monat, 7 Jahre, 1 Cyclus von 20×2 360 Tage).

Fig. 10. Buchstabe für o (Landa Nr. 19).

Fig. 11. Monat xul Cod. Dresd. L).

Fig. 12. Landa's Monat xul.

Zeichen 3 ist die Hieroglyphe für gelb (kan). Zeichen 4 kommt mit Präfixen als Zeichen 17 + 21 vor; das Präfix von 17 bedeutet schwarz, und da es zu der Figur „*f*" gehört, in welcher ich den schwarzen Hauptpriester vermuthe, so könnte Zeichen 4 „Priester" heissen, wobei es zutrifft, dass die Gestalten „*b*" und „*e*" den von Priestern gehandhabten Stab zum Feuer-Erzeugen tragen. Wenn wir das Zeichen 12 mit dem Kopfstück des Tigerfelles vergleichen, so muss uns die Zugehörigkeit auffallen. Hierbei erinnere ich an die Erscheinung derselben Hieroglyphe bei der in den Verhandl. 1893, S. 550 besprochenen Urne, in welcher wir sie jetzt als die Hieroglyphe des Tages ix, richtiger jix (= Tiger) geschrieben, erkennen. Das Zeichen 15 + 18 ist die Hieroglyphe des Blitzthieres mapatch, auf indianisch aj-óu, welche von Landa als Buchstabe o aufgeführt und von Brasseur irrthümlich als p angenommen wurde. Dieselbe Hieroglyphe erscheint in den Codices als Monat xul, da nehmlich „xul" in der Quecchi-Sprache seine ursprüngliche Bedeutung, welche „Thier" ist, beibehalten hat, der Monat demnach der Thiermonat ist (Fig. 10—12). Das Erscheinen eines doppelten „ik" als Superfix

des Zeichens 15 erinnert an Landa's Wiedergabe des Monats pop (Fig. 5). Zeichen 16 scheint das Bild eines todten, bärtigen Affenkopfes zu sein, wobei ich daran erinnere, dass Figur „/" anscheinend eine Affenmaske trägt. Zeichen 20 ist die Hieroglyphe des von Hrn. Dr. Schellhas mit F bezeichneten Gottes, des Begleiters des Todesgottes (Verh. 1892, S. 112); Zeichen 21 kommt in den Codices Dresd. und Tro. beim Feuer-Erzeugen vor, auch erscheint es auf dem Palenque-Relief (Fig. 13); Zeichen 23 ist das Jahreszeichen mit der Zahl 5, und findet sich im Codex Dresd. in ähnlicher Weise (Fig. 14). Hr. Dr. Seler hält es für gleichwerthig mit der Hieroglyphe des Gottes N (Fig. 15).

Fig. 13.

Rau. Palenque-Tablet, T. 11, 13, 16.

Fig. 14.

Cod. Dresd. XXXVII a.

Fig. 15.

Hieroglyphe des Gottes N.

In dem vorliegenden Bilde und den Hieroglyphen ist noch vieles unaufgeklärt, und manches mag falsch von mir verstanden sein; deshalb ist es wünschenswerth, dass von anderer Seite weitere Untersuchungen angestellt werden. Ich glaube, dass die dargestellte Ceremonie entweder mit dem Eintritt eines Kan-Jahres oder eines neuen Katun in Verbindung steht. Bei dem letzteren Ereigniss (s. Brasseur Landa und Pio Perez) wurde jedesmal ein Menschenopfer dargebracht und das neue Feuer erzeugt. —

Hr. Schellhas:

Die Funde des Hrn. E. P. Dieseldorff zeigen in den Formen der bild- lichen Darstellungen und der hieroglyphischen Schriftzeichen die meiste Aehnlichkeit mit Alterthümern von Palenque. Sie gehören offenbar mit diesen einem gemeinsamen Culturgebiet und einer gemeinsamen Culturgruppe an, und zwar derselben Gruppe, zu der auch die Maya-Handschriften und speciell die Dresdener und der Codex Peresianus gehören. Sie zeigen dagegen dieselben Abweichungen von den Alterthümern des eigentlichen Yucatan, wie die Handschriften und die Alterthümer von Palenque und auch von Copan. Aztekische Anklänge und Einflüsse, wie sie im nördlichen Yucatan vorkommen, scheinen zu fehlen. Die Funde des Hrn. Dieseldorff (insbesondere der vorliegende und der in den Verh. 1893, S. 547 ff., veröffentlichte) bestätigen die von mir bereits im Internationalen Archiv für Ethnographie (Bd. III, 1890: „Vergleichende Studien a. d. Felde der Maya-Alterthümer," besonders am Schluss) vertretene Ansicht, dass die Maya-Handschriften aus einem Gebiet südlich der Halbinsel Yucatan stammen, und dass wir in dieser Gegend, d. h. im Innern von Chiapas und Guatemala, auch die eigentlichen Ursitze und den Ursprung der alten Cultur Central-America's zu suchen haben, deren künstlerisch höher stehende, mehr realistische Formen im eigentlichen Yucatan schon mit den steiferen conventionellen Typen der mexikanischen Kunst und Darstellungsweise vermischt und von ihnen beeinflusst erscheinen.

(26) Hr. Schellhas überreicht unter dem 20. Juni eine Mittheilung über

Eisenkies-Platten aus Guatemala.

Unter den von Hrn. Dieseldorff in Coban (Guatemala) übersandten Probestücken von seinen Ausgrabungen im Thale Chamá bei Coban fanden sich Mineral-Plättchen mit anscheinend polirter Oberfläche, die, wie die Untersuchung ergab, aus Eisenkies bestanden. Sie sind in den Verh. 1893, S. 377 und 382, besprochen worden. Nachträglich machte mich Hr. Dr. Olshausen darauf aufmerksam, dass in dem „Handbuch der Mineralogie" von Quenstädt, 3. Aufl., Tübingen 1877, S. 813, sich die Notiz findet, dass der Schwefelkies auch „Inkaspiegel" genannt werde, weil man ihn geschliffen in den „Gräbern der Inka von Mexico" (sic!) antreffe. Da hier die Inka's nach Mexico verlegt werden, so fragt es sich, ob damit peruanische oder mexikanische Alterthümer gemeint sind? Soviel ich nun habe ermitteln können, findet sich in Peru nichts dergleichen, und insbesondere ganz bestimmt nicht in der Ancon-Sammlung von Reiss und Stübel, wo man am ersten solche Fundstücke erwarten könnte. Dagegen kommen, wie schon Hr. Dieseldorff (a. a. O. S. 377) andeutet, in Mexico allerdings Pyrit-Gegenstände mit polirter Oberfläche vor, die zweifellos als Spiegel gedient haben. In der Sammlung des Museums für Völkerkunde in Berlin befinden sich mehrere Stücke aus Mexico, zum Theil mit so gut erhaltener Politur auf der Oberfläche, dass sie noch heute zu Spiegeln geeignet sind. Diese Stücke zeigen indessen einen charakteristischen Unterschied von den Funden aus Guatemala. Während die ersteren dicke Pyrit-Knollen darstellen, die auf der einen Seite glatt geschliffen sind, so dass sie ungefähr die Form eines dicken Knopfes oder einer Halbkugel haben und ihre Spiegelfläche demgemäss rund ist, zeigen die Stücke aus Guatemala flache Plattenform von unregelmässiger, bald vier-, bald fünf- und mehreckiger Gestalt, von etwa 3 *mm* Dicke, so dass sie fast wie Mosaiksteine aussehen. Sie sind auch im Allgemeinen kleiner als die Spiegel aus Mexico, und bei keinem Stück ist der Spiegelglanz so erhalten, dass man noch ein Bild in der polirten Fläche erkennen könnte. Zum praktischen Gebrauch würden diese Pyrit-Platten auch schon wegen ihrer Kleinheit nicht geeignet gewesen sein. Hervorzuheben ist auch noch, dass die dicken mexikanischen Pyrit-Spiegel auf der Rückseite Löcher zum Befestigen haben, die den Platten aus Guatemala fehlen. Die letzteren mögen daher wohl in der That als mosaikartige Einlagen bei irgend welchen unbekannten Gegenständen gedient haben. Der Name „Inka-Spiegel" stammt offenbar aus einer Zeit, als man die amerikanischen Alterthümer noch ohne Ordnung und System durch einander warf, und würde jedenfalls richtiger lauten „Azteken-Spiegel".

Es wäre von Interesse, festzustellen, ob auch sonst, bei anderen Völkern, Eisenkies in ähnlicher Weise verarbeitet und zu Spiegeln verwendet worden ist? —

(27) Hr. Bartels übergiebt als Geschenk 26 Photographien von Afrikanern (Zulu, Xosa-Kaffern, Basutho, Konde u. s. w.). Er hat dieselben nach Originalen copirt, welche sich im Besitze des kürzlich verstorbenen Missions-Direktors D. Wangemann befanden. —

(28) Hr. Bartels legt

eine javanische Holzpuppe

vor, welche ihm von Hrn. Ober-Stabsarzt Beyfuss aus Malang (Java) geschenkt worden ist. Es hatte die Absicht bestanden, der Königin der Niederlande eine

Anzahl derartiger Figuren zu verehren, welche, bekleidet mit Nachbildungen der Volkstrachten der einzelnen Distrikte Java's, gleichzeitig den anthropologischen Typus des betreffenden Distriktes zur Darstellung bringen sollten. Man hatte Eingeborne mit der Anfertigung beauftragt, dieselben lieferten aber immer nur Figuren mit den gleichen conventionellen Gesichtszügen, wie sie sich ebenso an ihren Masken finden, und schliesslich mussten Europäer die Ausführung der Figuren übernehmen. Eine solche verworfene, von einem Javaner gefertigte Figur ist die vorgelegte. Zum Vergleich wurde eine javanische Holzmaske und eine Anzahl von Photographien javanischer Frauentypen gezeigt. —

(29) Hr. Bartels macht Mittheilung über

Spät-Lactation auf Java.

Vor einigen Jahren[1]) hatte ich die Aufmerksamkeit auf einen absonderlichen Gebrauch bei den Xosa-Kaffern im Caplande gelenkt, welcher darin besteht, dass alte Weiber, welche längst über die Zeit des Gebärens hinaus sind, ihren Enkeln und selbst bisweilen ihren Urenkeln die Brust geben. Ich habe für diese anthropologische Merkwürdigkeit den Namen der Spät-Lactation (lactatio serotina) vorgeschlagen.

Hr. W. Reiss führte damals in der Debatte an, dass auch Aehnliches in Java vorkäme, und meine in Niederländisch-Indien angestellten Erkundigungen haben dieses ebenfalls bestätigt.

Hr. Beyfuss war der Meinung[2]), dass es zur Absonderung eines Sekretes der Brustdrüse bei diesen alten Frauen nicht käme. Das widersprach aber den Angaben des Hrn. Reiss, sowie auch denjenigen meines Gewährsmannes aus dem Caplande, des Hrn. Missions-Superintendenten D. Kropf.

Hr. Beyfuss hat mir so eben einen sehr interessanten Beleg dafür zukommen lassen, dass die Javanesinnen selber an eine Wiederkehr der Milch-Sekretion bei alten Frauen glauben und dass sie ein besonderes Mittel anwenden, um dieselbe wieder hervorzurufen. Dieses Mittel ist ihm von einem Missionar in Java mitgetheilt worden. Es heisst Gedjah, was mit „Zogdrank, Säugedrang, Drang zum Säugen" übersetzt wird. Es ist die Erklärung beigefügt: „Medicin, von Grossmüttern gebraucht, damit sie die kleinen Kinder säugen können." Diese Medicin ist aus folgenden 15 Bestandtheilen zusammengesetzt, deren javanische und wissenschaftliche Namen hier folgen mögen: 1. ron lampus (Blätter des Ocimum sanctum, Labiate), 2. simboekkan (Blätter der Paedecia foetida, Rubiacee), 3. namas (junge Blätter der Ananassa sativa), 4. kĕtĕn (Blätter?), 5. saka (Blätter?), 6. sapak liman (Blätter des Elephantopus scabiei, Composite), 7. loentas (Blätter der Pluchia indica und Corryza indica), 8. gempoen (Blätter?), 9. bliembieng woeloe (Blätter der Averrhoe bilimbi L.), 10. slangking (Blätter?), 11. empoe banglé (Wurzel des Zingiber cassumanar Rxb.), 12. koenin (Wurzel der Curcuma longa L.), 13. lempoejang (Wurzel der Globba maculata), 14. temoe lawák (Wurzel des Zingiber zerumbes), 15. asĕm (alte Früchte von Corryza nitida).

Diese Dinge werden fein gestampft und zerrieben und mit ein wenig Wasser vermischt getrunken. Das wird ungefähr 14 Tage lang wiederholt. Nothwendig gehört dazu aber das Sprechen von Zauberformeln und ausserdem muss Morgens und Abends eine kalte Begiessung über den Kopf gemacht werden.

1) Verhandl., Bd. XX, 1888, S. 79—82.
2) Ebend., Bd. XXI, 1889, S. 61 u. 62.

Die Existenz eines solchen Volksmittels scheint mir unwiderleglich dafür zu sprechen, dass es wirklich Fälle giebt, wo sich die Milch-Sekretion bei diesen alten Frauen wieder eingefunden hat. Es wäre wohl zu wünschen, dass genaue Untersuchungen über diesen anthropologisch so interessanten Gegenstand angestellt würden. —

(30) Hr. Bastian macht Vorlagen

aus der ethnologischen Sammlung des Museums für Völkerkunde.

1. Unter Geschenken Hrn. Dr. Zintgraff's findet sich ein Sammelstück, das schlagend wiederum die gegenwärtig kritische Sachlage in der Ethnologie illustrirt. Durch seine Reisen sind die Bali bekannt geworden, — ein Stamm, dessen charakteristische Eigenartigkeiten durch die jetzt im Museum befindlichen Sammlungen illustrirt werden, besonders beachtenswerth in der Formen-Mannichfaltigkeit ihrer Pfeifenköpfe, die in solcher Weise unter afrikanischen Stämmen bis jetzt nur bei ihnen angetroffen sind. Die hier ethnisch ausgeprägte Originalität, in welche ein kurzer glücklicher Einblick gegönnt war, ist mit demselben bereits dahin. Noch während der erste Entdecker dort weilte, hat der Beginn des Zersetzungsprozesses begonnen. Die Probe liegt vor in diesem Bekleidungsstück, dem allgemein getragenen Hinterschurz der Frauen, ursprünglich, wie Sie sehen, mit feinen Bastumwindungen, jetzt mit europäischem, eingeführtem Flitterwerk verziert. Es wiederholt sich also, was nach den im Museum vorliegenden Beweisstücken betreffs der Sammlungen Schweinfurth's, Wissmann's und Karl's von den Steinen mehrfach bereits zur Erwähnung gekommen ist.

2. Durch Hrn. Gerard Röse sind uns freundlich Ausgrabungen übermittelt worden seines in Marocco beim Festungsbau beschäftigten Schwiegersohns, Hrn. Rothenburg, und daneben ein curioses Fragestück, ein aus dem Dünensande bei Tanger, am westlichen Rande Africa's, ausgewehter Thonkopf, der mit dem Eindruck des jenseits des Atlantic im Westen gegenüber liegenden Continentes zusammentrifft. Dies wurde mir durch Hrn. Dr. Seler's hierfür maassgebende Autorität bestätigt, der darin sogleich den Typus des Gottes Xipe erkannte. In diesem, zu den durch Hrn. Strebel veranlassten Ausgrabungen gehörigen, Sammlungsstück (neben ähnlich anschliessenden aus früherem Bestande des Museums) erkennen sich die Analogien auf den ersten Blick, während der glimmerartige Ueberzug des Thonmaterials, der bei längerem Umhertreiben im Wasser abgewaschen sein müsste, sich als maurisch einheimisch erweist (im Umkreis weiterer Verbreitung). Xipe, als Küstengott (Anauatl-i-tecu), gehört dem Westen Mexico's an, indem er, vom Pacific her, aus Jalisco (b. Sahagun) in wechselnde Beziehungen eintritt zu dem Prophetenkönig Quetzalcoatl, dessen Einwanderungen meistens vom Osten reden. Einiges darüber findet sich in den „Culturländern des alten America", Bd. II, S. 492 (u. a. a. O.).

3. In einer Abbildung aus dem Werke Zerda's (El dorado, Bogotà 1884) sehen wir ein Sammlungsstück, das bereits in der Juni-Sitzung 1884 durch Hrn. Dr. Reiss der Gesellschaft vorgelegt worden ist und in der Zeitschr. für Ethnol. aus dem Jahre 1873 erwähnt wird; ich meine das bei den Trockenlegungsversuchen der Laguna Siecha bei Guatavita 1856 gefundene Goldfloss mit der Darstellung des von seinen Begleitern umgebenen Caziken. Bei meinem Aufenthalte in Bogotà im Jahre 1866 lag dasselbe, als Unterpfand einer Schuld, im Kassenschranke des Bank-Direktors Hrn. Salomon Koppel, der es mir damals noch nicht überlassen konnte, aber seine Sicherung für das Königl. Museum bereitwilligst zusagte. In den Correspondenzen

der folgenden Jahre ist vielfach daran erinnert und das gleiche Versprechen stets wiederholt worden. Als dasselbe jedoch zur Ausführung kommen sollte, wurde das Original der wissenschaftlichen Verwerthung entrissen („zwischen Lipp' und Kelchesrand"), indem es auf dem Wege zu Grunde ging, bei einem Speicherbrande in Bremen, als es auf dortiger Zwischenstation lagerte. Da der Banquier Hr. Benedix Koppel (in Bogotà) eine Nachbildung hatte anfertigen lassen (die im Jahre 1884 vorgezeigte) so kam dieselbe mit anderen Sammlungen dieses für die Ethnologie thätigen Gönners in das Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Durch das gefällige Entgegenkommen des Direktors desselben, Hrn. Dr. Obst, hat nun von dieser Nachbildung eine zweite für das hiesige Museum angefertigt werden können, mit der Vorzüglichkeit, welche Hrn. Telge's Arbeiten, wie Sie wissen, auszeichnet. So bleibt in den Museen eine im Augenschein sprechende Erinnerung bewahrt an die bedeutsame Rolle, welche der mit derselben verwobene Vorstellungskreis in der Entdeckungsgeschichte America's gespielt hat, indem das wechselnd umherschwebende Phantom des „El dorado" zur Entschleierung mancher vorher unbekannter Regionen in Süd-America geführt hat, und zwar von Osten und von Westen her, in Hinrichtung auf Patiti und im Geschiller dieses Namens der Phantasie vorgespiegelte Goldstädte, ähnlich wie der für religiöse Begeisterung Africa durchschreitende Priester Johannes zu mancher Erhellung geführt hat im dunklen Continent, nachdem er aus Asien dorthin versetzt war. In lyrischen Versen ist sehnsüchtig (neutralen Geschlechts) oftmals genug das Eldorado erseufzt worden, aber die Conquistadores wurden vom materiellen Golddurst (einer „auri sacra fames") getrieben, als in ihrem Nachjagen (des) El Dorado (der Vergoldete) gesucht wurde. Die Sage von diesem Goldmann oder Goldmenschen, der nach Bestreichen mit Harz, mit Goldstaub überstreut am Jahresfeste seines Gottes im heiligen See badete, — sich selber darzubringen in Gold, etwa so wie das Wehrgeld gezahlt wurde nach dem Gewicht für westgothischen Fürstenmord, — kam rasch Spaniern zu Ohren, schon in den ersten Zeiten der Conquista bei damaligen Entdeckungsfahrten. Benalcazar, der Lieutenant Franzisco Pizarro's in Ecuador, hörte davon durch den indianischen Abgesandten aus Cundinamarca, der mit Hülfsgesuchen seines bedrängten Fürsten an die mächtigen Inca betraut, ihre Weltmonarchie, innerhalb der kurzen Spanne seiner Reisezeit, mit einem wuchtigen Schlage ausgetilgt fand und sich nun an die Sieger wandte, die solchen geführt hatten. Gleichzeitig durchflog die Kunde die übrigen Küstenplätze Süd-America's. Wie Benalcazar in Latacunga, so rüsteten Quesada in Santa Martha und Federmann, der Feld-Hauptmann der Welser, in Venezuela. Diese drei Expeditionen, die unabhängig vorgingen, ohne von einander zu wissen, irrten (ohne irgend welche Kenntniss von Weg und Steg in einer noch völligen terra incognita) Monate lang in den unwegsamen Bergwildnissen der Andes-Abhänge umher, bis sie, überall geleitet von den vagen Angaben der Eingebornen, wo sie solche zerstreut in den Oeden antrafen, gleichzeitig fast, innerhalb weniger Wochen, von verschiedenen Richtungen her, auf der Hochebene Bogotà's zusammentrafen, zur Ausbeutung des gemeinsamen Zieles; und schon, nach dem, durch blutige Beispiele in der amerikanischen Entdeckungsgeschichte genugsam bestätigtem Brauch dieser in Solddiensten des Waffenhandwerks abenteuernden Condottieri, ihre befestigten Lager bezogen, um den Strauss mit einander auszufechten, wenn nicht die im Heereszuge folgenden Mönche eine begütigende Vereinbarung vermittelt hätten. So konnte es mit vereinter Macht an's Plündern gehen. Der Zaque in Tunja, der Kron-Feldherr des Priesterkönigs in Sogamoso, sah seine Palastschätze ausgeraubt; demselben Schicksal verfiel der in Bogotà rivalisirende Zippa (etwa in der Stellung des Hojo zum Sjogun,

aus japanischer, ähnlicher Geschichts-Constellation). Dann richteten sich die Blicke nach Guatavita und seinem aus einheimischer Unterschichtung mit den Seen verknüpften Cult, während darüberhin ein solarer in's Land gezogen war längs der Wege des heiligen Propheten Bochica, auf welchen die Idacanzas (oder Nemquerequetaba) in Sogamoso ihre Einsetzung zurückführten. Damit hängt dann dasjenige Sammelstück (des Guesa) zusammen, das in einer früheren Sitzung der Gesellschaft bereits zur Erwähnung gekommen ist und das ebenfalls durch Hrn. Telge eine naturgetreue Nachbildung (nach dem im hiesigen Museum befindlichen Original) erhalten hat.

Als Stimme des Zipe, unter dem von Bacata oder Bogota angenommenen Titel, redete der Herold, wie ähnlich bei Quetzalcoatl's Priester-Herrschaft in Tula, und Xipe fungirt als Begleiter; in anderen Versionen dagegen, als der von der (in Quetzalcoatl symbolisirten) Schlange Beschützte (wie Buddha durch den Naga). Neben dem, im Häuptlingsahn Oton (der Otomiten) verehrten Otontecuhtli fand sich der Cult des Gottes Yocipa in Tempel aus Stroh, wie im Reiche des Zipe bei der Entdeckung beschrieben. Im Unterschied von den grausamen wilden Riten, die für die Azteken charakteristisch sind und die bis auf Schindungen führen, im Opferdienste des Xipe, ist der pacifisch westliche Abhang Anahuac's mit friedlichen Zügen gezeichnet, gleichsam in peruanischen Reflexbildern, bis zu der, unter den Taraskern Mechoacan's, auf die Lehren des Propheten Surites (als büssender Eremit, gleich Thipatotec der Zapateken) rückführende Verehrung Tucapacha's, des „Unbegreiflichen“, in dessen Wiederschein, jenseits der östlichen Grenze, dem „Dios desconocido“ ein Tempel erbaut wurde von Netzalhualcoyotl.

Aus einer den Chibchas benachbarten Lokalität stammt das (auf der herumgereichten Photographie wiedergegebene) Werthstück einer Goldfigur, wohl unzweifelhaft zu dem neuerdings durch glückliche Goldsucher erbeuteten „tesoro de Quimbaya“ gehörig, dessen Schätze bei der columbianischen Ausstellung in Madrid vorgeführt sind. Hr. Dr. Seler, der sie dort gesehen hat, bestätigt die Identität dieser Figur, die damals in Paris befindlich war und später aus London zum Angebot kam und mit Hülfe der durch Hrn. Prof. Joest's altbewährte Gönnerschaft geneigtest zugewandten Vermittelung in das Museum übernommen werden konnte. —

(31) Hr. K. Möbius legt Lichtbilder alter Orang-Utans von Borneo vor; vier derselben erhielt er von Hrn. Baron J. de Guerne in Paris, wo sie nach dem im Jardin d'Acclimatation im Januar 1894 gestorbenen Individuum, genannt „Maurice“, angefertigt worden waren, und vier andere von Hrn. Prof. Selenka in Erlangen, der sie in Borneo aufgenommen hatte.

Alle Lichtbilder zeigen die grossen Wangenklappen der alten Orang-Utans von Borneo, welche dem Orang-Utan von Sumatra fehlen. Beide Orang-Utans unterscheiden sich auch durch die Farbe ihrer Behaarung. Der Orang-Utan von Sumatra ist bräunlichroth, der von Borneo braun. Wenn weitere anatomische Untersuchungen die Artverschiedenheit beider bestätigen sollten, so ist der Orang-Utan von Borneo Simia satyrus L. zu nennen, der von Sumatra Simia bicolor Js. Geoffr. —

Der Vorsitzende fragt, ob die Wampen auf den Wangen nur Weichtheile seien? —

Hr. Möbius hält dies für wahrscheinlich; es fehle aber noch eine genaue anatomische Untersuchung. —

(32) Hr. Rud. Virchow und Hr. E. Krause legen die bei Lüsse bei Gelegenheit der letzten Excursion der Gesellschaft gefundenen Gefässe vor (Verhandl. S. 328).

Eine weitere Mittheilung wird für die „Nachrichten“ vorbereitet. —

(33) Hr. Waldeyer demonstrirt einen

vollständig erhaltenen Dayak-Schädel.

Hr. Selenka (Erlangen) übergab mir einen von ihm aus Kebiau, West-Borneo, mitgebrachten männlichen Dayak-Schädel, den ich der Gesellschaft vorlege. Ich bin Hrn. Selenka um so mehr dankbar, dass er mir das werthvolle Object anvertraut hat, als, wie ich glaube, unserer Gesellschaft noch kein vollständiger Dayak-Schädel, die überhaupt in den europäischen Sammlungen sehr selten zu sein scheinen, vorgelegen hat. Der Schädel trägt nicht die starken Verletzungen des Hinterhauptes, wie sie den Trophäen-Schädeln durch die Sitte des „Koppesnellens“ beigebracht zu werden pflegen, auch nicht die häufig an derartigen Schädeln angebrachten Ornament-Zeichnungen (vergl. die Abbildung bei Barnard Davis: Thesaurus Craniorum. Catalogue of the skulls etc. London 1867. p. 296), und ist mit vollständig erhaltenem Unterkiefer versehen. So konnten genaue und ausgiebige Messungen angestellt werden, welche Hr. W. Krause auszuführen die Güte hatte.

Den ersten Bericht über Dayak-Schädel in unserer Gesellschaft gab Hr. Rud. Virchow in den Verhandl. 1885, Bd. 17, S. 270. Ihm standen 3 durch Hrn. Grabowski mitgebrachte, aber sämmtlich „gesnellte“ Schädel zur Verfügung. Der eine war nur ein blosses Schädeldach, bei dem zweiten fehlte, abgesehen von den Verletzungen der Hinterhauptsgegend, das Gesicht, bei dem dritten der Unterkiefer; auch dieser hatte Defecte am Foramen magnum und im Gesicht. — Einen vierten, sonst vollständig erhaltenen, aber unterkieferlosen Dayak-Schädel beschrieb R. Virchow in unserer Gesellschaft 1892, Verhandl. S. 435; er stammte aus Nord-Borneo und gehörte einem jugendlichen Individuum an. So dürfte die Vorlage des Selenka'schen, ganz vollständigen Dayak-Schädels eine willkommene Ergänzung bilden.

Die von Hrn. Krause nach der Frankfurter Verständigung ermittelten Maasse sind folgende:

1.	Gerade Länge	174	*mm*	(174)[1]
2.	Grösste „	175	„	
3.	Intertuberallänge	175	„	
4.	Grösste Breite	130	„	(136)
5.	Auricularbreite	113	„	
6.	Kleinste Stirnbreite	89	„	(90)
7.	Höhe	137	„	(135)
8.	Hülfshöhe	134	„	
9.	Ohrhöhe	129	„	(109)
10.	Hülfs-Ohrhöhe	116	„	
11.	Basislänge	101	„	
12.	Länge des Foramen magnum	35	„	
13.	Breite „ „ „	29	„	

1) Die eingeklammerten Zahlen bedeuten die von R. Virchow bei dem von ihm 1892 gemessenen Schädel (Nr. IV) ermittelten Werthe.

14.	Basisbreite	89 mm	
15.	Horizontalumfang	492 „	(495)
16.	Sagittalumfang	353 „	(366)
17.	Vertikaler Querumfang	299 „	
18.	Gesichtsbreite (Virchow)	100 „	
19.	„ (Hölder a)	113 „	
19b.	„ (Hölder b)	139 „	
20.	Jochbreite	125 „	
21.	Gesichtshöhe	111 „	
22.	Obergesichtshöhe	65 „	
23.	Nasenhöhe	50 „	(52)
24.	Grösste Breite der Nasenöffnung	27 „	(25)
25.	„ „ des Augenhöhleneingangs	41 „	
26.	Horizontalbreite des Augenhöhleneingangs (Virchow)	38 „	(38)
27.	Grösste Höhe der Augenhöhle	34 „	(32)
28.	Vertikalhöhe „ „	33 „	
29.	Gaumenlänge	51 „	(53)
30.	Gaumenmittelbreite	31 „	(36)
31.	Gaumenendbreite	29 „	
32.	Profillänge des Gesichts	120 „	
33.	Profilwinkel	91,5°	(65°)
34.	Capacität	1160 ccm[1]	(1280)

Indices:

Längenbreitenindex	74,7	(78,2)
Längenhöhenindex	78,7	(77,6)
Gesichtsindex (Virchow)	90,9	
Orbitalindex (Virchow)	86,5	(84,2)
Nasenindex	54,0	(48,0)
Gaumenindex	60,0	(67,9)

Hr. W. Krause bezeichnet demgemäss den Schädel als: dolichocephal, hypsicephal, hyperorthognath, leptoprosop, platyrrhin, hypsikonch und leptostaphylin.

Nach den von Rud. Virchow im Jahre 1885 zusammengestellten Maassen der in Paris, Amsterdam, London und Berlin (47 Stück) vorhandenen Dayak-Schädel fanden sich unter 48[2]) Schädeln: 20 dolichocephale, 13 mesocephale, 15 brachycephale. Es ist von Interesse hinsichtlich der von R. Virchow seiner Zeit (a. a. O. 1885) aufgeworfenen Fragen, dass der vorliegende Schädel zu den dolichocephalen gehört. Die hypsikonche Orbita und die Platyrrhinie stimmen zu dem, bei dem II. Virchow'schen Schädel (1885) gefundenen Ergebniss. — Ich werde im Nachstehenden zur Abkürzung bei den zur Vergleichung herangezogenen, von R. Virchow beschriebenen Schädeln die Bezeichnung Sch. I, II, III, 1885 und Sch. IV, 1892 verwenden.

Von sonstigen Merkmalen dürften noch folgende hervorzuheben sein: An der Hinterhauptsschuppe finden sich mit leichter Asymmetrie zwei flache Tubera, ähnlich den Tubera frontalia und parietalia; ich will sie als „Tubera occipitalia“ be-

1) Mit Hirse gemessen.

2) Der im Jahre 1892 von R. Virchow gemessene Schädel ist hier eingerechnet: er ist hypsimesocephal, vermehrt also die Zahl der mesocephalen Köpfe um 1.

zeichnen. Die Kronennaht ist äusserst zackenarm, desgleichen ein langes Stück am vorderen Theile der Pfeilnaht; dagegen hat letztere in der Gegend des Obelion reichliche Zacken. Eine Protuberantia occipitalis externa ist kaum zu erkennen („Protuberantia schwach", Sch. IV, 1892), auch die Lineae nuchae sind schwach entwickelt; besser ausgeprägt erscheint die Crista occip. ext. Die Condyli occipitales sind sehr klein, stark nach vorn angesetzt (ebenso Sch. IV, 1892). Proc. styloid. klein; rechts ein stumpfer Proc. paramastoideus. Das Planum temporale reicht über die Tubera frontalia hinaus (s. auch den II. der 1885 von Virchow beschriebenen Schädel). Die Alae temporales oss. sphen. sind breit (Sch. II, 1885); beiderseits ein Os epiptericum. Fiss. orb. inf. eng (weit, Sch. II, 1885). Supraorbitalwülste schwach (gross, Sch. II, 1885); Jochbeine von mittlerer Grösse; Suturae zygom. max. winklig (Sch. II, 1885, — bei Sch. II, 1885 fand sich links die Andeutung eines Os malare bipartitum); der Sömmerring'sche Processus marginalis beiderseits sehr gross. Gaumen kurz (desgl. bei Sch. II und III, 1885), die Knochenvorsprünge desselben nur schwach entwickelt. Nasenwurzel breit (Sch. IV, 1892). Die beiden äusseren Ohrlöcher sind eng, vorn plattgedrückt, ähnlich wie bei Sch. I, 1885. Der Unterkiefer ist von gedrungener Form, jedoch kräftig; die Aeste sind breit und kurz, desgleichen deren Fortsätze, so dass die Incisura semilunaris flach erscheint. Die Zähne sind in beiden Kiefern fast sämmtlich erhalten und gut ausgebildet. Die Messungen ergaben:

1.	Höhe des Corpus mandibulae in der Symphyse, einschl. des Alveolarfortsatzes . .	32 *mm*
2.	„ „ Ramus	46 „
3.	Breite „ „ (Mitte)	32 „
4.	Abstand beider Anguli	94 „
5.	„ „ Proc. condyl.	76 „
6.	Breite des Condylus	20 „

Auffallend ist die sehr geringe Schädel-Capacität, während die Formen des Schädels sowohl im Ganzen wie auch im Einzelnen gut ausgebildet sind; es ist diese geringe Capacität um so beachtenswerther, als sie sich annähernd auch bei dem von R. Virchow 1892 demonstrirten Schädel findet. —

Der Vorsitzende fragt, ob man den Namen der Insel Bórneo oder Bornéo auszusprechen habe. —

Prof. Grünwedel und Ober-Stabsarzt Dr. Beyfuss erklären, dass es Bórneo heissen müsse. —

Hr. Bastian bemerkt, dass, wenn die Ableitung von Burnei, dem bei der Entdeckung zuerst bekannt gewordenen Sultanat, festgehalten würde, sich Bórneo ergeben würde. —

Hr. Grünwedel erwähnt, dass es ursprünglich Berunei (Brunei) hiess und Burnei nur eine Variante darstellt. —

Der Vorsitzende constatirt, dass wir in Zukunft die Accentuirung Bórneo gebrauchen werden. —

(34) Hr. Rud. Virchow zeigt und bespricht neu eingegangene

Schädel aus Süd-America, insbesondere aus Argentinien und Bolivien.

I. Schädel von Ñorquin, Süd-Argentinien.

(Hierzu Tafel XII.)

Nach langem Warten ist endlich eine reiche Sammlung von Schädeln aus Argentinien eingegangen, welche schon seit Jahren angemeldet war. Ueber ihre sonderbaren Schicksale ist in den Sitzungen vom 26. Mai 1888 (Verhandl. S. 221) und vom 28. October 1893 (Verhandl. S. 373) berichtet worden. Sie stammen von einer Ausgrabung, die Hr. Bodenbender im März 1888 in einem Chenque oder, wie übersetzt wurde, Patagonier-Gräberfelde ausgeführt hatte. Der Fundort war, wie damals gelesen wurde, als „etwas südlich von Ñaquin" gelegen, bezeichnet. Nach genauerer Prüfung der geographischen Verhältnisse durch Hrn. E. Seler hat sich ergeben, dass Ñorquin am Rio Agrio, einem Zuflusse des Rio Neuquen, eines nördlichen Quellflusses des Rio Negro, gemeint sein muss. Die Lage des Territoriums (gobernacion) Neuquen ersieht man aus der Beschreibung des Hrn. F. Latzina (Géographie de la République Argentine. Buenos-Ayres 1890, p. 439, 442). Ñorquin liegt im südlichen Argentinien, nahe der Cordillere im Westen, ungefähr in der Breite von Concepcion (Chile).

Die Schädel wurden im Laufe des Jahres 1893 von Hrn. F. Kurtz wieder aufgefunden und hierher geschickt. Sie sind trotz aller Fährnisse theils verhältnissmässig gut, theils erträglich erhalten hier eingetroffen, und ich habe den beiden Herren, die sich um sie bemüht haben, um so aufrichtiger Dank abzustatten, als meine persönliche Kenntniss von altpatagonischen Schädeln sich auf die Sendung beschränkt, welche unser verstorbener Freund, der berühmte Burmeister, uns 1873 besorgt hat (Verhandl. 1874, S. 51). Dieselben stammen von einem älteren Gräberfelde auf der Nordseite des Rio Negro in der Gegend von Carmen de Patagones, welches Don Francisco Moreno ausgebeutet und über welches er selbst berichtet hat (Revue d'anthropologie 1874, T. III, p. 72). In demselben fanden sich zahlreiche deformirte Schädel, namentlich solche mit abgeplattetem Hinterkopf: Moreno berechnet unter 45 Schädeln 18 deformirte und nur 27 von natürlicher Gestalt. Unter 4 uns zugegangenen Schädeln waren 2 stark, einer schwach deformirt. Den einzigen, scheinbar natürlichen habe ich auf Taf. I meiner Crania ethnica Americana abbilden lassen; er ist dolichocephal. Moreno selbst berechnete den Schädelindex für 11 männliche Schädel im Mittel zu 75, für 16 weibliche zu 74,15; die Rasse wäre demnach als eine dolichocephale zu betrachten.

Die Schädel von Ñorquin sind davon ganz verschieden. Ich will gleich vorweg bemerken, dass unter 26[1]) Exemplaren kein einziger deformirter vorhanden ist und dass 16 darunter brachycephal und nur ein einziger (Nr. 14) dolichocephal befunden wurden. Es ist daher kaum anzunehmen, dass sie mit den Schädeln von El Carmen zu derselben Rasse gehört haben. Obwohl beide Gräberfelder im Stromgebiete des Rio Negro liegen, so lässt sich doch leicht verstehen, dass dieses weit hingestreckte Gebiet Stämme verschiedener Rassen beherbergt hat; die vom Gebirge (Ñorquin), die nicht deformirt und vielfach brachycephal sind, nähern sich den Araucanern, während die von der Mündung des Rio Negro, also von der Ost-Küste am atlantischen Ocean, stark deformirt und dolichocephal sind und wahrscheinlich den patagonischen (Tehuelches-) Typus besassen. Dabei ist jedoch nicht

1) Es sind ausserdem noch 3 andere Schädel vorhanden, aber sie sind so stark verletzt, dass ich sie ausser Betrachtung lasse.

zu übersehen, dass die von Strobel beschriebenen Schädel aus patagonischen Paraderos hypsibrachycephal gewesen zu sein scheinen (Crania Amer. S. 51). Ueber die Zeit der Bestattung lässt sich leider nichts Genaues sagen: von den Küstenschädeln nehmen Burmeister und Don Moreno bestimmt an, dass sie vor der Conquista bestattet seien; über die Ñorquin-Schädel fehlen Angaben, welche einen chronologischen Schluss gestatten. Es lässt sich nur sagen, dass ihr Aussehen für ein höheres Alter spricht. Immerhin empfiehlt es sich, den Ñorquin-Schädeln nicht den Namen von „patagonischen" beizulegen. Aber auch eine direkte Einordnung unter die Araukaner wäre vielleicht verfrüht. Ich werde daher einfach den Localnamen (Ñorquin-Schädel) beibehalten.

Eine Besprechung der einzelnen Schädel würde mich zu weit führen: die nachstehende Tabelle enthält das wichtigste Material. Nur einen, mir besonders merkwürdigen Schädel (Nr. 3) und einen anderen (Nr. 17) werde ich genauer besprechen.

Was zunächst die Capacität betrifft, so ergiebt sich Folgendes: Es sind messbar 19 Schädel. Darunter haben einen Schädelraum

unter	1200 *ccm*	1
von	1201—1300 *ccm*	5
„	1301—1400 „	5
„	1401—1491 „	8

Nach meiner Eintheilung[1]) ist also nur einer nannocephal, alle übrigen gehören zu den Eurycephalen. Indess überschreitet keiner von ihnen das Extrem von 1491 (Nr. 17), dem sich nur noch ein zweiter mit 1490 (Nr. 11) annähert. Man kann daher sagen, dass die Mehrzahl den mittleren, eine nicht geringe Zahl den niedrigsten Formen der Eurycephalie angehört. Der Nannocephale mit nur 1100 *ccm* hat eine völlig geschlossene Synchondrosis spheno-occipitalis. Lässt man den jugendlichen Schädel Nr. 20, der manches Besondere darbietet, weg, so berechnet sich das Mittel

für 14 männliche Schädel	zu	1385 *ccm*
„ 5 weibliche „	„	1219 „
für 19 Ñorquin - Schädel	zu	1342 *ccm*

Sehr bemerkenswerth ist das verhältnissmässig hohe Maass des Horizontal-Umfanges:

466 *mm*	bei	1	Schädel	(Nr. 26)
471—480 *mm*	„	2	„	7
481—490 „	„	2	„	
491—500 „	„	3	„	
501—510 „	„	11	„	18
511—520 „	„	5	„	
521—526 „	„	2	„	

Die Schwankung zwischen 466 und 526 = 60 *mm* ist freilich recht bedeutend, aber die grosse Mehrzahl (18) hat doch über 500 *mm*. Es erklärt sich dieses hohe Maass aus dem Umstande, dass die Breitenentwickelung durchweg sehr beträchtlich ist und dass häufig auch das Hinterhaupt, nicht selten durch absonderliche Knochenbildung, sich weit hinausschiebt. So besitzt z. B. der Schädel Nr. 15 bei einer Capacität von nur 1298 *ccm* einen mastoidealen Durchmesser (Spitze) von 96, einen occipitalen von 111, einen auricularen von 117 *mm*. Das Extrem von 526 *mm* findet sich an dem Schädel Nr. 23, der ein ungewöhnlich grosses Os triquetrum occip. besitzt.

1) Crania ethnica Americana S. 22.

Die herrschende Schädelform ergiebt sich aus folgenden Indexzahlen:

hyperbrachycephal	4	16	hyperhypsicephal	5	16
brachycephal . . .	12		hypsicephal . . .	11	
mesocephal	9		orthocephal . . .	9	
dolichocephal . . .	1		chamaecephal . .	0	

Man kann sofort erkennen, dass der Typus hypsibrachycephal ist. Der einzige Dolichocephale (Nr. 14 mit einem Index von 74,3) hat zahlreiche pathologische Veränderungen: eine tiefe traumatische, übrigens alte Impression des linken Parietale, eine partielle Synostose der Nasenbeine, eine Hyperostose des Os tympanicum, zahlreiche warzige Knochen-Auswüchse am harten Gaumen u. s. w. Von den Mesocephalen sind meiner Schätzung nach 3 (unter 7) weiblich, 6 (unter 17) männlich: die Zahlen sind jedoch zu klein, um darauf weitere Schlüsse zu bauen. Orthocephalie findet sich bei 5 Männern und 3 Frauen, während Hypsicephalie bei 11 Männern und 4 Frauen erscheint, also in beiden Geschlechtern überwiegt.

In Betreff der absoluten Zahlen ist Folgendes zu bemerken:

1. Die grösste horizontale Länge variirte in nicht geringem Grade:

156 *mm*	1 mal	
163—170 „	5 „	
171—175 „	6 „	
176—180 „	9 „	
181—185 „	3 „	
186 „	1 „	
189 „	1 „	

Die extremen Zahlen, welche einerseits (156 *mm*) die Nannocephale, andererseits (189 und 186 *mm*) den Mann mit dem grossen Triquetrum occip. und einen Greis betreffen, können ausgeschieden werden. Es bleiben dann an erster Stelle die Kategorie 176—180 *mm* bei 9, die beiden Kategorien 171—175 und 163—170 *mm* bei 6 und 5, endlich die Kategorie 181—85 *mm* bei 3 Schädeln. Das sind mässige, zum Theil kleine Zahlen. Ihre Grösse ist wesentlich abhängig von der Auswölbung der Hinterhauptsschuppe.

2. Die grösste Breite betrug 133, 146, 148, 150 und 156 *mm* bei je 1 Schädel, 141—45 *mm* bei 12, 136—40 *mm* bei 9 Schädeln. Das sind ganz überwiegend grosse, vereinzelt sogar riesige Zahlen. Das kleinste Maass hatte der weibliche Schädel Nr. 21 mit einem Os Incae bipartitum; das grösste der Kephalone Nr. 25, welchem der Greisenschädel Nr. 22 sehr nahe kommt.

Die Stelle der grössten Breite nach den Regionen des Schädels findet sich

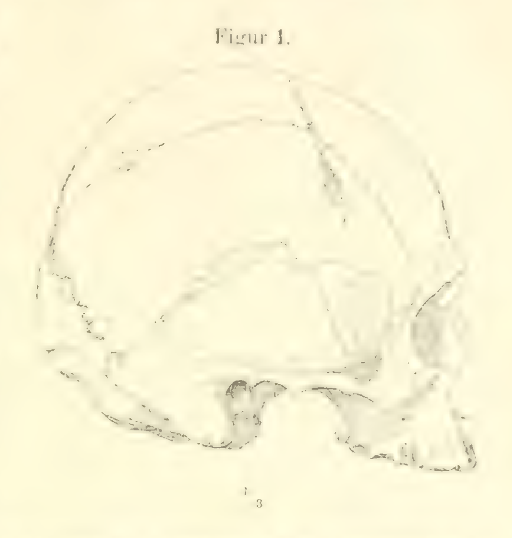
an den Tubera parietalia (Tp)	bei 4 Schädeln
„ „ Ossa parietalia unter den Tubera (pi)	„ 6 „
„ der Grenze der Parietal. und der Squama temporalis (tp) . .	„ 8 „
„ „ Squama temporalis (t)	„ 8 „

Die mehr jugendliche Form der Tubera parietalia ist verhältnissmässig selten (15,3 pCt.); sie besteht bei Nr. 16, 22, 23 und 26. Die Majorität der Schädel besitzt ein parieto-temporales oder ein temporales Breiten-Maximum; rechnet man das untere Parietal-Maximum hinzu, so zeigen untere Breite 22 = 84,6 pCt. Dies ist höchst charakteristisch.

Mit der grossen Breite verbindet sich eine ungewöhnliche Flächenausdehnung der Plana temporalia, die sich bis hoch über die Parietalia und weithin bis an und über die Lambda-Naht erstrecken und vielfach mit einer leistenförmigen Verdickung der Linea temp. sup. abschliessen. Ich werde darauf zurückkommen.

Die relative Länge erklärt sich aus der starken Hinausschiebung der an sich häufig kurzen Oberschuppe am Hinterhaupt und der Ausbildung eines breiten und starken Torus occipitalis, der um so auffälliger hervortritt, als unmittelbar unter demselben ein tiefer Absatz gegen die Unterschuppe folgt. Aber auch die grosse Entfaltung der Stirnnasenwülste trägt zu der Länge nicht wenig bei.

Figur 1.



Natürlich sind diese Eigenschaften an männlichen Schädeln besonders stark ausgebildet, so dass nach der für den Neanderthaler beliebten Vergleichung das Bild des Australier-Schädels (der im Uebrigen recht verschieden ist) vor das Auge tritt. Als Beispiel gebe ich die Abbildung von Nr. 17 in der Profilansicht (Fig. 1). Es ist dies ein männlicher, hypsibrachycephaler und sehr prognather Schädel von 1491 *ccm* Rauminhalt und grosser Breite (148 tp.) Die anderen Breitendurchmesser sind sehr bezeichnend: Tubera parietal. 108, auricular 120, mastoideal (Basis) 135, occipital 109 *mm*. Die Plana temporalia sehr hoch und nach rückwärts bis an die Lambda-Naht ausgedehnt. Hier beträgt die horizontale Umfangsdistanz der Lineae temp. nur 56 *mm*, während sie über der Mitte des Kopfes 103 *mm* erreicht. An der Stirn mächtige Wülste, besonders über der medialen Hälfte der Orbitalränder; am Nasenfortsatz laufen die Wülste ⌐ förmig zusammen, während nach der Stirn zu sie sich von dem Orbitalrande etwas entfernen; ihre Oberfläche ist fein porös, hier und da mit grösseren Löchern und Furchen, ihr Aussehen im Uebrigen dicht, wie sklerotisch. Glabella durch die Wülste stark markirt. Am rechten Parietale eine trichterförmige Grube, gerade an der Linea temp. Am Hinterhaupt eine kurze Oberschuppe, deren Spitze durch ein grosses Os apicis interparietale (30 *mm* sagittal, 33 frontal) ersetzt wird, und an deren unterer Grenze ein ungemein breiter, wulstiger Torus occipitalis mit starker, aber sehr verflachter Protub. externa sitzt. Cerebellarwölbungen stark. Das Foramen occip. magnum etwas unregelmässig, im Ganzen rundlich, nach hinten etwas ausgezogen; Durchmesser 35 auf 32 *mm*, Index 91,4. — Das Gesicht breit, Jochbogen weit ausgebogen (Distanz 139 *mm*). Auch die Wangenbeine stark vorspringend. Malar-Durchmesser (Tubera zyg. inf.) 101 *mm*; die Mitte der Wangenbeine knollig aufgetrieben, mit grossen Emissarien; Proc. front. oss. zygom. schmal, eingebogen, ohne Tub. temp. Orbitalindex 78,5, chamaekonch. Nase an der Wurzel schmal (13 *mm* gerader Querdurchmesser), Rücken stark eingebogen, Apertur gross; mesorrhin, Index 50. An dem kurzen (18 *mm*) und prognathen (Gesichtswinkel 70°) Oberkiefer weite Zahncurve mit sehr grossen Alveolen und tiefem, leptostaphylinem (Index 76,4) Gaumen. —

Die Gesichtsform der Ñorquin-Schädel hat sich nur an 6 Exemplaren bestimmen lassen und auch hier mehr approximativ, da die Zugehörigkeit der Unterkiefer nicht ganz sicher ist. Es waren (nach der von mir in den Verhandl. S. 178 vorgeschlagenen Terminologie):

mesoprosop. . . .	4
leptoprosop. . .	2

Dem entspricht einigermaassen das Verhalten der anderen facialen Indices:

Orbita (25)		Nase (24)	
chamaekonch	3	leptorrhin	8
mesokonch	10	mesorrhin	6
hypsikonch	5 } 12	platyrrhin	10
hyperhypsikonch (über 90)	7 }		

Wie so oft, zeigen sich hier nicht geringe Schwankungen, ganz besonders aber die erheblichsten Gegensätze zwischen Nasen- und Augenhöhlen-Indices. Chamaekonch sind nur 3: Nr. 13, 15 und 17; chamaeprosop keiner. Dominirend sind Hypsikonchie (12) und Platyrrhinie (10); demnächst folgen Mesokonchie (10) und Leptorrhinie (8). Das grösste Maass der Hypsikonchie (100) ergiebt der jugendliche Schädel Nr. 24; darnach folgt Nr. 9 mit 97,3. So zeigt auch das höchste Maass der Platyrrhinie (54,7) der kindliche Schädel Nr. 8, dem sich 2 jugendliche (Nr. 7 und 24) mit 53,6 und 53,4 anschliessen.

Stellt man Orbital- und Nasenindices zusammen, so ergiebt sich fast keine Congruenz. Nur der eine Punkt verdient Erwähnung, dass in keinem Falle Chamaekonchie und Platyrrhinie zusammen vorkommen. Sonst trifft man alle möglichen Combinationen. So findet sich z. B. Leptorrhinie in je 2 Fällen bei Chamae-, Meso-, Hypsi- und Hyperhypsikonchie; Platyrrhinie 4 mal bei Meso-, 2 mal bei Hypsi-, 4 mal bei Hyperhypsikonchie.

Auch die Beziehung zu den Gesichtsindices ist keine constante. Ich setze die Fälle hierher:

Schädel Nr. 3,	mesoprosop,	mesokonch,	mesorrhin.
„ „ 11,	„	„	platyrrhin.
„ „ 2,	„	„	mesorrhin.
„ „ 4,	„	„	platyrrhin.
„ „ 1,	leptoprosop,	„	„
„ „ 8,	„	hyperhypsikonch,	„

Die Orbitae sind im Allgemeinen gross, namentlich tief. Die Form des Einganges variirt beträchtlich. Verhältnissmässig oft ist der Diagonaldurchmesser von unten und aussen nach oben und innen verlängert, und dadurch die Augenhöhle nach oben und innen erweitert. Anderemale zeigt der Orbitaleingang eine Neigung zur viereckigen Form, wobei jedoch die Ecken abgerundet sind; der Anfang zu einer solchen Bildung darf in einer mehr horizontalen Richtung des oberen Randes gesucht werden. Dabei erniedrigt sich zuweilen der Höhendurchmesser, und der Orbitaleingang erscheint gedrückt (Nr. 12) oder queroval (Nr. 4), doch kann er auch hoch (Nr. 14, 18) bleiben. Auch kommt es vor, dass die Orbita unten weit und oben flach (Nr. 11), oder oben weit und unten gerundet (Nr. 19, 23) erscheint. Zuweilen ist die Fissura orbit. inferior auffallend weit (Nr. 19).

An der meist grossen und starken Nase besteht sehr häufig ein bemerkenswerther Gegensatz zwischen dem knöchernen Theil derselben und der Apertur: während letztere meist weit ist (Nr. 11, 18 und 23 haben einen Querdurchmesser von 27 *mm*), ist die knöcherne Nase fast ausnahmslos schmal, namentlich in der Mitte. Nur der Ansatz am Stirnbein verbreitert sich stark. Einige Beispiele mögen dies erläutern:

	Ansatz	Mitte	unten	Apertur
Nr. 1	14 *mm*	8 *mm*	18 *mm*	25 *mm*
„ 3	12 „	8 „	19 „	25 „
„ 4	10 „	9 „	17 „	24 „
„ 14	13 „	9 „	18 „	26 „

Die Stirnnasennaht greift öfter in den Nasenfortsatz des Stirnbeins ein. Der Rücken tritt im Ganzen stark hervor; wo die Nasenbeine ganz erhalten sind, zeigen sie gewöhnlich ausgesprochen aquiline Form, indem der Rücken im oberen Drittel stark eingebogen ist, dann aber sich vorwölbt und mit einer niedergedrückten Spitze endet. Dabei sind die Nasenbeine entweder ganz (Nr. 1) oder an ihrer Spitze (Nr. 3, 12, 13, 14, 15 u. 22) synostotisch. Die Rückenlinie selbst ist selten scharf, meist etwas abgerundet. Nur an dem jugendlichen Schädel Nr. 24 ist der Rücken etwas flacher und breiter. Wenn trotz der relativen Schmalheit und Höhe der knöchernen Nase in Folge der Weite der Apertur nur bei einem Drittel der Schädel Leptorrhinie besteht, so ist dies im Grunde mehr charakteristisch, als dass im Ganzen platyrrhine Indices überwiegen. Es erhellt aber auch, dass diese (untere) Platyrrhinie von der Platyrrhinie der Afrikaner gänzlich verschieden ist. Am Naseneingange findet sich, jedoch selten, ein Ansatz zur Bildung praenasaler Furchen (Nr. 21); in einem Falle erstreckt sich eine tiefe Einsenkung, welche die sämmtlichen Schneidezähne umfasst, 20 *mm* herab vom Naseneingange bis zum Alveolarrande. Im Gegensatze dazu steht eine sehr enge (22 *mm*) Apertur mit dicken sklerotischen Rändern an dem jugendlichen Schädel Nr. 7, der trotzdem einen platyrrhinen Index ergiebt.

An die aquiline Prominenz der Nase schliesst sich fast durchweg ein ausgemachter alveolarer Prognathismus des Ober-, in geringerem Maasse auch des Unterkiefers, wobei meist der Alveolarfortsatz gross und sehr kräftig ist. Die gerade Länge desselben beträgt 19 (Nr. 12), 20 (Nr. 2), 21 (Nr. 19), 22 (Nr. 4, 11, 15), 23 (Nr. 1) und 25 (Nr. 3) *mm*. Aber gelegentlich findet sich auch ein kürzerer Alveolarfortsatz bei ausgemachter Prognathie (18 *mm* bei Nr. 17), wie er namentlich an den jugendlichen Schädeln (Nr. 7, 24) besteht. Der Gesichtswinkel (Ohrloch, Nasenstachel, Nasenwurzel) beträgt bei einer grösseren Zahl (z. B. Nr. 1, 4, 6, 13, 15) 72, bei Nr. 2 und 9 75, bei dem kindlichen Schädel Nr. 7 74, bei Nr. 21 73, bei Nr. 19 71, bei Nr. 20 70, bei Nr. 11 68, bei Nr. 3 67°. Der Gaumen tief und dem Aussehen nach breit; die Rechnung ergiebt aber vorwiegend Leptostaphylie (in 14 Fällen) und nur selten (4 mal) Mesostaphylie. Der maxillare Antheil der Gaumenplatte ist durchweg kurz, der eigentlich palatine kräftig ausgebildet. Bei Nr. 2 sitzt ein heterotoper Zahn flach in der linken Hälfte der Gaumenplatte. Die Zahncurve ist überall nach vorn sehr weit. Die Zähne sind leider fast überall abgebrochen oder ausgefallen, aber ihre Reste haben eine beträchtliche Grösse.

Der Unterkiefer zeigt grosse Verschiedenheiten. Bei den Männern ist er kräftig, namentlich in seinem Mittelstück, weniger in den Aesten. Das Kinn ist wenig gerundet, tritt jedoch deutlich hervor; es ist an dem unteren Rande bald eckig abgesetzt (Nr. 4), bald mehr abgeflacht (Nr. 1). Die Seitentheile sind dick. Der Winkel zuweilen durch eine Ausbuchtung des unteren Randes abgesetzt, jedoch nicht zu einem eigentlichen Processus lemurianus (Nr. 3) entwickelt.

Nach dieser allgemeinen Schilderung habe ich noch einige Besonderheiten der Knochenbildung von mehr pathologischem Charakter zu erwähnen. Ich nenne zuerst die zahlreichen Hyperostosen. Unter ihnen steht obenan eine diffuse Hyperostose des Schädeldaches, welche vorzugsweise, zuweilen ausschliesslich, den muskelfreien Theil betrifft. Sie zeichnet sich leicht durch die etwas unebene, leicht porotische Beschaffenheit der Oberfläche aus, welche das Stirnbein, die medialen Theile der Parietalia und die Oberschuppe charakterisirt. An Schädeln, welche der Luft länger ausgesetzt waren (Nr. 2 und 13), blättert die neugebildete Schicht (Osteophyt) leicht ab und man sieht dann darunter die dichte und glatte

Fläche des normalen Knochens. Die Schwere der Knochen erweist sich hier trotz der Maceration und Austrocknung als beträchtlich. So hat Nr. 12 ein Gewicht von 716, Nr. 13 von 655, Nr. 14 von 586 und selbst der nannocephale Schädel Nr. 26, dem überdies grosse Theile des Gesichts fehlen, von 399,5 *g*, — Alles ohne Unterkiefer.

Neben dieser diffusen Hyperostose bestehen sehr starke, mehr physiologische Knochenanbildungen an den bekannten Stellen. Darunter ist in erster Stelle die schon erwähnte, massige Ausbildung der Stirnnasenwülste (Nr. 3, 5, 11, 12, 15, 17, 22, 23) zu nennen. Ihr steht an Häufigkeit und Stärke zunächst der Torus occipitalis, der regelmässig auf Kosten und daher mit Verkleinerung der Oberschuppe einhergeht, und der eine regelmässige Ausbildung der Protuberantia occip. externa nicht aufkommen lässt. Der halbpathologische Charakter dieser Knochenwülste ist daran zu erkennen, dass sie bei diffuser Hyperostose stärker werden und sich mit anderen Knochenauflagerungen verbinden. So namentlich mit einer stärkeren Ausbildung der Lineae temporales supremae, die förmliche Leisten bilden; bei Nr. 13 sitzt an dem frontalen Abschnitt der rechten Linea temporalis eine starke, schräg heraustretende Knochenwarze, und bei Nr. 3 setzen sich solche Auswüchse, wie wir noch sehen werden, bis auf die hintere Kante der Warzenfortsätze fort. Gelegentlich (Nr. 14) kommt auch eine Hyperostose des unteren Abschnittes vom Os tympanicum vor, und sehr häufig sind kleine Knochenauswüchse, selbst Warzen am harten Gaumen (Nr. 3, 4, 14, 15). Dies sind schon wirklich pathologische Gebilde, während die Vergrösserung der Prot. occip. zu einem umfangreichen Vorsprung (Nr. 13, 23) sich der halbphysiologischen Gruppe anschliesst.

Der Pathologie gehören diejenigen Vorkommnisse an, welche erfahrungsgemäss durch äussere Einwirkungen, namentlich Trauma, zu Stande kommen. Als solche erwähne ich folgende: Bei Nr. 23 findet sich am Ende des linken oberen Orbitalrandes neben einem starken Supraorbitalwulst ein knolliger Vorsprung von der Grösse einer starken Erbse, der durch einen tiefen Einschnitt von dem Orbitalwulst getrennt ist: offenbar ein sogenannter Aposkeparnismus, der wieder angeheilt ist. Nr. 14 zeigt eine starke, gleichfalls geheilte Impression am linken Parietale über dem Ohr (vgl. oben Nr. 17). Nr. 3 hat eine knopfförmige Exostose auf der Stirn und Nr. 9 eine grössere, breit aufsitzende Exostose am linken Parietale. Nr. 13 besitzt die seltene, wahrscheinlich congenitale Synostosis occipito-atlantica mit Defekt (Spina bifida) des hinteren Bogenstückes. Nr. 15 hat einen umfangreichen, jedoch geheilten Einbruch der ganzen Regio canina auf der linken Gesichtsseite. Ein rundes Loch von 23 *mm* Durchmesser im hinteren Theile des Stirnbeins bei Nr. 19 hat augenscheinlich einen traumatischen Ursprung.

Pathologisch sind ferner manche Bildungsanomalien der Schädelknochen. Die seltensten finden sich an der Basis: zweimal sitzt ein Condylus tertius, scharf am vorderen Rande vorspringend, am Foramen magn. occipit. (Nr. 5 u. 19); zweimal findet sich ein Processus paramastoideus (Nr. 18 u. 23). Dagegen ist verhältnissmässig gut entwickelt die Schläfengegend: die Ala magna sphen. ist meist breit ausgelegt; Epipterica finden sich nur in Nr. 4, ein Proc. front. sq. temp. gar nicht, dagegen habe ich 4mal Alae elongatae (Nr. 5, 10, 11 und 15) und 1mal, bei der alten Frau Nr. 22, eine Synost. spheno-temporalis notirt. Am häufigsten und grössten sind die Schaltknochen der Hinterhauptsschuppe: Ausser Worm'schen Beinen in den Schenkeln der Lambdanaht (Nr. 3, 24, 25) sind vorzugsweise die Schaltknochen am Lambdawinkel zu erwähnen, welche schwer

zu bezeichnen sind, da sie sich über die Gegend der Spitze der Hinterhauptsschuppe in der Richtung der Pfeilnaht weit nach vorn bis zwischen die Parietalia erstrecken. Sie sind also eigentlich Ossa interparietalia; da sie jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Membran der hinteren Fontanelle hervorgegangen sind, so wird man sie wohl am besten als Ossa fonticularia interparietalia bezeichnen. Für eine solche Deutung spricht namentlich Nr. 16, wo sich ein langer, continuirlich mit der Hinterhauptsschuppe hervorgehender Knochenfortsatz zwischen die Parietalia einschiebt. Das interparietale Schaltbein von Nr 17 habe ich schon vorher (S. 389) erwähnt; ein anderes von 45 *mm* Länge (sagittal) und 55 Breite (frontal) besitzt Nr. 13, und eines in Form eines Triquetrum von 40 auf 70 *mm* Durchmesser Nr. 23. Ein Os Incae fand ich nur bei einem Schädel (Nr. 21), wo ein Theil des Schaltknochens auf der linken Hälfte durch eine von der Spitze ausgehende Naht abgetrennt ist; nachträglich hat eine Verschmelzung aller dieser Theile begonnen. Mehrmals findet sich überdies eine breite Querrinne am Torus occipitalis, die wohl ein Rest der alten Quernaht ist.

Die sonst so häufigen Synostosen der Schädeldachknochen fehlen hier fast gänzlich. Ausser der eben erwähnten senilen Schläfen-Synostose bezeichne ich eine beginnende Verschmelzung der Pfeilnaht bei Nr. 19 und die mehrerer Nähte bei Nr. 3. —

Ueberblicken wir die ansehnliche Zahl der Ñorquin-Schädel, und erwägen wir die Ergebnisse der specielleren Betrachtung, so stellen sich trotz grosser und zum Theil gruppenweise wiederkehrender Verschiedenheiten doch sehr bemerkenswerthe Uebereinstimmungen heraus, welche vielleicht nicht auf eine einheitliche und reine Abstammung, aber doch auf einen gemeinsamen Grundstock hinweisen. Vor allen Dingen ist ein wohl erkennbarer Zug von Wildheit vorhanden, der uns zwingt, eine niedere Rasse anzunehmen. Dieser Zug äussert sich durch folgende Eigenschaften:

1. die geringe Capacität des Schädelraumes: obwohl nur ein nannocephaler Schädel darunter ist, so bleibt doch der grössere Theil (11 von 19) unter 1400 *ccm* und das Gesammtmittel beträgt nur 1342 *ccm*.
2. die ungewöhnliche Höhe und Ausdehnung der Plana temporalia, insbesondere gegen die hinteren und oberen Abschnitte des Schädeldaches. Die muskelfreie Gegend bildet daher am Mittel- und Hinterkopfe nur ein schmales Band, welches durch Knochenleisten, bezw. Zeichnungen begrenzt wird.
3. Die Stirnnasenwülste und der Torus occipitalis haben eine excessive Stärke.
4. Eine diffuse, stellenweise in stärkere Wucherungen übergehende Hyperostose überzieht einen beträchtlichen Theil der Calvaria.
5. Die überwiegend brachycephale Ausbildung des Schädels hat vorzugsweise die unteren Abschnitte des Mittel- und Hinterhauptes betroffen. Sie hat am Hinterhaupt ungewöhnliche fonticulär-interparietale Knochenbildungen hervorgerufen.
6. Das Gesicht hat durch starke Ausbildung der Jochbogen und der Wangenbeine, durch untere Platyrrhinie und starken alveolaren Prognathismus ein hässliches Aussehen gewonnen.
7. Zahlreiche Spuren traumatischer Einwirkungen lassen auf häufige Gewalteinwirkungen schliessen.

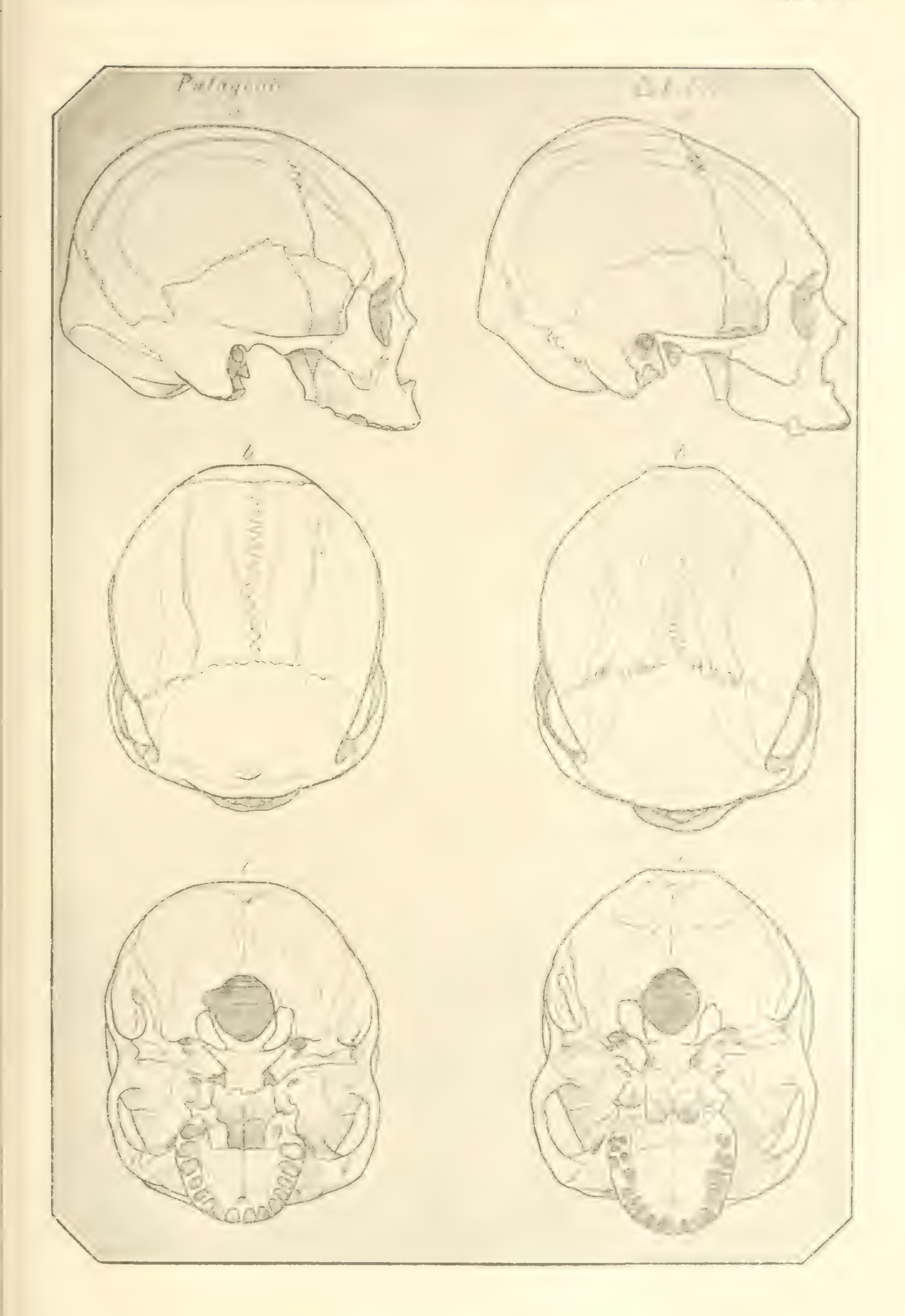
Sucht man auf dem weiten amerikanischen Continent nach Analogien, so giebt es deren bis jetzt nur wenige. Ich habe schon auf die Araukaner hingewiesen, über deren hypsibrachycephale Schädel ich wiederholt gesprochen habe (Verh. 1874, S. 58 und 1877, S. 156), wenngleich diese Form nicht ausnahmslos vorkommt (Verhandl. 1874, S. 258); auch in der Bildung der Nase und in der Prognathie stimmen sie mit den Ñorquin-Schädeln überein. Ihnen nahe stehen die argentinischen Pampeos, von denen unser verstorbener Freund Burmeister (Verh. 1875, S. 59) angab, dass sie den Aucas verwandt seien und dass unter letzterem Namen ein östlicher Zweig der Araukaner, diesseits der Cordillere, zu verstehen sei. Die von mir beschriebenen Schädel von modernen Pampeos (Verh. 1874, S. 59, vgl. S. 261) stammten nach ihm von Ranqueles, einem Sammelvolk, das einer Verschmelzung von Querandis mit Araukanern seine Entstehung verdanke. Auch sie sind ausgemacht brachycephal und prognath, nur zeigen sie häufig eine künstliche, wenngleich wahrscheinlich nicht beabsichtigte, Abplattung des Hinterhaupts, welche die Ermittelung der typischen Gestalt erschwert. Ich verweise auf die Abbildungen in meinen Crania ethn. Amer. Taf. II (Araukaner) u. III (Pampeo); die Betrachtung derselben und die Vergleichung der beigegebenen Beschreibungen wird ausreichen, ihre Verwandtschaft unter einander und mit den Ñorquin-Leuten erkennen zu lassen. Wenn die letzteren keine Erscheinung der Deformation darbieten, so dürfen wir doch nach ihren Eigenschaften annehmen, dass sie der grossen Gruppe der araukanischen Stämme angehört haben.

Der ungemein wilde Habitus der Ñorquin-Schädel erweckte schon bei ihrem ersten Anblick in mir die Erinnerung an Schädel eines nordamerikanischen Stammes, die ich seit langer Zeit als Repräsentanten des am meisten verkommenen Stammes, den ich überhaupt kennen gelernt habe, betrachte. In den Crania Amer. Taf. XVI, habe ich den Schädel eines Pah Ute aus Nevada abgebildet und dazu eine eingehende Beschreibung geliefert. In der hier beifolgenden Taf. XII ist dieser Schädel in 3 Ansichten [*a*) Norma temporalis, *b*) Norma verticalis, *c*) Norma basilaris] in verkleinertem Maassstabe ($^1/_3$) wiedergegeben; daneben sind die entsprechenden Ansichten eines Ñorquin-Schädels (Nr. 3) in demselben Maassstabe, beide nach geometrischer Zeichnung, gestellt. Wegen der Beschreibung des Pah-Ute-Schädels verweise ich auf die Crania Americana: die Beschreibung des Ñorquin-Schädels folgt hier:

Ñorquin-Schädel Nr. 3. Derselbe zeigt auf der rechten Seite bis zur Linea temporalis, aber auch an der Basis die weisse Bleichung von Knochen, die frei an der Luft gelegen haben: links ist er bis über die Lambdanaht hinaus, auch am Unterkiefer, bräunlich, also mit Erde bedeckt gewesen. Es ist der Schädel eines kräftigen Mannes von mittlerer Schädelcapacität (1392 *ccm*) bei einem Horizontalumfange von 514 *mm*. Er ist hypsibrachycephal (L.-Br.-I. 79,9, L.-H.-I. 77,1), also hoch und kurz. Die Scheitelcurve ist hoch gewölbt: die Stirn fliehend, die Stirncurve lang, die Parietalcurve kurz und hoch, mit der grössten Höhe 2 Finger breit hinter der Kranznaht, am Hinterkopf schneller Abfall mit steiler Oberschuppe und stark vortretender Protuberanz-Gegend, Unterschuppe sehr schräg gestellt und durch einen tiefen Absatz am Torus begrenzt.

Die Nähte am Dach beginnnen zu verstreichen, namentlich die Pfeilnaht und die Spitze der Lambdanaht. Die Coronaria im Ganzen einfach, nur an der Kreuzungsstelle mit der Linea temporalis leicht gezackt. Keine grösseren Emissarien am Schädeldach.

Die Stirn breit, mit sehr starken Stirnnasenwülsten, deren Oberfläche ein feinporöses Aussehen darbietet. Glabella nicht vertieft, schwache Tubera. Auf der


Patagonie
b
b

Mitte der Stirn eine starke, flachrundliche Exostose (*a* und *b*). Der Anfang der Linea temporalis zu einer warzigen, fast stacheligen Crista entwickelt. Gewaltige, aber stark gewölbte Plana temporalia, die sich bis auf die Oberschuppe fortsetzen. Tubera parietalia kaum entwickelt. Die Knochenoberfläche ist in der ganzen Ausdehnung der Plana glatt, dagegen sind die Lineae temporales superiores mit einem rundlich aufgeworfenen Rande versehen und von sehr unregelmässigem Verlauf. Sie beginnen an der Stirn mit einer Umfangs-Distanz (Bandmaass) von 100 *mm*, wenden sich dann medialwärts und nähern sich an der Coronaria bis auf 55 *mm*, hinter derselben sogar bis auf 52. In der Mitte der Parietalia beträgt ihre Entfernung von einander 72 *mm*, dann nähern sie sich wieder und überschreiten die Lambdanaht in einer Entfernung von 36 *mm* von der Mittellinie; alsdann folgen sie den Lineae semicirculares occip. super., bilden einen förmlichen Graht vor den Warzenfortsätzen und schliessen mit einer breiten, rauhen Linie auf der hinteren Kante dieser Fortsätze ab.

Auch die Schläfenschuppen sind gewölbt. Die Alae sphen. temp. hoch und gross; die Sphenoparietal-Naht hat eine Länge von 32 *mm*. Der Angulus pariet. anterior ist kurz. Die Ohrlöcher etwas abgeplattet; das Os tympanicum nach aussen und unten fast schnabelförmig ausgezogen.

Im Gegensatze zu der glatten Fläche der Plana temporalia ist das ganze muskelfreie Feld zwischen den Lineae semicirc. temp. uneben und porös. Die Stirn ist fast vollständig davon eingenommen, an den Parietalia dagegen ist es eng; es endigt an der Oberschuppe. Letztere ist klein und durch einen gewaltigen, bis zu 2 *cm* breiten Torus begrenzt, der sich von der grossen Protuberanz flügelförmig bis zur seitlichen Fontanellgegend erstreckt. Unter dem Torus folgt ein steiler Absatz gegen die grosse Unterschuppe, an welcher etwas flache Cerebellar-Wölbungen und starke Muskelansätze sichtbar sind, deren Oberfläche aber im Uebrigen ganz glatt ist.

Die untere Breite des Schädels ist sehr beträchtlich. Die grösste Breite (143 *mm*) liegt an der Grenze der Parietalia und der Temporalia; der auriculare Durchmesser beträgt 116, der occipitale 118, der mastoideale an der Basis der Warzenfortsätze 138, an der Spitze derselben 112 *mm*.

Das Foramen magnum occip. unregelmässig (abgesehen von einer ausgebrochenen Stelle *c* am rechten Rande), breit und daher im Ganzen mehr rundlich. Durchmesser 36 auf 35 *mm*, also Index 97,2. Kolossale, weit nach vorn gerückte und stark auf der Fläche gebogene Gelenkfortsätze. Starke Processus paramastoidei mit lufthaltigen Alveolen, besonders stark auf der rechten Seite. Apophysis basilaris breit, nach vorn etwas gehoben, mit flachem Tuberculum pharyngeum und jederseits mit abgesetzten Vorsprüngen. Der Rand des For. magn. nicht überall in gleichem Niveau; in der Mitte mehr vortretend, vorn und hinten etwas gedrückt.

Das Gesicht grob und kräftig. Index 85,2, mesoprosop. Jochbogen weit abstehend, phaenozyg. Distanz 142 *mm*; rechts Synostosis zygom. tempor. Wangenbeine vortretend, auf ihrer Mitte uneben gewölbt; Malardurchmesser 104 *mm*. Keine Tuberositas temporalis. Die Tuberositas zygom. maxill. wird ganz vom Oberkiefer gebildet. Hinter der Sut. zyg. max. am unteren Rande ein länglicher, glatter Defekt, gleichsam als sei hier ein Knochenstück ausgefallen. Orbitae gross, hoch und tief, mesokonch (Index 83,7); sie sind etwas ungleich, indem die linke nach unten und aussen stärker ausgewölbt ist. Sehr grosse Foramina infraorbitalia. Grosse und tiefe Fossae caninae. Nase kräftig, vortretend, aber etwas zu Katarrhinie neigend. Die Sut. nasofrontalis nach oben eckig vorspringend. Die knöcherne Nase im Allgemeinen eng; oben 12, in der Mitte 8, unten 19 *mm* im geraden Querdurchmesser

Laufende Nummer	Ñorquin-Schädel, Süd-Argentinien	Capacität ccm	Grösste Länge mm	Grösste Breite mm	Gerade Höhe mm	Ohrhöhe mm	Horizontal-Umfang mm	Gesicht, Höhe mm	Gesicht, Breite a (jugal) mm	Gesicht, Breite b (malar) mm
		I. Absolute Messzahlen.								
1	♂	1380	174	142 pt	136	115	506	119	132	99
2	♂	1300	171	142 p	136	117	502	114	128	99
3	♂ (Tafel XII) . .	1392	179	143 pt	138	114	514	121	142	104
4	♀	1225	173	139 pt	129	111	492	112	125	99
5	♂	1420	177	136 pt	141	118	506	120	—	95
6	♀	1275	165	137 pt	131	106	484	112?	—	94
7	♀ (jung)	—	167	140 pt	131	107	480	101	—	90?
8	? (Kind)	—	164	143 pt	123	110	488	103?	109?	81
9	♂	1310	175	138 t	139	112	505	120	—	90
10	♂	—	176	146 t	144	122	509	126	—	—
11	♂	1490	181	142 t	144	115	515	122	139	101
12	♂	1315	176	141 t	141	118	509	—	142	103
13	♂	1310	182	138 pi	130	120	509	—	133	93
14	♂	1420	183	136 pi	137	117	518	—	136	99
15	♂	1298	173	142 t	126	112	503	—	129	94
16	♂	1412	180	141 Tp	139	118	510	—	—	100
17	♂ (Fig. 1, S. 389)	1491	176	148 tp	142	123	505	—	139	101
18	♀	1240	175	139 t	131	103	495	—	131	100
19	♂?	1465	180	145 t	133	111	511	—	135	96
20	♀ (jung)	1422	176	142 pi	135	116	502	—	—	91
21	♀	1258	175	133 pi	130	119	494	—	134?	98
22	♂	1405	186	150 Tp	138	119	520	—	—	—
23	♂	—	189	145 Tp	—	119	526	—	—	100
24	? (jung)	—	163	139 tp	131	114	477	—	—	87
25	♂	—	177	156 t	137	120	521	—	—	100
26	♀	1100	156	141 Tp	127	106?	466	—	—	—

Gesicht, Breite c mandibular mm	Orbita, Höhe mm	Orbita, Breite mm	Nase, Höhe mm	Nase, Breite mm	Gaumen, Länge mm	Gaumen, Breite mm	Bemerkungen
	I. Absolute Messzahlen.						
93	34	40	52	25	50	38	Synost. nas.
99	34	40	48	25	48	38	Dens heterotop. palatinus.
111	36	43	52	25	—	40	Pl. temp. alt. Exost. front. Unregelm. Waugenbein (Defekt am Tuber). Proc. lemur. Proc. paramast.
90	32	39	45	24	55	37	Knochenwarze a. hart. Gaumen. Kleine Epipterica.
104	34	39	52	23	52?	34	Cond. tert. Leichte Hyperost. d. Schädeldaches. Alae elong.
87	33	39	45	23	51	42	falscher Unterkiefer?
88	34	36	41	22	48	36	sehr progn. Apert. nas. eng und sklerotisch.
86	33	35	42	23	—	—	falscher Unterkiefer.
92?	36	37	54	24	51?	40	Exost. pariet. links. Hyperost. calv.
—	—	—	—	—	—	—	sehr defekt. Alae elong. Starke diffuse Hyperostose.
111	36	43	51	27	55	41	stark verletzter Schädel. Prognath. Hyperostose. Unterkieferwinkel ausgelegt. Alae elongatae.
—	36	44	59	26	—	44	sehr schwer, 716 *g*. Allgemeine Hyperostose.
—	32!	42	52	24	50	41	Synost. atlant. c. def. post. Synost. nasal. prorhin. Gr. Os triquetr. interp. Starke Prot. occ. Warze a. d. Linea temp. 655 *g*.
—	36	42	57	26	58	44	starke traum. Impr. oss. par. sin. Hyperostos. audit. Schwer 586 *g*. Allgem. Hyperost. Etwas praenas. Synost. nas. part. Verruc. palati oss.
—	33	42	51	22	57	39	sehr progn. Alae elong. Alter geheilter Einbruch d. Fossa canina.
—	37	40	53	25	51	42	vertiefte Alae. Lang. For. magn. Verläng. d. Lambdawinkels u. Art e. Os interpar.
—	33	42	52	26	51	39	Os apic. interpar. triq. Progn. Os font. post.
—	34	39	51	27	54	38	progn. Proc. paramastoid.
—	34	39	51	24	48	34	rundes Loch im hinteren Theil des Stirnbeins. Allg. Hyperost. Syn. sagitt. incip. Condylus III.
—	36	40	49	26	53	37	allg. Hyperost.
—	34	42	49	26	52?	42	Spur d. Sut. tr. occip. (Os Incae bipart.). Praen. Progn. kurzer Alveolar-Forts..
—	36	43	51	24	—	—	progn. Senil. Syn. temp. sphen. Syn. nasi.
—	39	43	57	27	55	42	Os triq. max. Kolossale Stirnwülste. Gewaltige Prot. occ. Knollen am Orbitalrande. Processus paramastoideus.
—	34	34	43	23	—	32	grosse Worm'sche Beine r.
—	35	42	53	27	—	—	Kephalone. Sehr zertrümmert. Worm'sche Beine.
—	l. 37	41	48	—	—	—	nannocephal. Synchondr. sphen. occip. geschlossen. 399,5 *g*.

Ñorquin-Schädel. Süd-Argentinien	1 ♂	2 ♂	3 ♂	4 ♀	5 ♂	6 ♀	7 ♀ jung	8 ? Kind	9 ♂	10 ♂	11 ♂
II. Berechnete Indices.											
Längenbreitenindex . .	81,6	83,0	79,9	80,3	76,8	83,0	83,8	87,2	78,9	83,0	78,5
Längenhöhenindex . .	78,2	79,5	77,1	74,6	79,7	79,4	78,4	75,0	79,4	81,8	79,6
Ohrhöhenindex	66,1	68,1	63,7	64,2	66,7	64,2	64,1	67,1	64,0	69,3	63,5
Gesichtsindex	90,1	89,0	85,2	89,6	—	—	—	94,5?	—	—	87,7
Orbitalindex	85,0	85,0	83,7	82,0	87,1	84,6	94,4	94,2	97,3	—	83,7
Nasenindex	48,0	52,0	48,0	53,3	44,2	51,1	53,6	54,7	44,4	—	52,9
Gaumenindex.	76,0	79,1	—	67,2	65,3?	82,3	75,0	—	78,4?	—	74,5

Der Rücken tief eingebogen, aber nicht platt; Spitze stark erhoben und aquilin, synostotisch. Apertur gross, nach unten, besonders links, ausgeweitet, Querdurchmesser 25 *mm*, daher Index mesorrhin (48). Alveolarfortsatz gewaltig gross, 25 *mm* lang, stark prognath; Gesichtswinkel 67°. Zähne nachträglich sämmtlich abgebrochen, aber Alveolen gross. Zahncurve nach vorn stark ausgelegt. Gaumen tief und breit, nach hinten ausgebrochen.

Der Unterkiefer gross und kräftig, mit ausgelegten Winkeln, daher Querdistanz 111 *mm*. Das Mittelstück sehr stark, in der Medianlinie eingebogen, der Alveolarfortsatz vortretend. das Kinn dick, ohne vortretendes Centrum, der untere Rand gerundet. Die Seitentheile dick. Die Aeste breit (35 *mm*), jedoch mässig hoch: Processus coronoides 59, Pr. condyloides 61 *mm*, kleine Incisur. Vor den Winkeln ist der untere Rand ausgeschweift, so dass ein Ansatz zu Proc. lemuriani entsteht. Die Zähne fehlen meist, die vorhandenen sind stark abgeschliffen. Die hinteren Ränder der Molar-Alveolen springen stark vor. —

Schliesslich stelle ich die Hauptverhältnisse der beiden in Vergleich gezogenen Schädel neben einander:

	Pah Ute		Ñorquin	
Capacität	1190 *ccm*		1392 *ccm*	
Horizontalumfang . .	510 *mm*		514 *mm*	
Index: Längenbreiten-	79,1	mesocephal	79,9	brachycephal (an der Grenze)
„ Längenhöhen-.	72,0	orthocephal	77,1	hypsicephal
„ Ohrhöhen- . .	58,2		63,7	
„ Augenhöhlen-.	85,0	mesokonch	83,7	mesokonch
„ Nasen- . . .	50,0	mesorrhin	48,0	mesorrhin

Unverkennbar ist die Entwickelung des Ñorquin-Schädels die günstigere, insbesondere was den eigentlichen Gehirntheil anbetrifft, dagegen tritt eine um so grössere Aehnlichkeit in den Gesichtsindices hervor. Bei einer Vergleichung im Einzelnen steigt diese Aehnlichkeit noch bedeutend. Auch darf nicht übersehen werden, dass die Brachycephalie des Ñorquin-Schädels eine nur approximative ist, indem der Index von 79,9 formell sogar zu den Mesocephalen gestellt werden sollte. Es hängt die mehr ausgesprochene Mesocephalie des Pah-Ute-Schädels wesentlich von seiner um 3 *mm* grösseren Länge ab, welche der seitlichen Compression des Hinterhaupts (*b*) entspricht. Am meisten charakteristisch ist aber in beiden Fällen die gewaltige Ausdehnung der Plana temporalia und das hohe Hinaufrücken der Linea semicircularis temporalis; beide Eigenschaften sind bei den

12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26
♂	♂	♂	♂	♂	♂	♀	♂?	♀ jung	♀	♂	♂	? jung	♂	♀

II. Berechnete Indices.

80,1	75,8	74,3	82,1	78,3	84,1	79,4	80,5	80,7	76,0	80,6	76,7	85,3	87,6	90,4
80,1	71,4	74,9	72,8	77,2	80,7	74,9	73,9	76,7	74,3	74,2	—	80,4	77,4	81,4
67,0	65,9	63,9	64,7	65,5	69,9	58,8	61,7	65,9	68,0	64,0	63,0	69,9	67,8	67,9?
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
81,8	76,1	85,7	78,5	92,5	78,5	87,1	87,1	90,0	80,9	83,7	90,7	100,0	83,3	90,2
44,0	46,1	45,6	43,1	47,1	50,0	52,9	47,0	53,0	53,0	47,0	47,3	53,4	50,9	—
—	82,0	75,8	68,4	82,3	76,4	70,3	70,8	69,8	80,7?	—	76,3	—	—	—

Pah Ute in bestialischer Weise entwickelt, aber auch bei dem Ñorquin-Schädel in ganz ungewöhnlicher Stärke vorhanden.

Ist nun diese niedere Entwickelung eine typische Eigenschaft? oder darf man sie auf ungünstige äussere Einflüsse beziehen, welche mehr oder weniger auf alle Mitglieder der betreffenden Stämme einwirkten und sich auch im Laufe der Generationen nicht änderten? Beides ist denkbar. Für starke äussere Einwirkungen sprechen insbesondere die vorher aufgeführten pathologischen Zustände der Knochen, besonders die Hyperostosen und die mancherlei traumatischen Verletzungen. Aber eine dritte Möglichkeit ist auch nicht ausgeschlossen, die nehmlich, dass zunächst die äusseren Umstände eine schlechtere Entwickelung bedingten und dass sich daraus früher oder später, aber jedenfalls erst nachher, eine typische, d. h. erbliche Degradation entwickelte. Es würde sich zur Entscheidung dieser Fragen der Weg darbieten, schon in der Urzeit oder wenigstens in ältester Zeit ähnliche Formen aufzuweisen. Aus Süd-America ist meines Wissens nichts der Art bekannt. Der viel besprochene Schädel von Pontimelo in Argentinien hat sich, als er endlich nach Europa gebracht und genauer untersucht wurde, als ein dolichocephaler herausgestellt (Crania ethn. S. 29). Etwas näher kommen den Araukanern die brasilianischen Schädel aus den Muschelbergen (Casqueiros oder Sambaquis), namentlich durch ihre gelegentlich ausgesprochen hypsibrachycephale und prognathe Bildung (Crania S. 50, Fig. XX—XXII), aber sie zeigen nicht so wilde oder niedrige Formen, wie die Ñorquin-Schädel. Die Funde in den brasilianischen Knochenhöhlen von Lagoa Santa, Prov. Minas Geraes, haben durchweg dolichocephale Schädel ergeben (ebendas. S. 32). Es fehlt demnach an einer nahe liegenden Quelle für die Ableitung der niederen brachycephalen Schädel.

In Erwägung aller Umstände habe ich mich früher für die Pah Ute, bei denen die Verhältnisse ähnlich liegen, dafür entschieden, dass sie ein degenerirter Stamm seien (ebend. S. 24, 33), und zwar ein Stamm mit erblicher Degeneration. Nicht ohne Werth erscheint dabei die Erwägung, dass Beispiele einer günstigen Entwickelung unter ihnen nicht beobachtet sind. Was die Ñorquin-Leute betrifft, so befindet sich unter den vorliegenden 26 Schädeln ein einziger (Nr. 25), welcher das Aussehen eines Kephalonen darbietet, aber er ist so zertrümmert, dass seine Capacität nicht gemessen werden kann und dass wichtige Verhältnisse des Gesichts nicht mehr erkennbar sind. Möglicherweise hat bei ihm Hydrocephalie zu der Vergrösserung des Schädelraumes mitgewirkt. Immerhin können die vorher aufgeworfenen Fragen nicht bestimmt beantwortet werden. Wir müssen uns darauf

beschränken, dass die Schädelbildung der Ñorquin-Leute am meisten für einen Degenerationszustand spricht.

Es hat sicherlich etwas Ueberraschendes, dass an zwei, so weit von einander entfernten Stellen des westlichen Continents, in den Felsengebirgen des Nordens und in der Nähe der südlichen Cordillere, ganz ähnliche Schädelformen zu Tage gekommen sind. Trotz der Entfernung ist die Möglichkeit einer Verwandtschaft zwischen den Ñorquin-Leuten und den Pah Ute nicht einfach zurückzuweisen. Hat doch Hr. ten Kate neuerlich (Revista del Museo de la Plata. 1893, T. V, 345. Intern. Arch. f. Ethnog., Bd. VII, 1894) Parallelen zwischen der Cultur der Shiwians oder Zuñi und derjenigen der Calchaquis gezogen. Von Wanderungen der Stämme selbst über so grosse Strecken ist bisher freilich nichts sicher gestellt, aber es giebt doch Parallelen in den vielfach behaupteten Wanderungen der Tolteken und der Peruaner. Bestätigt sich die Analogie im physischen Bau zwischen südargentinischen und nordamerikanischen Schädeln, so würde die Annahme einer Wanderung der Stämme sich kaum abweisen lassen.

Wir müssen daher den HHrn. Bodenbender und F. Kurtz sehr dankbar sein, dass sie so viele Mühe aufgewendet haben, um die Ñorquin-Schädel zu gewinnen, und dass sie uns diese werthvollen Stücke gesendet haben. Möge das Glück ihre Schritte auf dem Wege der grabenden Anthropologie auch weiterhin begünstigen! —

II. Schädel aus Nord-Argentinien und Bolivien.

Unsere Gesellschaft besass bis jetzt aus Nord-Argentien (Provinz Tucuman) einen Calchaqui-Schädel; ich habe ihn in der Sitzung vom 19. Juli 1884 (Verh. S. 373) vorgelegt und besprochen. Er zeigt eine starke Abplattung des Hinterhaupts (Crania ethn. Amer. S. 11, Fig. 1). Einen zweiten Calchaqui-Schädel erhielt ich später; er stammt aus einem Friedhofe bei Belen in der Provinz Catamarca und zeigt die seltene „dreilappige" Form der Deformation (Crania S. 14, Anm. 2).

Gegenwärtig bereist diese Gegenden unser in südamerikanischen Dingen wohlerfahrenes Mitglied, Hr. M. Uhle, im Auftrage des ethnologischen Comités. Er ist von Buenos Ayres nördlich gegangen, hat die Calchaqui-Region nach verschiedenen Richtungen durchsucht und reiche Sammlungen, insbesondere durch Ausgrabung, gewonnen. Eine erste, für mich bestimmte Schädelsammlung aus diesen Gegender wurde in der Sitzung vom 17. Juni 1893 (Verhandl. S. 306) angekündigt; sie ist nach langem Warten endlich eingetroffen. Seitdem hat Hr. Uhle seine Reise nordwärts fortgesetzt, hat die Cordillere in der Richtung auf Tupiza überstiegen und ist nach Bolivien gelangt, wo er in glücklichster Weise seine Gräberuntersuchungen fortgesetzt hat[1]). Im Kgl. Museum für Völkerkunde ist eine sehr grosse Sendung eingetroffen, welche zahlreiche Mumien und Schädel, aber auch eine Fülle von ethnographischen Gegenständen, namentlich von Thongefässen seltener Art, umfasst. Der anthropologische Theil der Sendung ist der Gesellschaft zum Kaufe angeboten worden und wird von derselben nach dem vorher gefassten Beschluss (S. 366) erworben werden. Genauere Angaben über die Fundumstände werden erst später gegeben werden können. Leider sind ein Paar Briefe des Hrn. Uhle an mich, welche über die mir zugegangenen Schädel berichteten, durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen; nur die Inschriften auf den Schädeln gestatten eine vorläufige Einordnung derselben nach geographischen Gesichtspunkten.

---

1) Vorläufige Mittheilungen darüber stehen in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1893, S. 521 und 1894, S. 328.

Letzteres hat sich auch nach einigen Hinweisungen in den an das Museum gelangten Berichten für die grössere Sammlung ermöglichen lassen.

Indem ich eine Anzahl ausgewählter Schädel vorlege, beabsichtige ich auch vorzugsweise, eine Art von geographischer Uebersicht der Formen zu geben. Eine solche hat ein recht grosses Interesse im Vergleich mit den uns bisher bekannten Formen aus den benachbarten Gebieten des alten Peru. Die in fast unübersehbarer Häufigkeit in den europäischen und amerikanischen Sammlungen aufgehäuften Schädel von da stammen vorzugsweise aus Küstengegenden; nur ein kleiner Theil derselben ist aus den Gebirgsgegenden gebracht und auch diese gehören fast sämmtlich der Westabdachung an. Zum ersten Male sehen wir den Ostabhang und die Centralkette bei uns reichlicher vertreten.

Die bisher nach Europa gelangten Schädel sind in so grosser Zahl künstlich deformirt, dass es noch nicht gelungen ist, in einwandsfreier Weise die Urform der peruanischen Rasse zu bestimmen. Die Deformation selbst ist in so mannichfaltiger Weise geübt worden, dass fast alle möglichen Arten derselben zur Erscheinung gekommen sind; meine Crania Americana, namentlich Taf. IV—IX, XXV und XXVI, legen Zeugniss davon ab (vergl. daselbst S. 10—15). Während man früher nur einzelne Arten der Verunstaltung zu beschreiben pflegte, hat sich mehr und mehr herausgestellt, dass überhaupt keine Art derselben in der Welt aufgefunden ist, für welche es nicht altperuanische Analogien giebt. Immerhin sind einzelne derselben recht selten, andere gewöhnlich. So wirft sich natürlich die Frage auf, ob die besondere Form der Verunstaltung nicht an einzelne Orte geknüpft, also vielleicht eine Eigenthümlichkeit gewisser Stämme gewesen sei, etwa ähnlich wie man in Nordwest-America dicht neben einander Flatheads und Longheads, jedoch jede von beiden auf eine verschiedene Gegend und auf verschiedene Stämme beschränkt, antrifft.

Die Ankunft so vieler Schädel aus ganz neuen Fundstätten erweckte daher in mir die Hoffnung, es würde sich darunter eine genügend grosse Anzahl finden, welche nicht deformirt seien, welche also über die typische Form der alten Bevölkerung Aufschluss geben könnten. Ebenso durfte wohl erwartet werden, es könne aus der Vergleichung der verschiedenen, zum Theil recht weit von einander abliegenden Lokalitäten ein Bild gewonnen werden, wie sich die Mode der Deformation verbreitet habe, — eine Betrachtung, welche zugleich die Möglichkeit zu eröffnen schien, über Wanderungen und Vermischungen der Stämme Aufklärung zu gewinnen. Die Untersuchung hat diese Voraussetzungen nicht ganz bestätigt. Sie hat nur eine gewisse Verschiedenheit in der Verunstaltung der Köpfe erkennen lassen, welche nicht ohne Wichtigkeit erscheint.

Zunächst gebe ich eine Uebersicht über die Fundstätten und über die Zahl der eingesendeten Objekte:

1. Die mir zugegangene Sendung enthielt[1])

von Medanito	7	Schädel
„ Tinogasta, Trümmerfeld am Rio del Inca	2	„
„ Aniyaco-Watangasta	1	„
„ Nacimientos	1	„
„ Londres	1	„
„ Toma (Puerta)	1	„
„ Barranca	8	„
zusammen	22	Schädel

1) Ausser den aufgeführten Schädeln waren noch zertrümmerte Stücke von Cienega und Aimogasta darunter.

2. Die dem Museum überschickte Sammlung umfasste

von Agua Caliente	44	Schädel
„ Pueblo viejo	80	„
mit D I bezeichnet	10	„
„ E „	24	„
im Ganzen . .	158	Schädel

Mehrere Mumien sind nicht mit eingerechnet.

Ich bemerke, dass Agua Caliente und Pueblo viejo (in der Quebrada von Tucuté, 2 leg. südlich von Casabinda) in der nördlichsten Provinz von Argentinien, Jujuy, und zwar im Depart. Cochinoca liegen. Von den Schädeln unter D I sind einige mit Curahuara de Pacajes in Bolivien (und zwar aus Chulpas) angegeben, andere scheinen, nach den Aufzeichnungen im Museum, aus Chulpas bei Tolapampa (östlich vom See von Poopó) zu stammen. 2 Schädel, also wohl solche unter E, sind für das benachbarte Caranga fest bestimmt. 4 tragen die Inschrift La Jaya, Chulpas. Ausserdem sind 5 Schädel (mit 6 Unterkiefern) von Potosí angemeldet[1]).

Tinogasta ist ein Departement der argentinischen Provinz Catamarca, in dem auch Medanito, Nacimientos und La Toma liegen, indess giebt es auch Orte mit dem Namen Nacimientos in den Departements Belen und Santa Maria. Jedenfalls kann wohl angenommen werden, dass die erste Sendung ausschliesslich nordargentinische Schädel umfasst. Ein Barrancas finde ich in der Provinz Santiago del Estero, Departement Loreto.

Was nun zunächst die Frage der natürlichen Schädelform anbetrifft, so hatte ich bei der Ordnung des Materials im Museum Anfangs den Eindruck, als befinde sich eine grössere Zahl solcher Schädel in der Sammlung. Eine genauere Betrachtung reducirte diese Zahl immer mehr. Offenbar hatte mich der Gegensatz wenig deformirter Stücke inmitten so vieler stark deformirter getäuscht. Insbesondere die hintere Abplattung, die bald auf der Wölbung der Oberschuppe, bald in der Gegend der hinteren Fontanelle, einmal (Agua Caliente Nr. 32) auch auf dem einen Parietale liegt, ist zuweilen so schwach, dass man erst bei längerer Uebung dieselbe von zufälligen Abflachungen unterscheiden lernt. Ich kam zuletzt auf ein sonderbares Mittel, die Abflachung schnell zu finden. Zufällig blieb ein Schädel, den ich aus der Hand legte, auf der Tischplatte stehen, die Stirn nach oben gerichtet. Ich machte dann in zweifelhaften Fällen den Versuch, ob die Schädel auf der Hinterhauptsschuppe aufrecht stehen blieben, und siehe da, unter 18 Schädeln, die ich zuerst für normal gehalten hatte, standen 5.

Nachstehend gebe ich die Liste der Anfangs als typisch betrachteten Schädel aus der Museums-Sammlung:

Agua Caliente	Länge *mm*	Breite *mm*	Höhe *mm*	L.-Br.-I.	L.-H.-I.
Nr. 10	166	137	141	82,5	84,9
„ 15	182	144 tp	137	79,1	75,3
„ 25 etwas plagiocephal	162	151 pi	143	93,2	88,3
„ 29 steht frei auf dem Occip. .	165	151 Tp	138	91,5	83,6
„ 30	162	146 p	140	90,1	86,4
„ 32 steht auf dem Pariet. . . .	169	146 Tp	133	86,4	78,7
„ 42 Kephalone	170	158 Tp	138	92,9	81,2

1 Dieselben sind nachträglich angekommen: es sind vorzugsweise Thurmköpfe.

Pueblo Viejo	Länge mm	Breite mm	Höhe mm	L.-Br.-I	L.-H.-I.
Nr. 16 steht	166	143	136	86,1	81,9
„ 38 Sq. occip. prom.	179	149 Tp	142	83,2	79,3
„ 41 schwach def., schief	175	140 t	148	80,0	84,6
„ 45 schwach def.	175	135 t	140	77,1	80,0
„ 56!	176	137 p	146	77,8	83,0
„ 60 Thurmkopf!	176	139 tp	147	79,0	83,5
„ 76 steht	175	156 pi	139	89,1	79,4
„ 80 Cond. III	165	145 pi	130	87,9	78,8
E 4 trepanirt, schwach def. . . .	175!	131 pt	139	74,9	79,4
„ 5 schwach def.	157!	132 pt	—	84,1	—
„ 15 steht.	170!	137 pt	139	80,6	81,8

In dieser Liste finden sich 6 mesocephale auf 11 brachycephale Schädel. Ein dolichocephaler ist nicht darunter. Nehmen wir einmal an, die 17 Schädel wären typische, so würde sich ein Gemisch von meso- und brachycephalen Formen ergeben, in welcher die Brachycephalie (64,7 pCt.) etwa ⅔, die Mesocephalie (35,2 pCt.) ausmachte. Rechnet man die 5 Schädel ab, welche auf dem Hinterhaupt stehen, ferner 4 schwach deformirte und einen Thurmkopf, so bleiben 7 Schädel übrig, welche zu keiner Beanstandung Veranlassung bieten. Unter diesen sind wiederum 4 brachycephale und 3 mesocephale. Das Mischverhältniss bleibt also auch hier bestehen.

In meinen Crania Americana habe ich zwei Schädel abgebildet, welche mir in dieser Beziehung bemerkenswerth erscheinen. Der eine (Taf. XXV) wurde aus einer grossen Zahl von Ancon-Schädeln ausgewählt, „weil er von den gewöhnlichen künstlichen Verunstaltungen der Peruaner fast nichts an sich trägt und ausserdem nur solche krankhafte Veränderungen zeigt, welche auf seine Form keinen entscheidenden Einfluss ausüben konnten." Er erwies sich als orthobrachycephal (L.-Br.-I. 82,9, L.-H.-I. 74,5). Der andere (Taf. XXVI) wurde zusammen mit einem anderen aus einem Grabe von Paucartambo entnommen, welches noch eine zweite Mumie enthielt. Er war orthodolichocephal (L.-Br.-I. 73,2, L.-H.-I. 71,6) und ich betrachtete ihn eine längere Zeit hindurch als ein gutes Beispiel eines normalen (typischen) Dolichocephalus. Allein der Kopf der zweiten Mumie desselben Grabes war hypsimesocephal, fast brachycephal (L.-Br.-I. 79,4, L.-H.-I. gleichfalls 79,4). Nach genauer Erwägung gelangte ich zu dem Schlusse, dass gerade dieser zweite Schädel die typischen Merkmale der Rasse zur Erscheinung bringe, der erste dagegen eine individuelle Variation darstelle, bedingt durch ein grosses Os Incae. Angesichts der jetzt gefundenen Verhältnisse muss ich bestätigen, dass die alte Rasse, welche in den Mumiengräbern bestattet ist, einen brachycephalen, bezw. einen zur Brachycephalie neigenden Typus besass und dass dieser Typus über die Cordillere hinaus bis nach Ost-Bolivien und Nord-Argentinien zu verfolgen ist.

Unter den mir übersendeten Schädeln sind 3, welche den Anschein eines normalen Baues zeigen. Darunter stammen 2 von Barranca (Nr. 22 und 25); sie sehen aus, als kämen sie nicht von Mumien, sondern von alten Bestattungsgräbern: ihre Oberfläche ist mehr opak, grau, rauh, wie granulirt. Ganz verschieden

ist ein Schädel von Tinogasta (Nr. 10), der ausdrücklich als von einem Kirchhofe stammend bezeichnet ist: er hat eine ganz glatte, gelbliche Oberfläche und dürfte ziemlich neuen Datums sein. Die Messung ergab Folgendes:

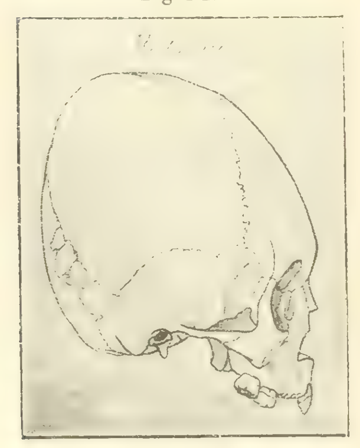
		Länge	Breite	Höhe	L.-Br.-I.	L.-H.-I.
Barranca	Nr. 22	162	138 pi	130	85,2	81,2
„	„ 23	161	144 pi	138	89,4	85,7
Tinogasta. . . .	„ 10	176	132 t	137	75,0	77,8

Auch hier die grössten Gegensätze: bei den Barranca-Schädeln Hypsibrachycephalie, bei dem Tinogasta-Schädel Hypsidolichocephalie, freilich an der Grenze der Mesocephalie. Unmöglich können diese Schädel derselben Rasse angehört haben. —

Was die Formen der künstlichen Verunstaltung betrifft, so habe ich schon erwähnt, dass die neuen Schädel ausser der gemeinen occipitalen oder occipito-frontalen Deformation eine Reihe von seltenen Verunstaltungen zeigen, welche man bisher, nicht ohne Grund, als an bestimmte Oertlichkeiten gebunden betrachtete. Einige davon sind besonders bemerkenswerth, weil sie fast ausschliesslich in Nord-America beobachtet waren. Indem ich die oft besprochenen peruanischen Thurmköpfe (Inca-Schädel), die auch auf dem neuen Gebiete in Bolivien häufiger (La Jaya u. s. w.) vorkommen, übergehe, erwähne ich kurz folgende:

1. Die Natchez-Form. Ich habe über dieselbe in den Crania Amer. (S. 16) ausführlich gehandelt. Sie entspricht der Tête cunéïforme relevée von Gosse: der Schädel ist sowohl von hinten, als von vorn her so stark zusammengedrückt, dass er eine fast scheibenförmige Gestalt angenommen hat; da die Basis durch Druck wenig verändert, die Scheitelcurve aber stark zusammengebogen wird, so würde ein Sagittal-Durchschnitt bei extremer Compression keilförmig ausfallen müssen. Diese Form war bei den Natchez in der Gegend der Mississippi-Mündung bis in die neuere Zeit vorherrschend (Crania S. 11, Fig. IV). Nun hat aber schon Gosse Beispiele für dieselbe Form aus Peru beigebracht, und auch ich habe einen Schädel von Truxillo abgebildet (ebend. S. 11, Fig. III, vgl. S. 17), der in ausgezeichnetem Grade diese Erscheinung zeigt. Noch viel mehr ausgeprägte Beispiele enthält die neue Sammlung von Pueblo viejo (Nr. 47, 59 u. 62); darunter befindet sich auch ein Kinderschädel (Nr. 47). Am schärfsten ausgeprägt ist die Natchez-Form aber an Schädeln von Medanito (Nr. 6 u. 8, vgl. Fig. 2), von wo ausserdem ein Paar Schädel mit einfacher, aber starker, hinterer Abplattung stammen. Ich habe diese Art der Deformation unter dem Namen der arteficiellen Hypsicephalie als eine Unterabtheilung der künstlichen Brachycephalie aufgeführt (Crania Amer. S. 11).

Figur 2.

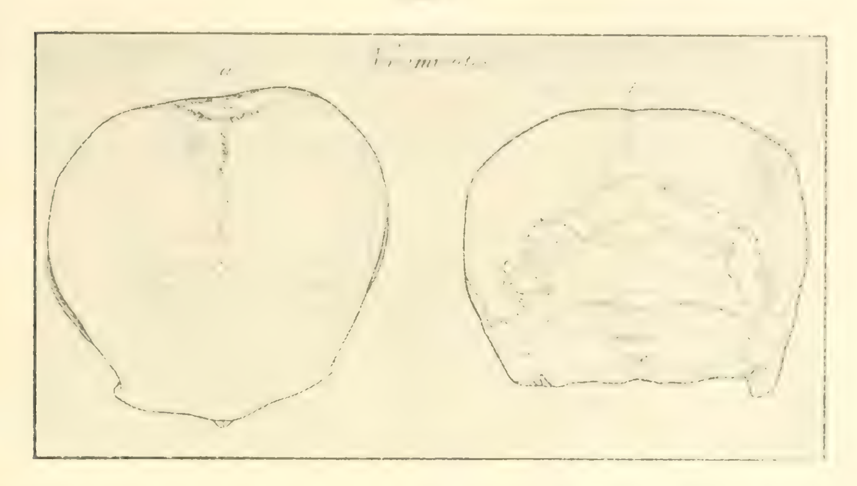


2. Die Flathead-Form vom unteren Columbia-River (Nordwest-Küste) ergiebt im Extrem die Tête cunéïforme couchée von Gosse. Im Gegensatze zu der Natchez-Form stellt sie das typische Bild der künstlichen Chamaecephalie (Crania S. 12, Taf. XX) dar. Ihr schliesst sich die Longhead-Form an, wo ausser der Erniedrigung des Schädels die Verlängerung des Hinterkopfes ent-

scheidend hervortritt (Crania S. 13, Fig. VII). — Besonders starke Depression des Schädels haben die Schädel Nr. 11 und 39 von Agua Caliente.

3. Die Tête trilobée (Gosse) ist gleichfalls eine weitere Ausbildung der Flathead-Form, indem an dem niedergedrückten Schädel die Gegend der Tubera parietalia compensatorisch erweitert wird und hervortritt, während die Wölbung der Stirn oder die des Hinterhauptes die dritte Vorragung darstellt. Man sieht dies recht schön an einem Schädel von Nacimientos (Fig. 3, frühere Sendung Nr. 17). Die erste eingehende Schilderung von Gosse betraf Schädel von den

Figur 3.



Sacrificios-Inseln vor Vera Cruz. Wie schon erwähnt (S. 397), gehört in die gleiche Kategorie mein Calchaqui-Schädel von Belen, sowie einer von Ancon (Crania S. 12, Fig. VI).

Es mag genügen, diese Fälle vorgeführt zu haben. Sie beweisen, dass auch die sonderbarsten Formen der Deformation sich über weite Gebiete von America erstrecken und dass die gleichen in Nord- und Süd-America auftreten. Vorläufig fehlt jeder weitere Anhalt dafür, diese Verbreitung auf eine wirkliche Tradition zurückzuführen oder gar die Stämme mit gleicher Deformation von einer und derselben Rasse abzuleiten; immerhin verdienen diese Fragen die weitere Aufmerksamkeit der Forscher. Zunächst wird es darauf ankommen, das thatsächliche Verhältniss zu ermitteln. Hierin wird das Beispiel des Hrn. Uhle, dem wir zu grossem Danke verpflichtet sind, hoffentlich viel Nachfolge finden.

Nachdem ich einige Punkte besprochen habe, worin die nordargentinischen und bolivianischen Schädel mit peruanischen übereinstimmen, möchte ich jetzt auf einige bemerkenswerthe Differenzen hinweisen, welche mich sehr überrascht haben. Es sind folgende:

1. Die Exostosen der äusseren Gehörgänge, welche bei Peruanern so häufig sind, fehlen hier gänzlich. Ueber das Wesen und die Eigenschaften dieser Exostosen habe ich wiederholt gehandelt; in den Crania Americana habe ich auf Taf. IX beide Gehörgänge von je 3 Schädeln abbilden lassen, und auf S. 27 die erforderlichen Erläuterungen gegeben. Darauf darf ich verweisen; hier wird es genügen zu erwähnen, dass die Exostosen krankhafte Auswüchse des Os tympanicum (ursprünglich Annulus tympanicus) sind, welche die Lichtung des Gehör-

ganges mehr oder weniger vollständig ausfüllen können. An Ancon-Schädeln traf ich sie in einer Häufigkeit von 13,4 pCt. Um so merkwürdiger ist es, dass unter den 180 neuen Schädeln kein einziger damit behaftet ist.

Es findet sich dafür eine eigenthümliche, partielle Hyperostose des Os tympanicum nicht ganz selten, aber sie unterscheidet sich nicht bloss durch ihre mehr flache Ausbreitung, sondern noch mehr durch ihren Sitz. Während die Exostosen hauptsächlich an dem oberen Umfange des Ohrloches sitzen, da wo die Enden des nicht ganz geschlossenen Annulus sich gegen einander biegen, finden sich die Hyperostosen am unteren Umfange, namentlich am hinteren Abschnitte desselben; sie stellen etwas rauhe, leicht blätterige, flache, in extremen Fällen auch wohl knollige Auflagerungen von dichtem Knochengewebe dar. Ich bemerkte ihr Vorkommen zuerst an Schädeln von Alfuren des malayischen Meeres (Verh. 1889, S. 177, 181), wo die Hyperostose sich zuweilen über den Warzenfortsatz ausdehnt, nächstdem an Schädeln des S. Barbara-Archipels an der californischen Küste (ebend. S. 395, 397) und der Longheads von Koskimo und Cape Scott (ebend. S. 401, Crania Amer. S. 13, Fig. VII, S. 28). Unter unseren neuen Schädeln fand ich sie

5 mal	unter	44	Schädeln	von Agua Caliente . .	=	11,3 pCt.
21 „	„	80	„	„ Pueblo viejo . . .	=	26,2 „
1 „	„	24	„	unter E	=	4,1 „
27 mal	unter	158	nordargentinischen Schädeln	. .	=	17,0 pCt.

Die Häufigkeit ihres Vorkommens zeigt, dass es sich nicht um ein zufälliges Verhältniss handelt. Zweifellos sind es pathologische Erscheinungen. Früher habe ich einige Andeutungen über ihre Ursachen gegeben; ich komme darauf nicht zurück, da ich ein abschliessendes Urtheil nicht gewonnen habe.

Ich muss jedoch einen anderen Punkt hier kurz berühren. Schon Welcker hatte die Meinung ausgesprochen, dass die Exostosen eine Folge der Deformation seien, indem durch den Druck der Binden und sonstigen Apparate, welche zur Herstellung der Deformation verwendet werden, ein Reiz auf das kindliche Ohr ausgeübt werde, der zu einer entzündlichen Neubildung führe. Meine Gründe dagegen habe ich schon früher (Crania S. 27) aufgeführt; der Hauptgrund ist, dass die stärksten Deformationen ohne Exostosen und die grössten Exostosen ohne Deformationen (vergl. Crania S. 12, Fig. V und VI) vorkommen. Die einzige bestimmt erkennbare Wirkung der deformirenden Ursache auf die Gehörgänge besteht in Veränderungen ihrer Gestalt. Sehr häufig wird der Gehörgang abgeplattet, manchmal wird er nur verengt. Nachstehende Uebersicht der Funde an den neuen Schädeln mag als Erläuterung dazu dienen. Es waren die Gehörgänge

	abgeplattet	bloss verengt	zusammen
an Schädeln von Agua Caliente	17 mal = 38,6 pCt.	14 mal	31 mal = 70,4 pCt.
„ „ „ Pueblo viejo	20 „ = 25,0 „	6 „	26 „ = 32,5 „
„ „ unter E	5 „ = 20,8 „	1 „	6 „ = 25,0 „
zusammen	42 mal = 28,3 pCt.	21 mal = 14,1 pCt.	63 mal = 42,5 pCt.

2. Das Os Incae oder die Sutura transversa occipitis persistens. Auch dieses Verhältniss ist von mir wiederholt, zuletzt in den Crania Amer. S. 25 besprochen worden. Ich habe zuerst durch eine genaue Statistik nachgewiesen, dass diese Anomalie an altperuanischen Schädeln häufiger vorkommt, als sonst. Nach meiner Berechnung ergab sich eine Häufigkeit von 6,3 pCt. Hr. Anutschin hat später durch eine noch grössere Statistik bei Peruanern 5,5, bei anderen

Amerikanern nur 1,3 pCt. herausgerechnet. Dem gegenüber haben die neuen Schädel ein viel geringeres Verhältniss ergeben. Ein Os Incae fand sich nur 3mal unter 180 Schädeln = 1,6 pCt., also ungefähr wie bei allen anderen Amerikanern; darunter 1mal in Agua Caliente, 2mal in Pueblo viejo.

Häufiger waren Andeutungen der ehemaligen Sutura transversa, auch wohl wirkliche Spuren derselben zu erkennen, indess kommen diese auch sonst so häufig vor, dass darauf kein besonderer Werth gelegt werden kann. Die Thatsache der relativen Seltenheit der Persistenz der Naht wird dadurch nicht alterirt, wenngleich eine Andeutung einer verspäteten Verschmelzung darin gegeben ist.

Es kommt bei dieser Untersuchung Alles darauf an, die wahre Quernaht von anderen Nähten kleinerer Zweigstücke, die sich von der Hinterhauptsschuppe getrennt erhalten, zu unterscheiden. Zahlreiche Angaben über das Vorkommen des Incaknochens in der Literatur beziehen sich auf solche „Ossa Incae spuria“. An letzteren ist auch unter den neuen Schädeln kein Mangel. Darunter sind namentlich mehrere Ossa interparietalia, d. h. Schaltknochen, die in der Sutura sagittalis zwischen den Parietalia ohne allen Zusammenhang mit der Squama occipitalis entstanden sind. Von Pueblo viejo giebt es 5 solcher Fälle. Aber auch abgetrennte Theilstücke der Squama occipitalis, namentlich in der Form des Os apicis, triquetrum, quadratum sind nicht selten. Unter den eigentlichen Nahtknochen habe ich namentlich das Os intercalare coronoideum (meist in der Mitte der Seitentheile) mehrmals verzeichnet.

3. Die Persistenz der Stirnnaht (Sut. frontalis) ist gleichfalls sehr häufig. Unter den Schädeln von Pueblo viejo findet sie sich 14mal = 17,5 pCt., unter den übrigen nur vereinzelt.

4. Der Processus frontalis squamae occip. (Schläfenfortsatz) ist in America an sich sehr selten: Hr. Anutschin berechnete sein Vorkommen auf 1,9 pCt. Ich fand ihn 2mal unter 28 californischen Schädeln (Crania Amer. S. 26) und einmal bei einem Peruaner von Ancon. Auch unter unseren neuen Schädeln traf ich ihn 2mal: bei einem Schädel von Pueblo viejo (Nr. 73) und bei einem unter E (Nr. 2, beiderseitig); das würde gleichfalls 1,2 pCt. ergeben.

Auch Epipterica sind sehr selten. In meinen Notizen finde ich nur 2 Fälle von Agua caliente und einen von Pueblo viejo verzeichnet. Sehr häufig dagegen ist Stenokrotaphie in mässigen Graden.

5. Synostose der Nasenbeine in mehr oder weniger grosser Ausdehnung ist 8mal notirt: 1 Fall von Agua caliente, 5 von Pueblo viejo, 2 unter E. Ein Schädel von Pueblo viejo hat eine geheilte Fraktur des linken Nasenbeines. Ein anderer (Nr. 43) zeigt Katarrhinie.

6. Symmetrische Atrophie der Tubera parietalia bemerkte ich an einem alten Thurmkopfe von Pueblo viejo (Nr. 75).

Im Uebrigen sehr wenig pathologische Erscheinungen, insbesondere keine Spur von Syphilis. Dagegen zeigt Nr. 4, E. am linken Tuber parietale eine frische Trepanationsöffnung und Nr. 16 an derselben Stelle die Spur einer älteren Verletzung, wahrscheinlich ähnlicher Art. Es ist dies eine etwa 2 Markstück-grosse, ziemlich genau runde Stelle, mit geglätteten, gegen die Mitte schräg abfallenden Rändern; die Mitte selbst ist in geringer Ausdehnung offen und mit kleinen Knochenvorsprüngen besetzt, wie man sie bei Trepannarben trifft. —

Nach den Berichten des Hrn. Uhle liegt gegenwärtig die Süd-Grenze der Aymará-Sprache in der geographischen Grenze von Tupiza (Verhandl. d. Ges. f. Erdk. 1893, S. 523), also nahe der argentinischen Grenze. Da andererseits La Paz

„unbestritten im alleinigen Besitz der Aymará-Sprechenden steht“ (ebend. 1894, S. 329), so gehören die unter D und E verzeichneten bolivianischen Schädel sämmtlich in dieses Gebiet. Aber die nordargentinischen Schädel zeigen, namentlich in Bezug auf die Moden der Deformation, so viel Uebereinstimmung mit den bolivianischen, dass es unthunlich erscheint, die Mode selbst als eine Aymará-Mode zu bezeichnen. Weiter südlich hört dieselbe auf und nur in den Gräbern von El Carmen de Patagones erscheint noch einmal ein schwacher Anklang daran.

Andererseits weisen die für die Schädel der östlichen und centralen Stämme aufgeführten Abweichungen, so namentlich der Mangel der Ohrexostosen und die Seltenheit des Os Incae, auf einen gewissen Gegensatz gegen die westlichen Stämme hin, der vielleicht in archäologischer Beziehung weiter verfolgt werden könnte.

Was die Art der Bestattungen anbetrifft, so fand Hr. Uhle im Westen von Cochinoca und im Süden von Casabinda (Provinz Jujuy) „eingescharrte“ Todtenreste am Fusse schroff ansteigender Sandsteinfelsen und in Höhlen. Im südlichen Bolivien erhielt er zunächst eine geringe archäologische Ausbeute, dagegen war sie im Departement Carangas, westlich vom See von Poopó, sehr reichlich. Eine Anzahl von Mumien und Schädeln sammelte er aus einer Begräbnisshöhle zwischen Totora und Curahuara, wo die Todten in grossen, honigwabenartigen, aus Adobe hergestellten Abtheilungen oder Zellen beigesetzt waren. In einiger Entfernung traf er auch ein steinernes Begräbnisshaus von ähnlicher Form, ein Werk des ächt kyklopischen Baustyles, und Bilderschriften an Felsen. Der nördliche Theil des Departements ist voll von Begräbnisshäusern aus Adobes, den sogenannten Chulpas. Besonders viele, zu 50 oder 100 beisammen, stehen bei Chuquichambi, Curahuara de Carangas und im Thale von Corque. In der Gegend von Turco giebt es einige aus Bruchsteinen. „Die Zahl der Grabhäuser, welche auf dem Gebiete zwischen La Barca am Desaguadero, Vilacollo und Turco angetroffen werden, wird man mit 800—1000 gewiss nicht überschätzen.“

Das sind also die Chulpas, aus denen ein Theil unserer bolivianischen Schädel stammt, namentlich die von Curahuara und von La Jaya. Sie zeichnen sich alle dadurch aus, dass die sämmtlichen Höhlen des Gesichts, namentlich die Augen- und Nasenhöhlen, mit einem eigenthümlich röthlich grauen, sehr dichten Thon gefüllt sind. Wenn ausserdem auch die Oberfläche dieser Schädel mit einem Anstrich desselben Thons überzogen ist, so dass die ganzen Schädel ein eigenthümlich röthliches Aussehen darbieten, so dürfte dieser Ueberzug erst nachträglich aufgelagert sein. Denn die mit Tinte gemachten Aufschriften liegen unter diesem Ueberzuge. Es sieht so aus, als seien die Schädel später in Wasser getaucht oder davon überfluthet worden.

Hoffentlich werden weitere Sendungen des Hrn. Uhle es ermöglichen, manchen zweifelhaften Punkt genauer aufzuklären und festere Anhaltspunkte für das Urtheil zu gewinnen. —

Hr. Waldeyer beantragt, die Gesellschaft möge für die Demonstrationen an Schädeln in den Sitzungen kleine Körbe zum Herumreichen der Schädel anschaffen.

Derselbe fragt, woher die Sitte der künstlichen Schädelverbildung stamme und weshalb sie vorgenommen werde. —

Hr. Rud. Virchow meint, dass sie aus der ursprünglichen Gewohnheit, die Kinder bei dem Transport auf Wanderungen festzubinden, entstanden ist. Er verweist auf seine Auseinandersetzungen in den Crania ethn. Amer. S. 9ff. —

Hr. Bastian:

Ueber die durch Hrn. Uhle's erfolgreiche Thätigkeit aus Bolivien und Argentinien zugegangenen Sammlungen wird ein ausführlicher Bericht in Anbetreff der archäologischen Resultate vorbereitet werden. Bei seiner Rückkehr von einem, von So La Paz nach Tiahuanuco unternommenen Abstecher hat unser Reisender in einem Zeitungsartikel (El Comercio, La Paz, 7. Mai 1894) auf die Pflicht hingewiesen, diesen grossartigen Monumenten (deren Bedeutung aus der an Hrn. Dr. Stübel's Forschungen anschliessenden Publication hervorgeht) eine würdige Pflege zuzuwenden, und sie wenigstens vor den sie jetzt bedrohenden Schädigungen zu bewahren: sie werden als Zielscheiben bei den Schiessübungen der dort garnisonirenden Regimenter benutzt. Die Ermahnung wird hoffentlich Beachtung finden, da sie von den dortigen Lokalblättern (Ecos liberales, 13. Mai) sympathisch aufgenommen ist. Die Ermöglichung dieser Expedition, wodurch eine bisher für die Museums-Sammlungen klaffende Lücke in der Kenntniss des alten America ausgefüllt werden wird, und auch in linguistischer Hinsicht wichtige Ergebnisse in Aussicht stehen, reiht sich an diejenigen Verdienste an, wegen welcher die von dem ethnologischen Comité gewährte Unterstützung in der Geschichte der Ethnologie in dankbarer Erinnerung verbleiben wird. In Betreff des anthropologisch beschafften Materials hat so eben, in höchster Autorität, unser Herr Ehren-Präsident seine Ansicht ausgesprochen.

Hr. Seler:

Im Anschluss an die Mittheilungen des Hrn. R. Virchow beehre ich mich, der Gesellschaft mitzutheilen, dass ausser den anthropologischen auch ganz beträchtliche archäologische Sammlungen von Hrn. Dr. Uhle eingegangen sind. Der grösste und werthvollste Theil derselben (die grossen Thongefässe u. s. w.) hat noch nicht aufgestellt werden können, weil in den Sammlungszimmern zur Zeit kein verfügbarer Raum vorhanden ist. Ich habe aber Veranlassung genommen, diejenigen Gegenstände, welche den besonderen Ausgrabungen des Hrn. Uhle entstammen, und die gleichzeitig vor Insekten und anderen Schädlichkeiten besonders zu schützen waren, in dem Schrank 132 des Saales VII zusammenzustellen. Die Stellen, wo Hr. Uhle gegraben hat, — Pueblo viejo in der Quebrada von Tucute und Agua Caliente bei Casabinda — gehören beide dem Departement Cochinoca der Provinz Jujuy an. Aus derselben Gegend stammt auch ein Grabfund, welchen ein Bürger von Tilcara, Avertano Castrillo, in Taranta bei Casabinda gemacht hatte, und den es Hrn. Uhle gelungen war, von dem Finder zu erstehen. Aus derselben Gegend stammt endlich zweifellos auch der Fund, der dem Museum schon vor Jahr und Tag durch die Güte des Hrn. Dr. Bruck als ein Geschenk des Hrn. Friedrich Bayer in Antofagasta zugegangen ist.

Das Departement Cochinoca bildet mit den beiden westlicher gelegenen Rinconada und Santa Catalina die sogenannte Puna von Jujuy. Es ist ein rauhes, kaltes Hochlandgebiet, in jeder Beziehung ähnlich den westlich angrenzenden Theilen von Bolivien. Grosse Salzsümpfe bedecken einen grossen Theil der ebenen Fläche. Und die dem Plateau aufgesetzten Ketten ragen mit ihren Spitzen in die Region des ewigen Schnees. Nur spärliche Weiden für einige Schaf- und Lamaheerden finden sich. Der Hauptort des Departements, Cochinoca, ist ein elendes Dorf von 300 Einwohnern[1]). Die alten Bewohner des Gebietes standen, wie die Grabbeigaben zweifellos erkennen lassen, unter dem Einfluss der Cultur des Hochlandes. Die Todten sind in hockender Stellung beerdigt, in wollene Ponchos ge-

1) Siehe Latzina, Géographie de la République Argentine 1890, p. 324.

hüllt, die in der Art der bolivianischen Ponchos meist in der Länge verlaufende farbige Streifen eingewebt haben und an den Hals- und Aermellöchern und längs der Seitennaht mit bunten, gewebten Kanten versehen sind. Als Grabbeigaben finden sich Thongefässe einfacher Form, zum Theil mit schwarzer oder mit schwarzer und weisser Farbe bemalt. Calebassen und Trinkschalen aus der Frucht der Crescentia, zum Theil mit eingebrannten, geschmackvollen und originellen Mustern. Eine Art von Handpflügen, flach sichelförmig oder stumpfwinkelig gekrümmte, vorn zugespitzte Hölzer zum Aufgraben des Bodens. Ferner Bogen und Pfeile. Von letzteren kommen zwei verschiedene Arten vor: die einen haben einen hölzernen Schaft und eine lange, hinten mit kurzen Widerhaken versehene Knochenspitze: die anderen haben einen leichten Rohrschaft, dem ein hölzernes Endstück aufgesetzt ist, das eine kurze Obsidianspitze trägt. In dem Grabe von Taranta fand sich auch eine Bola. Zahlreich werden in den Gräbern Spindeln mit verschieden gestalteten hölzernen Wirteln gefunden. In denen von Taranta auch ganze Arbeitskörbchen, aus Bündeln von Grashalmen bestehend, die durch Grasschnüre an einander geflochten sind. Aehnlich gearbeitete Strohteller, Strohringe und Kopfringe, aus Grashalmen gewunden. Eine hölzerne Syrinx, ganz ähnlich den steinernen, die wir aus altperuanischen Sammlungen des Hochlandes kennen. Coca-Taschen und Schmucksachen (Gewandnadeln, topu, Brustplatten, manschettenartige Armbänder) aus Kupfer- und Silberblech und Halsketten aus Türkisperlen. Strohseile, Wollschnüre und wollene Llamazäume mit einem eigenthümlichen knebelartigen Holzgriff, der, wie es scheint, zum Anknoten des Leitseils diente. Die merkwürdigsten Fundstücke aber sind einerseits Llamazäume, aus dünner, schwarzer Wollschnur gefertigt, in deren jeden ein Stück einer bestimmten Wurzel eingeknüpft war, und einfache Ringe, etwa von der Grösse eines doppelten Kopfumfanges, ebenfalls aus schwarzer Wollschnur mit eingeknüpftem Wurzelstück. Ueber zwei Dutzend Zäume und etwa ebenso viel einfache Schnüre mit Wurzelstücken sind von Hrn. Uhle in einem einzigen Grabe in Pueblo viejo der Quebrada von Tucute gefunden worden.

Ein zweiter, ebenso merkwürdiger Fund sind Strohseile, in welche immer eine Llamazehe und ein Llamaohr eingeknüpft waren. Ein Dutzend solcher sind in demselben Grabe mit den vorigen gefunden worden. Endlich gehört noch dazu ein Kupfermesser halbmondförmiger Gestalt, das Hr. Uhle von dem Orts-Geistlichen von Cochinoca, Hrn. Filgueira, als Geschenk erhielt, an welchem mittelst einer schwarzen Wollschnur eine Llamazehe und ein Llamaohr befestigt war. Letzteres war durchbohrt und die Schnur hindurchgezogen worden.

Ueber die Bedeutung dieser Funde erlaube ich mir kein Urtheil. Im Anschluss an die Mittheilungen des Hrn. R. Virchow über die physischen Merkmale der alten Bewohner dieser Gegenden werden diese kurzen Angaben vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein. —

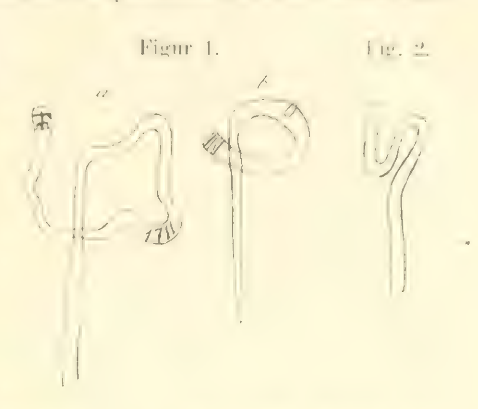
(36) Hr. A. Treichel, Hoch-Paleschken, West-Preussen, übersendet

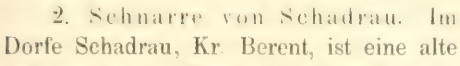
Beiträge zu „Schulzenzeichen und Verwandtes“.

1. Klucken von Schweinebude, Kreis Berent. Recht alte Klucken sind vorhanden in dem Dorfe Schweinebude (kürzlich aus falschem Ehrgefühl in Wiesenthal umgetauft und liessen um den Weg befragte Hütejungen mit beleidigtem Stolze schon nicht mehr den ersteren Namen zu!) und im zeitigen Besitze des Schulzen Temp. Nach der eingeschnittenen Jahreszahl stammt die sogen. grosse Klucke (Fig. 1*a*) aus dem Jahre 1711. Am oberen Ende hat sie im Querschnitte ein zwei-

armiges Kreuz, der untere Querbalken nimmt an Länge zu, — also fast ein Patriarchenkreuz, — aber ohne Kleeblattenden, wozu auch kein Platz wäre. Ebenda hat die kleinere Klucke (Fig. 1 b) ebenfalls Einschnitte von parallelen Strichen, ausserdem einen dornartigen Ansatz an einer Stelle. Beide Klucken sind allem Anscheine nach von Wachholder und haben ein kleinliches, fast aalartiges Aussehen. Die kleinere geht, wenn nur die Eigenthümer, die grössere, wenn ausserdem noch Eigenkäthner und Instleute kommen sollen. Um was es sich handelt, wird auf einem Quartblatte Papier aufgeschrieben, und fand ich zu dessen Befestigung Bindfaden mit einem rundgeschnittenen Stücke Leder vor.

Figur 1. Fig. 2.





2. Schnarre von Schadrau. Im Dorfe Schadrau, Kr. Berent, ist eine alte und nach dem Einschnitte darauf vom Jahre 1817, 21. Mai (oder März?) entstammende Schnarre oder Knarre für den Nachtwächter. Dieselbe, da der Nachtwächter jetzt pfeifen muss, diente darauf zwei verschiedenen anderen Zwecken: erstlich wurde damit wirklich geschnarrt, wenn grosse Gefahr vorhanden, also etwa Feuersbrunst, so dass alle Bewohner auf dies Signal, sei es Tag oder Nacht, herbeizueilen und Hülfe zu leisten verpflichtet sind; zweitens diente sie ohne ihren Ton, allein durch ihren Umgang, bezw. ihre Umtragung, als sogen. Schulzenzeichen, das die Bauern in's Amt des Schulzen rief. Als sie durch eine neue im Jahre 1893 ersetzt wurde, fand sie ihre Ruhestätte in den Räumen des westpreussischen Provinzial-Museums zu Danzig.

3. Schulzenzeichen zu Fischershütte, Kr. Carthaus. Gewundener Keulenstab (Fig. 2) aus hartem Holze (wahrscheinlich Birne) mit dem Einschnitte: „Schulzenamt zu FISCHERSHÜTTE 1848. Gottlieb Kresin. Schulz.", den Windungen gemäss. Am unteren Ende hat sich der Einschneider verewigt, ein früherer Lehrer von dort mit Namen „ZIELKE".

4. Vorbotten in Karwenbruch. a) Die von Hans Weiher, „bestalltem Rittmeister auf Putzig und Sobbowitz, Haubtmann zur Leba und Neuenhoff", am 1. Juli 1601 den Einwohnern von Karwenbruch, im heutigen Kreise Putzig gelegen, auf ihr Ersuchen bekräftigte „Willkühr und Dorfsgerechtigkeit" bestimmt in § 3: „Wenn der Schulz die Nachbaren vorbotten oder vorladen lässt, sollen sie zu ihm kommen und Gehorsam leisten; so aber Jemand einheimisch wäre und in eigener Person nicht komme, soll das erste Mal 10 gr., das zweite Mal 20 gr. und das dritte Mal 40 gr. zur Strafe ablegen." b) Eine mir vorliegende Currende des Schulzen Huye aus Karwenbruch vom Jahre 1866 schreibt vor, bis zu welchem Bauernhofe sie zu gehen hat und bis zu welchem Tage (bei 15 sgr. Strafe) sie zurück sein sollte. Die Adresse geht an alle Bauerhofs-Besitzer und Eigenkäthner, und der Inhalt behandelt die Aufräumung der Grenz- und Entwässerungsgräben eines Jeden nach Vorschrift, damit das Wasser ablaufen kann und die Saaten im Sommer, sowie im Winter durch Nässe nicht untergehen.

5. Verbotten nach der Ordnung der Balbierer zu Neuteich 1767. „§ 14. Wer da muthwillig aussenbleiben möchte, wenn er zur Versammlung oder quartal verbottet wird, der verfället jedes Mahl in 6 gr Strafe. Fals aber der jüngste sich des Gehorsambs weigern möchte, in dem was seiner Verrichtung ob-

lieget, so soll er in die Lahde jedes Mahl 15 gr. Strafe erlegen." (Zeitschr. d. Hist. Vereins f. d. Reg.-Bez. Marienwerder. Heft V. Abth. 2. S. 250.) Es muss scheinen, dass der Jüngste die Pflicht des Verbottens gehabt habe. Uebrigens waren es nur ihrer drei sogen. Stifter als Collegium von sogen. Chirurgi. – Ueber die Jüngsterschaft, ehemals das Verbotteramt des jüngsten Bürgers in der Mälzen-Bräuerzunft in Königsberg, spricht schon G. E. S. Hennig in seinem Preuss. Wörterbuch (Königsberg 1785), S. 111.

6. Verbotten durch Lauten in Mewe. Nach Willkühr der Stadt Mewe (Preuss. Prov.-Bl. 1830. Bd. IV. S. 354) vom 10. Februar 1588 heisst es Art. VII. unter „allerley gemeiner Stadtordnung und Bürgerpflicht", wie sie wohl unter polnischer Herrschaft in allen Städten West-Preussen's bestanden haben wird: „Wenn die Gemeinde zu Rathause verbottet ist, wer zu Hause ist und nicht kommet zum ersten Lauten, derselbe verbüsset 5 Groschen."

7. Nachweisungen aus der Literatur. a) Hölzerne Zeichen, die der Krywe (Ober-Priester) gebraucht, wenn er seine Leute zusammen berufen lässt, und noch jetzt in Nadrauen gebräuchlich, Krywule genannt, erwähnt schon um 1698 Praetorius. Deliciae Prussicae (ed. Pierson, S. 9). b) Ueber einen litauischen Gebotsstock sprechen Sitz.-Ber. der Prussia 1891/92, Heft 17, S. 31 ff., und geben weitere Parallelen und Aufschlüsse. c) Nach Frischbier, W.-B., Bd. I, S. 394, pflegt in manchen Gegenden der Provinz (nach Mühling) der Dorfschulze, wenn er die Bauern zur Gemeinde-Versammlung ruft, an die Kull als das Gebotzeichen einen Knopf anzubinden, zum Zeichen dafür, dass die Geladenen Geld mitzubringen haben. d) Ganz neu ist nach Frischbier, Pr. W.-B., Bd. II, S. 245, dass ein aus Holz geschnitztes S ein Zeichen der Schulzenwürde ist. Wurde es von dem Schulzen im Dorfe umhergesandt, so erschienen die Geladenen sofort zur Gemeinde-Versammlung oder auch zum Einzeltermine im Schulzenamt. So im Werder, nach Mühling. Vielleicht ist es auch nur ein in jener Form gewachsener oder gewundener Abschnitt. e) Den Namen Bock für das Schulzen-Gebotzeichen habe ich schon angeführt. In der Literatur kommt er nach d. Preuss. Prov.-Bl., Bd. XVIII, 1837, S. 583, schon vor für das Dorf Ceynowa auf der Halbinsel Hela, als ein Quacksalber Kaminski den Schulzen beredet, durch den Schulzenbock sämmtliche Männer mit ihren Frauen im Dorfe in das Schulzenamt zu entbieten, um ihnen eine Hexe zu zeigen, an welcher bald darauf 1836 dann die letztbekannte Hexenprobe in der Ost-See vorgenommen wird, wobei jene Frau den Tod erleidet.

8. Schulzenstock, -schild und -tisch in Pommern. Ein Schulzenstock und das hölzerne Schulzenschild der ehemaligen Gemeinde Adlig-Nipperwiese, deponirt vom Schulzenamte zu Nipperwiese (J. 2569), ist in den Sammlungen der Gesellsch. f. Pomm. Gesch. u. Alterth.-Kunde aufgeführt als deren Zuwachs in Monatsbl. 1890, S. 125, sodann ebendaher zwei Schulzenknüppel als Zuwachs unter J. 3119 a und b, nach Monatsbl. 1891, Nr. 8. — Ueber Schulzenknüppel in Pommern wird auch berichtet in Bl. f. Pomm. Volksk. II, Nr. 10, S. 159.

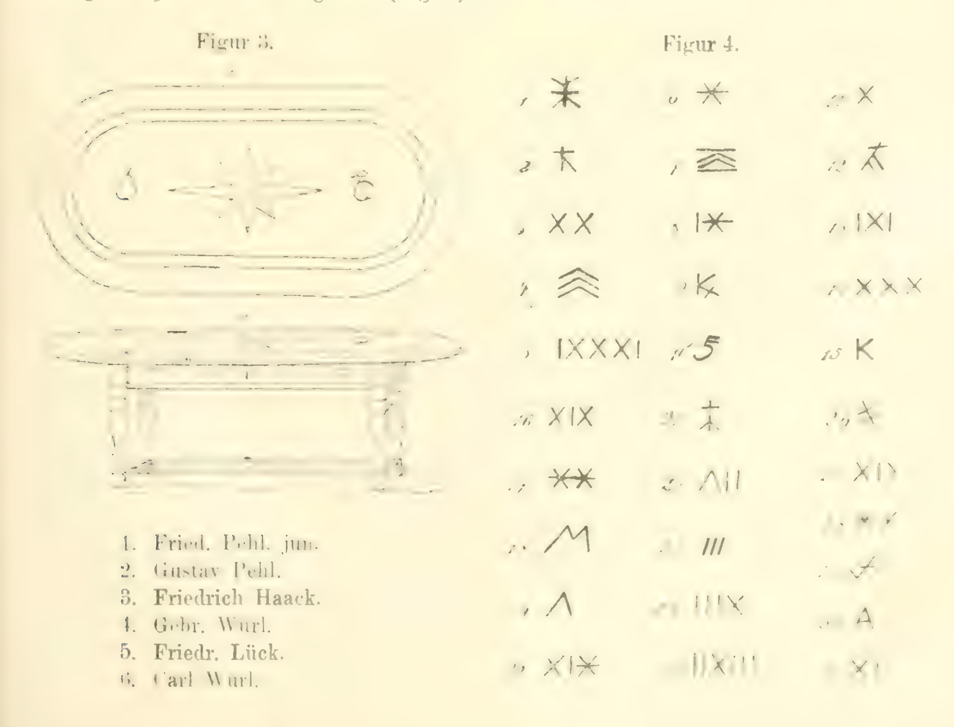
Bei dem Zuwachs der Sammlungen der Pommerschen Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde im Jahre 1891 kommen ferner unter J. 3124—3143 ein Schulzentisch und eine Tischplatte aus Nipperwiese, Kreis Greiffenhagen in Pommern, mit eingelegten Hausmarken von 31 Fischerwirthen vor. Es sind das in dreifacher Hinsicht bemerkenswerthe Stücke. Nicht bloss, dass es sich dabei um Hausmarken und auch um das Kerbholz handelt, sondern besonders das einzig Seltene, dass der Tisch nebst Platte als Schulzentisch, als Tisch des Dorfes, um welchen dort die Dorfsversammlung stattfand, im Eigen-

thum der Gemeinde stand und auf ihm daran zugehörige durch ihre Marke versinnbildlicht waren! Ein Weiteres erfahre ich durch die zuvorkommende Güte des **Hrn. Conservator A. Stubenrauch von Stettin.**

Nipperwiese im Kreise Greiffenhagen ist ein wegen seines Obst- und Gemüsehandels (nach Stettin) wohlhabendes Fischerdorf, hart an der Pommersch-Brandenburgischen Grenze, ziemlich gegenüber Schwedt, gelegen, zu dessen Markgrafschaftsbereich es bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts gehörte. Es bestand vordem aus den Gemeinden Adelig-Nipperwiese und Fischer-Nipperwiese. In Nipperwiese hatte sich bis vor etwa 3 Jahrzehnten noch eine der Spreewälder Volkstracht ähnliche Tracht erhalten. Seitdem ist es allerdings damit vorbei. Doch ist auch heute im Wesen und in der Weise der Nipperwieser Bevölkerung eine von den Nachbarorten abweichende Art nicht zu verkennen.

Die Schulzentische (Fig. 3, *a*), bezw. Tischplatten (Fig. 3, *b*) gehörten den beiden Gemeinden, die je ihren Schulzen hatten. Jetzt ist das Dorf zu einer Gemeinde verschmolzen. Die Tischplatten, welche oval sind, tragen beide in ziemlich gleicher Art der Arbeit dieselben 31 eingelegten Hausmarken, wie sie im Nachfolgenden wiedergegeben sind. Noch bemerke ich dazu, dass die auf der Tischplatte innerhalb des Ringes stehenden Zeichen unverkennbar Birne und Apfel darstellen sollen und somit auf den dortigen Obstbau Beziehung haben müssen.

Bei einigen Familien in Nipperwiese sind diese Zeichen auf den Rudern und an den Böten noch heute im Gebrauch. Die Schulzentische waren Gemeinde-Eigenthum und standen beim Schulzen; an ihnen wurden noch vor einigen Jahrzehnten die Gemeinde-Versammlungen abgehalten, und jedes Familienhaupt hatte auf seine Hausmarke bei Steuerzahlungen seinen Steuerbetrag niederzulegen, hatte auch sein Kerbholz auf der Marke liegen. Die Zeichen im mittleren Rande der Tischplatte, deren Inhaber festzustellen noch möglich gewesen ist, sind nebst den **dazu gehörigen Namen folgende (Fig. 4):**



Figur 3.

Figur 4.

1. Fried. Pehl. jun.
2. Gustav Pehl.
3. Friedrich Haack.
4. Gebr. Wurl.
5. Friedr. Lück.
6. Carl Wurl.

7. Martin Grenz.
8. Martin Pehl.
9. Wilhelm Wurl.
10. Gottfried Wilke.
11. August Wilke, sen.
12. Friedr. Palesch, sen.
13. Carl Schröder.
14. Julius Angres.
15. Mart. Bergemann.
16. Ernst Angres.
17. Gottfried Brauer.
18. Gustav Palesch.
19. Martin Wilke.
20. August Wilke, jun.
21. Fried. Palesch.
22. Fried. Richert.
23. Fried. Bergemann.
24. Aug. Sasse.
25. Christian Zechin.
26. Wilhelm Pehl.
27. August Lück.
28. Friedr. Hilges.
29. Erdmann Kohn.
30. August Wolter.
31. Martin Hilges.

(37) Hr. A. Treichel überschickt folgende Mittheilung:

Collekten-Becken und Uhl von Charbrow, Kreis Lauenburg i. P., und ein Armenbrett zu Soest i. Westf.

Meine Vermuthung in Betreff der räumlichen Abgrenzung für die Auffindung von alten Beispielen von Collekten-Kasten hat sich bestätigt. Es war in Charbrow, Kr. Lauenburg i. P., etwa eine Meile von der Ost-See abgelegen, dass auf Anfrage mein Freund, Prediger Aug. Bechtold, mich auf ein solches Geräth im Inventar seiner Kirche dort aufmerksam machte. Offenbar hat es vor Einführung des Klingbeutels zur Einsammlung von Gaben in der Kirche gedient und führt in den Registern den Namen Collekten-Becken. Es ist tellerartig geformt, hat hinten einen für die Hand umspannbaren Griff; die daran stossende Fläche ist ebenfalls bedeckt und dies Obertheil mit Nägelköpfen befestigt. Wo dieselbe abschliesst, ist an dem einen Theil der Seitenwand von Eisen eine Art Guillotine angebracht; durch Hebeldruck entsteht in der Wand eine Oeffnung, durch welche das gegebene Geldstück in den unsichtbaren Raum hineinspaziert. Die ganze Fläche der auch wie ein gestrecktes Ei aussehenden Tafel ist mit einem vorn $2^1/_2$ *cm*, hinten neben dem Griff 4 *cm* hohen Rande versehen und erfüllt damit erst den Begriff des Beckens. Die sonst einschlägigen Maasszahlen sind: Länge mit Einschluss des Griffes 31 *cm*, ohne denselben 22 *cm*; Breite an der unteren breitesten Stelle des Beckens, gerade über der Guillotine, 15 *cm*. Das Ganze ist von hartem Holze und darin findet man auf der Unterseite des Griffes mit einem Messer ein-



geschnitten die Worte (in drei Reihen): Anno — 1721 — W Charbrowie. Diese besitzanzeigende Bezeichnung beweist, dass man dort, in jenem kaum bekannten Erdenwinkel, dessen Ende das Fischerstädtchen Leba anzeigt, zu jener Zeit, also vor 170 Jahren, noch polnisch sprach, das man heute dort nur wenig mehr hört. Es ist die Gegend des von den Kassuben abgezweigten Unterstammes der Kabatken, für welche russische Gelehrte den Ausdruck Slovinzen aufgebracht haben: an Ort und Stelle hört man Nichts von diesem Ausdrucke. — Heut zu Tage hat man jenem Collekten-Becken, das nun doch einmal im Inventar figurirt, eine ziemlich ähnliche Bestimmung gegeben, wenn nicht in der Kirche, so doch für die Kirche. Nach einer Vorschrift oder Stiftung nehmlich, die auch schon 100 Jahre alt sein soll, muss, wenn in Charbrow der jährliche Markt stattfindet, von den ihn besuchenden Verkäufern ein Standgeld gegeben werden, welches 4 Gr. von einem grossen, 2 Gr. von einem kleinen Stande und 1 Gr. von einem solchen auf der blanken Erde beträgt. Diese Geldpacht wird durch den Kirchendiener in jenem Becken eingesammelt, und fliesst der Kirchenkasse zu. Im Jahre 1893 kamen dadurch 36 Mk. ein.

Noch muss ich auf ein sonderbares Stück aufmerksam machen, das ich im Inventarium-Verzeichnisse der Kirche zu Charbrow erwähnt fand. Es heisst dort die Uhl. Verstanden wird darunter ein Haarbesen an einem Stiele. Wahrscheinlich ist der letztere recht lang, um bequem zu den Staube und den Geweben der Spinnen in der Höhe und in den Ecken der Wände der Kirche dringen zu können. Hat die Eule, plattdeutsch Uhl, wegen ihrer kurzdicken Gestaltung auch manche abgeleitete Nebenbedeutungen erfahren, wie Blutegel, Nacht-Schmetterling, dann Eulenfeder, Eulenflucht, Eulengicht (Brühe), Eulenpfingsten, so war mir bis jetzt jene Uebertragung noch nicht bekannt geworden. Sie wird aber auch in der klassischen Literatur bestätigt durch Joh. Heinr. Voss in dessen „70. Geburtstag", wo die Mutter, Frau vom Tamm, Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster, zur Feier der Wiederkehr ihres Sohnes Zacharias sagt (V. 48): „hatte gefegt und geuhlt und mit feinerem Sande gestreut." Hier finden wir sogar das Zeitwort uhlen, d. h. mit einem borstigen Wandbesen abfegen. —

Armenbrett zu Soest.

Zu der Studie über die Balde und das Questenbrett war Hr. Herm. Weissstein, Reg.-Baumeister in Demmin, so freundlich, mir Mittheilung zu machen über ein sogen. Armenbrett aus Soest in Westf., nebst einer photographischen Aufnahme desselben, welches Schreiben ich hier folgen lasse zur Bestätigung meiner Auslassungen:

„Im Jahre 1891 machte ich bei einer Reise durch Rheinland und Westfalen in der Wiesenkirche in Soest beifolgende Aufnahme: es stellt ein „Armenbrett" vor, dasselbe dient als Opferstock und ist an der Wand befestigt. Die Gaben werden in den taschenförmigen Kasten, dessen Vorderseite mit dem Bilde des Ritters Georg (also wieder derselbe!) geziert ist, gelegt. Nach den Kunstformen zu schliessen, entstammt das Armenbrett dem Ende des 17., bezw. dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Auf dem Brette stehen ausser den Namen der Stifter noch die Worte: Gebet, so wird euch gegeben. Luc. 6, 38."

(38) Hr. A. Treichel sendet folgende Abhandlung.

Von Quernen.

Es mag im Allgemeinen auffallen, dass man auf dem Lande so wenig Exemplare der Quernen vorfindet, weder in Thätigkeit und Gebrauch, noch sonst in irgend

einem Zustande wohl erhalten, da sie doch von Stein waren. Einige Gründe dafür dürften wohl aus dem Folgenden klar werden. Aus einem mir vorliegenden Aktenstücke „zum Gewerke der Müller der Stadt Lauenburg i. P. und dessen Kreises“ vom Jahre 1803 ersehe ich, dass um jene Zeit das dortige Gewerk, aus Rücksicht auf die Selbsterhaltung, starke Schritte gethan hat wegen Abschaffung der im Domänen-Amte und Kreise Lauenburg befindlichen Quernen (und der unzünftigen Müller). In einer Quartals-Versammlung des Gewerkes der Müller beschwerte man sich (September 1803) darüber, dass in den zu ihren Mühlen zwangspflichtig belegenen Dörfern die Hand-Quernen dergestalt überhand nehmen, dass nicht allein die Arrendatoren durch ihre Scharwerker, sondern auch noch ausser diesen viele Dorfseinwohner, wie Prediger, Küster, Schulzen, Bauern und Kossäthen, ja sogar Einlieger, zur eigenen Consumtion, gegen Bezahlung und zum Verkauf, darauf nicht allein alle Grütze machen, sondern auch selbst Korn und Malz in gleicher Art mahlen und schroten. Die zünftigen Land-Müller bekämen also auf ihren Mühlen dergleichen Getreide fast gar nicht mehr zu mahlen, müssten aber nach ihren Contracten davon Pacht geben. Mithin sei bei solcher Beeinträchtigung nichts gewisser, als der völlige Untergang der Müller. „Nicht einmal zu gedenken, dass durch den mehr und mehr zunehmenden Erdtoffelbau nicht allein eine grosse Brotersparniss für alle Classen von Menschen, sondern auch ansehnliches Futterschrot für Vieh ersparet wird, die Müller dagegen sehr an ihrem Einkommen geschmälert werden.“ „Bei so bewandten Umständen und nahrlosen traurigen Zeiten für jeden Müller, wären sie gezwungen, zur Aufrechterhaltung der Gerechtsame eines jeden Müllers, durch ihren Gewerksvorsteher bei der Hochpreisslichen Kriegs- und Domainen-Kammer (zu Stettin) vorstellig zu werden, um gänzliche Abschaffung und Zerstörung aller jetzt noch auf dem Lande befindlichen Quernen, mit Bezugnahme auf die schon öfter deswegen erlassenen Befehle.“ An Quernen auf dem Lande geben sie diese Zahlen für folgende Dörfer an: Uhlingen 10 (bei Einwohner, Rademacher, Schulz, Bauer, Krüger, Kossäth, Schulmeister, Verwalter), Gross-Jannewitz 5 (Krüger und Kossäthen), Rozgars 5 (Arrendator, Prediger, Bauern), Puggerschow 4 (Kossäthen), Klein-Jannewitz 5 (Krüger und Bauern), Bukowin 6 (Schulz, Krüger, Schneider und Kossäthen), Chottschow 4 (Bauern und Kossäthen), Vitroese 4 (Verwalter und Kossäthen), Hammer 5 (Krüger, Schäfer, Kossäth und Einwohner), Chinow 10 (Verwalter, Krüger, Bauern und Kossäthen), Sassin 12 (Schulz, Küster, Krüger, Schulmeister, Freileute und Bauern). Diese Zahl der Dörfer würde nur ein geringer Bruchtheil aller im Kreise vorhandenen sein und dennoch befinden sich in diesen 11 Dörfern schon 70 Quernen oder Quirdel, wie sie auch genannt werden.

Wenn wir uns auch vorstellen können, dass schon die Feststellung dieser Thatsache viele zur Abschaffung der Hand-Quernen hat beeinflussen müssen, so wollen wir doch an der Hand des vorliegenden Materiales ersehen, wie es der entstandenen Beschwerde weiter ergangen ist. Eine Antwort der Kriegs- und Domänen-Kammer ist nicht vorzufinden. Dieselbe scheint aber ungünstig ausgefallen zu sein, da abschriftlich ein Gesuch an Se. Majestät vom 30. Januar 1804 vorliegt. Weil nun frühere öftere Verordnungen die Duldung von Quernen in den Städten und auf dem platten Lande verbieten und weil keiner vom Bauernstande zur Profession zugelassen, auch niemand, der nicht zünftig gelernt und darauf das Meisterrecht gewonnen, eine Mühle besitzen solle, so erhebe das Müllergewerk Beschwerde. Die Begründung dafür ist dieselbe, wie oben, nur etwas ausführlicher und wird auch der zunehmende Kartoffelbau wiederum vorgeführt. Laut der am 6. März 1804 aus Stettin zu diesem Theile der Beschwerde gegebenen Antwort

sollen nach dem damals abschriftlich mitgetheilten Edicte vom 2. August 1718 die denuncirten Grütz- und Handmühlen untersucht und soll dabei geprüft werden, ob solche vor Alters und vor dem Edicte schon vorhanden gewesen und von den Voreltern der jetzigen Inhaber schon besessen oder erst nach dem Verbote angelegt seien, nicht weniger, wie solche beschaffen seien, ob sie mit Kammrädern oder, wie es sich gebührt, mit Schwungeisen versehen seien, auch, ob die Steine die in jenem Edicte vorgeschriebene Länge und Dicke von einer Elle im Durchmesser und nur 3 Zoll Dicke haben, endlich, ob die Besitzer dieser Quernen „wegen des Gemahls" vereidet worden seien. Zum Zwecke dieser Untersuchung schreibt der Kreis-Commissarius dem „Edlen" Müllergewerke die Erlegung eines Vorschusses von 15 Thlrn. für Kosten an Stempel, Porto und Reisegebühren am 16. April 1804 vor. Der Vorschuss wird am 12. Mai 1804 vom Gewerks-Assessor übermittelt mit der Hindeutung der Erstattung durch die, die zur Ungebühr Quernen halten, und am 18. Mai quittirt. Die Untersuchung ist vor sich gegangen und darüber am 15. September 1804 an die Kriegs- und Domänen-Kammer berichtet. Es ergab sich, dass alle Hand- und Grützmühlen bis auf die eine des Predigers (Luttermann) zu Jannewitz von den Voreltern der jetzigen Besitzer ererbt seien, auch durch den Augenschein, dass selbige ein beträchtliches Alter haben und seit Menschengedenken bestehen, mithin anzunehmen sei, dass solche schon vor dem Edict von 1718 existirt haben müssen, selbst aber auch die des Predigers zu Jannewitz nicht mehr für neu anzuerkennen, da solche schon in einer früheren Licitation angekauft sei. Das vorgeschriebene Maass des Durchmessers der Steine werde von keiner Querne überschritten, die concedirte Breite aber von keiner erreicht. Kammräder seien nicht vorgefunden, sondern nur Schwungstöcke. Mehrere der denuncirten Mühlen seien überhaupt nicht vorgefunden worden. (Nach General-Privilegium und Gülde-Brief des Müller-Gewerks im Herzogthum Vor- und HinterPommern, insonderheit .... im Lauenburgischen Districte, d. d. Berlin, d. 15. Februar 1776, heisst es aber ausserdem im Art. VIII. noch weiter: „damit aber denen besorglichen Accise-Defraudationen hierunter nach Möglichkeit vorgebeuget werden möge, so sollen sämmtliche in jeder Stadt vorhandene Hand- und Grützmühlen .... an einem publiquen Orte und wo es die Gelegenheit verstattet, auf dem Rathhause unter dem Verschluss des Accise-Inspectoris verwahret und jedesmahl in Beyseyn eines Accise-Bedienten darauf gemahlen werden, welcher ...". Im Anschlusse an dieses Ergebniss wird dem Landrathe (v. Weiher auf Gross-Bozepol) nun die Resolution ertheilt, die Eigenthümer der Hand-Quernen seien unter der Bedingung in dem ferneren Besitze und Gebrauche derselben zu schützen, dass bei Verlust derselben darauf weder Mehl, Malz, noch Schrot verfertigt, noch bei einem Abgange derselben neue an deren Stelle angeschafft werden. Dass dem nachgekommen werde, darauf habe der „Kreis-Ausreuter" nach seiner Instruction (vom 11. October 1738, § 14) zu vigiliren und im Contraventionsfalle die Quernen sofort zu destruiren. Die Quernen bleiben also Handmühlen, nur zur Herstellung von Grütze. An Untersuchungskosten sind 22 Thlr. 6 Gr. 7 Pfg. festgesetzt, also auch vom Müllergewerke zu tragen, also zu dem Vorschuss das betreffende Mehr zu zahlen. Die Publication in dieser Denunciationssache soll stattfinden. Der Altmeister (Georg Neitzel in Lauenburg) erklärt, das könne nicht eher geschehen, als bis das ganze Gewerk versammelt wäre. Die Sache erreicht ihr Ende am 23. September 1805 durch die Quartals-Versammlung (mit allerlei Ausflüchten) und am 21. November 1805 mit Einreichung des Publications-Documentes.

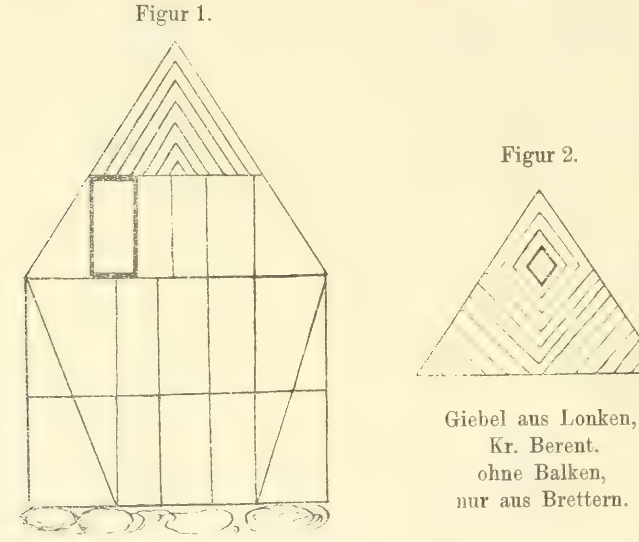
Der vorliegende Fall, welcher um des Verständnisses und des inneren Ganges wegen im Breiteren hat vorgeführt werden müssen, giebt nun Punkte und Bedenken genug, welche allmählich, namentlich in Verbindung mit den bald darauf folgenden Kriegsläuften, dahin wirken mussten, dass die Hand-Quernen nur noch wenig in Gebrauch bleiben durften, wenn sie nicht gänzlich verworfen wurden oder mit ihren steinernen Bestandtheilen vielleicht anderweitige Verwendung fanden, etwa in Fundamenten von Häusern, als Vorlagen bei den Eingängen zu Gebäuden oder als Unterstellungen für die Regenlecken. —

(39) Nachträglich werden einige, irrthümlich zurückgestellte Abbildungen zu der Mittheilung des Hrn. Treichel (S. 336 u. 338) über

Giebel von ländlichen Gebäuden in West-Preussen

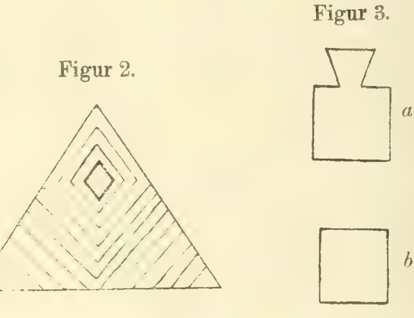
beigefügt.

Figur 1.



cfr. zum Texte Stallgiebel in Tupadel, Kr. Putzig.

Figur 2. Figur 3.



Giebel aus Lonken, Kr. Berent, ohne Balken, nur aus Brettern.

Aucke am Küsterhause zu Neu-Paleschken, Kr. Berent.

(40) Eingegangene Schriften:

1. Treichel, A., 10 Separat-Abdrücke aus 7 verschiedenen Zeitschriften für Volkskunde, Vorgeschichte, Zoologie und Botanik. o. O. 1894. Gesch. d. Verf.
2. Schwartz, W., Bilder aus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte. Berlin 1875.
3. Derselbe, Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Berlin 1894. Nr. 2 u. 3 Gesch. d. Verf.
4. Pilling, J. C., Bibliography of the Salishan languages. Washington 1893. (Smiths. Inst.) Gesch. d. Verf.
5. Tarenetzky, A., Beiträge zur Craniologie der Ainos auf Sachalin. St. Pétersbourg 1890. (Sep.-Abdr. a. d. Mémoir. de l'Acad. Imp. d. sciences.) Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 20. October 1894.

Vorsitzender: **Hr. R. Virchow.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst die anwesenden Gäste: HHrn. Dr. med. Gustav Michel, Arzt in Wechmar bei Gotha; Dr. med. Justus Barth, Prosector, Christiania; Dr. Felix Meyer, Amtsrichter, Berlin; Dr. Paul Kretschmer, Privat-Docent, Berlin; Dr. Kumm, Danzig; N. Don M. de Zilva Wikremasingha, Colombo, Ceylon. —

(2) In der Zwischenzeit seit der letzten Sitzung hat die Gesellschaft eine ungewöhnlich grosse Zahl von Verlusten durch den Tod erlitten.

Aus der kleinen Zahl ihrer Ehren-Mitglieder ist wiederum eines dahingeschieden: der Grossherzogl. Oldenburgische Ober-Kammerherr Friedr. Curt v. Alten, † am 6. October im 73. Lebensjahre im Hause seines Sohnes zu Trier. Der Verstorbene hat sich eine dauernde Stelle unter den prähistorischen Archäologen Deutschland's erworben durch seine mühsamen und erfolgreichen Untersuchungen der an die Stelle untergegangener Inseln getretenen Watten der Nordsee-Küste, sowie durch die anhaltende Erforschung der Bohlwege in Oldenburg, welche ihn bis zu seinem Ende beschäftigt hat. —

Unter den ordentlichen Mitgliedern ist wegen seiner Bedeutung für unsere Arbeiten an erster Stelle zu nennen Heinrich Brugsch, der berühmte Aegyptologe, † am 9. September nach langem schmerzlichen Krankenlager an einer Herzkrankheit zu Berlin, seiner Vaterstadt, welche er nur zeitweise verlassen hat. Seine Arbeit begann ungewöhnlich frühzeitig. Schon als Primaner veröffentlichte er mit der Unterstüzung Alexander's v. Humboldt seine erste grosse Entdeckung auf ägyptologischem Gebiete, in der Dissertation über die Scriptura Aegyptiorum demotica, durch welche das Verständniss der alten Volksschrift erschlossen wurde. Nach einer Reihe weiterer Publikationen, die mehr und mehr das Koptische und die Hieroglyphenschrift heranzogen, begab er sich 1853 auf eine Einladung von Mariette nach Aegypten und wohnte 8 Monate lang in dem, jedem Besucher Aegypten's bekannten Holzhause des glücklichen Forschers in der Wüste von Saqqara. Die Frucht der damaligen Studien war das Unternehmen eines hieroglyphisch-demotischen Wörterbuches, das ihn bis 1882 beschäftigte. Zwischendurch hatte er wiederholte Reisen nach Aegypten gemacht, das deutsche Consulat in Cairo verwaltet, eine Gesandtschaft nach Persien begleitet und zahllose Schriften über die verschiedensten Fragen der altägyptischen Geschichte und Sprache veröffentlicht. In den letzten Jahren nahm er an den Verhandlungen unserer Gesellschaft persönlich den lebhaftesten Antheil, so namentlich an den Erörterungen über das alte Maass und Gewicht, über das Labyrinth, die altägyptischen Katzen u. A. Wir dürfen uns freuen, dass dem Manne, dem der Weg zu

den ihm wohl gebührenden officiellen Stellungen nicht eröffnet wurde, in unserer Mitte ein Platz gesichert war, von dem aus er eine weithin erkennbare Thätigkeit ausüben konnte. Wir werden seiner oft gedenken. —

Mit tiefer Betrübniss haben wir vor Kurzem eines unserer alten Mitglieder, Nathanael Pringsheim, † 6. October, bestattet. Obwohl praktisch an unseren Arbeiten wenig betheiligt, hat der scharfsinnige und allgemein gebildete Botaniker uns seit vielen Jahren treue Theilnahme bewahrt. —

Prof. Paul Albrecht, der am 15. September, 43 Jahre alt, in seiner Vaterstadt Hamburg durch Selbstmord endete, war längere Zeit ein eifriges und sehr thätiges Mitglied der Berliner und der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Durch den verstorbenen Rob. Hartmann wurde er schon als Student in unsere Gesellschaft und auf den Weg der anthropologischen Anatomie und Entwickelungsgeschichte geführt. Nachdem er sich 1876 als Privat-Docent in Kiel habilitirt und 1878 die Königsberger Prosectur erhalten hatte, schied er, obwohl ihm der Titel als Professor ertheilt war, aus der Universitätslaufbahn aus. Seine unruhige und schwer verträgliche Art ertrug das friedliche Zusammenwirken nicht. Er ging für einige Jahre nach Brüssel, kehrte aber schliesslich in seine Vaterstadt zurück. Die letzten Jahre seines Lebens, die auch in den literarischen Productionen die zunehmende Umnachtung des Geistes erkennbar machten, werden uns nicht vergessen lassen, dass er über eine grosse Zahl von Detailfragen, namentlich über solche, welche auf atavistische Verhältnisse hinzuweisen schienen, mit Fleiss und Scharfsinn selbständige Arbeiten geliefert hat. —

Es sind ferner gestorben: Dr. Leopold Lewin, Bezirks-Physikus in Berlin, im 74. Lebensjahre am 13. October, und Consul Paul Lessler in Dresden. —

(3) Unter den unserer Gesellschaft nicht angehörigen, aber uns sehr nahe stehenden Gelehrten vermissen wir mit der ganzen gebildeten Welt Hermann v. Helmholtz, den grössten Physiker unserer Zeit, der nach vollendetem 73. Lebensjahre am 8. September zu Charlottenburg einem Schlaganfalle erlegen ist. Er gehörte während seiner Heidelberger Zeit dem dortigen Zweigverein der deutschen anthropologischen Gesellschaft an, deren Gründung gerade von jener Innsbrucker Naturforscher-Versammlung ausgegangen war, auf der er selbst eine seiner berühmten populären Reden gehalten hatte. Als er hierher kam, sprach er mir sein Bedauern aus, dass seine erweiterten Aufgaben ihm nicht mehr gestatteten, an den Arbeiten unserer Gesellschaft theilzunehmen; er versprach aber, und er hat die Zusage gehalten, dass er nicht aufhören werde, sich in Kenntniss von unseren Fortschritten zu halten. —

Am 20. September starb zu Castel Gandolfo Giov. Batt. de Rossi nach langem und schwerem Siechthum. Zu Rom 1822 geboren, hatte er in dem deutschen archäologischen Institut schon früh Fühlung mit der deutschen Wissenschaft gewonnen; er blieb trotz allem Wechsel des Geschickes den deutschen Freunden immer treu. Seine eigentliche Lebensaufgabe, die Erforschung der altchristlichen Katakomben, bei der ihm die Hülfe des Papstes Pio IX. sehr förderlich war, und das damit verbundene Studium der altchristlichen Inschriften war erledigt, als er das müde Haupt zum ewigen Schlafe senkte. —

Schon am 7. Juli ist in Kopenhagen, 79 Jahre alt, Prof. Adolf Hannover, einer der Begründer der histologischen Untersuchungsmethoden, insbesondere der Tinktion, zugleich ein auf allen Gebieten der Forschung vom Menschen wohl vertrauter Gelehrter, gestorben. —

Endlich ist der am 29. Juli im 50. Lebensjahre in Wien erfolgte Tod des hochgeachteten Africa-Reisenden Richard Buchta zu erwähnen. Dieser merkwürdige Mann, seines Zeichens ein Maler, hatte, nach einem längeren Aufenthalt in Aegypten, sich nach Chartum begeben und war von da mit Empfehlungen Gordon Pascha's zu Emin Bey und bis zum Victoria Nyanza vorgedrungen. Von da brachte er ein reiches photographisches Album mit zahlreichen mustergültigen ethnologischen Aufnahmen mit, in dem manches Volk vertreten ist, das seitdem von keinem Photographen mehr gesehen wurde. Unsere Gesellschaft hat von ihm eines der ersten Exemplare erworben. Die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes hat Wilh. Junker in dem Vorwort zum ersten Bande seines grossen Reisewerkes, worin er dessen Mitwirkung auf dem Titelblatt ausdrücklich erwähnt, anerkannt; den Werth seiner Photographien ersieht man aus der vielfachen und nicht immer autorisirten Benutzung derselben durch zahlreiche Schriftsteller. —

(4) Freudigen Antheil hat die Gesellschaft genommen an den Jubiläen der Herren

Ernst Curtius, Berlin, 80jähriger Geburtstag (2. September);
Franz v. Pulszky, Budapest, 80jähriger Geburtstag (17. September);
Prof. Geinitz, Dresden, 80jähriger Geburtstag (16. October);
Mor. Lazarus, 70jähriger Geburtstag (15. September);
Wattenbach, 75jähriger Geburtstag (23. September).

(5) Bei dem 50jährigen Amts-Jubiläum des Obmannes unseres Ausschusses, Direktors W. Schwartz, haben sich die seiner Zeit in Berlin anwesenden Mitglieder des Vorstandes zu demselben begeben, um ihm die Glückwünsche der Gesellschaft zu überbringen.

Der Vorsitzende begrüsst den anwesenden Jubilar herzlich und spricht die Hoffnung aus, dass derselbe in gleicher Frische noch manches Jahr der Gesellschaft erhalten bleiben möge. —

(6) Danksagungen für ihre Ernennung zu Ehren-, bezw. correspondirenden Mitgliedern sind eingegangen von den HHrn. Freih. v. Andrian, Much, Szombathy und Hörnes in Wien; Fraas in Stuttgart; v. Wieser in Innsbruck; Hjalmar Stolpe in Stockholm; Hamdi Bey in Constantinopel. —

(7) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Dr. med. Zschiesche in Erfurt.
„ Dr. med. Karl Fliedner in Monsheim bei Worms.
„ Capitän A. Jacobsen in Berlin.
„ Mühlenbesitzer Georg Stephan, Lichterfelder Buchmühle bei Sallgast, Kr. Luckau.
„ Dr. med. Gustav Michel in Wechmar bei Gotha.

(8) Der Herr Unterrichts-Minister hat mittelst Erlasses vom 14. Juli (praes. 21. Juli) der Gesellschaft eine ausserordentliche Beihülfe für 1894 bewilligt in Höhe von 1500 Mk. —

(9) Die Berliner anthropologische Gesellschaft wird am 17. November 1894 ihr 25jähriges Stiftungsfest feiern. Es ist deshalb die ordentliche Sitzung auf den 10. November verlegt; am 17. findet eine Festsitzung statt, am 18. ein Festessen mit Damen. —

(10) Der gemeinsame Congress der deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft zu Innsbruck, mit dem zugleich das 25jährige Stiftungsfest der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte verbunden war, hat vom 23. bis 28. August, mit einer Nachfeier in Meran am 29. August, stattgefunden. Der Bericht wird bald erscheinen. —

(11) Dr. Franz Schwartz, der Sohn unseres Obmannes, ist zum Custos des neubegründeten Provinzial-Museums und der neuen Landes-Bibliothek in Posen ernannt worden. —

(12) Der vogtländische alterthumsforschende Verein hat am 26. August seine Jahres-Versammlung abgehalten. Die Einladung ist leider verspätet eingegangen. —

(13) Hr. Dr. Emil A. Göldi meldet, d. d. Rio de Janeiro, 22. März, die Errichtung eines Museums für Naturgeschichte und Ethnographie (namentlich des Amazonen-Stromes) in Pará. Zugleich ist die Gründung einer „bescheidenen" biologischen Station am Amazonas mit einer Filiale an der freien atlantischen Küste in Aussicht genommen. —

(14) Der Gesandte der Argentinischen Republik, Don Carlos Calvo, zeigt unter dem 28. September an, dass der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Buenos Aires die Regierung der Provinz La Plata aufgefordert hat, unserer Gesellschaft die Annalen des Museums zu La Plata zugehen zu lassen. —

(15) Die HHrn. Hof-Photographen Schwartz schenken eine Photographie von Prof. Traube's Arbeits-Zimmer. —

(16) Von der École d'anthropologie de Paris ging eine Sammlung moderner Spinnwirtel aus Terracotta (fusaïoles ou pesons de fuseau en terre cuite) ein, wie sie noch in den französischen Pyrenäen gebräuchlich sind. Sie werden als analog den römischen, etruskischen, griechischen (Hissarlik), sowie denen der Bronze- und der neolithischen Zeit bezeichnet.

Der Vorsitzende spricht den Dank der Gesellschaft für das freundliche Entgegenkommen aus. —

(17) Hr. F. Stuhlmann hat aus Dar es Salam, 24. August, dem Vorsitzenden folgendes Schreiben übersendet, betreffend

ein Wahehe-Skelet und die ethnologische Stellung der Lendú.

„Mit diesem Dampfer sende ich Ihnen ein Mháehae-Skelet, das Hr. Dr. Simon, Arzt in Kiloa, Ihnen als Geschenk übersenden lässt.

„Ich möchte nicht verfehlen, Ihre Aufmerksamkeit auf einen kleinen Massai-Knaben zu lenken, welchen Compagnie-Führer Johannes mit dieser Post nach Deutschland nimmt, besonders da er sehr schöne „Hamitenhaare" hat.

„Drei von Johannes mitgebrachte Wadjagga habe ich gemessen und photographirt. Zum Gypsen bin ich bei der Furchtsamkeit der Leute nicht gekommen[1]).

„Hr. Dr. Simon hat auch einige Messungen für mich gemacht, so dass ich nun

1) Nachträglich noch 2 Masken gemacht!

mit den meinigen 78 Messungen besitze, sie aber noch zu vermehren hoffe. Momentan habe ich allerdings viel zu thun und bald wird es wieder auf Reisen gehen.

„Im letzten, mir zugegangenen Hefte der Zeitschrift für Ethnologie stand eine Notiz von H. Frobenius, die eine Kritik meiner Völker-Gruppirung am Albert-See enthält (S. 162). Ich habe leider keine Zeit und keine Literatur, um ausführlich darauf einzugehen, möchte aber doch kurz Folgendes bemerken:

„Ueber die Stellung der Lendú bin ich mir nicht klar geworden. Sie sehen äusserlich wie die Urwaldleute, besonders die Momfú aus, weichen aber in der Sprache völlig von denselben ab. Als Walégga oder Warégga werden sie im Süden bezeichnet, aber nur von den umwohnenden Leuten; sie selbst nennen sich Dúdu oder Drúgu. Den Namen Walégga kann ich nicht ethnographisch oder anthropologisch fassen, da mir ganz von einander abweichende Stämme von den Umwohnern mit diesem Namen bezeichnet wurden; so z. B. Leute am Russóro, dann Waldleute westlich von Bwitwa und westlich des Albert Edward Sees u. a. m. Auch ist es für mich unzweifelhaft, dass die sogen. „Walégga" am rechten oberen Congo-Ufer nichts mit den Lendú gemeinsam haben. Ich habe hier an der Küste manche von dort stammende Sklaven gesehen und gefunden, dass sie ihrer Gesichts- und Körperbildung nach den Manyema zuzurechnen sind und mit „Sudanesen" nichts gemein haben. Wenn Frobenius ihre Rindenstoffe und Rottangsehnen für charakteristisch hält, so muss ich bemerken, dass dann noch die ganzen Stämme am oberen Congo und Aruwimi dazu gehören müssten, und dass gerade „Nigritier" (Sudanesen) niemals Rindenstoffe und Rottangsehne führen (mit Ausnahme der Mangbattu, die dem Urwalde nahe wohnen). Ebenso die Sprache: Stanley's Wörter-Verzeichniss der Warégga (Durch d. dunklen Welttheil II. S. 540) zeigt ganz Bantuworte. Die Lendú-Walégga sind ihrer Physis nach, wo ich sie kennen lernte, allerdings auch keine Sudanesen, sondern eher den Waldleuten ähnlich, von denen sie linguistisch aber ganz abweichen. Ich glaube nicht, dass man aus den immerhin zu ganz anderen Zwecken geschriebenen Schilderungen von Stanley, Cameron u. A. Schlüsse auf ethnographische Zusammengehörigkeit machen kann; dazu gehört das Ansehen von sehr vielen Individuen, und eben so wenig genügt die Vergleichung von irgend einer socialen Institution, wie Frobenius es macht. Man käme auf diese Weise dazu, z. B. alle Stämme, die man hier als „Mafiti" bezeichnet, wirklich als Sulu anzusehen, während sehr viele von ihnen doch nur Sulugebräuche nachahmten. Ich kann Hrn. Frobenius nur empfehlen, sich einmal die Neger in natura anzusehen und ihre Physis genau zu betrachten. Dazu hat er hier, wo Sklaven aller Stämme, Sudanesen und Abyssinier, in grosser Zahl vorhanden sind, die beste Gelegenheit. Vielleicht könnte ich ihm hier sogar einen Congo-Nelegga verschaffen; dort in der Nähe wohnende Stämme giebt es jedenfalls viele hier, und Lendú sind auch in Mombas, sicher aber in Uganda zu bekommen, wohin sie durch die Sudanesen Capt. Lugard's massenhaft als Sklaven gebracht wurden. Wenn Hr. Frobenius jemals einen Mann vom oberen Congo, zwischen den Stanley-Fällen und Nyangwe, gesehen hätte, so könnte er ihn unmöglich für einen pechschwarzen, dünnen Sudanesen halten. Ebenso wenig kann ich mich mit Frobenius' Völkergruppe der „Ba-tshonga" (Globus, LXV, No. 13) einverstanden erklären. Der Ausdruck „Watchongora mino" wird nicht von dem Volke selbst gebraucht, sondern von den Arabern, Sansibariten u. s. w. und von den Umwohnern, die höchst ungenau in ihrer Nomenclatur sind und von denen Reisende diese Namen hörten. Die Sansibariten übertrugen den Namen mit ihren Raubzügen auf alle Stämme, die ebenfalls Zähne „feilten". Die Wakussu z. B. sind himmelweit verschieden von den sogen. „Wassongora", auch sprachlich. Dann

sollen Manyéma und Wakussu, nebenbei gesagt gänzlich verschiedene Stämme, „eine gemeinsame Einwirkung von Süden in der Lehmverwendung bei der Haartracht haben" (S. 209). Demnach müssten auch alle Urwaldbewohner zusammen mit den Wasaramo bei Dar es Salam eine solche Einwirkung zeigen. Frobenius scheint anzunehmen, dass die Rindenstoff-Kleidung von Norden gekommen sei, während ich glaube, dass sie aus dem Walde nach Norden (Mangbattu, Momfú, Waganda, Warundi) gelangte, wenigstens was die Ficus-Stoffe anbetrifft.

„Ich bin heute noch derselben Ueberzeugung, dass nehmlich die Walégga am oberen Congo mit ihren Namensvettern am Albert-See nichts als den Namen gemeinsam haben, und dass auch Wassongora nur ein von Arabern und Sansibariten gemachter Stammesname ist. —

„Ich selbst komme verhältnissmässig wenig zum Messen, da ich auch noch das Landes-Vermessungswesen und die Einrichtung eines kleinen botanischen Versuchsgartens zu leiten habe. Nächstens geht es wieder in's Innere zur Aufnahme der Muguru-Berge, die durch Malaria unterbrochen wurde. Sehr hoffe ich, dass der Reichstag im Etat eine eigene Abtheilung für Landes-Vermessung und Landes-Cultur bewilligen wird. Eine Centrale hierfür ist sehr wünschenswerth und würden wir zunächst noch eine wissenschaftliche Station (besonders eine botanische) in den Gebirgen und thierärztliche Untersuchungen in's Auge fassen. Letztere sollen sich besonders auf die Viehseuchen erstrecken." —

(18) Hr. P. Schellhas berichtet aus Potsdam, 18. October, über einen von Hrn. Dieseldorff ausgegrabenen

deformirten Schädel von Ulpan bei Coban, Guatemala,

der aus einem der von ihm geöffneten Gräber stammt. —

Hr. Rud. Virchow: Die Fragmente des Schädels sind mir durch die Mutter des Hrn. Dieseldorff (30. August) im Auftrage desselben aus Hamburg übersendet worden. Leider ist es unmöglich, daraus einen ganzen Schädel wieder herzustellen; nur von der Stirn und dem Hinterhaupt sind einige grössere Bruchstücke vorhanden, welche sich zum Theil haben zusammenfügen lassen. Immerhin lässt sich erkennen, dass es der Schädel eines älteren Mannes war; nach der Dicke der Knochen zu urtheilen, ist er sehr kräftig gewesen.

Ferner hat sich bei der Zusammensetzung der Knochen ergeben, dass der Schädel stark deformirt war, und zwar nach Art der Natchez-Schädel. Das Stirnbein ist ganz platt und breitgedrückt; es hat grosse Stirnhöhlen und entsprechend starke Wülste, darüber eine breite, tiefe Einbiegung, während der obere Theil der Stirn vorspringt. Es erinnert daher etwas an einen Delphin-Schädel. Das Hinterhaupt ist so platt und steil, dass die Oberschuppe fast in eine Scheibe verwandelt ist. Die Unterschuppe ist compensatorisch hinausgedrängt. Die Umbiegung der Parietalia in die Occipitalcurve geschieht in der Tuberal-Linie. Am rechten Parietale ein tiefes, scharf ausgerandetes Loch von 9 (senkrecht) auf 6 *mm* Durchmesser, offenbar künstlich, jedoch scheinbar nicht posthum.

Die Warzenfortsätze stark. Die Ohrlöcher klein, aber rund. Grosse Kiefergelenkgruben.

Das Gesicht ganz zertrümmert. Nur der Nasenansatz ist erhalten. Die Wurzel ist breit; die Nasenbeine, in der Mitte abgebrochen, sind oberhalb stark eingebogen und schmal. Die Orbitae unten geöffnet, oben etwas flach. Der Oberkiefer in Stücken vorhanden: rechts ein solches mit grossen, stark abgenutzten

orthognathen Vorderzähnen, an denen das Dentin blossgelegt ist und die abgebrauchten Schneiden eine Fläche bildeten; links ist nur noch der Stummel eines Molaren in situ.

Von dem Unterkiefer ist die rechte Hälfte vorhanden; von den Zähnen sind nur die Wurzeln erhalten. Die Seitentheile kräftig, dick; das Mittelstück gleichmässig gerundet, ohne entwickeltes Kinn, von fast weiblicher Form, an der Unterseite fast winklig und in der Art eingebogen, dass gegen den Zahnrand eine nach oben geneigte (leicht prognathe), gegen den Kinnrand eine schräg nach unten gerichtete Fläche entstanden ist. Eine starke, doppelte Spina ment. interna. Der rechte Ast breit, mit Andeutung eines Proc. lemurianus unten.

Ausserdem nur noch einige stark abgewitterte Wirbel. —

Das Interesse des Fundes concentrirt sich, wie ersichtlich, in der künstlichen Deformation, welche zu einer ungewöhnlichen Stärke durchgeführt ist. Wenn auch eine posthume Steigerung der Abplattung nicht ganz abgewiesen werden kann, so ist doch die Hauptsache auf eine Verdrückung im Leben zurückzuführen. Auf eine solche leitete mich schon (Verhandl. 1895, S. 551, Taf. XVI) die Abbildung, welche Hr. Dieseldorff nach einem bemalten Thongefäss geliefert hatte, und die neuen Abbildungen, welche auf Taf. VIII der diesjährigen Verhandlungen enthalten sind, zeigen genau dieselbe Kopfform, welche wir jetzt aus den Schädelresten erkennen können. Ich verweise übrigens auf den Schädel von Yucatan, den ich in meinen Crania Amer. ethn., S. 11, Fig. 11, habe abbilden lassen, der freilich eine geringere Verdrückung erfahren hat. —

(19) Das correspondirende Mitglied, Hr. J. Kollmann in Basel, übersendet eine Abhandlung über

das Schweizersbild bei Schaffhausen und Pygmäen in Europa.

Dieselbe ist im Text der Zeitschrift (S. 189 fg.) gedruckt worden. —

Hr. Rud. Virchow macht auf die bedeutsame Arbeit, welche den Nachweis von Zwergmenschen in der neolithischen Zeit Europa's liefert, besonders aufmerksam. Er hat durch die Güte des Hrn. Kollmann Gelegenheit gehabt, einzelne der Knochen selbst zu prüfen, und sich von der zwerghaften Bildung derselben überzeugt. Wenn er bei einem früheren Besuche in Schaffhausen (Verhandl. 1892, S. 456) nur von Kinderknochen gesprochen und die grosse Zahl von Kindergräbern hervorgehoben hatte, so stimmt damit die Angabe des Hrn. Kollmann (Zeitschr. S. 201), dass unter 26 Gräbern 12 Kindern bis zu 7 Jahren angehörten; da unter den 14 Erwachsenen nur 4, höchstens 5, Pygmäen waren, so ist es wohl möglich, dass solche früher nicht vorlagen oder übersehen wurden. — Wegen der sehr weitgehenden Folgerungen, welche Hr. Kollmann seiner Entdeckung beilegt, und namentlich wegen der Deutung, die er der Nannocephalie giebt, wird eine eingehende Erörterung erforderlich sein. —

(20) Der „Mährisch-schlesische Correspondent", Brünn, 9. October, Nr. 231, bringt einen Bericht über einen, auf der Wiener Naturforscher-Versammlung gehaltenen Vortrag des Prof. Alex. Makowsky über

Spuren des Menschen aus der Mammuthzeit in Brünn.

„Gelegentlich eines Canalbaues in der Franz Josephstrasse in Brünn im Spätherbste des Jahres 1891 wurde durch den Referenten in einer Tiefe von 4 ½ m in völlig ungestörtem Diluvialthon (Löss) eine Anhäufung von Knochen diluvialer

Thiere, nehmlich des Mammuth, des Rhinoceros und des fossilen Pferdes, aufgefunden, innerhalb welcher menschliche Skelettheile gelagert waren. Der Menschenschädel — fast vollständig erhalten — zeigt nach der Untersuchung von Schaaffhausen einen ausgesprochen dolichocephalen Charakter (Index 65,7), niedere schmale Stirn, stark vorspringende Augenbrauenbogen und hohen Hinterhauptskamm nebst anderen Eigenthümlichkeiten, die ihn wesentlich vom historischen Menschen unterscheiden. Dies ist auch der Fall bei den übrigen noch erhaltenen Skelettheilen, die gleich dem Schädel auffällig roth gefärbt sind, also auf eine Färbung des nackten Skelets hindeuten. Merkwürdig sind neben einigen rohen, ungeformten, grossen Steinen gleichzeitig daselbst aufgefundene Artefacte, und zwar nebst einem abgeschnittenen Renthierspross eine grössere Anzahl kleiner, runder, flacher Scheibchen (von 24—55 *mm* Durchmesser), die, zum Theil centrisch durchbohrt, am Rande Striche und Einkerbungen aufweisen. Sie sind theils aus Stein, theils aus Rhinocerosrippen, theils aus Backen- und Stosszähnen des Mammuth geschnitten.

„Ferner mehr als 600, um den Kopf des Menschen gelagerte, bis 2 *mm* lange, geschnittene Theile einer fossilen Röhrenschnecke (tert. Dentalium), — offenbar einst ein Kopfschmuck. Das höchste Interesse beansprucht eine aus Mammuth-Stosszahn geschnittene nackte menschliche Figur mit Armen, jedoch ohne Füsse, ursprünglich 22—23 *cm* lang. Die Figur — ein Idol — ist centrisch durchbohrt, entsprechend der Axe des Stosszahnes. Sie zeigt dieselbe rohe Kopfbildung, wie der Schädel, ist also eine typische Nachbildung des damaligen Menschen und wohl eines der ältesten Bildwerke der Menschheit! Schädel und Idol gehören der Zeit der ausgestorbenen Thiere der Diluvial-Periode an, beweisen somit die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth.

„Dieser bedeutungsvolle Fund erhärtet die Behauptung der diluvialen Natur ähnlicher Funde im Löss von Brünn aus den Jahren 1883—1889, insbesondere des ganz ähnlichen Schädels eines Menschen vom Rothen Berge (1885).

„Die Funde an diluvialen Thierresten aus den Höhlen (Devon) von Brünn stimmen mit den Funden aus dem Löss der Umgebung von Brünn völlig überein: durch ihre Form wie Lagerung erweisen sie sich als Reste von Thieren, die der Mensch der Diluvialzeit zu seiner Nahrung erlegte. So sind Mammuth, Rhinoceros, fossiles Pferd, Riesenhirsch, Elen, Höhlenbär und Lösshyäne, Löwe und viele andere Raubthiere nachgewiesen worden, zumeist in der Nähe von Culturschichten."

An diesen Vortrag knüpfte sich eine Discussion. Zunächst sprach Prof. Dr. J. N. Woldrzich (Prag):

„Gegenüber den früheren Funden am Rothen Berge hegte ich bezüglich des Alters der Menschenschädel begründete Zweifel, wenn ich auch vom diluvialen Alter der Lagerstätte überzeugt war. Was den Fund in der Franz Josephstrasse in Brünn anlangt, so bin ich auch diesem anfänglich mit Misstrauen entgegengetreten, allein durch meine Detailuntersuchungen der Reste in den ungestörten Diluvialschichten in Willendorf bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass die Brünner Funde wirklich diluvialen Alters sind, da in Willendorf nicht nur ein dem Brünner entsprechendes Femur des Menschen, sondern auch dieselben Dentalien, als Zier ebenso bearbeitet, vorgefunden wurden, wie ich in der Abhandlung: „Reste diluvialer Formen und des Menschen in dem Waldviertel Oesterreichs" (Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien 1893) darlegte."

Prof. Dr. R. Hörnes macht auf die hohe Bedeutung der Untersuchungen Prof. Makowsky's aufmerksam, durch welche erstlich die Zweifel an der Gleichzeitigkeit des Menschen und des Mammuth, welche von Prof. J. Steenstrup

geäussert wurden, endgültig widerlegt erscheinen, nachdem für den Geologen der Beweis für diese Gleichzeitigkeit schon durch die Untersuchung der prähistorischen Station von Zeiselberg bei Krems durch den Grafen Gundaker Wurmbrand erbracht erscheint. Zweitens genügt ein Blick auf den von Prof. Makowsky vorgelegten Menschenschädel aus dem Löss von Brünn, um an demselben die charakteristischen Eigenschaften des Neanderthal-Schädels: die fliehende Stirn und die Augenbrauenwülste, zu erkennen. Es geht sonach nicht an, wie Virchow es gethan, diese Eigenthümlichkeiten als lediglich pathologische zu erklären.

Hr. R. Virchow bemerkt in Betreff des letzten Satzes, dass er die genannten Eigenthümlichkeiten des Neanderthal-Schädels niemals „als lediglich pathologische" erklärt habe. Er bedauert, dass diese Behauptung trotz aller seiner Widerlegungen immer wieder vorgebracht werde. Er verweist deswegen auf seine Beschreibung des Schädels in der Sitzung der Gesellschaft vom 27. April 1872 (Verhandl. S. 157), übrigens der einzigen eingehenden, die bis jetzt veröffentlicht ist. Darin ist eine grössere Reihe pathologischer Veränderungen aufgeführt, welche sich theils an dem Schädel, theils an anderen Skeletknochen finden, und daraus ist der Schluss gezogen, dass „eine durchaus individuelle Bildung vorliegt", welche nicht eher als eine typische (Rassen-) Bildung anzusehen sei, „ehe wir nicht durch parallele Funde weitere Aufklärung erlangt haben" (S. 164). Ob diese Aufklärung durch die Brünner Funde erlangt ist, werde erst beurtheilt werden können, wenn genaue sachverständige Beschreibungen vorliegen. —

(21) Das correspondirende Mitglied Hr. Fritz Noetling sendet aus Calcutta, 11. September 1894, folgende Abhandlung:

Ueber das Vorkommen von behauenen(?) Feuerstein-Splittern im Unter-Pliocän von Ober-Birma[1].

Die oberen Tertiär-Schichten der Umgebung von Yenangyoung[2]) in Ober-Birma enthalten lokal eine reiche Fauna von Wirbelthieren, welche nach vorläufigen Bestimmungen specifisch mit denjenigen, welche aus der Siwalik-Formation Indien's beschrieben sind, übereinstimmen. Während ich mit der geologischen Aufnahme der Gegend von Yenangyoung beschäftigt war, richtete sich natürlich meine Aufmerksamkeit besonders auf Wirbelthier-Reste. Eine der Schichten, in welcher solche verhältnissmässig häufig sind, ist ein eisenschüssiges Conglomerat von ungefähr 10 Fuss Mächtigkeit, das, in Form eines dunkelrothen Bandes in grosser Gleichförmigkeit an den Gehängen dahinlaufend, eines der hervorragendsten tektonischen Glieder des dortigen Tertiärs bildet.

Neben zahlreichen Resten von Rhinoceros perimense, namentlich aber Zähnen von Hippotherium antilopinum Caut. et Falc., finden sich lokale Nester von zahllosen Individuen einer Brackwasserform, Cyrena (Batissa) Crawfurdi Noetling, zusammen mit der selteneren Art Cyrena (Batissa) petrolei Noetling. Wenn nun schon die genannten Formen einen marinen Absatz dieser Schicht an sich aus-

1) Diese Mittheilung wurde ursprünglich im XXVII. Bde. der Records of the Geological Survey of India 1894 in englischer Sprache veröffentlicht. Da ich annehmen darf, dass dieselbe auch für weitere Kreise von Interesse sein dürfte, so gebe ich dieselbe in etwas umgearbeiteter Form hier wieder.

2) Yenangyoung liegt am linken Ufer des Irawaddi, in ungefähr 20° 21' nördl. Breite und 94° 56' östl. Länge, etwa 458 engl. Meilen von Rangoon.

schliessen, so haben genauere Untersuchungen ergeben, dass derselben ein litoraler Ursprung zukommen muss. Einen vorzüglichen Beweis für diese Ansicht bildet ein Femur von Rhinoceros sp., das ich auf ursprünglicher Lagerstätte auf der Grenze zwischen dem Conglomerat und dem darunter liegenden Sandstein, flach auf einer Sandsteinschicht auflagernd, fand. Die dem Sandstein zugekehrte Seite war glatt abgeschliffen, wie durch Abreiben erzeugt. Ich kann mir dies nur dadurch erklären, dass der am Ufer liegende Knochen von den Wellen hin und hergespült, auf der Unterseite allmählich abgenutzt und glatt geschliffen wurde. Vielfach findet man auch, namentlich an der unteren Grenze, Haufen von zusammengespültem Material, wie man solches an Küsten so häufig beobachtet. Holzstücke, jetzt allerdings in Brauneisenstein verwandelt, kleinere Kiesel und Thongallen, manchmal auch Knochensplitter, verrathen durch die Art ihres Vorkommens die ehemalige Küste. Es unterliegt für mich daher nicht dem geringsten Zweifel, dass das eisenschüssige Conglomerat am Strande, wahrscheinlich einer Lagune, oder im Aestuarium eines Flusses abgesetzt wurde, — eine Auffassung, welche mir für das Nachfolgende von besonderer Bedeutung erscheint. Allein, bevor ich auf die darin gefundenen Feuerstein-Splitter näher eingehe, wird es nützlich sein, den geologischen Horizont des Conglomerates genauer zu fixiren.

Meinen Untersuchungen zu Folge lässt sich das Tertiär von Yenangyoung in drei, petrographisch sowohl, als paläontologisch, gut geschiedene Gruppen zerlegen. Dieselben sind in absteigender Reihenfolge:

3. Eine Schichtenfolge von lichtgelb-gefärbten, weichen Sandsteinen und lose verkitteten Sanden, mit harten kugelförmigen Concretionen, abwechselnd mit braunen, dünngeschichteten Thonlagern. Grosse Stämme von verkieseltem Holz sind ausserordentlich häufig. Daneben finden sich Zähne und Knochen von Land- und Süsswasser-Thieren, namentlich Stegodon Cliftii, Hippopotamus orravadicus Leid., Crocodilus palustris(?), Gavialis gangeticus, Trionyx sp. und andere. Die gemessene Mächtigkeit dieses Schichtencomplexes von seinem tiefsten Punkte bis zum Irrawaddi-Ufer beträgt 4620 engl. Fuss, allein es steht ausser jedem Zweifel, dass derselbe beträchtlich mächtiger ist.
2. Eine Schichtenfolge von braunen und röthlichen, weichen Sandsteinen, abwechselnd mit mehr oder minder mächtigen braunen Thonlagern und rothbraunen, eisenschüssigen Conglomeraten. Im unteren Theil finden sich ausgezeichnete, grosse, plattenförmige Gyps-Crystalle. Nach oben schliesst diese Abtheilung mit einem ungefähr 10 Fuss mächtigen, eisenschüssigen Conglomerat ab, das neben den Brackwasser-Arten Cyrena (Batissa) Crawfurdi Noetl. und petrolei Noetl. zahlreiche Wirbelthierreste, z. B. Hippotherium antilopinum Caut. et Falc. enthält. Local finden sich darin Feuerstein-Splitter. Gemessene Mächtigkeit 1105 engl. Fuss.
1. Eine Schichtenfolge von dunkelblauen Thonen, abwechselnd mit weichen Sandstein-Steinen von grauer Farbe, welche lokal grosse Mengen von Petroleum enthalten. Fossilien sind selten und schlecht erhalten, allein dieselben bestehen hauptsächlich aus marinen Formen, mit einer geringen Einsprengung von stark abgerollten Land-Thierresten. Mächtigkeit nicht weniger als 1000 Fuss, wahrscheinlich aber viel grösser.

Obwohl die drei genannten Gruppen petrographisch sowohl, als faunistisch im schärfsten Gegensatze zu einander stehen, so bilden sie dennoch eng verknüpfte Glieder eines und desselben Schichtensystemes. Nach der Fauna zu schliessen, zeigt der auf 6828 Fuss Mächtigkeit gekannte Schichtencomplex des Tertiärs von Yenangyoung

einen ganz allmählichen Uebergang von den rein marinen Schichten der Gruppe 1 durch die brackischen Ablagerungen der Gruppe 2 zu den Susswasser-Schichten der Gruppe 3.

Zur Altersbestimmung dieser Schichten sind wir, in der Umgebung von Yenangyoung wenigstens, ausschliesslich auf die Wirbelthier-Reste angewiesen, da die marinen Formen der Gruppe 1 zu schlecht erhalten sind, um irgend welche Schlussfolgerungen zuzulassen. Die Wirbelthier-Fauna erweist sich, wie bereits bemerkt, als durchaus identisch mit der Fauna der Siwalik hills, allein, wie bekannt, sind die Ansichten über das Alter der letzteren sehr getheilt. Nach einigen soll sie miocän sein, andere, und wohl die Mehrzahl, betrachten sie als dem Pliocän angehörig. Je nachdem man also der einen oder der anderen Ansicht folgt, würde für den darunter lagernden Schichten-Complex der Gruppe 2 ober- oder untermiocänes Alter zu beanspruchen sein. Diese Altersbestimmung wäre somit eine höchst ungewisse.

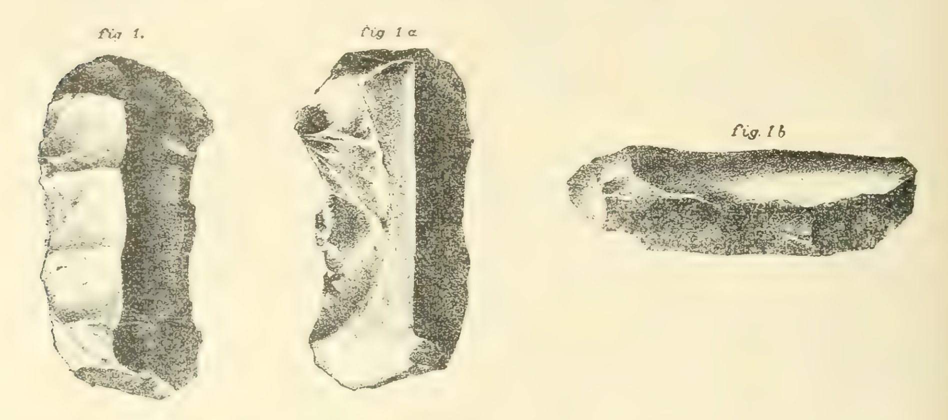
Nun habe ich aber bei Yenangyat, ungefähr 40–45 engl. Meilen nördlich von Yenangyoung, in Schichten, welche ihrer Stellung nach entweder ganz an die Basis der Gruppe 2 des Tertiärs von Yenangyoung gehören, oder den alleroberstenHorizont der Gruppe 1 repräsentiren, eine marine Fauna gefunden, welche sich als unzweifelhaft obermiocänen Alters erweist. Da der stratigraphischen Stellung nach das eisenschüssige Conglomerat erheblich jünger ist, als die gedachte Fauna, so sind wir genöthigt, für dasselbe entweder alleroberstes Miocän oder Unter-Pliocän anzunehmen. Ich neige mehr zu letzterer Ansicht, die sich sehr wohl mit dem oberpliocänen Charakter der Wirbelthier-Fauna der Gruppe 3 vertragen würde.

Das obertertiäre Alter des eisenschüssigen Conglomerates ist somit ganz unleugbar nachgewiesen, und es handelt sich nur darum, welche Position dasselbe innerhalb ganz bestimmter enggezogener Grenzen einnimmt. Allein es ist meiner Ansicht nach nicht von erheblicher Bedeutung, ob man für dasselbe alleroberstes Miocän oder Unter-Pliocän in Anspruch nimmt; es genügt, darauf hinzuweisen, dass dasselbe von einem nicht weniger als 4600 Fuss mächtigen Schichten-Complex überlagert ist, der eine Fauna enthält, die von der heute in diesen Gegenden lebenden total verschieden ist, um das relativ hohe Alter des eisenschüssigen Conglomerates zu würdigen.

Meine Aufmerksamkeit auf das Vorkommen von Feuerstein-Splittern in diesem Conglomerat wurde ganz durch einen Zufall erregt. An einer Stelle, die ich auf meiner geologischen Karte der Umgebung von Yenangyoung mit Nr. 45 bezeichnet habe, war an der östlichen Seite einer ungefähr Nord-Süd laufenden Schlucht das eisenschüssige Conglomerat, in Gestalt einer kleinen Gehängestufe, ungefähr 80 Fuss über der Thalsohle anstehend. Das Conglomerat hatte, in Form einer schützenden Decke, die darunter lagernden weicheren Schichten vor der Erosion bewahrt, während die über demselben lagernden Schichten, lokal gänzlich zerstört, ungefähr 50 Fuss von der Gehängekante entfernt, einen steilen Absturz von wieder ungefähr 50 Fuss Höhe bildeten. Das eisenschüssige Conglomerat bildete mit seinem natürlichen Einfallswinkel eine ziemlich steil nach Osten geneigte Böschung. Die Länge dieser kleinen Kuppe mag vielleicht etwa 100 bis 120 Fuss gewesen sein; am nördlichen und südlichen Ende war sie durch Erosionsrinnen, welche bis auf den rückwärtigen Steilrand gingen, abgeschnitten. Im Verbreitungsgebiete des eisenschüssigen Conglomerates ist diese oben beschriebene Erosionsform sehr gewöhnlich, und vielfach kann man eine ganze Reihe solcher Kuppen, im Streichen des Conglomerates auf einander folgend, beobachten. Dieselben lassen sich mit Leichtigkeit dadurch erklären, dass die Erosion über dem

eisenschüssigen Conglomerat rascher vorwärts ging, als die des Conglomerates selbst: letzteres hat dann wiederum die darunter lagernden weicheren Schichten vor Zerstörung geschützt.

Da natürlich auf solchen Kuppen das Conglomerat stets eine grössere Entblössungsfläche zeigte, als anderswo, so erwiesen dieselben sich zumeist als die besten Fundorte für Wirbelthier-Reste. Während ich mich nun am Punkt 45 bemühte, um einen prächtigen oberen Molar von Hippotherium antilopinum Caut. et Falc., der noch zur Hälfte eingebettet war, aus dem Gestein zu befreien, wurde meine Aufmerksamkeit auf den dicht daneben liegenden Feuerstein-Splitter (Fig. 1),



der noch zur Hälfte vom Gestein umschlossen war, gelenkt. Bei weiterem Nachsuchen sammelte ich vielleicht noch ein Dutzend Splitter, allein keinen in derselben Erhaltung, wie das zuerst gefundene Exemplar.

Die gefundenen Stücke liessen mit Leichtigkeit drei Typen erkennen:

a) unregelmässig gestaltete Stücke,

b) dreieckige Stücke,

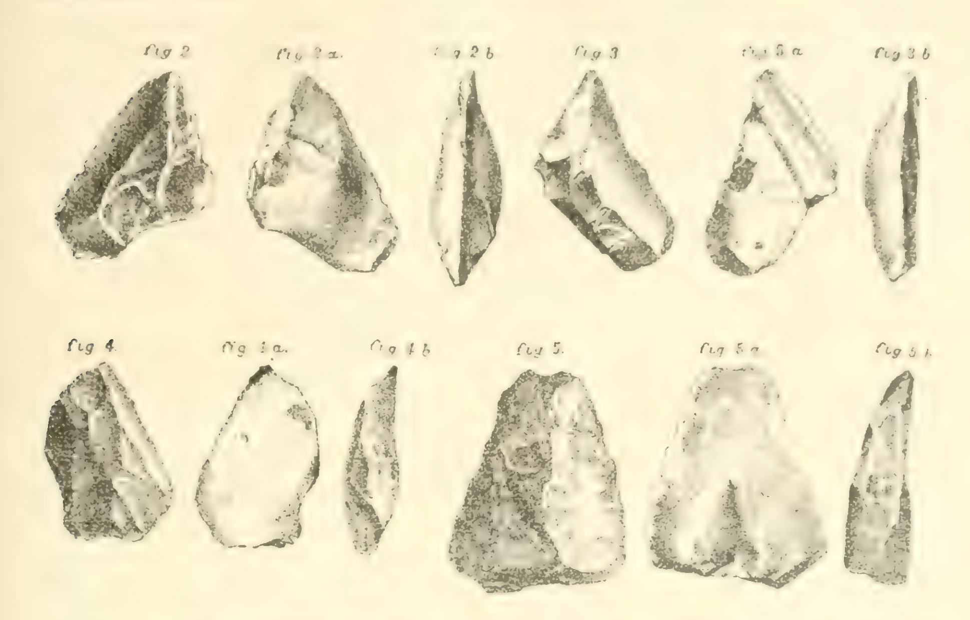
c) messerförmige Stücke.

a) Unregelmässig gestaltete Stücke. Dieser Typus ist am häufigsten vertreten. Die Stücke sind mehr oder weniger regelmässig viereckig, flach und in der Mitte dicker, als an den Rändern. Der Form nach könnte man sie am besten mit solchen Stücken vergleichen, wie sie zum Feuerschlagen benutzt werden, ohne dass ich hiermit jedoch sagen will, dass sie zu einem solchen Zwecke verwendet wurden; ich will damit nur eine Vorstellung von der Form geben.

b) Dreieckige Stücke. Die besten Typen sind die hier abgebildeten Formen Fig. 2—5: dieselben haben im Allgemeinen eine roh pfeilspitzenförmige Gestalt, durch die sich namentlich Fig. 2 und 3 auszeichnen; eine Seite ist gewöhnlich flach, die andere mehr oder minder convex. Bemerkenswerth ist auch Fig. 4, welche deutlich zeigt, dass die eine Seite durch das wiederholte Absplittern von Spähnen erzeugt wurde.

c) Messerförmiges Stück. Dieses ist die allermerkwürdigste Form, von der ich überhaupt nur ein einziges Stück fand, und zwar gerade das, welches meine Aufmerksamkeit zuerst auf das Vorkommen dieser Splitter hinlenkte. Das Stück selbst (Fig. 1) besitzt eine unregelmässig rechteckige Form und ist leicht gekrümmt; seine Länge beträgt 45 *mm*, seine Breite 20 *mm*; beide Längsseiten sind dachförmig zugeschärft, und zwar bieten dieselben deshalb ein ganz besonderes Interesse, weil es ganz unzweifelhaft ist, dass die leicht convexe Seite durch das Absplittern von

zum mindesten 5 Spahnen hervorgebracht wurde: die eine Hälfte wurde durch das Abschälen eines einzigen Längsspahnes hervorgebracht, während die andere durch wenigstens 4 in senkrechter Richtung dazu abgeschälte Spähne erzeugt wurde. Die concave Seite scheint ausschliesslich durch Absplittern in der Längsaxe entstanden zu sein.



Dieses Stück besitzt die grösste Aehnlichkeit mit einem Feuerstein-Splitter, welcher im Pleistocän des Narbadda-Thales gefunden und im ersten Bande der Records of the Geological Survey of India beschrieben und abgebildet wurde.

Es muss wohl zugegeben werden, dass, selbst wenn wir die unregelmässig viereckigen und auch die dreieckigen Stücke ausschliessen und annehmen, dieselben seien auf natürlichem Wege durch Zertrümmern von grösseren Feuerstein-Stücken, vielleicht durch die Brandung, erzeugt, immer noch das messerförmige Stück bleibt, von dem es schwer hält, einen solchen Ursprung anzunehmen. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, wie die planlos wirkende Brandung ein derartig regelmässig geformtes Stück erzeugt haben sollte.

Aber selbst wenn competente Beurtheiler auch dieses Stück als auf natürlichem und nicht auf künstlichem Wege hervorgebracht ansehen und eine allerseits befriedigende Theorie einer natürlichen Herstellungsweise zu geben im Stande sind, so wäre dieser Feuerstein-Splitter aus zweifellos tertiären Schichten wenigstens dafür ein Beweis, dass es voreilig wäre, solche und ähnliche Producte ohne Weiteres als Zeugen menschlicher Thätigkeit anzuerkennen. Darauf beruht meiner Ansicht nach das ganze Schwergewicht der Beweisführung: es gilt, nicht nur den Nachweis zu führen, dass diese Feuerstein-Splitter wirklich auf künstliche Weise hervorgebracht worden sind, sondern dass, was, wie ich denke, zugleich wichtiger ist, das freie Spiel der Naturkräfte unmöglich solche regelmässige Formen erzeugen kann.

Hat man sich jedoch für letztere Ansicht entschieden, so bleibt immer noch der schwerwiegende Einwand zu beachten, ob denn diese Feuerstein-Splitter auch wirklich auf ursprünglicher Lagerstätte gefunden wurden, oder ob dieselben nicht

nachträglich, vielleicht von einer benachbarten paläolithischen Ansiedelung, durch das Regenwasser auf den Platz geführt wurden, wo ich dieselben entdeckte.

Dazu muss ich Folgendes bemerken: Die Umgebung von Yenangyoung stellte ursprünglich ein Abrasions-Plateau tertiärer Schichten dar, welches durch die Atmosphärilien in ein Gewirr von eng eingegrabenen Schluchten und dazwischen liegenden schmalen Rücken oder isolirten Hügeln zernagt ist. Während des grösseren Theils des Jahres ist diese Gegend eine öde, wasserlose Wüste, auf der nur niedriges, stachliges Gestrüpp gedeiht. Wenn aber zu Eintritt der Regenzeit grössere Regenschauer niedergehen, so fliesst das Wasser so rasch ab, dass die Schluchten, in welchen man vorher, selbst in grösserer Tiefe, auch nicht einen Tropfen Wasser fand, urplötzlich in reissende Wildströme verwandelt sind, die mit elementarer Gewalt ihr Bett in die weichen Tertiär-Sandsteine eingraben.

Menschliche Ansiedelungen innerhalb eines solchen Gebietes fehlen daher auch beinahe vollständig. Auf dem Plateau würde der gänzliche Wassermangel diese schon von selbst verbieten, und die Thäler sind entweder zu eng, oder da, wo sie weit genug sind, zu sehr den plötzlich auftretenden Fluthen ausgesetzt, als dass da an eine dauernde Niederlassung gedacht werden könnte, ganz abgesehen davon, dass in dieser, während des grössten Theils des Jahres wasserlosen Einöde ein Pflanzenwuchs kaum gedeiht, ausgenommen natürlich solche Formen, die ein trockenes Klima vorziehen.

Es wäre also kein Grund dafür vorhanden, warum eine Ansiedelung in dieser wasserarmen, trostlosen Gegend hätte existiren sollen, wenn etwa 4—5 Meilen weiter nach Westen der Irrawaddi nicht nur Wasser, sondern auch Nahrung in Gestalt von zahlreichen und schmackhaften Fischen bot. Falls also eine paläolithische Ansiedelung in der Gegend von Yenangyoung bestand, so befand sich dieselbe sicherlich am Ufer des Irrawaddi und nicht mehrere Meilen landeinwärts, denn die Gründe, welche die heutigen Bewohner zwingen, ihre Dörfer an den Flussufern zu bauen, waren sicherlich auch in jener fern zurückliegenden Periode maassgebend.

Ich erachte also schon aus physikalischen Gründen die Existenz einer Ansiedelung in der Nähe des Fundortes der Feuerstein-Splitter für unmöglich. Es sind jedoch noch andere Gründe, welche es mir als sicher erscheinen lassen, dass diese Feuerstein-Splitter nicht von einem dritten Orte an ihren Fundplatz gebracht worden sind. Ich habe denselben oben im Detail beschrieben, und nach der Lage desselben scheint es mir gänzlich ausgeschlossen, dass dieselben durch eine in der Schlucht auftretende Fluth an ihren gegenwärtigen Platz gespült wurden. Eine Herabwaschung von rückwärts und oben kann ich mir auch nicht gut vorstellen, weil, wie bereits bemerkt, der Steilrand eine erhebliche Distanz weiter nach rückwärts von dem Punkte liegt, wo dieselben aufgefunden wurden. Dass aber jemals eine Ansiedelung auf dieser kleinen, abschüssigen Kuppe bestand, die keine besonderen Vortheile in strategischer Hinsicht vor den umliegenden Rücken und Hügeln bot, glaube ich kaum annehmen zu können.

Fig. 6.



Meiner Ansicht nach lassen es also weder physikalische Ursachen, noch der Thatbestand am Fundorte als wahrscheinlich erscheinen, dass die Feuerstein-Splitter sich nicht auf ursprünglicher Lagerstätte befanden, als ich dieselben entdeckte. Hiervon aber ganz abgesehen, kann ich nur sagen, dass

dieselben thatsächlich im Conglomerat eingebettet waren, als ich sie auffand. Man konnte, wenn man das nicht zugeben will, ebenso gut argumentiren, dass sich der Molar von Hippotherium antilopinum (Fig. 6) ebenfalls nicht auf primärer Lagerstätte befand, denn was für diesen, gilt auch für die Feuerstein-Splitter, beide waren im eisenschüssigen Conglomerat eingebettet.

Hr. Rud. Virchow erkennt an, dass die übersendeten Flintstücke vielfache Eigenschaften darbieten, welche am leichtesten auf menschliche Einwirkung bezogen werden können, indess werde eine weitere Durchsuchung der Localität nothig sein, da keines der Stücke eine bestimmte, absichtlich bewirkte Form zeige. Am meisten sei der ausgedengelte Rand mehrerer Stücke bemerkenswerth. —

Hr. Voss glaubt, an einigen Stücken Schlagmarken zu sehen.

(22) Hr. Joest sendet aus Kopenhagen, d. d. 18. August, mit folgender Mittheilung die Photographie des

Haarmenschen Ram-a-Samy.

Die Vorführung dieses Menschen verläuft folgendermaassen: In demselben Augenblick, in welchem der übliche Bühnen-Vorhang zurückgezogen wird, stösst und schiebt der Impresario, ein Yankee von bekanntem internationalem Typus, den Haarmenschen in einen, etwa 2 *m* hohen und vielleicht 4 *qm* grossen, eisernen Käfig, den er mit ihm betritt. Die Thür wird verschlossen. Der Haarmensch wirft sich sofort in eine mit Stroh gepolsterte Ecke und beginnt, während neben dem Käfig ein der Landessprache kundiger, zweiter Impresario oder Sklavenhändler einen Vortrag über das „missing-link" hält, einzelne Strohhalme aus seinem Lager zu rupfen und dieselben anzuknabbern, — gerade so, wie Affen dies zu thun pflegen. Ich hielt das für Dressur.

Der für das staunende Publikum berechnete Vortrag brachte den schon von Consul Bock seiner Zeit importirten Schwindel. Ram-a-Samy sei der Vertreter einer auf der Insel(!) Laos hausenden Menschenrasse u. s. w. Er wurde als eine Art von Vetter der Krao und der bekannten haarigen Familie in Mandalay vorgestellt.

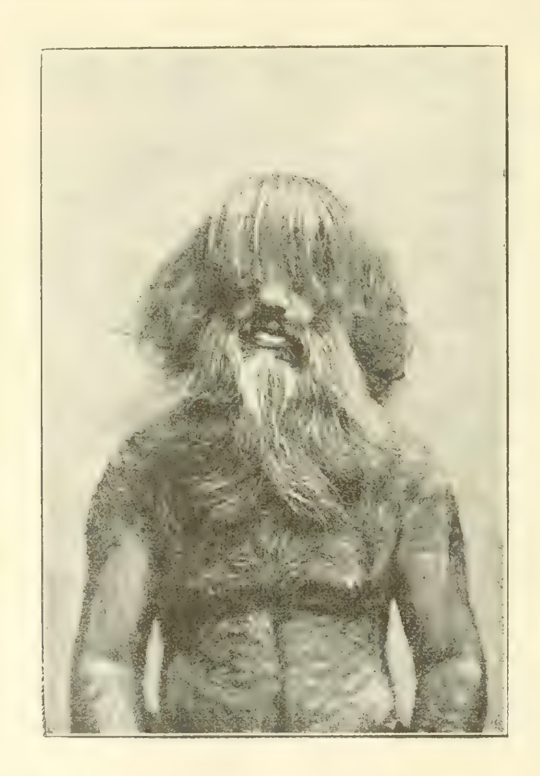
Nachdem der Vortrag zu Ende, näherte sich der Yankee dem Haarmenschen, umfasste ihn unterhalb der Arme und befahl ihm, aufzustehen. Ram-a-Samy weigerte sich störrisch, wehrte, ohne einen Laut auszustossen (er ist nehmlich taubstumm) den Führer von sich ab, zerrte ihn mehrmals an den Hosen, — wiederum ganz wie ein Affe, — erhob sich aber, zumal da das liebenswürdige Publikum ihm mit Stöcken und Regenschirmen in die Rippen stiess, endlich doch. Ich bemerkte hierbei, wie auch bei den folgenden Besuchen, ganz deutlich, dass der Impresario das haarige Wesen mit ganz denselben „Strichen", mit denen Hypnotiseure widerwillige Medien ihrem Willen unterthan machen, zu bezwingen suchte.

Ich hielt Alles für Schwindel oder Dressur.

Ram-a-Samy drehte uns den Rücken zu und presste ihn gegen das Gitter. Die Behaarung dieses Menschen ist wirklich erstaunlich. Rücken und Schultern können ohne jede Uebertreibung mit einem Bärenfell verglichen werden. Vom Nacken nach dem Rücken hin zieht sich ferner eine straffe Mähne, ähnlich der kurz gestutzten unserer Ponies. Die Behaarung der Brust und Arme ersieht man aus der Abbildung. Die Farbe der Haare ist scheckig, dunkelbraun und weiss.

oder vielmehr ergraut. Der Mann soll 45 Jahre alt sein. Die starke Behaarung der Aino ist bekannt: ich habe viele nackte Aino gesehen, aber nie einen mit solch' dichtem Fell.

Was den Kopf betrifft, so enthalte ich mich als Nicht-Mediciner jeglichen Urtheils. Kopfhaare und Bart sind stark entwickelt, aber meiner Ansicht nach nicht mehr, als bei der Krao oder bei dem behaarten birmanischen Geschwisterpaar, das ich vor langen Jahren in Mandalay sah. Die Augen des armen Menschen waren stark entzündet, roth und triefend; er weigerte sich darum auch, sich die Haare aus dem Gesicht zurückstreichen zu lassen. Wie mir später der Impresario erklärte, war diese Augen-Entzündung die Folge davon, dass Ram-a-Samy während der ganzen Dauer der Ausstellung in Chicago unter zwei elektrischen Bogenlampen gesessen und in dieselben unverwandt gestiert habe. In Kopenhagen seien



die Augen operirt worden und seitdem lasse der Mann seinen Kopf von keinem Fremden mehr berühren.

Der Schluss der Vorstellung war widerlich, wie das Ganze:

Nach langem Sträuben und Widerstreben riss der Impresario dem Mann, dessen Kopf er zurückgebogen hatte, indem er den Bart nach unten zog, den Mund auf. Die Oberlippe ist durch eine Hasenscharte entstellt, die Mundhöhle war unnatürlich klein, einige verdorbene, schwarze Zähne schienen mir regellos durch einander zu stehen.

Ich freundete mich mit dem Impresario an und konnte den Haarmenschen zwei Mal ungestört beobachten. Unter dem Siegel des Geheimnisses theilte mir der Yankee Folgendes mit: Derselbe sei ein „perfect idiot", taubstumm, habe Geschlechtstheile wie ein Kind, esse nur Gemüse, trinke Wasser, Thee und seit

Kurzem hin und wieder ein Glas Bier. Jeden Morgen werde er gewaschen und sträube sich dabei, wie ein „wild beast".

Der Mann sei von englischen Truppen irgendwo im Himalaya aufgefunden worden, wo ihn seine Eltern als Cretin ausgesetzt hätten.

Letztere Angabe halte ich für unwahr.

Wie aus der Abbildung ersichtlich, hat der Mann durchaus keinen asiatischen Typus: dabei sind seine unbehaarten Körpertheile, die Handflächen, die inneren Ellbogen, auch seine Nase, gerade so weiss, wie die eines Europäer's. Der Gesichtsausdruck des armen Kerls ist ein ganz gutmüthiger.

Dennoch waren seine „Widerhaarigkeit", sein Strohfressen, sein ganzes affenartiges Benehmen keine Dressur. Er ist eben ein an Hypertrichosis universalis leidender, — vielleicht europäischer, — recht bösartiger Cretin. Die öffentlichen Vorführungen im eisernen Käfig sprechen aller Menschlichkeit Hohn. Sollte der Mann auch in Berlin ausgestellt werden, so werden sich wohl Mittel und Wege finden lassen, denselben in irgend einer Anstalt unterzubringen und so seinen Peinigern zu entziehen. —

Hr. Rud. Virchow erwähnt, dass Russland derartige „Haarmenschen" öfters hervorbringe. Beispiele davon habe er schon früher (Berl. klin. Wochenschr. 1873. Nr. 29) vorgestellt, und es sei dies später auch in unserer Gesellschaft geschehen. Die „Haarigkeit" sei kein ausreichendes Rassenmerkmal; das Gesicht müsse auch stimmen. —

(23) Hr. Bässler legt ein Bild des Sultans von Lombok vor. —

(24) Hr. Schumann übersendet aus Löcknitz, 1. October, folgende Abhandlung über den

Bronze-Depotfund von Schwennenz (Pommern).

Im Anfang August liess mir der Ziegelei-Besitzer Hr. Wedel zu Schwennenz bei Löcknitz mittheilen, dass auf seinem Grundstück Bronzen gefunden worden seien. Bei meiner Ankunft dort fand ich Folgendes vor: Am Ostufer des Schwennenzer Mühlsees, welches sich um etwa 20—30 Fuss allmählich vom See aus erhebt und aus sandigem Boden besteht, befindet sich, etwa 170 Schritte vom See und von der Ziegelei selbst etwa 1000 *m* entfernt, eine Sandgrube. Hier war, etwa 2 Fuss unter dem Boden, eine Anzahl von Bronzen zum Vorschein gekommen. Es befanden sich dabei ein Bronze- und ein Thongefäss und in und um die beiden Gefässe dicht herum lagen die Bronzen, so dass sie etwa den Raum eines Cubikfusses einnahmen. Ein Steinsatz oder sonstiger Schutz war nicht vorhanden, sie lagen im blossen Sande auf einem Häufchen. Auch Knochen oder irgend etwas, das auf ein Grab hätte deuten können, konnte ich nicht finden. Es handelte sich also offenbar nicht um ein Grab, sondern um einen Depotfund[1]). Der ganze Fund besteht aus etwa 60 Stücken:

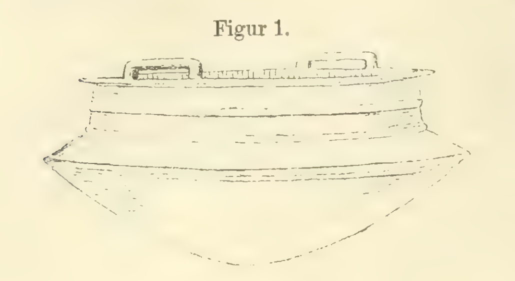
Hangebecken aus Bronze (Fig. 1).

Dasselbe hat etwa 70 *mm* Höhe und 140 *mm* Mündungs-Durchmesser und ist mit schöner bläulicher Patina bedeckt. Auf dem leicht überstehenden Rande zwei vier-

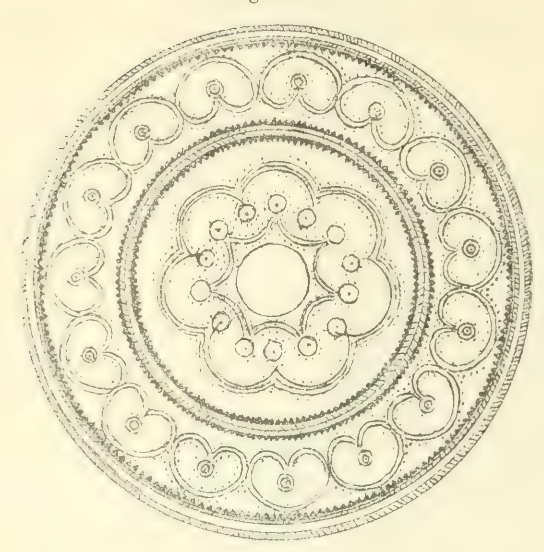
1) Ueber derartige „Schmuckgarnituren-Funde" vgl. Voss Verh. 1878. — 16. Nov.

eckige, aufrechtstehende Henkel. Der senkrechte Hals ist in der Mitte durch einen erhaben gegossenen und gestrichelten Ring verziert. Ein zweiter solcher am Uebergang des Halses in den Bauch des Gefässes. Der Bauch tritt fast horizontal heraus, um dann scharfrandig nach unten umzubiegen und, in einen platten Knopf endend, sich zuzuspitzen. Höchst zierlich ist die Ornamentation des Bodens (Fig. 1*a*). Um den Mittelknopf befindet sich zunächst ein siebenstrahliger Stern, der durch eingepunzte Linien gebildet wird. Die Conturen derselben sind aussen und innen mit Punkten besetzt. Die Spitzen des Sternes enden in concentrische Kreise, die gleichfalls aussen mit Punkten besetzt sind. Direkt nach aussen schliessen sich sieben Halbkreisbogen an, ebenfalls mit Punkten besetzt, und da wo sie zusammenstossen, ebenfalls concentrische Kreise bildend. Weiter nach aussen folgt ein Band, aus kleinen gepunzten Dreiecken bestehend, sodann zwei gestrichelte Bänder und wieder ein Band aus kleinen Dreiecken. Noch weiter nach aussen folgt ein Band aus herzförmigen Figuren bestehend, die in der Mitte kleine concentrische Kreise zeigen und gleichfalls durch Punkte umsäumt sind. Das Gefäss entspricht der Hängevase bei Montelius, Om Tidsbestämning inom Bronsalderen. Taf. IV, Fig. 93. Ein der Form nach ähnliches Gefäss besitzt das Museum zu Stettin von Schönebeck (Phot. Alb., Sect. II, Taf. 16), doch weicht das meinige in Bezug auf die Boden-Ornamente sehr ab. Der innere Stern bei meinem Gefäss gleicht der ebenerwähnten Fig. 93 bei Montelius, die herzförmigen Figuren entsprechen in umgekehrter Anordnung mehr dem Boden eines anderen Gefässes bei Montelius: Antiquités suédoises, Fig. 252. Jedenfalls gehört das Gefäss dem Typus D. von Montelius an und ist dessen Periode IV zuzutheilen[1]).

Figur 1.



Figur 1*a*.



Thongefäss (Fig. 2).

Dasselbe ist 120 *mm* hoch, in feiner Masse aus schwärzlich gelbem Thon hergestellt und gut geglättet. Unterhalb des senkrechten Halses baucht das Gefäss sehr stark, fast kuglig, aus, unten eine kleine Stehfläche bildend. Auf jeder Seite

1) Ueber die Verbreitung derartiger Hängebecken vergl. Virchow, Verhandl. 1885. S. 354 u. f.

sitzt ein kleiner Henkel. Besonders interessant sind die Ornamente. Am Uebergang des Halses in den Bauch befindet sich eine eigenthümliche Verzierung, aus drei Horizontallinien bestehend, die wieder durch zwei senkrechte Linien verbunden sind. Unterhalb dieser Ornamente, in der Mitte des Bauches, zieht sich eine sorgfältig eingestrichene doppelte Wellenlinie herum, wie sie selbst an slavischen Gefässen nicht schöner sein könnte.

Figur 2.

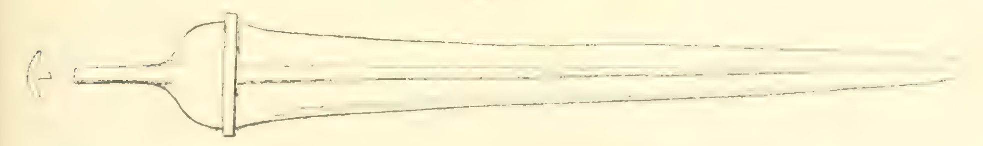


Die Wellenlinie findet sich als Ornament wohl an Bronzen, in der Keramik dieser Zeit ist dieselbe aber höchst auffallend. In den provinzialrömischen Gebieten des Südens sind häufig Gefässe mit dem Wellen-Ornament versehen, und dies ist wohl die Quelle, aus der sowohl Slaven wie Merowinger das Ornament entnommen haben. Bei uns in Pommern tritt die Wellenlinie erst in der slavischen Keramik auf. Ein derartig frühes Vorkommen, an einem Thongefäss der Bronzezeit, steht für Pommern ganz vereinzelt da.

Bronze-Schwert (Fig. 3).

Das Schwert ist 38 *cm* lang, oben 38 *mm* breit, sich allmählich zuspitzend. Dasselbe hat einen erhabenen, gerundeten Mittelgrat, der an jeder Seite durch eine

Figur 3.



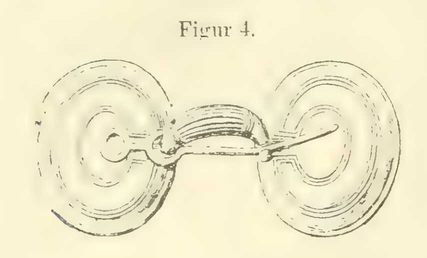
flache Rinne begrenzt ist. Die Griffangel ist stiftförmig. Am Griffe, der aus Horn oder anderem vergänglichen Material bestanden haben mag, befindet sich, noch beweglich, der zwingenförmige untere Griffabschluss, der durch einen bräunlichen Kitt befestigt war, von dem noch Reste vorhanden sind. Den oberen Griffabschluss bildet ein halbmondförmiger gewölbter Knopf. Ein ganz ähnliches Schwert besitzt das Museum zu Stettin aus Codram. Ein gleichfalls dem meinen ganz ähnliches Exemplar hat Sophus Müller, Nordische Bronzezeit, S. 19, Fig. 19, abgebildet. Von den Berliner Schwertern entspricht dem vorliegenden am meisten ein Schwert von Stöllen, doch ist das meinige kleiner und weniger ausgeschweift in der Klinge; vergl. Bastian und Voss, Bronze-Schwerter, Taf. II, Fig. 2. Das Museum zu Stettin besitzt ausser dem genannten von Codram noch mehrere Schwerter mit stiftförmiger Griffangel, so von Wobrot, Leba [Phot. Alb., Sect. II, Taf. 17] und in dem bekannten Koppenow'er Kasten (Balt. Stud. 33, Taf. II), die den gleichen oder mindestens einen verwandten Typus zeigen. Bei dem häufigen Vorkommen dieser Schwertform in Pommern wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man dieselbe als jüngere östliche Bronzezeitform bezeichnet.

Platten-Fibeln (Brillen-Fibeln) [Fig. 4 u. 5].

Fibel I ist 15,5 *cm* lang. Die Platten haben auf der Oberseite ein aus drei erhabenen Linien gebildetes mäanderartiges Ornament, auf der Unterseite 5 diver-

girende Hülfsrippen: der Bügel ist oben längsgerillt, an den Seiten durch zwei Querrillen verziert. Die Nadel hat einen doppelringförmigen Kopf. Die Fibel gleicht ganz der defecten Fibel von Schönebeck (Phot. Alb., Sect. II, Taf. 14).

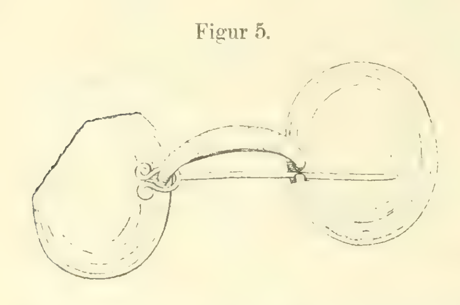
Figur 4.



Fibel II (Fig. 4) ist 17 *cm* lang. Die Platten-Ornamente stimmen mit der ersteren vollständig überein. Längsgerippter Bügel, an den Seiten quergerippt, doppelringförmiger Nadelkopf; an der Seite des Bügels Reparatur durch Ueberguss.

Fibel III, 17 *cm* lang, ist von oben gesehen ganz ähnlich den vorigen, doch ist hier der Bügel in der Mitte und an den Seiten quergerippt, auch zeigt die Platte auf der Unterseite am Bügelansatz eine starke, gerade Hülfsrippe. Reparatur unten an der Platte durch Ueberguss. Die Nadel fehlt hier[1]).

Figur 5.



Fibel IV (Fig. 5) ist von den vorigen wesentlich verschieden. Die Platte zeigt oben wieder das mäanderartige Ornament, doch wird dies hier aus fünf in einander liegenden niedrigen Wülsten, nicht scharfen Linien gebildet. Der Bügel ist hier viel flacher, bei weitem nicht so steil, als bei den vorigen, auch ist derselbe seitlich eingekerbt durch divergirende Einkerbungen. Der Nadelkopf bildet hier nicht den gewöhnlichen Doppelring, sondern ist lyraförmig ausgebildet. Das Museum zu Stettin besitzt unter seinen zahlreichen Platten-Fibeln kein Exemplar mit gleicher Nadel. Eine Fibel mit ähnlicher Nadel aus Gross-Dratow findet sich bei Beltz, Neue Funde der Bronzezeit aus Meklenburg (Meklenburger Jahrbücher 54, S. 104, Taf. II). Ein ferneres Exemplar aus Dänemark bei Worsaae, Nordiske Oldsager, Fig. 231. Auch Montelius, Om Tidsbestämning, Taf. V, Fig. 127, bildet ein Exemplar mit gleicher Nadel aus Schweden ab und rechnet es seiner Periode V zu.

Bemerkenswerth scheint mir der Bügel der Fibeln III und IV, da derselbe nicht, wie bei den meisten jüngeren Platten-Fibeln, längsgerillt, sondern bei III zum Theil quergerillt, bei IV durch Einkerbungen quergekerbt ist. Ich glaube, dass hierin noch eine Andeutung an die älteren, in Spiralen endigenden, nordischen Fibeln vorhanden ist, die sich durch quergerippten Bügel auszeichnen. In dem Depotfund von Nassenheide befindet sich eine Platten-Fibel mit glatten Platten, die nur eine centrale Erhöhung und einen gerippten Rand aufweisen, aber mit vollständig quergerilltem Bügel (Baltische Studien 35, Taf. 4, Fig. 25); diese würde als nächst ältere aufzufassen sein. An diese würden sich dann Formen anschliessen, wie bei Montelius, Antiquités suédoises, Fig. 221 und 222, die noch den Uebergang der Platte zur Spirale erkennen lassen. Der Undset'schen Ansicht, dass diese Platten-Fibeln aus südlichen Typen abzuleiten seien (vergl. Undset, Études sur l'âge de Bronce de la Hongrie p. 107 u. f.), möchte ich mich nicht anschliessen.

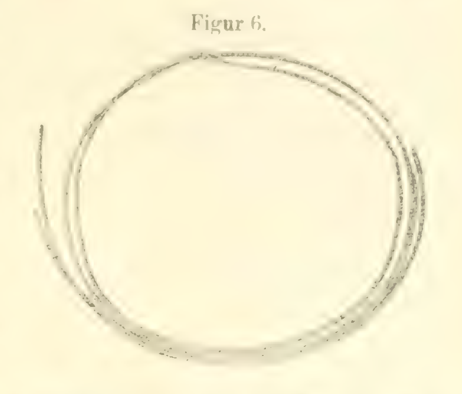
1) Wegen der einen Hülfsrippe vgl. Olshausen, Technik alter Bronzen. Verh. 1885. S. 421.

Es finden sich Platten-Fibeln im Stettiner Museum von Grumsdorf, Lessenthin, Neides, Schönebeck, Hökendorf, Glien, Neuendorf, Codram.

Gedrehte Halsringe (Fig. 6).

Vier gedrehte Halsringe von 135—150 *mm* Durchmesser aus Bronzedraht. Zwei derselben sind aus vierkantigem Draht durch ächte Torsion hergestellt, am Ende laufen dieselben in Haken aus, die hier in einander gehakt sind. Zwei Ringe unterscheiden sich von den eben genannten dadurch, dass sie eine wohl durch Feilen hergestellte imitirte Torsion aufweisen und aus rundem Draht gemacht sind.

Figur 6.

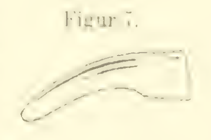


Gedrehte Ringe, wie die vorliegenden, kommen in Pommern ungemein häufig vor. Es sind solche bekannt von Glowitz, Grumsdorf, Ristow, Morgenitz, Schönebeck, Pyritz, Neides, Mandelkow, Mohratz, Nassenheide. Wir finden auch in den genannten Funden solche aus rundem und aus vierkantigem Draht, solche mit ächter und mit imitirter Torsion, auch wechselnde Torsion kommt schon häufig vor. Die Abbildungen: Phot. Alb., Sect. II, Taf. 5, 12, 15, 20, 24 zeigen die verschiedenen Formen. Aus West-Preussen bildet Lissauer, Alterthümer der Bronzezeit, Taf. V, Fig. 6 und Taf. VII, Fig. 8, ganz ähnliche Exemplare ab. Die Ringe sind wohl auf ungarische Vorbilder zurückzuführen, aber höchst wahrscheinlich inländische Arbeit.

Bronze-Sichel (Fig. 7).

Eine kleine Bronze-Sichel von 72 *mm* Länge mit nach unten gerichteter Spitze. Auf der Unterseite platt mit verstärktem Rücken und Knopf, in der Form etwa wie die zu unterst abgebildete von Mandelkow (Phot. Alb., Sect. III, Taf. 18), im Typus, wie Mestorf: Vorgesch. Alterth., Fig. 240, nur kleiner. Daneben ein Bruchstück einer gleichen Sichel.

Figur 7.



Gerippte Halsreifen (Fig. 8).

Zwei unterseits hohle, etwas gewölbt gegossene, quergerippte Halsreifen, die nach den Enden zu sich verjüngen und in flache Oehsen auslaufen, etwa wie die von Grumsdorf im Stettiner Museum (Phot. Alb., Sect. III, Taf. 6). Reifen von gleichem Typus bildet J. Mestorf ab: Vorgesch. Alterth. aus Schleswig-Holstein, Fig. 295, die von den vorliegenden nur durch die Ornamentirung sich unterscheiden. Auch das Exemplar bei Worsaae, Nordiske Oldsager, Fig. 225, ist verwandt. Ausser den gerippten Halsreifen von Grumsdorf sind in Pommern solche beobachtet im Depotfund von Nassenheide (Balt. Stud. 35, Taf. IV) [letztere mit sehr interessanter Schlussvorrichtung wie bei Montelius, Antiquités sué-

Figur 8.

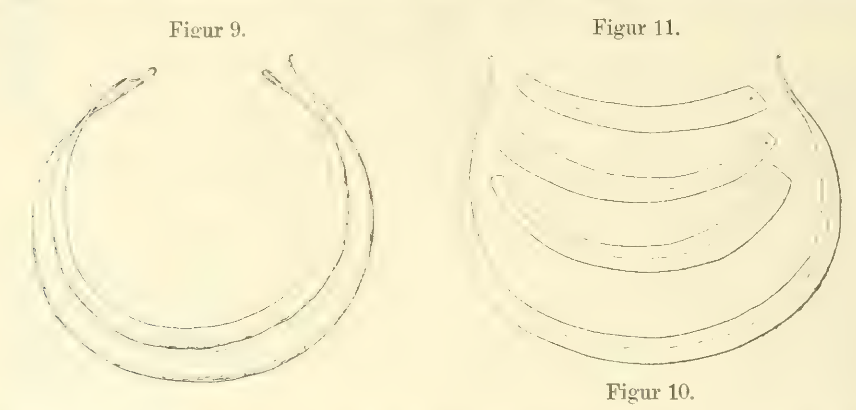


doises, Fig. 233] und ein Fragment von Ristow (Phot. Alb., Sect. II, Taf. 22). Verwandt ist auch das Collier von Schönebeck (Phot. Alb., Sect. II, Taf. 14). Es sind dies alles Formen, die dem nordischen Bronzegebiet angehören.

Glatte Halsreifen (Fig. 9 und 10).

Fünf platte Halsreifen, ohne Ornamente, aus 12—15 *mm* breitem, allmählich sich verschmälerndem Bronzeblech. Sie unterscheiden sich von den ebengenannten dadurch, dass sie nicht gewölbt, sondern ohne Ornamente aus einfachem Blech hergestellt sind und statt der Oehsen in Haken auslaufen. Gleiche Exemplare besitzt das Museum zu Stettin nicht. Aehnlich scheinen die aus West-Preussen zu sein bei Lissauer a. a. O. Taf. V, Fig. 7. Auch meine Exemplare scheinen ein ähnliches Collier gebildet zu haben. Man kann diese platten Halsreifen als das Endglied einer Entwickelungsreihe auffassen, an deren Spitze als ursprünglicher Typus die sogenannten „Diademe" der älteren Bronzezeit stehen. Vielleicht steht unseren Halsreifen aber eine Form von goldenen Halsreifen näher, wie die von Skogshoierup auf Fünen, die Montelius, Archiv f. Anthropol., XIX, S. 9, Fig. 7, abbildet, und die er als Import aus dem Westen (England) auffasst. Möglicherweise können unsere Halsreifen aus Bronze einem derartigen importirten Goldreifen nachgearbeitet sein, sie zeigen eine herzlich einfache handwerksmässige Arbeit.

Figur 9. Figur 11.



Figur 10.

Halsreifen-Platten (Fig. 11).

Drei sichelförmige Platten aus 10—12 *mm* breitem Bronzeblech. Sie ähneln den Halsreifen, laufen aber nicht in Haken oder Oehsen aus, sondern haben an beiden Enden Nietlöcher, waren also wohl auf Leder oder etwas ähnlichem aufgenäht und bildeten vielleicht gleichfalls eine Art von Collier.

Armringe (Fig. 12 und 13).

Die zwölf Armringe zeigen eine Anzahl verschiedener Formen:

Figur 12.



a) vier Nierenringe (Fig. 12) mit geschlossenem Mittelknoten[1]). Innerer Durchmesser 67 u. 72 *mm*, niedrig, im Körper leicht concav. Ganz ähnliche Stücke besitzt das Museum zu Stettin aus den Funden von Hökendorf und Schönebeck. Aus West-Preussen hat Lissauer a. a. O. Taf. VI, Fig. 2—7, ganz gleiche publicirt. Ueber die Nierenringe mit geschlossenem Mittelknoten findet man öfter die Ansicht vertreten, dass diese

1) Der hier vorliegende Nierenring Fig. 12 war ursprünglich ebenfalls geschlossen und ist erst nachträglich im Knoten zersprungen.

alle gleichzeitig seien; das ist aber unrichtig. Man muss vielmehr zwischen zwei Formen, den niedrigen und hohen Nierenringen, unterscheiden. Die niedrigen, leicht concaven Nierenringe, wie die vorliegenden und die von Hökendorf und Schönebeck, kommen nur mit Altsachen zusammen vor, die der Periode IV Montelius angehören; die hohen, wulstförmigen, oft mit Mäander-Ornament verzierten dagegen, wie die aus Jasenitz (Phot. Alb., Sect. III, Taf. 9), aus Zoldekow und Gnewin (Monatsbl. der Gesellsch. f. pomm. Gesch. 1889, S. 162, Taf. III), kommen nur mit Bügelringen, Wendelringen und Bronze-Hohlwülsten zusammen vor, gehören also der Periode VI Montelius an und sind somit erheblich jünger. Auch Funde ausser Pommern bestätigen dies[1].

b) Ein bleistiftstarker, runder, geschlossener Armring ohne Ornamente, ähnlich Phot. Alb., Sect. III, Taf. 8. Innerer Durchmesser 77 *mm*.

c) Ein bleistiftstarker, offener Armring ohne Ornamente. Durchmesser 83 *mm*.

d) Zwei offene Armringe mit Endschälchen. Durchmesser 67 und 42 *mm*. Dieselben sind concav gegossen, verjüngen sich nach den Enden und laufen in kleine halbirte Endschälchen aus, offenbar eine Nachbildung der bekannten goldenen Eidringe in Bronze. Die Aehnlichkeit mit den goldenen Eidringen erstreckt sich sogar auf die Ornamentik. Einer meiner Bronzeringe zeigt unverkennbare Anklänge an die Ornamente des Goldringes von Menkin (Verhandl. 1888, S. 563). Ganz ähnliche Bronzeringe mit Endschälchen fanden sich in Buchholz b. Damm und im Depotfund von Hökendorf, in letzterem theils mit vollständigen, theils mit halbirten Endschälchen. Einigermaassen ähnlich ist der Armring bei Worsaae, Fig. 260. Dass der kleinere Armring von 42 *mm* Durchmesser nur für ein Kinderhändchen gross genug ist, ist selbstverständlich.

e) Drei offene, etwas concav gegossene Armringe, die an den Enden stollenförmig verdickt sind, im Durchmesser von 67, 58 und 37 *mm*. Ganz ähnliche: Phot. Alb., Sect. III, Taf. VII, rechts und links unten. Das von Beltz, Neue Funde aus der Bronzezeit, Meklenb. Jahrbücher 54, Taf. II, abgebildete Exemplar scheint innen glatt zu sein, während die meinigen innen etwas concav gegossen sind. Der Ring von 37 *mm* Durchmesser hat natürlich auch einem Kinde gehört (Fig. 13).

Figur 13.



f) Zwei kleine, offene Ringe aus bleistiftstarkem Draht, 48 und 36 *mm* Durchmesser.

Ringbeschläge.

Die vorhandenen elf Ringbeschläge sind aus dünnem Bronzeblech, ringförmig, in der Fläche gewölbt hergestellt. Sie bilden meist einen Halbring, in der Art, dass immer je zwei einen vollständigen Kreis ausmachen. An den Enden befinden sich je zwei Nietlöcher. Es ist ersichtlich, dass diese Ringbeschläge den äusseren Ueberzug eines Holz- oder Lederringes bildeten, auf dem sie mittelst Niete befestigt waren. Bei einer derartigen Bronze-Plattirung wurde natürlich erheblich weniger Metall gebraucht, als wenn man die Ringe massiv hergestellt hätte. Ganz ähnliche Beschläge finden sich in den Depotfunden von Nassenheide (Balt. Stud. 35, Taf. IV, Fig. 18), Stargard, Hökendorf und Stettelde (Phot. Alb., Sect. III, Taf. 20, obere Reihe), nur dass die Beschläge von Schwennenz

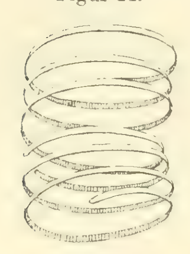
1) z. B. der Fund von Carwe, Kr. Ruppin (Phot. Alb., Sect. IV, Taf. 7), der Depotfund von Brünnhausen (Lissauer, Alterth. d. Bronzezeit in Westpreussen, Taf. VI, Fig. 12—15).

zumeist Halbkreise bilden. Auch aus den Steinkisten-Gräbern von Glien sind solche bekannt. Da dieselben meist mit glatten Platten-Fibeln zusammen vorkommen, wird man sie der Periode IV, Montelius, zutheilen können.

Armspiralen (Fig. 14).

Es sind vier Armspiralen vorhanden. Dieselben haben 65 *mm* Durchmesser und sind aus 5 *mm* breitem, oberseits gewölbtem, unterseits plattem Bronzeblech hergestellt. Aehnliche Spiralen sind aus vielen Depotfunden Pommern's bekannt. Schmale, Armspiralen, wie die von Schwennenz, kommen bei uns schon in der älteren Bronzezeit vor, so in Babbin, neben sehr breiten mit Mittelrippe (Phot. Alb., Sect. II, Taf. 22), Bonin mit Endspirale (Phot. Alb., Sect. III, Taf. 4), Rosow mit kleiner Endspirale, Crüssow, Bruchhausen (neben sehr breiten mit Mittelrippe, Monatsbl. d. Gesellsch. f. pomm. Gesch. 1892, S. 17), Schönfeld bei Demmin. Auch in der jüngeren Bronzezeit sind dieselben noch vorhanden, wie in den Funden von Hökendorf und Schwennenz. Die schmalen Armspiralen haben also eine ziemlich lange Lebensdauer, während die breiten (20—22 *mm*) Armspiralen mit Mittelrippe wesentlich auf die ältere Bronzezeit beschränkt bleiben. Eine mittelbreite Uebergangsform fand sich in Pasewalk, Grumsdorf und Neides (bei beiden letzteren mit Endspirale). In der Bronzezeit Ungarn's sind breite sowohl wie schmale Armspiralen ungemein häufig; vergl. Hampel, Bronzezeit in Ungarn, Taf. 36 und 44. Man wird also auch wohl die unseren auf ungarische Einflüsse zurückzuführen haben. Ganz ähnliche Spiralen, wie die unseren, hat Mestorf, Vorgesch. Alterth., Fig. 323 und Montelius, Ant. suéd., Fig. 234.

Figur 14.



Spiralringe mit Doppelung. II. G.[1]) [Fig. 15 und 16.]

a) Spiralring (Fig. 15) aus stricknadelstarkem Doppeldraht, 43 *mm* Durchmesser, mit vier Umläufen. Der Spiralring hat Anfangs- und Enddoppelung, letztere ist aber eine Pseudo-Doppelung, die durch Umschlingung der Enden gebildet ist; die Umschlingung liegt ziemlich weit zurück vom Ende. Einen Goldring von gleicher Form, aber ächter Doppelung besitzt das Museum zu Stettin aus Treptow a. d. R. Ein ganz gleicher bei Worsaae, Nordiske Oldsager, Fig. 250.

Figur 15.



b) Spiralring von ganz gleicher Form und Grösse mit Anfangs- und Pseudo-Doppelung am Ende, hier liegt die Umschlingung dem Ende nahe.

c) Spiralring von 47 *mm* Durchmesser mit 5 Umläufen, Anfangs- und Enddoppelung; letztere defect, doch ist die Oehse noch erkennbar. Die Umschlingung liegt hier mehr in der Mitte der Spirale, im vierten Umlauf (Fig. 16).

d) Spiralring von 32 *mm* Durchmesser, von derselben Form, aber defect.

Figur 16.



Die aus Pommern bekannten Bronze-Spiralringe mit Doppelung hat Olshausen (Verhandl. 1886, S. 463 u. 467) einzeln aufgeführt; dieselben haben eine Anfangsdoppelung und verschlungene Enden, nur ein defecter Spiralring könnte Pseudo-Doppelung gehabt haben. Durch diesen neuen Fund wird also auch der Typus mit Pseudo-Doppelung am Ende in vier Exemplaren

1 Vergl. Olshausen, Spiralringe. Verhandl. 1886. S. 448.

sicher gestellt. Betreffs des Herkommens dieser Bronze-Spiralringe ist Olshausen nicht im Zweifel, dass dieselben den goldenen Spiralringen, die Import-Gegenstände aus dem Süden darstellen, nachgebildet sind.

Einfache Spiralen.

Zwei kleine Drahtspiralen aus einfachem Bronzedraht, 22 und 23 *mm* Durchmesser, von je fünf Windungen, am Anfang und Ende zugespitzt, als Finger-, bezw. Ohrringe zu verwenden, nebst zwei grösseren.

Guss-Bronze.

Ein Stückchen Guss-Bronze, 20 *g* schwer, von platter Form, daneben kleinere Ringe und zahlreiche Fragmente von Ringen und Spiralen. —

Der ganze Fund gehört der jüngeren pommerschen Bronzezeit an, die der Periode IV und V Montelius entspricht und etwa dem 6. bis 8. Jahrhundert v. Chr. angehört. Beide Perioden kommen, wie die meisten unserer Depotfunde lehren, vereinigt vor und können nicht, wie in Skandinavien, getrennt werden. Ebenso, wie in Meklenburg und in West-Preussen, können auch in Pommern vier gut charakterisirbare Perioden der Bronzezeit unterschieden werden:

I. Aelteste Bronzezeit (Montelius I), durch eine Anzahl von Einzelfunden vertreten. Gräber dieser Zeit noch unbekannt.

II. Aeltere Bronzezeit (Montelius II und III), durch eine Anzahl von Hügelgräbern, ohne Kisten, mit Leichenbrand, vertreten: Barnimslow, Tantow, Glendelin u. s. w., und eine Anzahl von Depotfunden: Crüssow, Babbin, Bruchhausen, Rosow, Misdroy, Pretzen u. s. w.

III. Jüngere Bronzezeit (Montelius IV und V). Ihr gehören weitaus die meisten Depotfunde an: Codram, Glowitz, Ristow, Grumsdorf, Gützkow, Hökendorf, Hohensee, Kenzlin, Koppenow (Kasten), Lessenthin, Morgenitz, Neides, Pyritz, Schönebeck, Stargard, Sophienhof, Stolzenburg, Nassenheide, Kölpin u. s. w. Die Gräber sind Hügel mit Steinkisten, z. B. das Hügel-Gräberfeld von Glien, Schwennenz, Boeck u. s. w. In Hinter-Pommern Hügelgräber ohne Kisten: hier hat sich die ältere Beerdigungsart bei weitem länger erhalten.

IV. Jüngste Bronzezeit (Periode VI Montelius), vertreten durch die Depotfunde von Gnewin, Tempelburg, Polzin, Jasenitz, Callies, Klein-Massow, Alt-Benz, Löwitz, Wangerin u. s. w. Die Gräber sind kleine Steinkisten mit Leichenbrand. Im westlichen Theil von Pommern findet in dieser Zeit der Uebergang zu den Urnen-Friedhöfen statt, da letztere häufig ganz gleiche Stücke zeigen.

Während in Meklenburg die ältere Bronzezeit ihre beste Entfaltung fand, kam bei uns in Pommern die jüngere Bronzezeit zu ihrer schönsten Blüthe. Nicht nur die meisten Depotfunde gehören dieser Periode an, auch die Form und Ornamentik fand in dieser Zeit ihre höchste Entwickelung und Ausbildung. In Hinter-Pommern und West-Preussen hingegen kam besonders die jüngste Bronze-Periode zu ihrer besonderen Ausbildung: die Wendelringe, Ring-Colliers, Hohlwülste, Bügelringe u. s. w. fanden gerade dort ihre vornehmste Entwickelung. Weiter nach Osten verschwindet diese eigenthümliche Cultur allmählich ganz und gar. Diese eigenartige Verschiebung nach Osten, die auch in der Beerdigungsform wiederkehrt, scheint neben anderen Momenten darauf hinzudeuten, dass die ganze Bronze-Cultur der südbaltischen Küste einen von Westen nach Osten gerichteten Verlauf genommen hat.

Sämmtliche in dem Depotfunde von Schwennenz vorkommende Stücke zeigen Formen, wie sie der nordischen Bronzezeit in weiterem Sinne eigenthümlich sind:

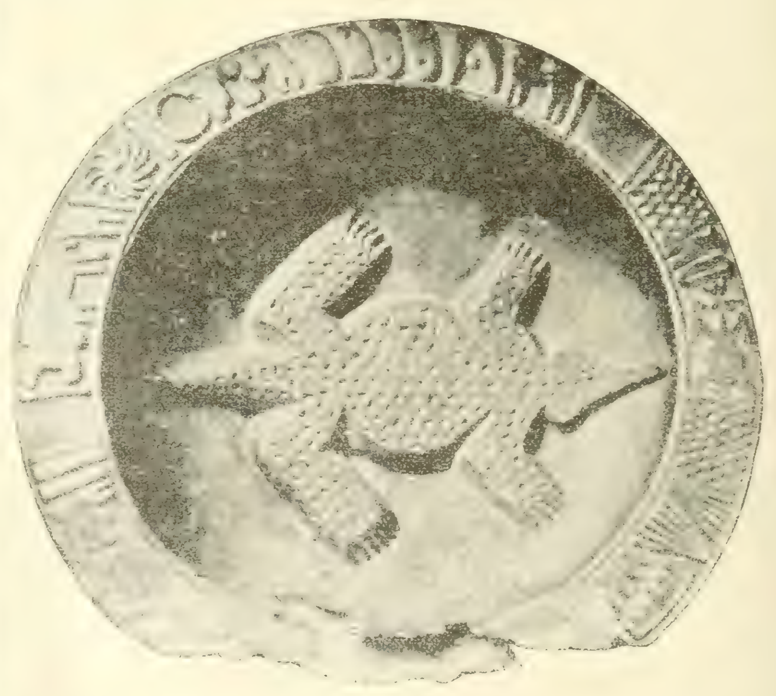
es findet sich kein Stück, von dem man sicher sagen könnte, es sei importirt. Eine Anzahl von Geräthen, wie die Bronzeringe mit Endschälchen, die Spiralringe mit Doppelung und vielleicht auch die glatten Halsreifen, sind fremden Goldgeräthen nachgebildet, aber jedenfalls Inlandsarbeit. Neben dieser unserer heimischen Industrie findet sich in Pommern eine Anzahl fremder Formen, die theils auf specifisch skandinavischen, theils auf ungarischen Import zurückzuführen sind, — besonders letztere sind reichlich bei uns vertreten, — sowie auf Formen, die dem süddeutschen Alpen-Gebiete angehören. Alle diese, durch Handel nach dem Norden verschlagenen Formen sind indess unschwer von der heimischen Industrie zu sondern. —

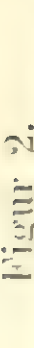
(25) Hr. F. v. Luschan bespricht ein

Holzgefäss aus Simbábye.

Der Güte von Mr. John Noble in Capstadt verdanke ich Kenntniss von einem Funde, der neuerdings wieder in den Ruinen von Simbábye gemacht worden sein soll. Es handelt sich diesmal um eine flache Schale aus Holz von etwa 0,5 *m* Durchmesser mit der Darstellung einer grossen Eidechse (Krokodil?) am Boden (Fig. 1) und mit einer Reihe von rings um den Rand laufenden Zeichen (Fig. 2). Wie Mr. Noble


Figur 1.




Figur 2.

mir mittheilt, hält man in der Capstadt das Gefäss für sehr alt und bezieht seine Randzeichen auf den Thierkreis, ähnlich wie bereits Dr. Schlichter (Petermann's Mittheil. 1892) in Simbábye ein grosses Gnomon (Hemicyklium) erkannt haben will.

In wie fern die nach der Abbildung fast vollständig gute Erhaltung der Holzschale mit einem irgend in Betracht kommenden höheren Alter derselben in Einklang gebracht werden kann, entzieht sich meiner Beurtheilung; immerhin erinnere ich an die Mittheilung des Hrn. Bartels (Verhandl. 1893, S. 519) über eine von Hrn. Missionar Beuster eingesandte Probe von einem der Holzbalken, der ebenfalls mit der ursprünglichen Anlage von Simbábve gleichalterig sein soll; diese Probe erwies sich als sehr wohlerhalten, hart und schwer.

Auf die Erklärung der Zeichen möchte ich nicht eingehen, da sie besser einem Kundigeren überlassen bleibt; dass eines derselben einen Bogenschützen darstellt, ist wohl zweifellos, aber die meisten anderen Zeichen scheinen mir sehr schwierig zu deuten.

Die Schreibweise „Simbábve" angehend, welche unter den vielen, die für diesen jetzt so oft genannten Ort gebräuchlich sind, wohl die richtigste zu sein scheint, verweise ich auf die Untersuchungen von Schlichter in Petermann's Mittheil. 1893, wo auch de Barros' alter Vergleich des Namens mit dem Agisimba des Ptolemaeos (Geogr. IV. 8) von neuem vorgebracht wird.

(26) Hr. Rich. Andrée übersendet aus Braunschweig, 21. September, eine Abhandlung über

die Südgrenze des sächsischen Hauses im Braunschweigischen.

Dieselbe wird im Text der Zeitschrift für Ethnologie 1895 erscheinen. —

(27) Hr. Finn übergiebt ein Feuerstein-Geräth vom Havel-Ufer bei Birkenwerder. —

(28) Hr. Rud. Virchow bespricht das

lesende Kind.

Die Tageszeitungen haben fast sämmtlich Berichte über das Wunderkind gebracht, das vor einiger Zeit im Passage-Panopticum gezeigt wurde. Auf eine freundliche Einladung des Hrn. Direktor R. Neumann vom 12. August besuchte ich dasselbe und fand so ziemlich Alles, was die Berichterstatter angegeben hatten, bestätigt.

Der kleine Otto Pöhler, ist nach Angabe der Dame, die ihn hierher begleitet hatte, am 20. August 1892 als das einzige Söhnchen eines Fleischermeisters in Braunschweig geboren, war also, als ich ihn sah, nahezu zwei Jahre alt. Er hatte (in seinen Schuhen stehend) eine Höhe von 86 *cm*. Sein Aussehen war, abgesehen von einer etwas blassen Gesichtsfarbe, das eines gut entwickelten, lustigen, sehr aufmerksamen und beweglichen Kindes von heller Complexion. Der Kopf war 173 *mm* lang, 133 breit und 95 hoch (Ohrhöhe), also mesocephal (Index 76.9) und annähernd chamaecephal (Ohrhöhenindex 54.9). Gesichtshöhe 135, Breite 108 *mm*, also chamaeprosoper Index (80.0).

Seine Fähigkeit im Lesen, sowohl deutscher, als lateinischer Schrift, war erstaunlich und sein Interesse an dieser Beschäftigung unerschöpflich. Namentlich grössere Schrift machte ihm fast keine Schwierigkeiten. Kleine Fehler verbesserte er selbst ohne Umstände; Versuche, ihn auf falsche Lesarten zu bringen, wies er mit Entschiedenheit ab. Es wurden ihm alle möglichen Schriftstücke vorgelegt, die er noch nie gesehen haben konnte; er löste seine Aufgabe schnell und sicher. Dabei interessirten ihn Illustrationen in hohem Maasse; solche, die er schon gesehen hatte, erkannte und deutete er sofort.

Nach der Versicherung der Gesellschafterin hat er niemals Unterricht im Lesen erhalten. Seine Aufmerksamkeit sei zuerst auf die Strassenschilder und

Ladeninschriften gerichtet gewesen: er habe sich die Worte sagen lassen und so die Bedeutung ganzer Worte kennen gelernt und sich eingeprägt. In gleicher Weise sei er weiter gegangen, bis er auch in der gewöhnlichen Druckschrift eine Sicherheit erlangt habe. Dann habe er allmählich angefangen, sich auch an Worte zu machen, die ihm noch nicht vorgesprochen waren, und dieselben entziffert. Ein eigentliches Buchstabiren sei dabei niemals vorgekommen.

Ein wirkliches Verständniss über den Hergang wurde dadurch nicht gewonnen, zumal da die Gesellschafterin in der ersten Zeit nicht bei dem Knaben gewesen war. Wer in der Lage gewesen ist, eine ägyptische Reise zu machen, wird in der Erinnerung an seinen eigenen Zustand gegenüber der Hieroglyphenschrift eine Art von Erklärung finden: ohne die Sprache zu verstehen, gewinnt man doch an den Cartouchen der Könige allmählich ein gewisses Verständniss der Zeichen und eine Vorstellung von der Bedeutung neuer, noch nicht gedeuteter Zusammenstellungen.

Es würde höchst erwünscht sein, wenn ein unbefangener Beobachter die fernere Entwickelung des Knaben, der inzwischen in seine Heimath zurückgekehrt ist, überwachen wollte. Vielleicht liesse sich auch noch nachträglich über die frühere Geschichte des Kindes Einiges feststellen. Vorläufig konnte nur der Rath ertheilt werden, die Erregbarkeit des kleinen Burschen nicht noch mehr zu steigern und ihn der Einwirkung eines grossen Zuschauerkreises nicht zu oft auszusetzen. —

(29) Hr. A. Bastian spricht, unter Vorlegung der betreffenden Gegenstände, über

Armbrüste und Bogen.

Unter den jüngsten Bereicherungen des Museums für Völkerkunde ist zunächst diejenige zu erwähnen, welche während der diesjährigen Nordlandsfahrt Sr. Majestät des Kaisers aus dem Museum zu Bergen, durch Hrn. Prof. Güssfeldt's freundliche Vermittelung, zu erwerben möglich war, und findet sich in dem ersten Heft des „Ethnologischen Notizblattes" S. 42 Näheres darüber, unter Hinweis auf frühere Sitzungen, wo das afrikanische Seitenstück in einer Armbrust der Fan, gleichfalls mit gespaltenem Schaft, zur Erwähnung gekommen ist. Im Uebrigen entspricht die Spannungsweise der norwegischen Armbrust der der chinesischen, die hier vorliegt, und in wiederholter Folge beim Abschiessen der Pfeile sich mit dem Magazin-Gewehr parallelisirt (nach Hrn. v. Luschan's Bemerkung darüber).

Wie die Armbrust Guinea's auf die Zeit der portugiesischen Entdeckungen zurückweist, so hat die Armbrust der Chinesen aus der früheren Weite ihres Handelsverkehrs Spuren zurückgelassen, mit der bei mangelnder Culturfertigkeit benöthigten Vereinfachung der Spannung, in sporadischer Zerstreuung durch Indo-China, bei Laos, Miri, Bonong, Moi, Karen u. s. w., sowie auf insularer Isolirung der Nikobaresen (wie die aus den Sammlungen zur Vorlage gebrachten Exemplare erweisen).

In griechischer Gastropetes, unter Bauchspannung (zum Handgebrauch), sowie römischer Ballista und sonstigen Katapulten für Belagerungsmaschinen Vorstufen in der Classicität zeigend, scheint die Armbrust später wieder in Vergessenheit gekommen zu sein, da sie von Anna Comnena als aus dem Orient neu bekanntgewordene Waffe erwähnt wird, und als an den Kriegszügen sich die Vorläufer der mongolischen Invasionen [von China's[1]) Grenzen her] bemerkbar machten, soll sie

1) Das Nachstehende verdanke ich Hrn. Prof. Grube's gütigen Hinweisen aus chinesischer Literatur: Als Armbrüste (nu) werden unterschieden (in Tscheu-li) Hia und

durch Richard Löwenherz nach Europa gebracht, und dann von den Engländern zu den Franzosen gekommen sein, die durch dieselbe den Sieg bei Bouvines erkämpften, aber ihren transmarinen Rivalen (bei Crecy und Poitiers) erlagen, da diese zu dem heimischen „Long-bow" zurückgekehrt waren, der sich im Schnellfeuer als überlegen erwies. Auf dem Continent dagegen erhielt sich der Gebrauch der (zeitweis verbotenen) Armbrust in den Schützengilden bis auf den Uebergang des Mittelalters zur Neuzeit, — wie eben im Entdeckungszeitalter nachweisbar, als die Feuergewehre noch selten waren, — und von Jägern auch später mitunter vorgezogen wurde, um der Lautlosigkeit willen, sowie wegen der Unabhängigkeit vom Pulvervorrath (oder von den Gefahren einer Durchnässung desselben). Aus ähnlichen Gründen kamen bei den Kriegs-Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts die Katapulte wiederum zur Empfehlung, weil an Ort und Stelle herstellbar (unter Umständen).

Der Bogen, als dessen Sonder-Modification die Armbrust erscheint, bildet ein lehrreichstes Beobachtungsobject der Ethnologie. Im dogmatischen Zeitalter der Deduction war der Bogen selbstverständlich so sehr einem Jeden vertraut geworden durch unbewusste Ideen-Association, dass man sich nicht länger darüber irgendwie wunderte. Der Bogen und der Wilde gehörten zusammen, wie der Harlequin und seine Pritsche oder der Prediger und sein Talar. Gerade dann aber, wenn eine Sache selbstverständlich erscheint (in trügerischer Scheinwelt), beginnt das eigentliche Problem, zum Eindringen in das Welträthsel. Im gegenwärtig „naturwissenschaftlichen Zeitalter" eines objectiv comparativen Ueberblickes über den Globus (zur Verwendung der Inductions-Methode) setzt wieder das primäre Staunen ein (der Anfang der Philosophie im θαυμα). Indem uns der Bogen von allen fünf Continenten her entgegentritt, aus elementarer Unterlage, gleichsam als materiell realisirter (oder materialisirter) Elementargedanke, dessen differencirte Variationen wir aus (den geographischen Provinzen conformen) Modificationen des amerikanischen, afrikanischen, oceanischen Bogens u. s. w. (und auf jedem Continent wiederum in vielfältig localen Wandlungen) herauszulesen hätten, wie überall den Völkergedanken aus comparativen Differencirungen thatsächlicher Anschauungen (wenn in den Sammlungen der Museen ausgebreitet vorliegend, zum vergleichenden Ueberblick).

Wenn sich der Bogen im classischen Alterthum vereinzelt unter den Hellenen, normal dagegen bei orientalischen Völkerschaften findet, so lässt sich (im Sonderfall über Thracien) (in Verknüpfung mit Herakles-Sagen) eine etwaige Entlehnung herleiten (oder auf anderem Wege der Uebertragung), wogegen das jetzt aus allen Ecken und Enden des Globus gleichzeitig entgegentönende Echo auf eine tiefere Wurzel zurückdeutet aus den Vorbedingungen socialer Existenz (der Daseins-Möglichkeit des Zoon politikon überhaupt), umgeben — in aprioristischer Nothwendigkeit (wie auch für die Sprache gilt) — von einer primären Kunstsphäre, worin (mit Verlängerung der Gliedmaassen, wie Kapp es nennt) die (dem nackt geborenen Menschen in Plinius' Zeichnung) unbewaffneten Glieder (die Greiforgane der Hände) durch Verwirklichung animalischer Instincte und soweit un-

Tschen (beim Angriff und zur Vertheidigung von Wällen dienend), sowie Hiang (als grosse Armbrust) „zum Kampfe vom Kriegswagen herab und im offenen Lande" (Plath). Der Vorgesetzte der Bogen und Pfeile (sechserlei Bogen, viererlei Armbrüste, achterlei Pfeile) bringt in der Mitte des Frühlings die Bogen und Armbrüste, in der Mitte des Herbstes die Pfeile und Köcher dar (nach chinesischen Riten). Den Bogen Hia und Seu erhalten die, welche auf Ziel und Schakalfelle, auf Vögel und Vierfüsser schiessen, die Bogen Thang und den grossen Bogen die, welche zielen lernen (beim Scheibenschiessen).

bewusste Erfindungen (für Einkörperungen in denselben) zur Ausrüstung mit Waffen und Geräthen gelangen (den Kampf um's Dasein zu bestehen).

Insofern wird der Bogen wieder ein selbstverständlich Natürliches und Naturgemässes, eine Grenzscheide rationeller Relativbegriffe, von wo das (empirisch behütete) Denken nun hinüberzutreten hätte in die Fährlichkeiten des Absoluten (einer Transcendenz).

So lange der Eindruck des Wunders fortdauert, hat das Denken die einfach leichtere Aufgabe, das Aussergewöhnliche abzugleichen auf das normal naturgemässe Niveau des Gewöhnlichen und gesetzlich Nothwendigen im „Zusammenhang der Dinge" (für das vorhanden gegebene Angetroffene). Dass wir mit jedem Athemzug unser Leben erhalten, dass ich den Finger bewege, dieses Wort spreche und schreibe, die zugehörige Vorstellung bilde, mag selbstverständlich nothwendig gelten, oder: als das wunderbarste der Wunder, an der Schwelle des Geheimnisses in den Welträthseln (für Entstehung oder Schöpfung), zum Uebertritt in das, was Mutter Natur (die breitbrüstige Gäa) geboren oder der *πατήρ ἀνώνυμος* gezeugt hat, am nächstliegenden in der (Rangi und Papa einigenden) Ehe zum Hervorrufen des Kindes (im trinitarischen Abschluss).

Der Bogen schliesst dem Skeletgerüst des Bewegungs-Apparates im physischen Organismus sich an, für den durch die Armmuskeln vorgesehenen Wurf (in Wurflanzen oder Wurfkeulen). Das Nächstfolgende — rein schematisch gesprochen (bei jeglichem Absehen von irgend einem concreten Falle, der stets vorherige Exploration bis in letzt äusserstes Detail benöthigen würde — wäre die Verstärkung durch den Hebel, im Wurfbrett, das sich, zwischen der allgemeinen Verbreitung des Bogens, in sporadischer Zerstreuung auf der Erdoberfläche findet, an solchen Localitäten, wo sich aus geographisch-historischen Bedingnissen die Fortbewahrung dieses archaistischen Ueberlebsels genugsam erklärt, zur vorläufig provisorischen Befriedigung des Causalbedürfnisses (in Beantwortung der gestellten Fragen).

Wer das Verlangen fühlt, mag im unmittelbaren Anschluss weiter fragen, aus welch' mechanischen Naturgesetzen der, dem Wurf gerechten, Muskularanlage sich hier die Hebelbewegung vorbedinglich associirt, in ähnlicher Fragestellung, wie sie e. g. beim Vogel gelten würde, um die Umwandlung der Vorderbeine in Flügel zu erklären (für den seiner Existenznothwendigkeit einverwobenen Flug). Um so bezüglich jedoch einen befriedigenden Einblick zu gewinnen, hätte die Frage voranzugehen nach ursachlichem Ur- oder Vorgrund (aus „raison d'être") des Vogels überhaupt im Schöpfungsplan, und indem das sodann, durch Betrachtungen über das Dasein des umschliessenden Thierreiches, weiter führen würde auf das Dasein im Sein, qua solches, in organischer (und ferner auch anorganischer) Natur, so wären wir wieder bei den Grenzbegriffen eines vernunftgemäss (im logischen Rechnen) innerhalb seiner Verhältnisswerthe (der Relationsbegriffe) umherbewegten Denkens angelangt; gerade so klug, wie zuvor, in Anbetreff uralten Mysteriums dem Makrokosmos gegenüber.

Seitdem sich jetzt (durch Gewinnung social-ethnischer Stützen auf den Thatsachen deutlicher Anschauungen) der Weg geöffnet hat, um auch die Psychologie in naturwissenschaftlich-inductive Behandlung zu nehmen (zur Fortführung des elementar-logischen Rechnens bis vielleicht auf, einstiges, Infinitesimalcalcül), transponiren sich all' solche Fragestellungen auf die psychische Sphäre, um sie für ihre mikrokosmischen Schöpfungen (in jedesmal ethischer Vorstellungswelt) zu verfolgen von ihrem Entstehungsgrunde her. Und da es sich hier nun um die Mitwirkung des Denkens selber handelt (auf eigene Verantwortlichkeit hin), da wir die [im Makrokosmos (wegen mangelnder Umschau) unzugängliche] Ursächlichkeit

der Bethätigung in uns selber tragen, mag dasjenige, was beim Fortgang auf der inductiv betretenen Forschungsbahn für den menschlichen Mikrokosmos sich als erkennbar herausstellen sollte, dann auch auf die im makrokosmischen Welträthsel involvirt verhüllten Probleme seine proportionale Anwendung finden, um entsprechende Lösung anzunähern, bei gleichartig durchwaltenden Gesetzlichkeiten (in einem harmonisch zusammenklingenden Kosmos).

Indem das, was aus einer Erkenntniss des Denkens erst sich zu erklären hätte, zunächst Bausteine bietet zum Aufbau, wäre bei dem hier vorliegenden Sonder-Exempel einer Specialaufgabe die kinetische Untersuchung des Hebels in seinen „statischen Momenten" bezüglich des Wurfbrettes an die Propulsion durch elastisches Fortschnellen beim Bogen anzuschliessen, in noch unbewusster Erfindung, aber bereits höherer Rangstufe (weshalb den Kasya von der Gottheit ertheilt, beim Herabreichen aus dem Himmel), während gegenwärtig, wo im heutigen Zeitalter des Dampfes und der Elektricität mit Dampfkraft (der dem Dampfe innewohnenden Ausdehnungs- oder Spannkraft) geabeitet wird, der Geist in nüchterner Zielbewusstheit seine aus mechanischer Naturanschauung gewonnenen Gesetze klar und deutlich bestimmt stets sich vor Augen zu halten hat, da er sonst gar bald in die Luft gesprengt sein würde, sei es beim Platzen des Kessels, sei es beim Herausplatzen in metaphysischen Speculationen.

Eine besondere Modification hat nun die dem Bogen unterliegende Grundidee in der Armbrust gefunden für den principiellen Zweck, eine schwere Masse (im Bolzen) mit Gewalt, wie den Stein durch die Schleuder, zu werfen an Stelle des leicht fortgeschnellten Pfeils (durch die Sehne am Bügel). Weil also technische Kunstfertigkeiten voraussetzend, wird die Armbrust nur in fortgeschrittenen Culturzuständen zur Anfertigung gelangen, und wenn dann bei denjenigen Wildstämmen, unter denen sie durch Uebertragungen im Handelsverkehr zurückgelassen sein möchte, roh ergänzende Substitute (bis zur völligen Umkehr des ursprünglich in Absicht liegenden Planes) die Aushülfe der Vergiftung hinzuführen (im Giftpfeil), so wirkt diese wiederum auf die Defensiv-Waffen zurück unter Umwandlung des Parir- in ein Schutzschild u. dergl. m. —

(30) Hr. Pflugmacher spricht über

alte Darstellungen von Mäh-Werkzeugen.

In Erinnerung an die im Jahre 1889 durch Hrn. R. Virchow aus den Vierlanden mitgebrachten Mäh-Werkzeuge und veranlasst durch dessen Besprechung des Voigt'schen Werkes: „Die Vierlande bei Hamburg" in der Zeitschrift f. Ethnol., S. 139, erlaube ich mir, die Mittheilung zu machen, dass ich in Hildesheim an einem alten, mit Holzschnitzerei reich versehenen Hause, dem ehemaligen Rolands-Hospital, welches unter anderen Darstellungen auch solche landwirthschaftlicher Thätigkeit aufweist, ein Bild, das Mähen unter Benutzung dieser beiden Werkzeuge zeigend, vorgefunden habe. Der Schnitter steht leicht gebeugt, hakt mit dem Werkzeug in der linken Hand ein Büschel los und haut mit hoch erhobener kurzer Sense die Halme ab. Das Haus trägt die Jahreszahl 1611. — Man darf wohl schliessen, dass diese Art des Mähens, wenigstens zu jener Zeit, wahrscheinlich auch früher, in jener Gegend üblich gewesen ist. —

Hr. A. v. Heyden:

Sehr gute Darstellungen von Werkzeugen zum Mähen und den Erntearbeiten finden sich unter den Miniaturen des Breviers Grimani in der Bibliothek S. Marco

in Venedig: sie gehören dem Ende des 15. Jahrhunderts an und sind flandrischen Ursprunges, einige wohl von Hans Memling selbst. Der Mäher mit der an einem gebogenen Griff befestigten Sichel hält die Halme mit einem Knüppel oder gebogenen Holze gegen den Schnitt. Ich werde mir erlauben, die bei Perini in Venedig erschienenen Photographien vorzulegen. —

Hr. Rud. Virchow:

Die besondere Art von Mäh-Werkzeugen mit abgepasstem Griff, die ich in den Vierlanden fand und in der Sitzung vom 22. Juni 1889 (Verhandl. S. 485) der Gesellschaft vorführte, sind schon in der Sitzung vom 15. Februar 1890 (Verhandl. S. 153) von Hrn. v. Rau in grösserer geographischer Verbreitung nachgewiesen worden. Bei dieser Gelegenheit ist auch das Rolandshaus von Hildesheim und das Breviario Grimani aus der Bibliothek von S. Marco besprochen worden (S. 158). Die von mir vorgelegten Vierländer Exemplare befinden sich gegenwärtig im Trachten-Museum. —

(31) Hr. A. Bastian macht Mittheilung von einer bevorstehenden Führung durch die von Hrn. Consul Siemens aus Celebes und umliegenden Inseln eingesendete und im Museum zur Aufstellung gebrachte ethnographische Sammlung. —

(32) Hr. A. Bastian zeigt drei Guanche-Schädel, welche durch Hrn. Consul Büchle in Santa-Cruz (Tenerife) an Hrn. Carion in Venezuela gelangt waren, und welche Hr. Consul Hahn-Echenagucia als Geschenk übergeben hat. Einer davon ist nach der Bestimmung des Schenkgebers, Hrn. R. Virchow für seine Auswahl zur Verfügung gestellt. —

(33) Hr. M. Bartels legt vor

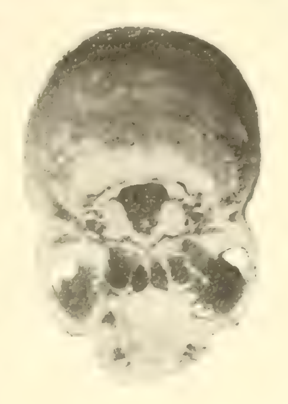
drei Guanche-Schädel von Tenerife.

Es waltet wieder das bekannte Gesetz der Duplicität der Fälle, indem ich gleichzeitig mit Hrn. Bastian 3 Guanche-Schädel vorzuführen vermag. Ich habe dieselben vor einigen Tagen von dem Direktorial-Assistenten am Königl. Museum für Naturkunde, Hrn. Dr. Matschie als Geschenk des Hrn. Zoll-Direktor Boeder in Sebbe im Togo-Gebiet für die Gesellschaft erhalten. Schon bei der allgemeinen Besichtigung lassen die Schädel erkennen, dass die Guanche sehr starke Genickmuskeln besessen haben müssen. Auch die Kaumuskeln haben zweifellos eine erhebliche Ausbildung gehabt, wie man an den breiten Ansatzflächen für den Musculus masseter und namentlich für den Musculus temporalis schliessen darf. Auch die ausgebildete Tuberositas temporalis des Jochbeins spricht dafür. Jedenfalls haben die Kaumuskeln eine grosse Arbeit zu bewältigen gehabt, denn die Zahnkronen sind sehr bedeutend abgekaut.

Zwei der Schädel bieten ausserdem sehr seltene Abnormitäten dar. Der eine hat linkerseits am Stirnbein eine abnorme Crista. Dieselbe hat ihren Sitz an der Stelle, wo die Linea semicircularis ossis frontis in den lateralen (hinteren) Rand des Processus zygomaticus des Stirnbeins übergeht. Die Crista verläuft von oben nach unten gegen die Sutura fronto-zygomatica hin; ungefähr 5 *mm* oberhalb dieser letzteren endet sie mit scharfem Rande, der mit abgerundetem rechtem Winkel zu dem lateralen Rande des Processus zygomaticus abfällt. Die Crista ist 10 *mm* lang und hat eine Höhe von 4 *mm*. An dem oberen Theile ihres basalen Randes ist sie von einem 2,5 *mm* langen, längsovalen Loche durchbrochen, das wahrscheinlich einem Blutgefässe zum Durchtritt gedient hat. Da man in der

Anatomie gern Namen giebt, so konnte dieses abnorme Gebilde wohl als Crista processus zygomatici ossis frontis bezeichnet werden.

Der andere abnorme Schädel hat seine Anomalie in der Umgebung des grossen Hinterhauptsloches. Die hier befindlichen Gelenkflächen geben nicht das Bild der abgerundeten Condylen des Hinterhauptes, sondern es sind zwei ovale, ebene Flächen, welche sich mit scharfem Rande über die benachbarten Knochentheile herausheben. Sie sind schräg gestellt, von median oben nach lateral unten verlaufend. Die von diesen Gelenktheilen auslaufende seitliche und hintere Umrahmung des grossen Hinterhauptsloches erscheint nicht, wie in der Norm, als scharfer Rand, sondern die seitlichen Theile sehen wie horizontal abgeflacht aus und der hintere Rand hebt sich ein wenig vertical aus der Fläche der Hinterhauptsschuppe heraus. Es sieht aus, als wenn ein nur in geringem Maasse zur Entwickelung gekommener Wirbelbogen hier mit dem Hinterhaupte verschmolzen wäre. Nach vorne zu spannt sich zwischen den beiden Gelenkflächen ein knöcherner Bogen aus, welcher sich aus zwei symmetrischen, nach vorn convergirenden Knochenfortsätzen zusammensetzt, welche in der Medianlinie zu einer Knochenverdickung zusammentreten, die nach vorn eine ganz niedere mediale Leiste bildet und nach unten in ein knopfartiges Tuberkulum ausläuft. Zwischen diesem knöchernen Bogen, bezw. seiner medianen Verdickung und der Pars basilaris des Hinterhauptsbeins befindet sich eine grosse, rundliche Oeffnung, welche von den genannten Knochenfortsätzen überbrückt wird.



Die geschilderte Abnormität macht den Eindruck, als ob der Atlas mit dem Hinterhaupte verwachsen wäre. Dann würden die vorher erwähnten Knochenfortsätze dem Arcus anterior und das an ihrem mittleren Theile befindliche Tuberculum dem Tuberculum anterius des Atlas entsprechen. Es finden sich auch auf beiden Seiten Andeutungen der Querfortsätze, aber dieselben sind nicht vollständig; es scheint hier etwas abgebrochen zu sein. Die eigenthümliche Bildung von dem seitlichen und dem hinteren Rande des Hinterhauptloches erklärt sich dann dadurch, dass sie als das Rudiment des Arcus posterior des Atlas anzusehen sein würde. Es handelt sich hier nicht etwa um eine Ankylosenbildung im Atlanto-Occipital-Gelenk, sondern zweifellos um eine abnorme Differenzirung dieser Körpergegend. Von Condylen des Hinterhauptes ist nichts zu erkennen; dieselben sind sicherlich gar nicht gebildet worden. Auch der Arcus posterior des Atlas hat sicherlich niemals als freier, selbständiger Bogen bestanden. Sehr zu bedauern ist es, dass nicht auch der zweite Halswirbel für die Untersuchung erhalten geblieben ist. —

Hr. Waldeyer bemerkt, dass es sich in dem vorliegenden Falle um eine Synostose des Atlas mit dem Hinterhaupt handle, und dass derartige Fälle auf dem hiesigen Präparirsaale nicht gar selten zur Beobachtung kommen. —

Hr. R. Virchow erinnert an einen, von ihm vorgelegten (S. 392) Schädel von Ñorquin. In der Literatur seien die entsprechenden Fälle unter sehr verschiedenen Kategorien aufgeführt. Er nimmt die Gelegenheit wahr, die Inaugural-Dissertation eines seiner Schüler, Dr. Fridolin Schläpfer (Ueber Ankylosis und Luxation der

drei obersten Halswirbel. Würzburg 1854) in's Gedächtniss zurückzurufen; darin ist der congenitale Charakter einiger solcher Fälle schon erkannt (S. 9 u. 25). —

(34) Hr. M. Bartels berichtet über

Siebenlinge.

Es gehört bekanntermaassen zu den grössten Seltenheiten, dass eine Frau mehr als höchstens drei Kinder auf einmal zur Welt bringt. Es liegen aber unzweifelhafte Beobachtungen von Vierlingen und sogar auch von Fünflingen vor. Der Statistiker Wappäus fand unter 10 Millionen Geborener 118 Vierlinge und 3 Fünflinge. Der verstorbene Gynäkologe Karl Schröder sagte: „Sicher constatirte Beispiele von mehr (als 5) gleichzeitig entwickelten Früchten fehlen."

Ich bin nun in der Lage, durch die freundliche Vermittelung des Hrn. Regierungs-Baumeisters Weisstein in Demmin, solch ein Beispiel vorzuführen und zwar von Siebenlingen. Dieselben gehörten der Familie Römer an und sind auf einem alten Grabsteine in Hameln dargestellt, welchen ich in Photographie vorlege. Der Stein trägt folgende, deutlich lesbare Inschrift:

Allhier ein Bürger Thiele Roemer genannt
Seine Hausfrau Anna Breyers wohlbekannt
Als man zählte 1600 Jahr
Den 9. Januarius des Morgens 3 Uhr war
Von ihr zwey Knäbelein und fünf Mädelein
Auf eine Zeit gebohren seyn
Haben auch die heiligen Tauf erworben
Folgends den 20ten 12 Uhr seelig gestorben.
Gott wolle ihn geben die Selligkeit
Die allen Gläubigen ist bereit.

Danach hätten diese sieben Kinder also elf Tage gelebt, wenn wir nicht annehmen wollen, dass der Steinmetz sich verhauen hat, und dass anstatt des 9. Januar der 19. Januar gemeint war. Dann würden die Kinder vom 19. um 3 Uhr Morgens bis zum 20. Januar um 12 Uhr, also immerhin noch 31 Stunden gelebt haben. Das ist um vieles wahrscheinlicher, weil für gewöhnlich derartige, mit mehreren Geschwistern gleichzeitig geborene Kinder nur eine sehr kurze Lebensfähigkeit zu besitzen pflegen.

Der Grabstein zeigt die Eltern und noch zwei männliche und drei weibliche Angehörige knieend unter dem Gekreuzigten. Sechs Wickelkinder liegen in einer Reihe auf einer Platte und ein siebentes hält der Vater der Mutter entgegen. Unter der vorher mitgetheilten Inschrift steht eingemeisselt: „Obiges Original-Denkmal hat durch die Güte des Hrn. Bürgermeister Domeier der jetzige Besitzer dieses dahmals Römerschen Hauses Gerichts-Schreiber Hoppe, wieder erhalten und aufgestellet im Jahre 1818." Der Stein befindet sich in der Emmernstrasse 19.

Es will mir nicht zweifelhaft erscheinen, dass es sich hier um eine wirklich beobachtete Thatsache handelt. Man würde sonst wohl kaum den Kostenaufwand und die Mühe der Herstellung eines Grabsteins aufgewendet haben. Man würde auch wohl nicht die Sünde auf sich geladen haben, eine unwahre Vorstellung mit dem Gekreuzigten in Verbindung zu bringen. Auch wird man nicht Anstand nehmen können, den Grabstein für ungefähr gleichzeitig mit dem Ereignisse anzusehen, da die Costüme der erwachsenen Familienglieder der um das Jahr 1600 herrschenden Mode entsprechen. Wir werden daher wohl diesen Fall von einer

Siebenlings-Geburt als thatsächlich erfolgt betrachten. Allerdings ist es meines Wissens der einzige derartige Fall, der bekannt geworden ist. —

Hr. Waldeyer glaubt nicht, dass ein solcher Fall bisher veröffentlicht sei. Im hiesigen I. anatomischen Institut wird eine Vierlingsgeburt aufbewahrt. —

(35) Hr. M. Bartels zeigt

einen Menschenschwanz.

Der Schwanz gehörte einem Knaben von 5 Wochen an und wurde vor kurzer Zeit von Hrn. Dr. Reinach in Senftenberg abgeschnitten. Derselbe hatte die grosse Freundlichkeit, mir das interessante Präparat zuzuschicken. Das Schwänzchen ist im Weingeist schon stark geschrumpft, so dass seine Oberfläche von unregelmässig gestellten Längs- und Querrunzeln überdeckt ist. Es ist von normaler Haut bekleidet und besitzt auch die Farbe gesunder Haut. Es ist rundlich, erscheint aber in der Richtung von vorn nach hinten wie etwas zusammengedrückt. Diese Abflachung steigert sich ganz erheblich in dem am meisten peripherischen Viertel des Gebildes, also an der Schwanzspitze. Diese Abflachung der Schwanzspitze giebt derselben eine gewisse Aehnlichkeit mit der Endphalange eines Fingers. Die Aehnlichkeit wird dadurch noch erhöht, dass die Schwanzspitze gegen den übrigen Schwanz sich mit einer ringförmigen Einschnürung absetzt und dass sie sich in einem offenen Winkel gegen den übrigen Schwanz einbiegt. Der Haupttheil des Schwanzes besitzt eine leichte Concavität, so dass der Schwanz im Ganzen ungefähr ein Sechstel eines Kreises beschreibt. Die Richtung und Lage der Exstirpationsfläche beweist, dass die Convexität des Schwanzes nach hinten, die Concavität nach vorn gerichtet gewesen sein muss. Das wurde später auch von Hrn. Reinach bestätigt. Die Schwanzspitze war gegen die vordere Körperfläche hingekrümmt.



Die Länge des Schwanzes, der, wie bereits gesagt, stark im Weingeist geschrumpft ist, beträgt 4 *cm*, von denen genau 1 *cm* auf die abgeschnürte Spitze kommt. Die übrigen 3 *cm*, der eigentliche Stamm des Schwanzes, verjüngen sich leicht konisch gegen die Spitze zu. Die peripherische Hälfte des Schwanzes ist gänzlich unbehaart, und ebenso auch die concave (vordere) Fläche des ganzen Schwanzes. Die centrale Hälfte trägt auf der convexen Hinterfläche und auf den Seitenflächen vereinzelte, ganz kurze, farblose Wollhärchen, die man nur gegen das Licht zu erkennen kann. Die Ringfurche, welche die Spitze des Schwanzes gegen den übrigen Schwanz abgrenzt, erscheint auf der vorderen, concaven Seite tiefer, als auf der hinteren, convexen; auch markirt sich auf der concaven Seite der Spitze eine Längsfurche, die relativ breit und grübchenartig ist. Sie beginnt an der circulären Abschnürungsfurche und reicht bis zu der äussersten Spitze hin.

Auf der Dorsalseite der äussersten Spitze erscheint die Haut auf 0,5 *mm* hin verdickt und über das Niveau der Haut des centralen Theiles vorspringend. Dabei

ist sie glatt und hat ein verändertes, an gelbes Fett erinnerndes Ansehen. Die Aehnlichkeit des ganzen Schwänzchens mit einem Finger wird hierdurch noch gesteigert, da man bei oberflächlicher Betrachtung an einen Fingernagel erinnert wird.

Auf eine Reihe spezieller Fragen erhielt ich von Hrn. Reinach folgende Auskunft: „Der Schwanz sass genau in der Medianlinie: am oberen Ende der Crena ani sich inserirend, hing er in der Verlängerung der Körperaxe, leicht gekrümmt, über den Anus selbst herab. Die Hautbedeckung war normal, bis auf eine kleine Stelle an der Schwanzspitze, wo dieselbe leicht exulcerirt war (wohl in Folge andauernder Benetzung mit Koth und Urin) und dadurch dem kleinen Kerl wohl Schmerzen bereitete. Reflectorische Beweglichkeit war nicht wahrzunehmen. Unfähr in der Gegend der linken Synchondrosis sacroiliaca war eine kleine, narbenförmige Hauteinziehung (Grübchen) sichtbar. Die Heilung ging gut von Statten. In der Familie sind Missbildungen nicht vorgekommen."

Leider war es nicht möglich gewesen, von dem kleinen Patienten eine photographische Aufnahme zu machen.

Ein Längsschnitt durch die Medianebene der Basis des Schwänzchens zeigt, dass weder knöcherne, noch knorpelige Theile in ihm enthalten sind: das Knochensystem ist also an dieser Schwanzbildung nicht betheiligt. Mit blossem Auge lässt sich auf der Schnittfläche überhaupt keinerlei Structur erkennen: man findet überall nur ein gleichmässiges, weissgelbliches Gewebe bis gegen die Epidermis hin. Namentlich ist nichts von einem Axenstrang zu sehen; auch lassen sich keine Blutgefässzüge darin nachweisen. Mit starker Loupenvergrösserung unterscheidet man ein unregelmässiges Maschennetz von ganz feinen, glänzend weissen Zügen, wahrscheinlich bindegewebiger Natur. Diese verlaufen in unregelmässigen Bögen; das dazwischen liegende Gewebe macht den Eindruck eines ganz blassen Fettgewebes.

Für die Nichtmediciner in der Gesellschaft möchte ich daran erinnern, dass es sich hier nicht etwa um einen Thierschwanz, also um etwas Atavistisches handelt. Schwanzbildungen beim Menschen sind wiederholentlich beobachtet worden und ich habe an anderer Stelle[1]) den Nachweis geführt, dass sie nicht immer unter der gleichen Form auftreten, sondern dass es verschiedene Formen der Schwanzbildung beim Menschen giebt. Alle aber sind sie keine atavistischen, sondern ganz ächte pathologische Bildungen. Das Analogon eines wirklichen Thierschwanzes, d. h. also ein Schwanz, in welchem eine die normale Zahl der Steissbein-Wirbel überschreitende Anzahl von Wirbelkörpern enthalten wäre, ist in unanfechtbarer Weise noch nicht beobachtet worden. Das Auftreten von Schwanzbildungen beim Menschen hat nichts gar zu Ueberraschendes, da er normaler Weise in frühen Stadien seiner embryonalen Entwickelung einen Schwanz besitzt, der dann allmählich einem Prozess der Verkümmerung unterliegt. Der Körper des Embryo wächst weiter, während der embryonale Schwanz nicht nur keine Steigerung seines Wachsthums mehr erfährt, sondern sogar allmählich in das hintere Körperende hineingezogen wird. Eine Zeit lang ist er dann hier noch als ein erhabenes dreieckiges Feld zu erkennen, das von Alexander Ecker als Steisshöcker bezeichnet wurde: schliesslich ist auch hiervon nichts mehr zu sehen und der embryonale Schwanz ist dann gänzlich verschwunden. Es können nun aber in dieser Periode des embryonalen Schwanzes oder des Steisshöckers pathologische Prozesse auf diese Gebilde einwirken, so dass sie als Hemmungsbildungen erhalten bleiben oder sogar durch Reizungszustände zu gesteigertem Wachsthum veranlasst werden, anstatt dass sie einem Schrumpfungsprozesse unterliegen: hieraus re-

1) Ueber Menschenschwänze. Archiv f. Anthropologie, Bd. XIII. S. 1—41.

sultiren dann verschiedene Formen der Schwanzbildung. Der hier vorgelegte Schwanz gehört der Gruppe der Menschenschwänze ohne knöchernen Inhalt an und zwar derjenigen Unterabtheilung, welche man der allgemeinen äusseren Aehnlichkeit wegen als den Schweineschwanz-Typus bezeichnet hat. Es mag hier, um Verwechselungen zu vermeiden, gleich noch eingeschaltet werden, dass es auch Menschenschwänze mit knöchernem Inhalte giebt, dass dieselben aber durch Entwickelungsstörungen aus einer viel späteren Zeit des embryonalen Lebens hervorgerufen werden.

Die Menschenschwänze vom Schweineschwanz-Typus nun verdanken ihre Entstehung solch einem Zustande der Reizung, welcher den embryonalen Schwanz nicht verkümmern liess, sondern ihn zu gesteigertem Wachsthum veranlasste. Normaler Weise ist der embryonale Schwanz bereits verschwunden, bevor die Wirbel des Kreuzbeins und des Steissbeins zur Ausbildung gekommen sind. Der embryonale Schwanz enthält also keine Wirbel und demgemäss finden wir auch, dass alle Menschenschwänze, deren Ursprung auf ersteren zurückzuführen sind, keine Wirbel in sich haben und dass sich unter ihnen, an normaler Stelle, ein normal gebildetes Kreuzbein und Steissbein findet. Das war nun auch bei dem kleinen Patienten des Hrn. Reinach der Fall; er schreibt: „Das Steissbein war unter der Insertionsstelle des Schwanzes durchzufühlen . . . .“

Einen ganz ähnlichen Menschenschwanz (dessen Photographie vorgelegt wurde) hat Hr. Rud. Virchow vor einigen Jahren der Gesellschaft gezeigt[1]). Dieser gehörte einem Knaben von 8 Wochen. Er war etwas länger und nicht nach vorn, sondern nach hinten gekrümmt. Er enthielt ebenfalls keine Spur von Knochen, aber Hr. Virchow vermochte darin einen, von einer Art von Fascie umhüllten Axenstrang nachzuweisen.

Hervorheben möchte ich noch, dass der von mir gezeigte Fall wiederum einen Knaben betraf. Bei einer Zusammenstellung der in der Literatur zerstreuten Beobachtungen über die Schwanzbildung beim Menschen, welche ich vor längerer Zeit gemacht habe[2]), vermochte ich nachzuweisen, dass erheblich viel weniger weibliche Wesen, als männliche, von dieser Missbildungsform betroffen werden. Ich möchte glauben, dass dieses seinen Grund darin hat, dass die embryonale Entwickelung am unteren Körperende bei dem männlichen Geschlecht erheblich complicirter ist, als bei dem weiblichen, und dass daher die Entwickelung bei dem ersteren leichter Störungen erfahren wird, als bei dem letzteren, aus denen dann Hemmungsbildungen oder Irritationszustände resultiren. —

Hr. Waldeyer: Nach den neueren Untersuchungen besteht kein Zweifel, dass der menschliche Embryo einen Schwanz, und zwar einen „Wirbelschwanz“ im Sinne R. Virchow's besitzt. Die meisten der bei Erwachsenen beobachteten Fälle von weichen, wirbelfreien Schwanzanhängen dürften auch wohl auf die embryonale Schwanzanlage zurückgeführt werden. Es ist sehr zu wünschen, dass das vorgelegte sehr interessante Object auch mikroskopisch untersucht werde.

(36) Hr. G. Fritsch spricht unter Vorlage verschiedener Präparate über

Verunstaltungen der Genital-Organe im Orient.

Das Thema, welches der zu machenden Mittheilung zu Grunde liegt, ist ein ganz besonders düsteres, seine Betrachtung wenig erfreulich, andererseits aber ist

1) Sitzung vom 20. December 1879. Verhandl. S. 395 u. 415. Jahrg. XI — Archiv f. pathol. Anatomie und Physiologie u. s. w. Bd. LXXIX. S. 176.

2) Die geschwänzten Menschen. Archiv f. Anthropologie. Bd. XV. S. 45—152.

der Gegenstand von ausserordentlicher Wichtigkeit und muss schärfer in's Auge gefasst werden, als bisher nachweislich geschehen ist, wenn eine Wendung zum Besseren erhofft werden soll.

Man darf behaupten, dass im Orient der Geschlechtsverkehr viel tiefer in das menschliche Leben überhaupt eingreift und alle Kreise der menschlichen Gesellschaft mehr bewegt, als es in Europa der Fall ist. Die Grundlage dazu ist schon im Islam gegeben, durch dessen Lehren ein mächtiger, sinnlicher Zug geht. Bei uns ist eine erstaunlich geringe Kenntniss von der Mächtigkeit dieser Beziehungen verbreitet, was man täglich beobachten kann, wenn man erfahrene, verständige Männer über die einschlägigen Fragen verhandeln hört, wie man es vielleicht von Milchmädchen erwarten sollte. Freilich entzieht sich vieles der Natur der Sache nach einer öffentlichen Verhandlung und auch an dieser Stelle werden kurze Andeutungen genügen müssen.

In islamitischen Ländern, also auch im grössten Theile des uns interessirenden Africa, ist es das Zeichen des vornehmen Mannes, einen Harem zu halten, anderer geschlechtlicher Ausschreitungen gar nicht zu gedenken. Die Abgrenzung dieses Harems wird nur durch die Willkür und den Geldbeutel des hohen Gebieters bestimmt. Die Frau ist nach diesen Anschauungen Sache: hat er daran Gefallen, so setzt er sich in den Besitz derselben. Der Gedanke, es könne ein noch so hoch stehender Mann sich in der Oeffentlichkeit etwas dadurch vergeben, dass er ein weibliches Wesen, welches ihm gefällt, gleichviel wie er es in den Bereich seiner Macht bringt, mit seiner Liebe beehrt, bleibt dem Orientalen unverständlich. Fühlt sich doch selbst die Frau, welche einen flüchtigen Umgang mit dem Manne hat, eben wegen der ihr zugewiesenen untergeordneten Stellung keineswegs in gleicher Weise erniedrigt, wie es in Europa der Fall sein würde. Dass diese mohamedanischen Anschauungen in Africa die allgemein herrschenden geworden sind, wäre leicht an Beispielen nachzuweisen. Aber da, wo der Islam noch nicht herrschend geworden ist, pflegt der Verkehr der Geschlechter ein viel lockerer zu sein.

Dieser ganze Aufbau des häuslichen Lebens nach den Vorschriften des Koran ist nicht ohne Sklaven zu denken. Wenn daher die mohamedanische Welt unter dem Druck europäischer Mächte der Abschaffung der Sklaverei zustimmte, so geschah dies unzweifelhaft mit in der Tasche geballter Faust und dem festen Entschluss, die betreffenden Gesetze heimlich zu umgehen. So ist es nicht überraschend, wenn sich neuerdings verschiedene ägyptische Pascha's, darunter der hochgeachtete Ali Sherif Pascha, der Präsident des gesetzgebenden Körpers, des Sklavenkaufs schuldig machten. Dass sie vor Gericht gefordert wurden, betrachtet die mohamedanische Welt als einen Gewaltact, nicht als eine Ausübung des Rechtes.

Man täusche sich daher doch nicht absichtlich über die Lage der Verhältnisse: so lange der Islam nicht stark modificirt oder gänzlich unterdrückt ist, wird es öffentlich oder heimlich Sklaven geben. Ob Aussicht vorhanden ist, dieses Ziel in Bälde zu erreichen, lasse ich dahingestellt. Bis dahin aber werden auch leider die blutigen Sklavenjagden, die scheusslichste Seite des ganzen Sklavenlebens, nicht vollständig auszurotten sein.

Diese Jagden liefern natürlicher Weise ausschliesslich die für die Organisation des Harems unumgänglich nöthigen Eunuchen. So geläufig dies Wort unter civilisirten Verhältnissen ist, so unbekannt ist im grossen Ganzen die körperliche Beschaffenheit dieser Unglücklichen bei uns, da die Abgeschlossenheit des Haremlebens die Eunuchen auch bei Krankheit und Tod umfängt. Andererseits spielen

sie im politischen Leben oft eine bedeutende Rolle; in Aegypten übten sie früher einen grossen Einfluss aus. Ich habe es im Jahre 1868 noch selbst erlebt, dass der bereits abgefahrene Schnellzug von Kairo nach Alexandrien hielt und zurückfuhr, um den schwarzen Ober-Eunuchen des Khedive aufzunehmen, welcher die Zeit versäumt hatte.

Anatomisch handelt es sich bei der jetzt üblichen Art der Verschneidung um die Entfernung der gesammten Genitalien, was alsbald, nachdem die Unglücklichen irgendwo im Innern eingefangen wurden, in rohester Weise mit dem Yatagan ausgeführt wird; höchstens dass man die dabei eintretende, lebensgefährliche Blutung durch Anwendung von Stopfmitteln oder Ausbrennen zu stillen sucht. Wohl der grösste Theil der so Verstümmelten, besonders im bereits erwachsenen Zustande, dürfte aber bei der Operation zu Grunde gehen.

Das vorliegende Präparat, die Genital-Region eines in Alexandrien verstorbenen sudanesischen Eunuchen, welches ich so glücklich war, durch gütige Vermittelung des Dr. Schiess im arabischen Hospital daselbst zu erbeuten, zeigt ein regelmässiges, man möchte sagen, normales Ansehen. Der Penis-Stumpf wölbt sich etwas kappenartig vor, darunter sieht man den Eingang der Harnröhre und etwas tiefer einen länglichen gerunzelten Wulst, noch nicht von der Grösse einer Nuss, den Rest des Hodensackes. Der Blasen-Verschluss schien durch die frühere Narben-Contraction gelitten zu haben, denn bei Lebzeiten verstärkte der Mann denselben durch Einführen eines etwa 3 *cm* langen eisernen Stäbchens von Federspulendicke, mit einer Oehse am Ende, um das Verschlussstück mittelst eines um die Hüften befestigten Bändchens in der Lage zu erhalten. Da nach der Landessitte auch die Männer hockend den Urin lassen, würde dieser Vorgang dem Verschnittenen Schwierigkeiten nicht bereitet haben; im Falle, dass das Niederhocken ausgeschlossen war, half sich der Unglückliche durch zeitweises Einführen eines Röhrchens.

Die Geheimnisse des Haremlebens umschliessen aber noch manche andere geschlechtliche Ausschreitungen, welche einer gesunden Entwickelung dieser Völker entgegen stehen, dem Europäer jedoch nur andeutungsweise bekannt werden, wenn sie sich ihm nicht zufällig auf dem Secirtisch enthüllen. Auf einen solchen Fall, in dem sich menschliches Elend dem Vortragenden in seiner abschreckendsten Form zeigte, bezieht sich das zweite der vorgelegten Präparate. Es stellt gewissermaassen das weibliche Gegenspiel zu der Verunstaltung des Eunuchen dar und zeigt die Genital-Region eines so weit vernähten Mädchens, dass der Beischlaf nicht mehr durch die Scheide, sondern auf widernatürliche Weise vollzogen werden musste. Dabei war das kleine, schwächliche Mädchen schwerlich viel älter, als 12—14 Jahre und doch schon elend an Schwindsucht zu Grunde gegangen. Welch erschütternder Einblick in menschliche Verworfenheit und unverschuldetes Unglück enthüllt sich unseren Blicken bei Betrachtung dieses Präparates!

Das theilweise Vernähen der Mädchen ist übrigens im nordöstlichen Africa vielfach im Gebrauch, um verlorene Jungfernschaft vorzutäuschen, und wird zu diesem Zweck an derselben Person häufig zu wiederholten Malen ausgeführt.

Verhältnissmässig harmlos ist die Verunstaltung der weiblichen Genital-Organe, worauf sich das dritte der vorliegenden Präparate bezieht. Hier handelt es sich um das Beschneiden der Mädchen, wie es in vielen nord-afrikanischen und sudanesischen Stämmen geübt wird. Die Operation betrifft eine Verkürzung der kleinen Schamlippen, am vorliegenden Präparat ohne Ausschneiden der Clitoris, wie solche zuweilen bei aussergewöhnlicher Verlängerung der Organe vom hygienischen Standpunkte angezeigt sein mag, als Sitte aber von diesem Bedürfniss durchaus unabhängig erscheint.

Wenn die Anforderung der Natur eine derartige Beschneidung wünschenswerth oder nothwendig machte, so wäre dies gewiss bei den hottentottischen Weibern des südlichen Africa am ehesten der Fall, wo indessen die Beschneidung der Mädchen unbekannt ist.

Das regellose, sporadische Vorkommen der weiblichen Beschneidung warnt uns, vom ethnographischen Standpunkt auf diese Sitte einen besonderen Werth zu legen, etwa um hypothetische Beziehungen zwischen verschiedenen Stämmen aufzuklären.

Das Gleiche gilt auch von der Beschneidung der Männer, die im nördlichen Africa wohl ganz allgemein unter der eingebornen Bevölkerung im Gebrauch ist, im Süden aber ähnlich, wie diejenige der Frauen im Norden, von wechselndem, unsicherem Vorkommen ist. Während sie auch von den südlichen Bantu-Stämmen im Allgemeinen geübt wird und in dieser Weise früher auch bei den Ama-Zulu in Gebrauch war, brachte sie bei letzteren der Häuptling Dingaan in Wegfall und liess sie an sich selbst nicht vollziehen. Vielleicht wenden sich beim Verfall der nationalen Unabhängigkeit auch die Ama-Zulu der Beschneidung wieder zu, zumal die eingebornen Mädchen vor einem nicht beschnittenen Manne in den meisten Stämmen Abscheu zu zeigen pflegen.

Eigenthümlicher Weise ist die Operation nicht im Gebrauch bei den Koi-koin, wo sie vielfach von der Natur sogar dringend geboten erscheint und muthwillige Verstümmelungen der Genital-Organe früher wenigstens gelegentlich geübt wurden (einseitige Castration der Hottentotten nach Kolbe).

Der berechtigte Abscheu, den zumal in Europa die geschlechtlichen Ausschreitungen des Orients und der afrikanischen Bevölkerungen hervorrufen, mahnt zur Bekämpfung derselben, was Jeder gern zugeben wird. Einen Feind, den man bekämpfen will, muss man aber scharf in's Auge fassen: es nützt Nichts, den Vogel Strauss zu spielen und den Kopf in sittlicher Entrüstung in den Busch zu stecken. Solche unfruchtbare Behandlung des Gegenstandes kann eine Besserung nicht im Gefolge haben. —

Der Vorsitzende mahnt daran, in so delikaten Fragen einzelne Persönlichkeiten, deren Verhältnisse nicht in authentischer Weise bekannt sind, als Beispiele heranzuziehen[1]. Anders liege es in Betreff solcher Beispiele, wo, wie in dem Kameruner Fall, die Gerichtsverhandlung auch dem Publikum eine genauere Kenntniss der vorgekommenen Excesse ermögliche. Mit Recht werde hier die öffentliche Meinung auf das Tiefste erregt. Dazu bedürfe es nicht erst der Erwägung, dass die Duldung derartiger Vorgänge das sittliche Gefühl auch der Heiden schwer verletze und dass die nationale Ehre, namentlich durch das schamlose Peitschen entblösster Weiber, gegen welches die englische Presse anscheinend mit Grund als in dem englischen West-Africa unerhört protestire, geschädigt werde. —

1) In dem mündlichen Vortrage des Vorredners wurde ein Beispiel berührt, welches in der Sitzung der ausserordentlichen General-Synode vom 5. November einigen Synodalen Veranlassung zu einer entschiedenen Zurückweisung gegeben hat. Da der Hr. Vortragende in der obigen, von ihm selbst verfassten Wiedergabe seines Vortrages die betreffenden Stellen unaufgefordert unterdrückt hat, so liegt kein Grund für die Gesellschaft vor, auf den von ihrem Vorsitzenden in der Sitzung selbst erhobenen Einspruch zurückzukommen. Die Redaktion.

(37) Hr. Maass stellt vor

eine Zwergin und einen Riesen.

Dieselben werden zur Zeit in Castan's Panopticum gezeigt und sind in freundlicher Weise für den heutigen Abend beurlaubt.

1. Die schon in der Sitzung vom 19. November 1892 gezeigte, jetzt 18jährige Zwergin Jeanne St. Marc, genannt Princesse Topaze, 0,79 *m* gross, aus Paris, geboren in Buenos Aires. Sie hat sich in den 2 Jahren, die seit ihrem ersten Erscheinen in Berlin verflossen sind, durchaus nicht weiter entwickelt und ist noch ebenso drollig und zierlich und auch intelligent, wie früher. Ihre Gliedmaassen sind alle gleichmässig, im Verhältniss zu ihrer Grösse, ausgebildet; ihre Sprachkenntniss aber hat sich, trotz ihrer immerwährenden Reisen in den verschiedensten Ländern, durchaus nicht vergrössert, da sie nur, wie ihre ebenfalls anwesende, übrigens normal ausgewachsene Mutter, französisch spricht.

2. Der Gegensatz zu der zierlichen Topaze ist der zwei Jahr jüngere, jetzt 16jährige, 2,20 *m* hohe Riese, der Aegypter Hassan Ali aus Derr bei Wadi Halfa. Er ist bei seiner riesigen Grösse auch vollständig normal entwickelt und hat ein ganz intelligentes Aussehen, ist dabei aber, wie alle Araber, sehr abergläubisch, denn er will seine Körperlänge durchaus nicht durch Messung an sich selber feststellen lassen, und nur auf Umwegen gelangt man darüber zur Kenntniss. Er hat einen 13jährigen, pfiffigen und ganz hübschen Cairesen zum Begleiter, Osman, der ihm als Dolmetscher dient und etwas deutsch spricht. Derselbe ist von normaler Figur.

(38) Neu eingegangene Schriften und Geschenke:

1. Ten Kate, H., Necrologie. Dr. A. Sasse. Leiden 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Tijdschrift v. h. k. Nederl. Aardr. Genootschap.)
2. Derselbe, Parallels between the Shiwian or Zuñian culture and that of the Calchaquis. Leiden 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Internat. Archiv f. Ethnogr.) Nr. 1 u. 2 Gesch. d. Verf.
3. 5 Brochüren politischen und philosophischen Inhalts. Gesch. des Hrn. Beer in New Orleans.
4. Tucker, J. R., Annual address before the American Bar Association at Saratoga Springs. Philadelphia 1892. (Repr. Transactions of the Assoc.) Gesch. d. Hrn. Jagor.
5. Lakowitz, Die Feier des 150jährigen Stiftungsf. d. Naturf. Ges. z. Danzig. Danzig 1894. (Schrift. d. Naturf. Gesellsch.) Gesch. v. d. Gesellschaft.
6. Rothe, F., Untersuchungen über die Behaarung der Frauen. Berlin 1893. (Dissert.) Gesch. d. Hrn. Güterbock.
7. v. Bezold, W., Bericht über die Thätigkeit des Königl. Preuss. Meteorolog. Instituts im Jahre 1893. Berlin 1894.
8. Stoll, O., Suggestion und Hypnotismus in der Völker-Psychologie. Leipzig 1894.
9. Hahn, E., Die cultivirten Knollenpflanzen der Hochebenen der Anden von Peru und die dort üblichen Conservirungsmethoden. o. O. 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Zeitschr. f. Spiritus-Industrie.)
10. Cammaert, L, Calendrier civil ou Grégorien civil. Paris 1894.
11. Niederle, L., Prispěvky k anthropologii zemí Českých. II. Omladší dobe kamenné v Čechách. v Praze 1894. (Český lid.)

12. Hirsch, A., Verhandlungen der vom 12. bis 18. September 1893 in Genf abgehaltenen Conferenz der permanenten Commission der Internationalen Erdmessung. Berlin 1894.
13. Kleist, H., Bilder aus Japan. Leipzig, o. J.
14. Brandstetter, R., Malaio-Polynesische Forschungen. II. und III. Luzern 1893/94.
15. Anthropologisch-archäologische Versammlung in Sarajevo, 17. August 1894. Sarajevo 1894. (Bosnische Post.)
 Nr. 7—15 Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
16. Biolley, P., Costa-Rica und seine Zukunft. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. H. Polakowsky. Berlin 1890.
17. Calvo, J. B., The Republic of Costa Rica. II. edit. Washington 1894.
 Nr. 16 u. 17 Gesch. d. Hrn. General-Consul F. Borchardt.
18. Stolpe, H., Det tyska Antropologiska Sällskapets 24de årsmöte i Göttingen och Hannover 1893. Stockholm 1894. (Ymer.)
19. Hermelin, S. G., Berättelse om Nordamerikas förenta stater 1784. Stockholm 1894.
20. Nuttall, Z., Note on the ancient Mexican Calendar System. Stockholm 1894.
21. Förstemann, E., Zur Entzifferung der Maya-Handschriften. IV. Dresden 1894.
 Nr. 18—21 Gesch. d. Hrn. Künne.
22. Eisel, R., Ueber die Entstehung der Sage vom unterirdischen Gange. o. O. u. J. (Aus d. Jahresb. d. vogtländ. Alterth.- u. Gesch.-Vereins in Hohenleuben 1861/64.) Gesch. d. Hrn. Bartels.
23. Berghaus, H., Die Völker des Erdballs. II. Ausgabe. Leipzig 1851/54. 2 Bände.
24. Derselbe, Die Baudenkmäler aller Völker der Erde. Neue Ausgabe. Leipzig 1854. 2 Bände.
 Nr. 23 u. 24 Gesch. d. Hrn. Dr. Ehrenreich.
25. Manfroni, M., Commemorazione di Don Giuseppe Pederzolli. Rovereto 1894. (Sep.-Abdr. Atti d. Accad. degli Agiati.) Gesch. v. d. Accademia d. Agiati.
26. Emery, C., Estudios sobre las hormigas de Costa Rica. San José 1894. (Anales del Museo Nacional.) Gesch. d. Museo Nacional.
27. Fewkes, J. W., Dolls of the Tusayan Indians. Leiden 1894. (International. Archiv f. Ethnogr.) Gesch. d. Verf.
28. Grossmann, L., Maimonides. New York and London 1890.
29. Derselbe, Some chapters on Judaism and the science of religion. New York and London 1889.
 Nr. 28 u. 29 Gesch. d. Verf.
30. Müller, J., Ueber Ursprung und Heimath des Urmenschen. Stuttgart 1894. Gesch. d. Verf.
31. Gatschet, A. S., Specimen of songs of the Modoc Indians. Washington 1894. (Amer. Anthropol.) Gesch. d. Verf.
32. Hoffmann, W. J., Gshicht fun dä al'tä tsai'tä in Pensilfâni. Philadelphia 1894. (Proc. Amer. Philos. Soc.) Gesch. d. Verf.
33. Becker, G. F., Quicksilver ore deposits. Washington 1893. Gesch. d. Verf.
34. Kirchhoff, C., Copper. Washington 1893.
35. Derselbe, Lead and Zinc. Washington 1893.
 Nr. 34 u. 35 Gesch. d. Verf.

Ausserordentliche Sitzung vom 31. October 1894.

Vorstellung der chinesischen Schauspieler-Truppe des Mr. Tay-Chow-Beng.

Nach einigen einleitenden Worten des Hrn. Bastian erhält das Wort Hr. Maass. Derselbe giebt zunächst eine gedrängte Uebersicht über China und dessen Bewohner und fährt dann fort:

Die chinesischen Schauspiele sind theils Mummerei, wo z. B. das ganze Personal als Thiere verkleidet auftritt und durch Gebärden und Töne die betreffenden Thiere nachahmt, theils Marionetten-Theater, welche Märchen in der Weise des europäischen Mittelalters aufführen, theils wirkliche Theater, auf denen Personen auftreten. Diese letzteren spielen meist nur in den Häusern der Vornehmen. Die Schauspieler gelten für ehrlos. Frauen dürfen, seitdem Kaiser Kien-Lung Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Schauspielerin zur Gemahlin nahm, nicht mehr auf dem Theater auftreten. Die Vorstellungen dauern oft halbe Tage lang und ein Schauspiel folgt ohne Unterbrechung auf das andere. Es werden darin meistens die obscönsten Dinge verhandelt und in Worten und Gebärden auf das Natürlichste dargestellt, weshalb auch wirklich vornehme Personen die öffentlichen Schauspiele nicht besuchen. Man hält auf glänzende Garderobe. Der Vortrag, der sich immer in hohen Fisteltönen bewegen muss, ist fast gesangartig, meist mit Tänzen untermischt. Decorationen und Scenerie giebt es nicht. In einzelnen Tempeln sind besondere Abtheilungen für Schauspiele eingerichtet, in denen Scenen aus dem Leben Buddha's aufgeführt werden. Wir haben hier im Museum das wunderschöne Modell eines solchen Tempels mit Theater. Oeffentliche Häuser für Schauspiele und musikalische Vorstellungen, in sehr leichtem und einfachem Styl gebaut, hat man in den nördlichen und östlichen Provinzen des Reiches. In Peking sind zahlreiche Truppen von 10—12 Personen, die auch auf Privatbühnen der Vornehmen spielen.

Was Sie hier nun sehen werden, kann füglich nicht Schauspiel in unserem Sinne genannt werden: es sind vielmehr Scenen aus dem täglichen Leben, als: Vorführung einer chinesischen Gerichtsscene, wobei ein Dieb, der in einer vorhergehenden Scene beim Namensfeste eines Familienvaters einen frechen Diebstahl ausgeführt hat und dabei ertappt wurde, von dem Richter verurtheilt wird. Dann Bestrafung eines zänkischen Ehemannes. Ferner Gesangsvorträge, wenn man diese Fisteltöne Gesang nennen will. Ein Aufzug von grotesken Masken zum Neujahrsfeste und Vorstellung von hohen Mandarinen, selbst des Kaisers und eines Prinzen, an ihren gelben Gewändern kenntlich. Dass hier auch eine weibliche Darstellerin auftritt, ist schon ein Beweis dafür, dass kein eigentliches Schauspiel vorgeführt wird, d. h. keine romanhafte Handlung, sondern nur Scenen aus dem wirklichen Volksleben, wie sie sich in China in der Oeffentlichkeit abspielen. —

Nach diesem Vortrage betraten die Chinesen die dazu möglichst vorbereitete Aula des Museums. Sie hatten reich mit goldenen und farbigen Stickereien belegte Stühle aufgestellt und das Katheder ebenfalls mit farbenprächtigen Teppichen behängt. Den in quiekenden, halb singenden Fisteltönen gegebenen Vortrag begleiteten unausgesetzt die im Hintergrunde sitzenden, auf chinesischen Original-Instrumenten spielenden Musikanten. Diese Instrumente bestanden in einer Art von Mandoline, deren Saiten aber mit einem Fidelbogen gestrichen wurden, einer Clarinette und einer Flöte. Eine kleine Trommel mit sehr hölzernem Ton wurde dabei ab und zu fleissig gerührt. Die strahlende Pracht der mit goldgestickten Verzierungen überladenen Costüme und die höchst eigenthümlichen, mit langen Pfauenfedern geschmückten Kopfbedeckungen der auftretenden Mandarine und des Kaisers selber erregten Erstaunen, obgleich es natürlich augenscheinlich war, dass diese Costüme eben nur Theater-Costüme waren und wohl kaum der wirklichen Tracht der dargestellten Personen genau entsprechen. Der Kaiser und ein junger Prinz, der durch eine Dame dargestellt wurde, waren in gelbe, goldüberladene Gewänder gekleidet. —

Sitzung vom 10. November 1894.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Unser langjähriges Mitglied G. A. B. Schierenberg ist in Luzern am 21. October im 87. Lebensjahre gestorben. Er hatte einen für jede Seite der anthropologischen Forschung offenen Sinn und von seinen vielen Reisen hat er stets neue Beobachtungen oder Auffassungen heimgebracht. So war er der erste, der die Rillen an den ägyptischen Tempeln beobachtete. Aber seine eigentliche Neigung war der Erforschung seiner engeren westfälischen Heimath zugewendet, insbesondere der Zeit der Römerkriege und vor Allem der Varus-Schlacht und ihrer Folgen. Von dieser Zeit und auch von dieser Gegend datiren seine Versuche, die skandinavischen Sagen und die Edda selbst auf einen germanischen Ursprung zurückzuführen. Obwohl seine Deutungen, die nur zu oft den Autodidakten erkennen liessen, in unserer Gesellschaft auf vielfachen Widerspruch und auf ein unbesiegliches Misstrauen stiessen, so wurden sie doch gehört. und das empfand er dankbar, da ihm sonst fast alle Wege zu dem grösseren Publikum versperrt waren. Daher ist es verständlich, dass er noch seine letzte Vertheidigungsschrift an uns richtete (vergl. Verhandl. vom 16. Juni, S. 322), diesmal im Tone des Siegers: es war die Abhandlung über „die Eddafrage im Jahre 1894“. Die Zukunft wird darüber richten. ob die Grundrichtung seines Forschens eine irrige war. In unserer Erinnerung wird er als ein unabhängiger. eifriger und ernster Mann von grosser Initiative unvergessen bleiben. —

(2) Die Zeitungen berichten aus Africa von zwei schmerzlichen Verlusten. Dr. Lent. ein junger, vielversprechender Botaniker, den die Königliche Akademie hinausgesendet hatte, und Dr. Eugen Kretschmer, ein mit grossen Hoffnungen von uns geschiedener Zoolog und Anthropolog, sind am 25. September bei einem hinterlistigen Anfall des Häuptlings Leikturu am Kilimandjaro ermordet worden.

Der Vorsitzende verliest den letzten Brief vom 1. August, den er von Dr. Kretschmer aus der deutschen wissenschaftlichen Station zu Marangu am **Kilimandjaro erhalten hat:**

„Nachdem ich glücklich im Inneren von Africa angelangt bin. gestatte ich mir, Ihnen kurz über meine bisherigen Schicksale, sowie über meine Zukunftspläne Bericht zu erstatten. Meinen anfänglichen Entschluss. die Freiland-Expedition als Arzt und Naturforscher nach dem Kenia zu begleiten. habe ich aufgeben müssen. da, wie Sie wohl schon gehört haben werden. die Freilandsache ein rasches und trauriges Ende genommen hat. Glücklicher Weise haben sich mir hier weitere. vielleicht noch günstigere Perspectiven für meine anthropologische Thätigkeit eröffnet. Kurz vor meiner Abreise aus Europa erhielt ich einen Brief des Auswärtigen Amtes. in dem mir offerirt wurde. als Zologe und Anthropologe die

wissenschaftliche Station in Marangu aufzusuchen und dort längere Zeit zu verweilen. Ich habe das Anerbieten mit grosser Freude angenommen, da ich überzeugt bin, auf einer wohleingerichteten Station mehr im Interesse meiner Studien wirken zu können, als auf einer unruhigen Expedition.

„Ich habe in Mombas eine eigene Expeditions-Carawane ausgerüstet und bin in 14 Tagen hier heraufmarschirt. Wenn es meine Gesundheit gestattet, will ich hier längere Zeit verweilen, um genaue anthropologische Untersuchungen und Messungen anzustellen, sowie anatomische Sammlungen anzulegen. 2 Dschagga-, 1 Massai- und 1 Suaheli-Schädel hoffe ich Ihnen vielleicht schon in nächster Zeit senden zu können. 1 Dschagga-Schädel macerirt gegenwärtig noch. — Ich glaube, die hier in dem Deutschen Schutzgebiete wohnenden Völkerschaften bieten noch ein aussichtsreiches Arbeitsfeld für den Anthropologen. Hoffentlich kann ich Ihnen recht bald mehr berichten." —

(3) Hr. Geh. Hofrath Prof. Dr. Geinitz in Dresden sendet unter dem 20. October ein warmes Dankschreiben für die ihm Seitens der Gesellschaft zu seinem 80. Geburtstage dargebrachten Glückwünsche. —

(4) Als neue Mitglieder sind angemeldet:

Hr. William Klein in Wien.
„ Dr. jur. Schauenburg in Berlin.
„ Consul Vohsen in Berlin.

(5) Der Vorsitzende macht Mittheilungen bezüglich der am 17., bezw. 18. November stattfindenden Festsitzung und des Festmahls zur Feier des 25jährigen Bestehens der Gesellschaft. —

(6) Am 19. November wird die Alterthums-Gesellschaft Prussia zu Königsberg in Preussen das 50jährige Jubiläum ihres Bestehens feiern. Ein Aufruf derselben, in welchem zu Geldsammlungen für die Beschaffung von neuen Schränken für die Sammlungen der Prussia aufgefordert wird, liegt vor. —

(7) Die Society for the preservation of the monuments of ancient Egypt in London übersendet eine Einladung zu Geldzeichnungen, um die alten Monumente Aegypten's, in erster Linie den Tempel von Karnak zu schützen. Es wird dargelegt, dass die wiederholten Ueberschwemmungen des Nils den Boden durchtränken und das aufsteigende salzhaltige Grundwasser die Basen der Säulen zerstört, so dass eine nach der anderen umstürzt. Ausser der Freilegung dieser Basen wird ein Pumpwerk eingerichtet, welches die Entwässerung des Bodens bewirken soll; die ägyptische Regierung wird dasselbe übernehmen, wenn es zwei Jahre in Wirksamkeit gestanden hat. Die Gesellschaft hat 587 £ für den Bau aufgebracht und besitzt ausserdem 700 £, braucht aber noch 600 £.

(8) Hr. Schweinfurth übersendet den nachfolgenden Bericht (October 1894) eines in Cairo ansässigen Naturforschers über:

Hochzeits-Gebräuche der unteren Volksklassen der Stadt-Araber und Fellâhîn in Aegypten.

In den Stunden, in denen nach der hebräischen Tradition Gott mit dem Leviathan spielt, d. h. in den Stunden der Musse und des geistigen Ausspannens, beschäftige ich mich für meine alten Tage damit, die Sitten des eigentlichen

arabischen Volkes, oder vielmehr diejenigen der Fellâhîn und des gemeinen, noch an den alten Gebräuchen festhaltenden Stadt-Araber's zu beobachten. Darunter giebt es manches, was genau überhaupt nicht bekannt und der Heikligkeit des Gegenstandes halber wohl auch noch nicht gedruckt worden ist. So hatte ich neulich durch die Heirath meines Dieners Gelegenheit, die Gebräuche, d. h. die intimen Vorgänge, die bei einer Hochzeit innerhalb der unteren Volksklassen statthaben, genauer kennen zu lernen; ich gebe hier einen wahrheitsgetreuen Bericht, der bei Ihnen jedenfalls vor dem Verlorensein geschützt ist. Vorausschicken will ich noch, dass die höheren Klassen der Araber die hier zu erörternden Sitten nicht mehr befolgen; sie haben die türkischen angenommen, denen zufolge die Braut verschleiert, mit auf der Brust gekreuzten Armen, auf dem an der Wand aufgestellten Thron, der „Koche"[1], sitzt. Der Bräutigam tritt ein, hebt den Schleier und die Neuvermählten bleiben alsdann sich selbst überlassen. Dasjenige, was ich nun vorführe, betrifft eine Hochzeit aus dem Volke mit wahrscheinlich vorislamitischen Gebräuchen.

Die Braut wird gekauft. Die Jungfrauen zum Heirathen sind gegenwärtig „rachîs", wohlfeil, wie sich mein Diener ausdrückte, um seinen Entschluss zu motiviren. Die beiderseitigen Mütter feilschten eine Zeit lang wegen des Preises, ob die Braut 4 Gineh (Pfd. Sterl.) oder 4 Bintu (Nap. d'or) kosten sollte; man einigte sich indess bald. Einige Tage vor der Hochzeit nimmt die Braut ein Bad und es folgt alsdann die Nacht der Ḥenna („Lêlet-el-ḥenne"). Die Braut und andere ihr befreundete Mädchen und Weiber füllen sich die Nacht über die Hände mit Ḥenna-Paste (gestampfte Blätter der Lawsonia inermis), auch wird solche auf die Sohlen der Füsse gebunden, zum Rothfärben. Ich habe bemerkt, dass die Mädchen selbst im Schlafe die Hände krampfhaft geballt hatten, um den Ḥenna-Brei festzuhalten. Letzterer wird am folgenden Morgen entfernt, die Ḥenna retouchirt und Kohl[2]) (Antimon oder Bleiglanz, gegenwärtig jedoch meist Eisenglimmer) auf die Augenbrauen und Lider gegeben. Der Tag wird mit Mastix-Kauen verbracht.

Die folgende Nacht ist die Nacht „des Eintritts" (Lêlet-el-dachle); diese gehört der eigentlichen Festlichkeit an. Die geladenen und die nichtgeladenen, bloss neugierigen Theilnehmer versammeln sich, die Tabla und Rabâbe ertönen und der Tanz der Herodias — sonst auch Tanz des Bauches genannt — beherrscht die Situation. Die Braut sitzt, umgeben von den verwandten Weibern, in einem eigenen Raume auf einem Diwan oder Teppich. Zwischen Mitternacht und 2 Uhr wickelt sich der Bräutigam ein weisses, goldgesticktes und gewöhnlich mit einer Blumenbordüre versehenes Sacktuch um den Zeigefinger der rechten Hand und tritt vor die nun durch die Weiber entschleierte Braut. Gleichzeitig wird dieselbe von der Mutter unter Assistenz der verwandten Weiber oder durch letztere allein festgehalten, damit sie sich nicht sträuben kann. Der Bräutigam kniet vor ihr nieder und zerstört das Hymen, indem er den umwickelten Finger hineinstösst und denselben bohrend in der Scheide wiederholt umdreht. Darauf geht der Bräutigam aus dem Zimmer, küsst dem Vater der Braut die Hand und zeigt das blutige Tuch den Gästen, worauf die Musik mit Tusch einfällt. Ich sah selbst einmal in einem Dorfe ein solches Tuch in Procession umhertragen. Der Anstand will, dass die Braut während der Operation schreit, was doch manchmal etwas gesucht erscheint.

1) sonst Rika genannt. Moritz.

2) Vergl. R. Virchow über ägyptische Augenschminke in Verhandl. 1888, S. 417—422.

Man hält übrigens ein laues Sitzbad unmittelbar bei der Braut in Bereitschaft nebst einem Pulver von folgender Zusammensetzung:

Weisser Zucker,
Krystallisirter Candiszucker,
Qarad (Hülsen der Acacia nilotica, sehr tanninhaltig),
Schwarzer Pfeffer,
von allen gleiche Theile genommen und gepulvert.

Unmittelbar nach Entfernung des Bräutigams mit dem Tuche setzt man die Braut in das Bad und die Mutter streicht nun dieses Pulver in die Scheide derselben, soviel als nur irgendwie hinein zu bringen ist. Nun entringen sich die natürlichsten Schmerzensschreie der Braut, die weithin gehört werden, und die Musik antwortet abermals mit Tusch. Das Pulver oder vielmehr die Paste bleibt die ganze Nacht an der Stelle und erst am folgenden Tage darf die Braut sich davon befreien, so gut es eben geht. Damit ist auch die Hochzeit zu Ende. Der Mann kann aber seiner Frau nicht nahen, bis die durch das Pulver bewirkte Entzündung heil geworden ist, was 2—9 Tage in Anspruch nehmen soll.

Oftmals soll es sich ereignen, dass es dem Bräutigam an Muth gebricht, selbst die Zerstörung des Hymens vorzunehmen. Dann besorgt dies die „Ballâne", eine Frau, die überhaupt aus der Assistenz bei Hochzeits-Feierlichkeiten ein Geschäft macht: sie besorgt dies ferner in allen Fällen, wo das Hymen „kelbi" ist, um den Blutverlust nach Möglichkeit einzuschränken. Nach der Beschaffenheit ihres Hymens werden nehmlich die Araberinnen eingetheilt in:

„Schelenkîjeh", bei denen sich das Hymen mit einer Längsspalte öffnet. Blutverlust sehr gering, nur einige Tropfen.

„Ennabîjeh", hier ist das Hymen meist geschlossen, zerplatzt aber bei leisestem Stoss, wie eine Weinbeere (daher der Name). Blutverlust gering.

„Kelbîjeh" (die „hundsartige"). Das Hymen ist dick, fleischig, sehr resistent, und der Blutverlust beim Oeffnen gross. Hier muss die „Ballâne" eingreifen.

Allen Araberinnen, auch denen der besseren Stände, schneidet man im Alter von 7—9 Jahren die Clitoris aus. Dies wird von den einheimischen Aerzten als Grund dafür angegeben, dass Nerven-Krankheiten der Frauen, Hysterie und dergl. in Aegypten so gut wie unbekannt(?) sind. Bei den Kopten gelten im Allgemeinen die nämlichen Gebräuche.

Zu bemerken ist noch, dass am Vorabende der Lêlet-el-ḥenne die Braut und ihre Freundinnen, sich gegenseitig unterstützend, an sämmtlichen Körpertheilen, mit Ausnahme des Kopfes, die Haare entfernen, indem sie ein zähes Colophonium-Harz in noch halbflüssigem Zustande darüber giessen und nach Erkalten die Haare zugleich mit dem erhärteten Harz gewaltsam ausreissen. Indess werden auch häufig Salben einer gewissen Mischung verwandt, die, mit Auripigment (Silberglätte) versetzt, ein mehr schmerzloses, wenn auch grössere Vorsicht in der Anwendung bedingendes Verfahren gestatten. —

(9) Hr. Kliment Čermák (Časlau) sendet unter dem 19. October einen Bericht über

die Fundstelle der geschweiften Becher in Časlau (Böhmen) und das Alter der dortigen jüngeren Lössschichten.

Unterhalb der Stadt Časlau fliesst der kleine Brslenka-Bach. Seine Ufer sind beiderseits mit Löss bedeckt und auf dem linken Ufer befinden sich fünf Ziegeleien, von denen die erste die hübschen Funde in der neolithischen Station lieferte und

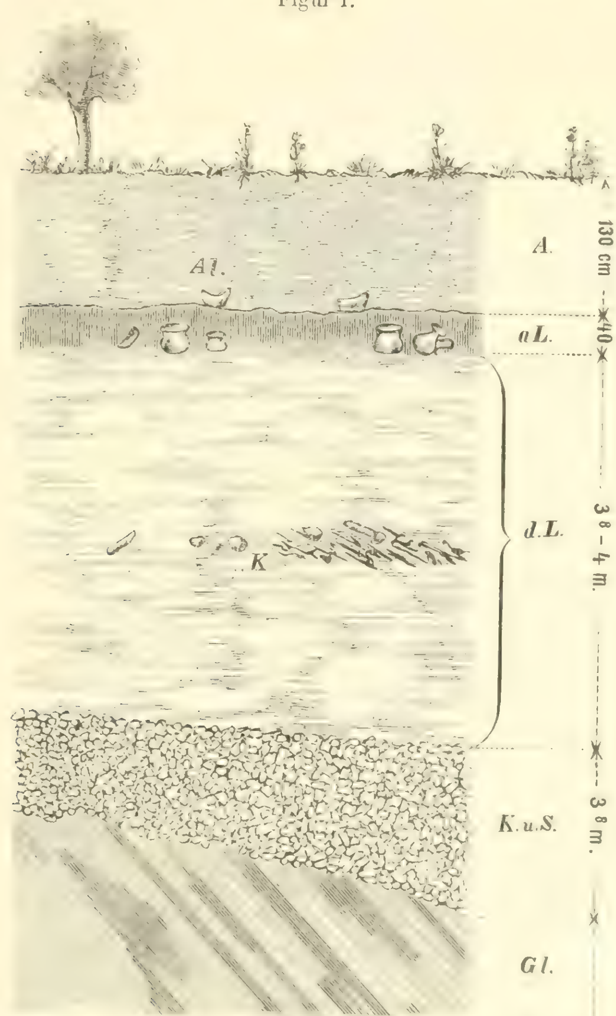
die letzte unter dem Hrádek in der Vorstadt Krzilnhy durch ihre geschweiften Becher bekannt ist.

Auf der letztgenannten Fundstelle fand man schon öfters Gefässe und Eisencelte, die auf die La Tène-Periode hinweisen; einmal kamen auch Scherben mit Wellen-Ornament mit einer Scherbe vom Stradonicer Hradischt-Typus zusammen vor. Man fand hier auch Menschen-Skelette und eine bronzene Nadel mit knopfähnlichem Kopfe.

Hier ist als Unterlage Glimmerschiefer-Felsen (Fig. 1, *Gl.*). Darauf folgen mächtige (bis 2 *m*) Schichten von Geröll (Fig. 1, *K. u. S.*), in welchen man



Figur 1.



A. Ackerkrume. *Al.* Ansa lunata. *a L.* alluvialer Lehm. *d L.* diluvialer Löss.
K. Kohle. *K. u. S.* Kies und Schotter. *Gl.* Glimmerschiefer.

Rhinoceros-Knochen und Zähne vom Mammuth gefunden hat. Dann folgt eine 4 *m* hohe Schicht von Löss (Fig. 1, *d L.*). In der südlichen Wand im Garten unter der Ziegelei entdeckte man hier im Löss ganz sichere Spuren der mensch-

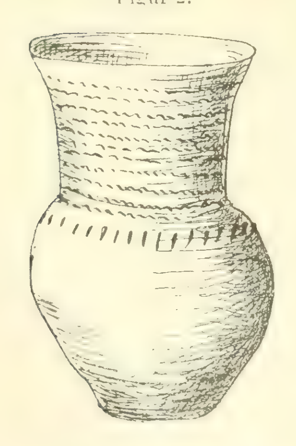
lichen Thätigkeit, nehmlich eine 1—3 *cm* starke kohlige Schicht (*K.*), in welcher zerhauene Knochen vom Pferd und Renthier lagen, auch Stücke von Steinen, an welchen man sah, dass sie im Feuer gelegen hatten. Diese schmale Kohlenschicht verschwand; man nahm die Probestücke in das Časlauer Museum.

Früher schon fand ich oben in dieser Lehmwand ein Gefäss, in welchem ein Schädel von einem Hunde steckte. Das Gefäss ähnelte den bauchigen, niedrigen Gefässen der ächten Bronzezeit, war braun und glimmerreich; der Schädel war in's Weisse calcinirt und ohne Unterkiefer.

Im Februar 1891 stürzte ein Stück von dieser Lösswand ein und da zeigten sich in der steilen Wand zwei Gefässe, ein 12,4 *cm* hoher, reich ornamentirter Becher und dann ein umgestürztes Krüglein von brauner Farbe und von den bekannten classischen, runden Formen, aber ohne Verzierung. Bald darauf fand ich in derselben Schicht eine rothe Schüssel, welche auf dem Rande mit Zickzack-Verzierungen geschmückt ist und die Form einer Halbkugel hat. Etwas höher lag eine Ansa lunata (*A l*) und ein durchbohrtes Stück von Hirschgeweih, das den sogenannten Krücken vom Řivnáčer Hradischt ähnlich ist.

Dies Alles lag in einer bräunlichen Schicht von Lehm (*a L*), den man hier „ařiška" nennt, weil er in nussgrosse Stücke zerfällt und zur Fabrikation von Dachziegeln benutzt wird. Die Gefässe standen in dieser 40 *cm* starken Schicht auf dem Lössboden; darüber war schwarze Ackererde, bis 1,3 *m* tief.

Figur 2.



Im nächsten Jahre fand man hier in eben dieser Schicht noch zwei geschweifte Becher: einer roth mit weissgefüllten Zickzack-Ornamenten in horizontalen Bändern, der andere braun, ohne Füllung der seichteren Bänder-Ornamente (Fig. 2).

Nach allem diesem kann man schliessen, dass die bräunliche Schicht der „ařiška" weit jünger ist, als der Löss, und da man diese geschweiften Becher gewöhnlich in die beginnende Bronzezeit (ungefähr 1200 Jahre vor Chr.) stellt, so muss auch die Schicht, die sie bedeckte, jünger sein und hat kein diluviales Alter. Dies ist entscheidend, um den Funden, die in diesen alluvialen Schichten gemacht werden, nicht so hohem Alter zuzuweisen. In der südlicheren neolithischen Station fand ich immer diese braune Schicht von den Gruben durchbrochen, aber man sah, wie sich die jüngeren Schichten an die älteren anschlossen und bei den Abfallgruben sie auch bedeckten, während sie in den Gräbern fast spurlos verschwand in der schwärzeren Erde des Grabes.

Die geschweiften Becher von dem niedrigeren Typus kamen in Böhmen und Mähren zwölfmal vor. Man kennt Fundstellen von Markowic (Fig. 3), Šarka, Přemyšlení, Stelčowes, Liben, Teplic, Polep bei Leitmeritz, Kralupy, Smíchow, Wokowic; in Mähren verfolgt man sie von Mährisch-Krummau über Brunovic, Hodějic, Schlapanic bis zu den Grabhügeln bei Turoves unweit vom Berge Hostein und im Walde „Lišky" (Füchse) bei Keltsch unter dem Hutberge (Sbrážný), ja sie gehen bis auf die Csepelinsel in Ungarn. Diese hochinteressante Gruppe von Gefässen, die auf ein Centrum des Bronze führenden Volkes hindeuten, verfolgt man von Sicilien (Andrian) über südfranzösische Dolmen nach Portugal (Grotte Palmetta) und von da in die englischen barrows und dann wieder an der ganzen Küste der Nord- und Ostsee bis zum Ladogasee. Im Binnenlande trifft man sie nicht nur in Böhmen

und Mähren, sondern auch in der Schweiz (Vinelz, Bielersee), in Hessen-Darmstadt, in Baden und im Thüringischen.

Nach meinen bisherigen Forschungen scheint diese Form aus den echten preussischen Bechern mit dem Schnur-Ornament entstanden zu sein; die reich verzierten, gestrichelten und punktirten Gefässe aus der neolithischen Station der Časlauer Ziegelei sind Zwischenglieder zwischen der alten preussischen Form und den

Figur 3.



Figur 4.



glockenähnlichen Gefässen von Markovic und Kozeluh bei Časlau. Wenigstens fand ich die ältere Form in einem neolithischen Grabe (ob nur als Archaismus?) der südlichen Ziegelei, wo nur s t e i n e r n e Beigaben waren (Fig. 4), und die schönere Form dieser Gefässe stimmt auch gänzlich mit dem neueren und jüngeren Inventar der mittleren neolithischen Alterthümer überein, die mit dem glockenähn-

lichen Becher bis in die Bronzezeit reichen. Die grössere Vollkommenheit der Form ist hier einem jeden Forscher einleuchtend.

Diese wenigen Worte wollte ich sagen, um die geologische Sicherstellung des jüngeren alluvialen Ziegellehms zu beweisen. —

(10) Hr. Kliment Čermák (Časlau) berichtet über

einen neunzehigen Slovaken.

Auf einer Reise in der Slovakei fand ich im Dorfe Mischen, 1 Stunde südlich von Trenčin-Teplic. einen armen Bauer, welcher auf dem linken Fusse neun Zehen hat. Dieser Bauer heisst Jan Kazík, ist (1894) 29 Jahre alt, verheirathet und hat zwei ganz ohne Fehler ausgewachsene Kinder. Auch in der Familie seiner Eltern ist niemals eine solche Unregelmässigkeit des Körpers beobachtet worden. Der Fuss selbst ist ein wenig grösser, als der andere, und zeigt eine breite grosse Zehe, dann eine kleine und zwei zusammengewachsene Zehen, wogegen die anderen ganz regelmässig sich anreihen. Auch die zu jenen gehörigen Knochen sind doppelt.



1/2

Der Fehler ist oberflächlich nicht sehr sichtbar; erst als ich ihn fragte, ob er auch Soldat gewesen, zeigte er mir den blossen Fuss, von welchem ich mir eine Zeichnung machte. Ich werde später eine Photographie von dem Fusse anfertigen lassen, denn in Teplic ist ein sehr guter Photograph und der dortige Pfarrer, der hochwürdige Herr Johann Darvai, wird dies veranlassen. Jan Kazík trägt die gewöhnliche slovakische Tracht und nährt sich von Landbau und Schafzucht. Er bereitet in seinem Hause die bryndza (Käse) und die berühmte „žinčica". Seine Mutter lebt noch und ist eine gut ausgewachsene Person vom braunen Schlage mit schwarzen Augen, während der Sohn mehr dem blonden Typus angehört. Ueberhaupt fand ich in diesem Dorfe viele rothhaarige Personen. Die Einwohner erzählten, dass sich im 15 Jahrhundert hier einige Hussiten-Familien angesiedelt hätten. —

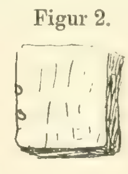
(11) Hr. Kliment Čermák (Časlau) sendet eine Mittheilung über

prähistorische Alterthümer von Ecuador in America.

Hr. A. Peths, Lehrer und Gärtner an der Weinbau-Schule in Melnik (Böhmen), grub auf seiner Reise in Ecuador, unweit von der Stadt Loja, auf dem Gebirge Chuquiribamba, in einem Incagrabe und fand eine 5 *cm* lange und 4 *cm* breite Kugel aus schwarzem Gestein, die eine Einkerbung für den Lasso hat (Fig. 1), dann

Figur 1.

Figur 2.



Figur 3.

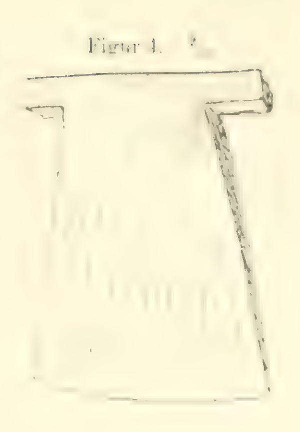


2/3

ein $2^1/_2$ *cm* langes Plättchen aus Eisen-Schwefelkies (Fig. 2) mit zwei Bohreingängen. Weiter eine Axt mit den charakteristischen Vorsprüngen an der Wurzel, aus einem grünlichen, schwarz gefleckten Gestein, welche meisterhaft polirt ist (Fig. 3). Dieselbe ist 5,2 *cm* lang und an der Schneide 4,5 *cm* breit.

Endlich gehört noch dazu eine kupferne, 12,7 *cm* lange und 6,4 *cm* an der Wurzel breite Axt (Fig. 4), welche scharfe Kanten hat, die gehämmert worden sind. Alle diese amerikanischen Alterthümer befinden sich zur Zeit in dem Kreis-Museum der Stadt Melnik. —

Figur 1.





(12) Hr. Naue in München berichtet unter dem 23. October über



Gräber der Hallstattzeit in der Oberpfalz.

Hr. R. Virchow bespricht die dazu gehörigen Schädel.

Beide Mittheilungen werden in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, Heft 6, veröffentlicht werden. —

(13) Hr. Dr. Behla in Luckau berichtet unter Uebersendung der Fundstücke mit einem Briefe an den Vorsitzenden vom 8. November über einen

Eisenfund bei Niewitz (Kreis Luckau).

Am 31. October d. J. wurde mir gemeldet, dass von dem Bauergutsbesitzer Gottfried Bruck in Niewitz in einer Urne mehrere Eisensachen gefunden worden seien, darunter ein Tragbügel, eine Lanzenspitze, eine Axt. Ich begab mich am 2. November in die Wohnung des Hrn. Bruck und traf bei ihm eine eiserne Axt und eine eiserne Lanzenspitze. Er giebt an, dass er vor einigen Tagen auf seinem, nördlich vom Dorfe gelegenen Ackerplane beim Steingraben in etwa 3 Fuss Tiefe auf einen Topf gestossen sei, in welchem neben Knochenstückchen und Erde 1 Axt, 1 Lanzenspitze, 1 Messer, 1 Tragbügel und Reifenstückchen gelegen haben. Axt und Lanzenspitze habe er mit nach Haus genommen, das Andere wieder in den Topf gelegt und diesen wieder an der Fundstelle vergraben „aus einer gewissen Scheu“, wie er sich ausdrückte. Ich fuhr sofort mit ihm nach der Fundstätte. Die Untersuchung an Ort und Stelle ergab folgendes Resultat:

Der Ackerplan liegt nördlich von dem Dorfe, dicht an der Zerbst'schen Brauerei, unweit der Windmühle. Das ganze Feld zeigt äusserlich keine Erhöhung; auch die Fundstelle ist eben; sie zeigte, dass hier vor einigen Tagen frisch gegraben worden war. An dem von Hrn. Bruck angegebenen Orte wurde der Spaten eingesetzt und in etwa 2 Fuss Tiefe kam der bewusste Topf zum Vorschein, der mit loser Erde, einzelnen Knochenstückchen, einem eisernen Messer, einem eisernen Tragbügel mit anhaftendem Randbeschlag und einzelnen Fragmenten eines Eisenreifens gefüllt war. Die ringsum befindliche Erde war kohlig schwarz, Steine nicht mehr vorhanden. Nach Versicherung des Hrn. Bruck hatten jedoch zahlreiche Steine rings um den Topf gestanden, um derentwillen er ja dort gegraben hatte. Von anderen Thongefässen habe er nichts bemerkt. Die einzelnen Gegenstände von Eisen hätten mitten in dem Topf regellos gelegen, zu unterst die Axt; das Gefäss sei ursprünglich ganz gewesen, aber durch den Spaten oben zerbrochen.

Das Thongefäss, so wie es in meine Hände gelangte, ist nicht mehr intact. Der obere Rand fehlt zum grossen Theil, nur an einer Stelle ist derselbe noch sichtbar. Es ist ein Behälter von mittlerer Grösse, in der Mitte ausgebaucht, nach oben sich verjüngend, mit steil aufsteigendem, nicht umgelegtem Rande. Höhe = 22 *cm*, grösster Bauchumfang = 82 *cm*, der Durchmesser der oberen Mündung = 21 *cm*, der des flachen Bodens = 13 *cm*. Oberfläche uneben höckrig, schwach geglättet, graugelb. Bruch graugelblich, lässt zahlreiche Kiesbrocken erkennen; Wandung von 6—8 *mm* Dicke. Ornamente und Henkel fehlen. Technik ziemlich roh.

Die in dieser Urne geborgenen Eisensachen befanden sich in dem Zustande, wie sie gefunden wurden, noch ziemlich gut erhalten, hier und da mit Rost bedeckt:

1. Die Axt ist $15^1/_2$ *cm* lang, Schneide = 6 *cm* breit, das Stielloch in der Richtung der Länge ausgezogen, 3 *cm* lang, $2^1/_2$ *cm* breit; nach unten zu beiden Seiten des Loches befinden sich 2 kleine spitze Vorsprünge.

2. Das Messer ist 21 *cm* lang. Griff, quer zur Schneide stehend, $14^1/_2$ *cm* lang. Die Schneide gerade, Rücken nach oben convex. Länge der Schneide $6^1/_2$ *cm*, Breite derselben 2 *cm*.

3. Die Lanzenspitze ist 22 *cm* lang (etwa 1 *cm* fehlt an der Spitze, vom Schmied des Dorfes behufs Untersuchung abgeschlagen). Die hohle, mit einem Querstift im Innern versehene, nach dem Blatt sich verjüngende Tülle misst $7^1/_2$ *cm* Länge, Mündung = 2 *cm*. Das Blatt zeigt beiderseits eine ziemlich scharfe Rippe. Grösste Breite des Blattes = $4^1/_4$ *cm*. Ornamente fehlen.

4. Der Tragbügel ist vollständig vorhanden. An ihm haftet die kleinere Hälfte eines Randbeschlages (27 *cm*). Der Durchmesser des Bügels beträgt 17 *cm*; an der höchsten Biegung ist er 8 *cm* hoch. Die Mitte desselben bildet eine $9^1/_2$ *cm* lange, $1^1/_2$ *cm* breite Platte; die Enden des Bügels sind unregelmässig vierkantig, etwa 6 *mm* dick. Zu beiden Seiten läuft der Bügel in einen $^1/_2$ *cm* langen, horizontalen Ast aus, an dessen Ende je ein dicker Knopf sitzt, welcher nach aussen halbkuglig gerundet ist. Auf diese beiderseitigen Arme ist eine platt gearbeitete Oehse beweglich aufgehängt, welche durch einen platten Nagel auf das gebogene Randstück aufgenagelt ist. Die beiden Enden des Nagels sind als kleine Hervorragungen an der innern Seite des Randbeschlags sichtbar. Letzterer ist am obern Rande umgebogen, lässt jedoch einen Spalt von etwa 2 *mm* Dicke. Die Breite des Randstücks beträgt $2^1/_2$ *cm*.

5. Die noch vorhandenen Fragmente des Reifens sind 2 *mm* dick und $1^3/_4$ *cm* breit, die erhaltene Rundung entspricht ungefähr der Rundung des Randstückes. Nagelstellen sind nirgends bemerkbar. Nach Angabe Bruck's war ein ganzer Reifen nicht vorhanden. Es waren beim Herausnehmen bereits Stücke.

Fassen wir noch einmal die Fundverhältnisse und die Funde selbst zusammen, so erinnern dieselben sofort an die auf dem neuen Kirchhof zu Tage getretenen Ragower Eisenfunde (vergl. Verhandl., Jahrg. 12, S. 94), ebenso an die Stregaer Eisenfunde (Jahrg. 18, S. 572). Bei Strega lagen angeblich die analogen Eisenfunde in einer Thonschale; es konnte jedoch bei Inspicirung an Ort und Stelle nichts festgestellt werden, was für ein Begräbniss sprach. Bei Ragow handelt es sich vielmehr um eine Grabstelle, ebenso bei dem neuen Eisenfunde in Niewitz, das nur etwa $2^1/_2$ Stunden von Ragow in nordwestlicher Richtung entfernt ist. Steinsetzung, kohlig schwarze Schicht, Urne mit Beigaben, Knochenstückchen u. s. w. sprechen unzweifelhaft für ein Grab. Auch handelt es sich hier nicht bloss um ein Brandgrubenfeld, wie bei Wilhelmsau (Jahrg. 18, S. 725). Die vorgefundenen Eisensachen repräsentiren in der That nur Grabbeigaben. Bei Ragow konnten noch Zweifel bestehen, ob die Eisensachen in der verhältniss-

mässig kleinen Urne Platz gehabt haben (abgesehen davon, dass sie ja herausragen konnten); die Niewitzer Urne ist gross genug, um die eingelegten Eisensachen bequem fassen zu können. Ich setze die Zahlen einander gegenüber. Die Ragower Urne ist etwa 11,5 *cm*, die Niewitzer 22 *cm* hoch. Der Boden der Ragower misst 9 *cm*, der Boden der Niewitzer 13 *cm* im Durchmesser. Die Niewitzer Urne ist also bedeutend geräumiger.

Inwieweit die übrigen Eisenstücke im Einzelnen Abweichungen darbieten, muss die Gegenüberstellung der Funde selbst lehren. Soweit sich aber nach der Zeichnung und Beschreibung des eisernen Bügels nebst Randstück (Verh., Jahrgang 1880, S. 96) urtheilen lässt, bietet der Niewitzer Bügel ein vollständiges Seitenstück zu dem Ragower, besonders was die Grösse und die seitlichen Oehsen betrifft. Beim Betrachten des Randstückes und der Bandstreifen ist der Gedanke an einen Holzeimer ja das Nächstliegende. In der Literatur ist auch von derartigen Holzeimerfunden die Rede. In Skandinavien werden Funde von Holzeimerbeschlägen aus Bronze erwähnt (Verh., Jahrg. 1880, S. 101). Ein kleiner Holzeimer mit Bronzereifen stammt aus einem Hügelgrabe von Donbaeck bei Friedrichshafen (Jütland) (Verh., Jahrg. 19, S. 316). Ferner ist ein Holzeimer von Eibenholz von Polchlep bei Schivelbein erwähnt (Verh., Jahrg. 18, S. 605). Genauere Beschreibungen von den genannten Stellen fehlen mir; es muss deshalb weiterer Vergleichung vorbehalten bleiben, zu entscheiden, inwieweit Analoga vorliegen.

Die Befestigung des Bügels weicht von der unserer heutigen Holzeimer völlig ab; an letzteren befindet sich einfach eine Kramme, deren Branchen an der inneren und äusseren Holzfläche angenagelt sind; an dem frei überragenden Krammenbogen ist jederseits der Bügel befestigt. Aber unsere Holzeimer ermangeln auch der oberen Randbedeckung. Befremdend ist der nur 2 *mm* dicke Raum an dem umgebogenen Rande für das vorausgesetzte Holz. Ich sehe aus der Beschreibung des Ragower Fundes, dass Sie auch Anstoss genommen haben, ob ohne Weiteres ein Holzeimer anzunehmen ist. Es wäre auch denkbar, dass die Umhüllung aus Leder, Leinwand oder dergl. bestand, und dass das Randstück und die eisernen Bügel, eingenäht oder umgenäht, nur zum Auseinanderhalten dienten. Aber zu dieser Entscheidung bedarf es weiteren Fundmaterials, ebenso wie zu der Frage, welche Bestimmung ein solcher Eimer hatte. Merkwürdig ist die Combination solcher Funde, die nach Ihrer Beschreibung auch in Skandinavien statt hat (Verh., Jahrg. 1880, S. 99). War es ein Behälter für Pfeil- oder Lanzenspitzen, eine Art von Köcher? Das muss vorläufig dahingestellt bleiben.

Die Zeitstellung dieses Grabfundes dürfte ungefähr der des Ragower Gräberfeldes entsprechen, den ersten Jahrhunderten nach Chr. Hier haben wir die nächstliegenden Analoga. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass sich an beiden Seiten der Lanzenspitze, sowie an einer der Schneide nahe gelegenen Seite des Beils grüne Punkte zeigen, welche die Anwesenheit von Bronze verrathen. Aber es ist trotz genauer Nachfrage bei Hrn. Bruck und trotz sorgfältiger nachträglicher Ocularinspection meinerseits irgend ein Bronzegeräth nicht aufgefunden worden.

Der Ackerplan unseres Eisenfundes wird weiter im Auge behalten werden.

Hr. Rud. Virchow bestätigt die Analogie mit seinen früheren Funden von Ragow und Strega. —

(14) Hr. H. Jentsch in Guben berichtet über

Gräberfunde aus dem West-Sternberger Kreise.

I. Bei Balkow unweit Ziebingen sind im Laufe des Spätsommers 2 Gräberfelder erschlossen worden. Das eine, über 3 Morgen gross, zur Grimnitzer Feld-

mark gehörig, ist am meisten bekannt geworden durch ein 38 *cm* langes, stark geschweiftes Bronzemesser. Der Griff des vortrefflich erhaltenen, grün patinirten Stückes ist 12 *cm* lang, wovon 2,8 *cm* auf das ringförmige Schlussstück kommen, das waagerecht aufliegt. Der Rücken des an seiner breitesten Stelle 4 *cm* messenden Klingentheils hat erhabene Ränder; die 1 *cm* breite Rückenfläche ist mit vier Querbändern aus zickzackförmigen Linien, nach der Spitze hin beiderseits mit Halbkreisen, deren Oeffnung nach aussen gewendet ist, und schliesslich mit spitzwinklig gruppirten, in eine schlichte Reihe auslaufenden Punkteinstichen verziert. Dem Blatte sind auf beiden Seiten nahe dem Griff drei Linienbüschel eingezeichnet, die sich vom Rücken aus nach der Schneide radial ausbreiten. Der Hirschhornbelag des Griffes, flach abgerundet, porös, aber glatt, von Farbe braungrün, wird durch 5 durchgehende Nieten festgehalten. Das Gewicht beträgt 210 *g*. Dies Stück lag flach, in Scherben und Sand gebettet, unter einem platten Stein, der handhoch und etwa 0,5 *m* breit war; über diesem fanden sich die Trümmer einer zerdrückten Knochenurne, umgeben von Branderde, um die her, in einem Abstande von etwa 0,3 *m*, 8 wohlerhaltene und einige zerdrückte Beigefässe eingesetzt waren. Zu den ersteren gehört ein annähernd terrinenartiges Stück ohne Henkel, mit Standfuss, verziert im Uebergange des Gefässkörpers in den Hals mit einer waagerechten Reihe einander durchkreuzender kurzer Striche und darunter mit drei Reihen grätenartig gescheitelter Einstiche. Ein anderes hat flach zusammengedrückten Gefässkörper, engen, cylindrischen Hals und ähnlichen Standfuss; über und unter der Mittelkante umzieht die Gefässwand je ein waagerechter Kranz grätenartig geordneter kurzer Striche; aus der oberen Hälfte treten 2 Zapfen heraus.

Von auffallenderen Einschlüssen dieses Feldes, das Hr. Lehrer Fest in Balkow erschlossen hat, seien erwähnt drei Thonklappern: 1. cylindrisch, 13 *cm* hoch mit zwei Reihen von Eindrücken; 2. ein sechsseitiges Prisma, 8,5 *cm* hoch, dessen Seiten 1 *cm* breit sind; 5 von diesen haben zwei, eine hat drei Reihen von Eindrücken, die zum Theil die Wandung durchdringen; 3. eine Vogelgestalt mit Standfuss und geschlossenem Rücken. Bei einem Drillingsgefäss sind die Töpfchen von etwa 5 *cm* Durchmesser mit je einer Oehse versehen und unverziert; das Stück ähnelt im Ganzen dem von Guben, Grüne Wiese (abgebildet im Lausitzer Magaz., V., 1826, Taf. I, Fig. 10; Gubener Gymnas.-Programm 1883, Taf. 1, Fig. 59). Ein tönnchenförmiges, oben offenes, 5 *cm* hohes Gefäss ist nur wenig ausgebaucht. Nicht selten sind Töpfchen, die völlig mit Nageleindrücken bedeckt sind, welche den Thon seitlich aufgeschoben haben. Auch Buckelurnen kommen vor, bei welchen indessen die Buckel nur schwach ausgeprägt sind. Teller mit spiralig abgestrichenem Rande sind, ebenso wie Räuchergefässe, nur in Stücken erhalten. Besonders zahlreich sind Schälchen mit centraler Bodenerhebung. Ein Napf, in Gestalt eines Kugel-Abschnittes, ist aussen glatt, innen durch zwei waagerecht umlaufende, mittelst Herausstreichens der Thonmasse kantig geformte Wülste in Zonen gegliedert; diese sind durch Reihen schräger Striche ausgefüllt, die in den drei einzelnen Streifen die Richtung wechseln; die Mitte bildet ein bis zur Höhe des Geräthes selbst aufsteigender Zapfen. In einem Grabe lagen 6 durchbohrte Thonscheiben mit scharfem Rande, von 7—8 *cm* Durchmesser, beiderseits konisch verdickt bis zu 3 *cm* Höhe. — Von Metall-Beigaben fanden sich ausser dem grossen Messer eine Bronzenadel mit flachem Kopf, 3 Messer- oder Sichelspitzen und ein wenig charakteristischer kleiner Bronzering.

II. Das Bodkower Urnenfeld (vgl. die Abbild.). Die Leichenurnen weichen fast durchweg von der Niederlausitzer Terrinenform durch die minder weite Ausbauchung des Gefässkörpers und durch den verhältnissmässig etwas niedrigeren

Hals ab, der nicht nach oben konisch eingezogen, sondern, wie oft bei ähnlich gestalteten Gefässen aus der Provinz Posen, ein wenig eingewölbt ist. Unter diesen fällt durch ihre Grösse eine Urne von 41 *cm* Höhe auf, deren grösster Durchmesser über dem zweiten Drittel der Gesammthöhe 40 *cm*, deren obere Oeffnung 27 *cm* beträgt; von dem deutlich markirten Halsansatz aus ziehen sich vier aufgelegte schräge Rippen am Gefässkörper in gleicher Richtung herab, zwischen denen je ein kräftiger Fingertupf eingeprägt ist. Ein ziemlich grosses Gefäss hat stumpfwinklig gebrochene Seitenwand mit grober Strichverzierung des unteren Theiles. Eine Anzahl schlicht ausgerundeter, ungegliederter Töpfe besitzt unter der Oberkante einige knopfartige Zapfen; andere haben unter dem Rande eine halsartige Einschnürung. Bei diesen kommt mehrfach das Tupfen-Ornament, z. B. in halbkreisförmiger Gruppirung, zur Verwendung.

Figur I.



Figur II.

Unter den Beigefässen finden sich vereinzelt deutlicher erkennbare Anklänge an Niederlausitzer Formen. Bei einer, 13 *cm* hohen Terrine mit einem Oehsenpaare ist über der weitesten Ausbauchung das Sparren-Ornament angebracht. Reicher verziert ist ein ähnlich gestaltetes Gefäss von 10 *cm* Höhe [1]) und 14 *cm* grösster Weite. Unter dem Halsansatz zieht sich ein Kranz von kurzen, schrägen Strichen herum; die mittlere Höhe des Gefässkörpers ist durch einen fast kantigen Aequator gekennzeichnet; unmittelbar über demselben ist in der Mitte zwischen den beiden Oehsen ein Knopf angebracht; er ist von zwei concentrischen, halbkreisförmigen Rippen mit feiner Kerbung umzogen; zwischen und über ihnen ver-

1) In der Zeichnung (Fig. 6 der oberen Gruppe) ist der untere Theil des Gefässkörpers zu stark zusammengedrückt.

laufen je drei feine Halbkreisfurchen. Eine andere mittelgrosse Terrine zeigt auf der weitesten Ausbauchung kurze, breite, fransenartige Furchen. Zahlreich sind weite, flache Schälchen mit mässiger Centralerhebung. Auffallend ist ein Exemplar mit grossem, fast senkrecht aufsteigendem, elliptisch geformtem Henkel, der einen dachförmigen, kantigen Grat trägt, und dem gegenüber auf dem oberen Rande des Schälchens ein zugespitzter Knopf heraustritt, wie dies mehrfach auch bei Funden aus der Bobergegend zu bemerken ist. Die Tässchen mit Henkel sind nicht ausgewölbt, sondern meistens schlicht konisch erweitert. Blumentopfförmige Becher haben zum Theil rundlich eingezogene Seitenwand. Ein eimerförmiges Gefäss von 10 *cm* Höhe mit 2 Oehsen ist unverziert. Bei einem Tönnchen von 8 *cm* Höhe gehen von den Oehsen drei Strichbündel bis zu dem wagerechten Liniensystem über der Unterkante (Fig. II, 3). Die Verzierung durch eine Reihe von Punkteinstichen findet sich bei einem 6 *cm* hohen Kännchen. Die Buckelverzierung ist an einigen Henkelkrügen angebracht: um den nur mässig heraustretenden Knopf sind zwei halbkreisförmige, concentrische Rippen aufgelegt. Auch diese wulstförmige Verzierung ist in der Niederlausitz selbst im Ganzen selten und kommt verhältnissmässig häufiger in ihrem östlichen Theile vor. Bei einem ganz flachen Gefässe mit zusammengedrücktem Körper (Fig. II, 4) führen zu den Buckelknöpfen, die von je drei Halbkreisfurchen umzogen sind, von dem engen und niedrigen, gehenkelten Halse Systeme von drei bis vier Linien hin. Ausgerundete Töpfe von 8—15 *cm* Höhe haben durch Nagelkerben ein tannenzapfenähnliches Aussehen erhalten. Völlig vermisst werden Räuchergefässe, nach unten spitz zulaufende Fläschchen und durch eine Scheidewand getheilte Töpfchen; auch finden sich nicht diagonal getheilte Rechtecke mit senkrecht gegen einander stehender Strichelung der Dreiecke, während das treppenartige Ornament einzelner schraffirter Dreiecke vorkommt.

Von verhältnissmässig selteneren Beigaben seien zwei flache Thonklappern von 5 *cm* Durchmesser hervorgehoben, von denen eine doppelkonisch und beiderseits mit radialen Punktreihen verziert ist, während die andere, 3,5 *cm* hoch, von einem mittleren cylindrischem Streifen aus beiderseits abgeschrägt (Fig. II, 1) und durch je eine flach eingewölbte Platte von 3,4 *cm* Durchmesser abgeschlossen ist. Als ein auffallendes Stück ist ein Drillingsgefäss mit einem Gesammt-Querdurchmesser von 11,5 *cm* hervorzuheben, das auf einem hohlen, nach oben mässig erweiterten, unten mit einer Standfläche abschliessenden Handgriffe angebracht ist. Die Höhe des ganzen Geräthes beträgt 13 *cm*. Die einzelnen Gefässe von 3,4 *cm* Höhe sind nicht verziert und unter dem oberen Rande ein wenig eingewölbt (Fig. I, 2).

Von Metall ist nur Bronze gefunden, und zwar ausser Schmelzstücken, von denen einige an Knochen angebacken sind, kleine Ringe, flach aufliegend, stellenweise ausgeschliffen, eine kleine, nach der Spitze hin beschädigte Knopfsichel mit einseitiger Rippe nahe der Rückenkante, und drei Nadeln. Alle drei haben einen vasenförmigen Kopf; die Länge beträgt je 7, 11 und 14 *cm*; an der letzteren ist der obere Theil des Schaftes durch feine Furchenlinien verziert.

Sämmtliche Funde sind an Antiquitäten-Händler verkauft worden. —

(15) Hr. Voss übergiebt einen Bericht über

Alterthümer der Umgegend von Landin.

Derselbe wird in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde veröffentlicht werden. —

(16) Hr. Otto Helm in Danzig berichtet unter dem 2. November über die

Zusammensetzung alter Bronzen.

Die Abhandlung wird im Text der Zeitschrift für 1895 erscheinen.

(17) Hr. Wiechel in Chemnitz schreibt unter dem 20. October Folgendes über eine

eigenthümliche Benennung eines Haustheils in Holstein und der Schweiz.

Gelegentlich der Durchsicht der Zeitschrift f. Ethnol. für Zwecke der Hausforschung fiel mir die Notiz in den Verh. 1890, S. 80 auf, dass dem holsteinischen Ausdrucke Hören der schweizerische Ausdruck Eren für einen Raum am Heerde sonderbarer Weise entspricht.

Ich hatte vor Kurzem das Buch von Strinnholm, Wikingszüge, Hamburg, Perthes 1839, studirt, wo auf S. 190, Th. I. eine Sage über die Bevölkerung der Ur-Cantone der Schweiz durch schwedische Colonisten wiedergegeben ist, nach welcher eine Einwanderung aus Schweden und Friesland in Frage kommen dürfte, die in das 9. Jahrhundert gesetzt wird (S. 197).

Nöthig zur Erklärung der Wort-Aehnlichkeit ist indessen eine solche Wanderungsannahme nicht, denn nach Fick, Vergl. Wörterbuch der indogerman. Sprachen, Göttingen 1871, S. 695, bedeutet:

arinn (altnord.) Heerd, Opfer-Feuerstätte,
arin, erin (althochd.) }
eren, ern (mittelhochd.) } Tenne.

(18) Fräul. Elisabeth Lemke berichtet unter dem 25. October über eine

angebliche Baum-Nagelung in Ost-Preussen.

Ich habe zwar bei sorgfältiger Untersuchung keine Spur von Nagelung entdecken können, erwähne aber trotzdem den so bezeichneten Baum. Derselbe, eine Ulme, steht zwischen Heiligenbeil und Braunsberg (am Wege nach Gerlachsdorf) auf dem, der Familie des verstorbenen Kriegs-Ministers a. D. und commandirenden Generals Bronsart v. Schellendorf gehörenden Gute Schettninen: er ist auffallend schön gewachsen und vorzüglich erhalten: sein Umfang in 1 *m* Höhe beträgt 441 *cm*.

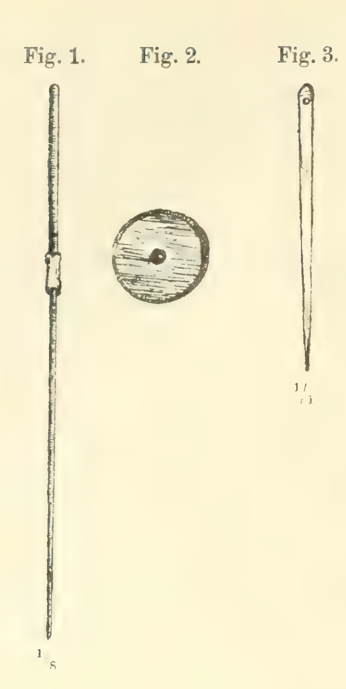
Im Volksglauben ist dieser Baum, der die Stelle des einstigen Gehöftes anzeigen soll, von drei Fräulein („denen das Gut damals gehörte") „genagelt" worden. Die drei Fräulein hätten so viele Nägel hineingeschlagen, dass es eine Unmöglichkeit sei, den Baum zu fällen. „Gerade deswegen thaten sie es. Der Baum sollte zur Erinnerung stehen bleiben. Einmal hat man versucht, ihn abzuhauen: aber wegen der Nägel ist es nicht gegangen." —

(19) Fräul. Elisabeth Lemke schreibt unter dem 25. October über

Spinn-Apparat und Nähnadel der Zuñi.

Die Smithsonian Institution übersandte mir gütigst einen Spinn-Apparat der Zuñi[1]), dessen Abbildung hier meine Angaben vervollständigen möge. In Fig. 1

1) „The Pueblo of Zuñi is situated in Western New Mexico on the Rio Zuñi, a tributary of the Little Colorado River. The Zuñi have resided in this region for several centuries." T. E. Stevenson, Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1883—84 p. 539.



haben wir einen 56½ *cm* langen, kreisrunden, hölzernen Stab vor uns, welcher sich nach oben verjüngt und beinahe zuspitzt und am unteren Ende abgerundet ist. Ein umgewickeltes und gut befestigtes Stückchen Leder hindert die von oben aufzuschiebende, durchlochte, hölzerne Scheibe (Fig. 2) an weiterem Hinabgleiten; die Scheibe hat einen Durchmesser von 9½ *cm*. Wir erkennen in den Gegenständen deutlich Spindel und Wirtel. (Fig. 1 trägt die Bezeichnung: 134 174; Fig. 2: 134 174 Siana. N. M. Stevenson. Bur. Eth.).

Ferner wurde mir von der Smithsonian Institution eine knöcherne Nähnadel der Zuñi übersandt (Fig. 3). Dieselbe ist 38 *mm* lang und von fast quadratischem Durchschnitt; nur die eine Seite zeigt der Länge nach eine schwache Wölbung. Die Herstellung ist eine überaus saubere, das Oehr gut ausgerundet, die Spitze scharf. (In winzigen Zahlen ist die Nr. 76 857 angebracht.) —

(20) Mr. M. G. Miller von der Academy of natural sciences of Philadelphia übersendet unter dem 23. October folgendes Schreiben an Hrn. R. Virchow über ein

vermeintliches, in einem Mound gefundenes, fossiles menschliches Gehirn.

We have received two fragments of a fossil human brain, corresponding to somewhat more than half of the cerebrum. They were found inside the cranium of a skeleton discovered in a grave in the central part of the base of one of the large aboriginal mounds of Ohio. The soil was dry and held a large percentage of wood ashes intimately mixed with it. The skull fragments have a rather fresh, yellowish appearance, but crush easily. Some hair is still attached. No articles of European origin were found in the mound and there is no reason to suppose that it was constructed after the arrival of the Whites.

The larger fragment of brain represents the anterior portion of the left hemisphere and extends posteriorly a little beyond the fissure of Rolando. In the process of natural preservation the specimen has been very much reduced in size. It is 43 *mm* long, 20 *mm* high and 25 *mm* at the widest part. It has the brain shape, presents well marked sulci and convolutions and on the internal surface shows the ventricle. The material is brownish black in color, is hard and brittle and lacks entirely the waxiness and soapy feel of adipocire.

Have you in your wide experience ever seen such a specimen or have you ever met with reference to such an occurrence? M. Broca refers to the discovery of certain tumors, but these displayed no brain features and were very porous. —

Hr. R. Virchow kennt keinen sicheren Fall, wo ein menschliches Gehirn in fossilem Zustande mit Sicherheit bestimmt ist. Manche Angaben darüber sind ihm vorgekommen, aber keine derselben ist bestätigt worden. Für den vorliegenden Fall dürfte eine chemische Untersuchung den werthvollsten Anhalt gewähren. Sollte wirklich Adipocire oder überhaupt eine fettige Substanz nachweisbar sein, so würde

dadurch eine festere Basis gewonnen werden, als die bloss morphologische Betrachtung gewähren dürfte. —

Hr. Waldeyer stimmt dem bei. —

(21) Hr. Ehrenreich hat der Gesellschaft Wilhelm v. Humboldt's Werk über die Verschiedenheit des Baues der menschlichen Sprachen geschenkt. —

(22) Hr. Waldemar Belck macht folgende Mittheilung über

das Reich der Mannäer.

Die Berichte der Assyrerkönige über ihre Feldzüge und Eroberungen machen uns mit einer grossen Anzahl von Staaten bekannt, deren mehr oder weniger grosse Widerstandsfähigkeit gegen die assyrischen Eroberungsgelüste zugleich einen, wenn auch nur sehr annähernden Schluss auf ihre Grösse und Macht zulässt. Die assyrischen Berichte freilich, in denen alle Nachbarreiche Assyriens in der Regel ohne Weiteres als Vasallenstaaten bezeichnet werden, sagen uns direct hierüber nichts, nur zwischen den Zeilen kann man Einiges herauslesen: was sie uns geben, sind einige mehr oder weniger verstümmelte Königsnamen und vor allen Dingen zahlreiche Ortsnamen, die freilich häufig genug noch ärger als erstere verändert worden sind.

Um so wichtiger und erfreulicher ist es da, wenn wir auch durch andere glaubwürdige Quellen Einiges über die in den assyrischen Kriegsberichten erwähnten Reiche erfahren. In dieser Beziehung sind für uns von besonderem Werthe die im Alten Testament, namentlich in den Prophetenbüchern, sich vorfindenden Angaben.

Wir können ohne Weiteres sicher sein, dass die Propheten uns unter den Völkern, welche ihrer Weissagung gemäss das Strafgericht an Assur, bezw. Babel vollziehen sollten, nur die damals mächtigsten und bekanntesten genannt haben. So haben wir lange Zeit lediglich durch das Alte Testament gewusst, dass es im Norden und Nordwesten Assyriens ein mächtiges Reich, das Land Ararat, gegeben hat, das freilich in den assyrischen Inschriften bei seiner häufigen Erwähnung immer als eine Art von Vasallenstaat bezeichnet wird. In der That aber bestätigen uns die „im Lande Ararat", dem „Urartu" der Assyrer, aufgefundenen Keilinschriften, dass das Reich Assur in dem nördlichen Nachbarreiche Urartu (oder Biaina, bezw. Chaldia, wie es in den einheimischen Inschriften genannt wird) einen furchtbaren Gegner hatte, dessen vollständige Vernichtung, bezw. Unschädlichmachung den Assyrern nie gelungen zu sein scheint, wenn sie (so namentlich Tiglathpileser III. und Sargon) ihm auch vereinzelte schwere Schläge beibrachten[1].

Wir wissen jetzt, dass diese Machtstellung Urartu's etwa zwei Jahrhunderte ziemlich unverändert fortbestanden hat und dass sie wahrscheinlich erst durch die Invasion der indogermanischen Armenier endgültig vernichtet worden ist. Wir kennen auch bereits eine fortlaufende Reihe von Herrschern jenes Landes, die mindestens 12 Namen[2] umfasst, und es steht zu hoffen, dass unsere Kenntniss der Verhältnisse Urartu-Chaldia's bald eine beträchtliche Erweiterung erfahren wird.

Als ein anderes mächtiges Nachbarreich ergiebt sich für uns aus den Angaben des

1) Hierüber vergl. Verhandl. 1892 S. 483 und Zeitschr. f. Assyriologie 1894 S. 342.

2) Hierüber vergl. die Abhandl.: W. Belck u. C. F. Lehmann „Ein neuer Herrscher von Chaldia" Zeitschr. f. Assyriologie 1894, S. 82 u. S. 339. — Die chronologische Herrscherliste lautet bis jetzt: 1. Lutipris. 2. Sardur I. 3. Ispuinis. 4. Menuas. 5. Argistis I. 6. Sardur II. 7. Rusas I. († 714 vor Chr.). 8. Argistis II. 9. Rusas II. 10. Erimenas. 11. Rusas III. 12. Sardur III.

Alten Testaments das Land Minni (Jerem. 51. 27), welches Nicolaus Damascenus fr. 76 (Ap. Joseph. Antiq. I 3. Euseb. Praep. Ev. 9) Minyas nennt. Dieses Reich wird sehr oft als das der Mannäer (Mannaia) in den assyrischen Inschriften erwähnt, ebenso häufig aber kommt es auch in den chaldischen Inschriften vor, und wenn wir auch bislang keinerlei Inschriften des Mannäer-Volkes selbst gefunden haben, so geben uns doch die assyrischen und chaldischen Inschriften indirect ein nicht unwesentliches Material zur Beurtheilung dieses Volkes an die Hand, das im Nachfolgenden einer kritischen Sichtung und Ordnung unterzogen werden soll.

Zuerst drängt sich uns naturgemäss die Frage auf: Wo wohnten die Mannäer? Das Alte Testament giebt uns keine Antwort darauf, und die assyrischen Inschriften lassen nur erkennen, dass es sich um ein im Norden von Assyrien, nicht weit von Uraṛtu einerseits und Medien andererseits gelegenes Land handelt. Die Aehnlichkeit des Namens Man mit dem der Stadt Van hatte vor der Entzifferung der chaldischen Inschriften durch Sayce viele Gelehrte veranlasst, das Reich der Mannäer eben nach Van und in die nähere Umgebung des Van-Sees zu verlegen. Erst Sayce[1]) wies aus den in Van selbst gefundenen Inschriften der Chalder-Könige nach, dass die Mannäer ein von den Bewohnern der Ufergebiete des Van-Sees (den Chaldern) vollständig verschiedenes Volk gewesen und dass ihre Wohnsitze in den medisch-armenischen Grenzgebirgen zu suchen seien. Ja, er suchte sogar aus dem Verlaufe der zahlreich gegen sie und ihre Nachbarn geführten assyrischen Kriege nachzuweisen, dass sie am Südwest-Ufer des Urmia-Sees wohnten, im Norden begrenzt durch das Reich von Uraṛtu, andererseits aber benachbart dem Gebiete der Parsuäer.

Aus den vannischen Inschriften dagegen folgert er (l. c. p. 400), dass das Reich der Mannäer sich nördlich bis etwa in die Gegend von Khoi, dort begrenzt durch das Reich Babilus, westlich bis zum Chotur-Dagh, der es von dem Reiche von Van trennte, und südlich bis zu dem am Südwest-Ufer des Urmia-Sees gelegenen Reiche Parsua erstreckt habe. Man sieht, die beiden Localisirungen Sayce's stimmen nicht gerade sehr überein. Jedenfalls ist seine Beweisführung von der Mehrzahl der Assyriologen nicht als bündig anerkannt worden, vielmehr weisen die meisten derselben den Mannäern weit mehr nördliche Wohnsitze an. So wird im ersten Bande der Keilinschriftlichen Bibliothek[2]) ihr Reich auf den Breitenparallel der Stadt Van verlegt, also in das Gebiet zwischen dem Nordende des Urmia-Sees und dem Van-See; im zweiten Bande desselben Werkes aber finden wir ihre Wohnsitze sogar noch weiter nördlich verzeichnet[3]).

Ich bin nun an der Hand einer mir neuerdings bekannt gewordenen Keilinschrift in der Lage, etwas zur Lösung dieser Frage beizutragen. Als ich im November vorigen Jahres in Halle a. S. den in der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft aufbewahrten, seiner Zeit von Dr. Blau angefertigten Gypsabdruck der Steleninschrift von Kelischin, zum Zwecke der Feststellung ihrer Identität mit der von Morgan-Scheil publicirten Inschrift, untersuchte[4]), fand ich in dem dortigen Kataloge den ebenfalls von Dr. Blau herrührenden Papierabdruck einer anderen Inschrift verzeichnet. Mit zuvorkommender Liebenswürdig-

1) A. H. Sayce: The cuneiform inscriptions of Van (Journal of Roy. Asiat. Soc. N. S. XIV, part 3, 4).

2) herausg. von Eberh. Schrader (vgl. die dort beigegebene Karte von H. Kiepert).

3) Die Begründung dafür giebt Schrader in den Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. phil.-hist. Cl. 1889. S. 330 ff.

4) Näheres s. diese Verhandl. 1893 S. 394 ff.

keit wurde mir der betreffende Abdruck zur genaueren Prüfung übergeben: er war von Dr. Blau's Hand bezeichnet als „Keilinschrift von Taschtepe, welche Rawlinson als zu zerstört beschreibt, als dass er sie hätte copiren können". Ich war hier also zufällig auf den Papierabdruck gestossen, von dem Sayce auf S. 386 seiner Abhandlung schreibt: „A squeeze of it (d. i. von der Keilinschrift von Taschtepe), which seems to have been lost, was sent by Dr. Blau in 1858 to the Museum of the German Oriental Society at Halle (Z. D. M. G. Vol. XIII p. 259)."

Zu dieser Meinung, dass der Abdruck verloren gegangen sei, war Sayce — wie wohl auch jeder andere Specialforscher — jedenfalls durch die Thatsache verleitet worden, dass die Inschrift Seitens der D. M. G. niemals publicirt worden war, — ein Umstand, der sich freilich vollständig durch den Zustand des Abdruckes erklärt. Einerseits war derselbe nicht, wie sonst üblich und auch erforderlich, mittelst ungeleimten (Fliess-) Papiers, sondern in Ermangelung eines solchen aus einer schlechten Sorte Schreibpapier von Dr. Blau hergestellt worden: die natürliche Folge davon war, dass sich die einzelnen Charaktere schon bis zu ihrer Ankunft in Halle ziemlich verwischt hatten. Um zu retten, so viel noch zu retten war, hat dann jemand in Halle die Umrisse der einzelnen Charaktere, so weit sie noch zu erkennen waren, mit Tinte nachgezogen; augenscheinlich aber war es ein Laie auf dem Gebiete der Keilschrift, der diese Arbeit vornahm, denn er hat zum Theil ganz unmögliche Gruppirungen von Keilschriftcharakteren in dieser Weise mit Tinte fixirt. Andererseits aber bestand der Abdruck aus einer Reihe von losen Blättern, deren Zusammengehörigkeit und Aufeinanderfolge Dr. Blau zwar gekennzeichnet hatte, leider aber in russischer Sprache und Schrift, die der erwähnte Laie jedenfalls auch nicht beherrschte, denn er hat die Blätter ganz verkehrt, zum Theil auch quer, aneinandergeklebt; überdies sind noch durch ungeschicktes Aufeinanderkleben drei Zeilen fast vollständig überdeckt worden und dadurch verloren gegangen. Trotz all dieser Uebelstände ist mir durch besonders glückliche Umstände die richtige Aneinanderordnung und schliesslich auch die vollständige Reconstruction der Inschrift gelungen. Ihr Inhalt charakterisirt sie als einen Bericht des Chalder-Königs Menuas über einen Feldzug **gegen die Mannäer** und die im Anschluss daran erfolgte Erbauung eines Palastes in dem eroberten Gebiete, eben auf dem Taschtepe-Felsen[1]). Wir haben es somit bei der Inschrift von Taschtepe mit einer im Gebiete der Mannäer selbst errichteten Inschrift zu thun, und zwar ist dieses die erste in jenem Lande gefundene Inschrift, durch welche zugleich die geographische Lage desselben einigermaassen fixirt wird. Es lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass der erobernde König Menuas den Palast nicht gerade an den Grenzen des Mannäer-Reiches, sondern vielmehr ziemlich im Mittelpunkt desselben wird haben erbauen lassen; dem ent-

1) Die Inschrift besteht aus wenigstens 24 Zeilen; die entscheidenden Stellen lauten:

[Z. 1] (Ilu) Ḫaldinini alsušini [Z. 2] m. Menuaš(e) m. Išpuiniḫinis e

[Z. 3] ini E. GAL zaduni (?) [Z. 4] (Alu) Meištaḫa . . . . .

[Z. 5] ḫauni edini (Matu) Ma[nani] . . . . u. s. w. Das ist:

[1] Für die mächtigen Chalder [2] hat Menuas, der Sohn des Ispuinis [3] diesen Palast erbaut (?) [4] in (bei?) der Stadt Meistaḫa . . . . [5] er hat das gesammte (?) Land der Mannäer erobert u. s. w.

Ferner [Z. 9] m. Menuaš(e) alie [Z. 10] ḫaubi (Matu) Mana[ni] u. s. w.

Das ist: Menuas spricht: ich habe das Land der Mannäer erobert u. s. w.

Maassgebend hierbei ist, dass in der ganzen Inschrift sonst kein anderes Land genannt wird, vielmehr nur einige mannäische Städte.

sprechend werden wir zu seiner Zeit die Gebiete um das Süd-, Südost- und Südwest-Ufer des Urmia-Sees herum, mit Taschtepe als dem ungefähren Mittelpunkte, als das Mannäer-Land zu betrachten haben.

Weiterhin aber erhebt sich die Frage: Wohnten die Mannäer stets in diesem Gebiete, bezw. wenn nicht, wann und woher sind sie dort erobernd eingedrungen? Ihre Beantwortung ergiebt sich leicht aus dem Studium der assyrischen und chaldischen Inschriften. Aus den Kriegsberichten Asurnaṣirabal's und Salmanassar's II. ergeben sich für das IX. Jahrhundert vor Chr. und die Ufergebiete des Urmia-Sees folgende politische Verhältnisse: Am Nord-Ufer des Sees, denselben westlich und zum Theil auch vielleicht östlich noch umklammernd, finden wir das Reich Gilzan. Die am Ost-Ufer des Sees wohnenden Völkerschaften werden uns nicht genannt; in späteren Kriegsberichten aber wird uns dort eine ganze Reihe von Völkerschaften aufgeführt, so die Bewohner von Parsua, Bustus u. s. w., deren genauere Lokalisirung uns einstweilen ebenso unmöglich ist, wie die Beantwortung der Frage, ob sie schon zu den Zeiten Asurnaṣirabal's und Salmanassar's II. dort ansässig gewesen sind. Aus dem Umstande, dass diese beiden Herrscher jene Völker nicht erwähnen, dürfen keinenfalls weitergehende Schlüsse gezogen werden, denn Asurnaṣirabal ist, obgleich er zweimal von Tributzahlungen der Herrscher von Gilzan an ihn berichtet, niemals weder am West-Ufer, noch auch am Ost-Ufer des Urmia-Sees entlang gezogen, und Salmanassar II. zog auf seinem Kriegszuge 857 zwar vom Van-See nach Gilzan, von dort aus aber westlich vom Urmia-See nach Süden, direkt nach Ḫubuskia, ohne weder Kirruri, noch Zamua zu erwähnen, die er unbedingt hätte durchziehen müssen, wäre er östlich um den Urmia-See herum nach Ḫubuskia gezogen. Aus eben diesem Berichte ergiebt sich zugleich, dass die Süd-Grenze Gilzan's und die Nord-Grenze Ḫubuskia's sich **zu jener Zeit** entweder theilweise deckten, oder doch zum mindesten nicht sehr weit von einander entfernt waren.

An dem Südwest- und Süd-Ufer des Urmia-Sees schlossen sich an Gilzan sodann die Gebiete von Kirruri und Zamua an, von denen ersteres jedenfalls das westlicher gelegene und Ḫubuskia direkt benachbart war. Zamua dagegen, das sich sicher bis an den See selbst erstreckte, wie aus einem Berichte Salmanassar's II. (Monolith-Inschrift, Col. II, Z. 75, damit zu vergleichen Annalen-Inschrift, Z. 50 und 51) erhellt, lag in unmittelbarer Nähe nicht nur Kirruri's, sondern auch Gilzan's und Ḫubuskia's, deren Tributsendungen Asurnaṣirabal wiederholt in Zamua empfing. Zamua, welches einen erheblichen Theil der sich südlich und südwestlich vom Urmia-See bis nach Namri hin ausdehnenden Gebirgsgegenden umfasst zu haben scheint, muss zum Theil auch aus Tiefland bestanden haben (ebenso Gilzan), denn unter seinen, den Assyrer-Königen geleisteten Tributgeschenken wird auch wiederholt Wein genannt, dessen Cultur in jenen Gegenden lediglich in den Ebenen am Urmia-See statthaben konnte. In Uebereinstimmung damit berichtet Salmanassar II. (Annalen Z. 50 und 51) auch einmal, dass er nach Zamua hinabgestiegen sei. Kirruri andererseits scheint wesentlich tiefer gelegenes Gebiet, also die Ebenen südlich vom Urmia-See, umfasst zu haben, denn nicht nur senden seine Bewohner regelmässig Wein als Tribut an die Assyrer-Könige, sondern letztere steigen auf ihren Kriegszügen auch immer „**hinab**“ nach Kirruri.

Von Kirruri aus gelangten die Assyrer dann durch die Pässe von Uschnei oder Suleimaniyeh, — von Salmanassar II. wird eine dieser grossen Verbindungsstrassen einmal erwähnt unter dem Namen „Pass von Kirruri“, — „oberhalb von Arbaël“ wieder in das eigentliche assyrische Gebiet.

Schliesslich wäre als einer der Ufer-Staaten des Urmia-Sees hier vielleicht noch das Gebiet von Hubuskia in Betracht zu ziehen, welches, wie schon erwähnt, in allernächster Nähe Kirruri's und Zamua's lag und sich bis nach Gilzan hin erstreckt haben muss. Hubuskia ist in der Hauptsache Gebirgsland gewesen, gegen das die Assyrer zahllose Kriege geführt haben, ohne jemals einen irgendwie entscheidenden Erfolg davon zu tragen. Ob sich Hubuskia jemals bis an das West-Ufer des Urmia-Sees selbst ausgedehnt hat, muss vor der Hand dahin gestellt bleiben. Jedenfalls konnte der von Norden kommende Salmanassar II. von Gilzan nach Hubuskia gelangen, ohne dabei Kirruri oder irgend ein anderes Reich zu durchqueren, wobei er zu seinem Uebergange über das Gebirge vielleicht den Pass benutzte, auf welchem auch heute noch der Verkehr von der Stadt Urmia nach Baschkala stattfindet. Wenn er sich dann später südlich wandte, so musste er etwa zwischen Rowandiz und Herir wieder die grosse, über den Kelischin-Pass führende Heerstrasse erreichen, welche ihn „oberhalb" von Arbaël in das eigentliche assyrische Gebiet brachte.

In Vorstehendem glaube ich nachgewiesen zu haben, dass zur Zeit Asurnasirabal's und zu Anfang der Regierungszeit Salmanassar's II. das Gebiet, in welchem wir späterhin die Mannäer antreffen, andere Namen führte, und dass wir speciell die Ufergebiete des südlichen und südwestlichen Urmia-Sees stets als Kirruri und Zamua bezeichnet finden. Wenn hier also späterhin die Mannäer auftreten, und zwar als ein höchst streitbares, kriegerisches Volk, dessen vollständige Unterwerfung den Assyrer-Königen ebenso wenig jemals gelungen zu sein scheint, wie diejenige Chaldia's, so ist es klar, dass wir in ihnen nicht die alteingesessene Bevölkerung jener Gebiete, sondern in verhältnissmässig spät-historischer Zeit eingedrungene Eroberer zu erblicken haben. Es wird uns auch nicht schwer fallen, festzustellen, wann ungefähr und woher der Einbruch dieses Volkes erfolgte.

Salmanassar II. erwähnt zuerst die Mannäer, und zwar in seinen Annalen im Kriegsberichte seines 30. Regierungsjahres, entsprechend 830 vor Chr. Er schickte damals Daian-Assur, den Turtan, gegen die Nordost-Staaten, der nach Ueberschreitung des Zab Hubuskia durchzog und sodann gegen Izirtu, die Hauptstadt des Königs Udaki von Man, rückte. Der Feldzug endigt schliesslich mit der Unterwerfung Parsua's, das wir, wie aus vielen anderen Belegstellen unzweifelhaft hervorgeht, jedenfalls östlich, bezw. ostsüdöstlich vom Urmia-See zu suchen haben. Demnach haben wir das Reich Udaki's von Man zwischen Hubuskia einerseits und Parsua andererseits zu suchen. Das sind aber gerade die Gebiete, in denen nach dem Vorhergesagten Kirruri und Zamua lagen, die den Assyrer-Königen stets viel zu schaffen machten und erst bei bevorstehender Invasion assyrischer Heere sich zu Tributzahlungen bequemten. Wir finden diese Staaten und ihre Fürsten deshalb bis dahin auch bei jedem, nach N.-O. gerichteten Kriegszuge der Assyrer unter den besiegten und tributzahlenden Feinden erwähnt; wie kommt es nun, dass Salmanassar II. sie gar nicht nennt? Die Erklärung ist sehr einfach, diese Staatenbünde, — denn als solche haben wir sie uns nach den assyrischen Berichten vorzustellen, — existirten dort nicht mehr, sie waren verschwunden und an ihre Stelle war das grosse Mannaer-Reich getreten. Nur so ist es verständlich, dass wir in den zahlreichen Kriegsberichten der späteren assyrischen Herrscher Zamua und Kirruri nie mehr erwähnt finden. Zamua wird in den assyrischen Kriegsberichten zum letzten Male genannt von Salmanassar II. im Feldzuge seines 4. Jahres (= 856 vor Chr.), Kirruri dagegen wird zuletzt erwähnt 857 vor Chr., im Feldzuge des 3. Jahres Salmanassar's II. Demnach muss der Einbruch der Mannäer zwischen 856 und 830 vor Chr. erfolgt sein. Und

mit diesen, lediglich aus den assyrischen Inschriften gezogenen Schlüssen stimmen auf's Beste die chaldischen Inschriften überein, denn selbst in den ältesten Berichten der Chalder-Könige über ihre Kriege gegen die Mannäer (herrührend von Menuas, um 800 vor Chr.), welche sich, wie aus der Inschrift von Taschtepe hervorgeht, bis in die südlich vom Urmia-See belegenen gebirgigen Landschaften, also bis tief nach dem früheren Zamua hinein, erstreckten, finden wir niemals ein Land Zamua oder Kirruri erwähnt. Ebenso wenig nennt dieselben Argistis I., der Sohn des Menuas, der dort noch weit mehr südlich, sogar bis in's eigentliche assyrische Gebiet, erobernd vordrang.

Woher nun kamen die Mannäer? Wären sie direkt von Norden gekommen, so hätten sie zunächst das Reich Gilzan erobern müssen; da letzteres aber von Salmanassar II. noch erwähnt wird, als die Mannäer sich in Zamua und Kirruri längst niedergelassen hatten, so ist diese Eventualität ausgeschlossen. Ebenso wenig konnten sie direkt von Süden kommen, denn dort hätten sie zunächst das Reich Namri erobern müssen, das aber noch von Sargon als eines der von ihm bekriegten Länder erwähnt wird. Eine Invasion von Westen schliesst sich durch die bis in noch viel spätere Zeiten bezeugte Fortexistenz von Staaten, wie Kirḫi, Ḫubuskia und Urarṭu, ebenfalls aus. Sonach kann es nicht zweifelhaft sein, dass sie von Osten (bezw. Südosten oder Nordosten) her eindrangen, und das ist um so weniger zu bezweifeln, als sie die eingesessenen Völker zum Theil nach Westen vor sich her trieben, wie wir weiterhin noch sehen werden. Dass Zamua und Kirruri, die in viele kleine, mit einander rivalisirende und sich wohl auch häufig befehdende Fürstenthümer getheilt waren, ihnen irgendwie erfolgreichen Widerstand geleistet haben sollten, ist nicht wohl anzunehmen, namentlich dürften die in der Ebene gelegenen Theile von Zamua und Kirruri eine leichte Beute für sie geworden sein. Durch die Eroberung dieser Gebiete[1]) waren die Mannäer so zu sagen Grenznachbarn der Assyrer geworden, welche seit Asurnaṣirabal's nordöstlichen Eroberungszügen Ḫubuskia, Zamua und Kirruri als dauernd tributpflichtige Staaten betrachtet zu haben scheinen und schon in ihrem eigenen Interesse die Festsetzung eines mächtigen Volkes in so unmittelbarer Nähe der eigentlichen assyrischen Grenze nicht gutwillig zugeben durften. Der erste unvermeidliche Zusammenstoss erfolgte 830, aber den Siegesberichten Salmanassar's II. ist hier gewiss wenig zu trauen, denn die angeblich auf's Haupt geschlagenen Mannäer sind in der Folge immer weiter erobernd vorgedrungen, namentlich nach Norden, wo sie Gilzan ihrem Reiche einverleibten. Denn auch Gilzan theilt in den assyrischen Kriegsberichten das Schicksal Zamua's und Kirruri's; es verschwindet, nachdem es von Salmanassar II. in seinem 31. Regierungsjahre (= 829 vor Chr.) zum letzten Male erwähnt worden. Uebereinstimmend hiermit wird Gilzan in den Kriegsberichten des Chalder-Königs Argistis I. (etwa 770 vor Chr.), der mit Man Bustus und Parsuas sicherlich auch das Gebiet des ehemaligen Gilzan eroberte, nicht genannt.

Unter den späteren Eroberungen der Mannäer ist besonders noch diejenige des Reiches Andia zu erwähnen, welches noch Rammân-nirâri III. als von ihm erobert erwähnt mit dem Epitheton „das ferngelegene".

Der grösste Theil der Bewohner dieser von den Mannäern eroberten Gebiete blieb wahrscheinlich sesshaft und wurde einfach unterjocht. Ein kleinerer Theil

1) Es soll hiermit selbstverständlich nicht gesagt sein, dass die Mannäer das gesammte Zamua und Kirruri erobert hätten, vielmehr nur diejenigen Theile, welche an den Urmia-See grenzten, während die weiter südlich belegenen stark gebirgigen Gebietstheile derselben recht wohl im Besitz der Assyrer geblieben sein können.

dagegen zog sich vor ihnen weiter westlich zurück, wie sich dies namentlich von einigen Fürsten Zamua's nachweisen lässt. So erwähnt Salmanassar II. im Feldzuge seines 4. Jahres, dass er durch den Pass von Bunagišlu (der vielleicht mit dem Pass von Suleimaniyeh identificirt werden kann) in Mazamua (in der Parallelstelle der Annalen „Zamua" genannt!) eindrang und sich den Städten Nikdima's und Nikdiara's (von Samsi-Ramman Mikṭiara genannt), welch' letzterer in der Parallelstelle „Nikdiara von Ida" genannt wird, näherte. Beide Fürsten flohen vor ihm und wandten sich auf Holzschiffen zum Meere (d. h. sie zogen sich auf den Urmia-See zurück). Salmanassar II. eilt ihnen auf Schiffen aus Hammelhäuten (also auf Kellek's) nach und liefert ihnen eine grosse Seeschlacht. Hiernach müssen jene Fürstenthümer damals nicht weit vom Süd-Ufer des Urmia-Sees gelegen haben[1]). Das geschah im Jahre 856 vor Chr., und etwa 33 Jahre später finden wir Ḫirsina, den Sohn Nikdiara's, viel weiter westlich wohnen, wie aus Samsi-Ramman's Bericht über seinen zweiten Feldzug hervorgeht, dem zufolge wir das Gebiet des Ḫirsina nicht allzu weit vom „oberen Meere des Sonnen-Unterganges"[2]), d. h. (Lehmann) dem westlichen der beiden „oberen Meere", also dem Van-See, nahe dem Reiche des Ušpina (= Ispuinis von Van) zu suchen haben.

Es kann einigermaassen auffallend erscheinen, dass wir sowohl den Urartäern (Chaldern), wie auch den Mannäern in den assyrischen Inschriften so ziemlich gleichzeitig zum ersten Male begegnen. Beide treten zuerst unter Salmanassar II. auf dem Schauplatz der Geschichte auf, und wenn auch Urarṭu bereits 860, Man dagegen erst 830 vor Chr. erwähnt wird, so ist doch dieser Zwischenraum ein so geringer, dass der Gedanke, wir hätten es hier mit einer im nahen Zusammenhange stehenden Invasion verschiedener, aber doch vielleicht einer gemeinsamen Rasse angehöriger Volksstämme zu thun, im ersten Augenblicke nicht von der Hand zu weisen wäre. Indessen diese Uebereinstimmung ist eine nur scheinbare; thatsächlich besitzen wir Schrift-Denkmäler der Chalder, die in Chaldia selbst gefunden sind und keinen Zweifel darüber lassen, dass dieses Volk schon

---

1) Trotz der bei Salamanassar gegebenen, ganz klaren geographischen Fixirung haben zahlreiche Forscher (so z. B. Eduard Meyer, Geschichte des Alterthums, I. Bd., S. 420) Mazamua in die Nähe des Euphrat verlegt. Dass andererseits hier nicht an den Van-See (wie es Sayce gethan), sondern nur an den Urmia-See („das obere Meer des Sonnen-Aufgangs", d. h. das östliche der beiden „oberen Meere" [Lehmann]) gedacht werden könne, habe ich schon in der Zeitschr. f. Assyriologie IX (1894), S. 350ff., Anmerk., gezeigt.

2) Ed. Meyer (a. a. O. S. 414) wollte unter dem „oberen Meere (des Sonnen-Unterganges") hier irrthümlicher Weise das Schwarze Meer verstehen. Ebenso irrig ist seine Annahme (S. 330), dass Tiglathpileser I. die pontischen Lande erobert und die dortigen Völker nach ihrer Besiegung bis an das Ufer des Schwarzen Meeres verfolgt habe. Der Zusammenhang ergiebt zur Evidenz, dass Tiglathpileser I. an jener Stelle seiner Annalen vom Van-See spricht, wie es schon Eberh. Schrader („Die Namen der Meere in den assyrischen Inschriften", Abh. d. Berl. Akad. 1877, s. ferner Zeitschr. f. Assyr. I [1886] S. 81ff.) dargethan hat. Weder in den Inschriften Tiglathpileser's noch in denen irgend eines anderen assyrischen Herrschers, soweit sie uns bis jetzt bekannt sind, ist von einem Vordringen bis zum Schwarzen Meere jemals die Rede. Sobald man sich, unter Erwägung der geographischen Verhältnisse, richtig klar macht, auf welchen Wegen es überhaupt möglich war und ist, von Assyrien her an den Van-See zu gelangen, erledigen sich auch die an den betr. Bericht der Annalen Tiglathpileser's I. geknüpften Bedenken, auf Grund deren Tiele („Bab.-Assyr. Geschichte" S. 163f., S. 614) geneigt war, sich Ed. Meyer's Ansicht anzuschliessen. Siehe darüber die Ausführungen von Schrader (Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1890, S. 327f. u. S. 328, Anm. 1 u. 2) und von Lehmann und mir Zeitschr. f. Assyr. IX, S. 353, Anmerk.

reichlich 30—50 Jahre früher an den Ost-Ufern des Van-Sees ansässig gewesen ist. Ich werde an anderer Stelle nachweisen, dass die bisherige Annahme, der von Salmanassar II. im Jahre 835 genannte Sardur von Urarṭu sei identisch mit dem in der bislang ältesten chaldischen Inschrift genannten Sardur, dem Sohn des Lutipris, den thatsächlichen Verhältnissen gegenüber nicht aufrecht zu erhalten ist. Hier sei nur kurz bemerkt, dass wenn uns keinerlei chaldische Inschriften bekannt wären, jedermann auf Grund der Berichte Salmanassar's II. für die älteste Geschichte Urarṭu-Chaldia's als ersten historischen Herrscher Arrame und als dessen Nachfolger und Sohn Sardur (oder Seduri, wie ihn Salmanassar II. nennt), den Vater des Išpuinis (Ušpina), betrachten würde. Wenn wir nun unter den ältesten bekannt gewordenen chaldischen Inschriften einen **Sardur, Sohn des Lutipris**, genannt finden, so müssen diese beiden Herrscher eben **vor Sardur, dem Sohne Arrame's** regiert haben. Dass uns bisher keine Inschriften von Arrame und dessen Sohn Sardur, — also nach den soeben gegebenen Ausführungen, Sardur's II., — bekannt geworden sind, ist durchaus nicht auffällig; solche können und werden voraussichtlich existiren. Es braucht in dieser Beziehung nur daran erinnert zu werden, dass uns auch von einer ganzen Reihe anderer Herrscher Chaldia's, deren Existenz durch assyrische, bezw. chaldische Inschriften sicher verbürgt ist, bis jetzt keine Schrift-Denkmäler bekannt geworden sind, so von Argistis II., dem Sohne Rusas' I., von Erimenas, dem Sohne Rusas' II., und von Sardur IV. (bisher Sardur III. genannt), dem Sohne Rusas' III.[1]) Von Rusas I., dem Sohne Sardur's III. (bisher als Sardur II. bezeichnet), und von Rusas II., dem Sohne Argistis' II., sind erst in allerjüngster Zeit die ersten Inschriften aufgefunden worden[2]). Wenn wir also, gemäss den natürlichen, durch Vergleich der assyrischen und chaldischen Inschriften ermittelten Verhältnissen, die Reihe der Herrscher Chaldia's wie folgt ansetzen: Lutipris — Sardur I., dessen Sohn, ... Arrame, — Sardur II., dessen Sohn, — Ispuinis, dessen Sohn, — Menuas, dessen Sohn u. s. w., so können wir, selbst wenn wir Sardur I. und Lutipris als die direkten Vorgänger Arrame's ansetzen, die chaldische Geschichte bis fast an den Anfang des 9. Jahrhunderts vor Chr. zurückdatiren.

Aber auch abgesehen von dieser chronologischen Differenz des ersten Auftretens der Mannäer und der Chalder sprechen zahlreiche Gründe dafür, dass beide Völker gar nichts mit einander gemein hatten, dass wir vielmehr die Chalder als ein länger eingesessenes Volk zu betrachten hatten, dessen ursprüngliche Wohnsitze wahrscheinlich in dem Gebiete zwischen Chotur-Dagh und Van-See zu suchen sind. Sardur I., der Sohn des Lutipris, nennt sich „König von Nahri“ (= assyrisch Naïri), und unter seinen Nachfolgern wird uns sogar der Name ihres angestammten Fürstenthums, nehmlich Suras[3]), — das ich mit dem von Tiglathpileser I. erwähnten Sururia in Naïri identificiren möchte, — wiederholt genannt.

Ebenso, wie den Assyrern, leisteten die Mannäer auch den wiederholten Angriffen der Chalderkönige erfolgreichen Widerstand; trotz der zahlreichen Kriege, welche Menuas, Argistis I. und Sardur III. (bislang Sardur II.) gegen sie führten, kann von einer dauernden Unterwerfung der Mannäer keine Rede sein.

1) Inuspuas, der Sohn des Menuas (s. diese Verh. 1892, S. 486), der freilich schwerlich zur Herrschaft gelangt ist, ist uns ebenfalls vor Kurzem erst bekannt geworden.

2) Darüber Näheres in der oben S. 479, Anm. 2 citirten Abhandlung von W. Belck und C. F. Lehmann und in d. Zeitschrift f. Assyriologie 1894, S. 82 und 339.

3) Sayce's Ansicht, suras sei das chaldische Wort für „die Welt“, ist den verschiedenen Stellen gegenüber, an denen das „Land Suras“ erwähnt wird, ganz unhaltbar.

Höchstens standen die Mannäer-Fürsten in einem losen Abhängigkeitsverhältniss zu den Königen von Chaldia, wie es zeitweilig auch wohl gegenüber Assyrien der Fall war. Jedenfalls aber sehen wir die Mannäer gemeinsame Sache mit Chaldia gegen den überlegeneren gemeinsamen Feind Assyrien machen: so war es zu Sargon's Zeit zwischen Ulusunu von Man und Rusas I. von Chaldia und ebenso unter Asarhaddon, als Rusas II. in Chaldia herrschte, und die Kimmerier Assyrien bedrohten. Wir erfahren auch nebenbei aus späteren assyrischen Berichten, dass die Mannäer fortgesetzt Theile und Städte Assyrien's an sich rissen, so z. B. erwähnt Asurbanabal, dass die Mannäer 4 Städte unter der Regierung seiner Väter fortgenommen hatten, ebenso den Bezirk von Padiri (vergl. Cyl. B., Col. III. Z. 52—55 und Z. 71—82), das schon Samsi-Ramman (Col. II. Z. 7) als zu Assyrien gehörig beschreibt und Sargon als von ihm erobert erwähnt (Cyl., Z. 12).

Was wir sonst noch den assyrischen und chaldischen Inschriften über die Mannäer entnehmen können, ist freilich nicht allzu belangreich. Jedenfalls haben wir es hier, wie bei Urartu-Chaldia, mit einem Volke zu thun, das nicht, wie fast alle seine Nachbarn, in zahllose kleine Fürstenthümer gespalten war, sondern einem einzigen Könige gehorchte. Die assyrischen Inschriften nennen uns mehrere solcher Mannäer-Könige, so Salmanassar II. den schon erwähnten Udaki, späterhin Sargon: Iranzu, Aza und Ulusunu; Asurbanabal endlich Achscheri und Ualli; in chaldischen Inschriften wird uns noch von Argistis I. ein (H)aza, König der Mannäer genannt, der chronologisch zwischen Udaki und Iranzu einzuordnen ist. Die einzelnen Provinzen des Reiches scheinen unter Statthaltern gestanden zu haben, deren Sargon drei erwähnt: Bagdatti von Umildis, Mitatti von Zikirta und Dajukku von Misiandi, zu denen als vierter wohl noch Tilusina von Andia zu rechnen ist. Die Hauptstadt des Landes heisst in den assyrischen Berichten stets Izirtu (auch Zirtu), in den chaldischen wird sie auffälliger Weise niemals erwähnt, so dass der Schluss berechtigt erscheint, sie sei von den Chalder-Königen niemals erobert worden.

Ueber die späteren Schicksale des Reiches der Mannäer wissen wir vor der Hand nichts; es scheint aber, dass es ebenso, wie das Reich Chaldia, durch den Ansturm der vordringenden indogermanischen Horden gegen Ende des 7. Jahrhunderts vernichtet worden ist. —

(23) Vorsitzender: Bevor ich dem Leiter der Sendschirli-Expedition das Wort ertheile, heisse ich die zahlreich erschienenen Freunde dieses Unternehmens willkommen. Bei unseren heutigen Verhältnissen scheinen so grosse Aufgaben nur durch eine Art von Collektivthätigkeit lösbar. Die schwierigen Anfänge der umfangreichen Ausgrabung, von der wir heute hören sollen, hatte das Orient-Comité unter seinem thätigen Vorsitzenden, Hrn. v. Kaufmann mit so glücklichem Erfolge in die Hand genommen, dass die vorder-asiatische Abtheilung des Kgl. Museums eigentlich erst dadurch eine ansehnliche Gestalt gewinnen konnte. Auch für das genauere Verständniss, insbesondere ferner stehender Personen, hat das Comité durch die Publikation eines ersten Heftes der Berichte gesorgt. Wir hoffen um so mehr auf eine baldige Fortsetzung derselben, als wir wünschen müssen, dass ein so entscheidendes Eingreifen privater Alterthumsfreunde, welches dem gesammten Vaterlande zum Ruhm und der Wissenschaft zu wesentlichen Fortschritten gedient hat, viele Nachfolger finden möge.

Umstände, deren Besprechung ausserhalb des Rahmens unserer Erörterung liegen, hatten eine Unterbrechung der Ausgrabungen herbeigeführt, und zwar gerade in einem Augenblicke, wo mit Sicherheit zu erwarten stand, dass wenige Schritte

weiter in dem Schutte des Sendschirli-Hügels die wichtigsten Entdeckungen gemacht werden könnten. Die staatlichen Mittel, welche für die diesjährige Expedition zur Verfügung gestellt wurden, reichten dazu nicht aus. Eine kleine Anzahl von Privatpersonen glaubte daher den Zeitpunkt gekommen, wo thatsächlich bewiesen werden musste, dass Deutschland gewillt sei, an der Erforschung des Orients praktischen Antheil zu nehmen und den schliesslichen Gewinn nicht in fremde Hände fallen zu lassen. Sie stellten daher der General-Verwaltung der Königl. Museen die erforderliche Summe zur Verfügung. Namens derselben darf ich bei dieser Gelegenheit dem Hrn. General-Direktor, Geh. Ober-Regierungsrath Schöne, den Dank dafür aussprechen, dass er die Allerhöchste Genehmigung zu der Annahme dieses Anerbietens erwirkt und so die Aufdeckung bedeutungsvoller Monumente ermöglicht hat. Hoffentlich wird dadurch auch die Fortführung des Unternehmens gesichert sein. —

Hr. F. v. Luschan berichtet, mit Benutzung von Laternbildern, über die

Ausgrabungen von Sendschirli.

Vor drei Jahren schon hat Vortragender in einer gemeinsamen Sitzung der anthropologischen, der archäologischen und der geographischen Gesellschaft hier über Ausgrabungen in Sendschirli öffentlich berichten dürfen. Er war damals der Ansicht, dass eine neue Campagne den früheren sich sehr rasch anschliessen würde. In Folge von financiellen und anderen Schwierigkeiten war es aber erst im Anfange dieses Jahres wieder möglich geworden, eine neue Unternehmung auszurüsten. Diese hatte von vornherein zwei ganz getrennte Aufgaben: zunächst sollten die grossen Bildwerke transportirt werden, die theilweise erst ganz am Schlusse der Campagne von 1891 ausgegraben worden waren; in zweiter Linie war der Vortragende beauftragt, die Grabungen an derselben Stelle wieder aufzunehmen, an der sie drei Jahre früher plötzlich abgebrochen worden waren. Es zeigte sich aber bald, dass die für diese doppelte Aufgabe angewiesenen Gelder, welche grösstentheils von Sr. Majestät dem Kaiser allergnädigst bewilligt worden waren, nur für den ersten Theil der Aufgabe reichen würden. Er musste es daher mit der grössten Dankbarkeit begrüssen, als Hr. Virchow versprach, die speciell für die Grabungen erforderlichen Mittel aus anderen Quellen beschaffen zu wollen. Dieser hat dann wirklich, sowohl aus der Rudolf Virchow-Stiftung, als wie an Beiträgen von Privaten eine so grosse Summe gesammelt, dass mit derselben vom 20. März bis zum 28. Juni 1894 ausgedehnte Grabungen durchgeführt werden konnten, die sich schliesslich viel weiter erstreckten, als Aufgabe und Absicht ursprünglich gewesen war.

Vortragender kommt daher zunächst der Pflicht nach, auch an dieser Stelle sowohl Hrn. Virchow und seiner Stiftung, als auch den anderen Spendern zu danken, so den HHrn. Rudolf Mosse, Julius Isaac, Frau Prof. Friedländer, Hrn. James Simon und Hrn. Commercien-Rath Arons, welche grosse Beträge, meist in Ziffern von vier Stellen, für die Grabungen in Sendschirli an die Kasse der Königlichen Museen abgeführt haben. Besonderen Dank schuldet Vortragender auch einem früheren Schüler, Hrn. Eduard Stucken, der vorher schon dem Orient-Comité mit sehr grossen Summen beigetreten war, sich früher auch persönlich an den Ausgrabungen betheiligt hatte und sich auch diesmal wieder mit einer so bedeutenden Summe einstellte, dass die Gesammtsumme seiner Beiträge für Sendschirli ganz nahe an eine fünfstellige Zahl heranreicht.

Vortragender denkt, dass all diese Gelder in einer Weise zur Verwendung gelangt sind, welche besonders auch den Spendern zur Freude gereichen wird, und weist auch darauf hin, dass die Grabungen von 1894, ebenso wie die der früheren Jahre, vielfach von Glück begünstigt waren und ohne irgend einen ernsteren Unfall verlaufen sind. Wiederum hatte sich das Unternehmen der Mitarbeit von Dr. Robert Koldewey zu erfreuen, sowie der Mithülfe von Frau v. Luschan, welche besonders bei den photographischen und den ärztlichen Arbeiten wesentlich eingriff. Von grosser Wichtigkeit, speciell für die diesmal besonders schwierige Aufgabe des Transportes, war die Thätigkeit des Tscherkessen Hassan Bey. Als Commissar der Kaiserl. Ottomanischen Regierung war Dr. B. Mystakidis anwesend.

Zum besseren Verständniss der neu gewonnenen Resultate ist es nöthig, vielfach auf früher schon erreichte Ergebnisse zurückzugreifen, so dass der neue Bericht naturgemäss auch die älteren Funde berücksichtigen muss.

Sendschirli ist ein kleines Dorf im nördlichen Syrien in einer sumpfigen Ebene zwischen dem Giaur- und dem Kurd-Dagh gelegen, drei Tagereisen von der Küste bei Alexandrette entfernt. Im Sommer ist die Gegend von perniciösem Fieber heimgesucht und daher verlassen, im Winter wird sie von Kurden bewohnt. In der Nähe sind Dörfer mit gemischter, armenischer und türkischer Bevölkerung. Puchstein und v. Luschan hatten 1883 dort zahlreiche, sehr alterthümliche Reliefs gesehen, die durch einen Wasserriss freigelegt und theilweise noch in situ waren. Auf v. Luschan's Rath und im Auftrage und mit Mitteln des Orient-Comités begannen die Arbeiten daselbst im Jahre 1888; es waren die ersten ernsthaften Ausgrabungen in Nord-Syrien überhaupt, denn die Arbeiten in Karkemisch können trotz einzelner höchst interessanter Funde nicht als wissenschaftlich geleitete Unternehmung betrachtet werden. Im Auftrage desselben Comités haben dann der Vortragende und Dr. Koldewey die Arbeiten 1890 und 1891 in grösserem Style wieder fortgesetzt. Die Campagne von 1894 war eine weitere Fortsetzung dieser Arbeiten.

Die Ruinenstätte bei Sendschirli — der Name ist türkisch und hat dieselbe Bedeutung, wie Hissarlik — ist, wie die meisten ähnlichen Orte im nördlichen Syrien, ein langgestreckter Hügel mit unregelmässig eiförmigem Grundriss, den man als Burgberg auffassen muss, obwohl er vermuthlich ganz aus Bauschutt besteht, wie v. Luschan in der Einleitung zu den „Ausgrabungen in Sendschirli“[1]) ausführlich erörtert hat. Die Reihe der vorgeführten Laternbilder begann mit einigen Ansichten solcher Schutthügel, von denen Tell Neb u Mind nicht nur einer der grössten ist, sondern auch deshalb interessant, weil er wahrscheinlich dem alten Kadesch entspricht und, heute noch bewohnt, anscheinend ununterbrochen seit mehr als vier Jahrtausenden gewachsen ist. Ein anderes Laternbild gab eine Ansicht von Sendschirli aus der Vogel-Perspective, von dem Giaur-Dagh aus gesehen, lehrreich deshalb, weil auch der Zug der äusseren ringförmigen Stadtmauern deutlich erkennbar ist, welche den Burgberg umgeben aber an den meisten Stellen derart verschüttet sind, dass man in der Nähe achtlos an ihnen vorbeigehen kann, während sie aus grosser Entfernung, hauptsächlich durch Vegetationsverhältnisse, sehr schön bemerkbar werden.

Die nächsten Bilder brachten Grundrisse der Grabungen, wie sie je am Schlusse der Arbeiten von 1888, 1891 und 1894 hergestellt werden konnten. Besonders an der Hand der grossen Pläne von 1891 und 1894 wurden die einzelnen

1) Heft I. Berlin, Spemann 1893.

bereits freigelegten Thore, Paläste und anderen Bauwerke besprochen. Die nächsten siebzig Bilder dienten zur Besprechung und Erläuterung dieser Denkmäler: sie gaben der Reihe nach:

Ansicht der Fundamente eines Stückes der Stadtmauer.

Sehr alterthümliches Relief mit einem Reiter.

Alterthümliche Reliefs vom südlichen Stadtthore.

Schema des Burgthores mit einem Theile der in situ stehenden Reliefs.

Plan des Burgthores nach einer Zeichnung von Dr. Koldewey.

Ansicht des Burgthores mit den Entwässerungs-Anlagen, den Thorverschlüssen und dem Sockel der Asarhaddon-Stele.

Zwölf Bilder mit den wichtigsten der alten Reliefs des Burgthores.

Thurm im ältesten der bisher aufgefundenen Paläste.

Thurm in der inneren Burgmauer.

Zwei Bilder mit den grossen Löwen vom inneren Burgthore.

Unvollendete Sculptur, einen Löwen vorstellend.

Relief-Sphinx.

Bruchstück einer solchen aus Albistân.

Grosses Kymation.

Drei Bilder mit Pferdeköpfen, wahrscheinlich von einer grossen Basis für eine Götter-Statue.

Zehn Ansichten aus dem „Westbaue".

Sieben Ansichten aus dem Baue des Barrekûb.

Drei Ansichten eines in diesem Baue in situ gefundenen Steines, auf dem Barrekûb dargestellt ist.

Bauinschrift dieses Palastes, mit dem stehenden Bilde des Königs.

Zwei Ansichten der Statue des Pannamu[1]).

Fünf Ansichten der Statue des Hadâd[1]).

Standplatte einer Säulen-Basis mit einer Sphinx.

Ansichten dieser Base von vorn und von hinten.

Reliefs mit Musikanten.

Relief mit einem Bogenträger.

Sechs Ansichten aus dem jüngsten der bisher freigelegten Paläste, der dem Asarhaddon zugeschrieben wird.

Fünf Ansichten der grossen Asarhaddon-Stele aus dem Burgthore.

Zwei Ansichten mit Details von Mauern und einem Thurme einer sehr alterthümlichen Burg unweit von Sendschirli, bei Islahiye, an derselben Stelle, an der das spätere Nikopolis stand.

Die neuen Ausgrabungen haben im Wesentlichen drei grosse Bauwerke ergeben, die einen grossen Theil der westlichen Hälfte des Burgberges einnehmen und so zu einander gestellt sind, dass sie drei Seiten eines viereckigen Hofes einzuschliessen scheinen; was auf der vierten Seite dieses Hofes gestanden, ist bisher noch unbekannt. Von diesen drei Palästen ist der im Osten der älteste; ihm gehört eine Relief-Sphinx von hervorragender Schönheit an. Ihm folgt der Zeit der Erbauung nach der ganz im Westen gelegene Palast, von dem ein Theil schon 1891 bekannt war; er ist besonders durch zwei grosse Säulen-Basen bemerkenswerth, die beide die Form von Doppel-Sphinxen haben. Die zu demselben Baue gehörigen zahlreichen Reliefs sind von verhältnissmässig geringer Bedeutung. Um so grossartiger ist aber der bildnerische Schmuck des dritten und jüngsten dieser

1) vergl. Ausgrab. in Sendschirli. Heft I. Berlin 1893.

Paläste, der im Grunde des Hofes den „West-Palast" mit dem „Ost-Palast" verbindet und dessen nach Südwest gewandte Façade beinahe 50 *m* lang ist. Die genauen Aufnahmen Koldewey's haben ergeben, dass dieser Bau, wenigstens so weit wir ihn bis jetzt kennen, sich dem für alle übrigen Bauwerke in Sendschirli geltenden Schema kaum anpassen lässt. Zunächst zerfällt er durch eine dem Ost-ende der Façade näher liegende, nach Nordosten ziehende Hauptmauer in zwei völlig ungleiche Theile, von denen der östliche hinter der nach vorn offenen Halle einen sehr grossen Saal und hinter diesem einen weiteren kleineren Raum hat, während der westliche Theil eigentlich nur aus einer grossen, nach vorn offenen Halle besteht, die nach hinten durch eine mit drei Thürmen versehene Mauer von einem gepflasterten Hofe abgeschlossen ist, mit dem sie durch eine Thür in Verbindung steht. Beiden diesen Theilen aber ist die in einer Flucht liegende Façade gemeinsam.

Am Ost-Ende dieser Façade wurde ein Stein in situ aufgefunden, der in gutem Relief das Bild eines thronenden Königs zeigt, der durch eine altsemitische Inschrift als Barrekûb, Sohn des Pannamu, bezeichnet ist. Demselben Könige gehört ein anderer Stein an, dessen ursprünglicher Platz wahrscheinlich am West-Ende derselben Façade war; hier ist der König aufrecht stehend abgebildet und vor ihm befindet sich eine lange Bauinschrift, welche unter anderem auch eine recht genaue Datirung des Palastes ermöglicht, da der König sich ausdrücklich als einen Vasallen Tiglatpileser's bezeichnet. Natürlich kann nur der dritte dieses Namens gemeint sein, der von 745—727 regiert hat. In diese Zeit also fällt jedenfalls auch die Errichtung des Bauwerkes, und manche Umstände gestatten scheinbar, sie noch genauer zu bestimmen und auf etwa 735 anzusetzen; zunächst reicht es für unsere allgemeineren Zwecke aus, zu wissen, dass dieser Bau dem Ende des achten vorchristlichen Jahrhunderts angehört, und da die beiden Nachbar-Paläste nicht unwesentlich älter sind, so können wir den Bau mit der Relief-Sphinx ungefähr in das neunte Jahrhundert v. Chr. verlegen. Von grösserer Bedeutung aber bleibt immer der jüngste der drei neuen Paläste, nicht nur der genaueren Datirung willen, sondern auch wegen der Erhaltung zahlreicher Bildwerke in demselben. Die wichtigsten derselben, die beiden Darstellungen des königlichen Bauherrn an den beiden Enden der Façade, sind bereits erwähnt; die beiden ungleich langen Theile dieser Façade waren durch einen breiten Pfeiler von einander getrennt, dessen Bilderschmuck auch zum Theile noch in situ erhalten war. Zu diesem gehörte vor allem ein Relief mit zwei Figuren, von denen die eine ein Gefäss trägt, die andere mit Pfeil und Bogen ausgerüstet ist, einen Köcher und ausserdem noch höchst merkwürdige Geräthe trägt, von denen eines nicht ganz sicher zu deuten ist, während die anderen nur als Fingerschutz aufzufassen sind, wie er für die sogenannte „Mittelmeer-Spannung" erforderlich ist[1]. Diesem Relief kommt also ausser seiner archäologischen eine grosse ethnographische Bedeutung zu, die noch erhöht wird durch die besondere Liebe und Sorgfalt, mit der alles Detail am Bogen, an den Pfeilen und an dem Köcher behandelt erscheint.

Aller Voraussicht nach gehören zu demselben Pfeiler auch zwei, 1891 gefundene Reliefs mit Musikanten: auf dem einen Steine erscheinen zwei bärtige Leute, jeder mit einem Tympanum, auf dem anderen zwei Männer, von denen der vordere eine Leier, der hintere eine Harfe hält. Kleine, auch schon seit 1891 bekannte Bruchstücke von Flötenbläsern ermöglichen den Schluss auf einen dritten Stein mit Musikanten, der natürlich gleichfalls an dieser Stelle gestanden haben muss.

1) vergl. v. Luschan, über Bogenspannen. Verhandl. 1891. S. 670 ff.

Der westliche Theil dieser Façade war von drei Säulen gestützt, der östliche von einer; von den ersteren ist uns nichts erhalten, als die erhöhten Standflächen für die Basen. Die Säulen selbst sind natürlich aus Holz gewesen und verschwunden, aber auch für die drei Basen nimmt Koldewey an, dass sie aus Holz gebildet und vielleicht mit Metall bekleidet waren. Jedenfalls sind Dübellöcher für dieselben vorhanden, und da in Sendschirli in der Regel nur Stein und Holz, nicht Stein und Stein mit einander durch Dübel verbunden sind, hat Koldewey's Annahme, die drei Basen seien aus Holz gewesen, sicher grosse Berechtigung. Jedenfalls ist bisher keine Spur von denselben aufgefunden worden. Hingegen ist die Basis für die eine Säule des östlichen Façaden-Abschnittes zwar in zahllosen Bruchstücken, aber doch verhältnissmässig vollständig auf uns gekommen; sie ist aus Dolerit, wie die übrigen Sculpturen von Sendschirli, und hatte die Form einer einfachen Sphinx. Leider ist der Kopf noch nicht aufgefunden, aber schon aus den Flügeln und dem Leibe lässt sich deutlich erkennen, dass die Kunst ihrer Arbeit die der Doppelsphinx-Basen des Nachbarbaues noch bedeutend übertrifft. Von all den Bruchstücken ist keines in situ aufgefunden worden, gleichwohl ergiebt sich der Zusammenhang dieser Base mit ihrer Standfläche mit absoluter Sicherheit aus einer alten Verdübelung, die vielleicht schon vor Vollendung des Baues nothwendig geworden war, da sich die Fundamente etwas gesenkt hatten und deshalb die grosse Standplatte für die Base entzwei gebrochen und auch ein Stück der Base selbst abgesplittert war. Dieses abgebrochene Stück war dann, wie Koldewey gezeigt hat, sowohl an die Standplatte, als an den Körper der Base durch Dübel wieder befestigt worden.

Der ganze Bau ist sicher durch Feuer zerstört worden. Durch dieses ist auch die innere Einrichtung fast vollständig verloren gegangen; nur auf dem Estrich des grossen Saales fanden sich mehrfache Reste von halb zerschmolzenen Schmuckplatten aus Bronze, welche sicher einst zur Ausschmückung der Decke gedient hatten. Auch die Steine mit den Reliefs haben durch das Feuer gelitten und sind mehrfach geplatzt. Das schliesst die Möglichkeit einer vollständigen restitutio in integrum nicht aus, die bei mehreren der Steine hier schon durchgeführt ist, und hat im Gegentheile zum Schutze gerade der Reliefs deshalb beigetragen, weil die Steine durch ihre Risse und Klüfte für anderweitige bauliche Verwendung nicht mehr geeignet waren. Diesem Schicksale wären sie aber sonst kaum entgangen, und man hat gerade in dem Nachbar-Baue gesehen, wie ein grosser Theil der Reliefs einfach abgearbeitet wurde, um die Steine für einen späteren Bau vorzubereiten. Ja, bei einem Relief, das ursprünglich drei Figuren enthielt, fand man nur eine vollständig erhalten, die zweite bis auf den Scheitel abgearbeitet, von der dritten nur mehr die Umrisse erkennbar; man muss daher annehmen, dass der Stein nur deshalb nicht ganz glatt abgearbeitet wurde, weil man während der Arbeit sah, dass er bei dem Brande doch auch einen früher übersehenen Riss abbekommen habe und daher nicht weiter verwendbar sei.

So klar und einfach die Anlage der meisten übrigen Bauwerke in Sendschirli ist, so schwierig ist es, gerade diesen jüngsten Bau zu verstehen. Selbst die Bauinschrift scheint nicht leicht mit dem bis jetzt freigelegten Grundrisse in Einklang zu bringen. Sie spricht von einem Winter- und einem Sommer-Palast, wenn überhaupt es gestattet ist, beth mit Haus oder Palast zu übersetzen. Geht es aber wirklich an, die lange offene Halle im Westen als „Sommer-Palast“ und die kleinere Halle mit dem Saale und dem Hinterraum als „Winter-Palast“ aufzufassen? Möglich ist es, dass der Bau noch nicht vollständig ausgegraben ist und dass er sich auf der Nord- und West-Seite des hinter der Façade liegenden

gepflasterten Hofes weiter fortsetzte. Besonders an der Westseite kann er dann bis an die Burgmauer gereicht haben, und Mauern, die dort schon 1890 bekannt und damals nur auf untergeordnete Magazins-Räume bezogen wurden, konnten dann noch zu ihm gehören. Um so auffallender wären dann freilich die drei Thürme, welche hinter der Halle gegen den gepflasterten Hof zu vorspringen. Erst weitere Grabungen werden hier Klarheit bringen.

Mit einer kurzen Besprechung des jüngsten grossen Bauwerkes von Sendschirli, des dem Asarhaddon (681—668) zugeschriebenen Baues im Nordosten des Hügels, und mit einer Erwähnung der grossen, im Burgthore der Stadt aufgefundenen Sieges-Stele Asarhaddon's, der weitaus schönsten und grössten bisher überhaupt bekannten assyrischen Stele, schloss der erste Abschnitt des Vortrages.

Der zweite beschäftigte sich mit den in Sendschirli vorkommenden Gräbern. In früher Zeit scheint die Verbrennung der Leichen vorherrschend gewesen zu sein Eine eigentliche Nekropole konnte bisher nicht nachgewiesen werden, doch liegen ausserhalb vom westlichen Stadtthore mehrere kleine Hügel, von denen einer untersucht wurde und eine Brandleiche enthielt. Etwa dem 7. vorchristl. Jahrhunderte gehören mehrere Sarkophage an, aus Thon, badewannenförmig, mit vier Henkeln, stets ohne Deckel; mehrere von diesen wurden in situ gefunden, mit den Resten einer in hockender Stellung beigesetzten Leiche und mancherlei kleinen Beigaben. Es ist möglich, dass eine derartige Beisetzung der Leichen in Sarkophagen, zerstreut auf verschiedenen Stellen der Burg, nicht die Regel war, sondern nur erfolgte, wenn die ausserhalb der Stadt gelegene Nekropole nicht erreichbar war, — vielleicht während einer Belagerung. Eine dritte Art von Gräbern bildet Kammern, von denen zwei hart an der östlichen Aussenseite von Palästen nachgewiesen wurden. Von diesen war eine sehr einfach gebaut und nur mit zwei grossen Platten zugedeckt, von denen eine früher wohl zu einer Oelpresse gehört haben mag; sie enthielt keine Spur irgend eines Skelets, das wohl völlig verwittert sein mag, aber ein schönes Steinbeil.

Viel merkwürdiger ist die zweite Grabkammer. Sie hat gewaltige Dimensionen und ist ganz aus riesigen Dolerit-Blöcken gebaut, die mit Asphalt versetzt sind. Leider war sie nicht intact und enthielt an Artefacten nur den Steg einer Leier. Wohl aber wurde in ihrer unmittelbaren Nähe eine grosse Grabstele gefunden, die aller Wahrscheinlichkeit nach zu ihr gehört. Diese bildet eines der schönsten Denkmäler der nordsyrischen Kunst, wohl eigentlich das schönste, das wir überhaupt bisher kennen. Anscheinend dem 8. vorchristl. Jahrhundert angehörend, enthält sie die Darstellung einer sitzenden Frau mit reichem Schmucke; vor dieser steht ein Diener mit einem Wedel, zwischen den beiden ein mit Speisen bedeckter Tisch; über demselben eine geflügelte Sonne. Besonders interessant ist das Relief auch in ethnographischer Beziehung durch den Schmuck und durch eine Fibel, welche in ihrer Form mit den in Sendschirli selbst ausgegrabenen Originalen übereinstimmt [1]).

Die geflügelte Sonnenscheibe dieses Reliefs nähert sich in ihrer Form schon derart einem zweiköpfigen Vogel, dass die Frage nahe liegt, ob die Doppeladler von Pteria und Hüjük sich nicht ursprünglich aus der geflügelten Sonnenscheibe entwickelt haben. Damit wäre ein Zusammenhang gewonnen zwischen dem heraldischen Doppeladler und einem der ältesten mythologischen Embleme; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass wenigstens ein Theil unserer Doppel-

1) Ueber alt-orientalische Fibeln vergleiche Luschan, Verhandl. 1893, S. 388 und Correspondenz-Blatt der D. A. G. 1894.

adler auf die alten Reliefs im nördlichen Kleinasien zurückgeht. Seldschuken und Kreuzfahrer sind da die Vermittler gewesen.

Dieser zweite Abschnitt des Vortrages war durch fünf Laternbilder erläutert, der dritte, der sich mit einigen Kleinfunden beschäftigte, nur durch drei Bilder. Gewichte, Mahl- und Reibsteine, sowie einige besonders auffallende und ungewöhnliche Gefässformen wurden gezeigt und besprochen.

Zum vierten Abschnitt des Vortrages gehörten sechzehn Bilder, bestimmt, die historische Entwicklung einzelner Kunstformen zu zeigen. Ein Mann, der eine Gazelle trägt, ist zweimal auf Reliefs vorhanden, einmal aus sehr früher Zeit, vom äusseren Burgthore, einmal aus dem 8. vorchristl. Jahrh. Ungemein lehrreich ist eine Reihe von verschiedenen Darstellungen eines „Todtenmahles“ auf Grab- und anderen Reliefs. Weitaus die roheste dieser Darstellungen stammt aus Karaburschlu[1]), sie trägt am Rande eine hieroglyphische Inschrift in den bekannten, bisher noch nicht befriedigend entzifferten „hethitischen“ oder, wie neuestens vorgeschlagen wird, „kilikischen“ Zeichen. Kaum wesentlich mehr vorgeschritten findet sich eine ähnliche Darstellung auf der eiförmigen Stele von Ördekburnu[1]), diesmal mit einer altsemitischen Inschrift. Gleichfalls noch sehr roh erscheint uns derselbe Gegenstand auf einem Relief des Burgthores von Sendschirli und auf verschiedenen verwandten Darstellungen aus der näheren und weiteren Umgebung des Ortes. Ihren Abschluss findet diese Reihe in dem bereits erwähnten Grab-Relief der Königin aus dem 8. vorchristl. Jahrhundert, das von grosser Schönheit ist und die hohe Vollendung beweist, welche die nordsyrische Kunst um diese Zeit erreicht hatte.

Ein noch grösseres Material hat sich aus den Ausgrabungen in Sendschirli für zwei Thiere ergeben, für den Löwen und für die Sphinx, deren historische Entwicklung sich hier besonders gut studiren lässt. Aus vier verschiedenen Zeiten sind Löwen in Sendschirli ausgegraben worden. Von diesen sind die ältesten die beiden im äusseren Burgthore; dann kommen die grossen Thorlöwen vom inneren Burgthore, darauf die von mächtig gesteigertem Können zeugenden späteren Ueberarbeitungen von zweien dieser Thorlöwen: den Schluss dieser Entwicklung bildet der erst 1894 aufgefundene grosse Löwe, der mit den Doppelsphinx-Basen gleichaltrig ist und also dem Anfange des achten Jahrh. v. Chr. angehört. Am reichsten aber ist das Material für die „Naturgeschichte“ der Sphinx. Schon auf den ganz primitiven Reliefs vom südlichen Stadtthore ist uns eine Sphinx erhalten, mit grossem Hute und mit einem Gesichte von erschreckender Rohheit. Nicht sehr wesentlich besser ist die Sphinx vom äusseren Burgthore. Einen ungeheuren Fortschritt gegen diese ganz primitiven Darstellungen zeigt die Relief-Sphinx, die wahrscheinlich dem östlichen der drei, 1894 gefundenen Bauwerke und vermuthlich dem Ende des 9. oder dem Beginne des 8. vorchristl. Jahrhunderts angehört. Der Kopf ist schon fast rund gearbeitet, allerdings im Profil wesentlich besser, als in der Ansicht von vorn, so dass man unwillkürlich den Eindruck erhält, als ob der Künstler zwar die Relief-Technik schon vollkommen beherrscht hätte, aber mit dem Runden noch nicht recht „fertig“ gewesen wäre. Etwas vor die Mitte des 8. Jahrh. sind die beiden grossartigen Doppelsphinx-Basen zu stellen, die zu dem Westbaue gehören, und vielleicht nur ein Menschenalter später schliesslich jene einfache Sphinx-Basis, die zu dem Baue des Barrekûb gehört und von bewundernswerther Schönheit ist, wenn auch die Hauptsache, der Kopf, bisher noch nicht aufgefunden worden.

1) unweit von Sendschirli; gefunden 1888.

Den fünften und letzten Theil des Berichtes bildete eine Erörterung über die Aufgaben der nächsten Campagne. An der Hand eines 1894 von Dr. Koldewey gezeichneten Planes erklärte der Vortragende die folgenden Arbeiten für unerlässlich:

1. Verfolgung des Barrekûb-Palastes bis an die Burgmauer.
2. Aufsuchung des Thores der innersten Burgmauer.
3. Freilegung des der Barrekûb-Façade gegenüber liegenden Bauwerkes.
4. Tiefgrabung an irgend einer Stelle der Burg bis auf den gewachsenen Boden.

Andere Aufgaben können sich vielleicht im Laufe der weiteren Arbeiten noch ergeben, aber diese vier springen von selbst in die Augen, sie sind eine natürliche Folge der bisherigen Ergebnisse und müssen früher oder später ihre Erledigung finden.

Die sichere Aussicht, gerade in Sendschirli noch weitere Inschriften und Bildwerke zu finden, welche für die Geschichte des alten Orients, für die Kunstgeschichte, für die Sprachforschung und ganz besonders auch für unser Verständniss der Bibel von so grosser Wichtigkeit sind, ist zu verlockend, die Theilnahme aller Gebildeten an diesen Ausgrabungen zu lebhaft, als dass ein längerer Stillstand derselben möglich wäre.

Besonders von denjenigen, die bisher mit so viel Aufopferung für das Unternehmen eingetreten sind und es mit Rath und That unterstützt haben, darf erwartet werden, dass sie es auch in Zukunft nicht im Stich lassen, sondern es bis zu Ende durchführen helfen werden. Die orientalischen Inschriften, Bildwerke und Kleinfunde aber, welche bisher schon aus Sendschirli nach unseren Königl. Museen gelangt sind, werden stets und für alle Zeit ein würdiges Denkmal dieser Gönner bilden. —

Vorsitzender: Im Namen aller Anwesenden danke ich Hrn. v. Luschan und seiner treuen Helferin in allen diesen Dingen für den grossen Genuss, den sie uns bereitet haben. Gewährt es an sich ein mehr als gewöhnliches Interesse, sich in jene uralte Zeit zurückzuversetzen, wo die für alle Nachwelt bestimmenden Nationen der alten Cultur, die Assyrier, die Aramäer und die Aegypter, im nördlichen Syrien in unmittelbaren Contact mit einander traten, so empfinden wir es als eine ungewöhnliche Gunst des Geschickes, dass wir selbst die monumentalen Zeugnisse dieses Contactes besitzen und dass uns heute durch eine grosse Anzahl der besten photographischen Projectionsbilder die Oertlichkeiten, der Gang der Untersuchung und die wichtigsten Funde anschaulich vor Augen geführt werden konnten. —

(24) Hr. Dr. Neuhauss zeigt mittelst des Projectionsapparates eine Anzahl von ihm hergestellter farbiger Photographien. —

(25) Eingegangene Schriften:

1. Birkinbine, J., The production of iron ores in 1892. Washington 1893. Gesch. d. Verf.
2. Hunt, A. E., Aluminum. Washington 1893. Gesch. d. Verf.
3. Parker, E. W., Production of Coal in 1892. Washington 1893. No. 7—12 Abstr. f. Mineral resources of the U. S. calendar year 1892. Gesch. d. Verf.

4. Ranke, J., Der Mensch. II. Auflage. I. u. II. Leipzig u. Wien 1894. Gesch. d. Verf.
5. Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Deutschen anthropol. Ges. in Innsbruck. Innsbruck 1894. Gesch. d. Verf.
6. Heger, F., Festschrift zur Begrüssung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropol. Ges. in Innsbruck, 24.—28. August 1894. Wien 1894. Gesch. d. Verf.
7. Bancalari, G., Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Wien 1893. Gesch. d. Verf.
8. Tappeiner, F., Zur Majafrage. Meran 1894. Gesch. d. Verf.
9. Mazegger, B., Römerfunde in Obermais bei Meran und die alte Maja-Veste. II. Aufl. Meran 1887.
10. Derselbe, Das alte G'schloss auf dem Sinichkopf in Mais. o. O. u. J. (Sep.-Abdr. a. d. Ferdinandeums-Zeitschrift, F. III, H. 35.)
    Nr. 9 u. 10 Gesch. d. Verf.
11. de Blasio, Ab., Crania Aegyptiaca vetera et hodierna con appunti di storia e di etnologia Egiziana. I. u. II. Siena 1893 u. 94. (Revista Italiana di sc. natural.) Gesch. d. Verf.
12. Radloff, W., Atlas der Alterthümer der Mongolei. II. Lieferung. St. Petersburg 1893. Gesch. d. Verf.
13. Boas, F., The correlation of anatomical or physiological measurements. o. O. 1894. (Americ. Anthropol.)
14. Derselbe, Classification of the languages of the North Pacific Coast. o. O. u. J.
15. Derselbe, Physical anthropology. The anthropology of the North American Indian. o. O. u. J. (No. 14 u. 15 Repr. fr. Memoirs of the Intern. Congress of Anthropol. Chicago.)
16. Derselbe, Human faculty as determined by race. Salem, Mass. 1894.
17. Derselbe, Der Eskimo-Dialekt des Cumberland-Sundes. I. Wien 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Mitth. d. anthrop. Ges. in Wien.)
    Nr. 13—17 Gesch. d. Verf.
18. de Peralta, M. y A. Alfaro, Etnologia Centro-Americana. Madrid 1893. Gesch. d. Verf.
19. Brinton, D. G., The Alphabets of the Berbers. o. O. 1894. (Proceed. of the Oriental club of Philadelphia.)
20. Derselbe, The Congress of Anthropology. o. O. u. J.
21. Derselbe, Ethnology. On various supposed relations between the American and Asian races. o. O. u. J. (No. 20 u. 21 repr. f. Memoirs of the Intern. Congr. of Anthrop. Chicago.)
    Nr. 19—21 Gesch. d. Verf.
22. Förtsch, Ueber vorgeschichtliche Töpfereigeräthe aus der Umgebung von Halle. o. O. 1894. (Zeitschr. f. Naturwiss. Bd. 67.) Gesch. d. Verf.
23. Weber, F., Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Für das Jahr 1892 zusammengestellt. o. O. u. J. (Sep.-Abdr. a. d. Beiträgen z. Anthrop. u. Urg. Bayerns.)
24. Derselbe, Streiflichter auf Prähistorisches aus alten Schriftstellern. München 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Correspond. Bl. d. Deutschen anthrop. Ges.)
    Nr. 23 u. 24 Gesch. d. Verf.

Fest-Sitzung zum 25jährigen Jubiläum der Gesellschaft

am 17. November 1894,

Abends 7 Uhr im Hörsaale des Königl. Museums für Völkerkunde.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow**.

I.

Festrede des Ehren-Präsidenten Hrn. Rudolf Virchow:

Hochgeehrte Fest-Versammlung! Der dritte Sonnabend im Monat ist für die Berliner anthropologische Gesellschaft statutarisch ein Sitzungstag. Da halten wir regelmässig unsere Monats-Sitzung und sind schon seit vielen Jahren gewohnt, uns zu ernster Arbeit zusammenzufinden. Heute trifft zufällig dieser Tag mit dem Tage der Constituirung der Gesellschaft zusammen und er ist dadurch zu einem Anreiz freudiger Erinnerung geworden.

Wenn es im Anfang vielleicht geschienen hat, als wenn eine Gesellschaft, die so zusammengesetzte Zwecke und zugleich ein so gemischtes Mitarbeiterthum zur Seite hat, ein wenig verschwommen werden müsste, so hat, glaube ich, die Erfahrung der 25 Jahre, an deren Schluss wir jetzt stehen, gezeigt, dass sich diese Gefahr vermeiden lässt. Es ist uns gelungen, in immer grösserem Maasse die Anerkennung zu finden, dass unsere Arbeit nicht nur ernst, sondern auch erfolgreich gewesen ist, und wir freuen uns daher heute um so mehr, in diesem Kreise der eigenen Angehörigen eine grössere Zahl von Vertretern der höchsten Instanzen unseres Staates und hervorragender Gesellschaften des In- und Auslandes zu begrüssen. Indem ich die Herren allerseits willkommen heisse, danke ich Ihnen von ganzem Herzen dafür, dass sie durch ihre Anwesenheit zugleich die Anerkennung kundgeben wollen, die sie unserem Streben zollen.

Wenn wir auf den Beginn unserer Thätigkeit zurückblicken, so darf ich vielleicht daran erinnern, dass der erste Anstoss zu derjenigen Bewegung, als deren Ausdruck unsere Gesellschaft wenigstens im deutschen Norden gelten darf, von aussen gekommen ist. Es war keineswegs eine im Innern des deutschen Volksgeistes stark entwickelte Seite, welche wir zur Geltung zu bringen uns bemühten, sondern im Gegentheil, wir wurden angeregt durch Arbeiten und Erfahrungen, welche im Auslande gemacht waren, und welche zu gemeinsamer Wirkung kamen in dem internationalen Congress für prähistorische Archaeologie und Anthropologie. Von diesem Congress waren schon mehrere Versammlungen in verschiedenen Ländern Europa's abgehalten worden, bevor im Jahre 1869 die Versammlung in Kopenhagen zusammentrat. Sie brachte eine gewisse Ablenkung in die Richtung, welche bis dahin vorgeherrscht hatte. In ganz natürlicher Weise hatte sich eine

Reihe von Gesichtspunkten in den Vordergrund gedrängt, welche nicht zufällig hervorgetreten waren, sondern welche ihren Grund fanden in sehr wichtigen, ja umwälzenden Beobachtungen, die in kurzer Zeit vorangegangen waren.

Unter diesen Beobachtungen standen, als der Congress zuerst zusammentrat, und auch noch als mehrere von uns ihm beitraten, obenan die geologischen. Es wurden damals zum ersten Mal so starke Beweise beigebracht für die Existenz des Menschen in diluvialer Zeit, — also der Zeit, welche man nach dem landläufigen Schema mit der Sintfluth abgeschlossen dachte, — dass alle Aufmerksamkeit sich der Frage zuwendete, was denn wohl von den alten Menschen noch in den Erd-Schichten oder sonstwie erhalten sei. Nun, Sie wissen ja Alle, dass das, was man damals fand und erörterte, am wenigsten die Reste des Menschen selber waren. Man hatte nur vereinzelt Knochen des Menschen oder gar Schädel angetroffen, man fand in der Regel nur sogenannte Artefakte oder, wie man später sagte, Manufakte. Es steckten da in den Löss- und Lehmschichten allerlei Bruch-Stücke von Steinen, welche Merkmale an sich trugen, dass sie von Menschen bearbeitet seien. Die entscheidende Wendung trat dadurch ein, dass ein sehr scharfsinniger Beobachter, Boucher de Perthes, in der Nähe von Amiens eine grosse Menge solcher Stücke sammelte und daraus allmählich ein Beweismaterial anhäufte, welches den prüfenden Gelehrten der verschiedensten Nationen endlich keinen Zweifel darüber liess, dass diese Dinge von Menschen bearbeitet sein mussten. Da der Mensch nicht da war, auch keine Reste seines Leibes, so knüpfte sich die Betrachtung einerseits an die geologische Lage als solche, dann aber auch speciell an die Frage: wie kann man an einem Stück Feuerstein erkennen, dass es gerade ein menschliches Artefakt oder Manufakt ist? und wodurch unterscheidet sich dasselbe von den zufälligen Trümmern, welche irgend eine geologische Bewegung aus den in der Erde eingeschlossenen Steinen hervorgebracht hat?

Das war ungefähr die Situation, in der wir in die Bewegung eintraten. Die geologische Frage war so sehr die dominirende, dass auf den internationalen Congressen, die dem Kopenhagener vorangegangen waren, wenig andere Fragen in gleicher Ausführlichkeit verhandelt worden sind. In Kopenhagen änderte sich die Situation nicht unerheblich, und zwar Angesichts der ausgezeichneten und in wunderbarer Weise aufgestellten Sammlungen, welche das dortige Alterthums-Museum damals schon besass, in einer Ordnung und in einem Reichthum, wie das in keinem anderen Lande in gleicher Weise vorhanden war. So geschah es, dass sich die Aufmerksamkeit von den primitiven Formen menschlicher Thätigkeit, wie sie in den Untersuchungen über den diluvialen Menschen prävalirten, allmählich mehr ab- und den Formen zuwendete, welche die Cultur in die menschliche Thätigkeit hineingebracht hat. Mehr und mehr studirte man die Cultur an sich und die Wege dieser Cultur, sowie die verschiedenen Beeinflussungen der Nationen unter einander, welche dabei hervortraten.

Mehrere von uns, die in Kopenhagen gewesen waren, empfanden mit einem gewissen Schmerz, dass die Deutschen ziemlich weit zurückgeblieben waren in den Untersuchungen, die wir im Auslande schon so weit vorgerückt sahen. Man wusste damals in Deutschland noch recht wenig von den geologischen Verhältnissen der jüngeren Erdschichten und ihrer Beziehung zum Menschen, und man hatte auch keine vollständige und klare Uebersicht über die besonderen Formen, welche die — wenn ich mich einmal so ausdrücken darf — Gräbercultur erkennen lässt. Nebenbei, das will ich gleich bemerken, waren unter unseren Landsleuten vielerlei Skrupel darüber entstanden, wie denn eigentlich die Deutschen selbst beschaffen seien,

was sie für einen besonderen Typus hatten, woran man sie als solche erkennen könne, wie sie entstanden, wo sie hergekommen seien, und so fort.

Das war der Grund, dass kurz nach dem Kopenhagener Congress, als die Naturforscher-Versammlung in Innsbruck eine grosse Zahl deutscher Gelehrten vereinigte, sich eine besondere Sektion für Anthropologie und Ethnologie bildete, und dass im Schoosse dieser Sektion ein Aufruf geplant und endlich erlassen wurde, der die Veranlassung geworden ist für die Bildung fast aller der Gesellschaften, deren Vertreter wir heute um uns versammelt sehen. Dieser Aufruf von Innsbruck ist am 25. September 1869 erlassen worden. Von Berliner Mitgliedern war ausser mir noch Hr. Koner daran betheiligt. Da in dem Aufruf eine bestimmte Organisation vorgeschlagen war, namentlich die Bildung von Lokal-Vereinen, welche durch ihren Zusammentritt einen deutschen Gesammt-Verein herstellen sollten, so betrachteten wir beide es als unsere erste Pflicht und Aufgabe, nachdem wir zurückgekehrt waren, in Berlin eine solche Organisation in's Werk zu setzen. Wir fanden unter unseren Collegen und Freunden eine nicht ganz kleine Zahl von Helfern und Helfershelfern, welche den weiteren Aufruf an die Berliner unterstützten. Am 28. October, als unser Aufruf zur Gründung eines Berliner Vereins erlassen wurde, hatten wir folgende Theilnehmer, — es wird wohl heute als eine Pflicht der Dankbarkeit empfunden werden, der ersten Initiatoren mit besonderer Wärme zu gedenken: — die HHrn. Wetzstein, Reichert, Peters, Magnus, v. Ledebur, Kiepert, Hartmann, Ehrenberg, Braun, Du Bois-Reymond, Beyrich und Bastian. Von diesen (mit uns) 14 Männern sind heute noch 7 am Leben, und nur 3 davon gehören noch gegenwärtig zu den Mitgliedern der Gesellschaft; so sehr hat die Zeit die aktiven Elemente geändert. Unmittelbar nachher, am 17. November, heute gerade vor 25 Jahren, geschah die Constituirung der Berliner Gesellschaft, und es wurde der erste Vorstand gewählt, von dem seither 4 Mitglieder gestorben sind, die HHrn. Al. Braun, Kundt, R. Hartmann und Deegen, so dass ausser mir nur noch die HHrn. Bastian und Voss sich unter den Lebenden befinden und noch zu den Mitgliedern der Gesellschaft, sogar zu den aktivsten Mitgliedern gehören. Die erste ordentliche Sitzung hat dann stattgefunden am 11. December 1869, wo auch der Ausschuss gewählt wurde. Diesem ersten Ausschuss gehörten an die HHrn. Du Bois-Reymond, Beyrich, Brehm, Kiepert, Koner, Lazarus, v. Ledebur und Pringsheim; auch von ihnen ist ungefähr die Hälfte gestorben und von der anderen Hälfte sind nur noch zwei, die HHrn. Beyrich und Lazarus, unsere Mitglieder.

Derselbe Wechsel, der in dem Vorstande und Ausschusse eingetreten ist, hat in einem erheblichen Maasse auch in der Gesellschaft stattgefunden; nichtsdestoweniger können wir mit Dank anerkennen, dass ein grosser Theil der Mitglieder, und zwar gerade derjenigen, auf deren Mitwirkung wir vorzugsweise angewiesen sind, an der Stange festgehalten hat. Ich möchte glauben, dass ein nicht geringer Antheil an der weitgreifenden Wirkung, die wir hervorgebracht haben, in dem Umstande zu suchen ist, dass mit der Dauerhaftigkeit der Mitglieder auch Dauerhaftigkeit der Ziele, Dauerhaftigkeit der Arbeiten, Dauerhaftigkeit der Gliederung der Gesellschaft in sich und nach aussen gegeben war. Jede solche Gesellschaft ist ja wie ein Staat; er muss zuerst die Garantien seines eigenen Bestehens aufweisen, ehe die Menschen Zutrauen zu ihm fassen und ehe es gelingt, die Stellung anerkannt zu sehen, welche angestrebt wird.

Bei der Kürze der Zeit, die uns heute zugemessen ist, will ich mich darauf beschränken, aus dem, was wir inzwischen erreicht haben, nur Einiges hervorzuheben.

Wenn, wie ich schon sagte, in erster Zeit immer noch das, was man damals Urgeschichte nannte, — worauf wir in unserem Titel einen ausdrücklichen Anspruch erheben, — im Vordergrunde stand, so haben wir uns ehrlich bemüht, unseren Antheil an der Arbeit zu tragen. Zunächst in paläontologischer Beziehung. Es hat sich das freilich etwas anders gestaltet, als bei mehreren unserer Nachbarvölker, namentlich bei denjenigen, welche zuerst die Wege der neuen Forschung betreten haben. Während in Frankreich und Belgien, in der Schweiz, in England, selbst in Italien, für diese frühere Periode die sogen. Höhlen-Forschung ein besonders grosses und wichtiges Arbeitsfeld geliefert hat, so haben wir in unseren vaterländischen Gebieten dafür nicht gerade viel leisten können. Unsere Freunde in Süd-Deutschland sind noch am günstigsten gestellt gewesen. Sie haben in der schwäbischen Alb, in der Gegend von Regensburg, in Franken, an den Grenzen der Schweiz Plätze gefunden, wo diese Seite der Forschung mit Erfolg cultivirt werden konnte. Je weiter nach Norden, um so spärlicher war die Gelegenheit. Ich will nur daran erinnern, dass wir mit Ausnahme weniger Höhlen in Nassau, in Westfalen, in Nieder-Sachsen und Thüringen, eigentlich gar keine früher bewohnten Höhlen besitzen. Die bekannten Höhlen sind, so weit ich übersehen kann, ziemlich vollständig erforscht. Es mag hier und da noch etwas rückständig sein. Auch in der neuesten Zeit wird durch Eisenbahn- und Wegebauten gelegentlich eine neue Höhle angeschnitten, und wir dürfen uns der Hoffnung nicht ganz entschlagen, dass es noch möglich sein wird, in solchen Höhlen irgend welche wesentlichen Dinge zu finden, aber wir können nicht sagen, dass die deutsche Höhlen-Forschung einen ganz neuen Gesichtspunkt ergeben hätte, der nicht schon durch die Forschungen der Nachbarvölker erledigt gewesen wäre. Nur einen Punkt haben wir in Nord-Deutschland mit Erfolg im Auge behalten, das waren die Renthierfunde, die uns schon in den ersten Sitzungen beschäftigten und die wir in grosser Vollständigkeit ermittelt haben.

So ist es denn gekommen, dass wir einen andern Theil der urgeschichtlichen Forschung, der uns bequemer lag, der uns reicheres Material darbot, mit Ausdauer, mit Beharrlichkeit und, wie ich gerade in dieser Beziehung anerkennen muss, mit der Unterstützung zahlreicher Freunde in den Provinzen in Angriff nehmen konnten, und dass wir in der That die bemerkenswerthesten Erfolge darin gehabt haben. Das war die Gräberforschung oder, genauer, die Erforschung der prähistorischen Gräber in Verbindung mit der Erforschung der alten Wohnplätze und Befestigungen. Auf diesem Gebiete gelangt man natürlich zu ganz andern Betrachtungen, als auf dem Gebiete der Höhlenforschung oder der diluvialen Forschung überhaupt. Während das Bestreben des Höhlenforschers und des diluvialen Forschers doch schliesslich immer das ist, den Menschen selbst zu finden, so hat das Geschick es mit sich gebracht, dass unsere Gräberforschung durch einen Umstand, den wir nicht verschulden, ausserordentlich einseitig geblieben ist, nehmlich dadurch, dass nach dem Schlusse der jüngeren Steinzeit, also von dem Augenblick an, wo Metalle in Gebrauch kamen, während langer Zeiträume, sicherlich während langer Jahrhunderte, die Menschen, welche einstmals unsere Länder bewohnten, ihre Todten verbrannt haben. Wir finden wohl eine Unmasse von sogenannten Todtenurnen und Aschenurnen, in denen die Reste dieser einstmaligen Bewohner beigesetzt sind, aber wir können aus diesen Resten nicht mehr die Menschen selbst oder ihre Skelette reconstruiren, wir können nicht mehr ermitteln, wie diese Menschen beschaffen waren. Die Bruchstücke, welche von ihnen übrig geblieben, sind so klein, dass sie sich nicht mehr zu brauchbaren Formen zusammensetzen lassen. Das erklärt sich aus dem Umstande, der erst

mehr und mehr klar geworden und zum Bewusstsein gekommen ist, dass man die Menschen nicht bloss verbrannt, sondern dass man nach der Verbrennung auch noch die Knochen zerschlagen und sie erst in diesem zerschlagenen Zustand in die Urne gethan hat. Diese Bruchstücke gestatten es wohl, zu erkennen, ob das verbrannte Individuum ein kräftiges oder ein schwaches, ob es vielleicht ein Mann oder eine Frau, oder gar ein Kind war, aber sie ergeben nichts weiter über die Besonderheit des Individuums, insbesondere nicht das, was uns am meisten beschäftigen würde, den Schädel.

Diese Gräber, welche die grosse Mehrzahl aller norddeutschen Nekropolen füllen, lenken mit Nothwendigkeit die Forschung nicht auf die Menschen, sondern auf die Producte ihrer Arbeit. Da untersuchen wir die Töpfe, welche sie fabricirt haben, die verschiedenen Beigaben, welche sie in diese Töpfe oder neben dieselben gelegt haben, das Gold, die Bronzen, die Eisensachen; wir studiren die Waffen, den Schmuck, das sonstige Zubehör des häuslichen und öffentlichen Lebens, was ihnen ins Grab mitgegeben ist. Das Alles beschäftigt uns sehr lebhaft, aber es führt uns auf eine ganz andere Art der Betrachtung, es führt uns ganz einseitig auf die Betrachtung der menschlichen Cultur. Wir kommen damit an eine Stelle, wo wir ein Stück Culturgeschichte unmittelbar zu bearbeiten haben.

An dieser Stelle berühren wir uns mit zahlreichen Nachbarwissenschaften, die ähnliche Studien treiben müssen. Obwohl eine Zeit lang unsere Thätigkeit auf diesem Gebiete mit einer Art von — sagen wir es offen — neidischem Gefühl von mancher der Nachbardisciplinen verfolgt wurde, ist es doch gelungen, im Laufe der Zeit, nachdem man gesehen hat, dass wir ein ernsthaftes, ehrliches Streben haben, zu einer Gemeinsamkeit der Ziele zu kommen. Es wird so voraussichtlich noch mehr, als es im Augenblick der Fall ist, ermittelt werden, welche Wege die Cultur eingeschlagen hat und welche Resultate daraus für die allgemeine Geschichte der Menschheit zu gewinnen sind.

Ich darf wohl bemerken, dass diese Resultate nicht überschätzt werden dürfen, denn es handelt sich dabei in der Regel nicht um allgemeine Culturgeschichte, sondern um specielle Culturgeschichte, um die Culturgeschichte der Länder, in denen wir eben unsere Wirksamkeit ausüben. Wollen wir uns mit der grossen allgemeinen Culturgeschichte beschäftigen, so können wir das ja auch thun, und wir haben es oft genug gethan: aber es ist nicht möglich, eine so grosse Aufgabe auf diesem einen Wege durchzuführen.

Nun, in Beziehung auf die, wenn ich so sagen darf, territoriale Culturgeschichte, die uns zunächst lag, die wir vorzugsweise an den prähistorischen Gräberfunden, nächstdem an den norddeutschen Pfahlbauten und Burgwällen verfolgt haben, ist es gelungen, seit jener Zeit grosse Gegensätze auszugleichen. Hie und da spuken sie noch heutigen Tages fort, aber sie verschwinden mehr und mehr. Als wir anfingen, fragte jedermann sofort: welchem Volk gehören diese Gräber und Bauten? Man kannte eine gewisse Reihe von historischen Völkern, die innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschlands gewohnt haben oder noch wohnen. Man fing an mit den modernen Deutschen, kam dann zu den Slaven und schliesslich zu den alten Germanen; vor diesen wusste Niemand ein anderes Volk zu nennen, als die Celten. Die Fragestellung bewegte sich also in einem recht kleinen Kreise: man kam von den neuen Germanen immer wieder auf die Celten und von den Celten zurück auf die neuen Germanen.

Wenn Sie heutigen Tages unsere Verhandlungen durchsehen, so werden Sie finden, dass wir nicht sehr häufig diese Art der Betrachtung anwenden. Ich

will nicht sagen, dass das durchaus correct sei; ich muss sogar zugestehen, dass auch nach meiner Empfindung die Celten in der neueren Zeit bei uns etwas schlecht weggekommen sind. Wenn wir einige Arbeiten unserer westlichen Nachbarn ansehen, namentlich die neueste der HHrn. A. Bertrand und Reinach, die seit Jahren wiederholt mit grosser Beharrlichkeit die Frage von der Ausbreitung der alten Celten und ihren Wanderungen verfolgen, so scheint es mir, dass wir nicht werden umhin können, im Laufe der nächsten Jahre uns wieder etwas mehr mit der Celtenfrage zu beschäftigen. Aber Thatsache ist es, dass die Frage während der letzten 25 Jahre gewissermaassen von unserem Arbeitsfelde verschwunden ist. Wir haben die Celten nach Böhmen und bis über den Rhein zurückgeschoben, wir thun so, als ob niemals Celten im diesseitigen, rechtsrheinischen Gebiet und in den nichtböhmischen, norddanubischen Landschaften gewohnt haben. Allerdings wird niemand bezweifeln, dass naheliegende archäologische Funde, welche einen solchen Hinweis enthalten, sehr spärlich vorhanden sind; es gehört zu einem wirklichen Beweise viel mehr, als die blosse Auffindung einzelner charakteristischer Gegenstände.

Dagegen hat man sich allmählich daran gewöhnt, eine andere celtische Angelegenheit mehr und mehr zur Anerkennung gelangen zu lassen, die gegenwärtig in unseren Erörterungen einen sehr grossen Raum einnimmt, vielleicht einen zu grossen, das ist die sogenannte La Tène-Cultur. La Tène ist ein kleiner Platz am nördlichen Ende des Neuchateller Sees. Dort findet sich ein Ufergelände, das bei der Senkung des Sees immer breiter freigelegt ist; auf demselben hat man eine grosse Masse von Fundobjecten gesammelt, die anfänglich zu der Meinung führten, dass hier eine Pfahlbaustation existirt habe, bis man sich im Laufe der Zeit überzeugte, dass eigentlich keine bestimmten Gründe für die Annahme einer wirklichen Pfahlbaustation vorhanden seien, dass es sich wohl um eine Niederlassung handle, die vielleicht nur temporär gebraucht worden ist, eine Art von Depotplatz für kriegführende Stämme. Aber es kam dabei eine Fülle von Objecten zu Tage, welche sehr beachtenswerth sind und welche daher mit grosser Sorgfalt gesammelt wurden. Die Schweizer Forscher haben sich sehr viel Mühe gegeben, eine genaue Festlegung des damaligen Bestandes zu liefern. Vorzügliche Werke sind darüber veröffentlicht worden. Inzwischen fand man, dass Gegenstände, wie sie da aus dem Seegrunde zu Tage traten, auch in zahlreichen Gräbern, nicht etwa bloss der Schweiz, vorkommen.

Die Station La Tène entspricht aber, wie von Anfang an von den schweizerischen Forschern erkannt worden ist, ihren Funden nach ziemlich genau gewissen celtischen oder gallischen Plätzen. Schon damals hatten unter der Aegide des Kaisers Louis Napoleon, der die Geschichte Cäsars mit thatsächlichen Unterlagen zu versehen bestrebt war, umfassende Ausgrabungen stattgefunden, namentlich bei der von Cäsar belagerten und eroberten Stadt Alesia. Die Waffen und die Geräthe, die man in den Wallgräben von Alesia gesammelt hatte, stimmten aber vielfach überein mit Stücken, die man in La Tène zu Tage förderte. Nun, Alesia war ein fester gallischer Platz, dessen chronologische Stellung sehr genau bestimmt ist durch die Belagerung Cäsars. Wir wissen, dass es ein, relativ wenigstens, neuer Platz war. Aber es ist bis auf diesen Augenblick noch nicht gelungen, herauszubringen, wie es möglich gewesen ist, dass eine Cultur, wie sie an diesen beiden Plätzen, in La Tène und in Alesia, zuerst bekannt geworden ist, sich so schnell und so weit hat verbreiten können, dass sie fast über den ganzen europäischen Continent ausgedehnt worden ist, und dass wir immer noch neue und zahlreiche Fundplätze verzeichnen müssen, welche dieser Periode angehören. Wenn Sie die

neueren Jahrgänge unserer Verhandlungen durchsehen, so werden Sie sehen, dass beinahe täglich neue Tène-Funde gemacht werden.

Solche Funde sind früher recht schlecht behandelt worden, weil die Mehrzahl derselben aus Eisen besteht. Eisen ist an sich im Sinne der Leute, welche Gräber öffnen, ein nicht sehr angenehmer Fund: sie wollen lieber Bronze, noch lieber Gold oder sonst irgend ein edles Metall. Eisen ist ihnen zu gemein. Dazu kommt noch ein anderer Umstand: das Eisen der Gräber ist sehr selten in einem gut erhaltenen Zustande. Eisen ist an sich ein leicht oxydirbares Metall, das in der Erde sich schnell verändert und deshalb in oft sehr unscheinbarer Gestalt hervorkommt, und bei dem es manchmal nicht einmal festzustellen ist, was es eigentlich gewesen ist. Man findet ein Eisenstück mit einem Rostklumpen oder auch nur einen Rostklumpen, aber man findet nicht mehr heraus, was für ein Gegenstand es war.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist die Thatsache unleugbar, dass die Beobachtung einer einstmaligen Tène-Cultur, wie man sie nennt, allmählich fast über den ganzen Continent sich ausgedehnt hat. Es handelt sich hier also, wie ich besonders betonen muss, nicht um die alten Celten selbst, die, wie man gewöhnlich angenommen hat, noch vor den Germanen in Europa eingedrungen waren, die aber in ihren Wanderungen erst zu einer Zeit, die einige Jahrhunderte vor Christi Geburt liegt, hervorgetreten sind, sondern es handelt sich um jene jungen Celten, die um die Zeit von Christi Geburt oder nicht lange vorher existirt haben. Dass nicht an allen den Orten, wo sich La Tène-Sachen finden, wirkliche Celten gewohnt und gelebt haben, welche die fraglichen Gegenstände gemacht haben könnten, darüber wird wohl kein Zweifel sein.

Wir kommen hier also auf die andere Betrachtung, die uns mehr und mehr interessirt hat, nehmlich auf die Wege der Cultur, nicht mehr auf die Wege der Menschen als solcher, nicht mehr auf Wanderungen der Stämme, auf Vermischungen verschiedenartiger Stämme mit einander, sondern auf die Wege der Cultur selbst, also entweder auf den Handel, durch welchen gewisse Producte einer fremden Gegend eingeführt wurden in ein anderes Land, oder auf die Uebertragung einer Erfindung und deren Technik auf eine andere Bevölkerung, welche nun anfing, auch so zu arbeiten, wie man früher anderswo gearbeitet hatte. Im letztern Falle handelt es sich also nicht um das Product, welches vertrieben wird, sondern nur um den Stoff und namentlich um die Technik, mit der Technik natürlich meistentheils auch um die Muster. Wir haben also die Uebertragung der Muster, zum Theil auch der Substanzen, zu untersuchen und kommen so auf die Frage der eigentlichen Cultur.

Das liegt ja nun, wenn Sie wollen, nicht mehr ganz in dem engen Rahmen der Anthropologie: das ist eben einer der Punkte, welche nach unserer ursprünglichen Aufstellung eigentlich der Urgeschichte zufielen. Man muss zugestehen, dass, obwohl die Fundstellen von La Tène und von Alesia der historischen Zeit angehören, — Alesia ganz und gar, von La Tène können wir das nicht direkt sagen; niemand hat es gesehen, aber es fällt doch in eine für diese Gegend historische Zeit, — also, ich sage, wir müssen zugestehen, dass die Tène-Funde für einen grossen Theil Europas, für den grössten Theil sogar, den prähistorischen zuzurechnen sind. Wir können gar nicht umhin, sie dahin zu stellen, denn kein älterer Schriftsteller hat irgend etwas erwähnt, was uns, ausserhalb der Grenzen Galliens, Kunde giebt von der Existenz eines bestimmten Volkes, das gerade diese Art der Cultur getragen oder entwickelt oder weiter gefördert habe. Wir kommen damit in einen jener schwierigen Grenzbezirke, in welchen sich Prähistorie und Historie gleich-

sam durchdringen, — von der einen Seite positiv historische Dinge, von der andern Seite ganz und gar der Historie entzogene, prähistorische. Sie werden begreifen, dass eine junge Wissenschaft, wie die unsrige, nicht lange darnach fragt, ob vielleicht hie und da in ihre Untersuchungen auch etwas Historisches sich einmischt. Wenn die Sache ihrem Hauptantheil nach sich als prähistorisch erweist, so sagt sie: das ist unsere Sache. So haben auch wir es gemacht, und damit haben wir in der That ein sehr grosses und sehr umfangreiches Gebiet allmählich festgelegt, ein Gebiet, das, wie ich wohl sagen darf, ohne unsere Mitwirkung wohl kaum in der Schnelligkeit der positiven Kenntniss gewonnen sein würde.

Wir haben uns auch nicht gescheut, manche Probleme mit in Angriff zu nehmen, wo es sich erst darum handelte, die Grenze zwischen Historie und Prähistorie festzustellen. Das glänzendste Beispiel dafür ist unsere Betheiligung an den trojanischen Untersuchungen, von denen unser verstorbenes Ehrenmitglied, Heinrich Schliemann, uns bis zu seinem Tode in laufender Kenntniss erhielt. Aber wir haben auch den Kaukasus, Armenien, Aegypten und Assyrien in den Kreis unserer Erörterungen gezogen, wie wir es mit Peru und Mexico, mit Indien, China und Japan gethan haben, und ich denke, unsere Arbeit ist nicht erfolglos geblieben.

Die Berliner Gesellschaft, in den Mittelpunkt der Thätigkeit des deutschen Reiches gestellt, hat es stets als ein nobile officium betrachtet, die auswärtigen Beziehungen zu pflegen. Ihre Untersuchungen sind nach und nach auf alle Continente ausgedehnt worden, Dank insbesondere der gewichtigen Unterstützung ihrer correspondirenden Mitglieder und dem stetigen Anwachsen unserer ethnologischen Sammlungen. Darüber werden Sie aus dem berufensten Munde eine Darstellung hören. Meine Aufgabe bringt es mit sich, unser Verhältniss zur Anthropologie kurz zu beleuchten.

Die Anthropologie hat es, im Gegensatze zu der Prähistorie, an sich nicht mit der Cultur zu thun. Es giebt gewisse Berührungen auch hier, die ich nicht verschweigen will, da sie wesentliche und wichtige Gesichtspunkte liefern. Aber die erste Aufgabe der Anthropologie ist die objektive Erforschung des Menschen. Wenn wir aber den Menschen objektiv studiren und ihn betrachten in seinem Bau, seinen Handlungen, seinen Funktionen, seinen Bedürfnissen, so hat niemals ein ernster Zweifel darüber bestanden, dass seine ganze Einrichtung eine thierische ist. Das ist die Grundlage der Betrachtung, welche den Vorstellungen der Alten und der Naturvölker zu Grunde gelegen hat und welche daher auch in allen religiösen Systemen festgehalten ist. Immer hat man für die Organisation des Menschen ähnliche Gesetze aufgesucht, wie für die nächst stehenden Thiere. Aber man hat auch immer anerkennen müssen, dass der menschliche Geist kein Gegenstand der Anatomie ist, dass es also eine Seite der Betrachtung giebt, welche sich über das anatomische Gebiet erhebt und welche nur in Erwägung gezogen werden kann auf Grund von Beobachtungen, welche sich auf den lebenden Menschen und das Leben als solches beziehen.

Und doch giebt es auch hier einen gewissen Punkt, der gewissermaassen einen Uebergang bildet. Auch wenn man den Menschen rein anatomisch oder rein zoologisch betrachtet, so erkennt man doch immer, dass er durch eine Seite seiner Entwickelung weit über alle Thiere hinausragt, und das ist durch die Entwickelung seines Central-Nervensystems, vorzugsweise des Gehirns. Das ist eine Auffassung, welche einen der bedeutendsten vergleichenden Anatomen England's, den vor nicht langer Zeit verstorbenen Owen, zu der These veranlasste, dass der Mensch sich wesentlich dadurch von allen anderen Thieren, auch von den Affen unterscheide,

dass er eben, so zu sagen, ein vorzugsweises Gehirnthier sei. Owen nannte ihn daher archencephal. — Nun, diese Archencephalie können wir nicht auf dem Wege der urgeschichtlichen Forschung angreifen. Ich habe freilich in der letzten Sitzung unserer Gesellschaft den Bericht eines amerikanischen Collegen vorgelegt, der glaubt, er habe das versteinerte Gehirn eines Menschen gefunden. Aber wir müssen erst abwarten, was daran ist. Bis jetzt wusste man von fossilen Gehirnen nichts. Das Gehirn war kein Gegenstand der urgeschichtlichen Forschung. Wir hatten nur etwas Anderes, was einigermaassen als Ersatz dafür dienen konnte. Das war der Schädel, das Gefäss für das Gehirn. Darauf führt schon die theoretische Erwägung, dass das Gefäss ungefähr dem Inhalt entsprechen muss und dass unter günstigen Umständen aus dem Gefässe selbst der Inhalt, sowohl seiner Menge, wie seiner Form nach, erschlossen werden kann. Wenn also die Anthropologen mit einer gewissen Hartnäckigkeit sich gerade mit Schädel-Untersuchungen beschäftigen, so thun sie das nicht der Schädel wegen, sondern immer mit dem Hintergedanken, dass sie an dem Schädel einen Maassstab für die Hirn-Entwickelung hätten, und dass in dem Maasse, als die Schädel in grösserer Zahl bekannt wurden, sich daraus zusammenfassende Schlüsse für die vergleichende Betrachtung der Völker und Stämme in Bezug auf ihre Gehirn-Entwickelung würden ziehen lassen.

Diese Art der Betrachtung hat unzweifelhaft viel Wahres an sich, aber wie Alles in der Welt, so hat sie auch ihre Bedenken, und zwar gelegentlich so grosse, dass man nicht umhin kann, diese Bedenken über alle die Gesichtspunkte hinaus festzuhalten, welche wir aus einer Erwägung der unmittelbaren Beobachtungen ableiten können. Ich betone das namentlich, weil wir eben in eine Phase der Entwickelung eintreten, in der vielleicht für eine gewisse Zeit gerade die Schädelfrage wieder eine besondere Bedeutung erlangen wird.

Durch allerlei Umstände ist es gekommen, dass im Laufe der letzten Jahre sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf die Wandelbarkeit in der Grösse der Schädel gerichtet hat, auf eine gewisse Variabilität des Schädelraumes innerhalb der einzelnen Stämme und Völker. Es ist das eine Erscheinung, die wir auch unter uns nicht selten beobachten. Denn wenn wir in irgend einer grösseren Gesellschaft um uns blicken, so können wir sicher sein, Grössen-Verschiedenheiten der Schädel, und zwar nicht selten sehr beträchtliche, zu bemerken.

Man hat sich neuerlich meist damit geholfen, diese Verschiedenheiten von einer Mischung verschiedener Grundtypen abzuleiten. Die Kreuzung habe allerhand abweichende und gemischte Formen des Schädels erzeugt. Dieser Gedanke ist sicherlich nicht a limine zurückzuweisen. Aber es ist eine andere Frage, ob er allgemein zutrifft. Man hat schon wiederholt den Versuch gemacht, die Forschung auf die Frage zu richten, ob nicht durch die Cultur selbst, durch die Lebensverhältnisse, in welchen der Culturmensch gegenüber dem Urmenschen sich befindet, eine grössere Neigung zur Variation herbeigeführt wird. Einer der Hauptvertreter der französischen Anthropologie, M. Duval, der vor Kurzem Präsident der Anthropologischen Gesellschaft in Paris war, hat geradezu den Satz aufgestellt, dass die Variation mit der Cultur zunehme. Daraus würde folgen, dass die heutigen Culturvölker viel mehr Variationen darbieten müssten, als das jemals in einer früheren Zeit dagewesen ist. Ich habe meinerseits seit Jahren die Urbevölkerungen, die Aboriginer, wie man sie zu nennen pflegt, die primitivsten Stämme, die überhaupt noch auf der Erde existiren, zum Gegenstande meiner Untersuchungen gemacht, und ich habe umgekehrt gefunden, dass die Grösse der Variationen gerade bei den wilden Stämmen einen hohen Grad erreicht, ja einen Grad, der nicht leicht

in den cultivirten und civilisirten Völkern zu Tage tritt. Ganz natürlich erwacht auch hier wieder der Gedanke, dass es sich doch nur um Mischungen handle, und dass, wenn z. B. in einer und derselben Bevölkerung oder in einem und demselben Stamme sehr grosse Differenzen in den Grössen-Verhältnissen hervortreten, wir daraus auf eine grosse Stärke der Mischung schliessen müssten.

Die beiden Hauptvertreter dieser Ansicht sind im Augenblick der römische Professor für Anthropologie Hr. Sergi und unser alter Freund Kollmann, Professor in Basel. Beide gehen davon aus, dass die Menschen ursprünglich kümmerliche Wesen waren, und zwar Wesen von zwerghafter, pygmäenhafter Natur. Aus diesen ursprünglichen Zwergen hätten sich erst nach und nach die grösseren Menschen entwickelt, so jedoch, dass immer noch eine gewisse Disposition zum Rückschlag existire, und dass daher immer wieder die ursprünglichen kleineren und unvollkommeneren Formen hervortreten.

Diese Frage hat sich begreiflicher Weise am meisten auf die Schädel concentrirt und zwar in der Form: wo sind sehr kleine Schädel zu finden? und wo sind Mischungen nachzuweisen?

Ich kann selbstverständlich am heutigen Abend nicht diese ganze Materie erschöpfen. Aber es schien mir von bedeutendem Interesse, Ihnen einmal eine Reihe einschläglicher Objekte direkt und im Zusammenhange vorzuführen, damit Sie eine Anschauung davon gewinnen, einerseits, welche Unterlagen für solche Erwägungen thatsächlich existiren, andererseits, welche Schwierigkeit die Entscheidung hat. Möge diese kleine Ausstellung Ihnen zugleich eine bleibende Erinnerung an diesen Abend gewähren!

Sie sehen hier eine Aufstellung von Schädeln kleinster Art, wie sie vielleicht in diesem Augenblick an keinem anderen Platze der Welt so vollständig geliefert werden könnte. Ich betrachte es als eine besondere Leistung, dass es gelungen ist, im Laufe von Jahren eine solche Anzahl kleinster Schädel zusammen zu bringen. Unter diesen befinden sich einzelne von ganz ausserordentlicher Kleinheit, namentlich auch solche, welche an der unteren Grenze der bekannten kleinen Schädel überhaupt stehen.

Ich will in dieser Beziehung Folgendes voraufschicken: Um die Grössen-Verhältnisse des Schädels zu ermitteln, misst man, wie viel Rauminhalt derselbe hat. Ist diese Zahl in Cubik-Centimetern möglichst genau festgestellt, so lässt sich mit grösster Sicherheit die Vergleichung mit anderen Schädeln machen. Nun hat sich ergeben, dass der Rauminhalt der Schädel bei den Cultur-Rassen durchschnittlich eine Grösse hat, die etwas über 1500 *ccm* beträgt, nicht selten freilich weniger, aber auch zuweilen erheblich mehr, bis zu 1600 und 1700 *ccm*. Auf der anderen Seite stehen die ausgemacht kleinen Schädel, für welche ich als obere Grenze 1200 *ccm* setze.

Das Kleinste von Schädeln, was bis jetzt überhaupt gefunden ist, sehen Sie hier in Originalstücken vertreten. Ich glaube behaupten zu können, dass dieser weibliche Schädel von Neu-Britannien der kleinste überhaupt bis jetzt bekannte menschliche Schädel ist, er misst nur 860 *ccm*. Hier sind einige andere, die sich ihm nahe anschliessen. Da ist ein Schädel von den Andamanen-Inseln, einer kleinen Rasse von Schwarzen angehörig, welche die Inselgruppe bewohnt; er hat nur 950 *ccm*. Ein anderer von eben daher misst 970 *ccm*. Da ist ferner ein Schädel, den wir dem Eifer unseres Collegen Jagor zu verdanken haben; er stammt von einer Frau der Naya Kurumba, eines dravidischen Stammes in den Nilgiris in Vorder-Indien, und hat eine Capacität von 960 *ccm*. Daran schliessen

sich einige andere Schädel, welche gleichfalls der östlichen Welt angehören z. B. einer von Neu-Irland, der ein Maass von 970 *ccm* hat.

Es hat sich aber neuerlich gezeigt, dass derartige kleine Schädel an vielen Orten vorkommen. Der bis jetzt bekannte kleinste afrikanische Schädel, den ich erst vor ganz kurzer Zeit aus einer grossen Sammlung, die Hr. Schweinfurth in Abessinien veranstaltet hat, gewonnen habe, ergiebt eine Capacität von 975 *ccm*. Es ist der allerkleinste Afrikaner, der jemals gemessen worden ist. Leider weiss ich von der Herkunft des Individuums nichts; nur sein Schädel ist nebst einer grossen Menge anderer von Eingebornen, die in Folge einer Hungersnoth zwischen Tigre und Massaua gefallen sind, zu mir gekommen. Dagegen sehen Sie hier zwei andere Afrikaner. Davon gehörte der eine einem wirklichen Pygmäen an, einem Manne desjenigen Stammes, den man bei uns mit Vorliebe Akka nennt, der sich selber aber Éwwe nennt. Er war ein Stammesgenosse der jungen Damen, welche vor einiger Zeit in Deutschland von Hrn. Stuhlmann gezeigt wurden. Aber man sieht auf den ersten Blick, dass er viel grösser ist, als die bis jetzt besprochenen. Er erreicht schon das Maass von 1182 *ccm*. Ein anderer Éwwe-Schädel aus der Sammlung des Hrn. Stuhlmann hat sogar 1305 *ccm*. Es ist also durchaus irrig, anzunehmen, dass Zwerghaftigkeit des Körperwuchses ohne Weiteres eine entsprechende Zwerghaftigkeit der Schädelbildung mit sich bringt, gleichwie die Meinung nicht zutrifft, dass man von einem kleinen Schädel sofort auf einen Zwergenkörper schliessen dürfe. Der neueste Schädel, der eben erst aus Africa eingetroffen ist, beweist dies. Er gehörte einem Wahehe, einem Angehörigen desjenigen Stammes, der im Augenblick in dem südlichen Theil von Deutsch-Ost-Africa die bösesten Zerwürfnisse hervorruft. Es ist eine sehr wilde und böse Bevölkerung. Der Schädel ist klein, kleiner, als der Schädel des Zwerges, den wir hier vor uns haben. Er besitzt aber einen Unterkiefer, — Sie müssen bedenken, dass der Unterkiefer für das Ansehen sehr viel ausmacht. Für sich betrachtet, ist er erheblich kleiner, als der Éwwe-Schädel: er hat eine Capacität von nur 1055 *ccm*.

Wenn ich die Summe meiner persönlichen Erfahrungen zusammennehme, so kann ich mit Bestimmtheit aussagen: es giebt Menschen, die einen kleinen Körper und zugleich einen kleinen Schädel haben; es giebt andere Menschen, die einen kleinen Körper, aber einen verhältnissmässig grossen, wenigstens nicht entsprechend kleinen Schädel haben; es giebt endlich Menschen, die einen hohen Wuchs und trotzdem einen zwerghaften Kopf besitzen. Früher nannte man alle die kleinen Schädel mit einem Bequemlichkeitsausdrucke „Kleinköpfe“, griechisch Mikrocephalen. Das war ein Missverständniss, insofern als die wahre Mikrocephalie im traditionellen Sinne eine besondere Art krankhafter Störung darstellt, die den Schädel und das Gehirn betroffen hat. Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, dass die hier vorgelegten kleinen Schädel irgend etwas mit der traditionellen Mikrocephalie zu thun haben. Ich nenne sie Nannocephalen, Zwergköpfe, das ist ganz etwas Anderes, als Mikrocephalen. Denn sie haben den typischen Schädelbau ihres Stammes, während die Mikrocephalen eine atypische, pathologische Gestalt annehmen.

Aber es fragt sich: sind die Nannocephalen Ueberreste alter Bevölkerungen, die mischungsweise in andersartige (allophyle) Stämme eingetreten sind und deren Nachkommen gelegentlich atavistisch wieder in der ursprünglichen Form zum Vorschein kommen? Diese Frage lässt sich nur dann bejahen, wenn sich zeigt, dass der Typus der Nannocephalen mit dem Typus der eurycephalen Bevölkerung übereinstimmt. Es ist aber nicht leicht, das craniologische Material so vollkommen zu haben, dass sich eine sichere Vergleichung machen lässt. Ich kann Ihnen ein

gutes Beispiel dafür zeigen. Hier auf dieser Erhöhung vor mir stehen 3 Schädel neben einander, die von Hrn. Finsch aus einem und demselben Begräbnissplatz in Neu-Britannien entnommen sind, in der Nähe von Matupi. Ich brauche wohl nicht besonders hervorzuheben, welche riesigen Differenzen zwischen ihnen bestehen. Da ist der Schädel einer nannocephalen Frau, den ich schon vorhin erwähnte, mit einem Rauminhalt von 860 *ccm*. Hier haben wir den gewaltigen Kopf eines Mannes, einen Kephalonen, wie ich nach altem Sprachgebrauch diese übergrossen Schädel nenne, der 2100 *ccm* misst, und hier einen Mittelkopf, der 1250 *ccm* hat. 860, 1250, 2100, — das sind die Capacitäten dreier Stammesgenossen aus derselben Zeit. Wenn man die Contouren dieser Schädel geometrisch projicirt und auf einander legt, so ergiebt sich, dass sie alle drei demselben Typus angehören. Man darf nicht sagen, dass die nannocephale Frau einem anderen Volke angehört haben könne, als die beiden Männer: der Typus ist derselbe. Die 3 Schädel haben in allen Hauptstücken analoge Verhältnisse der einzelnen Theile unter einander. Ich behaupte daher, dass es sich hier um eine blosse Variation innerhalb eines wilden Stammes handelt, wenngleich dieselbe die grösste Differenz in der Capacität (2100 — 860 = 1240 *ccm*) hervorgebracht hat, die bis jetzt bekannt ist. Es giebt meines Wissens keinen zweiten Fall, in dem jemals innerhalb einer kleinen Bevölkerung grössere Differenzen des Schädelraumes beobachtet wären. Der grosse (kephalonische) Schädel hat auch nicht etwa die Eigenthümlichkeit eines Wasserkopfes an sich; seine Bildung zeigt nichts Fremdartiges oder gar Krankhaftes. Und doch ist er so geräumig, dass die beiden anderen Schädel zusammen genommen nur um 10 *ccm* seine Capacität übersteigen (1250 + 860 = 2110 *ccm*).

Diese Art der Variation ist jedoch keineswegs auf die Wilden beschränkt. Sie sehen hier einen ganz kleinen Schädel nannocephaler Art. Er stammt von einer geborenen Berlinerin, deren Skelet 1,43 *m* hoch ist[1]). Er hat einen Inhaltsraum von 1150 *ccm*, würde also nach dem Schema unserer Collegen schon eine alte Pygmäen-Familie anzeigen, die hier wieder auftaucht. Daneben stehen noch ein Paar Skelette von geringer Höhe, aber nicht ausgemacht kleinköpfige. Das eine gehörte einer Lappin von Norwegen an, das andere einem Negrito von den Philippinen.

Diese Beispiele, denke ich, werden genügen, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, dass gegenüber der Kleinheit der Schädel die Frage entsteht: wie verhält sich da das Gehirn? wie kann ein entsprechend kleines Gehirn der Cultur dienen? Wenn wir finden, dass die kleinen Schädel meistentheils sehr rohen Stämmen angehören, die in ihrer Cultur nicht vorwärts gekommen sind, so scheint das auf den ersten Blick ganz plausibel. Aber unsere Berlinerin war eine ganz bekannte Person, eine Dienstmagd von deutscher Abstammung im Alter von etwa 30 Jahren, die keinen auffälligen Mangel an Intelligenz zeigte, freilich auch keine Erfindungen gemacht hat, welche sie besonders auszeichnen könnten; sie war eben von gewöhnlichem Schlage und hat sich innerhalb der ihr offen stehenden Kreise der menschlichen Gesellschaft ebenbürtig bewegt.

Dass ich im Stande wäre, durch eine solche Demonstration den sicheren Beweis zu führen, dass diese kleinen Schädel nicht durch Atavismus, d. h. durch einen Rückschlag auf eine ursprüngliche Zwergbevölkerung, zu erklären seien, sondern dass sie innerhalb unserer Culturverhältnisse durch ungünstige Umstände, vielleicht solche, welche die Mutter während der Schwangerschaft betroffen haben, eine Störung im Wachsthum erlitten haben, kann ich nicht behaupten. Ich sage: ich

1) Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellschaft 1886, S. 768.

kann nicht behaupten, dass ich das bewiesen hätte. Aber je mehr sich solche Fälle häufen, und je mehr wir sehen, dass regelrechte Uebergänge in demselben Stamme existiren, welche ohne Aenderung des Typus die Grössenverhältnisse im höchsten Maasse ändern, um so strenger werde ich daran festhalten, dass die grössere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass dieses Veränderungen sind, die erst im Laufe der Zeit eingetreten sind, sogenannte erworbene Veränderungen, die nicht ererbt waren und nicht von einer uralten Bevölkerung überkommen sind.

Es liegt nahe, bei diesen Abweichungen auf die entsprechenden Verhältnisse bei den Hausthieren, z. B. dem Hunde, zu verweisen, wo bekanntlich ganz ähnliche Differenzen bestehen, indem Individuen derselben Rasse sehr verschiedene Grösse des Körpers und des Kopfes zeigen. Auch bei den Menschen ist die Uebereinstimmung im Typus zwischen Grossen und Kleinen so überzeugend, dass, vom anatomischen Standpunkt aus betrachtet, wir nicht umhin können, zu sagen: diese Zwerge gehören der und der Rasse an. So haben wir durch die Besuche der Pygmäen aus Centralafrica die Ueberzeugung gewonnen, — ich glaube, es giebt jetzt wohl keinen Anthropologen mehr, der das bezweifelt, — dass diese Pygmäen, mögen sie nun Akka oder Éwwe oder wie sonst heissen, Neger sind, dass sie zur Negerrasse gehören. Ebenso bestimmt kann man, wie das schon Owen vor Jahren gethan hat, von den Andamanesen sagen: diese kleinen Schwarzen, obwohl sie krauses Haar haben, unterscheiden sich doch toto coelo von den afrikanischen Negern. Sie haben nichts an sich, was sie etwa als Nachkommen eigentlicher Neger erscheinen lässt. Wenn wir Analogien für sie suchen, so können wir sie nur in Asien erwarten, unter Bevölkerungen der gelben Rasse. So liegt das überall. So gut, wie die nannocephale Berlinerin unzweifelhaft der weissen Rasse angehörte und wie dieser pygmäenhafte Centralafrikaner der eigentlich schwarzen (Neger-) Rasse angehört, wie die Andamanesen ihrer sonstigen Bildung nach der gelben oder braunen Rasse des Ostens angereiht werden müssen, so wird es sich mit allen Zwergrassen verhalten. Daher begreifen Sie wohl, dass für unser Urtheil nicht die absoluten Zahlen und Maasse bestimmend sein können, sondern dass wir auf das zurückgehen müssen, was so oft durch ungeschickte Behandlung erschüttert worden ist: nämlich auf den **Typus**.

Diese Frage weiter zu entwickeln, kann heute meine Aufgabe nicht sein. Es genügt mir, Ihnen an diesen Beispielen gezeigt zu haben, wie im Laufe der Zeit bald diese, bald jene Frage in die Höhe kommt. Als wir anfingen, beherrschte die Affenfrage beinahe die ganze Anthropologie. Auch unsere Gesellschaft hat sich wiederholt sehr eifrig mit den anthropoiden Affen beschäftigt. Nichts schien wichtiger zu sein, als irgend eine Eigenschaft bei den Menschen aufzufinden, welche sie den Affen ähnlich macht, irgend ein, wie man sagte, „pithekoides Merkmal" aufzufinden. Ja, pithekoide Merkmale kennen wir jetzt ziemlich viele. Ich behaupte nicht, sie alle zu übersehen, aber ich kenne genug davon, um behaupten zu können, dass man daraus in Beziehung auf Descendenz nicht viel zu schliessen vermag. Was die Descendenz vom Affen anbetrifft, so werden Sie wissen, dass es nicht gelungen ist, das missing link zu finden, welches immer noch gesucht wird, und welches neuerlich immer wieder in irgend einem behaarten Individuum gefunden worden ist. In der Behaarung liegt offenbar der Nachweis für den Uebergang vom Affen zum Menschen nicht. Das kommt ungefähr auf dieselbe Geschichte hinaus, wie in der alten Erzählung, als es sich in Athen darum handelte, was der Mensch sei, und Diogenes einen Hahn rupfte und den nackten Vogel dem Plato vorhielt mit den Worten: siehe, da ist dein Mensch! So können wir auch einen be-

haarten Neger nicht ohne Weiteres für einen Affen erklären, wenn er nicht auch die anderen Eigenschaften eines solchen an sich hat.

Die Affenfrage ist im Augenblick sehr in den Hintergrund getreten. Man hat keinen einzigen Affen gefunden, der als ein wirkliches Uebergangsglied zum Menschen betrachtet werden könnte. Man hat auch keinen Halbaffen gefunden, der das leistete. Somit ist die Affenfrage nicht eine Frage der Erfahrung, nicht eine Frage der Untersuchung im strengen Sinne des Wortes, sondern immer nur noch eine Frage der Speculation, wie sie es von Anfang an war. Dagegen haben wir immer protestirt, und ich möchte auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne hervorzuheben, dass gerade unsere Gesellschaft, gleichwie die Mehrzahl der Mitglieder der Deutschen Gesellschaft, zu allen Zeiten das Recht der Naturforschung als einer ernsthaften, positiven Forschung gegenüber der bloss deductiven und speculativen Construction betont hat Wenn wir in mannichfache Differenzen gerathen sind mit manchen unserer Collegen, namentlich mit denen, die der darwinistischen Richtung im strengsten Sinne angehören, so liegt das ganz wesentlich daran, dass wir die blosse Construction von Stammbäumen, welche sie machen, nicht als einen ausreichenden Beweis für die Richtigkeit derselben ansehen können. —

Unser Arbeitsfeld ist ein so grosses, dass es völlig ausgeschlossen ist, alle Abtheilungen desselben in gleicher Ausführlichkeit zu besprechen. Ich muss zum Schlusse kommen; ich muss insbesondere darauf verzichten, Ihnen zu erzählen, was wir für die ethnische Anthropologie gethan haben. Kaum ein einziges Volk des Erdballs ist unserer Aufmerksamkeit entgangen; jede Gelegenheit, — und wir hatten recht oft die beste Gelegenheit, — ist benutzt worden, um sowohl die Culturvölker, insbesondere die alten, als auch die Naturvölker einer genaueren Untersuchung zu unterziehen. Ein Blick auf unsere Sitzungsberichte zeigt, dass wir dieser Verpflichtung, als deren Hauptträgerin in Deutschland die Berliner Gesellschaft sich ansehen darf, nie untreu geworden sind. —

Zum Schluss möchte ich noch hervorheben, dass wir ausser den inneren Fortschritten, insbesondere in den Methoden, vielerlei äussere Fortschritte gemacht haben. Es war das nicht bloss unser Verdienst. Ich benutze diese Gelegenheit, um noch einmal, wie so oft schon, besonderen Dank zu sagen unserem Ministerium der Unterrichts-Angelegenheiten, welches uns von Anfang an in so wohlwollender Weise in unseren Arbeiten unterstützt hat, welches ausserdem zum öfteren die Gelegenheit genommen hat, unser Gutachten anzuhören und andererseits uns Rath zu ertheilen in wichtigen Fragen unserer Organisation. Alle Unterrichts-Minister, welche während dieser 25 Jahre im Amte gewesen sind, haben uns Beweise ihres Wohlwollens und ihres wirklichen Interesses an unseren Arbeiten gegeben. Wenn wir heute den Herrn Minister nicht unter uns sehen, so hat er uns doch seine Befriedigung über das Fest, welches wir heute begehen, zu erkennen gegeben und Räthe seines Ministeriums zu unserer Begrüssung entsendet. Sie seien hiermit freudigst willkommen geheissen.

Wenn wir jetzt in diesem Museum für Völkerkunde tagen, in einem so opulent ausgestatteten, so reich gefüllten Hause, so darf die Anthropologische Gesellschaft mit einigem Stolz darauf hinweisen, dass sie nicht wenig dazu beigetragen hat, dass der Plan zu diesem Hause aufgestellt worden ist. Sie hat mit aller Entschiedenheit darauf gedrungen, dass ein solches Museum eingerichtet werde, und sie hat die Befriedigung gehabt, dass bei der Einweihung dieses Hauses (1886) von Seiten der Kgl. Staatsregierung und durch den Mund des damaligen Kronprinzen selbst ihr die Anerkennung ihrer Mitwirkung zu Theil geworden ist. Wir

sind auch sehr dankbar dafür, dass das Ministerium und die Verwaltung der Museen der Gesellschaft die Zusage vollgültig gehalten hat, ihr in diesem neuen Hause ein Heim zu gewähren. Wir benutzen hier oben schöne Säle, nicht ganz so gross, wie wir sie vielleicht in 10 Jahren nöthig haben werden, — sie füllen sich schon jetzt mehr, als wünschenswerth. Unsere Bibliothek nimmt Dimensionen an, welche mit der Grösse des Saales, der ihr angewiesen ist, kaum noch zu vereinbaren sind. Unsere photographische und craniologische Sammlung und was damit zusammenhängt, namentlich die Gypssammlung, wachsen so, dass nicht mehr Alles darin untergebracht werden kann, was wir besitzen. Schon jetzt lässt sich mit Bestimmtheit sagen: es wird die Zeit kommen, wo die Wohnfrage von Neuem an uns herantreten wird. In dieser Beziehung hat sich der Vorstand der Gesellschaft schon vor ein paar Jahren gedrungen gesehen, dem vorgesetzten Minister Vorstellungen darüber zu machen, ob es nicht an der Zeit sein möchte, eine weitere Trennung vorzunehmen, namentlich die prähistorische Abtheilung dieses Museums in ein besonderes Gebäude zu verlegen und sie zu verbinden mit dem Trachtenmuseum und den im engeren Sinne anthropologischen Sammlungen, während die Ethnologie mit ihrer riesigen Entwickelung wohl allen Anspruch darauf hat, ein Haus wie dieses für sich allein zu besitzen. Wir hatten geglaubt, es würde möglich sein, den Gedanken durchzusetzen, dass ein deutsches National-Museum gegründet würde, welches das gesammte Vergleichsmaterial, wie es für Studien dieser Art erforderlich ist, in einer solchen Fülle enthielte, dass jeder Deutsche und jeder Fremde, der hierher kommt, alles Wichtige an einem Platze zusammen finden könnte. Es wäre meiner Empfindung nach falsch, wenn wir nicht in dem Augenblick, wo unsere Gesellschaft in eine neue Phase der Entwickelung eintritt, daran erinnern wollten, dass solche Wünsche, wie sie schon vor Jahren von uns geäussert worden sind, nur immer lebhafter hervortreten. Ich glaube im Namen aller unserer Mitglieder sprechen zu können, wenn ich sage, dass wir dringend wünschen, es möchte dieser Gedanke ihm bei der Königlichen Staats-Regierung nicht verloren gehen, auf dass wir oder wenigstens unsere Nachfolger es erleben möchten, ein wahrhaftes deutsches National-Museum entstehen zu sehen. —

Wir haben eine grosse Reihe von sehr angesehenen und lieben Gästen unter uns, die uns heute begrüssen wollen. Ich darf nun wohl dazu übergehen, ihre Namen zu nennen. Wir werden nachher die Ehre haben, sie sprechen zu hören.

Ich will jedoch zunächst in Bezug auf unsere Ehren- und correspondirenden Mitglieder einige Mittheilungen machen: Die Gesellschaft war immer sehr karg in der Verleihung der Ehren-Mitgliedschaft. Sie hat in den 25 Jahren im Ganzen nur 14 Ehren-Mitglieder ernannt. Die Mehrzahl derselben ist leider inzwischen gestorben: das waren Se Majestät Dom Pedro d'Alcantara, die HHrn. Lisch, Schott, Cäsar Godeffroy, Ferdinand Keller, Heinrich Schliemann, Lindenschmit, Baron v. Alten und Schaaffhausen. Wir besitzen noch zur Zeit die Frau Gräfin Uwaroff, Präsident der russischen archäologischen Gesellschaft, Fräulein Johanna Mestorf, Direktor des Alterthums-Museums in Kiel, Karl Vogt, Oskar Fraas und Freiherrn v. Andrian, welche letzteren beiden speciell zu dieser Jubel-Feier in die Reihe unserer Ehren-Mitglieder aufgenommen sind. Heute haben wir das grosse Vergnügen, wenigstens 2 dieser Ehren-Mitglieder unter uns zu sehen: Fräulein Mestorf und Freiherrn v. Andrian, die ich doppelt willkommen heisse. Hr. Karl Vogt schreibt unter dem 8. d. M., dass er der Gesellschaft herzlichst dankt für die Einladung und dass er seine besten Wünsche für

ihr ferneres Gedeihen beifüge. Er bedauert es lebhaft, bei dem Feste nicht persönlich erscheinen zu können.

Die Liste unserer correspondirenden Mitglieder ist sehr viel ausgiebiger ausgefallen, da wir erst mit Hülfe gerade dieser Mitglieder unsere Beziehungen in der ganzen Welt lebendiger gestalten konnten. Wir haben in der That das Glück gehabt, auf diese Weise die werthvollsten Beziehungen nach allen Seiten anknüpfen und erhalten zu können. Es sind seit dem 14. Januar 1871 im Ganzen 191 correspondirende Mitglieder ernannt worden. Gegenwärtig leben noch 117, und von diesen Lebenden haben mehrere, darunter 3 der ältesten, die ich besonders hervorheben muss, ihren Glückwunsch eingesandt. Der eine ist Hr. Luigi Calori in Bologna, gegenwärtig ein Achtzigjähriger, der begreiflicher Weise die Reise hierher nicht machen konnte. Er schreibt:

Per il 17 Novembre 1894.

Solennizzandosi in questo felice e fausto giorno il quinto lustro dell' inclita Società Antropologica Berlinese il socio estero sottoscritto si reca a debito ed onore unirsi con l'animo agli Onorevoli Colleghi presenti a celebrare cotale solennità, ed in pari tempo ne riscerisce ossequiosamente l'Illustre autore e Preside Prof. Dott. Rodolfo Virchow cui augura lunga e prospera vita a giovamento della Società medesima, della scienza e della umanità.

Di Bologna 15 Novembre 1894. Prof. Luigi Calori.

Der andere ist der frühere Präsident der Krakauer Academie, Hr. Majer, der Chef der früheren anthropologischen und anthropometrischen Commission von Galizien. Sein Telegramm lautet:

Da es mir aus Gesundheitsrücksichten in meinem 87. Lebensjahr durchaus unmöglich wird, an der Festsitzung hochlöblicher anthropologischer Gesellschaft Antheil zu nehmen, beeile ich mich, wenigstens meinem innigsten Wohlwollen und dem Wunsche Ausdruck zu geben: möge es ihr vergönnt sein, ihr durchgehends anerkanntes verdienstvolles Wirken zum Wohle der Wissenschaft immerfort auszubreiten.

Dr. Majer, gew. Präs. der academ. und anthropol. Comm.

Der dritte ist Dr. Bernhard Ornstein, der frühere Chefarzt der griechischen Armee in Athen, der Klage führt, dass er seit seinem vorjährigen Besuch in der Heimath seine Widerstandskraft gegen Witterungseinflüsse und Strapazen eingebüsst hat.

Ferner haben Glückwünsche, meist sehr warme, gesandt die correspondirenden Mitglieder:

F. Heger, Szombathy und Hörnes in Wien,
C. de Marchesetti in Triest,
Kollmann in Basel,
Heierli in Zürich,
ten Kate, z. Z. in Heidelberg,
Bahnson und Petersen in Kopenhagen,
Hazelius in Stockholm,
Cartailhac in Toulouse,
Baron de Baye in Paris,
Prosdocimi in Este,
Bellucci in Perugia,
Delgado in Lissabon,
Radde in Tiflis.

Von befreundeten Anstalten und Gesellschaften ist eine Reihe von Delegirten angemeldet worden, die ich späterhin zum Worte aufrufen werde. Ich will die Namen kurz verlesen.

Es sind vertreten:

A. Museen und Anstalten:

Das Märkische Provinzial-Museum zu Berlin durch seinen Direktor, Geh. Reg.-Rath, Stadtrath E. Friedel.

Das Schleswig-Holsteinische Museum vaterländischer Alterthümer zu Kiel durch seinen Direktor, Fräul. J. Mestorf.

Het Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië durch Hrn. J. D. E. Schmeltz.

B. Anthropologische Gesellschaften:

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft durch ihren Präsidenten, Freiherrn v. Andrian-Werburg.

Die Münchener Anthropologische Gesellschaft durch ihre Vorsitzenden, die HHrn. Joh. Ranke und Rüdinger.

Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft durch ihren Präsidenten, Prof. Waldeyer.

Der Anthropologische Verein für Schleswig-Holstein durch Fräul. Mestorf.

Die Nieder-Lausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte durch Prof. H. Jentsch.

Die Ober-Lausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte durch ihren Vorsitzenden Hrn. Feyerabend.

C. Alterthums-Vereine, geographische Gesellschaften und andere Vereine:

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde durch ihren Vorsitzenden Prof. Lemcke.

Die Gesellschaft für Schlesische Geschichte und Alterthümer durch ihren Vorsitzenden Hrn. Dr. Grempler.

Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz durch Hrn. Feyerabend.

Der Verein für Volkskunde durch Hrn. Dr. Minden.

Die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin durch ihren Vorsitzenden Freiherrn v. Richthofen.

Die geographische Gesellschaft in München durch die HHrn. Prof. Ranke und Rüdinger.

Die Gesellschaft für Heimathskunde der Provinz Brandenburg durch Hrn. Dr. Bolle.

II.

Ansprache des Direktors des Königlichen Museums für Völkerkunde, Hrn. Adolf Bastian:

Hochansehnliche Versammlung! Die Festrede unseres Hrn. Ehren-Präsidenten hat die Erinnerungsbilder entrollt, die den Blicken vorübergleiten, wenn wir aus dem heutigen Tage zurückkehren zu jenem anderen, als wir am 17. November 1869 zusammentraten, um diese Gesellschaft zu begründen, von kleinen Anfängen ab. Ueber diese ersten Anfänge hinaus liegt öde Leere, wo eben nichts noch war, wenigstens in Anbetreff der Ethnologie, und wenn sie trotzdem zur Verwirklichung gelangte, so spricht das am meisten überzeugend für innere Lebenskräftigkeit. Ein

ächtes Kind der Zeit, war sie aus Fülle derselben heranzureifen vorher bestimmt, hervorgewachsen aus den Zeitbedürfnissen, weil durch dieselben gebieterisch verlangt, unter den Constellationen einer Zeit, die im Zeichen des internationalen Verkehres steht, in heutiger Phase des Geschichtslaufes.

Nachdem, wie ein alter Sang vorher verkündet hatte, die Fesseln des Oceans gesprengt waren, als das Meer die Festländer einte, im gemeinsamen Umfangen auf Amphitrites weitem Reiche, da wurden die Keime des Verkehrs von Küste zu Küste getragen durch die Schiffe der Entdeckungsfahrer, neue Welten erschliessend aus unbekannt fremden Fernen.

Im Gewalt-Ausbruch jener Doppel-Revolution, der geographischen in Umrundung des Globus und der astronomisch vollzogenen, brach sie herein, mit der Morgenröthe einer neuen Zeit: die „Neuzeit" unseres „naturwissenschaftlichen Zeitalters", ein inductives zur Ablösung des deductiv vorangegangenen. Im objectiven Umblick über das Erdenrund war der Inductionsmethode freie Forschungsbahn geöffnet. Und so setzte er ein, ihr 300jähriger Triumphzug durch die Naturwissenschaften hindurch, eine erobernd nach der anderen: Chemie, Physik, Geologie, Botanik, Zoologie, bis unter den biologischen Disciplinen auch der Physiologie ihre naturwissenschaftlichen Rechte gesichert waren, um die Mitte des laufenden Jahrhunderts. Das war die wirkungsvoll ausschlaggebende That, wodurch die aus Nachdämmerungen der Natur-Philosophie metaphysisch noch umwölkte Atmosphäre geklärt und gereinigt wurde; das der glänzende Sieg, den wir, so oft die Jahrestage wiederkehren, so oft Gelegenheit dazu geboten ist, zu feiern pflegen durch verehrungsvolle Dankesausdrücke an die Koryphäen aus den Vorkämpfern jener grossen Zeit, die ein gütiges Geschick uns übrig gelassen hat, uns, den Mitlebenden, ihren Schülern und Jüngern: und die in diesem Sinne unserem Ehren-Präsidenten gezollte Huldigung bekleidet das heutige Fest mit einer doppelten Weihe für uns alle, denen 25 Jahre bester Lehr- und Lebensthätigkeit gewidmet worden sind.

Mit Annectirung der Physiologie war die Inductionsmethode in Berührung gelangt mit der Psychologie, und auch hier, auf heissumstrittenem Grenzgebiet, war bald ein siegreicher Vorstoss gelungen in den ruhmvollen Erfolgen der Psycho-Physik, die aus Concordanz der Sinnesempfindungen ihre stolzen Wartthürme aufgemauert hat auf einem bisher in unsicheren Speculationen schwankenden Terrain.

Mit diesen Grenzpfosten waren die des Natur-Erkennens gesteckt, und auf solcher Etappenstation (den Aussprüchen maassgebender Autoritäten gemäss) war temporär ein Halt geboten für den Fortgang der Inductionsmethode, denn mit heisssspornig-vorzeitigen Plänkeleien auf einem philosophisch streitigen Gebiete, im „Kampfe um die Seele", mussten diejenigen Principien verletzt werden, welche als unverbrüchlich heiligste zu gelten haben für ein naturwissenschaftlich geschultes Denken. Die Inductionsmethode ist eine comparative, sie basirt also auf Vergleichungen, sie bedarf als „conditio sine qua non" objectiv realen Materials in empirisch gesättigten Anschauungen, und so lange solches nicht beschafft ist, wäre es eine Contradictio in adjecto, von einer naturwissenschaftlichen Behandlung der Psychologie zu reden, welche sonst in dem subjectiven Charakter zu verbleiben hätte, wie sie in den philosophischen Lehrbüchern einregistrirt ist. Es handelt sich um eine vitale Kernfrage in dieser oft discutirten Controverse über die „Psychologie als Naturwissenschaft", wie in Beneke's und Gleichgesinnter Versuchen unzulänglich erwiesen, oder als Theil der „Metaphysik", wenn nicht als diese selbst beansprucht durch Hegel und seine Schule. Es gilt eine Lebensfrage gewissermaassen des Seins oder des Nicht-Seins, je nachdem das entscheidende Loos gefallen, für Induction oder für Deduction.

Hier fällt der entscheidende Wendepunkt in die Wieder-Erinnerung an ein Vermächtniss, das den Philosophen von ihrem Altmeister her, von dem „Philosophus“ in höchsteigener Person (in der Scholastik), bereits überliefert, aber unter subjectivistischen Bevorzugungen in Vergessenheit gerathen war, — die Wieder-erinnerung an das Wort vom ἄνθρωπος φύσει ζῷον πολιτικόν, vom Menschen als Gesellschaftswesen, in Ueberführung des ἄνθρωπος zum ἔθνος, aus der Anthropologie in die Ethnologie.

Wenn und sofern der Mensch seiner typischen Wesenheit nach als Gesellschaftswesen zu fassen ist, so folgt mit zwingender Nothwendigkeit, dass dem Einzelgedanken des Individuums der Gesellschaftsgedanke voransteht, — der Gesellschaftsgedanke, wie gedacht vom Stamm, vom Volk, von den Nationen, — im Gedankenreflex des Gesellschaftslebens, bei Spiegelung des psychisch-organischen Geäders in den Vorstellungsbildern, die den ethnischen Horizont umschweben. Und so, um die Psychologie zu einer naturwissenschaftlichen Behandlungsweise zu befähigen, waren zunächst die Gesellschaftsgedanken zu beschaffen in ihren Differenzirungen als Völkergedanke: von den Völkern allen auf der Erde, aus sämmtlichen Variationen des Menschengeschlechts, durch Weite und Breite des Erdenrundes beim Durchwandern desselben.

Als deshalb beim Anschwellen des internationalen Verkehrs die trennenden Schranken fielen (in den historisch-geographischen Provinzen), als im Bande und Verbande einheitlicher Menschheits-Familie die Völker zusammengeführt wurden auf der Erde, da war die Zeit gekommen für die Ethnologie, ihre Arbeitsaufgabe zu beginnen. In Erinnerung aller derer, die wir sie mit einander durchlebt haben, bleibt jene Zeitperiode der Ueberraschungen und eines halb noch zweifelhaften Staunens, als aus allen Ecken und Enden der Erde, in polyglottischem Stimmengewirr, ein gleiches Echo herüber zu schallen begann, als im wirren Maskentanze eines Carnevals fremd ausschauende Schemen herandrängten, die, wenn ihnen die Larven abgezogen waren, sich stets als der gleiche Elementargedanke entpuppten, um unter alten Bekannten inventarisirt zu werden. Nach allen Richtungen hin öffneten sich weitgestreckte Perspectiven, auf noch unabsehbare Tragweite hinaus: und im Umwogen wunderbar neuer Gedankenwelten sprang manch' verheissungsvolles Vorzeichen auf, von dem zu künden, was die Zukunft barg und was aus ihr in Erwartung stand.

Mit dem Jahre der nationalen Wiedergeburt, 1870, kam Alles in vollen Fluss, und die Wirkungsfolgen verschmolzen mit denen aus dem vorangegangenen Begründungsjahre der Gesellschaft, durch deren erfolgreiche Thätigkeit die Fundamente gelegt sind, aus denen dieses Gebäude hervorgestiegen ist. Als bei den Vorbereitungen zum Empfang die Schleusen geöffnet waren in fünf Continenten gleichzeitig, kam von allen Seiten her eine Fluth chaotisch massenhaften Rohmaterials hereingestürzt, so dass zwei lange Decennien hindurch alle Hände mit hastiger Sammelthätigkeit beansprucht waren, da die ethnischen Originalitäten, die in ununterbrochenem Strome, vornehmlich aus Wildbächen gespeist, den Blicken vorüberflutheten, ihrem unvermeidlichen Untergange entgegentrieben, wenn nicht rechtzeitig gerettet und in Sicherheit gebracht bei accumulirendem Ansteigen des internationalen Verkehrs. In einem Gemenge trübflüssiger Mutterlauge gährte es durch einander, kaleidoskopisch bunt, wild und wirr. Dann kam es zum Stillstand. Die wahlverwandtschaftlichen Affinitäten hatten sich gefunden, und in scharf bestimmten Umrissen schossen die Krystalle an, den Messungen zugänglich in den Elementargedanken, durchsichtig klar, so dass freie Umschau eröffnet war. Die Reifezeit war da, und mit einem Schlage stand das ganze Arbeitsfeld in des

Blüthen-Gepränges Pracht, für Heimbringung der Ernten. Mit Erschöpfung der Denkmöglichkeiten in einer Gedanken-Statistik darf unbehindert frei der Blick jetzt schweifen durch Höhen und Tiefen des menschlichen Gedankenganges, da in dem inductiven Leitungsfaden ein gesicherter Anhalt gewährt ist für rationelle Orientirung unter den Irrgängen superrationalistischer und supranaturalistischer Labyrinthe und den Verirrungen, die dort ihre Fallstricke stellen. Von elementar einfachsten Anfängen ab führt in genetischer Methode ein graduell organischer Entwickelungsgang in steter Controle mit der Deduction, Schritt für Schritt bis zu höchsten Culturschöpfungen hinauf, und da die ethnischen Elementargedanken auf dem Niveau der Uncultur sich als identisch gleichartig erwiesen haben mit denen, die in den Unterschichtungen der Gesellschaftsklassen wühlen, wird, bei Durchforschung jener, auch diese zu bemeistern das Mittel an die Hand gegeben sein, um anarchistischer Zügellosigkeit zu steuern. Der im schrillen Missklang harsch empfundene Riss unserer heutigen Weltanschauung (in doppelter Buchführung) verlangt zu seiner Ausheilung den Zutritt der Psychologie zu den Naturwissenschaften, in deren Reihe. Indem den Idealen in Religion und Philosophie die deduktiven Stützen, von denen sie bisher getragen wurden, verloren gegangen sind, werden sie durch inductive Strebepfeiler zu ersetzen sein, um auf dem, stolz und stark aus des Materialismus unzerstörlichen Materialien zusammengezimmerten, Unterbau der Naturwissenschaften das krönende Giebeldach aufzusetzen, — ein schirmendes Schutzdach, um das von den Vorfahren überkommene Erbgut idealistischer Culturschätze zu sichern und zu hüten gegen die nihilistisch eisigen Stürme, die aus umdüsterndem Gewölk heranzuziehen drohen.

Dass in der „Lehre vom Menschen" des Menschen Bestimmung ausgesprochen sei, hat man von jeher gewusst: „The proper study of mankind is man", (la vraie science, le vrai étude, c'est la science de l'homme), und das delphische Wort vom Γνῶθι σεαυτόν hallt unter gleichartig ähnlichen Versionen wieder in den Weisheitssprüchen sämmtlicher Zeiten und Völker.

In einem Zeitalter der Naturwissenschaften wird von deren Standpunkt aus der Kanon zu formuliren sein, wenn die inductive Lehre vom Menschen einstens berufen ist, ihre Geschichte zu schreiben: in der inductiven Geschichte der Religion, der Ethik und der Moral, der Rechtskunde, der Kunst und all der Prototypen im καλὸν κἀγαθόν, die in das terrestrisch vom Dunkel des Wohin und Woher umhüllte Dasein herniederschimmern als leitende Leuchtsterne von jeher und immer.

Oft hat man ihn gesucht, den Gott in der Geschichte. Vorher jedoch, in seiner eigenen Geschichte, wird der Mensch sich selbst gefunden haben müssen, im Bilde der Menschheit.

Wenn indess die Culturvölker in den wechselnden Stadien ihrer Geschichtsstufen nach dem Menschen suchten innerhalb der Peripherie ihres weltgeschichtlichen Horizonts eines jedesmaligen „Orbis terrarum", dann konnten sie bestenfalls nur ein unverstandenes und unverständliches Bruchstück antreffen, zusammenhangslos herausgerissen aus dem Gesammtganzen der Menschheit als ein mehr oder weniger zufälliges Theilganzes und bröckliges Bruchstück. Dass mit solchem Menschenfetzen sich nichts Erkleckliches anfangen liess, um zur Lösung des Welträthsels beizutragen, bedarf keines Commentars.

Der Mensch, der Mensch κατ' ἐξοχήν, der Mensch, den jeder Wildling schon im eigenen Stamme zu finden meint, der Mensch im Bilde der Menschheit, wohnt über fünf Continente hinweg, und aus solcher Zerstreuung also werden die Componenten seines Bildes zusammenzusuchen sein, durch ethnische Sammelthätigkeit; aus den Variationen des Menschengeschlechts in ihrer Gesammtheit, durch Raum

und Zeit, aus Weite und Breite der Erdenfläche, — damit aus der Menschheit der Mensch hervortrete, in Mensch- und Völkerkunde: für einen jeden, dem es ernstlich darum zu thun ist.

Um an diesen Problemen, die allen Kulturvölkern der Erde gleichmassig gestellt sind, und die zum vollsten Durchbruch gelangten auf dem transatlantischen Boden der neuen Welt, auch in unserer alten, der östlichen Hemisphäre, mitzuarbeiten, sind wir hier in Berlin verhältnissmässig günstigst gestellt, da hier früher als anderswo sympathische Kundgebungen erwachten in den Hülfen eines ethnologischen Hülfscomités und aller der Gönner und Wohlthäter, deren Namen in den Annalen des Museums und auf den Etikettirungen der Sammlungen eingeschrieben sind. Und neuerdings sind die Bereicherungen aus colonialen Unternehmungen hinzugekommen, der Völkerkunde ihre Unterlagen vervollständigend, um für eine dem ethnischen Charakter entsprechende Behandlung rechtweisende Gesichtspunkte aufzustellen und Missgriffen vorzubeugen. Was seitens der Staatsregierung geschehen ist, bedarf keiner Erwähnung im Kreise unserer ethno- und anthropologischen Gesellschaft. Finden wir uns allmonatlich doch zu unseren Sitzungen in demjenigen Gebäude zusammen, das als erstes für die Pflege der Ethnologie errichtet worden ist, als soweit allein dastehend einziges, dem indess hoffentlich bald viele gleichartige an die Seite treten mögen, und zunächst wäre diejenige Ergänzung auch zuzufügen, deren es für die Anthropologie dringendst bedarf in ihrem Zusammenhange mit der Prähistorie besonders, wie unser Ehren-Präsident nachdrücklich bereits hervorgehoben hat.

Der Kaiserlichen und Königlichen Majestäten Allergnädigste Huld ist unter den Königlichen Sammlungen auch den ethnologischen stets zugewandt gewesen, und unvergesslich in Aller Gedächtniss bleiben die Worte aus dem Munde des damaligen hohen Protectors, durch welche bei der Eröffnungsfeier dieses Museums dasselbe geweiht wurde, um dann durch das Cultus-Ministerium zur öffentlichen Benutzung übergeben zu werden.

Mit Befriedigung kann die Gesellschaft zurückblicken auf dasjenige, was innerhalb eines Vierteljahrhunderts geschehen ist: aber vor uns, lang und fern, dehnt sich die Forschungsbahn, mit einem Fernblick nur auf das gelobte Land, denen vorbehalten, die nach uns kommen, in kommenden Tagen künftiger Generationen. An der Schwelle der Eingangspforte haben schwach zögernde Schritte kaum erst gewagt werden können. Aber tagtäglich wächst das Vertrauen, dass der eingeschlagene Weg, auf dem wir uns befinden, der richtige ist, dem Ziele schnurgerade entgegen. Noch ist sie arm und schwach, die Ethnologie, ein niedrig sprossendes Reis: denn Alles hat seine Zeit nach altem Spruch. Ein Baum, der gestern gepflanzt, kann nicht heute Früchte tragen, und so die Ethnologie nicht fertig stehen von heute auf morgen, innerhalb weniger Decennien erst. Eine jede der durchgestalteten Fachwissenschaften blickt in ihrer Entwickelung, durch manche Saecula hindurch, auf eine Reihe von unfertigen Vorstadien zurück, ehe der jetzige Zustand der Vollendung erreicht wurde.

Seit Boyle zuerst die Elemente festlegte für die Chemie, sind bis zur Ausbildung durch Lavoisier 100 Jahre in's Land gegangen, und mehr noch, seit Leeuwenhoek und Swammerdam mit mikroskopisch bewaffnetem Auge zuerst in plasmatische Infusionen hineinblickten, bis die Zelle darin entdeckt war durch Schleiden und Schwann. Als Galvani, Ende des vorigen Jahrhunderts, mit den Froschschenkeln experimentirte oder Volta seine erste Saule baute, da wusste man noch nichts von den Kräften, kraft deren heut zu Tage die Strassen unserer Metro-

polen in elektrischem Lichte strahlen, wie es uns auch hier leuchtet in diesem Hörsaale, wo oftmals die Worte der Anthropologie und Ethnologie gehört sind.

So bleibt dahin gestellt, was aus der Ethnologie noch werden mag, wenn die darin schlummernden Keime einst geweckt sein werden in all' ihrem Detail. Eine jede Generation arbeitet an dem Pensum, das ihr zugefallen ist, und der unserigen ist gebieterisch die Pflicht auferlegt, die ethnischen Originale zu sichern und zu bewahren, um nicht von dem Geschichts-Tribunal mit dem Vorwurfe getroffen zu werden, dass durch die Schuld säumiger Nachlässigkeit kostbarste Documente der Menschheitsgeschichte zu Grunde gegangen seien, die später keine Macht der Welt zurückzubringen vermag, weil es dann eben „zu spät" ist. Und da dieser Mahnruf niemals genugsam wiederholt werden kann, sei er auch bei dieser Gelegenheit heute, in's Gedächtniss zurückgerufen, ein Hülfegesuch an Alle, die helfen können und wollen. —

(Lebhafter Beifall!)

III.

Begrüssungen durch Delegirte von Gesellschaften.

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Ich werde mir jetzt erlauben, diejenigen Gesellschaften, bezw. Delegirten aufrufen, welche Grüsse zu überbringen haben.

Ich gebe das Wort Hrn. Friedel, dem Vertreter unseres Märkischen Provinzial-Museums. —

Hr. Geh. Reg.-Rath, Stadtrath Friedel-Berlin:

Seitens der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, folgende Adresse zum Vortrag zu bringen:

Der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bringt das Märkische Provinzial-Museum der Stadt Berlin zur heutigen Jubel-Feier des 25jährigen, an Arbeiten und Forschungs-Ergebnissen reichen Bestehens die theilnehmendsten und aufrichtigsten Glückwünsche dar.

Hat die Berliner Anthropologische Gesellschaft am Entstehen und Gedeihen unserer vaterländischen, wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalt stets förderlichen, freundlichen Antheil genommen und zur Bethätigung dessen Gelehrte von hervorragendem Ruf in den wissenschaftlichen Beirath des Märkischen ProvinzialMuseums delegirt, so ist das letztere dafür bemüht gewesen, so viel als möglich, seinen Dank durch Vorlagen interessanter Gegenstände und durch Mittheilungen von Fundberichten und sonstigen wissenschaftlichen Nachrichten zu erweisen.

Unter dem Anschreiben vom 6. November 1869, welches zu der die Gesellschafts-Statuten festsetzenden Versammlung vom 17. desselben Monats einladet, finden wir folgende 8 Vertreter der in Frage kommenden Special-Wissenschaften verzeichnet: Bastian für Ethnologie und Völker-Psychologie, Beyrich für Paläontologie, Alexander Braun (†) für Pflanzenkunde, Robert Hartmann (†) für Thierkunde und Anatomie, Wilhelm Koner (†) und Heinrich Kiepert für Geographie und Kartographie, Steinthal für vergleichende Sprachkunde und Psychologie, zuletzt und nicht zum wenigsten, Virchow für Anthropologie und Vorgeschichte, ihn, die eigentliche Säule und das Rückgrat der neu zu gründenden Gesellschaft.

Was diese und die ihnen später zugesellten Männer in gemeinsamer Arbeit, in treuer Hingabe an die Wissenschaften geleistet, das sehen wir heut'

nach einem Jahrhundertsviertel fest vereinigt und zu einem herrlichen, stolzen Aufbau der Lehre vom Menschen und von der Menschheit zusammengefügt.

Möge noch ferner ein glücklicher Stern über dieser Gesellschaft walten, mögen ihr die in derselben wirkenden und schaffenden Kräfte, vor Allem der Ehren-Präsident, noch recht lange in ihrer rastlosen Thätigkeit erhalten bleiben, und wenn nach weiteren 25 Jahren die zweite, noch bedeutungsvollere Jubel-Feier begangen wird, dann sei es der Gesellschaft, wie heut, beschieden, Männer an ihrer Spitze zu sehen, welche von demselben Willen und Eifer beseelt, mit dem gleichen Wissen und Können ausgestattet, ihr von Neuem eine ruhmvolle und segensreiche Wirksamkeit eröffnen.

Berlin, den 17. November 1894.

Direktion des Märkischen Provinzial-Museums.
Ernst Friedel, Geheimer Regierungs- und Stadtrath.

Indem ich diese Adresse übergebe, erlaube ich mir, meine herzlichsten persönlichen Glückwünsche anzuschliessen. —

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Herzlichsten Dank! Sie wissen, dass wir seit jeher das Märkische Provinzial-Museum, das aus Ihrer Anregung hervorgegangen und unter Ihrer steten Leitung zu einer grossen und schönen Sammlung herangewachsen ist, gewissermaassen als ein Stück unseres eigenen Seins und Lebens und das Zusammenwirken mit Ihnen als ein besonders fruchtbares betrachtet haben. Ich hoffe, dass diese nahen Beziehungen stets fortdauern werden. —

Für das Schleswig-Holsteinische Museum und den anthropologischen Verein in Schleswig-Holstein hat Fräulein Mestorf eine schriftliche Adresse übergeben, die unser Schriftführer Hr. Bartels die Güte haben wird zu verlesen.

Hr. Bartels (liest):

Der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bringt der Anthropologische Verein in Schleswig-Holstein zu ihrem Ehrentage herzliche Glückwünsche dar.

Die Gesellschaft sieht zurück auf 25 arbeitsvolle Jahre. Neidlos bezeugen ihr die Schwester-Gesellschaften, dass es ebenso viele Jahre des Erfolges gewesen sind, und dass in der Geschichte der Arbeiten der Gesellschaft ein wesentlicher Theil des Fortschritts der Wissenschaften beschlossen liegt, denen sie sich gewidmet hat. Möge es ihr nach abermals 25 Jahren vergönnt sein, mit einem ebenso berechtigten „quorum pars magna fui" auf die Kämpfe und Mühen zurückzublicken, unter denen sich dann die anthropologischen Wissenschaften zu noch grösserer Höhe emporgearbeitet haben werden. So wird es dürfen, wenn sie sich auch in Zukunft solcher Männer rühmen kann, wie ihre Begründer und bisherigen Leiter es sind. So möge sie denn leben, blühen und gedeihen.

Kiel, 16. November 1894.

Der Vorstand des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.

Vorsitzender:

Es macht uns doppelte Freude, die Glückwünsche zweier Institute aus unserer nördlichsten Provinz, dieser Schatzkammer der seltensten Alterthümer, durch eines-

unserer Ehren-Mitglieder, unserer treuesten und liebsten Freundin, überbracht zu sehen. Mit Stolz blicken wir auf Fräulein Mestorf, welche das weibliche Geschlecht in der prähistorischen Archäologie zu einer so glanzvollen Anerkennung gebracht hat. Sie ist die einzige Dame, welche auch durch die Königl. Staats-Regierung als eine vollgültige Kraft gewürdigt und in die amtliche Stellung als Direktor des Schleswig-Holsteinischen Museums berufen worden ist. So ist sie der wirksame Mittelpunkt der Alterthums-Forschung in ihrer Heimaths-Provinz geworden, wie sie schon lange vorher als die angesehene Vermittlerin des internationalen Verkehrs mit den skandinavischen Archäologen die fruchtbarste Thätigkeit entfaltet hat. —

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Ich gebe das Wort Hrn. Schmeltz für das Königliche Institut für die Sprach-, Land- und Völkerkunde von Niederländisch-Indien zu 's Gravenhage.

Hr. Schmeltz:

Mijnheer de Voorzitter,

Zeer geachte Leden van het Anthropologisch Genootschap,

Het Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië te 's Gravenhage heeft mij verzocht aan Uw Genootschap op dezen heuglijken dag de beste wenschen voor een verderen voorspoedigen arbeid over te brengen, en het is met bijzonder groot genoegen, dat ik mij van deze vereerende opdracht kwijt. Het Instituut, aan wien het reeds voor eene lange reeks van jaren was geschonken het feest van zijn vijfentwintigjarig bestaan te vieren en hetwelk den bloei der Volkenkunde van Nederlandsch-Indië zoo zeer heeft bevorderd, neemt ook aan Uw jubileum hartelijk aandeel, en wel te meer omdat ook door leden van Uw genootschap tot bereiking van voormeld doel herhaaldelijk is medegewerkt. Het bestuur heeft mij opgedragen een schrijven van gelukwensch als blijk dier deelneming in Uwe feestviering aan U, Mijnheer de Voorzitter, te overhandigen. Ik veroorloof mij hetzelfve voor te lezen:

Aan het Bestuur der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, te Berlijn.

Mijne Heeren,

Met groote belangstelling ontvingen wij de mededeeling, dat Uwe Vereeniging heden haar 25-jarig bestaan viert.

Het is ons eene hoogst aangename taak, Uw bestuur bij deze gelegenheid onzen hartelijken gelukwensch te kunnen aanbieden; moge Uwe Vereeniging, in de jaren, die volgen zullen, niet minder werkzaam zijn in het belang der wetenschap, als zij zulks tot dusver heeft gedaan!

En wij voegen daarbij den wensch, dat de vriendschappelijke verhouding, welke thans tusschen Uwe en onze Instelling bestaat, en waaraan wij groote waarde heehten, steeds onveranderd blijve bestaan.

Met de meeste hoogachting hebben wij de eer, van Uw Bestuur te zijn de dienstw. dienaren.

's Gravenhage, den 17. November 1894,

Het bestuur van het Koninklijk Instituut.

T. H. der Kinderen, President. E. B. Kielstras, Wd. Secretaris.

Hr. Schmeltz von Leyden (fortfahrend):

Hochgeehrter Herr Präsident! Sehr verehrte Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft!

Gestatten Sie mir, dass ich noch einmal das Wort nehme und zwar jetzt gleich einem Kinde, das seiner Mutter aus dankerfülltem Herzen zu deren Geburtstag gratulirt.

Als im Jahre 1886 Hr. Geheimrath Bastian mich des Vertrauens würdigte, mir seine Ideen betreffs der Errichtung eines internationalen, den Interessen der Ethnographie gewidmeten Organs darzulegen, wollte es eine eigenthümliche Verkettung von Umständen, dass mir später in der Verwirklichung jenes Planes eine nicht unwichtige Antheilnahme zugewiesen wurde. Nicht ohne Zögern trat ich damals der mir gestellten Aufgabe näher. Dass ich derselben besser, wie ich selbst erwarten durfte, entsprechen konnte, dass die dann begründete Zeitschrift einen so erfreulichen Aufschwung nahm, ist nicht zum geringsten Theil eine Folge der vielfachen Beweise des Interesses und der Förderung, welche die mir zur Seite stehende Commission und ich aus Ihrem Kreise empfangen haben.

Und als dann im vorigen Jahre plötzlich an einem, vorher stets heiteren Himmel ein Unwetter heraufzog und die junge, kaum erstarkte Saat zu vernichten drohte, empfing die Commission, welche sich die Erhaltung des Internationalen Archivs zur Aufgabe gestellt hatte, nicht allein Beweise der Zustimmung zu ihrem Streben Seitens Ihrer Gesellschaft, sondern auch Zeichen der thatkräftigen Unterstützung dieses Strebens hatte sie das Vergnügen zu empfangen. So ging Ihre Gesellschaft mit dem Beispiele voran und dies Beispiel fand Nachahmung anderenorts. Heute ist die Existenz des Archivs wieder, nach menschlicher Berechnung, eine gesicherte zu nennen, ja die Zukunft lässt sich selbst rosiger anschauen, als die Vergangenheit. Aus dem Comité, welches sich ursprünglich nur die Erhaltung der Zeitschrift zur Aufgabe gestellt, ist in Folge eines Zusammentreffens von glücklichen Umständen die Internationale Gesellschaft für Ethnographie, durch die Niederländische Regierung mit Rechten einer juristischen Person ausgestattet, hervorgegangen, als deren Organ jetzt die Zeitschrift gilt und die sich schmeicheln darf, den von hier ausgegangenen Anregungen ihr Entstehen zu verdanken, sich also als Ihr Kind, gleichzeitig aber auch als Ihre jüngste Schwester betrachten darf.

Wie konnte es da anders sein, als dass jeder unter uns mit Freude erfüllt wurde ob der Kunde des schönen Festes, das Ihre Gesellschaft sich anschickte zu feiern! Ich glaube, Sie nicht versichern zu müssen, dass wir den herzlichsten Antheil daran nehmen: was uns beseelt am heutigen Tage, was wir wünschen und hoffen, ist in einer Urkunde niedergelegt, welche ich mir gestatte zu verlesen:

Der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin sprechen die Unterzeichneten zu ihrem heutigen Jubeltage die herzlichsten Glückwünsche aus. Möge es derselben gegeben sein in gleich fruchtbarer Weise, wie in den vergangenen 25 Jahren, die Wissenschaft vom Menschen auch in der folgenden Zeit zu fördern in engerem und weiterem Kreise.

Die Unterzeichneten meinen um so mehr verpflichtet zu sein, einen Beweis ihrer Antheilnahme an diesem schönen Feste zu geben, als das Organ ihrer eigenen jetzigen Gesellschaft, das „Internationale Archiv für Ethnographie“, sich seit seiner Begründung, für welche 1886 in Berlin der Anstoss gegeben ward, des lebhaftesten Interesses und der Unterstützung der festfeiernden Gesellschaft, sowie deren Vorstandes zu erfreuen hatte.

Noch neuerdings äusserte sich während einer schwierigen Periode, die das genannte Organ durchleben musste, dies Interesse in thatkräftigster Weise.

und das Gelingen der derzeit geplanten Reorganisation ist zu einem nicht geringen Theile davon die Folge gewesen. Wenn die Unterzeichneten dies heute in festlicher Stunde dankend anerkennen, so verbinden sie damit den Wunsch, dass solch' gegenseitiges Verhältniss immerdar bestehen bleiben möge. Vielleicht erfüllen sich dann die Hoffnungen eines der bewährtesten Vertreter unserer Wissenschaft, dass das obengenannte Organ mehr und mehr erstarken und der Centralpunkt für ein Zusammenwirken der Arbeiter am Aufbau der Menschheits-Geschichte aller Nationen werden möge.

Gelingt das, so ist dies, wie schon gesagt, in erster Linie zu danken den Anregungen, welche wir aus dem Sitze Ihrer Gesellschaft, aus dem Kreise Ihres Vorstandes und Ihrer Mitglieder empfingen und dem Vorbilde, welches die Zeitschrift Ihrer Gesellschaft uns in so mustergültiger Weise gab.

Leiden, den 17. November 1894.

Der Vorstand der Internationalen Gesellschaft für Ethnographie:

H. Kern, Vorsitzender. G. J. Dozy, 2. Vorsitzender.
G. Schlegel, Schatzmeister. J. D. E. Schmeltz, Redakteur, Schriftführer.

Im Auftrage des Hrn. Prof. G. Schlegel, der Ihnen persönlich seine besten Wünsche aussprechen lässt, habe ich das Vergnügen, Ihnen dessen Werk: „Uranographie Chinoise" zu überreichen.

Die Verlags-Firma Brill in Leiden ersucht mich, Ihnen als Beweis ihrer Theilnahme das Werk von Hrn. Prof. K. Martin: „Reisen in den Molukken" zu überbringen. —

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Ausser dem Ausdrucke unseres Dankes muss ich bei dieser feierlichen Gelegenheit ausdrücklich erklären, dass unter den Unternehmungen, welche in den letzten Jahren neu gegründet worden sind, wohl keine ist, welche in dem Maasse unsere Theilnahme gefunden hat und als eine gleich hoffnungsvolle und fruchtbare von uns angesehen worden ist, wie die Ihrige. Das internationale Archiv für Ethnographie, welches unter Ihrer Mitwirkung geschaffen und durch Ihre erfolgreiche Thätigkeit entwickelt worden ist, und welches zugleich einen so opferfreudigen Verleger gefunden hat, musste schwere Krisen durchmachen. aber es hat sie überstanden durch eine Tapferkeit in der Arbeit, von der wir hoffen, dass sie die Garantie eines dauernden Sieges sein wird. Möge Ihnen das gelingen! — Unsere Theilnahme wird Ihnen nicht fehlen. —

Ich bitte Freiherrn v. Andrian, den Abgesandten und Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, das Wort zu nehmen.

Freiherr v. Andrian-Werburg:

Hochverehrter Vorstand! Hochverehrte Versammlung!

Ich bin von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft beauftragt, folgende Adresse an die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vorzutragen:

An die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin!

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien beehrt sich der Berliner Schwester-Gesellschaft zur Feier ihrer 25 jährigen Thätigkeit ihre wärmsten Glückwünsche darzubringen.

Der Tag, an welchem Ihre Gesellschaft in's Leben trat, bezeichnet einen bedeutsamen Umschwung in dem Geistesleben Deutschland's, die endgültige Anerkennung der bis dahin von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betriebenen Anthropologie als Erfahrungs-Wissenschaft. Kühne deutsche Forscher hatten allerdings auf diesem Gebiete bereits vor diesem Zeitpunkte bahnbrechend gewirkt; die Wissenschaft vom collectiven Menschen verdankt ihnen neue und für alle Zeiten maassgebende Grundlagen. Allein diese Bemühungen sind im eigentlichen Sinne erst durch die That fruchtbar geworden, deren Andenken Sie am 17. November begehen. Der Umstand, dass diese Gründung etwas später erfolgte, als in einigen Nachbarländern, wird durch den Geist frischer Initiation, besonnener Kritik und durch die Vielseitigkeit mehr als aufgewogen, welche als die Signatur ihres Wirkens allgemein anerkannt ist. In dem Zusammenwirken der ausgezeichnetsten Vertreter der anthropologischen Disciplinen mit den in allen Welttheilen für Material-Beschaffung thätigen Deutschen, in der zielbewussten Führung Ihrer Gesellschaft durch Männer, deren Namen eine Zierde des Jahrhunderts sind, spiegeln sich deutlich die unerschöpflichen geistigen Hülfsmittel, über welche die deutsche Nation in beneidenswerthem Maasse verfügt.

Möge Ihre Gesellschaft weiter blühen und gedeihen zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft, welcher im kommenden Jahrhundert zweifelsohne eine führende Rolle im Socialleben der Völker zufallen wird. Mögen die freundlichen Beziehungen und die wissenschaftliche Cooperation, welche uns mit Ihnen seit langer Zeit verknüpfen, auch in ungeschwächtem Maasse auf die nachfolgende Generation übergehen!

Wien, den 13. November 1894.

Freiherr Ferd. v. Andrian-Werburg, Präsident. Franz Heger, Secretär.

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Sie wissen, Herr Baron, dass es nicht unsere Schuld gewesen ist, wenn eine Art von Scheidung zwischen den deutschen und den österreichischen Anthropologen, wenigstens eine Zeit lang, zu bestehen schien. Als die deutsche Gesellschaft begründet wurde (1870), gingen wir davon aus, dass auch die österreichischen Lokalvereine, gleich den deutschen, ohne Weiteres Zweigvereine der allgemeinen deutschen Gesellschaft sein würden. Auf dieser Grundlage ist das Mainzer Statut festgestellt worden. Sehr bald hat sich das leider als unausführbar herausgestellt; wir haben dem Zwang äusserlicher Dinge uns fügen müssen. Aber ich darf sagen: wir sind doppelt erfreut gewesen, als sich in freier Weise, ohne den Zwang eines Statuts oder eines förmlichen Bundes, allmählich die Beziehungen zwischen den beiden Gesellschaften inniger gestalteten. Hier will ich bezeugen, dass wir es insbesondere der Wiener Gesellschaft und vorzugsweise ihrem Herrn Präsidenten verdanken, dass diese Annäherung eine so grosse geworden ist, dass wir hoffen dürfen, sie nicht wieder verschwinden zu sehen. Der letzte gemeinsame Congress in Innsbruck hat gezeigt, dass nicht bloss in den verwandten Kreisen der Wiener Hauptstadt, sondern in der ganzen österreichischen Monarchie dieser Geist des Zusammenwirkens besteht, und ich kann offen aussprechen, dass auch bei uns die höchste Freude darüber herrscht, dass wir die starke und kräftige Mitwirkung der österreichischen Collegen gefunden haben.

(Beifall.)

Die Berliner Gesellschaft, welche seit vielen Jahren in freundlichstem Zusammenwirken mit der Wiener ihre Arbeiten hat ausdehnen können, sah sich lange

Zeit durch die formelle Bestimmung des Statuts der deutschen Gesellschaft gehindert, correspondirende Mitglieder in Oesterreich zu ernennen. Seitdem unsere Berliner Gesellschaft Corporationsrechte erlangt und durch ihr Statut genöthigt gewesen ist, ihr Verhältniss als Zweigverein der deutschen Gesellschaft zu lösen, haben wir angefangen, auch Oesterreichern die wohlverdienten Ehren anzubieten. So zählen wir schon seit Jahren den hochgeachteten Vorstand des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums, Hrn. v. Hauer, mit Stolz zu unseren Mitgliedern.

Vor Kurzem hat unsere Gesellschaft, im Vorblick auf die diesjährigen Jubiläen und als einen Theil ihres Festes, beschlossen, Freiherrn v. Andrian zu ihrem Ehren-Mitgliede, und die HHrn. Much, Szombathy, Hörnes und v. Wieser zu correspondirenden Mitgliedern zu ernennen. Indem ich bei dieser Feier noch einmal die Namen proclamire, spreche ich zugleich Namens unserer Gesellschaft den wärmsten Dank dafür aus, dass sämmtliche Herren die Ernennung freundlich angenommen haben. —

Die HHrn. Joh. Ranke und N. Rüdinger sind als Delegirte der Münchener anthropologischen Gesellschaft erschienen.

Hr. Johannes Ranke:

Ich bin beauftragt, folgende Adresse dem Vorstande zu überreichen:

Zum 25 jährigen Stiftungs-Jubiläum der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bringt die Münchener anthropologische Gesellschaft die wärmsten Glückwünsche dar.

Möge es der Berliner Gesellschaft vergönnt sein, ungestört in gleich grossartiger und für alle Mitstrebenden vorbildlicher Weise fortzuarbeiten wie bisher an dem Ausbau unserer Wissenschaft. Die Münchener Gesellschaft weiss sich mit der Berliner im Streben und in den Zielen vollkommen eins. Möge diese Harmonie, welche unsere beiden so nahe verwandten Gesellschaften von den Tagen ihrer Stiftung an so innig verbindet, für die Entwickelung der Anthropologie immer reichere Früchte tragen.

München, den 17. November 1894.

Die Vorstandschaft
der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte:
J. Ranke. N. Rüdinger. J. Rückert. S. Mollier. Joh. Weismann.

Gleichzeitig haben wir übernommen, einen Gruss und Glückwunsch darzubringen von der Geographischen Gesellschaft in München, welche heute durch uns beide, ihre Mitglieder, vertreten sein möchte.

Hr. Rüdinger:

Neben den Grüssen unserer Gesellschaften erlauben wir uns, auch unsere persönlichen Grüsse zu überbringen. Wir wünschen und hoffen, dass die Süddeutschen auch künftig in so guten Beziehungen zu den Norddeutschen, insbesondere zu den Berlinern, bleiben werden, wie das bisher der Fall gewesen ist. —

(Beifall.)

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Meine Herren! Unsere Beziehungen waren stets nicht zum kleinsten Theile persönliche. Wenn ich so theure Freunde vor mir sehe, wie die beiden Herren, die vor mir stehen, so ist darüber nicht zu discutiren, ob man noch länger in gleicher Weise zusammenwirken wird. Aber wir werden einmal ersetzt werden

durch andere Personen, und es konnte ja sein, dass in Zukunft andere Gesichtspunkte geltend gemacht werden, als diejenigen, welche wir vertreten haben. Sollte eine derartige Befürchtung auftauchen, so darf ich wohl sagen: wir wenigstens werden versuchen, dahin zu wirken, dass in unserer Gesellschaft der alte Geist des Gesammtwirkens, der gegenseitigen Freundschaft dauernd erhalten wird, und wir erwarten, dass niemals ein Misston die Eintracht stören wird.

Sie wissen, dass durch die Lage unserer Gesetzgebung wir vor einigen Jahren genöthigt gewesen sind, als wir Corporationsrechte nachsuchten, aus dem Verbande der deutschen anthropologischen Gesellschaft auszutreten. Sie werden uns aber das Zeugniss nicht versagen, dass wir uns stets so verhalten haben, als seien unsere statutarischen Verpflichtungen unverändert geblieben. Was früher eine äussere Pflicht für uns war, das ist aus freier Entschliessung fortgeführt worden. Ich hoffe, dass die Gemeinsamkeit der Ziele und der Arbeiten, durch welche wir Grosses erreicht haben, auch von unseren Nachfolgern unverändert im Auge behalten werden wird. —

(Beifall.)

Für die deutsche anthropologische Gesellschaft wird der gegenwärtige Vorsitzende derselben, Hr. Waldeyer, das Wort nehmen.

Hr. Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Hochverehrter Herr Ehren-Präsident! Ich muss mich einen Augenblick der Ehre begeben, an Ihrer Seite hier theilnehmen zu dürfen an den Ehrungen, die unserer Berliner Gesellschaft heute Abend in so reichem Maasse dargeboten werden. Ich nahe mich Ihnen jetzt selbst als einer der Glückwünschenden, und zwar von Seiten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, der wir beide ebenfalls angehören, indem ich gerade in diesem Jahre die Ehre habe, der Vorsitzende derselben zu sein.

Wie Sie uns vorhin erzählt haben, wurde 1869 zuerst von Innsbruck aus ein Aufruf erlassen, eine Deutsche Anthropologische Gesellschaft zu gründen. Ehe es aber zu dieser Gründung kam, wurden schon Tochter-Gesellschaften in's Leben gerufen: es geschah somit das merkwürdige Ereigniss, dass Kinder eher da waren, als die Mutter. Wenn dies etwas Ungewöhnliches im gewöhnlichen Leben sein würde, so darf man doch nicht sagen, dass das bei Gesellschaften sehr wunderbar sei, denn der Anthropologie ist nichts unmöglich. Sie beschäftigt sich ja mit demjenigen Natur-Objecte, welches von Allem, was hervorgebracht worden ist in der Welt, doch immer das Gewaltigste ist, wie schon der alte Sophokles so schön gesagt hat. Es ist die Forschung über den Menschen entschieden das grösste Capitel von Allem, was wir naturwissenschaftlich zu bearbeiten vermögen, und wenn wir darin weiter so thätig sind, wie es während der 25 Jahre von dieser Tochter hier geschehen ist, so dürfen wir noch recht reichliche Früchte erhoffen. Heute sind 25 Jahre verflossen; die Tochter, die ich hiermit von Seiten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft begrüsse, hat bewiesen, dass sie recht lebenskräftig ist. Möge es ihr in den kommenden Jahren weiter so gelingen. Ich habe keine Sorge, dass nicht noch viel zu thun übrig bleibe: denn wenn auch der Einzelne dahingeht, die Forschung nimmer. Neue Kenntnisse schaffen neue Probleme: das ist eine der schönsten Aussichten, die wir in die Zukunft machen können. Dass es der hiesigen Gesellschaft vergönnt sei, an ihrem Theile, wie sie bisher es gethan hat, wacker mitzuarbeiten, so lange es überhaupt die fernste Zeit ihr gestatten mag, das ist mein herzlicher Wunsch am heutigen Abend. —

(Beifall.)

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Ich denke, ich kann dem Herren Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft wohl die Versicherung aussprechen, dass aus der Berliner Gesellschaft heraus keine Secessions-Gelüste kommen werden, die irgendwie den Zusammenhang mit der grossen deutschen Gesellschaft lockern könnten. Wir werden, wie bisher, allen den Aufgaben, welche die Deutsche Gesellschaft stellt, mit möglichster Sorgfalt uns mit unterziehen, und was in unseren Kräften ist, dazu beitragen, dass sie erfüllt werden. Ich will nur daran erinnern, dass die grösste Arbeit, die wir zusammen gemacht haben, die Deutsche Schulerhebung, immer noch als ein mustergültiges Zeugniss einer solchen cooperativen Thätigkeit allerwärts geschätzt wird. Möge die Deutsche Gesellschaft versichert sein, dass wir nach Kräften solche gemeinsamen Ziele verfolgen werden. —

Im Namen der Nieder-Lausitzer anthropologischen Gesellschaft ist Hr. Jentsch-Guben erschienen. —

Hr. Prof. Jentsch-Guben:

Hochgeehrte Herren! Namens der Nieder-Lausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte habe ich die Ehre, Ihnen die herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Die Verdienste, welche sich Ihre hochansehnliche Gesellschaft um die Wissenschaft erworben hat, zu feiern, kann meine Aufgabe nicht sein; das werden Beredtere und Berufenere thun. Uns hat es gedrängt, einmal, ich möchte sagen, summarisch und zusammenfassend der aufrichtigen Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die wir gegen diese Gesellschaft und besonders gegen ihren Herrn Vorsitzenden empfinden.

Als vor einer Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Nieder-Lausitz hingelenkt wurde, da waren kaum die pfadfindenden Botaniker bis in den Spreewald gekommen. Es gelang zum ersten Male, das Interesse wissenschaftlicher Kreise einer Landschaft zuzuführen, die wie ein verlorener Winkel in unserer heimathlichen Provinz lag. Sie haben um die Mitte der 70er Jahre alljährlich in den sommerlichen Ausflügen die Saat des Interesses für die verschiedenen Zweige wissenschaftlicher Arbeit, die Sie pflegen, in breite Schichten unserer Bevölkerung getragen, so dass es uns später nicht schwer wurde, die Nieder-Lausitzer Gesellschaft in's Leben zu rufen. Noch heute erfreuen wir uns alljährlich bei den Haupt-Versammlungen der wirksamen Theilnahme Ihrer Mitglieder: so wird verhütet, dass der Blick in die Enge gebannt wird; der Sinn wird hinausgelenkt in die Weite.

Wir möchten gern ein sichtbares Zeichen unserer Dankbarkeit in die Hände des Herrn Vorsitzenden niederlegen. Wir haben gebeten, den dritten Band unserer „Mittheilungen“ Ihnen widmen zu dürfen: Δόσις ὀλίγη τε φίλη τε.

Die volkskundlichen Bestrebungen erfreuen sich besonderer Beliebtheit in allen Kreisen unserer Landschaft. Die Zusammenstellung „Nieder-Lausitzer Volkssagen“ hat einer unserer fleissigsten Mitarbeiter, Hr. Gander, vor wenigen Tagen abgeschlossen und in die Oeffentlichkeit gebracht: Namens desselben beehre ich mich, diesen Band zu überreichen.

Ich schliesse mit dem herzlichen Wunsche, dass, wie die Berliner Anthropologische Gesellschaft uns eine Alma mater gewesen ist, sie uns auch fortan eine freundliche Beratherin bleibe. Möge sie glanzvoll weiter blühen, der Wissenschaft zum Segen, weit hinaus über die goldene Wiederkehr des heutigen Tages! —

(Beifall.)

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Die Nieder-Lausitzer Gesellschaft hat sich als die kräftigste und stärkste unter allen den Lokal-Gesellschaften erwiesen, welche durch unsere Anregung zu Stande gekommen sind, und ich darf wohl im Namen aller unserer Mitglieder sagen: wir sind stolz darauf, dass eine solche Gesellschaft durch die freie Thätigkeit der Bürger in der Provinz hat geschaffen werden können. Sie ist fruchtbar geworden für weite Kreise: Ihre Gesellschaft hat so erfolgreich gearbeitet, dass sie für die gesammte Landschaft als ein maassgebender Faktor in der Alterthums-Forschung anerkannt wird.

Ich möchte aber nicht schliessen, ohne Ihnen, Herr Professor, zu sagen, wie sehr wir Ihnen persönlich dankbar sind für die zahlreichen und ausgezeichneten Arbeiten, die Sie für unsere Verhandlungen geliefert haben. Unter unseren Mitarbeitern in der Provinz giebt es keinen, der eine so grosse Reihe von neuen, gut beobachteten und mit voller Kenntniss der Literatur beschriebenen Erfahrungen gesammelt hätte. Wir freuen uns, Sie heute unter uns begrüssen zu können.

(Beifall.)

Die Ober-Lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften und die Ober-Lausitzer anthropologische Gesellschaft sind vertreten durch Hrn. Feyerabend.

Hr. Feyerabend-Görlitz:

Hochverehrter Herr Ehren-Präsident! Hochverehrte Anwesende! Wenn ich die Ehre habe, hier vor Ihnen sprechen zu dürfen, so verdanke ich das dem Auftrage zweier Gesellschaften der Stadt Görlitz, und zwar in erster Linie der Ober-Lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, die durch mich zu dem heutigen Feste die aufrichtigsten Wünsche bewundernd Ihnen sendet. Es ist das eine Gesellschaft, die in 9 Jahren bereits zum fünften Male das 25. Stiftungsfest feiern wird, aber gerade bei dem Alter ihres Bestehens sieht sie bewundernd auf die Erfolge, welche in so kurzer Frist von dieser Gesellschaft erreicht worden sind.

Der zweite Auftrag, dessen ich mich zu entledigen habe, kommt von der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Ober-Lausitz, gleichfalls in Görlitz, deren Vorsitzender zu sein ich die Ehre habe. Es konnte und musste über lang oder kurz die Aufgabe, die sich die Berliner Anthropologische Gesellschaft gestellt hatte, auch in ein so aufblühendes Gemeinwesen, wie es Görlitz ist, Funken schlagen: die Aufgabe, des Menschen uralt heilige Güter zu finden, „seit seiner selbst bewusst er schuf sein Loos“. Wenn auch eine Stadt, wie Görlitz, nicht in der Lage ist, über solche Mittel zu gebieten, wie die Stadt Berlin, wenn sie heute auch nur als jüngstes Kind erscheinen kann, um ihren Dank zu stammeln, so will sie doch nicht fehlen.

Die verwandtschaftlichen Verhältnisse sind in diesem Falle etwas complicirt. Die Anregung zur Gründung der Ober-Lausitzer Anthropologischen Gesellschaft ging von der Nieder-Lausitzer Gesellschaft aus, und wenn ich mich in diesem Sinne bedanken wollte, müsste ich von Ihrer Gesellschaft als von einer Grossmutter reden. Trotzdem haben wir aber schwesterlich zusammengehalten, und die beiden Schwester-Gesellschaften, die Ober-Lausitzer und die Nieder-Lausitzer, sind darin überein gekommen, dass wir beide dankbare Kinder unserer gemeinsamen Mutter, der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, sein wollen.

Wenn ich mit leeren Händen komme, und nicht, wie viele Andere, etwas bringe, so liegt das daran, dass unser verehrter Herr Ehren-Vorsitzende uns die

Ehre erwies, vor Kurzem unserer 8. Haupt-Versammlung beizuwohnen. Den Vortrag, mit dem er uns erfreute, wollen wir unserem demnächst erscheinenden 4. Jahreshefte einverleiben und dann erst dieses Heft nachträglich zum Gedenken und zur dankbaren Erinnerung an den heutigen Tag der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte widmen.

Dass die Görlitzer Gesellschaft überhaupt in der Lage war, in weite Schichten der Bevölkerung mit ihrem Einflusse eindringen zu können, das verdankt sie aber auch ihrer Schwester, und demnächst in besonderem Maasse Ihrem hochverehrten Herrn Ehren-Vorsitzenden. Die jüngsten Kinder bedürfen ja am meisten der Mutter, und so hat denn Ihr Herr Ehren-Vorsitzender bereits zweimal den Weg nach Görlitz nicht gescheut und uns mit seinem Besuche beehrt. Dass aber die Aufgaben, die wir uns gestellt haben, auch in weitere Schichten der Bevölkerung gedrungen sind, das hat bei unserer letzten Haupt-Versammlung der Umstand bewiesen, dass der grösste Saal der Stadt die Menschen nicht zu fassen vermochte, die um der Anwesenheit Ihres verehrten Herrn Ehren-Vorsitzenden willen zusammengekommen waren.

Die besten Wünsche, welche die Ober-Lausitzer Anthropologische Gesellschaft aussprechen kann, sind dieselben, die bereits immer und immer wiedergeklungen haben in allen Worten, die gesprochen wurden: Möchte die Berliner Gesellschaft in gleicher Weise weiter arbeiten, wie bisher; möchte es ihr vergönnt sein, in gleichem Maasse weiterzuschaffen, wie die Ziele der Ethnologie klargestellt werden, und möchte für das Gebiet der Urgeschichte das Wort des Horaz an ihr in Erfüllung gehen: „Quidquid sub terra est, in apricum proferet aetas.“ —

(Beifall.)

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Verehrter Herr! Ihre Gesellschaft erfreut sich des besonderen Umstandes, ihren Sitz in einer Stadt zu haben, welche mit zu den ältesten Mittelpunkten der Cultur in unseren Landen gehört. Als unsere anderen Städte fast alle noch weit zurück waren in der Entwickelung cultureller Dinge, hat Görlitz schon seinen Ruhm begründet. Die Beziehungen, die es damals nach Süden hin hatte, haben ihm früh eine Menge von Möglichkeiten eröffnet, wie sie in gleicher Weise den Nachbar-Städten nicht zu Gute kamen. Wer jetzt Görlitz besucht und daselbst eine Reihe wohlbegründeter, alter wissenschaftlicher Anstalten findet, wer sieht, dass da eine gelehrte Gesellschaft besteht, die ein eigenes Haus besitzt, in dem sie ihre Sammlungen aufstellen, ihre Sitzungen halten kann, der muss empfinden, dass er sich in einer etwas anderen Welt befindet, als diejenige, welche in der Mehrzahl der Märkischen Städte ausgeprägt ist. Sie haben auch neuerlich mit Erfolg an das Herz Ihrer Mitbürger gepocht, Sie haben es verstanden, die allgemeine Theilnahme wachzurufen und eine Bewegung zu entzünden, von der ich zuversichtlich annehme, dass sie lange dauern und noch viele grosse Erfolge erzielen wird. Unsererseits werden wir uns bemühen, den Görlitzern etwas abzulernen. —

(Beifall.)

Das Wort hat der Delegirte und Vorsitzende des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer, Hr. Grempler.

Hr. Grempler-Breslau:

Hochverehrte Gesellschaft! Der Verein für das Museum schlesischer Alterthümer hat mir, seinem Vorsitzenden, den ehrenvollen Auftrag übergeben, zu

danken für die freundliche Einladung zum heutigen Stiftungsfeste und gleichzeitig unsere Glückwünsche auszusprechen. Die langjährigen, freundnachbarlichen Beziehungen gerade Breslau's mit Berlin haben unserem Verein, unserem Museum, soviel Belehrung verschafft, dass wir es nicht umgehen konnten, heute hier persönlich unseren Gefühlen Ausdruck zu geben. Hatte sich unser Verein auch schon 1880 bei der hiesigen Ausstellung betheiligen dürfen, so war gerade die Auszeichnung, die Breslau dadurch geworden war, dass 1884 die General-Versammlung der Anthropologen in Breslau tagte, eine Anregung für so weite Kreise, dass wir wohl datiren können: von dem Jahre 1884 ab haben unsere Bestrebungen Widerhall gefunden in den allerweitesten Kreisen. Und wenn es jetzt gelingt, so manches vor dem Untergange zu schützen, so datirt das wesentlich von den Terminen, wo derartige Versammlungen in Breslau stattgefunden hatten oder wo es bekannt geworden war, dass wieder einmal ein Besuch stattgefunden hatte von dem verehrten Ehren-Präsidenten, der uns ja auch ab und zu einmal beglückt hat.

Wir haben unseren Wünschen schriftlichen Ausdruck gegeben. Darin sind unsere Wünsche besser ausgedrückt, als ich sie mündlich auszudrücken vermag. Ich wünsche, dass auch in den nächsten 25 Jahren diese Gesellschaft auf unseren kleinen Verein mit Nachsicht herabblicken und uns weitere Anregung und Belehrung verschaffen möge.

(Beifall.)

Die von Hrn. Grempler übergebene Adresse hat folgenden Wortlaut:

Breslau, 16. November 1895.

Der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bringt der unterzeichnete Verein zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens, unter dem Ausdruck des Dankes für die hierzu erhaltene freundliche Einladung, seinen herzlichsten Glückwunsch dar. Die geehrte Gesellschaft kann sich einer Thätigkeit rühmen, so reich und gesegnet, wie sie noch sehr wenigen wissenschaftlichen Vereinigungen beschieden gewesen ist, und die von Jahr zu Jahr sich mehrende Reichhaltigkeit und Gediegenheit ihrer Veröffentlichungen beweist, dass sie sich noch immer in aufsteigender Richtung bewegt. So wird es uns denn leicht, an diesem Ehrentage der Gesellschaft die Hoffnung auszusprechen, dass sie ihren Ruhmeskranz alle Zeit wahren und hüten, und ihm neue Blätter des Verdienstes hinzufügen werde. In der Erkenntniss aber, dass Vereine mit verwandten Forschungsgebieten zum Austausch der Ergebnisse ihrer Arbeiten berufen und auf die Gemeinsamkeit ihres Wirkens angewiesen sind, können wir unsere Glückwünsche nur mit der Bitte schliessen, die geehrte Gesellschaft wolle die freundlichen Beziehungen zu unserem Vereine auch fernerhin aufrecht erhalten, wie wir unsererseits nicht aufhören werden, dieselben getreulich und bestens zu pflegen.

Der Vorstand des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer.

Dr. Grempler. Dr. Seger. Dr. Mertins.

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Herr College, Sie kommen aus einer Provinz, die so viel in der Erde birgt, wie vielleicht keine andere der Nachbar-Provinzen, und Sie sind einer der glücklichen Schatzgräber. Sie verstehen es, zur rechten Zeit die Schätze zu ergreifen, welche zu Tage kommen, und sie dann in mustergültiger Gestalt der Provinzial-Sammlung zuzuführen. Ich wünsche Ihnen und dem Breslauer Museum, dass noch

ein grosser Theil neuer Schätze, zunächst unter Ihrer Führung, zu Tage gefördert werden möge, und dass Sie daran von Neuem Ihren Scharfsinn in der Interpretation der Funde bewähren können. —

(Beifall.)

Wir kommen zu den anderen Alterthums-Gesellschaften. Zunächst bitte ich Hrn. Lemcke, für die Gellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, das Wort zu nehmen.

Hr. Gymnasial-Direktor Dr. Lemcke-Stettin:

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin hat mich entsandt, um Ihnen, hochgeehrte Herren, unsere Glückwünsche, die herzlichsten und aufrichtigsten, die es geben kann, zu überbringen, zugleich auch unseren Dank auszusprechen. Es ist Ihnen bekannt, dass unsere Gesellschaft mit zu den ältesten ihrer Art gehört, und ebenso, dass auch sie es schon vor mehr als 70 Jahren versucht hat, gerade die Alterthumskunde zu ihrer besonderen Aufgabe zu machen, und ebenso, wie es ihr nicht gelungen ist, etwas Erkleckliches und für die übrige Welt Bedeutsames darin zu leisten, weil es ihr an einer richtigen Methode fehlte. Diese Methode haben wir in Pommern erst gelernt, als diese Gesellschaft in's Leben getreten war, als Ihr Herr Ehren-Präsident uns in seiner Heimath-Provinz aufsuchte, bei uns anfing zu forschen und uns gelehrt hat, wie es zu machen sei. Seitdem sind zwar — das muss ich mit Trauer zugeben — Publicationen nicht gerade zu viele von uns ausgegangen; das hat seinen Grund in dem Mangel an äusseren Mitteln, die uns für einen solchen Zweck nicht verfügbar gemacht worden sind. Wohl haben auch wir so mancherlei Anregungen bekommen durch Ihre Gesellschaft. Seit dem ersten Besuch, den Sie uns in Stettin abzustatten die Ehre erwiesen, hat sich bei uns das Interesse, die Theilnahme an der Forschung für anthropologische Dinge so gemehrt, dass, wenn die Herren, die ich hiermit dazu feierlichst einzuladen beauftragt bin, uns wieder einmal die Ehre erweisen wollen, uns in Stettin zu besuchen, sie dort eine Sammlung finden werden, die mindestens das Vierfache von dem enthält, was Sie früher kennen gelernt haben, und wir hoffen, sie Ihnen jetzt in einer Ordnung vorzuführen, wie Sie sie von uns — ich will ganz ehrlich sein — nicht erwartet haben werden.

(Heiterkeit.)

Dies alles aber verdanken wir Ihnen, und darum ist meine Aufgabe heute, gerade besonders zu danken, und zum Ausdruck dieses Dankes erlaube ich mir, zwei kleine Publicationen zu überreichen. Die eine behandelt einen der in unserer Provinz so zahlreichen und so interessanten Depotfunde, den „Bronzefund von Hökendorf", der schon vor vielen Jahren gemacht, niemals aber bisher hinreichend gewürdigt worden ist. Die kleine Arbeit ist von Ihrem und unserem fleissigen Mitarbeiter, Hrn. Hugo Schumann verfasst. Ebenso bin ich beauftragt von den Herausgebern der „Blätter für Pommersche Volkskunde", den HHrn. O. Knoop und Dr. A. Haas, den zweiten Band dieser Zeitschrift zu überreichen, damit Sie ersehen, dass wir auf diesem Gebiete in Pommern auch nicht mehr müssig sind. Es war das einer jener Punkte, die der Herr Ehren-Präsident mit liebenswürdiger Offenheit uns als einen Mangel seinerzeit in Stettin vorzuhalten so freundlich war. Wir wollen heute zeigen, dass wir gehorsame Schüler gewesen sind.

(Beifall.)

Zum Schluss habe ich noch eine persönliche Eröffnung zu machen. Wir Pommern sind gerade besonders stolz darauf, dass Ihr Herr Ehren-Präsident unser

Landsmann ist. Noch vor Kurzem stand ich in seiner Geburtsstadt Schivelbein vor dem Hause, in dem er das Licht der Welt erblickt hat, und habe mit Freude gesehen, wie seine Vaterstadt sich durch eine Inschrift an dem Geburtshause mit Stolz zu ihrem grossen Sohne bekennt. Das thun wir, die wir ihn kennen in Pommern, alle, und darum schliesse ich mit dem Wunsche, dass er nicht bloss uns in seinem Heimathlande ein freundliches Andenken und freundliche Leitung, wie bisher, bewahre, sondern namentlich, dass er noch lange in ungeschwächter Frische und voller Kraft und Freudigkeit, wie er es bisher gethan hat, ein Pfadfinder und Pfadweiser sei, nicht bloss für Sie in Ihrem engeren Kreise, sondern auch weit hinaus, und auch uns in seiner Heimath. —

(Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Erlauben Sie mir, zu erwidern, dass auch ich Ihnen viel schuldig bin. Was ich von prähistorischer Forschung gelernt und zwar ziemlich früh gelernt habe, das habe ich aus Publicationen der Stettiner Gesellschaft gelernt. Als ich ein kleiner Bursche war, da war mein Vater ein eifriger Abonnent der „Baltischen Studien“, und als ich so weit war, mich ein wenig umzuschauen in den Wissenschaften, da fand ich, dass doch nichts so sehr mich anzog, wie gerade die Erörterungen über die Geschichte und namentlich die Urgeschichte des Vaterlandes. Mein Vater besass auch die alten Haken'schen Provinzial-Blätter und manche Originalwerke von pommerschen Gelehrten der letzten Jahrhunderte.

Als ich nachher angefangen habe, selbst zu arbeiten, begann ich mit den skandinavischen Geschichten; ich studirte die Saga's mit Hinblick auf die Beziehungen zwischen den Nordländern und den Pommern, insbesondere die Erzählungen von den Jomsvikingern, und meine ersten schriftstellerischen Versuche galten gerade diesem Thema, das mich zu beschäftigen nicht aufgehört hat, bis ich die Pfahlbauten des alten Julin (Jumne) aufgefunden hatte.

Wenn ich nachher besser arbeiten gelernt habe, so ist es geschehen im Anschluss an die Vorbilder, die ich inzwischen in Skandinavien selbst, in der Schweiz, in Frankreich, Belgien und Italien kennen gelernt hatte, vielleicht auch ein wenig dadurch, dass ich als Naturforscher an diese Untersuchungen kam und mit der Methode des Naturforschers die prähistorische Forschung in Angriff nahm.

Immerhin aber bin ich sehr erfreut zu sehen, dass die Provinz Pommern einen grossen Schritt vorwärts gemacht hat, — ich kann das nicht mehr klein nennen, was sie ausgeführt hat. Im Gegentheil, das ist für uns ausserordentlich werthvoll. Was speciell Hrn. Schumann anbetrifft, so ist nicht bloss die Fülle seiner Beobachtungen, sein unermüdlicher Fleiss in der selbständigen Arbeit, sondern auch die fortschreitende Verbesserung seiner Methode ein Gegenstand nicht bloss meiner Bewunderung, sondern auch eines gewissen Stolzes, da ich vielleicht ein wenig dazu beigetragen habe, ihn in einer für ihn neuen Thätigkeit zu bestärken. —

(Beifall.)

Ich bitte jetzt den Vorsitzenden und Vertreter der hiesigen Gesellschaft für Erdkunde, das Wort nehmen zu wollen.

Freiherr v. Richthofen-Berlin:

Hochgeehrter Herr Präsident! Hochverehrte Versammlung!

Es gereicht mir zur Ehre und zur besonderen Freude, dass ich im Namen der Gesellschaft für Erdkunde, deren Vorstand hier, wie ich mich freue bemerken zu

können, wohl ziemlich vollständig versammelt ist, beauftragt bin, der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte an ihrem heutigen Ehrentage die Glückwünsche darzubringen. Es ist ja ein inniges Band, welches unsere Gesellschaft mit der Ihrigen verbindet. Es ist heute vielfach die Rede gewesen von biogenetischen Beziehungen der Gesellschaften unter einander nach allen Richtungen hin, aber es ist nicht das allein, sondern vielleicht in mancher Beziehung auch das Bedürfniss der gegenseitigen Hülfe. Damals, als die anthropologische Gesellschaft gegründet wurde, war es wohl Zeit, dass Mitglieder der Gesellschaft für Erdkunde, welche eine Erweiterung ihres Gesichtskreises, eine Erweiterung des Forschungsgebietes erstrebten, sich zusammenthaten mit anderen Forschern, die ihr nicht angehörten. Es ist seitdem ein Band der Freundschaft gewesen, des freundschaftlichen Zusammenwirkens zwischen uns, durch diese 25 Jahre hindurch, seitdem die Gesellschaft besteht.

Wenn wir zurückblicken auf das Entstehen der Gesellschaft, so haben wir vorher gehört, dass die ersten Anregungen zu suchen sind in der damaligen Entwickelung der Urgeschichte. Ich möchte aber auch die geographischen Gesichtspunkte hier betonen, gerade des Zusammenhanges wegen mit der Gesellschaft für Erdkunde. Damals war bereits die Zeit angebrochen, in welcher jene glänzenden Erfolge erreicht wurden von Forschungs-Reisenden unseres „neuen Zeitalters der Entdeckungen“, wo es sich darum handelte, die Erdtheile zu untersuchen, während man früher mehr nur die Weltmeere befahren und die Küsten besucht hatte. Jetzt waren es die inneren Gebiete: Africa, Asien, America, Australien. Alle diese wurden in einer erstaunlich schnellen Zeit damals aufgehellt. Und nun kamen neue Probleme, hervorgerufen durch die erstaunliche Fülle von neuen Thatsachen, gerade wie es in früheren Zeiten der Fall gewesen war. Auch in älteren Zeiten, — wir können bis auf Columbus zurückgehen, — in den Entdeckungszeiten, waren es die Thatsachen, die Berichte über Menschen, über fremdartige Menschen, die eine Fülle neuer Erfahrungen brachten. So war es auch jetzt. Inzwischen hatte man aber gelernt, den Menschen anders zu erfassen, anders zu betrachten. Es waren neue, höhere Gesichtspunkte erwachsen. Die Wissenschaft selbst hatte andere Formen angenommen.

So kam es, dass, als die Gesellschaft gegründet wurde, sofort diese Probleme in Beziehung zu denjenigen der Gesellschaft für Erdkunde traten, die nun gefördert wurden von Reisenden, welche die Gesellschaft für Erdkunde ausgesendet oder unterstützt hatte. Ihre Gesellschaft hat die neuen Probleme selbständig in Angriff genommen. Zunächst erwähne ich als uns zunächst stehend die der Ethnologie. Da sehen wir jetzt diesen Prachtbau, in dem die Gesellschaft ihr Heim gefunden hat, in dem zugleich die staatliche Behörde ihre Werthschätzung für die neuen Bestrebungen ausgedrückt hat. Wir sehen hier eine der grössten, eine der schönst geordneten Sammlungen, welche jemals zusammengebracht worden ist, um die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker zur Darstellung zu bringen. Es hat sich daraus unter der genialen Leitung unseres Hrn. Bastian jener besondere Zweig der Forschung entwickelt, welcher ausgeht von dem Sammlungsmaterial, welches hier untergebracht ist. Daneben kam aber jener zweite Zweig — die Gesellschaft nennt sich ja die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte: — die anthropologische Forschung, in welcher Sie, Hr. Ehren-Präsident, — ich brauche das hier nicht auszuführen, — die höchste Meisterschaft erlangt haben und ein Vorbild geworden sind für Alle, wie wir es heute gehört haben von den verschiedenen Deputationen, die hier bereits bereits zum Worte gekommen sind. Sie haben ganz besonders die Wurzeln der Gesellschaft

getrieben hinein in die Urgeschichte des Menschen, und das war ein Gebiet, welches den vaterländischen Boden betrifft und welches darum einen ungemein grossen Erfolg gehabt hat. Wir sehen es an den Deputationen, die heute hier erschienen sind, welchen segensreichen Einfluss die Gesellschaft ausgeübt hat, gerade hier in der Nähe, von Berlin aus in den nächstliegenden Provinzen und weiterhin über das ganze deutsche Vaterland, ja bis nach Oesterreich, von wo wir einen so angesehenen Vertreter hier begrüssen.

Ich kann im Namen der Gesellschaft für Erdkunde nur wünschen, dass Ihre Gesellschaft auf den Wegen fortschreiten möge, die sie eingeschlagen hat, dass sie weiterhin an Erfolgen reich sein möge, vor allem aber auch, dass das Freundschaftsverhältniss, welches ungetrübt bestanden hat zwischen unseren beiden Gesellschaften in den 25 Jahren, auch weiterhin ebenso bestehen möge bis in die ferne Zukunft.

(Beifall.)

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Herr Baron! Ich muss anerkennen, dass es wenige Gebiete giebt, auf denen die Aufgaben der Geographischen und der Anthropologischen Gesellschaft trennbar wären. Wenn Sie nicht gerade nach dem Innern von Grönland oder nach dem Südpol Ihre Expeditionen richten, wo wir allerdings nichts zu suchen haben, wenigstens vor der Hand noch nicht, so giebt es ja eigentlich nichts, wo wir nicht zusammenträfen. In der Regel werden wir mehr von den geographischen Reisenden, als Sie von den anthropologischen, zu lernen haben. Denn ich muss zugestehen, dass der geographische Reisende, der gute Ortsbestimmungen zu machen und feste astronomische Punkte festzulegen weiss, nebenbei auch eine vortreffliche Ergänzung der anthropologischen und ethnologischen Sammlungen machen kann, während umgekehrt die bloss ethnologischen Reisenden sehr selten so gut für die Anforderungen der Erdkunde vorbereitet sind, wie die geographischen. Wir sind daher froh, wenn wir uns an diese anschliessen können. Wenn ich das offen und nicht ohne einiges Bedauern ausspreche, so kann ich doch auch sagen: es ist ein nicht geringer Fortschritt, den unsere Gesellschaft gemacht hat, dass wir nun auch wirkliche anthropologische Reisende haben, die mit dem Problem, den Menschen zu studiren, ausziehen, wenn sie auch sonst noch mit vielen anderen Gegenständen sich beschäftigen. Ich denke, dass, wenn wir so fortfahren, wir in absehbarer Zeit dahin kommen werden, dass jeder dunkle Winkel der Erde aufgehellt sein wird. Wenn wir dann zusammenarbeiten werden in der Summirung der Ergebnisse, so wird jeder Theil stolz sein auf die Gefährten in der Arbeit. —

(Beifall.)

Ich ertheile Hrn. Bolle, dem Vertreter der Gesellschaft (Brandenburgia) für Heimathkunde der Provinz Brandenburg, das Wort.

Hr. Dr. Bolle-Berlin:

Sie erlauben, hochverehrte Versammlung, bei der Kürze der schon weit vorgeschrittenen Zeit des heutigen Abends, dass ich ganz schlicht die Erlaubniss erbitte, im Namen der vor wenigen Jahren hier gegründeten und bestehenden Brandenburgischen Gesellschaft für Heimathskunde ein paar Worte an Sie richten zu dürfen. Wir haben eine kleine Adresse aufgesetzt, die allerdings weit entfernt davon ist, das Lobenswerthe, das Vortreffliche, das Ruhmreiche der Gesellschaft, die wir heute feiern, in Worten auszusprechen, die aber doch

den Erinnerungen vielleicht entspricht, welche die beiden Vereine örtlich und moralisch mit einander verbinden. Ich möchte mir aber vorweg als Märker und Brandenburger erlauben, dass der verehrte Vertreter von Pommern allerdings gegenwärtig vollkommen Recht hat, wenn er sagt, dass unser verehrter Hr. Ehrenpräsident seiner Provinz angehört. Vergessen wir aber nicht, dass noch vor kaum einem Jahrhundert — ich weiss nicht genau die Jahreszahl — Schivelbein einen integrirenden Teil der Neumark ausgemacht hat (grosse Heiterkeit und lebhafter Beifall), dass daher beide Theile berechtigt sind, einen so liebenswürdigen Mitbürger für sich in Anspruch zu nehmen. Sie werden deswegen nicht in einen Streit gerathen, wie die sieben griechischen Städte über den Geburtsort Homer's ihn auszufechten hatten. Im Gegentheil, sie werden sich auf gleichem Felde bewegen und den Streit mit grösster Herzlichkeit unter einander ausmachen.

(Beifall.)

Die Adresse lautet:

Hochgeehrte Versammlung!

Unseren Gruss zuvor.

Kaum dürfte es ein innigeres Band, sei es zwischen Persönlichkeiten, sei es zwischen zahlreichen Vereinigungen von Menschen geben, als ein solches, das auf einer Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen und gleichgestimmter Ideale beruht. Nur da ist vielleicht ein derartiges Verhältniss der Steigerung fähig, wo nachbarliche Vertraulichkeit den Bund der Gemüther noch fester webt. Viel will es schon sagen, Landsleute zu sein; doch wird ohne Zweifel der auf gleicher Scholle Geborene, im Schatten eines und desselben Mauerrings Erwachsene dem Mitbürger mit verdoppelter Wärme die Hand drücken.

Dies sind Empfindungen, mit welchen die Brandenburgia, unsere Gesellschaft für Heimathkunde, den heutigen Tag begeht. Sie naht sich, durch mich, wenn auch nur in bescheidener Weise, vertreten, bei der Feier des 25 jährigen Bestehens der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, um derselben Glückwünsche darzubringen, sowie Hoffnungen auf eine lange und fruchtbringende Laufbahn für die Zukunft kundzugeben. Das Gleichniss von der jüngeren Schwester, welche der älteren, gereifteren und durch Vorzüge aller Art begünstigteren zu gratuliren kommt, ist nicht neu, aber es möchte sich diesmal als zutreffend erweisen und sei deshalb angewendet.

Beispiel und Lehre eines in glänzendster Weise erspriesslichen Vorangehens Ihrerseits können nicht leicht dankbarer beherzigt werden, als von unserer Seite. Indem wir dies aussprechen, gesellt sich zu dem Ausdruck ebenso tief, wie warm, gefühlter Herzlichkeit jene uns wohlanstehende Zurückhaltung, die in dem Bewusstsein des zwar angestrebten, indess kaum erst erprobten eigenen Werthes wurzelt.

Ein Vierteljahrhundert — welch' kurze Spanne, dem Maassstab von Geschichte und Völkerleben nach gemessen; welch lang ausgesponnene Frist für die Kürze menschlichen Daseins! Sie, meine Herren, haben diesen von Ihnen durchlaufenen Zeitraum durch Geist und nie ermüdende Arbeitslust zu einem solchen umgeschaffen, in welchem die Jahre zu Decennien werden. Mit voller ungetrübter Befriedigung dürfen Sie auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken.

Nicht berufen, hier auf Historisches einzugehen, an Daten zu erinnern, welche der eherne Griffel Klio's längst in die Annalen der Culturgeschichte

unseres Volkes eingegraben hat, lese ich auf Ihren Tafeln mit freudiger Rührung die Jahreszahl 1869, den äussersten zurückweichenden Markstein Ihrer korporativen Existenz darstellend. Damals fand sich eine Anzahl schon lange schon befreundeter Männer von hoher Intelligenz, lauter klangvolle Namen, zusammen, um eine Gesellschaft zu bilden, die, mit dem Ausblick auf höchste Ziele menschlichen Wissens, schnell einen Weltruf zu erlangen bestimmt sein sollte. Viele dieser Verehrungswürdigen sind dem Erdenleben unterdess entrückt worden. Wer nennt nicht voll stiller Trauer die Namen eines Alexander Braun, eines Robert Hartmann, eines Koner u. A. m.? Mehr als eine jüngere Generation hat indess an dem erlöschenden Feuer ihre eigene Fackel angezündet.

Andere von den Gründern der Gesellschaft, ihre kleine Zahl durch den Glanz ihres Genies vergessen machend, gönnen uns das Glück, in voller Frische unsere Zeitgenossen geblieben zu sein. Diesen Heroen der Wissenschaft, in eines Humboldt Fussstapfen wandelnd, gelte in erster Linie das mit vaterländischem Stolz auszusprechende Gefühl unserer bewundernden Anerkennung, unserer tiefsten und wärmsten Verehrung.

Wohl mochte es damals, kurz vor den welterschütternden Ereignissen des Jahres 1870, noch leichter als bald darauf gewesen sein, den weltbürgerlichen Gedanken, vom Säculum der Aufklärung ererbt, hochzuhalten. Wer den Erdball zum Felde seiner Forschungen wählt, wer es liebt, in sagenumwobene Urzeit hinabzutauchen und Zwiesprache zu halten mit jenem Lallen, das aus der Wiege der Menschheit schwach zu uns herübertönt, dem dürfte eine so hochfliegende Auffassung an sich schon erhabener Dinge auch heut noch wohl ziemen.

Hat indess späterer Meinungsumschwung nicht gelehrt, dass ein weiser und wohlverstandener Patriotismus das vorurtheilsfreie Hinausschauen über die erweiterten Grenzpfähle des Vaterlandes nicht zu scheuen brauche?

Auch für uns, die wir unsere Aufgabe darin suchen, den Sand der Marken mit Allem, was er an leiblichen und geistigen Erscheinungen hervorbringt, näher kennen zu lernen und kennen zu lehren, gilt die aus Ihren Vorträgen und Debatten, aus Ihren Wanderungen, wie aus der achtunggebietenden Reihe der durch Sie publicirten Bände hervorleuchtenden Devise: Nil humani alienum a me puto. Nur drängen wir, geringerer Kraft eingedenk, den Inhalt des zu Erforschenden in weit engere Schranken zusammen.

Sollte es einmal schwer fallen, uns mit soviel bescheidnerem Wirken zu versöhnen, so genüge das Bild Buddha's, von Ihnen als Vignette gewählt und in der Sprache des Cohelet zu uns redend, alle Unterschiede von Klein und Gross vergessen zu lassen.

Noch eine Erwägung sei schüchtern hier ausgesprochen. Mit Genugthuung erinnern wir uns daran, indem für die Kühnheit des Gedankens Ihre Verzeihung erbeten wird, dass, bei aller Werthschätzung des verehrungswürdigen Ernstes Ihrer Vereinsthätigkeit, doch auch sogar Sie selbst als zu Berlin ansässig und vielfach auf Spree- und Havel-umflossenem Boden wandernd, forschend und grabend, so recht eigentlich in den Rahmen der [illegible] unserer Brandenburgia fallen, die in dem Blick auf Sie nie die Ehrfurcht von der Liebe trennen zu wollen verspricht.

Schliesslich sei der Wunsch nachdrücklich [illegible] so hervorragenden Gesellschaft, wie die Ihrige, möge in lange Zukunft hinaus ein gesegnetes und glückverheissendes bleiben: es möge, wie bisher, mächtig dazu

beitragen, die Ehre des deutschen Namens auch draussen in der weiten Welt zu mehren.

Dem Hrn. Vorsitzenden, dem Gesammtvorstande und allen Mitgliedern der Gesellschaft gelten nicht minder die wärmsten Empfindungen der Sympathie, welche die Brandenburgia hiermit zu Ihren Füssen, alle Glückwünsche wiederholend, niederlegt.

Quod felix faustumque sit!

E. Friedel. C. Bolle.

Vorsitzender Hrn. Rud. Virchow:

Ich will nicht verhehlen, dass jedesmal, wenn eine neue Gesellschaft mit neuen Zielen gegründet wird, — und wir werden gleich noch Gelegenheit haben, eine folgende zu hören, — wir etwas besorgt werden, ob wir dabei noch werden bestehen können. Ich freue mich aber, konstatiren zu können, dass bis jetzt jedesmal eine Stärkung unseres Arbeitens und eine Vermehrung unserer Mitarbeiter daraus erwachsen ist. Ich kann also nur von Herzen wünschen, dass die Gesellschaft für Heimathkunde in der fruchtbaren Weise, wie bisher, zu arbeiten fortfährt. —

(Beifall.)

Eine parallele Erscheinung ist der Verein für Volkskunde, für den Hr. Minden um das Wort gebeten hat.

Hr. Dr. Minden:

Verehrter Vorstand! Hochgeehrte Versammlung!

Der Verein für Volkskunde, dessen Erster Vorsitzender, Hr. Geheimrath Weinhold, morgen unter Ihnen erscheinen wird, der aber zu seinem grossen Bedauern heute verhindert ist, hat mich beauftragt, der Anthropologischen Gesellschaft die herzlichsten Glückwünsche darzubringen zu ihrem heutigen Jubelfeste.

Wenn die wissenschaftlichen Disciplinen der Volkskunde und der Völkerkunde, die ja nicht ganz identisch mit einander sind, aber doch so viele und nahe Berührungspunkte mit einander haben, dass es schwer ist, eine Grenze zwischen beiden zu ziehen, — wenn diese beiden Disciplinen sich so nahe stehen, so kann ich wohl auch für den Verein für Volkskunde dasselbe Recht in Anspruch nehmen, ihn eine jüngere Schwestergesellschaft der Anthropologischen Gesellschaft zu nennen, wie dies Seitens mehrerer anderer der hier vertretenen Gesellschaften geschehen ist. Ich kann das um so mehr, als uns eine Personalunion vereinigt, indem der Verein für Volkskunde das Glück hat, den weltberühmten Ehrenpräsidenten der Anthropologischen Gesellschaft zu seinem Mitvorsitzenden zu besitzen.

Aber nicht allein das schwesterliche Verhältniss ist es, welches uns verknüpft; der Verein für Volkskunde wird nicht vergessen, dass er in noch einem anderen verwandtschaftlichen Verhältniss zur Anthropologischen Gesellschaft steht. Denn bei seiner vor etwa fünf Jahren erfolgten Begründung waren es ausschliesslich Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft, die denselben in die Wesenheit riefen.

Da mich das Loos heute an das Ende der Festredner gestellt hat, so glaube ich mir den Dank der Versammlung verdienen zu können, wenn ich mich kurz fasse. (Beifall.) So schliesse ich denn mit dem Rufe, den der Verein für Volkskunde der Anthropologischen Gesellschaft widmet, der Gesellschaft, deren Leitung der Verhandlungen, die Vereinigung von populärer Klarheit und wissenschaftlicher

Strenge für alle wissenschaftlichen Vereine für alle Zeiten ein Musterbild sein wird: Die Anthropologische Gesellschaft möge das neue Vierteljahrhundert mit derselben Kraft beschreiten und beendigen, wie sie das erste beendigt hat. Sie blühe, sie wachse und gedeihe! Die Anthropologische Gesellschaft, ihr verehrter Vorstand und vor Allem ihr hochverehrter Hr. Ehrenpräsident, sie leben hoch! —

(Die Anwesenden erheben sich und stimmen dreimal freudig in das Hoch ein.)

Vorsitzender Hr. Rud. Virchow:

Ich will nur bezeugen, dass wir mit Vergnügen den Fortgang der Gesellschaft für Volkskunde sehen. Anfangs waren wir etwas neidisch, als die Herren sich abtrennten; aber wir mussten anerkennen, dass unsere Zeitschrift keinen Raum hat für alles das, was in Folklore gearbeitet wird, und dass auch unsere Verhandlungen nicht die Möglichkeit bieten, alle diese Materien in unseren Sitzungen zu behandeln. Mit der Gründung der neuen Gesellschaft ist ein gedeihliches Zusammenwirken, wenn auch in getrennter Marschordnung, eingetreten. —

Vielleicht darf ich daran gleich eine Einladung anschliessen. Eine Einrichtung, die beiden Vereinen gleich nahe steht, ist unser Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes. Das wird morgen für die Mitglieder der Gesellschaft ausnahmsweise schon von 10 Uhr ab offen sein. Falls Sie sich darin umsehen wollen, so sind Sie freundlichst eingeladen. Ich will besonders hervorheben, dass die neue Aufstellung beendigt ist, und dass wir überdies durch das sehr freundliche Entgegenkommen des deutsch-ethnographischen Comités in diesem Augenblicke noch die gesammte deutsche Ausstellung von Chicago in unseren Räumen haben, die Sie vielleicht bei späterer Anwesenheit nicht mehr sehen könnten. Es ist eine ausgezeichnete und in der That sehr sehenswerthe Sammlung. —

Es war noch angemeldet eine Delegation des Deutschen Fischereivereins, die durch ihren stellvertretenden Vorsitzenden, Hrn. Georg v. Bunsen, vertreten sein sollte. Derselbe ist leider durch zunehmende Heiserkeit abgehalten und hat eben schriftlich mitgetheilt, dass Seitens des Präsidenten des Deutschen Fischereivereins, des Fürsten von Hatzfeldt-Trachenberg, ihm der ehrenvolle Auftrag geworden war, uns den Glückwunsch darzubringen. „Wir meinen“ — sagt Hr. v. Bunsen — „mit unserem bescheidenen Streben uns nicht allzu fernab von den Bahnen der erlauchten Gesellschaft zu bewegen, und ich durfte hoffen, dass unsere guten Wünsche zu dieser silbernen Hochzeit mit dem Menschen, wie er war und ist, freundnachbarliche Aufnahme finden würde.“ —

Unzweifelhaft! Wir bedauern von Herzen, dass wir einen so lieben Vertreter einer allgemein anerkannten Gesellschaft nicht in unserer Mitte empfangen können. —

Ich habe endlich anzuzeigen, dass die Zeitschrift „Globus“ uns in Hrn. Bernh. Tepelmann (in Firma Friedr. Vieweg & Sohn) einen besonderen Vertreter gesendet hat; ich heisse ihn freundlich willkommen. —

IV.

Festgeschenke.

Zur dauernden Erinnerung an unsere heutige Feier sind, abgesehen von den schon erwähnten Festgaben, einige ungewöhnlich reiche Geschenke eingegangen, welche hier ausgelegt sind. Das erste ist von unserer Verlagsbuchhandlung,

A. Asher & Co., die uns ein Werk schenkt, das wir seit langer Zeit vergeblich angestrebt haben, nehmlich die grosse Publikation der HHrn. Curtius und Adler, „Olympia, die Ergebnisse der von dem Deutschen Reiche veranstalteten Ausgrabung", soweit dieselbe bis jetzt erschienen ist. Zugleich wird uns die sehr freundliche Zusage ertheilt, dass uns auch die zu erwartende Fortsetzung zugehen wird. —

Ebenso hat unser thätiges Mitglied, Hr. F. von Luschan, das 1. Heft der Publikationen des Orient-Comités über die Ausgrabungen in Sendschirli gespendet und die Hergabe der folgenden Hefte in Aussicht gestellt. —

Ferner hat Hr. Julius Naue in München uns „Die Bronzezeit in Oberbayern" gewidmet, ein höchst werthvolles Werk. —

Endlich hat unser stets aufmerksamer Schriftführer, Hr. M. Bartels, der mehrere Jahre hindurch selbst unsere Bibliothek verwaltete, eine empfindliche Lücke derselben ausgefüllt, indem er uns zwei noch fehlende Bände der schönen Publication: The people of India, Vol. VII. und VIII schenkte. —

Allen diesen und den sonstigen Gebern, die am Schlusse aufgeführt werden sollen, sage ich Namens der Gesellschaft den herzlichsten Dank. —

V.

Glückwünsche von Museen und Gesellschaften.

Das National-Museum in Kopenhagen, vertreten durch seinen Direktor, Hrn. Sophus Müller, und die Königliche Nordische Alterthums-Gesellschaft daselbst, vertreten durch ihren Vice-Präsidenten, Hrn. E. Vedel, senden herzliche Glückwünsche. —

Ebenso das nordische Museum in Stockholm. —

Aus Sarajevo ist folgendes Telegramm von heute Mittag eingegangen:

Die Beamten des Bosnisch-Hercegovinischen Landes-Museums bringen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zur heutigen Jubelfeier ihre herzlichsten Glückwünsche dar. Leider ist es keinem von uns möglich, diesem Feste beizuwohnen. Wir bitten Hrn. Rud. Virchow, diese Gefühle gütigst verdolmetschen zu wollen.

Hochachtungsvoll

Apfelbeck. Fiala. Glück. Patsch. Radimsky. Reiser. Truhelka. Hörmann.

Der archäologische Verein des Prager Landes-Museums, vertreten durch den Secretär Dr. Pič, sendet „zum Jahrestage einer ebenso glänzenden, als verdienstvollen wissenschaftlichen Thätigkeit herzliche Glückwünsche". —

Der Ausschuss des Museums-Vereins „Vcela Čáslavská" zu Časlau, gez. Kliment Čermák, Obmann und k. k. Conservator, und Joh. Nowák, Secretär, sendet „aufrichtige Glückwünsche vom alten Hrádek". —

Von befreundeten Gesellschaften haben folgende ihre Glückwünsche eingesendet, zum Theil in ausführlichem Anschreiben, von denen ich einige der mehr eingehenden verlesen werde, zum Theil in Telegrammen:

1. Die Alterthums-Gesellschaft Prussia zu Königsberg in Pr. hat ausser einem vom heutigen Tage datirten Telegramm folgende Adresse erlassen:

Königsberg, den 15. November 1894.

Das bedeutungsvolle Fest, welches die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in diesen Tagen begeht, ruft in den Herzen aller derer, welche die gleichen Ziele, wie sie, verfolgen, Gefühle wärmster Antheilnahme und freudigster Dankbarkeit hervor. Nur wenig Vereinen in Deutschland ist es beschieden gewesen, eine so umfassende, vielseitige und fruchtbringende Thätigkeit zu entfalten, wie die Berliner Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte, welche, unmittelbar vor der glorreichen Neugründung des Deutschen Reiches in das Leben gerufen, alsbald in hoher Umsicht die Neugestaltung der öffentlichen Dinge, insbesondere die Erhebung Berlin's zur Reichs-Hauptstadt wahrzunehmen und für ihre Zwecke nutzbar zu machen verstanden hat. Ihr ist es gelungen, unsere Forschung in neue Bahnen zu lenken, unsere Disciplin zu einer ebenbürtigen Schwester der älteren Wissenschaften zu erheben, die maassgebendsten Persönlichkeiten nicht minder, wie die weitesten Kreise in Stadt und Land für unsere Aufgaben zu interessiren und zu der Errichtung und Förderung der grossen Museen, welche jetzt eine Zierde der Hauptstadt und ein Stolz des Deutschen Reiches sind, wesentlich beizutragen.

Auch die Alterthums-Gesellschaft Prussia, deren Thätigkeit engere Linien gezogen sind, hat viel der genau um die Hälfte jüngeren Berliner Gesellschaft zu danken; sie bringt deshalb aus vollem Herzen ihre Festgrüsse dar und verbindet mit ihnen den Wunsch, dass es der Berliner Gesellschaft auch in Zukunft vergönnt sein möge, eine wirksame und segensreiche Thätigkeit zu entfalten und sich steter Blüthe und kräftigen Gedeihens zu erfreuen.

Der Vorstand der Alterthums-Gesellschaft Prussia:
Dr. A. Bezzenberger. Dr. H. Ehrenberg. A. Eckart.

2. Die Naturforschende Gesellschaft zu Danzig, gez. Momber, Direktor, und Conwentz, Sekretär für auswärtige Angelegenheiten. –

3. Die Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr., ein Telegramm. —

4. Der Koppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn, eine Adresse, gezeichnet durch den Vorsitzenden Boethke und den Schriftführer O. Metzdorff.

5. Die Historische Gesellschaft für die Provinz Posen, eine Adresse, gezeichnet durch den ersten stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Prümers und den Schriftführer Dr. Warschauer. —

6. Der historische Verein zu Brandenburg a. H. ein Anschreiben, gez. durch den stellvertretenden Schriftführer Dr. O. Tschirch. —

7. Der Anhaltische Geschichtsverein, folgende Adresse, gez. durch den Vorsitzenden, Archivrath Prof. Franz Kindscher:

Der hochverehrten Gesellschaft habe ich Namens des Geschäfts-Ausschusses unseres Anhaltischen Geschichtsvereins den allerverbindlichsten Dank für die freundliche Einladung zur Theilnahme an der Jubel-Feier vom 17. und 18. d. M. ergebenst abzustatten. Die Freundlichkeit ist von mir öffentlich im

Anhaltischen Staats-Anzeiger allen Vereins-Mitgliedern kundgegeben worden. Inwiefern dieselben der Aufforderung zur Theilnahme Folge zu leisten im Stande sein werden, ist mir zur Zeit unbekannt. Ich persönlich bin leider behindert, an der schönen Feier Theil zu nehmen, und sehe mich daher darauf beschränkt, nur schriftlich Namens unseres Vereins versichern zu dürfen, dass wir alle mit den dankbarsten Empfindungen für die unendlich reiche Anregung und Belehrung, die wir in dem verflossenen 25jährigen Zeitraume von unseren Berliner Gönnern erhalten haben, zumal seit der denkwürdigen bewunderns-werthen prähistorischen Ausstellung und den persönlichen Begegnungen in unserer Heimath und sonst, sowie dass wir aufrichtig nur wünschen können, es möge die Berliner Gesellschaft auch in Zukunft der Weltmittelpunkt für die von ihr so energisch vertretene streng methodische Behandlung und auf universaler Correspondenz beruhende Specialforschung zu bleiben, stets, wie sie jetzt es ist, befähigt sein durch die frische Bethätigung des historischen Vereinsinteresses Seitens der Koryphäen der anthropologischen Wissenschaft.

Zerbst, am 13. November 1894.

8. Die Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis zu Dresden ein Anschreiben, gez. durch den Vorsitzenden, Prof. Dr. Helm und den ersten Secretär Dr. J. Deichmüller. —

9. Der Verein für Erdkunde zu Dresden sendet unserer Gesellschaft durch Telegramm „mit dem Danke für die erfolgreiche Pflege ihrer Wissenschaft und der dadurch auch der Geographie geleisteten Dienste herzliche Wünsche". —

10. Der Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg, ein Telegramm, gez. Beuthin, Präsident. —

11. Die Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier, ein Anschreiben, gez. durch den Vice-Präsidenten, Ober-Bürgermeister de Niss und den Secretär Dr. Lehner. —

12. Der Verein für Erdkunde zu Metz, ein Anschreiben, gez. Dr. Schumacher, Schriftführer. —

13. Die k. k. Geographische Gesellschaft zu Wien, ein Anschreiben, gez. Fr. v. Hauer, Präsident und Dr. Ernst Gollina, General-Secret.-Stellvertreter. —

14. Der Verein für Siebenbürgische Landeskunde zu Hermannstadt sendet durch seinen Ausschuss, gez. Dr. Friedrich Teutsch, Vorstand und Dr. A. Schullerus, Secretär, folgende Adresse:

Indem der gefertigte Ausschuss des Vereins für siebenbürgische Landeskunde für die Einladung zu der, aus Anlass des 25jährigen Jubiläums der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte abzuhaltenden Festsitzung dankt, fühlt er sich veranlasst, zu diesem Festtage seinen Glückwunsch darzubringen. Sind doch die Verhandlungen und Arbeiten dieser Gesellschaft grundlegend geworden für die, auch im Gebiete unserer Landeskunde in bescheidenem Maasse sich regende Volkskunde-Forschung und birgt doch der Name des Hrn. Ehren-Präsidenten dieser Gesellschaft sachlich und persönlich eine Reihe hochbedeutsamer Beziehungen zu unserem Vereine, der einen Virchow zu seinen Ehren-Mitgliedern zählen darf, und dessen langjähriger, nunmehr verewigter Vorstand, Bischof Dr. G. D. Teutsch, nie ohne

dankbare Bewegung seiner persönlichen und wissenschaftlichen Berührungen mit der Berliner anthropologischen Gesellschaft und ihrem Hrn Ehren-Präsidenten gedachte.

Hermannstadt, den 11. November 1894.

15. Der Adriatische Naturwissenschaftliche Verein zu Triest, ein Telegramm, gez. Vorstand: Vierthaler, Valle. —

16. Die I. R. Accademia degli Agiati in Rovereto, eine Adresse, gez. Bossi, Präsident und G. Speramane, Secretär. —

17. Royal Scottish Geographical Society zu Edinburgh, eine Adresse, gez. W. Scott Dalgleish, Hon. Secret. —

18. Die Gelehrte Estnische Gesellschaft in Dorpat, ein Telegramm.

19. The Nova Scotian Institute of Science, Halifax, eine Adresse, gez. J. G. Mac Gregor, Corr. Secret. —

Endlich sind zu melden Glückwunsch-Schreiben des Mr. J. Walter Fewkes, des Herausgebers des Journal of American Ethnology and Archaeology in Boston, und des Dr. Rudolf Baier, Direktors des Alterthums-Museums in Stralsund, sowie Telegramme unserer abwesenden Mitglieder Baron Landau aus Paris und Prof. Török aus Budapest —

Indem ich auch für diese Glückwünsche unseren herzlichsten Dank ausspreche, empfinde ich es schwer, dass ich in Erwiderung der Liebenswürdigkeiten, die uns heute in so reicher Fülle zu Theil geworden sind, nicht mehr in Aussicht stellen kann, als unseren festen Willen, das Werk, welches wir begonnen haben, in Treue fortzuführen. Unsere Leistungen haben nicht immer unserem Vorhaben entsprochen. Aber nachdem wir 25 Jahre hindurch lebendig und einigermaassen frisch geblieben sind, so haben wir immerhin Grund, ein fröhliches Fest zu feiern. Ich danke allen Anwesenden, dass Sie durch Ihr Erscheinen persönlich dazu haben beitragen wollen, das Gefühl der Befriedigung in uns wachzurufen. Seien Sie überzeugt, dass wir uns bemühen werden, unseren Nachfolgern dieselben Aufgaben zu übertragen, die wir verfolgt haben, und ein neues Geschlecht grosszuziehen, welches die Gewähr bietet, dass es dem Vaterlande niemals an einer ähnlichen Gesellschaft fehlen wird.

Ich schliesse die Versammlung. —

(Schluss gegen $10^{1}/_{2}$ Uhr.)

Verzeichniss der eingegangenen Fest-Geschenke:

1. Naue, J., Die Bronzezeit in Ober-Bayern. München 1894. Gesch. d. Verf.
2. Schlegel, G., Sing Chin Khao Youen. Uranographie Chinoise. La Haye et Leyde 1875. I u. II Text. III Atlas. Gesch. d. Verf.
3. v. Luschan, F., Ausgrabungen in Sendschirli, ausgeführt und herausgegeben im Auftrage des Orient-Comités zu Berlin. I. Einleitungen und Inschriften. Berlin 1893. Gesch. d. Verf.
4. Gander, K., Nieder-Lausitzer Volkssagen. Berlin 1894. Gesch. d. Verf.
5. Martin, K., Reisen in den Molukken. I Bd. Text. II. Bd. Atlas. Leiden 1894. Gesch. d. Hrn. Brill.
6. Watson, J. F., and Kaye, J. W., The people of India. VII and VIII. London 1874/75. Gesch. d. Hrn. Bartels.
7. Curtius, E. und Adler, F., Olympia. Die Ergebnisse der von dem Deutschen Reich veranstalteten Ausgrabung. Textband II 1 und IV. Tafelband I und IV. Berlin 1890 und 1892. A. Asher & Co. Gesch. d. Verlagshandlung.
8. Nieder-Lausitzer Mittheilungen. III. Band. Guben 1894. Gesch. d. Nieder-Lausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde.
9. Blätter für Pommersche Volkskunde, herausgegeben von O. Knoop und Dr. A. Haas. II. Jahrg. Stettin 1894. Gesch. d. Red.
10. Schumann, H., Der Bronzefund von Hökendorf, Kr. Greifenhagen. Stettin 1894. Gesch. d. Ges. f. Pommersche Geschichte und Alterthumskunde.

Bei dem Festmahl am 18. November verlas der Vorsitzende folgendes an ihn eingegangenes Glückwunsch-Schreiben des General-Direktors der Königlichen Museen, Hrn. Geheimen Ober-Regierungsraths Dr. Schöne:

Florenz, 15. November 1894.

Hochverehrter Herr Geheimrath!

Da ich leider am 17. November von Berlin fern und der Möglichkeit beraubt bin, an der Feier des 25jährigen Bestehens der Anthropologischen Gesellschaft theilzunehmen, gestatten Sie mir wohl, wenigstens schriftlich meine festlichen Glückwünsche zu dem Tage auszusprechen. Wenn ich auch nicht nach allen Seiten dem Wirken der Gesellschaft zu folgen und, was sie geleistet hat, zu würdigen vermag, so habe ich doch andererseits besonders reiche Gelegenheit gehabt, gewisse Zweige ihrer Thätigkeit genauer kennen zu lernen, und habe insbesondere nun schon seit zwei Jahrzehnten mit eigenen Augen verfolgen können, was die Interessen ihm zu danken haben, die in unserem Museum für Völkerkunde zusammengefasst sind. Wir sind uns wohl bewusst, dass der Plan dieses Museums selbst ohne die anregende und thätige Theilnahme der Gesellschaft schwerlich je sich verwirklicht und so rasch und so lehrreich ausgestattet haben würde, und dürfen uns auch um deswillen der regen Verbindung doppelt freuen, die dadurch gewonnen ist, dass die Gesellschaft in dem Museum selbst ihr Domicil hat finden können.

Dank und gute Wünsche für weiteres Gedeihen darf ich vor Allem an Sie richten, der Sie heute an der Spitze der Gesellschaft stehen und von ihrer Begründung an ihr Führer und Leiter gewesen sind. Aber ich darf bitten, dass Sie auch den übrigen Herren des Vorstandes gütigst den Ausdruck meines Dankes und meiner wärmsten Glückwünsche übermitteln wollen.

In ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ganz ergebenster
Schöne.

Von Theilnehmern des Festmahls wurde ein Dank- und Begrüssungs-Telegramm an den langjährigen Förderer der anthropologischen und ethnologischen Forschungen, den bewährten Gönner der Gesellschaft, den Staats-Minister v. Gossler, gegenwärtig Ober-Präsidenten der Provinz West-Preussen, gerichtet. Darauf ist folgendes Antwortschreiben eingetroffen:

Danzig, den 14. December 1894.

An
den Vorsitzenden des Vereins für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
Hrn. Geheimen Medicinalrath Professor Dr. Rud. Virchow.
Hochwohlgeboren.

Das Telegramm, welches die zur 25jährigen Jubelfeier der Gesellschaft versammelten 31 Herren an mich gerichtet haben, liegt seit Wochen auf meinem Schreibtisch als ein liebender, mahnender Gruss. Nur schwer entschliesse ich mich, den Gruss mit herzlichem Dank zu beantworten, denn mit der Abtragung

der Dankesschuld verschwindet das Telegramm in die Mappen, welche die theuren Erinnerungen an wissenschaftliche Beziehungen bewahren. Oftmals mustere ich die Namen der Unterzeichner: fast jede Persönlichkeit steht vor meinen Augen. Fast von eines Jeden wissenschaftlicher Arbeit kann ich mir einige Rechenschaft geben Ich lebe nicht in der Verbannung und fühle mich glücklich und zufrieden in meinem Wirkungskreise, aber zuweilen erwacht doch mächtig die Sehnsucht nach den Centren unseres wissenschaftlichen Lebens und nach den Männern, auf deren Schultern der Kulturfortschritt unseres Vaterlandes ruht. Diese persönlichen Berührungen vermisse ich oftmals inmitten aller Befriedigung des Daseins: sie waren die Freude und Erquickung meiner vergangenen, an Unebenheiten oft reichen Amtsstellung, und wurden für mich, da ich der Natur der Dinge nach nur mitempfindend, nutzniessend, nicht selbstthätig an der wissenschaftlichen Arbeit mich betheiligen konnte, immer mehr zu einem Lebensbedürfniss. Wenn dieser stillen Sehnsucht ein so freundlicher Gruss von Männern, deren Namen in der Geschichte der Wissenschaft fest stehen, entgegenkommt, so haben die Unterzeichner vielleicht eine annähernde Vorstellung von der Freude, welche sie mir bereitet haben.

Wenn Ew. Hochwohlgeboren diesen meinen herzlichen Dank für Ihre Person freundlichst annehmen und, wenn möglich, auch anderen Mitunterzeichneten übermitteln wollen, so würden Sie erneut verpflichten Ihren in aufrichtiger Hochschätzung ergebenen

Gossler.

Sitzung vom 15. December 1894.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Vorgestern ist zu Friedenau, wohin er sich zurückgezogen hatte, unser ehemaliger Schriftführer, Professor Max Kuhn gestorben. Nach einer schweren Operation scheinbar glücklich genesen, ist er ganz plötzlich einem Herzschlage erlegen. Als er am 11. Februar 1871 an die Stelle von Dr. Albrecht Kundt, der in Folge einer im Kriege erlittenen Schussverletzung verschieden war, zum Schriftführer erwählt wurde, übernahm er mit der Verwaltung der Bibliothek und der damals noch fortgeführten ethnologischen Sammlung auch die Correspondenz der Gesellschaft. Wir haben ihn mit Bedauern aus dieser Stellung scheiden sehen und werden ihm, wie seinem berühmten Vater A. Kuhn, ein dankbares Andenken bewahren. —

Am 12. December ist Carl Drawe, ein geachtetes Mitglied des Abgeordneten-Hauses, nach dem vollendeten 60. Lebensjahre an einem wiederholten Schlaganfalle zu Gross-Lichterfelde gestorben. —

(2) Zu Wiesbaden starb im 83. Lebensjahre Carl Aug. v. Cohausen, seit 1871 Direktor des dortigen Museums, einer unserer besten Alterthums-Forscher. Er hat es noch erlebt, dass die grösste Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, die Erforschung des Limes romanus, von der Reichs-Regierung in die Hand genommen und auch ihm eine ehrenvolle Stellung dabei zugetheilt wurde. Seine militärische Erziehung (er war ursprünglich Pionier) hatte ihn frühzeitig zu Untersuchungen der alten Befestigungen geführt; schon 1861 publicirte er seine erste Arbeit über die Ringwälle des Taunus und noch in seinen späteren Studien über die Saalburg (1885) blieb er dieser Richtung der Forschung getreu, obwohl er inzwischen auf Veranlassung des Kaisers Louis Napoleon die Feldzüge Cäsar's in Gallien und am Rhein unter genauer Ermittelung der örtlichen Verhältnisse, insbesondere der Rheinbrücke, kritisch zu erläutern beschäftigt gewesen war. Seine erfolgreiche Bearbeitung der alten Gräber in Nassau, namentlich der fränkischen, lieferte das Material zur weiteren Ausstattung des Wiesbadener Museums, das durch ihn jene Ordnung und jene Fülle erlangt hat, welche dessen Besuch für uns alle so lehrreich machten. —

(3) Vorstand und Ausschuss haben, im Anschluss an die kürzlich gefeierten Jubiläen der Gesellschaft, zu correspondirenden Mitgliedern erwählt

Hrn. J. D. E. Schmeltz vom Reichs-Museum in Leiden.

„ Regierungsrath Constantin Hörmann, Direktor des Bosnisch-Hercegovinischen Landes-Museums in Sarajevo.

(4) Der Vorsitzende begrüsst die anwesenden Gäste: die HHrn. Brasch, Krahmer, Mauser und Schütz aus Berlin. —

(5) Der Vorsitzende erstattet den statutenmässigen

Verwaltungsbericht für das Jahr 1894.

Nachdem im Laufe dieses Jahres die 25jährige Erinnerung an den von Innsbruck aus ergangenen Aufruf zur Gründung der deutschen anthropologischen Gesellschaft und erst neulich das Gedächtniss der vor 25 Jahren erfolgten Gründung der Berliner Gesellschaft festlich begangen sind, wird es nicht erforderlich sein, heute noch einmal diese Anfänge und die seitdem ausgeführten Arbeiten zu besprechen. Die Berichte über beide Fest-Versammlungen sind im Druck und werden demnächst in den Händen aller Mitglieder sein.

Dankbar gedenken wir zunächst unserer Ehren- und correspondirenden Mitglieder, die so viel zu dem Gedeihen und dem Ansehen der Gesellschaft beigetragen haben. Viele der alten sind inzwischen schon dahingeschieden. Ihrer ist in meiner Festrede rühmende Erwähnung gethan. Hier haben wir nur von den Verlusten zu sprechen, welche unsere Gesellschaft im Laufe dieses Jahres erlitten hat.

Von unseren Ehren-Mitgliedern, deren Zahl am Schlusse des Vorjahres 4 betrug, ist Hr. v. Alten gestorben. Dafür sind bei Gelegenheit der 25jährigen Gedenk-Feier neu ernannt Hr. Ober-Studienrath Fraas in Stuttgart und Hr. Baron v. Andrian-Werburg in Wien, welche beide vorher zu unseren ordentlichen Mitgliedern gehört haben. Wir treten somit in das neue Gesellschaftsjahr mit 5 Ehren-Mitgliedern ein.

Correspondirende Mitglieder hatten wir im December 1893 im Ganzen 110. Davon sind 4 durch den Tod ausgeschieden: Baron v. Düben, Łepkowsky, Vilanova y Piera und Tubino. Neu ernannt sind die HHrn. Barnabei (Rom), Hamdi Bey (Constantinopel), Hörmann und Truhelka (Sarajevo), Hörnes, Much und Szombathy (Wien), Nötling (Calcutta), Schmeltz (Leiden), Stolpe (Stockholm), Wankel (Olmütz) und v. Wieser (Innsbruck), zusammen 12, so dass die gegenwärtige Gesammtzahl 118 beträgt. Wie immer, haben wir auch im Laufe dieses Jahres eine grosse Zahl werthvoller Mittheilungen von unseren Correspondenten empfangen.

Die Zahl der immerwährenden ordentlichen Mitglieder ist durch den Tod des Hrn. Hainauer auf 4 zurückgegangen.

Zahlende ordentliche Mitglieder hatten wir im letzten December 571. Davon haben wir allein durch den Tod 22 verloren, darunter recht alte und treue Freunde. Es waren die HHrn. Albrecht, Alfieri, Awater, H. Brugsch, Deegen, Drawe, Dümichen, S. Guttmann, M. Kuhn, v. Le Coq, Lessler, Lewin, Liebe, Liebermann, Ad. Meyer (Gedanensis), N. Pringsheim, Römer, Schierenberg, Stort, Teschendorf, Vater, Weigel. Der einzelnen Personen ist in den betreffenden Sitzungen gedacht worden. Hier ist nur dem schmerzlichen Gefühl Ausdruck zu geben, dass sich unter den genannten eine Anzahl von Männern befindet, welche zu den bedeutendsten Vertretern der Wissenschaft gehörten und deren Verlust uns unersetzlich erscheint. — Ausserdem sind theils ausgetreten, theils wegen Verweigerung der Beitragszahlung gestrichen worden 45. Somit erreicht der Verlust dieses einen Jahres die Höhe von 67, mehr als jemals zuvor in einem Jahre aus unserer Mitte geschieden sind. Neu aufgenommen sind 27, so dass wir das neue Jahr mit 531 zahlenden Mitgliedern,

40 weniger als das letzte Mal, beginnen. Hoffentlich werden unsere Freunde als Werber für die Gesellschaft auftreten, um wenigstens einigermaassen die empfindlichen Lücken auszufüllen.

Durch den Tod unseres alten Freundes Deegen, der seit Menschengedenken im Ausschuss die Funktionen eines Syndicus mit unveränderlicher Treue verwaltet hat, wurde im Ausschuss eine wichtige Stelle erledigt: durch Cooptation ist dieselbe Hrn. Minden übertragen worden.

Mit den immerwährenden Mitgliedern beträgt der Gesammtbestand unserer ordentlichen Mitglieder gegenwärtig 535.

Wir haben es an Gelegenheiten, unseren Mitgliedern ein reiches Material vorzuführen, nicht fehlen lassen. Der zahlreiche Besuch der Sitzungen hat Zeugniss abgelegt von dem Interesse, welches sie erregten. Ja, das Material war so reichlich, dass wir 4 ausserordentliche Sitzungen, ausser den 10 statutenmässigen, haben abhalten können: am 13. Januar, 24. Februar, 31. October und 10. November. Letztere diente zugleich als Ersatz für den, durch die Fest-Sitzung in Anspruch genommenen ordentlichen Sitzungstag vom 17. November. Das Interesse an diesen ausserordentlichen Sitzungen wurde dadurch gesteigert, dass wir in der Lage waren, den von der „Freien photographischen Vereinigung" in der Aula des Museums aufgestellten Projektions-Apparat den Vortragenden zur Verfügung zu stellen. So zeigte Hr. G. Fritsch am 13. Januar, in einer, auch von Künstlern und Kunstfreunden stärker besuchten Versammlung, photographische Aufnahmen menschlicher Normal-Gestalten und plastischer Bildwerke; Hr. Bässler am 24. Februar Bilder von den Inseln des malayischen Meeres; Hr. v. Luschan am 10. November die Ergebnisse der Ausgrabungen von Sendschirli. Ausserdem sahen wir am 31. October eine chinesische Theater-Vorstellung von Eingebornen.

Die Vorstände der ethnologischen und der prähistorischen Abtheilung des Königl. Museums für Völkerkunde und des märkischen Provinzial-Museums brachten aus ihren Erwerbungen immer neue Schätze zur Vorlage in die Sitzungen. Die ethnologische Abtheilung wurde den Mitgliedern zum öfteren unter besonderer Führung durch einzelne Gebiete geöffnet. Ebenso das Trachten-Museum. Die Wände des Sitzungs-Saales waren fast bei jeder Sitzung besetzt mit ethnographischen und photographischen Sammlungen; namentlich unsere reisenden Mitglieder und manche Fremde liessen uns bei ihrer Rückkehr einen Blick auf die Ergebnisse ihrer Forschungen thun (so die HHrn. Bässler, Franke, Jacobsen, Schlemann, Schweinfurth, Troll). Die Direktoren des Panopticums (Castan) und des Passage-Panopticums (Neumann) kamen uns immer von Neuem entgegen, indem sie Eingeborne anderer Welttheile, sonderbare Variationen und Missbildungen an Lebenden, Riesen und Zwerge in unsere Sitzungen schickten oder unsere Mitglieder zu sich einluden. Unser Mitglied Hr. Maass hat es allmählich, wie ein bleibendes Amt, übernommen, diesen Verkehr zu vermitteln.

Anthropologische Excursionen von Mitgliedern der Gesellschaft sind in die Gegend von Belzig und nach Dessau unternommen worden.

Unsere Publicationen sind trotz ihrer zunehmenden Fülle schneller, als in früheren Jahren, gefördert worden. Sowohl der Text der Zeitschrift für Ethnologie, als die Verhandlungen der Gesellschaft geben Gelegenheit, die Mannichfaltigkeit und die Gründlichkeit der Forschungen, zugleich aber auch die andauernde Theilnahme unserer auswärtigen Freunde zu würdigen. Von letzteren seien namentlich erwähnt Frl. Mestorf und die HHrn. Andrée, W. Belck, Blumentritt, F. Boas, Dieseldorff, Čermak, Heierli, Helm, Hörnes, Jentsch, Kollmann, Förstemann, Forrer, Montane, Pippow, Rösler, H. Schumann, v. Wein-

zierl, Weissenberg; unter den Reisenden, denen wir für ihre Hülfe zu grossem Danke verpflichtet sind, die HHrn. Conradt, F. Jagor, Kurtz und Bodenbender, Nötling, Ohnefalsch-Richter, Vaughan Stevens, Stuhlmann, Uhle.

Ein bis dahin noch ausserhalb unserer Verhandlungen gebliebenes Gebiet, die in neuester Zeit so sehr gerühmte Criminal-Anthropologie ist zunächst durch einen Vortrag des Hrn. Baer in Angriff genommen. Die weitere Discussion ist vorbehalten.

Das so lange und so sehnlich erwartete General-Register über die ersten 20 Bände unserer Zeitschrift, einschliesslich der Verhandlungen, ist schon in der Mitte des Jahres erschienen und als Festgabe zum 25jährigen Jubiläum unentgeltlich an sämmtliche Mitglieder vertheilt worden.

Die 6 Hefte der Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, die wir im Auftrage des Königl. Unterrichts-Ministeriums jährlich herausgeben, sind gedruckt. Obwohl es noch immer nicht geglückt ist, diese „Nachrichten" zu einem Sammel-Organ für alle Alterthums-Forscher in Deutschland zu machen, wohin die ursprüngliche Absicht ging, so erfreuen sich dieselben doch eines zunehmenden Ansehens und grosser Nachfrage. Sowohl in den preussischen Provinzen, als in anderen deutschen Ländern sind Localanzeiger verschiedener Art entstanden, welche sich zum Theil ähnliche Aufgaben stellen, wie wir sie verfolgen; hoffentlich wird es gelingen, die zuweilen etwas nativistische Eifersucht zu überwinden und ein gedeihliches Zusammenwirken hervorzurufen.

In der Heimath erfreuen wir uns dauernder Anerkennung. Seine Majestät der König hat auch für die nächsten 3 Jahre wieder die Sachverständigen-Commissionen bei beiden Abtheilungen des Museums für Völkerkunde aus Mitgliedern unserer Gesellschaft zusammengesetzt. Der Herr Unterrichts-Minister hat uns von Neuem einen Staats-Zuschuss bewilligt, freilich nicht ohne eine neue Verkürzung in der Höhe der Summe; gegenüber der starken Verminderung unserer Bestände und noch mehr der zahlenden Mitglieder dürfen wir wohl die Hoffnung aussprechen, dass uns die so sehr nöthige Unterstützung, vielleicht in wieder erhöhtem Maasse, belassen werden wird.

Die sehr empfindliche Abnahme der disponiblen Räumlichkeiten im Museum hatte uns schon vor einigen Jahren veranlasst, bei dem vorgesetzten Herrn Minister vorstellig zu werden wegen einer gewissen Aenderung in der Eintheilung der Räume, insbesondere wegen einer Ueberlassung der gesammten, jetzt für die prähistorische Abtheilung benutzten Säle an die ethnologische Abtheilung. Eine solche erscheint im Interesse beider Abtheilungen dringend erforderlich. Aber sie würde sich nur bewerkstelligen lassen, wenn die prähistorische Abtheilung ganz aus dem gegenwärtigen Gebäude entfernt würde, und dies könnte nur dann in erspriesslicher Weise ausgeführt werden, wenn ein neues Gebäude, und zwar in nächster Nähe des jetzigen, erbaut würde. Deshalb hatten wir uns den unmaassgeblichen Vorschlag erlaubt, auf dem noch freien Platze auf der anderen Seite der Prinz Albrecht-Strasse ein solches Gebäude zu errichten und dasselbe zu einem deutschen National-Museum auszuweiten. Die unhaltbaren Zustände des Trachten-Museums und die in kürzester Zeit gleichfalls zur Abhülfe drängenden Verhältnisse der für die Bibliothek, die Sammlungen und die Arbeiten der Anthropologischen Gesellschaft hergegebenen Räume legten den Gedanken nahe, diese Einrichtungen, welche in hohem Maasse den allgemeinen Culturaufgaben des Staates dienen, mit der prähistorischen Abtheilung in dem National-Museum unterzubringen. — Unser Gesuch fand eine wohlwollende Aufnahme, aber der gleich darauf eintretende Minister-

wechsel drängte dasselbe in den Hintergrund. Der Vorstand hat vor Kurzem das Gesuch erneuert und die zunehmende Dringlichkeit einer Aenderung nachzuweisen versucht.

Ein Dokument über die Anerkennung, welche uns auf der Welt-Ausstellung in Chicago für unsere Betheiligung ausgesprochen worden ist, haben wir noch nicht empfangen. Dagegen ist die reiche Sammlung von volksthümlichen Gegenständen aus den verschiedensten Gegenden Deutschland's, welche das deutsch-ethnographische Comité, unter Controle durch mehrere unserer Mitglieder, für diese Ausstellung hatte zusammenbringen lassen, und welche eine in gleicher Vollständigkeit noch nicht gesehene und vielleicht in Zukunft überhaupt nicht mehr herzustellende Vereinigung der seltensten Ueberreste aus der häuslichen und wirthschaftlichen Entwickelung unseres Volkes bildet, aus America zurückgebracht und durch das ungemein freundliche Entgegenkommen des Comités in unserem Trachten-Museum aufgestellt worden. Die Erwerbung derselben würde mit einem Male dieses Museum zu einem wirklich nationalen machen. Die Bereitwilligkeit des Comités ist dem Herrn Unterrichts-Minister zur Kenntniss gebracht worden, leider hat derselbe aber für jetzt seine Mitwirkung ablehnen zu müssen geglaubt.

Auch der von den städtischen Behörden beschlossene Bau eines besonderen Gebäudes für das märkische Provinzial-Museum, welcher von der äussersten Dringlichkeit ist, hat durch eine Reihe ungünstiger Umstände noch nicht begonnen werden können. Die reichen Schätze desselben, welche die Aufmerksamkeit sachverständiger Fremder stets beschäftigt haben, bleiben auf diese Weise wahrscheinlich noch auf längere Zeit in ihrer, für das Studium ganz ungeeigneten Zusammendrängung. Immerhin hat der Vorgang der Hauptstadt wesentlich dazu beigetragen, den Wetteifer in den Provinzen wachzurufen. Auch in diesem Jahre sind wieder neue Museen in Posen, Magdeburg u. s. w. errichtet worden, und eine immer grössere Zahl der Provinzial-Anstalten ist bemüht, durch besondere Publicationen ihre Fortschritte in der Localforschung zu belegen. —

Die Häufung der wissenschaftlichen Congresse war in diesem Jahre so gross, dass wohl niemand von uns auch nur an allen denjenigen, welche uns näher berührten, theilnehmen konnte. Verhältnissmässig gross war die Betheiligung, auch durch nicht eigentliche Fachmänner, an dem grossen internationalen medicinischen Congress in Rom, der in die Osterzeit fiel; dieser Besuch gab zugleich die erwünschte Gelegenheit, den schnell wachsenden Reichthum der italienischen Museen an prähistorischen und protohistorischen Funden kennen zu lernen. Der Amerikanisten-Congress in Stockholm führte Anfang August manche unserer Mitglieder nach Schweden, wo uns der staunenswerthe Zuwachs des Reichs-Museums an nationalen Alterthümern entgegentrat. Auch für diejenigen, welche nicht zum ersten Male dieses Museum sahen, erschien dasselbe in seiner prächtigen Aufstellung wie ein ganz neues. Von der schwedischen Hauptstadt mussten einige von uns, welche von der bosnisch-hercegovinischen Landes-Regierung in ehrenvollster Weise als Sachverständige eingeladen waren, direkt zu der Conferenz nach Sarajevo eilen. Ein Bericht über dieselbe wird demnächst erstattet werden. Es folgte dann sofort der gemeinsame Congress der deutschen und österreichischen Anthropologen in Innsbruck, der speciell zur Feier des 25jährigen Bestehens der Gesellschaften berufen war; derselbe dauerte mit einer prächtigen Nachfeier bis zum Schlusse des Monats August. Er hat die Bande, welche zu unserer innigen Befriedigung schon seit Jahren die beiderseitigen Gesellschaften umfassen, noch fester geknüpft, und zugleich die erwünschte Gelegenheit geboten, auch die Theilnahme der Bevölkerung in jubelnden

Demonstrationen zur Erscheinung zu bringen. Wir Nordländer haben von Neuem gelernt, welche reiche Belehrung die österreichischen Alpenländer in Bezug auf die ältesten Culturbewegungen der Metallzeiten uns zu bieten vermögen.

Die Leistungs- und Aufnahme-Fähigkeit der meisten Anthroprologen war damit erschöpft. Einzelne, besonders kräftige Naturen haben es vermocht, auch noch im September dem hygieinischen Congress in Budapest und der Naturforscher-Versammlung in Wien beizuwohnen. Aber das allgemeine Urtheil ist doch wohl dahin zusammenzufassen, dass ein gewisses Maass in das Congresswesen gebracht werden muss. Nach einer alten und gewiss bewährten Erfahrung sollen die Ferien nicht bloss der Ruhe, sondern auch der Arbeit, wenngleich vielleicht einer etwas anders als gewöhnlich gearteten Arbeit, dienen. Auch die Congresse hatten früher den Charakter von Arbeitsgelegenheiten. Bei einer Hetze, wie sie jetzt Mode geworden ist, und bei einem solchen Gedränge der Festlichkeiten, wie es in den letzten Jahren stattfand, behält der Einzelne nicht mehr die Ruhe und die Zeit, um die Gelegenheiten des Ortes voll und auch nur die Gegenstände seines Faches im engeren Sinne des Wortes zu studiren. Möge daher etwas mehr Mässigung und gegenseitige Verständigung zwischen den Congress-Leitern wieder in Geltung kommen! Wir Anthropologen haben für das nächste Jahr nur einen Platz in Aussicht, dem wir unser Interesse zuwenden wollen: das ist Cassel, wohin die General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft, einer sehr freundlichen Einladung des dortigen Stadtrathes entsprechend, verlegt ist. Hoffentlich sehen wir im nächsten August daselbst auch recht zahlreiche Mitglieder aus unserem Kreise!

Unserem Brauche würde es entsprechen, an dieser Stelle auch noch über die auswärtige Thätigkeit der Gesellschaft zu berichten. Von Anfang an hat die Berliner Gesellschaft sowohl die Ethnographie, als auch die ethnische Anthropologie mit besonderer Vorliebe bearbeitet. Sie hat stets eine unverhältnissmässig grosse Zahl von Reisenden unter ihren Mitgliedern gezählt, und auch viele der wissenschaftlichen Reisenden aus dem übrigen Deutschland haben sich daran gewöhnt, hier über ihre Forschungen Rechenschaft abzulegen. Die Gesellschaft für Erdkunde hat mit der unserigen den Vorzug getheilt, ein Mittelpunkt solcher Beziehungen zu sein. Auch das ablaufende Jahr hat uns eine grosse Zahl neuer Entdeckungen gebracht, welche es wohl verdienten, besonders erwähnt zu werden. Da jedoch in unseren Publicationen vielfache Mittheilungen darüber publicirt sind, so wird es für diesmal genügen, darauf hinzuweisen. Wir können jedoch nicht schliessen, ohne dem Auswärtigen Amte und namentlich dem Chef der Colonial-Abtheilung unseren Dank auszusprechen für die Hülfe, welche sie den von uns empfohlenen Reisenden und uns selbst durch Ueberweisung wichtiger Materialien erwiesen haben, sowie dem Ethnologischen Comité, welches unter der umsichtigen Leitung des Hrn. Valentin Weisbach mehrere der wichtigsten Forschungsreisen ermöglicht hat.

Möge es gelingen, zu allen diesen Arbeiten die jüngere Generation in immer grösserer Zahl und unter immer besserer Vorbereitung heranzuziehen! Die Anthropologie ist, abgesehen von vereinzelten, sehr erfreulichen Vorkommnissen, in Deutschland noch nicht zu einer anerkannten Fachwissenschaft erhoben worden. Nur die Museen gewähren dem Nachwuchs eine Stätte des Fortkommens. Es sollte jedoch ein Gegenstand der ernsten Sorge für die Staatsmänner sein, auch einem grösseren Nachwuchs die Möglichkeit einer Existenz zu eröffnen. Bis jetzt waren es fast ausschliesslich Männer in gereiftem Alter und in besonderen

Fachstellungen, welche trotz ihrer Berufsarbeiten die weitere Entwickelung unserer so jungen Wissenschaft sich angelegen sein liessen. Viele der eigentlichen Pfadfinder sind im Laufe der letzten Jahre dahingeraflt worden und ihre Plätze sind meist leer geblieben. Viele andere sind Greise geworden und wenn sie trotzdem noch ihren Posten behaupten, so nähert sich doch auch ihnen die Zeit, wo das natürliche Ende des menschlichen Lebens in absehbare Nähe rückt. Wie in den letzten Jahren, so hat auch das jetzige uns zahlreiche Jubiläen, 70 und 80jährige Geburtstage u. s. f. gebracht. Ich erinnere an die Feiern der HHrn. W. Schwartz, Curtius, Pulszky, Ornstein, Geinitz, Veth, Wattenbach, Weismann, Bastian, Ascherson. Möge es diesen erprobten Forschern noch lange vergönnt sein, an den Fortschritten des Wissens theilzunehmen; möge ihnen aber auch die stolze Freude nicht versagt sein, würdige Schüler und Nachfolger die Arbeit aufnehmen und fortsetzen zu sehen, welche sie selbst so lange und so sorgsam geleistet haben! —

Der Stand der Sammlungen der Gesellschaft ist folgender:

1. Die Bibliothek ist in diesem Jahre sehr bedeutend vergrössert worden, nicht nur durch Ankauf und Tauschverkehr, sondern auch durch reiche Geschenke. So verdanken wir Hrn. C. Künne allein einen Zuwachs von 500 Werken in etwa 600 Bänden. Im Ganzen hat die Zahl der Bände um 922, die der Brochüren um 124 zugenommen. — Der Gesammtbestand unserer Bibliothek beläuft sich jetzt auf 6769 Bände und 836 Brochüren.

Hr. Rud. Schierenberg in Bonn hat der Gesellschaft eine Reihe von Jahrgängen der Zeitschrift für Ethnologie und des Correspondenzblatt für Anthropologie als Vermächtniss seines Vaters, unseres langjährigen Mitgliedes, des Hrn. G. A. B. Schierenberg in Luzern, übersendet. Indem ich für das, uns sehr werthvolle Geschenk den besten Dank sage, freue ich mich zugleich, das gute Beispiel unseren Mitgliedern zur Nacheiferung empfehlen zu können. Es ist das erste Mal, wo sich eine Wirkung meiner öfter wiederholten Mahnung zeigt, dass die Mitglieder in ihren Testamenten der Gesellschaft gedenken und wenigstens den Theil ihrer Bücher-Sammlungen, welcher aus der Gesellschaft hervorgegangen ist, wieder dorthin zurückkehren lassen möchten.

2. Die Sammlung der Photographien hat sich theils durch Schenkung, theils durch Ankäufe um 197 Blatt vermehrt und beträgt jetzt, ausser den zu besonderen Albums zusammengestellten Collektiv-Schenkungen einzelner Reisender, 3266 Blatt. Die Albums sind durch den Ankauf eines genau bestimmten Südsee-Albums von Hrn. Finsch vermehrt worden, welches 193 anthropologische Aufnahmen auf 124 Blatt enthält.

Frau Sanitätsrath Schlemm hat der Gesellschaft ein Stereoskop überwiesen.

3. Die Schädel-Sammlung ist durch Ankauf von 159 Schädeln aus Argentinien und Bolivien vergrössert worden. Ausserdem wurden 90 Schädel aus den älteren Beständen eingereiht.

Frau Ober-Stabsarzt Vater hat aus dem Nachlass ihres Mannes eine Anzahl von anatomischen Instrumenten und Frau Geheimrath Hartmann gleichfalls aus dem Nachlass ihres Mannes eine Anzahl von Instrumenten zur Schädelmessung geschenkt. —

(6) Der Schatzmeister übergiebt die

Rechnung für das Jahr 1894.

Bestand aus dem Jahre 1893		7 012 Mk. — Pfg.
Einnahmen:		
Jahres-Beiträge der Mitglieder	11 167 Mk.	
Staatszuschuss für 1894/95	1 500 „	
Zuschuss des Hrn. Unterrichts-Ministers für die Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde für 1894	1 000 „	
Kapitalzinsen	749 „	
		14 416 „ — „
Bestand und Einnahmen zusammen		21 428 Mk. — Pfg.

Ausgaben:

Miethsentschädigung an das Museum für Völkerkunde		600 Mk. — Pfg.
Mitglieder-Beiträge an die Deutsche anthropol. Gesellschaft		1 590 „ — „
Ankauf von Exemplaren der Zeitschrift für die ordentl. Mitglieder		2 862 „ — „
Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde (Jahrgang 1894), einschl. der Remuneration für die Bibliographie, aber ausschliesslich der Abbildungen		949 „ 50 „
Einladungen zu den Sitzungen		149 „ 90 „
General-Register zu Bd. 1—20 (1869—1888)		2 231 „ 85 „
Index der Ethnologischen Zeitschrift für 1893		150 „ — „
Porti und Frachten		1 414 „ 36 „
Bibliothek (Ankauf von Werken, Einbände u. s. w.)		1 140 „ 82 „
Bureau- und Schreib-Materialien		241 „ 20 „
Remunerationen		182 „ 32 „
Ankauf wissenschaftlicher Gegenstände:		
a) Photographien und Zeichnungen	520 Mk. 65 Pfg.	
b) Schädel und Gyps-Abgüsse von Wilden, Mumien und Skelette	1 360 „ — „	
c) verschiedene Ausgaben	95 „ — „	
		1 975 „ 65 „
An die Verlags-Buchhandlung Asher & Co. für überzählige Bogen und Abbildungen zu den Verhandlungen für 1893		2 926 „ 95 „
Ankauf von Effecten für den Capitalfond		2 983 „ 75 „
Gesammt-Ausgaben		19 398 Mk. 30 Pfg.
Bleibt Bestand für 1895		2 029 Mk. 70 Pfg.

Der Capitalbesitz besteht aus:

1. dem verfügbaren Bestande von	
Preussischen $3^1/_2$ procentigen Consols	8 000 Mk.
„ 4 procentigen Consols	900 „
Berliner $3^1/_2$ procentigen Stadt-Obligationen	11 000 „
2. dem eisernen Fond, gebildet aus den einmaligen Zahlungen von 4 lebenslänglichen Mitgliedern à 300 Mk., angelegt in	
Preussischen 4 procentigen Consols	1 200 „
Summa	21 100 Mk.

Vorsitzender: Die ungewöhnliche Höhe der Ausgaben erklärt sich einerseits durch die Abzahlung einer Schuld für eine grosse Sammlung von Gypsen aus Melanesien, insbesondere aus Neu-Guinea, und den Ankauf eines besonders werthvollen Albums photographischer Aufnahmen, andererseits durch die nachträgliche Zahlung einer Rechnung an die Verlagshandlung für Ueberschreitungen im Druck und in der Herstellung von Illustrationen. Letztere Zahlung wiederholt sich alljährlich, jedoch in wechselnder Höhe; sie kann nicht in demselben Etatsjahre geleistet werden, da die Höhe der Rechnung sich erst nach Ausgabe des 6. Heftes, die meist erst im Februar, nach Fertigstellung des Index, zuweilen noch später, geschieht, übersehen lässt. Daraus folgt aber auch, dass der nachgewiesene flüssige Bestand von 2029 Mk. 70 Pfg. eigentlich nur die zur Deckung der Restausgaben im Jahre 1895 erforderliche Summe, und auch diese vielleicht nicht vollständig, darstellt. Da sich nun unser Verwaltungsjahr, das mit dem Kalenderjahre zusammenfällt, nicht mit dem Etatsjahre des Staates deckt, insofern letzteres erst mit dem 1. April beginnt, so fehlt uns selbst von dem Staats-Zuschuss, der in der Einnahme schon mit seinem ganzen Betrage erscheint, der auf das erste Quartal des neuen Jahres entfallende Antheil. Wir sind daher schon für dieses Quartal ganz auf die eigenen Einnahmen angewiesen und diese werden, wie schon erwähnt, wegen des Ausscheidens von 67 Mitgliedern voraussichtlich ein beträchtliches Minus ergeben.

Der Herr Schatzmeister ist an diesem, im Ganzen wenig erfreulichen Resultat unschuldig. Seine Verwaltung hat zu keinen Anständen Veranlassung geboten. Die Rechnung ist von dem Vorstande statutenmässig dem Ausschuss vorgelegt worden und dieser hat, nachdem die Prüfung der einzelnen Rechnungen durch die HHrn. Friedel und Lissauer stattgefunden hat, dem Vorstande in Betreff der Verwaltung Decharge ertheilt (Statuten § 36).

Zugleich ist zum Zwecke der grösseren Sicherheit beschlossen worden, dass die Depotscheine über die Werthpapiere, welche der Reichsbank übergeben sind, in einer besonderen Cassette verwahrt werden sollen, wozu der Vorsitzende und der Schatzmeister je einen Schlüssel führen. Die Eingänge von Einnahmen werden von dem letzteren in einer besonderen Liste gebucht werden.

Im Auftrage des Vorstandes und des Ausschusses sage ich Hrn. Ritter für seine pflichtgetreue und mühevolle Verwaltung den schuldigen Dank. —

Schliesslich theile ich in Bezug auf das Schliemann'sche Legat mit, dass nach einer Benachrichtigung des Hrn. Prof. Evtaxias, unseres Sachwalters, d. d. Athen, 1./13. August, die Streitsache der Legatare mit der griechischen Steuerbehörde endgültig zu Gunsten der Legatare entschieden ist. Es handelt sich nur noch um die Rückerstattung der Gerichtskosten und Stempelgebühren Seitens des griechischen Fiscus. Diese zu reclamiren ist Hrn. Evtaxias eine Special-Vollmacht ertheilt worden. —

(7) Für das, bei Gelegenheit der 25jährigen Jubel-Feier veranstaltete Festmahl hatten Vorstand und Ausschuss ein besonderes Fest-Comité eingesetzt. Dieses hat, unter dem Vorsitze des Hrn. F. Görke, seine Aufgabe zu allgemeiner Befriedigung gelöst und zugleich aus seiner eigenen Einnahme sämmtliche Ausgaben gedeckt, so dass die Gesellschafts-Kasse dabei in keiner Weise in Anspruch genommen worden ist. —

Der Vorsitzende dankt dem Fest-Comité Namens der Gesellschaft für seine umsichtigen und erfolgreichen Anordnungen. —

(8) Hr. Rud. Virchow macht Mittheilung über die

Rechnung der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1894.

Der Kapitalstock der Stiftung betrug nach der vorjährigen Rechnung (Verhandl. 1893, S. 546) nominell 120 600 Mk. Derselbe ist im Laufe des Jahres unverändert geblieben. Die Werth-Papiere, welche bei der Reichsbank deponirt sind, bestehen aus

4procentigen Consols im Nominalbetrage von	94 500 Mk. — Pfg.
$3\frac{1}{2}$ „ „ „ „	1 600 „ — „
3 „ „ „ „	24 500 „ — „
zusammen	120 600 Mk. — Pfg.

Der flüssige Bestand am Ende des Jahres 1893 betrug	9 083 Mk. 15 Pfg.	
Dazu sind getreten an laufenden Zinsen	4 689 „ 97 „	
Bestand und Einnahmen zusammen		13 773 Mk. 12 Pfg.
Die Ausgaben betrugen für		
Ausgrabungen in Sendschirli (v. Luschan) an die Kasse des Kgl. Museums . .	1 500 Mk. — Pfg.	
Ausgrabungen in Cypern (Ohnefalsch-Richter)	600 „ — „	
Forschungen in Malacca (Vaughan Stevens) an das ethnol. Comité .	520 „ — „	
südamerikanische Schädel (Uhle) an das ethnologische Comité	300 „ — „	
Zeichnungen für den Amerikanisten-Congress in Stockholm	50 „ — „	
einen Skeletständer	14 „ 50 „	
Porti und Spesen	5 „ 72 „	
zusammen		2 990 Mk. 22 Pfg.
bleibt flüssiger Bestand am Schlusse des Jahres 1894		10 782 Mk. 90 Pfg.

Im vorigen Jahre ist dargelegt worden, weshalb, mit Rücksicht auf verschiedene, theils begonnene, theils in nächster Aussicht stehende Unternehmungen, die Zurückhaltung grösserer Summen nothwendig erschien. Diese Vorsicht hat sich durchaus bestätigt.

So ist die armenische Expedition der HHrn. W. Belck und C. F. Lehmann nochmals aufgeschoben worden, da die erforderlichen Mittel nicht ganz zusammengebracht werden konnten. Indess besteht die zuversichtliche Hoffnung, dass dies in kurzer Zeit erreicht werden wird. Der aus der Stiftung in Aussicht gestellte Beitrag muss daher noch weiter reservirt bleiben.

Hr. Hrolf Vaughan Stevens ist bis in die letzte Zeit durch schlechte Gesundheitszustände und anderes Missgeschick an einer Wiederaufnahme seiner Forschungen in Malacca gehindert worden (Verhandl. S. 354). Jedoch ist er jetzt wahrscheinlich wieder aufgebrochen, nachdem ihm durch das ethnologische Comité neue Mittel zugeführt sind. Dazu sind letzterem aus der Stiftung baar 520 Mk. ausgezahlt und von den, im Vorjahre nachgewiesenen früheren Zuschüssen, über welche noch eine Verrechnung mit der Verwaltung des Königl. Museums ausstand, durch letztere 1000 Mk. ausgehändigt worden. Zur Verrechnung mit dem Museum sind von dem Betrage von 1534,75 Mk. also noch 534,75 Mk. übrig. Die neue Aus-

stattung des Hrn. Stevens aus der Stiftung mit 1520 Mk. wird nach dem Eingange neuer Sendungen aus Malacca verrechnet werden.

Die Ergebnisse des Hrn. M. Uhle in Nord-Argentinien und Bolivien sind sehr bedeutende gewesen. Ueber die craniologische und osteologische Ausbeute ist der Gesellschaft, die selbst einen grossen Theil derselben käuflich erworben hat, Bericht erstattet worden (Verhandl. S. 400). Für die direkt an Hrn. R. Virchow eingesendeten Schädel aus Nord-Argentinien sind die Auslagen mit 400 Mk. an das ethnologische Comité gezahlt. Eine weitere Ausdehnung der Untersuchungen des Hrn. Uhle scheint vorläufig nicht in Aussicht zu stehen.

Dafür haben zwei neue Unternehmungen Beihülfen aus der Stiftung erfordert. Zunächst die Ausgrabungen in Cypern, welche Hr. Ohnefalsch-Richter mit grosser Ausdauer fortführt und von welchen eine Anzahl, leider vielfach verletzter Schädel und einige Thongefässe eingegangen sind. Er hat dafür 600 Mk. empfangen.

Sodann die höchst glücklichen Ausgrabungen in Sendschirli, welche Hr. Felix v. Luschan geleitet hat. Ein Bericht darüber ist der Gesellschaft erstattet (Verhandl. S. 488). Da die von der Königlichen Staatsregierung bewilligten Mittel durch die Transportkosten für ältere Fundstücke erschöpft wurden, so erschien es unumgänglich, dass durch eine grössere Sammlung für die Fortsetzung der Ausgrabungen selbst die Möglichkeit geschaffen werde. Nachdem die Genehmigung Seiner Majestät des Königs ertheilt war, ist eine ausreichende Summe zusammengebracht worden. Dazu sind aus der Stiftung 1500 Mk. beigesteuert worden. Selten ist wohl mit verhältnissmässig bescheidenen Opfern ein so grosser Erfolg erzielt worden. Wir verdanken das der voraufgegangenen Thätigkeit des Orient-Comités, dem hier eine besondere Anerkennung ausgedrückt werden muss. —

(9) Es folgt die

Wahl des Vorstandes für 1895.

Auf Vorschlag des Hrn. Maass wird ohne Widerspruch die Wahl durch Acclamation beschlossen. Die Wahl fällt auf folgende Herren:

Hr. Rudolf Virchow, Vorsitzender,

die HHrn. Waldeyer und W. Schwartz, stellvertretende Vorsitzende,

„ „ A. Voss, M. Bartels und O. Olshausen, Schriftführer,

Hr. W. Ritter, Schatzmeister.

Die mit Ausnahme des Hrn. W. Schwartz anwesenden Herren nehmen die Wahl mit Dank an. —

(10) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

Hr. Zeichenlehrer und Schriftsteller Robert Mielke in Berlin.
„ Bildhauer Karl Schütz in Berlin.
„ Dr. Paul Kretschmer in Berlin.
„ Prof. Dr. Otto Warschauer in Berlin.
„ Fabrik-Besitzer Emil Prausnitz in Berlin.
„ Dr. jur. Oscar Goldschmidt in Charlottenburg
„ stud. med. Hugo Krahmer in Berlin.

(11) An Prof. Veth in Leiden, der am 2. December seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, ist eine Glückwunsch-Adresse Seitens des Vorstandes abgesendet worden. —

(12) Am 11. December ist im römisch-germanischen Central-Museum in Mainz eine Marmor-Büste von Ludwig Lindenschmit enthüllt worden. —

(13) Der Protest der angesehensten europäischen Gelehrten und Reisenden gegen die beabsichtigte

Zerstörung der Insel Philae in Ober-Aegypten,

dem auch wir uns angeschlossen hatten (S. 366), hat die beabsichtigte Wirkung gethan. Nach einer Nachricht in The Times Weekly vom 16. November hat der ägyptische Ministerrath in einer, vom Khedive selbst präsidirten Sitzung den Vorschlag von Mr. Garstin, Unter-Staatssecretär des Ministeriums der öffentlichen Werke, angenommen, wonach das bei Assuan zu erbauende Nil-Reservoir auf ein geringeres Niveau, als früher projectirt war, gebracht werden soll, so dass die Tempel von Philae vor der Immersion geschützt werden.

Hr. Georg Ebers, der glückliche Vorkämpfer für die Erhaltung von Philae, giebt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 11. December (Nr. 342) einen Ueberblick über die verschiedenen Pläne. Er hält daran fest, — und auch der Vorsitzende theilt diese Auffassung, — dass eine Sperre weiter oberhalb bei Kalabsche die günstigste Lösung gewesen wäre. In der That ist an dieser Stelle, die offenbar in alter Zeit einen Katarakt besessen hat, der Nil durch Felsen auf beiden Seiten so zusammengedrängt, dass eine Sperre ohne grosse Schwierigkeiten herzustellen sein müsste. Indess die fachmännische Commission, und an ihrer Spitze die Ingenieure Sir Benjamin Baker und H. Toricelli, hat sich mit Stimmen-Mehrheit dagegen erklärt, und Hr. Ebers verkennt nicht, dass durch das Projekt von Kalabsche manche Tempel in Nubien bedroht sein würden. Nach den Berechnungen würde die Anlegung des Dammes und des Wasser-Behälters bei Assuan den Werth der Boden-Produkte in Mittel-Aegypten durchschnittlich um 4 685 000, in Unter-Aegypten um 3 290 000 ägypt. Pfund (= 94, bezw. 66 Mill. Mark) jährlich steigern und einen Gewinn des Staates von jährlich 850 000 Pfd. (= 18 Mill. Mark) herbeiführen. Es ist daher nicht zu erwarten, dass von dem Projekte überhaupt Abstand genommen werden wird.

Hr. Ebers fasst seine Meinung schliesslich dahin zusammen:

„Das Erreichte ist immerhin erfreulich. Die Denkmäler auf Philae, die der Vernichtung preisgegeben werden sollten, bleiben erhalten und mit ihnen viele dem Untergang geweihte nubische Tempel. Die gefährdeten Theile des Eilandes sollen durch Schutzmauern vor dem Andrange der Fluth sicher gestellt, die Umgebung Philae's und die weiter südlich gelegenen Nil-Ufer auf Kosten des Unternehmens genau untersucht und vermessen, die Gelehrten Europa's darüber befragt und einige ihrer Repräsentanten nach Aegypten berufen und dort zu Rathe gezogen werden. Die Aufnahme des oberen Nil-Laufes bei Dongola wird in Aussicht gestellt. Das unter Wasser zu setzende Land gedenkt man diesem Schicksal erst zu unterwerfen, nachdem man sicher stellte, was es an Resten aus der Vorzeit in sich schliesst und was sich davon auf seiner Oberfläche erhielt.

„Das Bessere ist des Guten Feind. Begnügen wir uns mit diesem, und danken wir der ägyptischen Regierung, die einen nicht unbeträchtlichen materiellen Gewinn zu Gunsten idealer Interessen preisgiebt, wenn sie auch in der ferneren Zukunft redlich festhält an dem Compromiss, der wohl die meisten Protestirenden und mit ihnen auch uns zum Schweigen bringt. Auf eine Reihe von Jahren wenigstens rettete der Einspruch der verbündeten Führer des geistigen Lebens in

England, Deutschland und Frankreich eine der schönsten und merkwürdigsten Erinnerungsstätten aus alter Zeit vor der Vernichtung." —

(14) Hr. F. Boas berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden aus Kinkolith, Brit. Columbia, vom 21. October, über seine

Untersuchungen in British Columbia.

Ich bin seit Anfang September hier in Britisch Columbien, wo ich meine Untersuchungen für die British Association for the Advancement of Science fortsetze. Ich arbeite hier über die Nass River Indianer und über einen Athapaskischen Stamm, den ich an der Küste vorfand und der bislang noch nicht bekannt war. Von hier werde ich auf kurze Zeit nach Metlakattla und nach Fort Rupert gehen. Im December gedenke ich einen Besuch im Binnenland zu machen. Ich will dort hauptsächlich Messungen der Stämme am Fraser River vornehmen und einen fast ausgestorbenen Stamm im Nicola Valley besuchen. Ich vermuthe, dass der letztere sich als Athapaskisch erweisen wird, — wenn ich überhaupt noch Mitglieder des Stammes finde. Die Verbreitung der Typen an dieser Küste ist ausserordentlich verwirrend. Meine Resultate sind ausserordentlich überraschend und unerwartet. Ich gedenke nach Vollendung meiner Arbeit in British Columbia nach Süd-Californien zu gehen, um dort Körpermessungen zu sammeln. Ich habe eine kleine Summe für diesen Zweck aus der American Association for the Advancement of Science bewilligt erhalten.

Hr. Boas gedenkt etwa bis Neujahr im Osten der Union zurück zu sein und gegen den März hier einzutreffen. —

(15) Hr. J. D. E. Schmeltz übersendet aus Leiden, 26. November, folgende Zuschrift, betreffend

das Verständniss einiger volksthümlichen Gebräuche.

Zu der Mittheilung des Hrn. v. Schulenburg (Sitzung vom 14. Juni 1894, S. 306) erlaube ich mir zu bemerken, dass in Niederland die Bescheerung durchgängig, sowohl bei Katholiken, als bei Protestanten, am Abend vor dem St. Nicolaustage stattfindet. Doch nimmt auch hier die Feier der Weihnacht nach und nach zu, obgleich das erst seit wenigen Decennien der Fall und hauptsächlich auf Einwanderung deutscher Familien zurückzuführen ist.

Das Gebäck, hier „Speculatie" genannt, besteht zu einem grossen Theil aus der Nachbildung von Schweinen; ausserdem werden grössere männliche und weibliche Figuren, „Vrijer" und „Vrijster" genannt, aus demselben Teig angefertigt und bilden zumal einen Theil der den Dienstboten verabreichten Geschenke.

Der Holzschuh ist auch hier auf St. Nicolas in Anwendung. Er wird vor die Thür oder in die Nähe des Ofens oder auf den Kaminsims gestellt, entweder nur mit Stroh gefüllt oder, und zwar meist, oben darauf mit einem Stück Brot; letzteres als Futter, ersteres als Lager für das Pferd des St. Nicolas. Manchmal wird neben den Schuh ein Glas Wasser gestellt.

Hrn. Prof. Schlegel, mit dem ich mich hierüber unterhielt, verdanke ich folgenden Spruch:

„Sinter Klaas Kattoentje
Gooi wat in mijn schoentje.
En als het er niet in wil gaan
Gooi het dan hier nettens aan.
Nettens aan in 't glaasje
Dank je Sinter Klaasje."

Der genannte Gelehrte ist auch geneigt, den Ursprung dieses Festes in einem heidnischen zu suchen, und zwar in einem dem Wuotan geweihten; so würde seiner Meinung nach das Pferd, auf dem St. Nicolas reitet, das des Wuotan repräsentiren, die männlichen Gebäckfiguren würden Wuotan, die weiblichen Frigge und die Schweine jene wunderbaren Eber repräsentiren, mit denen täglich nach der Heimkehr die Krieger in Walhall durch die Walküren gespeist wurden.

Eine hübsche Volkserzählung möge hier Platz finden. Eine Bauersfrau, Wittwe, in Nord-Holland fragt ihren Knecht am Vorabend von St. Nicolas: „Zeg, as je morgen wat in je Klompen zou vinden, zou je dat van mij willen aannemen?“ worauf der Knecht, der diese Frage bejaht, am nächsten Morgen beim Erwachen die Herrin in seinen Klompen vor seinem Bett stehen sieht; die Folge war natürlich eine Heirath.

Dienstboten fragen wohl ihre Herrschaften, und befreundete Personen einander: „Mag ik mijn Klompje sturen?“ —

Ueber Ostereier wird, wie schon mehrfach in den Verhandlungen, wieder einmal auf S. 347 gehandelt Noch stets scheint übersehen zu sein, dass der Ursprung dieses Brauches in China zu suchen ist, wo er vor Jahrtausenden bestand und heut verschwunden ist. Nur in Emoy verfertigen die Kinder noch beim Laternenfest Laternen aus Eierschalen. Prof. Schlegel war der erste, der auf jenen Ursprung hinwies und darüber eine Notiz in Notes and Queries on China and Japan, Vol. II (1868), p. 21 „Easter Eggs in China“ veröffentlichte, die durch C. P. K. von Winkel ins Holländische übersetzt, sich im Batav. Handelsblatt vom 27. August 1868 wiedergegeben findet. Weitere eingehende Mittheilungen über diesen Gegenstand finden sich in G. Schlegel: Chinesische Bräuche und Spiele in Europa, Breslau 1869, S. 5 ff., J. J. M. de Groot: Les fêtes annuelles célébrées à Emoui, I, p. 220—229 (hier ist Schlegel p. 228 citirt) und in J. J. M. de Groot: De jaarlijkeische feesten en gebruiken der Emoy Chineezen p. 174—183 und p. 541; auf letzterer Seite wird erwähnt, dass unter den Grabesopfern russischer Bauern zur Osterzeit sich auch Ostereier finden. Der Brauch steht, wie aus Allem hervorgeht, mit der Wiedergeburt der Natur im Verband, war schon vor 2500 Jahren in China bekannt und fand, wie so manch' anderes, über Persien seinen Weg nach Europa. (Siehe auch Leo Claretie, Les Jouets, Paris 1893, p. 216.)

Falls das, was S. 379 (Sitzung vom 21. Juli) bei Besprechung der javanischen Holzpuppe betreffs der Leistungen javanischer Holzschnitzer gesagt wird, von Hrn. Dr. Beyfuss stammt, so ist mir das sehr wunderbar! Wohl begegnete das Comité, das sich die Bildung der l. c. erwähnten Volkstypensammlung zur Aufgabe gestellt hatte, gewissen Schwierigkeiten bei der Wahl der Arbeiten, und die Arbeit musste unter Leitung von Europäern geschehen, allein sie wurde durch Eingeborene ausgeführt, die im „Catalogus van de verzameling poppen“ (Batavia 1894) mehrfach namentlich aufgeführt sind. Ich nehme fast an, dass Hr. Dr. Beyfuss den folgenden Satz (l. c. p. 3) falsch aufgefasst hat: „Het groote bezwaar, dat overal te overwinnen viel, was de moeijelijkheid om bekwame werklieden te vinden, die in staat waren, de verschillende typen der Archipelbewoners juist wèer te geven. Wel zijn vele inlanders zeer ervaren in het snijden van de fantastische beelden af voorstellingen uit hunne wajangverhalen, maar het navolgen van het levend beeld is bij hen eene zoo goed als onbekende zaak. De arbeid moest dus meestal geschieden onder Europeesche leiding door onervaren werklieden.“

Was aber durch diese unerfahrenen Arbeiter geleistet wurde, hat vollkommen die Erwartung bewahrheitet, welche ich in meiner Arbeit „Indonesische Prunk-

waffen" (Int. Archiv f. Ethn., Vol. III) ausgesprochen habe! Die Sammlung ist in Folge Beschlusses Ihrer Maj. der Königin Regentin dem Ethnographischen Reichs-museum anvertraut und wird hinfort eine der werthvollsten Quellen für das Studium inländischer Volkstypen bilden. Sie war im April v. J. während einiger Tage im Haag ausgestellt und (ich will davon schweigen, dass ein grosser Theil der Figuren ohne Weiteres auf mich den Eindruck von Porträtähnlichkeit hervorbrachte) mehrfach hörte ich, dass mit Urlaub anwesende indische Beamte u. A. gute Bekannte unter den Figuren erkannten. Aus Malang, woher die a. a. O. besprochene Puppe stammt, liegen in der Sammlung das Modell einer Zuckermühle mit Figuren und einer Büffelkarre mit Fuhrmann und dessen Frau vor, die jedem europäischem Arbeiter zur Ehre gereichen würden. Eingehendere Mittheilungen betreffs dieser Sammlung behalte ich mir für einen Aufsatz im Int. Archiv für Ethnographie vor.

Der Steinbeil-Aberglauben (Verhandl. vom 21. April 1894) ist auch im Indischen Archipel weit verbreitet (C. M. Pleijte, Bijd. T. L. en Volkk. V. Ser. II, p. 586); auch in China, wo die Steinzeit schon 2607 v. Chr. erloschen war, besteht und bestand derselbe (Schlegel, Notes and Queries on China and Japan 1870 No. 82), p. 75. —

Das Beschneidungsfest in Neu-Guinea (Verhandl. vom 21. April 1894) ist schon von Dr. Schellong ausführlich und mit allen Details beschrieben (Int. Archiv f. Ethn. II, p. 145 ff.). —

(16) Hr. Waldemar Belck sendet aus Weilburg, 18. November, folgende Mittheilung über

transkaukasische Gürtelbleche und kaukasische Priap-Figuren.

In der Juli-Sitzung berichtete Hr. Moriz Hörnes über „Ein Detail der Ciste von Moritzing" (S. 368), nehmlich die „birnenförmigen, hohlen und geschlitzten Anhängsel", die sich als Zierrath des Pferdezaumzeuges der Hallstätter Periode vorfinden. Dabei möchte ich darauf aufmerksam machen, dass sich unter den von mir in Kalakent gesammelten Gräberfunden viele genau ebensolcher, an Ketten befestigt gewesener Anhängsel befinden, von denen einige wenige im Innern auch eine kleine lose Kugel enthalten. Ich will aber gleichzeitig nicht verfehlen, darauf aufmerksam zu machen, dass ich diese Objecte für zum Schmuck von Menschen bestimmt gehalten habe. Auch Bayern giebt unter den Funden von Redkin-Lager viele derartige Objecte (vergl. dessen Untersuchungen über die ältesten Gräber- und Schatzfunde in Kaukasien, Tafel IX, Fig. 18, Tafel X, Fig. 5, 8, 12 und 13), die er stets als „Gehängsel" bezeichnet, worunter er für Menschen bestimmte Schmucksachen versteht. Alle die von ihm angegebenen Formen dieser „Gehängsel" habe ich auch in und bei Kalakent gefunden.

In derselben Sitzung berichtete Hr. Graf A. Bobrinskoy (S. 367) über einen Priap, der angeblich im Daghestan gefunden, möglicher Weise aber auch eine Fälschung sei. Dabei möchte ich erwähnen, dass ich von meiner Reise 12—15 Priap-Figuren, die aus dem östlichen Kachetien stammen sollen, mitgebracht habe. Diese Figuren sind dort ausserordentlich häufig und werden von den Händlern selbst in Tiflis zu einem solchen Spottpreise angeboten, dass die Nachahmung derselben kaum lohnend sein dürfte. Priape solcher Form, wie sie auf S. 371 der Verhandl. 1893 abgebildet ist, habe ich freilich nie gesehen, ebensowenig beschreibt sie Bayern. —

(17) Hr. Julius Pisko, k. und k. ungar. Consul in Janina, der zugleich eine Monographie über Skanderbeg übersendet hat, schickt unter dem 27. November folgende

nord-albanesische Legenden.

Bei keinem der in Europa wohnenden Volksstämme spielt der Aberglaube noch heut zu Tage eine so hervorragende Rolle, wie bei den Albanesen. Selbst die wenigen Angehörigen dieser Nation, die eine Art von europäischer Bildung genossen haben, würden es als einen Mangel an Pietät gegen ihre Vorfahren ansehen, wenn sie an dem, was seit jeher geglaubt und beobachtet wurde, rütteln würden. Der Glaube an Hexen, Poltergeister, Vampyre und alle möglichen Ungeheuer ist daher in Albanien und insbesondere in den nördlichen, gebirgigen, der Civilisation meist noch ganz verschlossenen Gegenden dieses Landes ein allgemein verbreiteter.

Wer dagegen anzukämpfen versucht, wird als abtrünnig, ja sogar als gottlos betrachtet.

Nachstehend gebe ich einige der am meisten verbreiteten Legenden, wie ich sie während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Albanien aus dem Munde des Volkes selbst gehört habe, wieder.

Die Hexen.

Die Hexen (strigat) sind Weiber, welche das Herz von kleinen Kindern essen. Sie wissen dieses ihr Laster gut zu verheimlichen und können ihre Macht auch auf andere Personen, welche sie mit einer Salbe bestreichen, übertragen. Sie halten sich für Gottgesandte, da sie die getödteten Kinder ins Paradies senden. Ihre Ausflüge machen sie des Nachts, wobei sie ihren Körper zu Hause lassen. Sie dringen überall ein und verschonen oft ihre eigenen Kinder nicht. An dem Leichnam eines Kindes, dessen Herz eine Hexe gegessen hat, ist auch nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. Wenn die Hexe ihren nächtlichen Ausflug beendet hat, kehrt sie in ihr Haus und in ihren Körper zurück. Wer jedoch so geschickt war, den leblosen Körper der abwesenden Hexe umzukehren, mit den Füssen nach aufwärts, hat dieselbe unschädlich gemacht, da sie nicht mehr den Mund ihres Körpers findet, um in denselben hineinzufahren, und sterben muss.

Wer am letzten Faschingsabend ein Stückchen Schweinefleisch aufbewahrt und mit demselben am Ostersonntag während der Messe die Kreuze der Kirchthüren bestreicht, hat alle in der Kirche befindlichen Hexen gefangen, da keine zur Kirchthüre hinauskann. Um die Hexen zu befreien, müsste der Betreffende nackt in die Kirche gehen und die von ihm bestrichenen Kreuze wieder abwaschen.

Um die Kinder vor den Hexen zu bewahren, wenden die Mütter allerlei Mittel an: man hängt den Kleinen Amulette um den Hals, bestreicht ihre Stirn mit etwas schwarzer Farbe, lässt sie am letzten Faschingsabend etwas Knoblauch essen und sieht vor Allem darauf, dass sich an diesem Abende kein Ei im Hause befinde.

Die Poltergeister.

Dieselben sind sehr zahlreich, alle weiblichen Geschlechtes und meist unsichtbar. Sie ziehen den Schatten und die Einsamkeit vor; öfters kommen sie jedoch in die Häuser, besonders zur Zeit der Hundstage. Sie singen, spielen und tanzen dann im Hause herum, entwenden den schlafenden Personen heimlich deren Kleider, Pferde u. s. w., bringen diese Gegenstände jedoch wieder zurück, wobei die Kleider meist befleckt, die Pferde verschwitzt sind. Oft unterhalten sie sich auch, indem sie Steine gegen die Fenster werfen und allerhand Schabernack treiben, um die Hausbewohner zu erschrecken.

Wer solche Poltergeister gesehen hat, wird unbedingt von einem körperlichen oder geistigen Leiden befallen; wenn er überdies über die Erscheinung spricht, muss er sterben.

Die Poltergeister werden stojzovale genannt, zusammengezogen aus den Worten: štoj Zot valet — er vermehrt den Chor (den Lobgesang auf Gott. Diese fromme Bezeichnung wird den Poltergeistern absichtlich gegeben, um sie sich gewogen zu erhalten. Daher versäumt auch der Albanese nie, wenn er von ihnen spricht, hinzuzufügen: Štoj Zot sa bar e ǵeth (engl. th) = möge sie Gott vermehren, wie Gras und Blätter.

Wem ein Poltergeist erschienen ist und Unheil gebracht hat, den nennt der Albanese „šitue" = besessen. Von kleinen Kindern, die eines plötzlichen Todes starben, sagt man: E kan šitue štojzovale = die Poltergeister haben es besessen.

Vampyre.

Dieselben sind verdammte Seelen, welche nicht einmal in der Hölle Aufnahme finden und deshalb ruhelos umherirren. Man hört sie öfters stöhnen, sieht sie auch in der Gestalt einer Katze oder eines anderen Thieres.

Der Vampyr (alban: lugàt, oder dhampiri [engl. dh] oder demni) geht gern in sein früheres Haus, zerstört daselbst den Garten und richtet überhaupt alle mögliche Verwirrung an. Ja, es kommt sogar häufig vor, dass er seine frühere Frau im Bette überfällt und sie schwängert. Nur der Sohn einer solchen Vereinigung (i biri i lugatit, i biri i dhampirit) ist im Stande, einen Vampyr unschädlich zu machen. Zu diesem Behufe durchzieht er, gefolgt von einem Tambourinschläger, Nachts die Strassen der Stadt, und wenn der Vampyr, angelockt durch die Töne des Tambourins, erscheint und zu tanzen beginnt, tödtet er ihn durch einen Schuss.

Es ist kennzeichnend für die Leichtgläubigkeit des albanesischen Volkes, dass noch heute Frauen, welche nach jahrelangem Wittwenthum ein Kind gebären, mit den Worten entschuldigt werden: „Ihr verstorbener Mann ist ein Vampyr und hat sie des Nachts besucht."

Die Angehörigen eines Verstorbenen, der als Vampyr gilt, zünden auf dessen Grabe ein Feuer an und bedecken dasselbe mit ungelöschtem Kalk, um den Vampyr zu verhindern, sein Grab zu verlassen.

Ein anderes Mittel, den Vampyr in sein Grab zu bannen, besteht darin, dass man dreimal mit einem Pferde über das Grab der Breite nach springt.

Die Kulšedr und die Drângoj's.

Wenn eine Schlange 50 Jahre lang lebt, ohne von einem menschlichen Auge erblickt zu werden, wird sie bulàr, d. i. ein Reptil, von welchem die Giftschlangen ihr Gift durch Saugen gewinnen. Das bulàr, welches durch 50 Jahre den Augen des Menschen verborgen bleibt, wird ein eršaj, d. i. ein Reptil, welches den Menschen angreift, ihn umschlingt und ihm sodann die Brust durchstösst, um sein Herz zu essen. Ein eršaj, welches durch 100 Jahre dem menschlichen Auge unsichtbar bleibt, wird eine kulšedr. Die kulšedr ist ein Ungethüm, welches unzugängliche Berggegenden bewohnt, von Menschenfleisch lebt und öfters in die Städte kommt, um sich daselbst seine Nahrung zu suchen.

Die kulšedr kann von gewissen, mit einer übernatürlichen Macht ausgestatteten Wesen bekämpft werden, welche drângoj heissen. Dieselben können sowohl Menschen als Thiere (Hühner, Lämmer u. a.) sein. Der drângoj erfährt meist zur rechten Zeit das Erscheinen der kulšedr, fliegt ihr entgegen und bekämpft sie mit Blitzen, die er bei sich führt. Die kulšedr vertheidigt sich mit ihrem Urine (šui):

wenn der drângoj von dieser Flüssigkeit getroffen wird, muss er sterben. Oefters unterliegt auch die kulśedr dem drângoj.

Allgemein wird erzählt, dass in Alessio einst eine kulśedr von einem drângoj getödtet wurde, daher der üble Gestank, der diese Stadt seit alten Zeiten fast unbewohnbar macht. Wer dem Volke dies ausreden will, dem wird sofort erwidert: ǵinen eśtnat neper Leś = man findet die Knochen (der kulśedr) in Alessio.

Volkssage.

Ein Knabe begegnete einst einer kulśedr. Vor Angst begann er am ganzen Leibe zu zittern, als er plötzlich einen Mann des Weges daher kommen sah, der ihm einen Apfel mit den Worten reichte: „Fürchte nichts; wenn die kulśedr den Rachen öffnet, um Dich zu verschlingen, drohe ihr mit dem Apfel, als ob Du ihn auf sie werfen wolltest, aber hüte Dich, den Apfel aus der Hand zu lassen."

Der Knabe befolgte nicht den Rath des Mannes, welcher ein drângoj war und schleuderte aus Furcht, von dem Ungethüme verschlungen zu werden, den Apfel auf dasselbe, ohne es zu treffen. In Folge dieser Unvorsichtigkeit wurde das halbe Dorf von der kulśedr zerstört, ohne dass man derselben etwas anhaben konnte. In dem Apfel war ein mächtiger Blitz enthalten gewesen.

Selbst Säuglinge sind manches Mal drângoj's und gehen dann mit der Wiege, die kulśedr zu bekämpfen, deren gefährlichste Gegner sie sind, da sie sich gegen den Urin durch rechtzeitiges Wenden der Wiege schützen.

Jeder drângoj hat etwas goldenes Milchhaar, welches niemand, ausser der Mutter, sehen darf. Wenn letztere oder der drângoj seine Eigenschaft verrathen würde, müsste er sofort sterben. Die drângoj's sind daher von niemandem gekannt.

In den albanesischen Bergen wird allgemein an die kulśedr und an die drangoj's geglaubt. Ein Einwohner aus Elbassan erzählte mir, dass in diese Stadt vor mehreren Jahren eine kulśedr gekommen war, welche ihre Anwesenheit durch Blitz, Donner und Erdbeben ankündigte. Zwei Jünglinge, welche von dem Urine des Ungethümes bespritzt und sterbend nach Hause gebracht wurden, gestanden vor ihrem Tode, drângoj's zu sein und im Kampfe gegen die kulśedr unterlegen zu sein. —

(18) Hr. Pisko hat ferner auf Wunsch des Vorsitzenden

Aufnahmen der Haar- und Augenfarbe bei albanesischen Schulkindern

gemacht. Dieselben haben folgendes Ergebniss geliefert:

Es hatten von		Haar	Augen	Es hatten von		Haar	Augen
201 Knaben	385 Mädchen			201 Knaben	385 Mädchen		
55	160	schwarzes	schwarze	2	8	braunes	graue
20	11	"	braune	15	14	blondes	schwarze
4	3	"	blaue	23	25	"	braune
9	13	"	graue	9	24	"	blaue
18	25	braunes	schwarze	8	7	"	graue
27	67	"	braune	3	1	rothes	schwarze
2	23	"	blaue	3	4	"	braune

Anmerkung: Die 201 Knaben sind Eleven der Franciscaner-Schule in Scutari, die 385 Mädchen Zöglinge der Schulen der Stimatine-Schwestern in Scutari.

(19) Hr. Höft, Kustos am hiesigen Trachten-Museum, übergiebt folgende Abhandlung über

Mirika, Porst, Hopfen.

Andeutungen für die Kunde früherer Zeit mit einleitenden geschichtlichen Notizen über geistige Getränke, vorzugsweise aus der kimbrischen Halbinsel.

Unter den künstlichen Getränken ist der Branntewein erst in später Zeit auf der kimbrischen Halbinsel Fabrikationszweig geworden. Im 16. Jahrhundert war er bereits in Spanien allgemeines Getränk. Nach Husum brachten ihn zuerst die Holländer, und noch 1655 wurde er dort zu den fremden Getränken gerechnet. Zuerst scheint in Nordalbingien, in Dithmarschen, dem Lande des Freihandels und der Gewerbefreiheit, sowie ohne Zweifel auch bei den Nordfriesen, der Branntewein bekannt geworden zu sein. In der confirmirten Constitution vom Jahre 1537 heisst es: „Van den Karkendeners. Vortmehr schall nene Prädikante, Vikarius, Köster, effte jenig Karkendener einen apenbaren Krog holdene, so dat se den Gesten Beer, Wien, effte Brantwin tappen effte verkopen." (Auf hochdeutsch: Von den Kirchendienern. Fortan soll kein Prädikant, Vikarius, Köster oder sonstiger Kirchendiener einen offenen Krug halten, so dass sie den Gästen Bier, Wein oder Branntewein zapfen oder verkaufen.) — In Ripen wurde noch 1736 der Branntewein zu den Medicinalwaaren gerechnet, denn Terpager schreibt: „Aquavit (aqua vitae, Lebenswasser, gewürzter und versüsster Branntewein) und ähnliche Dinge findet man auf der Apotheke." —

Wein wurde selbstverständlich früher getrunken, ja man hat nachweisen wollen, dass es auch auf der kimbrischen Halbinsel Weinberge gegeben habe. Im Gute Putlos bei Oldenburg im nordöstlichen Holstein giebt es ein Gehölz auf hügeligem Boden, das einst den alten Wagrier-Wenden als heiliger Hain diente, mit Namen Wienbarg, verhochdeutscht: Weinberg; der Name soll aber früher Wiembarg gelautet haben, was einen ganz anderen Sinn giebt. — Durch ein Schreiben des Kardinals Stephan, Grosspönitentarius des Papstes, an den Abt zu Lügumkloster in Nordschleswig ums Jahr 1369 wird letzterer zum Beichtvater der Domherren zu Ripen ernannt und zugleich ermächtigt, nöthigenfalls in Fällen, die dem Papste nicht vorbehalten waren, jenen Herren eine heilsame Bussübung aufzuerlegen. Unter den Fällen, in welchen er hierzu befugt sei, werden besonders angeführt: „Wenn er finden sollte, dass sie Gewehre trügen, mit Würfelspiel und anderen unerlaubten Spielen sich abgäben, oder dass sie Wirthshäuser, Gärten, Weinberge, und andere verbotene Oerter besuchten." An der Nipsaue bei Ripen Weinberge, und gar übelberüchtigte und sittengefährliche, wie an dem Tiber?! Offenbar hat der Herr Kardinal und Grosspönitentarius das Klima der kimbrischen Halbinsel nicht gekannt und nach einem sonst gebräuchlichen Formular verfügt, worüber sich dann die Ripener Domherren amüsirt haben mögen. — Wein wurde aus den fernsten Gegenden eingeführt. Es gab hier im Lande französische, spanische, kretische, Falerner Weine u. s. w. für die Vornehmen, geistlichen wie weltlichen Standes. —

Bienenzucht wurde, besonders in den Heidgegenden der kimbrischen Halbinsel, von jeher stark getrieben und bereiteten die Immen-Vater auch Meth, der aber als viel und allgemein genossenes Getränk wohl nie vorgekommen ist.

Das allgemeinste, in Gesellschaften oft tonnenweise genossene Getränk blieb das Bier, welches bereits die alten Germanen zu brauen verstanden. Bier zu schenken (schänken) war nicht so anstössig, als Branntewein zu zapfen, darum

wurde denn auch im Jahre 1512 den Vikaren, Priestern, Kommendisten, sammt allen Geistlichen der Laurentii-Kirche in Itzehoe laut Urthel freigegben „över de Deel (über die Diele) Hamburger Bier zu schenken." (Die in jedem Hause fast früher befindliche grosse Diele scheint als Gastzimmer benutzt worden zu sein.) Von einer Streitsache der Schleswiger Bürgerschaft mit einem Vikarius des dortigen Domkapitels, der Bier geschenkt hatte, berichtet Noodt, aber ohne das Urtheil anzugeben. — König Christian IV von Dänemark verbot 1595 den Haderslebener Priestern das Bierschenken. Auch fremde Biere wurden auf der kimbrischen Halbinsel früher viel getrunken, als Hamburger, Rostocker, Braunschweiger u. s. w. Dem selbstgebrauten Biere suchte man von frühester Zeit an durch einen besonderen Zusatz gefällige Farbe, bitteren Geschmack und berauschende, richtiger: betäubende, Wirkung zu geben.

I. Als Bierzusatz benutzte man in älterer Zeit Pflanzen, die den Namen Porst, Post führten, in grosser Menge; zum Beweise hierfür diene zunächst ein Actenstück aus Corpus Const. Hols. I, p. 625, lautend:

„Extract der gemeinschaftlichen Constitution, betreffend die Gottesfurcht und etliche politische Puncte vom 14. Dec. 1623, dass kein Post in das Bier zu thun, dagegen aber im Lande Hopfenhöfe anzulegen."

„Als zur Machung eines guten Biers unsträflicher Hopfen vonnöthen. So verbieten Wir nicht allein bey ernstlicher willkührlicher Strafe, in das Bier Post oder andere ungesunde Materie, umb dessen Bitterkeit, Farbe und Stärke, zu thun, sondern gebieten auch hiegegen für (d. i. vor) den Städten, Flecken, Dörffern, ja bey den eintzeln Häusern, und wo sichs immer schicken will, Hopfen-Höfe anzurichten, dero Behuf aus denen Orten, woselbst guter Hopfen wächset, diejenige, so damit umbgehen können, und auch gesunde, frische Stöcke zu hohlen, auch dass also vermittels göttlicher Hülff im Lande ein Vorrath an Hopfen gesamblet werden möge."

In solcher Weise wird auch in Zunftbriefen der Brauer der Porst verboten und verpönt. — Hieraus geht mit Sicherheit hervor, dass noch 1623 in Dänemark und Schleswig-Holstein der Hopfenbau völlig ungenügend war und man in Ermangelung des Hopfens Porst und andere ungesunde Materie, d. i. andere giftige oder giftverdächtige Pflanzen, zum Bierbrauen verwandte.

In botanischen Büchern wird die Krenze, der wilde Rosmarin, Ledum palustre, als Porst, Sumpfporst, bezeichnet. Diese Pflanze mag in Deutschland den sagenreichen echten Rosmarin des südlichen Europas vertreten, in Betreff der oben mitgetheilten Verfügung vom 14. Dec. 1623 und in Betreff des Bierbrauens auf der kimbrischen Halbinsel kommt sie wenig oder gar nicht in Betracht, da sie hier selten, in den meisten Gegenden gar nicht wächst, höchstens importirt sein könnte.

Unter Porst ist hier vor allen anderen Pflanzen, auf welche der Name übertragen worden ist, Myrica gale, genannt brabantische Myrthe, deutsche Myrthe, Mirthenheide, Gagelstrauch, zu verstehen, verwandt mit dem wachstragenden Gagel, Myrica cereifera. Der Nordfriese Outzen schreibt in seinem Glossarium der friesischen Sprache S. 254: Pors, myrice, Post, Porst, wovon schon der Roker schreibt, „to dem Beer deyt me wol Post, dar me de Hoppen nicht had" (zum Bier thut man wohl Porst, weil man den Hopfen nicht hat).

Ein bei Fockbeck in der Nähe Rendsburgs liegendes Gehöft in sumpfiger Heide führt den Namen Posthof. Das Volk, welches sich den Namen jetzt nicht mehr zu erklären weiss, wohl aber einsieht, dass hier keine Postanstalt zur Beförderung von Briefen u. s. w. eingerichtet gewesen sein kann, sucht den Namen durch die Annahme zu deuten, es habe sich hier ein pensionirter Postmeister zur Ruhe gesetzt. Es ist aber ohne Zweifel ein Porsthof gewesen. Als Schreiber

dieser Zeilen vor einigen Jahren diese Vermuthung veröffentlichte, bezweifelte dies ein befreundeter Apotheker. Letzterer beschloss, an Ort und Stelle nachzuforschen und fand, dass dort der Gagelstrauch, Myrica gale, massenhaft wächst.

Ein Adliger, der Sage nach zugleich Mönch, Namens Manu Porsveldt, schenkte im Jahre 1375 den Armen zum heiligen Geist in Rendsburg den vor der Stadt gelegenen St. Jürgenshof mit dem sog Armensee, der Seemühle und sämmtlichen nördlich vor Rendsburg liegenden Stadtländereien. Die Adelsfamilie Porsveld ist ein Zweig der Adelsfamilie von Siggen. Ist dies nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen? Der Gagelstrauch, Porst, wächst in moorigen Sumpfwiesen, die überall Siggen heissen. Die Adelsfamilie wäre somit nach einem Felde benannt worden, auf welchem Porst wächst

Klaus Groth, im Quickborn, schreibt: De Jritschen Hänflinge buden in de Heidloh[1]), de weer brun, ock mank de Porst und wenn man dar rumsteeg bet an de Kneen, so rükt dat krüderi u. s. w. Im Glossar hierzu hat Müllenhoff angemerkt: „Porst von Porsch, wilder Rosmarin, Myrica gale.“

J. ten Doornkaat im ostfries. Wörterbuche: Post, Porsch oder Gagel, deutsche Myrthe, Myrica gale. Nd., mnd., nld. post, dasselbe auch Ledum palustre, der hier in Ostfriesland indessen nicht wild wächst.

Hiernach ist wohl nicht mehr zu zweifeln, dass der zum Bierbrauen verwandte Porst Myrica gale war.

Nach dem Flensburger Skraa (Zunftartikeln) vom Jahre 1254 gehört der Post (Porst) zu den Waaren, wofür Zoll bezahlt werden musste Der Porst war somit ein Handelsartikel, der eingeführt oder ausgeführt wurde. Wurde der Porst eingeführt, so könnte Ledum palustre gemeint sein, das auf der kimbrischen Halbinsel selten wächst.

Weniger in Betracht kommen folgende Porstpflanzen: Andromeda polifolia, Rosmarinheide, Lavendelheide, eine narkotisch wirkende Giftpflanze, deren botanischer Name an die Andromeda erinnert, welche Perseus dem Meerungeheuer Ketos abgewann. Heise in seinem Wörterbuche nennt diese Pflanze: weisse Heide, Motten- oder Mutterkraut, Postkraut. — Ferner wird angeführt, dass auch Heracleum spondylion, der gemeine Bärenklau, sowie Daphne mezereum, Kellerhals, den Namen Porst führten. Letztere Pflanze ist entschieden giftig, erstere verdächtig. Diese verschiedenartigen Pflanzen können wohl als Porst-Surrogate beim Bierbrauen gedient haben.

II. Noch andere hier in Betracht kommende Pflanzen treten im Volksmunde mit Myrica gale als Mirika, Merika, Merik, Merk auf, und diese sind es, die durch einen anderweitigen, besonderen Umstand auch ein besonderes Interesse erwecken.

In lateinischen Dokumenten des Mittelalters wird Mirica, Merica als Bezeichnung einer Heidfläche gebraucht, wie in folgendem Falle, der geeignet erscheint, den Namen der Heidfläche mit dem der Heidpflanze in Zusammenhang zu bringen:

Im Jahre 1339, am 6. Dec., dem St. Nicolaustage, schenkte der Graf Gerhard der Grosse der Stadt Rendsburg ausser Anderem das südlich vor der Stadt liegende Stadtfeld, das Dorf Osterrönfeld und ein sumpfiges, waldiges Terrain jenseits des Dorfes Jevenstedt, nehmlich das Gebiet Hörsten am Luhnfye. In Betreff des letzteren

1) Heiloh (Heidloh) ist Heideland, Heidstrecke, ahd. altsächs. Loh ist Wald, lat. lucus (Müllenhoff im Glossar zum Quickborn). In Schleswig-Holstein ist Heide ein wüstes, unbebautes, mit Heidekraut bewachsenes Land, nicht, wie anderswo in Nord-Deutschland, Tannenwald. Der Name Wald kommt im Volksmunde jetzt auch nicht mehr vor, dafür im Plattd. Holt, Höltung. Nur in alten Namen kommt wohld, wolt vor

Gebietes kommt folgende Grenzbestimmung vor: — ab Eydora ascendendo usque ad Jevenam, de Jevena ascendendo usque ad Ikbecke, de Ikbecke sursum ad Miricam, de Mirica ad locum qui dicitur Barenmoor etc.

Die Bestätigungsurkunde Christians I. vom Jahre 1460 enthält folgende Uebersetzung: — van der Eyder vpgaende wente tho der Jeuene, van der Jeuene vpgaende wenthe tho Ibeke, van Ibeke vp tho der Heide, van der Heide tho der Stede, de dar heet Baremor. (Hochdeutsch: Von der Eider aufwärts gehend bis zur Jevenaue, von der Jevenaue aufwärts bis zum Ibeck, vom Ibeck auf zu der Heide und von der Heide zu der Stätte, die da Barenmoor heisst.)

In der Scheidefahrt-Akte vom Jahre 1604 heisst es: „Erstlich vermöge de Privilegien van der Eider upgaende lanke de Jeven vnd Ibecke bet de Ibeckes Kulen, de erste steen (Scheidestein). Van dar recht up (d. i. in gerader Linie) lang de Heide in den ohrt (Winkel) holtes (Gehölzes), de dar het (heisst) de Sne, de ander steen. Van den steen bet an den Bahrenmoor, wat de 3de steen.“ —

Mirica war somit 1339 und später eine Heide, die theilweise bewaldet war und Sne hiess. Im Jahre 1525 wurde hier ein „Schneeremen“ vermiethet. Remen, Rehmen ist ein Streifen Landes, mit Gebüsch bewachsen. 1551 wurde eine „Wische Snessremen vp der Schede“ (eine Wiese Schneerehmen auf der Grenze) verheuert. Jetzt sind an betreffender Stelle Wiesen, „Schneeörter“, und benachbart Aecker oder Heidlagen, „Schneelagen“ genannt. Die Schneelagen, etwa 100 Tonnen gross, sind durch kleine Wiesenflächen und Sumpfpartien unterbrochen, „Siggen“ genannt. Auf diesem Terrain hausen in Menge die beiden Straucharten Erica und Myrica neben einander. Sie finden hier die Bedingungen ihres Lebens, die Humussäure. Erica wächst auf jedem Boden, wo Humussäure vorhanden ist, auf Sand- und auf Moorboden, der Gagelstrauch aber nur auf Moorboden und da, wo der Sandboden in Moorboden übergeht. — Gerade nun an der städtischen Grenze bei Luhnfye (verderbt jetzt Luhnvich geschrieben; ein fye ist ein Bruch) ist der Boden noch jetzt so massenhaft mit dem Gagelstrauch besetzt, dass der Heidstrauch (Erica) fast dagegen verschwindet, während die Schneelagen im Ganzen als Heidlagen erscheinen und nur spärliche Exemplare von Gagel aufweisen. Vielleicht ist die mit Gagel bewachsene Fläche in alter Zeit noch grösser gewesen. — Die Myrica wächst an der Grenze in den Jevenstedter Schneelagen und ebenso stark auf dem unkultivirten städtischen Gebiet, und ging somit die Grenze nicht an der Mirica entlang, sondern mitten durch sie hindurch. — Myrica[1]) wächst beim Posthof bei Fockbeck und an der 1339 als Mirika bezeichneten Grenzfläche besonders massenhaft, und wird man dadurch genöthigt, zwischen der Mirica-Fläche und der Myrica-Pflanze einen Zusammenhang zu vermuthen, obgleich hier die allgemeine Ansicht entgegensteht, der Gagelstrauch sei erst durch Linné Myrica genannt worden.

Letztere Ansicht zu bezweifeln, können folgende Gründe geltend gemacht werden:

1. Die Bezeichnung Mirica für Heidfläche scheint schon im Mittelalter eine volksthümliche gewesen zu sein. Sie ist keine, die im klassischen Latein oder Griechisch vorkäme. Die mit gewissen Bäumen oder Gebüsch bewachsene Landfläche heisst im Latein silva und die ebene, unbebaute Gegend: loca deserta oder loca inculta oder campi inculti, ödes, unbebautes Feld. Erst das mittelalterliche Latein der Urkunden bringt das Wort Mirica für Heidfläche. Das Glossarium

1) Engl. mire bedeutet Schlamm, Koth, Pfütze. Sollte man damit myrica in Zusammenhang bringen können?

diplomaticum von Dr. Eduard Brinkmann führt einige Proben an, in welchen das Wort Merica und Mirice als Bezeichnung von Wald, auch von Bannwald nebst seinem Zubehör oder auch von unbebautem, mit Gestrüpp bewachsenem Lande, Heidelande, gebraucht wird. Das Glossarium giebt ferner von Merica noch eine hiervon völlig abweichende Bedeutung an, die nachher angeführt werden soll und die mit einer merkwürdigen mythologischen Erscheinung in Zusammenhang steht. Als Bannwald, Bannforst wird nach Heise ein eingehegter Wald verstanden, dessen Gebrauch verboten ist, und es bezeichnet Bannvogt den Grenzwächter.

Eine Heidfläche mit der Bezeichnung Mirica übereignete Markgraf Otto III. der Stadt Cölln am 21. November 1261, welche einst beim Hofe Berlin Ritter von Ystralow viele Jahre ruhig und friedlich besass. Ein Berliner Chronist erklärt diese Heide als Sumpfwald, der somit als Standort der Mirica-Pflanze sich eignete. Wie kamen nun die Aussteller der Urkunden zu dieser Bezeichnung? Wie so oft, werden sie die mit einem besonderen Umstande versehene Heide mit einem Namen aus dem Volksmunde in latinisirter Form belegt haben. Wenn der Name aus der Fremde stammt, so wird er zur Zeit des Gebrauches schon im Volke heimisch gewesen sein.

2. Hätte erst Linné dem Gagelstrauch den Namen Myrica beigelegt, so erschiene dessen Verfahren hierbei als ein höchst auffallendes, wenn man nicht sagen will, unberechtigtes.

Im Latein bezeichneten myrice und myrica, im Griechischen myrike, die wälsche Tamariske, welche Linné Tamarix gallica benannt hat. Wenn Linné wusste, dass Plinius den Namen Myrica bereits für eine orientalische Pflanze gebrauchte, so konnte er nicht ohne besonderen Grund diesen Namen der Pflanze nehmen und dem Gagelstrauch beilegen. Es muss vor ihm der Gagelstrauch bereits diesen Namen geführt haben. Ebenso bezeichnete lat. leda, ledon, gr. ledon im Oriente einen Strauch, wovon das Harz, ledanum (ladanum, gr. ledanon) gesammelt wurde, später das kretische Cistenröslein genannt. Dieser an die Göttin Leda erinnernde Name ist auf den wilden Rosmarin, den Sumpfporst, übertragen worden und Linné hat die Pflanze, welche des Namens beraubt war, Cistus creticus getauft. — Erica, die gemeine Heide, dagegen hat ihren lat. Namen erice, gr. ereike behalten. Erica lebt mit Myrica im trauten Verein; beide sind im Aberglauben oder in mythologischer Beziehung beachtenswerthe Pflanzen. Da nun die eigenthümlichen abergläubischen Beziehungen der Myrica nachher besonders hervorgehoben werden sollen, mögen die der Erica vorausgehen. —

Aus v. Stranz (Die Blumen in Sage und Geschichte) sei hier notirt: „Irische Sagen vermelden, dass aus der „Heide“ einst Bier gebraut wurde, und dass die Elfen das Brauen des Heidebieres von den Dänen erlernt hätten.“ — Sollte nicht hier unter „Heide“ der Gagelstrauch, Myrica, zu verstehen sein? — Von Stranz theilt weiter mit: „Die Heide ist von dem Blute der Heiden, die dort erschlagen wurden und in den Hünengräbern ruhen, so roth gefärbt. Das Heidekraut ist den Schlangen und dem Wolf zuwider. (Schützt somit vor dem Bösen, wie wir dies nachher von der Mirica-Pflanze hören werden.) — M. von Stranz erklärt: „Der Name Erica stammt aus dem Griechischen und bedeutet: ich breche, weil die alten Griechen annahmen, dass die Heidekräuter die Felsen spalteten“ (d. h. die Unterwelt öffneten?). —

Bechstein in Mythe, Sage u. s. w. schreibt: Die Heide war bedeutsam, wenn sie weiss blühend gefunden wurde, wie das Sprichwort besagt:

Dosten, Harthen und weisse Heid
Thun dem Teufel alles Leid.

Wie oben mitgetheilt ist, heisst die Rendsburger Mirica: Sne, Schneerehmen, Schneeörter, Schneelagen. Die weisse Heide könnte den Namen Schnee erklären. Aber nein, denn die Heidfläche ist dort ebenso braun, wie anderswo, und der Gagelstrauch hat dort eben die schmutzig grünen Blätter, wie an anderen Stellen.

Die Erica nimmt, im Schilf zu Biblos wachsend, den Leichnam des vom bösen Typhon ermordeten Osiris auf und erwächst zu einem Wunderbaume, aus dem der König von Phönicien sich eine Säule machen lässt, die aber bei der Berührung durch die Göttin Isis zerbricht und den Leichnam wieder hergiebt. — Gehört vielleicht der Personenname Erich mit Erica zusammen, und wie alt mag er sein?

Im Deutschen bedeutet nun das Wort „die Heide“ sowohl die Pflanze als die Landfläche. Ebenso bezeichnet im Französischen „la bruyère“ das Heidekraut und die Heidfläche. Nun bezeichnet zwar lateinisch Erica die Heidpflanze, aber nicht die Heidfläche, auch, so viel bekannt ist, im mittelalterlichen Latein der Urkunden nicht. Warum das? Sollte nicht im Mittelalter die Heidepflanze Myrica und die Heidefläche Mirica mit einem und demselben Namen bezeichnet worden sein?

3. Der Name Merika, Merik kommt in der Volkssage vor, die sicher älter ist, als die botanische Nomenclatur Linné's, und zwar — bei den Wenden des Spreewaldes.

Willibald v. Schulenburg hat in seinem Buche „Wendische Sagen und Gebräuche aus dem Spreewalde“ S. 158 eine Sage mit der Ueberschrift: „Der Liebste als Todter“, die lebhaft an Bürger's Lenore erinnert. Ein Mädchen trauert tief um den gestorbenen Bräutigam und will sich nicht trösten lassen. Da erscheint ihr der Verstorbene dreimal und nimmt es das dritte Mal mit sich aufs Pferd und reitet mit ihm fort. Nun wird die Sage verschieden erzählt. Nach einer Erzählung gelangen beide auf den Kirchhof, wo der Todte die Braut mit sich ins Grab ziehen will. Sie aber sinkt nicht, wie Bürger's Lenore, mit dem Todten ins Grab, sondern entreisst sich der Umarmung und flüchtet unter das Kirchendach, wo er ihr nichts anhaben kann. Andere erzählen, der Todte habe der Braut nicht folgen können, denn um die Kirche sei Merik, Merika gesäet gewesen, und diesen habe er nicht überschreiten dürfen. Noch Andere erzählen: Der Todte ritt mit der Braut weit hinweg; als beide aber an einen Merik kamen, gewahrte die Braut, dass das Pferd, auf welchem beide sassen, keinen Kopf hatte. Da wird ihr angst, sie entreisst sich der Umarmung des Todten und springt vom Pferde in den Merik hinein. Jener kann ihr im Merik nichts anhaben und ruft: „Merik, Scherik, gieb mir meine Liebste wieder.“

Nach diesen verschiedenen Erzählungen schützt das Kirchendach und eine Merik-Pflanze vor dem Todten. Der Zusammenhang erklärt sich nun aus dem Glossarium diplomaticum von Brinkmann. Merica kommt im mittelalterlichen Latein auch in der Bedeutung von Stroh- und jeglicher Art von Bedachung vor[1]).

Also schützte sowohl die Merika in der Bedeutung von Dach, als die Merika in der Bedeutung einer besonderen Pflanze vor dem Todten, vor der Fahrt ins Grab und in die Unterwelt. — Das Dach schützt nach den von W. v. Schulenburg mit peinlicher Genauigkeit aufgezeichneten wendischen Sagen vor dem Plon.

1) Merica, stipula, quaevis tegula (Madox Formul. Angl. p. 124). Das Citat lautet in wörtlicher Uebersetzung: Und die genannten R. u. J. und ihre Erben sollen dem genannten Johannes und seiner Gattin Johanna grobes und geringes Baumaterial und Stroh oder Mericas holen, wenn es nöthig wäre zur Errichtung, Ausbesserung und Im-Gang-Haltung der gedachten Mühle.

dem Geld- und Getreide-Drachen: „Wenn man den Plon sieht und wirft Stahl hinein oder zeigt ihm den blanken A . . . . so platzt er und schüttet das Geld aus. Dann muss man aber schnell unter ein Dach springen, sonst kriegt man eins ausgewischt" (W. v. Schulenburg S. 102). Ebenso wird in den Sagen und Märchen Müllenhoff's aus Schleswig-Holstein erzählt (S. 206): „Wenn einer den Drachen niedrig und in dunkelrothem Feuer glühend hinziehen sieht, so muss er sich unter ein Dach stellen, den Hintern entblössen und die blanke Scheibe dem Drachen zukehren, dann entsetzt er sich, platzt, und die schwere Geldladung, die er, wenn er so aussieht, immer mit sich führt, fällt heraus und macht den Finder zum reichen Mann. Er muss es ja nicht auf freiem Felde thun, denn dann bewirft ihn der Drache mit Koth." — Die Drachensagen bei Müllenhoff S. 206 und 207 stammen aus Wagrien und Polabien (Herzogthum Lauenburg an der Elbe), also aus Ländern, die einst von Wenden bewohnt waren. — Nach v. Schulenburg's Sagen aus dem Spreewalde nöthigte ein Reiter den Plon, sich seiner Last zu entledigen und sprengte unter ein Dach. Es verbrannte aber der hintere Theil des Pferdes, der nicht mit unter Dach gebracht werden konnte. — Aehnliche Sagen lassen sich auch aus anderen Gegenden berichten.

Kehren wir nun vom schützenden Dache zu der schützenden Merika-Pflanze zurück. Hier giebt uns wieder W. v. Schulenburg aus dem Spreewalde dankenswerthe Mittheilungen. S. 269 heisst es: „Merik, merika ist das beste Kraut gegen den Bösen. Hat man dieses bei sich, kann er einem nichts anhaben. In allen Zaubermitteln soll Merik sein, aber auch in Viehtränken, dann kann kein Zauberer dem Vieh etwas anhaben. Es heisst auch, wenn am Christabend die Leute in der Kirche sind und man Brotkrümel vom Tische säet, so wächst der Merik."

In einer Note hierzu heisst es: Die Pflanze selbst ist in Burg nicht bekannt. Bei Manchen ist es Barbarea lyrata (Barbarea vulgaris, gemeines Barbarakraut, Senfkraut), bei Manchen Oenothera biennis (gemeine Nachtkerze, Gartenrapunzel, vgl. Kinder- und Hausmärchen der Gebr. Grimm: Rapunzelchen), auf den Kirchhöfen und Gräbern der dortigen Gegend wild wachsend; nach Anderen sollen die Blätter des Merik ähnlich denen des Pastinak oder der Sellerie sein. Im Allgemeinen heisst Sellerie wendisch merik. In Büchern ist Merk Sium latifolium (breitblätterige Merk, mit narkotisch wirkender Wurzel). Hierzu ergänzt W. v. Schulenburg noch S. 304: „Apium, Sellerie, soll (?) althochdeutsch merik genannt worden sein".

Dass das Selleriekraut einen strengen bitteren Geschmack giebt, wenn es in zu grosser Menge zur Suppe verwandt wird, weiss jede Hausfrau und Köchin. Vielleicht verwandte man es auch beim Bierbrauen.

In W. v. Schulenburg, Wendisches Volksthum, findet sich verzeichnet S. 162: „Von merik wird gesagt, dass er früher um Kirchhöfe gepflanzt wurde, und dass böse Geister nicht hindurch können" (ganz vereinzelt. Nachricht aus Schleife, Kreis Rothenburg, Schlesien). Unter dem Pflanzenverzeichniss, ebendaselbst S. 201, findet sich „merik" vereinzelt in Burg (Spreewald): Solidago canadensis L. (Erigeron canadense, kanadisches Berufskraut, seit 1500 aus Canada eingewandert?), Oenothera biennis (gemeine Nachtkerze s. u.) und Chaerophyllum temulum L. (betäubender Kälberkropf). (Hr. v. Schulenburg sammelte die Pflanzen und Hr. Prof. Paul Ascherson bestimmte sie.)

Das Berufskraut, Ziest, ist eine Pflanzenart, deren sich der Aberglaube stark bemächtigt hat. Ludwig Bechstein (Mythe, Sage u. s. w.) bemerkt: Beschreikraut, Berufskraut (Stachys annua, jähriger Ziest), in den Apotheken Herba sideritis, heisst

auch Hexenkraut, gelber Andorn u. s. w. Ziest wird von Landleuten zu Bädern gegen das Beschreien oder Berufen der Kinder gebraucht. „Beschreien", „berufen" ist übermässiges Lob von Personen, die man der Hexerei verdächtig hält. Dieser Aberglaube findet sich schon bei Griechen und Römern. — Ziest ist somit ein Kraut, welches böse Geister abhält und wohl auch von den Todten gescheut wird. — Der betäubende Kälberkropf ist wieder eine Pflanze, die sich durch ihre Eigenschaft den Porstgewächsen zugesellt.

Den Namen Merk führen noch andere Pflanzen: Apium, Eppich, Petersilie, Peterlein, eines unserer beliebtesten Suppenkräuter. Knollen von Sellerie und Wurzel von der Petersilie sind harntreibend: es ist dies eine Wirkung, die wohl mancher Trinker beim Biergenuss verspürt hat. Man schrieb der Petersilie wohl auch andere Beziehungen zu. Schaut ein Mensch gar zu trübsinnig in die Welt, so heisst es noch heute von ihm: Ihm ist die Petersilie verhagelt. Also Merk muss ihm von grossem Werthe gewesen sein, dass er um deren Verlust den Kopf hängen lässt. — Sium latifolium, breitblätterige Merk, Wassermerk, Wassereppich hat eine narkotisch wirkende Wurzel. —

Alle diese Merik führen denselben Namen, so verschiedenartige Stellung sie auch in den botanischen Pflanzensystemen haben. Es war nicht die Verwandtschaft der Pflanzengattungen, die ihnen den Namen verlieh, sondern sicher ihre Verwendung und ihre Beziehungen zu einander im Volksglauben. Es ist dies eine Sache, die Linné sicherlich gekannt hat, und war er gewiss nicht der erste, der den Namen Merik für heimische Pflanzen aufbrachte.

4. Die Porst- und Merik-Pflanzen scheinen auch manchen Oertern den Namen gegeben zu haben.

Zuerst sei der Post-See, vormals Porssee genannt, im Gebiet des Klosters Preetz, vormals Porez, erwähnt. Am See liegt Possfeld, Postfeld, vormals Porsvelde geheissen. Die adelige Familie v. Porsvelde, zur Adelsfamilie v. Siggen gehörig, war wahrscheinlich in ältester Zeit Eigenthümerin des Dorfes. Im Anfange des 16. Jahrhunderts starb die Familie mit dem Schlosshauptmann Otto Porsvelde aus. Das Dorf ward theils 1306 von dem Grafen Johann zu einer Vicarie im Kloster Preetz, theils 1325 von den Gebrüdern v. Siggen an das Kloster verkauft.

Gross- und Klein-Possfeld ist ein Distrikt bei Wilster, zur Possfelderducht gehörig. — Ein Possee liegt bei Heiligenhafen u. s. w. — Ein Porschdorf liegt in Sachsen, ebendaselbst ein Porsdorf; Porsgrund ist eine Stadt in Norwegen, ein Dorf Porst giebt es in Preussen und in Anhalt-Köthen u. s. w.

Ebenso bemerkenswerth scheinen die Ortsnamen zu sein, welche vermuthlich vom Merik herstammen. Ein Merkendorf giebt es bei Neustadt in Holstein, ferner eine Stadt und ein Dorf dieses Namens in Bayern: ein Dorf selbigen Namens liegt in Oesterreich unter der Enns, sowie in Sachsen-Weimar; zwei Dörfer Merkensdorf, Merkasdorf liegen ebenfalls in Oesterreich unter der Enns. Merkow, Merkau ist ein Dorf in Böhmen, ebendaselbst liegen zwei Dörfer Mirkowitz; Mirkow ist ein Dorf in Schlesien, Merka ein Dorf bei Bautzen u. s. w. Selbstverständlich hält es schwer, nachzuweisen, dass diese Ortsnamen von den Porst- und Mirika-Pflanzen herstammen, aber auffallend erscheint doch die Namensähnlichkeit.

III. Hopfenhöfe werden in nordalbingischen Dokumenten nicht selten erwähnt. In der Brunswyk vor Kiel lag ein Hopfenhof, zwischen Itzehoe und Breitenburg eine Paschen-Hopfen-Koppel, und so hatte die Stadt Apenrade zu Danckwerths Zeiten (1650) Hopfengärten, durch welche sich ziemlich viele Bürger ernährten. Bedeutend war der Hopfenbau in Jütland, wo der Propst zu Wiborg (1440) auch einen Hopfenhof hatte, und wo durch den Koldinger Recess vom Jahre 1558 der

Hopfenbau gesetzlich angeordnet wurde. Ein Artikel: „Umme Hoppenkuhlen to leggen und Wichelstaken to setten" (zum Zweck Hopfengruben zu legen und Weidenstangen zu setzen) lautet: „Item, so schall ein jeder Bunde (Bonde) alle Jahr leggen to Wichelstaken und 5 Hoppenstaken und de dat versümt, de schall brecken (bröken) 1 sh. vor itzliche Versümniss." (Ferner, es soll ein jeder Bauer jedes Jahr 2 Weidenstangen (Setzlinge?) und 5 Hopfenstangen legen. Wer dies versäumt, der soll eine Mark für jedes Versäumniss brüchen.) Auch hieraus geht hervor, wie nöthig der Hopfenbau war, um den Porst zu verdrängen. — König Christian IV. interessirte sich für den Hopfenbau und beabsichtigte selbst einen Hopfengarten anzulegen. —

In Rendsburg wurde die Bierbrauerei seit Alters her stark betrieben und das Biertrinken ebenso stark geübt. Da durfte, nachdem der Porst verpönt war, der Hopfenbau nicht versäumt werden. Auf dem Rendsburger Stadtfelde lag 1537 ein Hoppenhof, wie das Kemmerbok (Kämmerer-Buch) meldet: „Hinrick schomacher, hanss sson, gifft jahrlich 2 mark hofhure vor den hoppenhoff op paschen. Noch 8 Schilling vor ein plack landes to beterunghe dessuluigen hoppenhaues, welcher vmb wedderlaghe willen, des schaden halue, sso he van sinem husse vp der nigenstadt vmb des Stadtgrauen willen gehat, tho deme hoppenhaue gelecht is, auers nicht arflik." (Hinrich Schuhmacher, Hans Sohn, giebt jährlich 2 Mark Gartenmiethe für den Hopfengarten auf Ostern. Noch 8 Schillinge für einen Fleck Landes zur Verbesserung (Vergrösserung) desselbigen Hopfenhofes, welcher ihm als Ersatz für den Schaden gegeben wurde, den er auf der Nienstadt an seinem Hause hatte, als der Stadt- (Festungs-) Graben [1539] angelegt wurde, zum Hopfengarten gelegt, jedoch nicht erblich.) Im Jahre 1539 wurde hinzugefügt: „Auerst hinrik schall das holt darinnen hoyen und nicht darinnen hauwen, ssunder, whenne dar mast is, so schall men ein holl in den thun maken vnd der borgher swin darin gan laten." (Aber Hinrich (Schuhmacher) soll das Holz darin hüten (beaufsichtigen) und nicht darin hauen [Holzfällen], sondern wenn (Eichen- oder Buchen-) Mast ist, soll man ein Loch (eine Oeffnung) in den Zaun machen und der Bürger Schweine hineingehen lassen. — Der Hopfenhof lag an einem Gehölz, das Fuhlstüft genannt, in welchem die Bürger Weidegerechtigkeit hatten. Diese Gerechtigkeit wurde so hartnäckig gewahrt, dass wegen derselben nicht einmal eine Hopfenplantage geschont wurde, die auf der Gemeindeweide angelegt war. —

Aus einem Dokument, die Dotirung der Rendsburger Vicarie an der Capella in foro oder Capelle vppe deme marckede (am Marktplatze und am Rathhause) durch Marquard Breide vom 2. Juli 1421 betreffend, erfahren wir, dass in dem Rendsburg benachbarten Dorfe Nübbel (= Ny-Büll, neues Dorf) ebenfalls ein Hopfenhof war, den Breide sich nebst einer Wiese vorbehielt.

Hoffentlich bringen anderweitige Lokalforschungen Beiträge zu dieser Myrika-, Porst- und Hopfen-Angelegenheit. An volksthümlichen Pflanzennamen ist manches gesammelt worden. Erwünscht wäre, wenn Gelehrte die bisher gesammelten Pflanzennamen zusammenstellen und sammt den gelehrten botanischen Namen erklären wollten. Eine solche Arbeit würde gewiss dazu beitragen, die Volkskunde in geschichtlicher Beziehung zu bereichern. —

(20) Hr. Grabowsky, Museums-Assistent in Braunschweig, schickt eine Mittheilung aus dem Sitzungsberichte des dortigen Vereins für Naturwissenschaft (22. November) über

vorgeschichtliche Feuerstein-Geräthe aus der Umgegend von Braunschweig.

Während er in den Sitzungen vom 9. März und 13. April 1893 (vergl. Braunschweiger Tageblatt Nr. 139 vom 23. März 1893 und Beilage zu Nr. 205 vom

2. Mai 1893) von den im Nordosten der Stadt entdeckten Feuerstein-Werkstätten nur ganz einfache Geräthe, wie prismatische Messerchen und verschiedene Rund- und Hohlschaber, vorlegen konnte, sind inzwischen Funde von doppelseitig bearbeiteten Feuerstein-Geräthen gemacht und ältere Funde bekannt geworden, die den besten im nördlichen Europa, namentlich in Dänemark, gefundenen Gegenständen dieser Art gleichen und eine grosse technische Kunstfertigkeit im Bearbeiten des Feuersteines voraussetzen. Das prächtigste Stück ist ein Dolch aus hellgrauem Feuerstein von 18 *cm* Länge, wovon auf den Griff von rhombischem Querschnitt 8 *cm* kommen. 6,5 *cm* von der Spitze ist das Blatt am breitesten, 3,5 *cm*, und an dieser Stelle 1 *cm* dick. Der Dolch wurde bei Schapen gefunden und gelangte aus der Mülter'schen Sammlung schon 1877 in den Besitz des städtischen Museums (A. I. a. Nr. 698). — Ein kleineres Stück von gleicher Form, aber in Folge des dünneren, mehr ovalen Stieles besser als Lanzenspitze zu bezeichnen, wurde kürzlich in der Müller'schen Kiesgrube vor dem Wendenthore gefunden, wohin es wahrscheinlich aus der obersten Culturschicht durch Absturz hineingelangte. Es besteht aus ungleichmässig hell- und dunkelgrau gefärbtem Feuerstein und ist 10 *cm* lang, wovon 3,5 *cm* auf den Stiel kommen. Das Blatt misst an der breitesten Stelle 2,2 *cm* und ist an dieser Stelle 0,7 *cm* dick. Es geht demnächst durch Schenkung in den Besitz des städtischen Museums über. — Das dritte Stück ist eine flache Lanzenspitze von dreieckiger Form. Die ganze Länge, einschliesslich des 1,2 *cm* langen und 1,5 *cm* breiten Stieles, der wahrscheinlich durch Sehnen am Schaft befestigt wurde, beträgt 8,5 *cm*. Die Basis des Dreiecks unmittelbar über dem Stiel ist 2,8 *cm* breit, die Seiten desselben 7,3 *cm* lang. Die dickste Stelle beträgt nur 0,6 *cm*, nach der Spitze zu nimmt die Dicke allmählich ab. Die Lanzenspitze besteht aus hellgrauem Feuerstein, ist im Jahre 1888 im Nordthale (Klus) bei Schöningen auf dem Acker des Particuliers Schütte gefunden und befindet sich im Besitze des Hrn. Stadt-Kämmerer Schönert in Schöningen, der es dem Vortragenden zur Besprechung gütigst zur Verfügung stellte.

Endlich sind in jüngster Zeit drei kleine, sehr zierlich bearbeitete Pfeilspitzen aus Feuerstein, zwei ungestielte und eine gestielte, gefunden worden. Die kleinste ist nur 1,7 *cm* hoch, ohne die Flügelfortsätze, die einen halbkreisförmigen Ausschnitt an der Basis einschliessen. Die Entfernung zwischen den Flügelfortsätzen beträgt nur 1 *cm*. Die grösste Breite der dreieckigen Pfeilspitze mit etwas convexen Seiten beträgt 1,4 *cm*, die grösste Dicke 0,4 *cm*. Sie wurde vom Vortragenden neben prismatischen Messerchen und Urnenscherben auf dem Sandberge beim Dorfe Querum gefunden, an einer Stelle, wo der Sandboden, durch Asche und Kohlenstückchen dunkler gefärbt, eine vorgeschichtliche Feuerstelle kennzeichnete.

Die zweite, etwas grössere Pfeilspitze, mit flacherem und breiterem Ausschnitt zwischen den die gerade Basis nur 0,4 *cm* überragenden Flügelfortsätzen, wurde ebenfalls vom Vortragenden in den Dünen bei Bienrode, nördlich von Querum gefunden, einer Stelle, die schon gegen Tausend neolithische Gegenstände, wie Messer, Rund- und Hohlschaber, Pfriemen, Kernsteine, eine prachtvoll geschliffene und durchbohrte Hammeraxt aus Diabas, mehrere geschliffene Feuerstein-Aexte, bezw. Meissel und Topfscherben, geliefert hat. Die Pfeilspitze ist 2,5 *cm* hoch, 1,5 *cm* breit und 0,6 *cm* dick. —

Die dritte, gestielte Pfeilspitze wurde am Petrithor in Braunschweig gefunden und ist im Besitz des städtischen Museums (A. I. a. 969). Der zwischen den kurzen Flügelfortsätzen hervortretende, oben 0,5 *cm* breite, sich allmählich verjüngende Stiel ist 1 *cm* lang. Die Spitze selbst ist, wie die vorige, 2,5 *cm* hoch, 1,5 *cm* breit, aber nur 0,5 *cm* dick.

Auch winzig kleine, sogenannte „quergeschärfte Pfeilspitzen" oder „Feuerstein-Pfeilspitzen mit Querschneiden", von trapezförmiger und dreieckiger Form mit je zwei secundär bearbeiteten Seitenflächen, sind von Hrn. Grabowsky in grösserer Zahl in der vorhin erwähnten Fundstelle bei Bienrode aufgefunden. Er besprach die Art ihrer Schäftung, die man durch Funde auf Fünen kennen gelernt hat, erörterte ihre geographische Verbreitung, namentlich auch in Deutschland und Italien, von wo sie unter dem Namen „selci romboidali" beschrieben sind, und erwähnte, dass dieselben neuerdings auch in Indien in den Vindhya-Bergen von Carlyle in Höhlen in grösserer Menge gefunden sind. Abbildungen davon finden sich im Report of the U. S. National Museum for 1892, Plate CII. —

(21) Hr. E. Förstemann übersendet aus Dresden, 28. November, folgende Abhandlung über

das Gefäss von Chamá.

Durch die Entdeckung und erste Besprechung dieses merkwürdigen Geräthes (Verhandl. XXVI, S. 372—377 und Taf. VIII) hat mein Freund, Hr. Dieseldorff in Coban (Guatemala) der Maya-Wissenschaft einen sehr erfreulichen Dienst erwiesen. Da derselbe selbst weitere Untersuchungen von anderer Seite wünscht, so will ich mit meiner Ansicht nicht zurückhalten, obgleich ich wohl weiss, dass ich nur Weniges fördern kann und Vieles noch im Dunkel zurücklassen muss.

Damit man sich leichter auf der von Hrn. Dieseldorff gegebenen Abbildung zurechtfinde, will ich zuerst die 23 dem Gemälde beigefügten Hieroglyphen in der Ordnung verzeichnen, in der sie, in sieben Gruppen geordnet, sich auf der Tafel finden:

1	4, 6	7	10	12, 13	16
2	5	8	11	14	17
3		9		15	18
				20	19
				21, 23	
				22	

Meine erste Bemerkung bezieht sich auf eine gewisse Aehnlichkeit dieses Bildwerkes mit der unteren Hälfte von Blatt 60 des Dresdensis. Dort sehen wir links eine Person, den Speer in der Hand, auf einer Schlange thronen, die ihrerseits auf dem Nacken einer zweiten Person liegt, deren Augen verbunden sind. Eine dritte Person, in kriegerischem Schmucke, mit Speer bewaffnet, führt von rechts her dieser Gruppe eine vierte Person zu, die mit gefesselten Armen, die Augen schwarz ummalt, auf dem Boden kauert. Diese vier Personen sind alle Götter, und ich habe mich über meine Ansicht in Betreff dieses Bildes schon anderswo ausgesprochen.

Demgegenüber bietet das Gefäss von Chamá, ich möchte sagen, wohlthuender Weise, einmal nichts Ueberirdisches, sondern rein Menschliches. Die Darstellung bezieht sich hier wohl sicher auf das grosse Fest, das bei den Mayas, wie bei den Azteken, alle acht Jahre — jene merkwürdige Sonnen- und Venusperiode von 2920 Tagen — gefeiert wurde, über die ich zuletzt in meinem Aufsatze „Zur Entzifferung der Mayahandschriften IV" gehandelt habe. Die Hieroglyphen 1—3 und 23, die ersten und die letzte, weisen, wenn nicht Alles täuscht, auf diesen Zeitraum hin. Das Zeichen 1 sieht Hr. D. als das der ersten zwanzigtägigen Periode des Jahres, pop, an, und ich weiss keine andere Vermuthung, obgleich wir hier nur einen Theil jenes pop vor uns haben. In Bezug auf das Zeichen 2 weiche ich von

Hrn. D. ab; er erinnert an eine Bezeichnung einer Zeitdauer im Relief von Palenque. Aber die dort gemeinte Zeitdauer umfasst ein huna, also 400 Jahre, und damit weiss ich hier nichts anzufangen. Ich denke vielmehr an eine Variante des Zeichens für den Süden, also die cauac-Jahre. Das Zeichen für den Süden besteht aber aus einer Art von Waage, wohl das Auf- und Absteigen der Sonne anzeigend, und darunter dem Zeichen yax (Kraft, Stärke) als Symbol für die Kraft der südlichen Sonne. In unserem Denkmal glaube ich das Zeichen yax verdoppelt zu sehen, die Waage darüber aus Raummangel nur nothdürftig angedeutet. — Im Zeichen 3 sieht Hr. D. das für die gelbe Farbe. Diese aber ist das Symbol des Ostens und der kan-Jahre. Danach hiesse 1—3: der Monat pop im Uebergange der cauac- zu den kan-Jahren; das wäre also eine Art der Datirung.

Gar keine Mühe macht das Schlusszeichen 23; es besteht aus der Hieroglyphe für Jahr, versehen mit der Zahl 8 und einem Präfix, durch das vielleicht jene Hieroglyphe zur Bedeutung von 365 Tagen erhoben wird, während sie an sich nur 360 Tage bezeichnet.

Uebrigens glaube ich, dass das Bildwerk nicht dieses Fest im Allgemeinen, sondern ein ganz bestimmtes Fest dieser Art bezeichnet und dass es vielleicht nicht unmöglich ist, künftig die Zeit dieses Festes genau zu bestimmen.

Das Fest aber bestand nach vorhergegangenem Fasten und Kasteien wesentlich aus dem Anzünden des neuen Feuers, aus Festmahlen und Menschenopfern.

Das Fasten ist, wie auch Hr. Dieseldorff meint, wohl durch die schwarze Bemalung der Personen *d* und *f*, vielleicht auch durch die schwarz umränderten Augen von *c*, *e* und *g* angedeutet. Ob die Geisseln, welche die Personen *d* und *g* tragen, auf die Kasteiungen hindeuten (*g* scheint fast in dieser Thätigkeit begriffen zu sein), lasse ich zweifelhaft.

Auf das Anzünden des neuen Feuers, das schon in dem von Perez bei Stephens mitgetheilten Kalender eine so grosse Rolle spielt, weist das von den Personen *a*, *c*, *f* und *g* gehaltene Werkzeug hin, in welchem Hr. D. mit grosser Bestimmtheit den noch jetzt im Gebrauch befindlichen Soplador oder Feueranfacher erkennt. Der eigentliche Feueranzünder scheint die Person *b* zu sein, da sie in der Hand das beim Anzünden zu drehende Holz hält; in jenem Kalender von Perez erscheint der Feueranzünder als ein bestimmter Beamter. Und gerade bei *b* finden wir das Zeichen 4, das so häufig begegnet und z. B. Dresd. 4*c*—5*c* eine so grosse und anscheinend mit dem Feuer in Verbindung stehende Rolle spielt; es bezeichnet vielleicht gerade die emporflackernde Flamme. Auf unserem Bildwerke erscheint diese Hieroglyphe noch zweimal: erstens als das Zeichen 17, wo es mit einem Präfix, anscheinend dem des Nordens, versehen ist, und zweitens als Zeichen 21, wo es gleichfalls ein Präfix hat, das sich Dresd. 5*b*—6*b* gerade bei der Feuerbereitung dreimal gleichfalls als Präfix zu finden scheint.

Die Festmähler sind sehr realistisch durch die Knochen angedeutet, welche die beiden an Rang jedenfalls niedrigst stehenden unter den sieben Personen (*a* und *g*) in den Händen halten. Dann aber sollte man denken, dass auch die Hieroglyphen auf die Speisen hindeuten müssten, und hierbei erinnert man sich, dass dem als Zeichen 6 und 14 erscheinenden, jedesmal mit demselben Nebenzeichen versehenen imix der Sinn von Mais beigelegt wird. Ja, ich möchte es als einen leise hingeworfenen Gedanken aussprechen, dass die Hieroglyphen 8 und 22, die mir sonst unbekannt sind, vielleicht ein local gebräuchliches Gebäck bezeichnen.

Wir kommen nun zu dem Menschenopfer, das wir hier nicht, wie in einigen Stellen der Handschriften, in der Ausführung, sondern nur in der Vorbereitung sehen. Ich denke mir die Handlung so: Ein Krieger hohen Ranges hat einen

verwundeten Feind zum Gefangenen gemacht, der aber gegen den Willen des eigentlichen Siegers von dem Priester als Opfer beansprucht wird. Betrachten wir nun die einzelnen Personen dieser Handlung.

Den Mittelpunkt derselben bildet natürlich der Gefangene (*c*), den wir zur Erde niedergesunken sehen. In der Hand hält er einen Stab, in dem ich in keinem Falle einen Feueranzünder, sondern entweder ein Würdezeichen oder einen zerbrochenen Speer sehen möchte. Dass er verwundet ist, scheint mir aus der den Unterkiefer durchbohrenden Pfeilspitze und der schmerzhaft dahin gerichteten Bewegung der rechten Hand hervorzugehen. Hinter dem Nacken sehen wir eine Blume abgebildet. Darin könnte vielleicht der Name des Gefangenen liegen, doch will ich noch mit einer anderen Bemerkung nicht zurückhalten. Durch alle Mayasprachen verbreitet sind zwei Wörter, deren eines quix, chix, chiix und ähnlich geschrieben wird, das andere quic, chich, chic u. s. w. Jenes scheint eine Pflanze zu bedeuten; die Wörterbücher geben meistens den Sinn von Dorn an; das zweite Wort aber bedeutet überall Blut. Deutet also die Blume, vielleicht die eines Dornstrauches, auf die Verwundung?

Vor dem Gefangenen rechts steht der ihn als sein Eigenthum in Anspruch nehmende Krieger (*f*), denn dass es ein solcher, nicht ein Priester ist, darauf deutet die Lanze (an deren Spitze man wohl Blutspuren sieht, wie z. B. im Troano 5*b*—4*b*) und das umgehängte Jaguarfell. Vor seinem Gesichte sehen wir die vier Zeichen, die sich auf ihn zu beziehen scheinen, 12—15. In 12 glaube ich die Bezeichnung seines Ranges zu sehen, der durch das Zeichen 13, das bekannte ahau (Herr) noch weiter hervorgehoben wird. 14 ist wie 6 imix; was dies hier soll, ist mir unklar. Auch über 15 wage ich nicht zu urtheilen, obgleich das Superfix hier ganz klar das in Handschriften und Inschriften so unzählige Male vorkommende ben-ik-Zeichen ist, dem ich, bis einer Besseres weiss, die Bedeutung der 28tägigen Mondmonate beigelegt habe; das darunter befindliche Hauptzeichen ist leider unklar gezeichnet. Was der von dem Nacken dieser Person ausgehende Stab bedeutet, ist mir eben so unklar, wie Hrn. Dieseldorff; sollte es ein Pfeilwerfer (aztek. atlatl) sein, so wäre es undeutlich dargestellt.

Hinter *f* steht *g*, jedenfalls eine Person niederen Ranges, sich mit seiner Geissel bearbeitend und seines Knochens erfreuend. Die vier Hieroglyphen 16—19 vor seinem Gesichte kann ich nicht deuten; 16 mit dem geschlossenen Auge deutet sonst auf den Tod oder Todesgott, 17 scheint aus dem Zeichen des Nordens (der Todesgegend) und dem der Flamme zusammengesetzt zu sein; über 18 und 19 wage ich keine Vermuthung; ist diese ganze Gruppe eine Hindeutung auf das Menschenopfer?

Wir kommen nun zu den vier Personen links von dem Gefangenen. Der schwarze *d*, schon durch seinen Kopfputz als Oberpriester erkennbar, scheint den Gefangenen für sich zu beanspruchen. Ueber die beiden anscheinend dazu gehörenden Zeichen 10 und 11 erlaube ich mir keine Vermuthung; vielleicht bezeichnet das erstere, wie Hr. Dieseldorff meint, geradezu den Priester.

Es folgt die interessante Person *c*, ein kleiner dicker Herr mit einem durchaus nicht schematisch, sondern höchst individuell ausgeführten Gesicht, das daran denken lässt, dass der Zeichner besonders hier, vielleicht auch bei anderen der dargestellten Personen an ganz bestimmte Leute gedacht hat. Seine Tigerfellmütze und wohl auch die unter dem Ohre und vor der Brust hängenden schwarzen Ballen deuten auf höheren Rang, und das dicht vor seiner Stirn stehende Zeichen 9, ahau (Herr), bestätigt das. Gehen die Zeichen 7 und 8, wie ich vermuthete, auf das Festmahl hin, so deutet das auf den Herrn Priester desselben, wozu die Wohl-

beleibtheit gut passt; mir scheint dieser Person wirklich etwas Humoristisches eigen zu sein.

Begleitet ist *c* von dem Feueranzünder b, der mit dem Blicke eines sachverständigen Beamten sein Urtheil über den Streit zwischen Priester und Krieger abzugeben scheint. Von den drei ihm zugetheilten Hieroglyphen 4—6 drückt die letztere jedenfalls seine Würde aus, während ich versucht habe, 4 der Feuererzeugung und 5 dem Festmahl zuzuschreiben.

Es bleibt nun noch ganz links die subalterne, auch keiner Hieroglyphe gewürdigte Figur *a* mit höchst dummem Gesichte und offenem Munde übrig, deren ganz auf dem Kopfe befindliche Livree wohl selbst auf die Mayas etwas komisch wirken musste.

Ich bemerke nochmals, dass dieser Fund um so werthvoller ist, da wir ähnliche Darstellungen aus dem wirklichen Menschenleben auf dem Mayagebiete (abgesehen vielleicht von einzelnen Theilen des Tro-Cortesianus) kaum besitzen. —

(22) Hr. E. P. Dieseldorff in Coban, Guatemala, berichtet über

ein Thongefäss mit Darstellung einer vampyrköpfigen Gottheit.

(Hierzu Tafel XIII.)

Die vorliegende Zeichnung des Vampyr-Gottes befindet sich auf einem thönernen Gefäss, welches von mir auf der Spitze eines Tempel-Hügels in Chamá als Beigabe eines Todten, zusammen mit der (Verh. 1893, S. 549) besprochenen Urne „2" gefunden wurde, an welcher Stelle ich den Fundort beschrieb.

Der Topf hat cylindrische Form, einen Umfang von ungefähr 55 *cm*, um den Aussenrand gemessen, und besitzt eine Höhe von 15 *cm*. Er ist in viele Stücke gebrochen, Politur und Malerei sind in schadhaftem Zustande; bemerkenswerth ist, dass über den Topf vertheilt rothschwarze, tropfengrosse Flecken auftreten, als wenn eine harzige Flüssigkeit mit einem Wedel aufgesprenkelt worden wäre. Das Vorkommen derartiger Flecken habe ich auch an Töpfen aus der Zacápa-Gegend bemerkt.

Um uns ein Charakterbild des Vampyr-Gottes machen zu können, müssen wir unser Augenmerk auf seine Bekleidung und auf ähnliche Darstellungen auf den Denkmälern der alten Maya-Cultur lenken.

Vor allem fällt es auf, dass er den Halskragen des Todesgottes trägt, an welchem die drei runden Bälle auftreten, welche auch mit den mantelartigen Flügeln erscheinen und in welchen Hr. Dr. E. Seler wohl mit Recht Menschenaugen vermuthete.

Es liegt ja auch nahe, dass eine dergestaltige Verzierung dem Todesgotte gegeben wurde, da das beim Ableben eintretende Erlöschen der Augeskraft eine der auffälligsten Todeserscheinungen ist.

In dem Tempel zu Copán, welcher den westlichen Hof auf der Nordseite abschliesst, befand sich östlich am inneren Eingange die Darstellung eines Kampfes zwischen dem Vampyr-Gott und dem Licht-Gott Kukulcan, worin ich die Morgen-Dämmerung, den Kampf des Lichtes mit der Dunkelheit, dargestellt sehen möchte. Hierauf gestützt, und dadurch bestärkt, dass der Vampyr in der Dämmerungszeit seinen Schlupfwinkel verlässt, vermuthe ich in dem streifenartigen Hauch, der aus seinem Munde schiesst, das Sinnbild der Morgen- und Abendröthe. Es erscheint mir gewiss, dass hiermit kein Wind gemeint ist, mit welcher Naturgewalt dieser Gott in keiner Verbindung steht, und obschon ich weiss, dass seine Hieroglyphe

oft mit ben-ik auftritt, welche Verbindung aber auf alle Vögel, Thiere und Götter, deren Leben und Wohnsitz in der Luft gedacht ist, Bezug hat.

Wir dürfen also in dem Vampyr-Gott den Diener des Todes, den Beherrscher der Dämmerung sehen.

Der Gott Kukulcan, Beherrscher der Luft und des Lichtes und deshalb auch des Lebens, ist auf fast allen Tempel-Bildern und Monolithen Copán's dargestellt, zuweilen mit einem Menschenkörper, öfters als Vogel, auch als Doppelschlange; ich gehe heute nicht weiter auf die Gründe ein, welche mich zu dieser Erkenntniss führten, weil dieser Gegenstand wohl verdient, in einem besonderen Aufsatze dargelegt zu werden.

Die zu dem Gefässbilde gehörigen Hieroglyphen geben uns keinen Aufschluss, da wir sie nicht verstehen; die Mittel-Hieroglyphe der Tafel XIII, *a* bezeichnet wohl den Vampyr-Gott, da die am Vorderkopfe erscheinenden Punkte an die Darstellungen zu Copán erinnern, bei denen dieselben auf ähnliche Weise auftreten. Die Mittel-Hieroglyphe der Tafel XIII, *b*, kommt im Codex Dresdensis, Bl. 61, unten vor.

Ich glaube nicht, dass das Thongefäss besonders zur Beisetzung angefertigt wurde, wie ich dies bei den Urnen mit melonenförmigem Untersatz vermuthete. Es scheint mir vielmehr zu religiösen Handhabungen gedient zu haben. —

(23) Hr. E. Seler bespricht bei Gelegenheit der Vorlage des Hrn. Dieseldorff den

Fledermaus-Gott der Maya-Stämme.

Die schöne, von Hrn. Dieseldorff der anthropologischen Gesellschaft eingesendete Zeichnung bringt uns eine Gottheit vor Augen, deren Verehrung zwar hier und da von den Historikern gemeldet wird, deren Namen wir in den Benennungen verschiedener Maya-Stämme wiederfinden, über die aber, im Grossen und Ganzen, wie über die mythologischen Gestalten der südmexikanischen und centralamerikanischen Stämme überhaupt, wenig genug bekannt ist. Es ist der Fledermaus-Gott.

Die Fledermaus wird in verschiedenen Maya-Dialekten zo'tz genannt. Davon ist abgeleitet der Name Zo'tzil und Ah-zo'tzil, die „Fledermaus-Leute", der als Volksnamen einerseits einem Stamme angehört, der seit alter Zeit bis heute in der Nähe des heutigen San Cristóbal de Chiapas ansässig ist, — mexikanisirt als Tzinacanteca, die Leute von Tzinacantlan, der „Fledermaus-Stadt", bezeichnet, — andererseits einem Stamme, der wohl als Bruchtheil der grossen Nation der Cakchiquel, der Hauptnation des südlichen Guatemala, anzusehen ist. Ein Tzinacantan endlich existirt noch im äussersten SO. von Guatemala, im Sprachgebiete der Sinca.

Ueber die Sprache und die Traditionen der Zo'tzil von Chiapas sind wir leider nur ungenügend unterrichtet. Etwas besser steht es mit den Stämmen des südlichen und westlichen Guatemala. Hier sind in früher christlicher Zeit die alten Traditionen von Eingebornen selbst aufgezeichnet worden, und diese Aufzeichnungen, das Popol Vuh[1] und die Annalen Xahila's[2], sind kostbare Dokumente, deren Benutzung nur etwas schwierig ist, — einerseits der mangelhaften lexikalischer

1) Popol Vuh. Le livre sacré et les mythes de l'antiquité Américaine etc., par l'abbé Brasseur de Bourbourg. Paris 1861.

2) The Annals of the Cakchiquels. Brinton's Library of Aboriginal American Literature No. 6. Philadelphia 1885.

Hülfsmittel halber, namentlich aber deshalb, weil es an genaueren Bestimmungen der mythologischen Thiere und der Gesammtheit der auf den alten Folk-lore dieser Stämme bezüglichen Dinge und Ausdrücke fehlt.

Eine interessante Stelle im Popol Vuh identificirt die Qu'iche mit den Tolteken, die im Popol Vuh als Yaqui bezeichnet werden[1], und Tohil, den Gott des Stammes der Qu'iche mit Yolcuat-Quitzalcuat, — d. i. Youalli eecatl[2]) Quetzalcouatl, — dem Gotte der Tolteken. Während die drei Stämme der Qu'iche denselben Gott gehabt hätten, und auch der Gott der Rabinal, obwohl er anders, nehmlich Hun-toh, genannt worden, derselbe gewesen sei, hätten die Cakchiquel sowohl in der Sprache, wie in dem Namen des Gottes, den sie von Tollan mitgebracht hätten, von den Qu'iche sich unterschieden. Zo'tziha Chimalcan hätte der Gott der Cakchiquel geheissen. Nach dem Namen dieses Gottes waren auch die beiden chinamit, d. h. die beiden königlichen Familien der Cakchiquel Ah-po-zo'tzil und Ah-po-xa[hil] genannt worden[3]). — Demselben Namen für den Gott begegnen wir noch an einer zweiten Stelle, und hier wird auch eine nähere Bestimmung gegeben. Es heisst hier: — „es gab einen Stamm, der zog Feuer aus den (Reib-) Hölzern. Zo'tzilaha Chamalcan heisst der Gott der Cakchiquel, die Fledermaus (zo'tz) ist sein Abbild"[4]). — Es war also ein Gott, der das Feuer in seinem Besitz hatte und unter dem Bilde der Fledermaus gedacht wurde. Den Namen Chimalcan oder Chamalcan kann ich zur Zeit noch nicht erklären. Zo'tziha oder Zo'tzilaha heisst nicht „Fledermaus", sondern „Fledermaus-Haus". Ich glaube, wir werden an eine Berghöhle, an das Erdinnere, also an einen Gott der Höhlen, des dunklen Reichs der Erde denken müssen. Das wird bestätigt durch eine Stelle, die unmittelbar vor der letztgenannten steht, und wo die in dem Kleide einer Fledermaus vor den Stämmen erscheinende Gestalt als „dieser Xibalba" bezeichnet wird. Da ein Doppelname Zo'tzilaha-Chimalman der Gottheit gegeben wird, und auch zwei Familien dieser Gottheit entsprechen und ihren Namen wiedergeben sollen, so werden wir wohl annehmen müssen, dass auch die Gestalt des Gottes eine doppelte war und der finsteren Gestalt der Fledermaus eine andere, freundlichere gegenüberstand.

An anderen Stellen des Popol Vuh wird der Name Zo'tziha = „Fledermaus-Haus" nicht als der eines Gottes, sondern als eine der Regionen angegeben, die man auf dem Wege nach den tiefsten Tiefen des Erdinnern, dem Reiche des Dunkels und des Todes, zu passiren hat. Dort haust der Cama-zo'tz, „die Todes-Fledermaus", das grosse Thier, das allem, was ihm vorkommt, den Garaus macht, und das auch dem Helden, dem zur Unterwelt hinabsteigenden Hunahpu, den Kopf abbeisst. — Solche Todesgestalten spielen in der Mythologie der mexikanischen und centralamerikanischen Stämme eine grosse Rolle. Aber ich wiederhole, sie werden immer mit ihrem Widerspiel gedacht, und in der Regel auch mit ihrem Widerspiel gezeichnet.

1) ohne Zweifel das mexikanische yàquè „sie gingen", d. h. „die Wegziehenden, die Auswandernden", — eine Verbalform, die ziemlich regelmässig in den Texten in Verbindung mit dem Ableben gebraucht wird.

2) wörtlich „Nacht und Wind". — eine Bezeichnung oder ein Epitheton der Gottheit selbst. Wird aber insbesondere auch als Name des Gottes der Naua angegeben, und ist in den Bilderschriften, wie es scheint, durch die Doppelgestalt des Todesgottes und des Windgottes, die Rücken an Rücken lehnend gezeichnet sind, dargestellt.

3) Popol Vuh, p. 246, 248.

4) ebend., p. 224. Die Stelle ist von Brasseur de Bourbourg nicht richtig wiedergegeben worden.

Das sind die mageren Nachrichten, die über die eigenthümliche Gestalt der Fledermaus-Gottheit aus den Literaturberichten zu entnehmen sind. Sie genügen aber, erkennen zu lassen, dass wir es bei ihr nur mit einer Form der Gottheit der Berghöhlen, des Höhlencultus, zu thun haben, von dem uns bestimmte Nachrichten aus den Landschaften des Isthmus und der nördlich und südlich davon gelegenen Stämme überkommen sind, der aber augenscheinlich nur den Maya-Stämmen und den ihnen culturell, vielleicht auch sprachlich nahe stehenden zapotekisch-mixtekischen Stämmen angehörte, während er den mexikanischen anscheinend fremd war.

Wenn ich nun zu den bildlichen Darstellungen dieser Gottheit übergehe, so bin ich zunächst in der Lage, — was man von vornherein nicht vermuthen sollte, — auch aus mexikanischen Bilderschriften solche herbeizubringen. Und das hat seinen besonderen Werth, weil wir uns da auf bekannterem Gebiete bewegen. Allerdings handelt es sich um Handschriften, die wohl in etwas südlicheren Regionen entstanden sind. Die Bilder, die ich beibringen kann, sind dem Codex Borgia, dem Codex Vaticanus B. und dem Codex Fejérváry entnommen.

Eine Anzahl von Blättern in diesen Bilderschriften zeigt immer vier Darstellungen in eine Einheit zusammengefasst, bei denen also von vornherein die Vermuthung nahe liegt, dass sie den vier Himmelsrichtungen, bezw. vier, den Himmelsrichtungen coordinirten Zeitabschnitten entsprechen sollen. Bei der einen dieser Darstellungen, Cod. Borgia 66—63, ist auf den vier Blättern ein ganzes Conglomerat von Bildern zu sehen. Bei den anderen (Cod. Vat. B. 65, 66. Cod. Bologna 12, 13. Cod. Fejérváry 12, 11. Cod. Vat. B. 72—75. Cod. Fejérváry 4. 3) sind die Einzeldarstellungen aus den genannten Blättern des Cod. Borgia gewissermaassen herauscopirt.

Die Blätter Cod. Borgia 66—63 zeigen in der Mitte einen Baum, auf dem ein Vogel sitzt, und der aus dem Leibe einer Person emporwächst. Darüber eine Gottheit, die Opfer bringt. Zur Linken einen Ballspieler, ein Paar in Copulation, und einen Thron, auf dem der Kopfschmuck einer Gottheit — und zwar immer der des folgenden Blattes — liegt. Zur Rechten ist oben die Erlegung oder Tödtung eines Thieres oder einer mythologischen Figur dargestellt, darunter Tzitzimime, vom Himmel stürzende Gestalten, und ein Gott, der Feuer erbohrt. Jahres- und Tagesdaten sind ausserdem auf den Blättern angegeben, die zusammen 52 Jahre = 260 Tage, also einen ganzen Cyklus und ein Tonalamatl — in vier gleichmässige Abschnitte getheilt, — ergeben.

Die Haupt-Gottheit — die Opfer bringende — des ersten Blattes ist der Sonnen-Gott. Das Blatt dürfte also dem Osten entsprechen. Die Gottheit des zweiten Blattes ist der Gott der Erde oder des Steins. Es muss dem Norden entsprechen. Die Haupt-Gottheit des dritten Blattes ist die Wasser-Gottheit. Es entspricht dem Westen. Die des letzten Blattes ist der Todes-Gott. Es entspricht dem Süden.

Unter den Gestalten, die, zur Rechten der Haupt-Gottheit, gewissermaassen die tödtlichen Qualitäten derselben zum Ausdruck bringen, ist auf dem ersten Blatt, dem Osten entsprechend, zur Seite des Sonnen-Gottes, die Fledermaus-Gottheit gezeichnet. Ich habe sie in den Fig. 1—3 wiedergegeben, wo Fig. 3 der encyklopaedischen Darstellung des Codex Borgia 66 entnommen ist, während Fig. 1 und 2 zu einzeln herauscopirten Serien gehören. Dass wir es hier mit der Fledermaus-Gottheit zu thun haben, ist durch die Flughaut, die sich zwischen Armen und Beinen spannt, die Krallen an den Extremitäten, die scharfen Zähne und vor allem das häutige Nasenblatt, das nur bei Fig. 1 in ein Steinmesser ver-

Figur 1.

Cod. Vat. B. 72.

Figur 2.



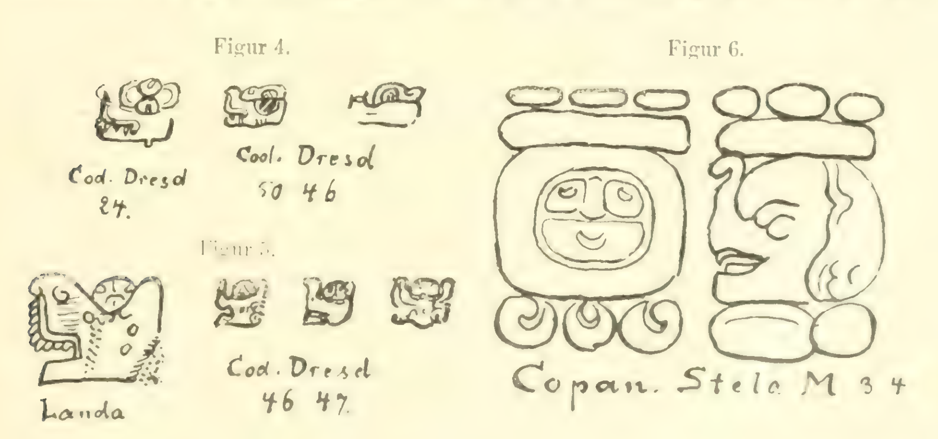
wandelt ist, zum Ausdruck gebracht. An das Bild des Dieseldorff'schen Gefässes erinnert namentlich in Fig. 1 die mit dunkler Farbe gemalte Flughaut und der Todtenkopf auf derselben (an Stelle der gekreuzten Todtenbeine des Dieseldorff'schen Bildes). An die Functionen des Cama-zo'tz, der Todes-Fledermaus, erinnert in Fig. 1 und 2 der abgerissene Kopf, den das Thier in der Hand hält, während in Fig. 3 das Thier das herausgerissene Herz und das Blut verschlingt. Bemerkenswerth ist, dass in Fig. 1 und 3 die Fledermaus mit der runden Mütze und dem Feder-Kopfputz des Wind-Gottes gezeichnet ist, während Fig. 2 ausser dem abgerissenen Kopfe noch eine Feuerschlange fasst und auf der Feuerschlange steht.

Figur 3.



Ich wende mich nun zu den Documenten der Maya-Stämme. Die Maya im engeren Sinne, die Bewohner von Yucatan, bezeichneten einen ihrer 18 uinicil, d. h. Zeitabschnitte von 20 Tagen, mit dem Namen der Fledermaus zo'tz (oder zoc, nach yucatekischer Transscription). Das Bild der Fledermaus, als Bezeichnung dieses Zeitabschnittes, der in die zweite Hälfte unseres Septembers fiel, habe ich nach den Relaciones des Bischofs Landa und nach der Dresdener Handschrift in Fig. 5 wiedergegeben. Dass diese Bezeichnung aber auch bei den

Figur 4. Figur 5. Figur 6.



anderen Maya-Stämmen bekannt war, ergiebt sich aus dem, aus einem Tages-Datum (8. ahau) und einem Uinicil-Datum (8. des zo'tz) combinirten Datum (Fig. 6), welches ich einer in dem grossen Werke Maudsley's[1]) abgebildeten Copan-Stele entnehme. Desgleichen ist auf den Altarplatten von Palenque der uinicil Zo'tz unverkennbar angegeben, z. B. auf der Altarplatte des Kreuz-Tempels Nr. I (Be-

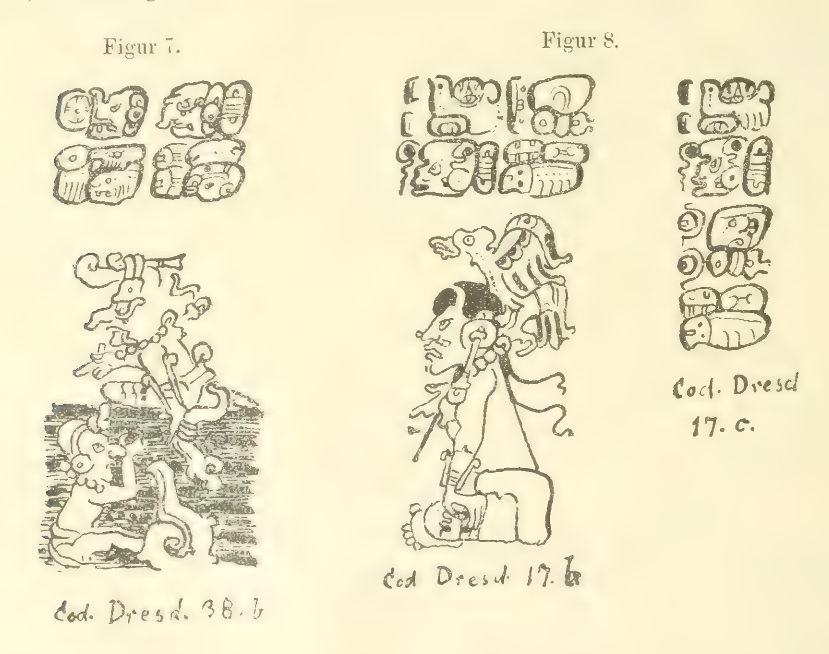
1) Biologia Centrali Americana. Archaeology.

zeichnung Désiré Charnay's), wo A. 16, B. 16 zusammengehörend das combinirte Datum 1. ahau, 13. zo'tz ergeben.

Ich glaube aber auch die Hieroglyphe der Fledermaus-Gottheit in einer Reihe von 20 Gottheiten zu erkennen, die auf den Blättern 46—50 der Dresdener Handschrift in Hieroglyphen dargestellt sind, einen Zeitraum von 2 × 52 Jahren begleitend, der in fünf grosse Abschnitte zerfällt, deren jeder wiederum in Abschnitte von 30, 250, 8 und 236 Tagen getheilt ist. Aus dieser Reihe von 20 Gottheiten sind auf Blatt 24 fünf herauscopirt, und zwar die, welche, in regelmässigen Abständen, an letzter Stelle in jeder der fünf Abschnitte stehen. Es scheinen auf diese Weise diejenigen herausgehoben worden zu sein, die für jeden der fünf Abschnitte besonders bezeichnend sind. Unter diesen befindet sich auch die Hieroglyphe, die ich — allerdings mit einem gewissen Fragezeichen — als Hieroglyphe der Fledermaus-Gottheit anspreche (vergl. Fig. 4).

Die Fledermaus möchte ich auch in der Anfangs-Hieroglyphe der Gruppe erkennen, die ich in Fig. 7 wiedergegeben habe. Vor dem Munde des Thieres ist hier das Zeichen kin, Sonne, gezeichnet. Mit Rücksicht auf eine Hieroglyphe, die ich unten zu besprechen haben werde, möchte ich das als ein Verschlucken des Lichts, Verschlingen der Sonne deuten.

Figur 7. Figur 8.

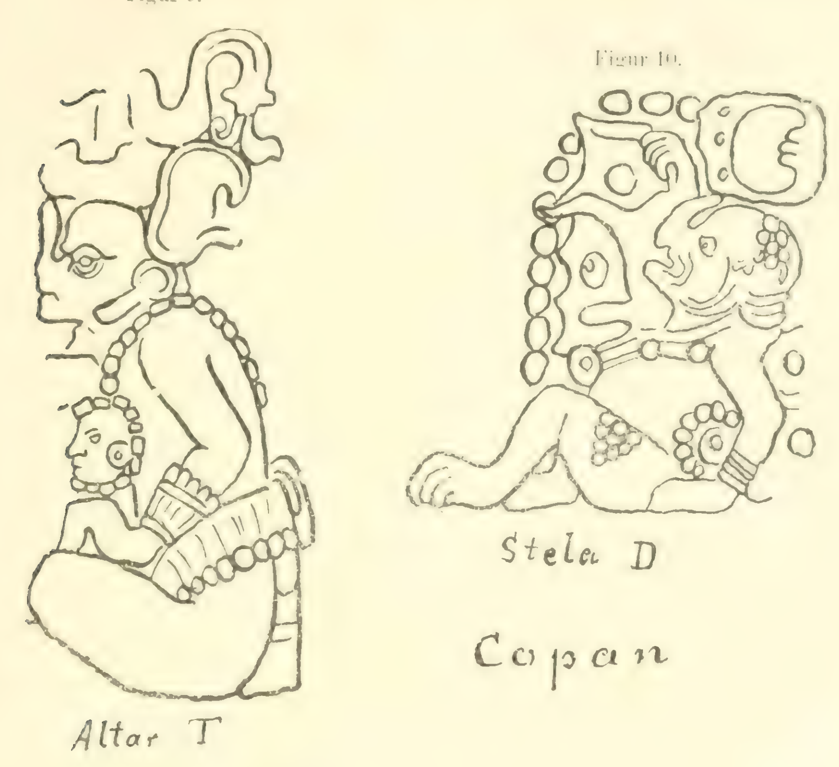


Endlich ist mir noch die Vermuthung aufgestiegen, ob man nicht die Anfangs-Hieroglyphe der beiden Gruppen, die ich in Fig. 8 wiedergegeben habe, und die ich früher, mit Rücksicht auf die begleitende bildliche Darstellung, als die Hieroglyphe eines Raubvogels erklärt habe, ebenfalls auf die Fledermaus zu beziehen haben wird. Wir haben nehmlich in ihr, ebenso wie in der Hieroglyphe des uinicil zo'tz, über dem Auge, als Braue, das Zeichen akbal „Nacht" angegeben. Und auch die Fledermaus-Ohren und der faltige Mundwinkel scheinen in der Hieroglyphe vorhanden zu sein. Statt der Zähne ist hier die Hieroglyphe eines Steinmessers gezeichnet. Das könnte eine Kennzeichnung der scharfen Zähne des Thieres sein, könnte aber vielleicht auch symbolische Bedeutung haben. Das

Steinmesser ist ein Zeichen der verwundenden Kraft der Sonnenstrahlen. Im mexikanischen Darstellungen verschluckt das Ungeheuer der Nacht ein Steinmesser.

Häufig begegnet man der Fledermaus auf den Copan-Reliefs. Eine ganze Figur der Gottheit, die ich in Fig. 9 wiedergegeben habe, ist auf dem Altar T (Maudsley'scher Bezeichnung) zu erkennen, — eine riesige Reptil-Figur mit krokodilartigem Kopf und mit Händen, zwischen deren ausgestreckten Vorder- und Hinterbeinen verschiedene Gottheiten oder mythologische Figuren dargestellt sind. Die Fledermaus eröffnet hier die Reihe der auf der Ostseite dargestellten Per-

Figur 9.



sonen, während auf der Westseite, ihr gegenüber, ein Vogel mit geflecktem Gefieder und papageienartigem Schnabel die Reihe führt, — vielleicht der cakix, der Arara, der von dem den Cakchiquel verwandten Clan der Ah-zo'tzil, der „Fledermaus-Leute“, als Gottheit verehrt wurde [1]).

Vor allem häufig aber begegnet die Fledermaus in einer Hieroglyphe, von der ich in Fig. 11 einige Formen zusammengestellt habe. Ausser dem Kopf der Fledermaus, der zum Theil sehr charakteristisch wiedergegeben ist, mit dem häutigen Nasenblatt und dem behaarten Ohr, ist in dieser Hieroglyphe auch das Doppelelement been-ik vorhanden, das vielleicht — denn es kommt unter anderem auch in der Hieroglyphe des Sonnen-Gottes vor — ein Ausdruck für das, was die Maya mit u pop u cam, die Mexikaner mit ipetl icpal „seine Matte, sein (Königs-) Sitz“, bezeichneten, d. h. für Herrschaft, ist. Endlich ist in der

1) Xahila's Cakchiquel-Annalen, l. c. § 10.

Hieroglyphe noch ein Element vorhanden, das ich, mit Rücksicht auf andere Vorkommnisse, nicht anders deuten kann, als einen zum Munde der Fledermaus führenden Blutstrom, der von einem Element ausgeht, von dem ich nachgewiesen habe, dass es den Lautwerth kan „gelb“ hat[1]), und dass es stellvertretend für kin „Sonne“ eintritt[2]). Mit anderen Worten, ich halte dieses Element der Hieroglyphe für nichts anderes, als für einen Ausdruck desjenigen Charakters der Fledermaus-Gottheit, der in dem Namen Cama-zo'tz und in den Bildern der mexikanischen Handschriften, insbesondere der oben gegebenen Fig. 3 sich ausspricht, — d. h.

Figur 11.



Figur 12.

des Verschlingens des Lebens, des Verschluckens des Lichts. Wir kennen dieses Element auch aus anderen Hieroglyphen, insbesondere der eines Gottes, der der fünfte in der Reihe der 20 Gottheiten der Dresdener Handschrift und unzweifelhaft ein Gott der Erde ist. Vergl. Fig. 12. Es ist schon längst bemerkt worden, dass der Kopf dieser Gottheit in dem conventionellen Zeichen für die Himmelsrichtung des Nordens wiederkehrt. Während aber in der Hieroglyphe des Gottes der Kopf des Gottes, nach meiner Auffassung, das Licht oder das Leben verschlingend dargestellt ist, ist in der Hieroglyphe der Himmelsrichtung mit

1) Zeitschrift für Ethnologie. XXIII. S. 108, 109.
2) Science. January 6. 1893.

dem Kopf des Gottes ein offener Rachen verbunden, der gelegentlich durch ein Steinmesser ersetzt wird; vergl. Fig. 12. Die Entsprechungen, auf die ich oben hinwies, liegen also auch hier zu Tage.

Zum Schluss bringe ich noch in Fig. 10 eine besonders ausgezeichnete Form dieser Hieroglyphe zur Wiedergabe, die auf der Stele D (Maudslay'scher Bezeichnung) von Copan sich findet. Diese Stele zeigt die Besonderheit, dass die hieroglyphischen Elemente, die anderwärts in conventionellen Zeichen wiedergegeben werden, hier in voller Figur gezeichnet sind. Für die Erkennung der eigentlichen Bedeutung jener Elemente ist daher gerade jene Stele von hervorragender Wichtigkeit. In unserer Fig. 10 ist die Gestalt der Fledermaus, das Nasenblatt, die Flughaut, vortrefflich zu erkennen. Das Element, das ich als die Verschluckung des Lichtes deute, ist durch eine Tropfenreihe und ein Stück, das wie ein aus Muschelschale geschliffener Ring aussieht, angegeben. Auch in der ersten der in Fig. 11 wiedergegebenen Hieroglyphen hat dieses Element, das dem kan oder kin entspricht, die gleiche Gestalt. Die been-ik-Gruppe fehlt in Fig. 10, vermuthlich, weil sie nur eine nebensächliche Bestimmung darstellt.

Auf dem Kopfe und Körper in Fig. 10 sind, ebenso wie in verschiedenen der Fledermaus-Köpfe, die in Fig. 11 zusammengestellt sind, die Elemente des Tageszeichens cauac wiedergegeben, das in der letzten der Hieroglyphen von Fig. 11 in voller Form unter dem Ohre der Fledermaus zu sehen ist. Das Zeichen cauac entspricht dem mexikanischen quiauitl = „Regen" und der Schildkröte (ayotl) der Guatemala-Kalender. Es vereinigt in sich, wie ich früher nachgewiesen habe[1], die Begriffe der dunklen Bedeckung und des Steins.

Eine wohlcharakterisirte Gestalt haben wir in der Fledermaus-Gottheit des von Hrn. Dieseldorff ausgegrabenen Gefässes vor Augen. Im Anhang möchte ich noch erwähnen, dass der eine der von Hrn. Dieseldorff beschriebenen, als Decoration auf Gefässen angetroffenen Götter, der in dem Schneckengehäuse[2], nicht dem alten Gotte, dem sechzehnten der Dresdener Handschrift, sondern vielmehr dem dritten der auf Blatt 4—10 der Dresdener Handschrift dargestellten Götter entspricht. Wenn ich bei der Fledermaus-Gottheit noch etwas zweifelhaft war, ob sie unter den 5 auf Blatt 24 in Hieroglyphen angegebenen Gottheiten zu erkennen ist, so ist der Gott in dem Schneckengehäuse ganz zweifellos unter den fünf Gottheiten des Blattes 24 der Dresdener Handschrift vertreten. Da ich für den letzteren Gott, aus anderweitigen Vorkommnissen, schliessen muss, dass er dem Süden entspricht, so würde der Fledermaus-Gott, wenn er wirklich durch die Hieroglyphe Fig. 4 dargestellt ist, der Himmelsrichtung des Ostens zuzuschreiben sein. Und so würde sich ein neues Band knüpfen, ein neuer Beweis vorliegen, dass bis in kleine Details eine grundsätzliche Uebereinstimmung zwischen den mythischen Vorstellungen der centralamerikanischen und der mexikanischen Völker bestand, oder dass mit dem Kalender und dem, was sich daran knüpfte, ein Austausch oder eine Verbreitung solcher mythischer Elemente über das ganze alte Culturgebiet sich vollzog.

(24) Hr. Bildhauer Karl Schütz schenkt für die Bibliothek die von Hrn. Photographen Karl Günther vorzüglich wiedergegebene Aufnahme der

Nachbildungen anatomischer Präparate,

welche er unter Leitung der HHrn. Waldeyer und Hans Virchow und mit Unterstützung des Königl. Unterrichts-Ministeriums angefertigt hat. Dieselben

1) Zeitschrift für Ethnologie. XXIII. S. 132.
2) ebend. XXV. Verh. 1893, S. 379 und 548.

werden als Musterleistungen für das Studium in der Anatomie, namentlich in Betreff der Muskeln, von bleibendem Werthe sein —

(25) Hr. Lehrer Armin Möller schickt aus Weimar folgenden Brief vom 9. December, unter Beifügung der fraglichen Objekte:

1. Bronze-Tutulus, von Hrn. Ober-Stabsarzt Schwabe in den 60er Jahren bei Ventimiglia an der Riviera ausgegraben. Ueber 100 solcher Tutuli fanden sich im bunten Durcheinander mit Asche und Sigillata-Scherben frei in der Erde. Scherben und Asche stehen auf Wunsch zur Verfügung. — Weitere Nachrichten darüber fehlen.

2. Steinhammer(?), gefunden im Hofe des Gutsbesitzers Pabst in Passendorf bei Weimar. Der Stein, aus körnigem Kohlen-Quarzit[1]), zeigt grosse Aehnlichkeit mit dem von Hrn. Dames aus Niedersachswerfen übergebenen. Im Provinzial-Museum zu Halle findet sich, meiner Erinnerung nach, ein dem vorliegenden noch viel mehr ähnliches Stück. — Grössen- und Gewichts-Verhältnisse sind dem von Niedersachswerfen ziemlich gleich. Ob sich an diesem eine Schneide findet, lässt sich aus dem Bericht (S. 329, Heft V, 1894) nicht erkennen; am Passendorfer Stein scheint wohl nie eine gewesen zu sein. — Die Farbe der Rinne könnte auf jüngeren Ursprung der letzteren schliessen lassen; die gleichmässige Verwitterung der Einsprengungen in der Rinne und auf den übrigen Flächen würde jedoch dagegen sprechen.

Der Erinnerung nach diente der Stein als Belastungsgewicht für den Hebel an Futter-Schneidemaschinen. Nach Versicherung der Dorfbewohner sollen sich noch mehrere ähnliche Steine im Orte befunden haben. Eines zweiten habhaft zu werden, ist mir noch nicht gelungen. — Zu entscheiden wäre nun, ob der Stein in prähistorischer Zeit Gebrauchs-Gegenstand war oder erst in jüngster Zeit vom Bauer, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, als Ersatz für die zu dem gleichen Zwecke sonst benutzten, zusammengebundenen 3 Ziegelsteine mit der sorgfältig bearbeiteten Rinne versehen worden ist. —

Hr. R. Virchow übergiebt den Tutulus, — der ihm von dem Uebersender gütigst ertheilten Ermächtigung gemäss, — dem Direktor der Prähistorischen Abtheilung. Er spricht den Wunsch aus, dass über den Fund selbst etwas Genaueres ermittelt werden möchte.

Der Steinhammer ist in der That dem von Niedersachswerfen höchst ähnlich. Von einer Schneide ist in beiden Fällen nichts zu bemerken; wie schon früher bemerkt, ist der Harzer Hammer nur etwas verjüngt nach vorn. Das Gewicht des neuen Stückes, welches zurückgegeben werden wird, beträgt 2169 *g*, kommt also dem des früheren (2234 *g*) sehr nahe. Auch die übrige Einrichtung stimmt überein, namentlich ist an der Unterseite, an welcher die sonst ringsum laufende Rinne endigt, eine ziemlich grosse, platte Fläche vorhanden. Die rauhe und etwas mehr weisslich, also frischer aussehende Rinne dürfte bei der Härte des verwendeten Materials doch wohl alt sein. Eine genauere Bestimmung des Alters lässt sich bei dem Mangel aller Nebenfunde nicht wohl geben.

Von Parallelen aus anderen Ländern sind vor allen die von der Nordwest-Küste America's zu nennen. Unser ethnologisches Museum besitzt vorzügliche Stücke davon, die seiner Zeit durch Hrn. Jacobsen von den Bella Coola mit-

1) In Nord-Thüringen als Findling vorkommend. Material wohl sonst nicht zu Waffen verwendet.

gebracht sind; darunter befinden sich auch geschäftete Stücke. Und zwar hat die Schäftung in der Weise stattgefunden, dass am Ende des Holzstiels, der senkrecht gegen die basilare Fläche gerichtet ist, eine Holzplatte sitzt, welche gegen diese Fläche angelegt wurde; eine Schlinge aus Bast, welche in der Rinne liegt, drückt die Platte gegen den Stein und hält beide zusammen. Nach der Angabe des Hrn. Jacobsen diente dieses Geräth als Steinhammer, z. B. zum Eintreiben von Pfählen. Es ist also ein noch gebräuchliches Werkzeug und nicht eine Waffe.

Aehnliche Steinhämmer hat Hr. R. Virchow seiner Zeit aus Transkaukasien mitgebracht (Verhandl. 1881, S. 415; 1882, S. 216, Fig. 1 u. 2). Sie stammen aus den Salzwerken von Kulpi am Ararat; ihr Gewicht schwankt zwischen 996 und 1785 *g*. Einige frühere Funde sind damals angeführt worden. Seit dieser Zeit sind ihm durch Hrn. W. Belck noch mehrere analoge Stücke eingesandt worden. Zwei derselben (Fig. 1 und 2, *a* Aufsicht, *b* Seitenansicht) werden vorgelegt.

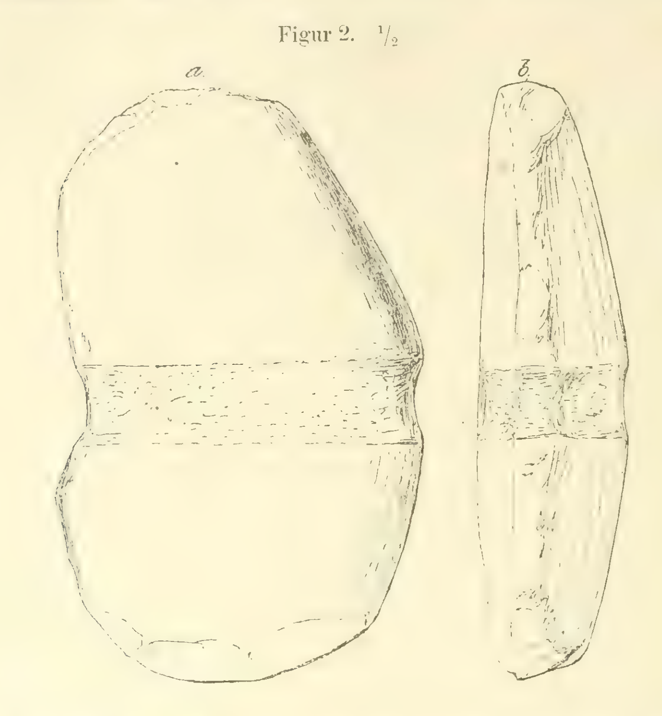
Figur 1. ½



Man ersieht daran leicht die Haupt-Unterschiede von den europäischen und amerikanischen Stücken. Einerseits sind sie länger und an dem einen Ende stärker verjüngt; andererseits sind sie meist aus platteren Steinen angefertigt und es fehlt ihnen die besonders zugerichtete Basis-Fläche. Immerhin können sie auf ähnliche

Weise befestigt gewesen sein, da die Basis breit genug ist, um einer Holzplatte eine Stütze zu gewähren. Da aber meines Wissens kein geschäftetes Exemplar aufgefunden worden ist, so lässt sich nur auf die, auch an den transkaukasischen Stücken vorhandenen, sehr breiten und tiefen Rinnen verweisen. In Fig. 2 zeigt

Figur 2. $^1/_2$



sowohl das vordere, als das hintere Ende starke Absplitterungen, welche darauf hindeuten, dass die Hämmer zu gröberen Arbeiten benutzt worden sind. Dass gegenwärtig noch solche Hämmer in den armenischen Salzwerken gebraucht werden, ist nicht bekannt; trotzdem wäre es möglich, dass es sich um mehr moderne Werkzeuge handelt.

Auf die Funde geschäfteter Steinhämmer in den prähistorischen Salz- und Kupfer-Bergwerken des Salzkammergutes hat der Redner schon früher (Verh. 1882. S. 216) aufmerksam gemacht. Vielleicht liesse sich auch in den Bergwerken des Harz- und des Mansfelder Gebietes ein ähnlicher Gebrauch nachweisen, der für die umwohnende Bevölkerung als Muster gedient hat. Die Begrenzung der deutschen Funde auf die Nachbargegenden von Bergwerken könnte dafür angeführt werden. Da jedoch unsere Funde in Deutschland noch sehr neu oder wenigstens erst durch unsere Publication bekannt geworden sind, so kann jeder Tag ähnliche Manufacte aus anderen Provinzen bringen und damit den ganzen Status ändern. —

Hr. A. Voss behält sich eine weitere Besprechung für eine spätere Sitzung vor. —

(26) Das correspondirende Mitglied, Hr. Fritz Nötling in Calcutta, übersendet, im Anschlusse an seine frühere Mittheilung (S. 247), einen Bericht über das

Vorkommen von Werkzeugen der Steinperiode in Birma.

Im Gegensatze zu Indien, wo Reste der paläolithischen und neolithischen Periode an vielen Orten, namentlich in Central- und Süd-Indien, gefunden werden, sind

Steinwerkzeuge in Burma ungemein selten. Während der letzten sieben Jahre habe ich das Land nach allen Richtungen hin durchstreift, allein trotzdem ich mich bei jeder Gelegenheit erkundigte, ob jemand vielleicht einen Modschyo[1]) besässe oder gefunden hätte, erhielt ich im Gebiete der grossen Einbruchssenke, des heutigen Irrawaddi-Thales, überall eine verneinende Antwort. In den meisten Fällen wussten die Leute gar nicht, was ein Modschyo sei.

Dieses negative Resultat im Gebiete des Irrawaddi-Thales war um so überraschender, wenn man in Betracht zieht, dass sich heut zu Tage und wahrscheinlich auch in vergangenen Perioden der überwiegende Theil der Bevölkerung längs der grossen Verkehrsstrasse Birmas, dem Irrawaddi, angesiedelt hat. All die Zeugen einer vergangenen Blüthe Birmas, die ausgedehnten Ruinenstätten von Tagoung, Pagan, Sagaing, Ava liegen am Irrawaddi. Landeinwärts fehlen grössere Niederlassungen beinahe gänzlich[2]). Es wäre daher nur zu selbstverständlich, wenn man annähme, dass sich auch die allerälteste Cultur in Birma längs des Irrawaddi-Flusses entwickelt hat, allein die gänzliche Abwesenheit jeder Reste, sei es in Form von Gräbern oder von Gebrauchswerkzeugen, scheint hiergegen zu sprechen.

Es ist nun in hohem Grade auffallend, dass, wenn man sich entweder in westlicher oder in östlicher Richtung vom Irrawaddi-Thale entfernt und die dasselbe zu beiden Seiten begrenzenden, hochliegenden Gebiete, nehmlich das Schan-Plateau im Osten und die Arrakan-Yoma im Westen, durchforscht, Steinwerkzeuge, wenn auch nicht häufig, so doch hier und da gefunden werden, und zwar scheint es, dass mit der einzigen Ausnahme von Momein, welches ja eigentlich nicht mehr zu Birma zu ziehen ist, dieselben im Osten weniger häufig sind, als im Westen. Dies mag nur scheinbar sein und möglicher Weise nur auf der Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse beruhen, allein es scheint mir, vorläufig wenigstens, doch bemerkenswerth.

Bevor ich nun auf die einzelnen Fundorte für Steinwerkzeuge in Birma näher eingehe, muss ich ein Paar Bemerkungen über die physikalische Geographie des Landes voraussenden, da dieselben das Verständniss des Nachfolgenden erleichtern. Das frühere Königreich Birma zerfällt in drei scharf unterschiedene Abschnitte, die, ganz allgemein gesprochen, von drei verschiedenen Rassen bewohnt werden.

Im Osten von Birma erhebt sich das sogenannte Shan-Plateau, das, aus carbonischem Kalk aufgebaut, mit scharfem Steilrand gegen das Einbruchsthal des Irrawaddi im Westen abschneidet. Der Steilrand des Carbon, welcher eine Verwerfung von bedeutender Länge markirt, lässt sich vom südlichen Tenasserim, von ungefähr 10° nördl. Breite, bis nördlich von Bhamo, etwa 25° nördl. Breite, als eine wohl ausgebildete geographische Grenze verfolgen. Wenn wir von den Karens im Süden und den Katschins und Palaungs im Norden absehen, so ist dieses Gebiet heut zu Tage fast ausschliesslich von Schans bewohnt.

Daran schliesst sich im Westen das Einbruchsbecken des Irrawaddi an. Dasselbe umfasst in weiterem Sinne das Irrawaddi-Delta und die Pegu-Yoma und erstreckt sich von der See bis zum Fuss der Bergketten, welche Birma von Assam scheiden. Dieser Abschnitt des Landes ist fast ausschliesslich aus tertiären Sandsteinen aufgebaut, die sich stellenweise zu niedrigen Höhenzügen erheben. Im Allgemeinen ist dieses Gebiet wasserarm und unfruchtbar; nur in den grösseren Thalsenken im Westen und Osten, sowie an dem Laufe des Irrawaddi entlang finden

1) Modschyo = Donnerkeil.

2) Es ist klar, dass sich seit der Eröffnung der Eisenbahn von Taungoo nach Mandalay diese Verhältnisse verändert haben und noch verändern werden.

sich Niederlassungen in grösserer Zahl. Heut zu Tage ist dieses Gebiet in überwiegender Mehrheit von Birmesen bewohnt. Im Süden leben neben Talaings noch Karens, während gegen Norden ein lebhafteres Gemisch der verschiedensten Stämme wie Schans, Katschins, Birmesen, zu beobachten ist.

Im Westen schliesst sich nun das wilde Kettengebirge der Arrakan-Yoma an die Irrawaddi-Senke an, von dieser aber durch eine analoge Verwerfung getrennt, wie solche auf der Ostseite das Irrawaddi-Becken vom Schan-Plateau scheidet. Die Arrakan-Yoma wird aus einer Reihe paralleler, von Norden nach Süden gerichteter Ketten aufgebaut, die mit beinahe undurchdringlichem Urwald bewachsen, noch heute zu den am wenigst erforschten Theilen Birma's gehören. Die hohen, steilen Ketten mit den dazwischen liegenden Thälern machen Ackerbau beinahe zur Unmöglichkeit, wenigstens in grösserem Maassstabe. Heut zu Tage wird die Arrakan-Yoma fast ausschliesslich von den verschiedenen Stämmen der Tschins bewohnt.

In den drei geographischen Abschnitten, wie dieselben hier kurz definirt wurden, haben sich nun Steinwerkzeuge an den folgenden Orten gefunden.

a) Oestlicher Theil: Schan-Plateau in weiterem Sinne.
1. Tavoy.
2. Gwedschyo, gegenüber Sinbu.
3. Momein.

b) Centraler Theil: Eigentliches Birma.
keine.

c) Westlicher Theil: Arrakan-Yoma.
1. Sandoway.
2. Westlicher Theil des Promedistrictes.
3. Gangaw.
4. Kindat.

a) Oestlicher Theil: Schanplateau in weiterem Sinne.

Nach Theobald[1]) sollen Steinwerkzeuge im Tavoydistrict, dem südlichsten Theil von Tenasserim, gar nicht selten sein. Theobald bildet mehrere von daher ab, erwähnt aber die genaueren Fundorte nicht. Da ich selbst noch nicht in jener Gegend war, so kann ich auch weiter nichts darüber sagen und muss mich hier darauf beschränken, Theobald's Angabe zu citiren.

Auf der Strecke zwischen Tavoy, das ungefähr unter 15° nördl. Breite liegt, und Gwedschyo, nördlich von Bhamo, etwa 25° nördl. Breite, sind mir weitere Fundorte nicht bekannt. Ich selbst bin von Mandalay östlich bis zum Salwin marschirt, habe aber nicht in Erfahrung bringen können, ob sich in diesem Theile, durch den eine der ältesten Handelsstrassen zwischen Yünnan und Birma führt, Steinwerkzeuge gefunden haben.

Der nächste Platz, wo allerdings bisher nur ein vereinzeltes, kleines, meisselförmiges Steinwerkzeug gefunden wurde, ist ein kleines Dorf am linken Irrawaddiufer nördlich von Bhamo, Namens Gwedschyo. Während ich im Jahre 1891/92 in jener Gegend mit geologischen Aufnahmen beschäftigt war, zeigte mir der Deputy Commissioner des Bhamodistrictes das erwähnte Steinwerkzeug, das er selbst auf einem Geröllhaufen beim Dorfe gefunden hatte. Das Stück war gut erhalten und zeigte keine Spur von Abrollung, muss also aus der directesten Um-

1) Memoirs of the Geological Survey of India, vol. X, p. 165 ff.

gebung des Dorfes stammen. Allein so sehr wir uns auch bemühten, es war unmöglich, den genauen Fundort zu ermitteln.

Eigentlich nicht mehr zu dem geographischen Gebiete von Birma gehörend ist Momein im westlichen Yünnan, wo Anderson Steinwerkzeuge in grosser Zahl erhalten hat[1]).

b) Centraler Theil: Eigentliches Birma.

Trotzdem mir gerade dieses Gebiet, das ich nach allen Richtungen hin durchstreift habe, am besten bekannt ist, habe ich auch nicht einen einzigen Fundort für Steinwerkzeuge ermitteln können. Dies ist um so merkwürdiger, als das eigentliche Birma heut zu Tage das am höchsten civilisirte Gebiet unter den obigen drei Abschnitten darstellt.

c) Westlicher Theil: Arrakan-Yoma.

In diesem Gebiete sind die meisten Fundorte zu verzeichnen. Der südlichste Punkt ist Sandoway, etwa 18° nördl. Breite. Nach mündlicher Versicherung des Deputy Commissoner dieses Districtes sollen Steinwerkzeuge hier gar nicht selten sein. Ich selbst habe diesen Theil noch nicht besucht, kann also nicht aus eigener Erfahrung sprechen.

Das Gleiche gilt von dem zweiten Fundort im westlichen Theile des Promedistrictes; in Bezug hierauf muss ich mich wieder auf Theobald berufen.

Der nächste Fundort Gangaw liegt ungefähr 22° Breite 94° Länge am östlichen Fusse der Arrakan-Yoma in der breiten Thalsenke, welche die niedrigen Vorhügel von dem eigentlichen Gebirgszuge trennt. Von Gangaw habe ich ein Stück der merkwürdig geformten, asymmetrischen, am oberen Ende eingekerbten Steinwerkzeuge erhalten.

Der letzte mir bekannte Fundort ist in der Nähe von Kindat unter 23° 45' Breite, 94° 30' Länge; in den niedrigen Vorhügeln der Arrakan-Yoma, ziemlich in der Nähe des Chindwin-Flusses. Von hier habe ich drei Stück erhalten, und zwar zwei gewöhnliche beilförmige Stücke und eines vom Typus des von Gangaw.

Aus der geographischen Verbreitung der Fundorte geht hervor, dass Steinwerkzeuge im Gebiete der Arrakan-Yoma ganz unzweifelhaft häufiger sind, als im Schan-Plateau, und dass dieselben wahrscheinlich mit grosser Gewissheit im Gebiete der Irrawaddi-Senke vollständig fehlen. Den Grund dafür glaube ich darin finden zu können, dass, wenn gewisse geologische Anzeichen nicht trügen, die Irrawaddi-Senke noch in sehr später Zeit mit Wasser bedeckt war und erst in verhältnissmässig moderner Zeit, nachdem die daselbst einwandernden Stämme bereits über den Gebrauch der Steinwerkzeuge hinaus waren, trocken gelegt, somit zur Besiedelung geeignet wurde. Es würde zu weit führen, wenn ich die geologischen Beweise für diese Ansicht hier darlegen wollte, allein es steht für mich ausser allem Zweifel, dass noch in verhältnissmässig junger geologischer Periode, während das Schan-Plateau und die Arrakan-Yoma wohl bereits besiedelt waren, das Irrawaddi-Becken zwischen Arrakan-Yoma und Schan-Plateau vom Meere überfluthet war.

Es erübrigt nun noch, in einigen Worten den Typus der oben angeführten Werkzeuge zu beschreiben. Zwei (Fig. 1 und 2) sind einfach beilförmig gestaltet und bieten weiter kein besonderes Interesse; das eine höchstens insofern, als es wahrscheinlich aus heimischem Jadeit gefertigt ist; das andere ist wahr-

1) Anderson, Report on the Expedition to Western Yunan p. 413 ff.

scheinlich aus einem doleritartigen Gestein hergestellt, aber während bei der Anfertigung des ersteren grosse Sorgfalt aufgewandt wurde, ist letzteres weniger vollendet.

Am interessantesten sind die zwei asymmetrischen, meisselförmigen Instrumente, deren oberes Ende gekerbt ist (Fig. 3 und 4). Meines Wissens hat Theobald diesen Typus, den er „shouldered celts" nennt, zuerst beschrieben und darauf hingewiesen, dass dieselben ausschliesslich auf Burma und die malayische Halbinsel beschränkt seien. Ich möchte mich in dieser Hinsicht weniger definitiv aussprechen, da wir ja noch zu wenig über die Länder der indo-chinesichen Halbinsel wissen, allein eines darf als festgestellt gelten, in Indien hat sich dieser

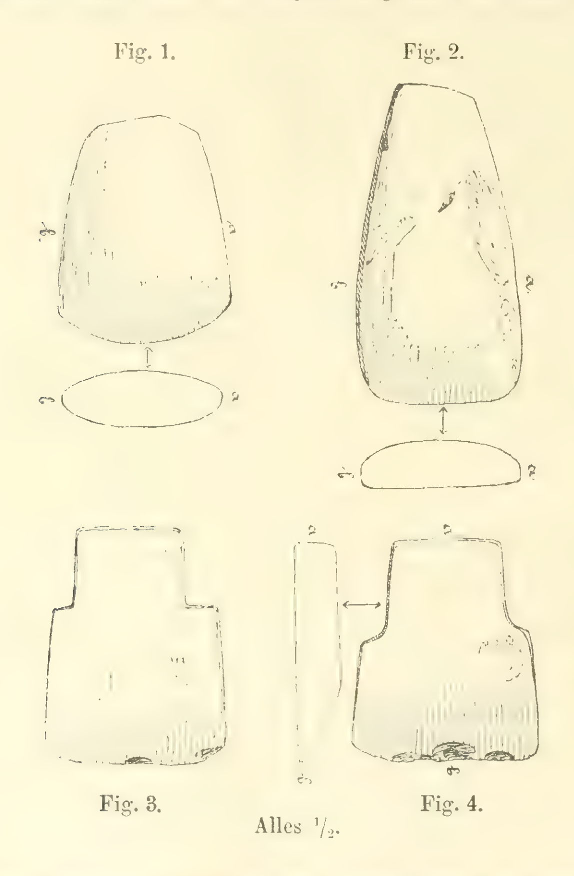

Fig. 1. Fig. 2.

Fig. 3. Fig. 4.

Alles $^1/_2$.

Typus noch nicht gefunden. In dem „shouldered celt" von Burma tritt uns ein Element entgegen, das ganz unzweifelhaft auf eine Verschiedenheit der Stämme, welche Indien und Birma bewohnten, hinweist.

Das auffallendste Kennzeichen des „shouldered celt" besteht darin, dass sich am oberen Ende seine Breite ganz plötzlich verringert, wodurch eine Art Zapfen entsteht, mit welchem das Werkzeug sicherlich in irgend eine Handhabe eingelassen war. Ein zweites Kennzeichen ist die Asymmetrie. Die eine Seite ist flach, die andere gewölbt und gegen die Schneide hin zugeschärft. Was nun auch immer der Zweck dieses Werkzeuges gewesen sein mag, eines ist klar, wir können in demselben ein Hauwerkzeug nicht erkennen, denn dazu wäre es seiner Form nach absolut nicht geeignet.

Ich vermuthe vielmehr, dass dieser Typus zum Graben und zur Bestellung der Felder gedient hat und ursprünglich in die Höhlung eines Bambusrohres eingelassen war. Der Zapfen passte in die Höhlung, und auf der Schulter ruhte die Wand des Bambusrohres, ein völliges Hineinschlüpfen der Schneide in die Höhlung auf diese Weise verhindernd.

In dieser Ansicht werde ich durch die Form einer Art von Grabewerkzeug bestärkt, das ich bei den Katchins nördlich von Mogoung, allerdings nicht häufig, beobachtet habe. Dasselbe besteht aus einer Schneide, die in ein ziemlich dickes Bambusrohr eingelassen und darin mit Rohr fest gebunden ist. Als Schneide dient das glatt geschliffene Schulterblatt eines Büffels, das am oberen Ende genau so, wie die „shouldered celts", eingekerbt ist[1]. Ich glaube also, dass die merkwürdige Form der „shouldered celts" durch die Beschaffenheit des Materials, das zur Handhabe verwendet wurde, bedingt ist. Das starkwandige Bambusrohr, das in Birma in so ungeheurer Menge wächst und aus dem noch heut zu Tage die Gebirgsstämme eigentlich beinahe Alles, selbst Angriffs- und Vertheidigungswaffen[2], verfertigen, fordert geradezu zu einer derartigen Form des Grabewerkzeuges heraus. Es wäre nun meiner Ansicht nach interessant, zu wissen, ob sich in anderen Ländern, wo eine ähnlich starke Nutzbarmachung des Bambusrohres für häusliche Zwecke, wie in Birma, stattfand, analoge Formen unter den Steinwerkzeugen finden. —

Hr. Bastian erwähnt, dass bei Ueberweisung der eingesandten Fundstücke an die indische Abtheilung des Museums dasselbe durch Seltenheiten bereichert sei, worüber erste Nachrichten aus der geologischen Berührung Birma's durch Dr. Blanford datiren, mit dem er 1861 in Thayetmyo zusammengetroffen war.

Die kostbare Sendung des Hrn. Nötling von Alterthümern aus Pagan sei gegenwärtig in Ordnung für die Aufstellung begriffen und werde in den „Veröffentlichungen" beschrieben werden. —

(27) Hr. Dr. Lehmann-Nitsche übersendet unter dem 23. November folgende Mittheilung über

eine eigenthümliche Verwendung von Röhrenknochen in jetziger Zeit.

Im August d. J. hatte ich Gelegenheit, in Tirol eine eigenartige Verwendung von Röhrenknochen zu beobachten. Die Senner und Sennerinnen der sog. Hahnspielalm, etwa eine halbe Stunde unterhalb des Gipfels des Helm bei Innichen-Sexten, auf dem Abstieg nach Sexten zu gelegen, benutzen als Wasser-Reservoir

---

1 Leider ging das einzige Exemplar dieses Werkzeuges, das ich erwerben konnte, während der Wirren der militärischen Expedition verloren.

2) Als Vertheidigungswaffen waren lange, zugespitzte und im Feuer gehärtete Bambusrohre, die in die Erde gerammt die Zugänge zu den Katschindörfern vertheidigten, sehr gefürchtet. Da dieselben durch die üppig wuchernde Vegetation dem Auge verborgen waren, so lief ein Angreifer Gefahr, sich bei allzu unvorsichtigem Vorgehen an einem dieser Pändchi, wie dieselben genannt werden, aufzuspiessen. Bei der Erstürmung eines feindlichen Dorfes in den Katschin- und Tschinbergen wurden weniger die Kugeln des Feindes, als die Pandschis, gefürchtet, und der erste Warnungsruf galt immer diesen. „Look out for the panschis" hiess es, wenn es gegen ein befestigtes Dorf ging, allein trotzdem sind eine Menge schwerer, langsam heilender Verwundungen gerade durch Pandschis verursacht worden.

ein kleines Fässchen, etwa 6 Liter fassend, in welchem das Wasser vom Quell geholt und aus welchem es dann direkt getrunken wird. Die Einfüllung des Wassers geschieht durch eine grosse Oeffnung, genau in der Mitte des einen Bodens gelegen, die durch einen kräftigen Holzpfropfen verschlossen werden kann; hart am Rande ist dann eine zweite Oeffnung, bedeutend kleiner als die erstere, welche zur Aufnahme der Röhre dient, durch die das Wasser getrunken werden soll. Zu einer solchen Röhre wurde nun in Ermangelung einer Blechhülse (was nach Angabe der betr. Leute auch geschieht) die Diaphyse der Tibia der Ziege genommen; auch die vom Schaf werde dazu verwandt. Die übrigen Extremitätenknochen seien „zu eckig". — Die etwa 7—7,5 *cm* lange beinerne Röhre steht etwa 4,5 *cm* aus dem Boden des Fässchens hervor und ist an der Aussenseite des hervorstehenden Theiles glatt geschabt. —



(28) Hr. Rud. Virchow berichtet über

das neugeborene Kind einer Dahome-Negerin.

Durch Schreiben vom 24. November benachrichtigte mich Hr. Direktor R. Neumann, dass eines der Weiber aus der im Passage-Panopticum ausgestellten, zahlreichen Gruppe von Dahome so eben von einem Mädchen entbunden sei. Ich begab mich am nächsten Tage dahin. Die Wöchnerin war eine fette, übrigens gut aussehende, noch junge Person von kaffeebraunem Colorit und mit dichter Perrücke aus schwarzem, kurzem, spiralgerolltem Haar. Angeblich sollte der Vater ein gleichfalls der Truppe angehöriger Mann sein. Das Neugeborene war wohlgebildet, gut genährt, von richtigem Neger-Typus, reagirte aber etwas schwächlich auf äussere Anregungen. Sein Kopf war mit kurzem Haar von schwarzbrauner Farbe mässig dicht besetzt, die einzelnen Haare sehr fein und zu verhältnissmässig weiten Curven gebogen, nirgends spiralgerollt. Die Hautfarbe war schmutzig bräunlichgrau, ziemlich licht, jedoch durch das durchschimmernde Roth der stark gefüllten Gefässe abschattirt.

Nach der Versicherung des Hrn. Neumann war die Farbe zuerst sehr viel heller und gelber gewesen, sie sei jedoch schnell nachgedunkelt. Wir kamen überein, dass in kürzeren Zwischenräumen Proben des Haares abgeschnitten und gesammelt werden sollten[1]). —

(29) Hr. Max Ohnefalsch-Richter berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden, Nisso, 3. December, über den Fortgang seiner Ausgrabungen auf Cypern. Er war vom 12. bis 17. November wieder in Tamassos und hat daselbst sowohl Schädel, als Alterthümer verschiedener Epochen gefunden. —

---

1) Unter dem 21. December erhielt ich die Nachricht, dass das Kind gestorben sei, und zugleich 2 Haarproben, eine vom 27. November, eine zweite vom 4. December. Die Haare der letzteren waren bis 2 *cm* lang, und sahen in kleinen Bündeln fast schwarz, einzeln jedoch schwarzbraun aus. Sie waren im Ganzen gestreckt, bildeten aber einzeln grosse Bogen, so dass man das Haar höchstens kraus nennen konnte.

(30) Hr. H. **Schumann** sendet aus Löcknitz, 4. December, folgenden Bericht über

Skeletgräber mit römischen Beigaben von Borkenhagen (Pommern).

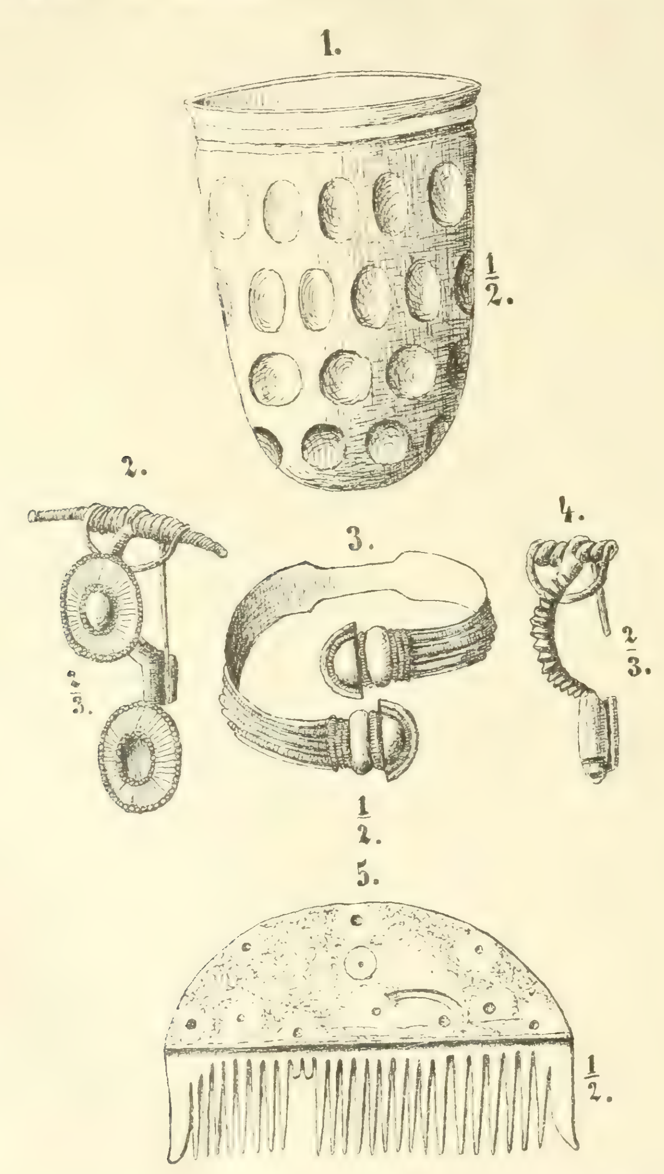
An einer früheren Stelle (Verhandl. 1893, S. 575) habe ich über Skeletgräber berichtet, die beim Abtragen eines Kiesberges in der Nähe von Borkenhagen (Kr. Cöslin) zum Vorschein gekommen waren. Auch in diesem Jahre wurden bei Fortsetzung der Arbeiten Skelette gefunden. Leider waren diesmal Sachverständige nicht zugegen, so dass über die Anzahl der Gräber und über die sonstigen Einzelheiten nichts Genaueres ermittelt wurde; nur verschiedene Beigaben und wiederum zwei Schädel wurden erhalten, die eine willkommene Ergänzung der früheren Funde bilden. Die Lagerung der Skelette wird wohl dieselbe gewesen sein, wie bei den früheren Funden, jedenfalls gehören dieselben, wie die Beigaben beweisen, derselben Zeit an, also etwa dem Ende des III. oder Anfang des IV. Jahrhunderts nach Chr. Die neu hinzugekommenen Beigaben bestehen aus folgenden Stücken:

1. Glasgefäss (Fig. 1). Dasselbe, von Becherform, ist ausgezeichnet erhalten, 101 *mm* hoch bei 77 *mm* Mündungsweite. Nach unten ist das Gefäss eingezogen und mit einer kleinen, eingeschliffenen, runden Stehfläche versehen, von hell flaschengrüner Farbe, leicht irisirend. Unterhalb des Randes sind zwei eingeschliffene Rinnen, dann folgen eingeschliffene Ovale in zwei Reihen über einander, je 12 in einer Reihe, weiter nach unten folgen zwei Reihen eingeschliffener Kreise. Ein mit dem genannten übereinstimmendes Gefäss ist aus Pommern bisher nicht bekannt, wohl bildet aber Worsaae, Nordiske Oldsager, Fig. 258, ein ganz gleiches Gefäss aus Dänemark ab. Das vorliegende ist das vierte in Pommern gefundene Glasgefäss; zwei andere stammen aus Cossin (Balt. Stud. 39, S. 154), ein drittes aus Polchlep (Kr. Schivelbein).

2. Schild-Fibel (Fig. 2) von Bronze mit Gold-Belag. Die Fibel ist eine Armbrust-Fibel von 55 *mm* Länge. Die Spiralrolle beginnt links am Bügelkopf, verläuft in sieben Windungen nach aussen und dann unter dem Bügel als Sehne nach rechts aussen; von hier verläuft sie in gleichfalls sieben Windungen nach dem Bügel zurück, um in die Nadel überzugehen. In dieser so gebildeten Rolle steckt eine zweite aus viel dünnerem Draht, die an beiden Seiten etwa 8—10 *mm* herausragt, und in dieser erst die Rollenaxe. Der Hals des Bügels ist halbkreisförmig gerundet und auf demselben aufliegend befindet sich ein rundes Schild von 20 *mm* Durchmesser, welches mit ornamentirtem Goldblech belegt ist. Dieses Goldblech zeigt in der Mitte und am Rande einen geperlten Ring, zwischen welchen sich radiale Striche finden, die Mitte bildet ein calottenförmiger Glasfluss von honiggelber Farbe. Auch der Fuss der Fibel läuft in ein gleiches, mit Goldblech belegtes Schild aus; hier ist der Stein aber verloren. An der Rückseite ein kurzer Nadelhalter. Ganz ähnliche Fibeln hat Krause aus Arnswalde publicirt (Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893, S. 82f.), wo auch die sonstigen hierher gehörigen Funde aufgeführt werden.

3. Armbrust-Fibel von Bronze (Fig. 4) von 48 *mm* Länge. Die Spirale beginnt ebenfalls links vom Bügel, verläuft in 3 Windungen nach aussen, dann als Sehne unter dem Bügel nach rechts, hier gleichfalls 3 Windungen medianwärts machend, um dann in die Nadel überzugehen. Der Bügelhals ist halbkreisförmig gebogen und tief quergerippt. Der Fuss ist etwas verbreitert, mittellanger Nadelhalter. Ganz ähnliche Fibeln aus Ost-Preussen: Phot. Alb., Sect. I, Taf. 10, Fig. 437 und 437. Abtheilung D der ostpreussischen Gräberfelder.

4. Reste von zwei Armbrust-Fibeln, deren Form nicht mehr erkennbar ist.
5. Reste einer geraden, leicht profilirten Bronze-Nadel.
6. Reste von umschlungenen Drahtringen (zerbrochener Hängeschmuck).
7. Armring von Silber (Fig. 3). Der Armring hat etwa 70 *mm* Durchmesser und ist 13 *mm* breit. Die Innenseite ist glatt, die Aussenseite längsgerippt. Die



zierlich profilirten Köpfe greifen über einander. Am Körper des Ringes findet sich ein länglicher Ausschnitt am oberen und unteren Rande. Aehnliche Armringe sind mehrfach aus Pommern in Bronze und Silber bekannt. Aus Silber von Liebenow b. Bahn (Privatbesitz), aus Bronze von Gross-Gustkow, Kr. Bütow (Museum Stettin), aus Skeletgräbern von Marlow (Stralsund) und von Borntuchen

(Balt. Stud. 39, S. 105 und Phot. Alb., Sect. III, Taf. 19). Das Armband von Borntuchen hat gleichmässig gerade Ränder, ohne den länglichen Ausschnitt.

Armbänder, wie das vorliegende, wurden von Lindenschmit ursprünglich als vorrömisch angesehen und mit etruskischen Schnabelkannen zusammengestellt (Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit III. III, Taf. II). Auch Undset schliesst sich derselben Meinung an (Erstes Auftreten des Eisens, S. 162, Note). In Ost-Preussen treten diese Armbänder in der älteren provinzial-römischen Periode auf (Periode B der Gräberfelder), z. B. in Warengen, Kr. Fischhausen (Undset, S. 160). Häufiger werden sie in der Periode C (Undset, S. 159). In West-Preussen kommt das Armband am Uebergang der La Tène-Zeit in die ältere provinzial-römische Periode vor, z. B. in Oliva (Balt. Stud. 27, S. 185 und Fig. 57). Häufiger findet sich das Armband in der späteren provinzial-römischen Zeit, z. B. in Kickelhof und dem Neustädter Feld bei Elbing, hier mit Armbrust-Fibeln, Knochenkamm, Glasperlen, Bernsteinperlen und Eimer-Breloques. In Meklenburg wird in der älteren provinzial-römischen Zeit unser Armband durch ein ganz verwandtes ersetzt (Wotenitz, s. Undset, Taf. XXVI, Fig. 9), ebenso in Hannover (Darzau) und in Dänemark (Worsaae, Nordiske Oldsager, Fig. 452), sowie in Schweden (Montelius, Antiquités suédoises, Fig. 350). In Schleswig-Holstein scheint die Form ganz zu fehlen, doch sind hier entfernt ähnliche goldene vorhanden, z. B. aus dem Torsberger Moor (Mestorf, Alterthümer von Schleswig-Holstein, Fig. 600), denen ganz gleiche aus Schweden sich anschliessen (Montelius, Antiquités suédoises, 346 und 347). Im Norden haben die profilirten Enden die Form von Thierköpfen angenommen.

8. Knochenkamm (Fig. 5). Derselbe ist gut erhalten, 100 *mm* lang, 63 *mm* hoch, aus drei Platten bestehend, von denen die mittlere die Zähne trägt, zusammengehalten durch 10 Bronze-Nieten. Auf der Vorderseite durch Halbkreis-Bogen und concentrische Kreise verziert, ganz ähnlich den früheren von Borkenhagen und dem Kamm von Arnswalde (Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893, S. 86).

9. Eine grosse Zahl (etwa 170) Glas-, Email- und Bernsteinperlen.

a) zwei scheibenförmige Glasperlen aus wasserhellem Glase, 11 u. 17 *mm* Durchmesser.

b) eine scheibenförmige Glasperle aus hellgrünem Glase, 12 *mm* Durchmesser.

c) scheibenförmige Perlen aus honiggelbem Glase.

d) reguläre cubooctaedrische Perlen aus hellweinrothem Glase, ebenso wie die früheren von Borkenhagen (Verhandl. 1893, S. 575, Fig. 6a).

e) 105 kleine, wirtelförmige Glasperlen mit scharfer Aequatorialkante aus dunkelblauem Glase.

f) 8 grosse, scheibenförmige Perlen aus dunkelblauem Glase.

g) 20 Perlen von länglich-cubooctaedrischer Form aus dunkelblauem Glase, gleich denen von Redel (Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1894, Heft V, S. 68, Fig. 6).

h) spiralig gedrehte Perlen aus kastanienbraunem, undurchsichtigem Email.

i) 7 kleine, scheibenförmige Perlen aus hellgelbem, hellbraunem und zinnoberrothem undurchsichtigem Email, mehrere mit viereckiger Durchbohrung.

k) 9 Bernsteinperlen von Achter-Breloqueform.

l) 8 Bernsteinperlen von Scheibenform.

m) 3 Bernsteinperlen von Cubooctaederform. Sie gleichen in Grösse und Form ganz den länglichen, cubooctaedrischen Glasperlen und scheinen höchst selten vorzukommen. Diese Bernsteinperlen-Form, sowie Emailperlen mit viereckiger Durchbohrung werden von Tischler in seinen ostpreussischen Gräberfeldern nicht erwähnt.

Ich bin mit Tischler einverstanden, wenn er annimmt, dass die Glasperlen fremder Import seien (Gräberfelder III, S. 236). Die Bernsteinperlen sind aber ebenso entschieden inländisches Fabrikat. Schon im Jahre 1887 hatte ich Gelegenheit, gemeinsam mit Direktor Lemcke die Bernstein-Fabrikationsstätte bei Butzke (Kreis Belgard) zu untersuchen, wo Tausende von Perlen der verschiedensten Formen in allen Stadien der Herstellung, sowie roher Bernstein, gefunden wurden. Auch zeitlich stand diese Fabrikationsstätte unserem Gräberfelde ganz nahe (Verhandl. 1887, S. 56 und Monatsbl. der Ges. f. pomm. Gesch. 1887, S. 11). Hier ist also eine inländische Fabrikationsstätte nachgewiesen, an deren Existenz Tischler damals noch zweifelte (Katalog der prähistor. Ausstellung von Berlin, S. 403 und Ostpreussische Gräberfelder III, S. 236).

Die Schädel:

Schädel III von Borkenhagen. Der ziemlich grosse Schädel mit Unterkiefer ist von gelblicher Farbe und gut erhalten, es sind nur die Jochbogen und der linke Proc. mastoides defect. Der Schädel klebt leicht an der Zunge. Auf der linken Seite in der Gegend der Parietalhöcker starke Verwitterung der äusseren Tafel. Der Schädel hat starke Wandungen und ist schwer. Die Nähte sind nicht verwachsen. Die Sagittalnaht ist nur im vorderen und hinteren Theile einfach, in der Mitte stärker gezackt. Die Schenkel der nur einfach gezackten Lambdanaht weichen oben weitbogig aus einander. Die Kronennaht im Ganzen einfach, nur in den oberen Seitenpartien stärker gezackt.

Norma temporalis: Die Stirn ist ziemlich hoch und verhältnissmässig steil, aber allmählich nach hinten umbiegend. Die Scheitelcurve ist schön hoch gewölbt, die höchste Erhebung in der Gegend des Bregma. Die Oberschuppe des Hinterhauptes leicht vorspringend. Die wenig deutliche Ansatzlinie des Schläfenmuskels hoch, erreicht die Tubera parietalia. Die Schläfenschuppe nicht hoch gewölbt, sondern recht flach nach hinten absinkend, deutlicher Proc. marginalis. Die Alae sphenoidal. mässig breit und hoch, der Oberkiefer zeigt ausgesprochene Prognathie.

Norma frontalis: Die Stirn ist von vorn gesehen hoch und breit. Die Tubera sind nur mässig stark ausgeprägt. Die Glabella ziemlich ausgefüllt, die Supraorbitalwülste nur ganz wenig entwickelt. Der Ansatz der Nasenbeine ziemlich flach gewölbt, die Nasenbeine selbst ziemlich breit und flach, am Ansatz etwas eingesattelt, weiterhin gewölbt, aber am Stirnbein nicht tief inserirt. Die Apertura pyriform. ziemlich hoch, aber doch breit, nach unten nicht durch einen scharfen Rand begrenzt, so dass die Innenfläche des Nasenbodens allmählich in die vordere Gesichtsfläche übergeht. Die Orbitae sind gross und tief, aber niedrig, besonders ist der äussere untere Winkel ausgerundet und nach unten verzogen. Die Wangenbeine sind anliegend, der Alveolar-Fortsatz mässig hoch und prognath.

Norma verticalis: Von oben gesehen bildet der Schädel ein schönes Oval, das nur vorn etwas verbreitert, hinten etwas zugespitzt erscheint. Der Schädel ist phaenozyg.

Norma occipitalis: Von hinten betrachtet bildet der Schädel ein hohes Fünfeck mit nahezu senkrechten Seitenwänden. Die Sagittallinie tritt ganz leicht in der oberen Wölbung hervor. Die Protuberantia occipitalis externa stark entwickelt, ebenso stark die Linea semicircularis inferior und die unteren Muskelgruben.

Norma basilaris: Von unten gesehen macht der Schädel einen langen, schmalen Eindruck, besonders die Partie vor dem Foramen magnum, was hauptsächlich durch die Prognathie bewirkt wird. Das Foramen magnum ist eher rundlich. Die Gelenk-Fortsätze sind stark nach aussen gewendet. Die Pars basilaris des Hinterhauptsbeins ist mässig breit, aber dick, mit Tuberculum pharyngeum. Die Synchondrosis spheno-occipitalis ist verwachsen. Die Gelenkgruben für den Unterkiefer nicht sehr geräumig, aber tief. Die Fossa pterygoidea ist durch eine schräg verlaufende Leiste in eine obere seichte und tiefe untere Grube getheilt. Der Oberkiefer ist von unten gesehen tief, nach vorn parabolisch zugespitzt. Die gut erhaltenen Zähne — es fehlen nur 3 Schneidezähne — sind wenig abgenutzt, die III Molaren fast gar nicht.

Der Unterkiefer ist dick, gross und schwer, dabei ziemlich hoch, besonders vor den Prämolaren. Grosses, dreieckiges Kinn. Die Fossae mentales tief, breite mediane Crista. Die Foramina mentalia gross. An der Innenseite ist eine scharfe, aber kurze Linea mylohyoidea und tiefer Sulcus mylohyoideus vorhanden. Grosse Spina interna. Grosse und breite Fossae digastricae, mässig grosse Fossa mylohyoidea. Die III Molaren sind vorhanden, die Zähne im Ganzen nur wenig abgeschliffen. Der Kiefer macht entschieden einen männlichen Eindruck. Der Schädel hat wohl einem erwachsenen Manne angehört.

Unterkiefer-Maasse:

Senkrechte Höhe zwischen den Schneidezähnen	34 *mm*
„ „ vor den Prämolaren	37 „
„ „ des Proc. coronoides über dem Kieferrande .	65 „
„ „ „ „ condyloides über der Unterlage . .	66 „
„ „ der Incisur über der Unterlage	56 „
Abstand der Kieferwinkel von einander	113 „
Umfang von Winkel zu Winkel	204 „

Schädel IV. Der Schädel hat gelblich weisse Farbe, klebt nicht an der Zunge, ist sehr defect, es fehlen die Jochbogen und das Gesicht, sowie der Unterkiefer. Der Schädel ist fest, schwer, mit derben Wandungen. Die meisten Nähte sind nicht verwachsen. Die Kronennaht im Ganzen sehr einfach. Die Sagittalnaht ganz vorn und zwischen den stricknadelgrossen Foramina parietalia einfach, sonst stärker gezackt. Die Lambdanaht im Ganzen recht einfach. Die Naht zwischen dem Hinterhauptsbein und dem Warzentheil des Schläfenbeins total verwachsen.

Norma temporalis: Die Stirn ist niedrig, im unteren Theile steil, dann fliehend. Die Scheitelcurve nicht gleichmässig gewölbt. Die höchste Höhe erreicht dieselbe weit hinter dem Bregma, etwa in der Höhe der Tubera parietalia. Von hier aus fällt das Hinterhaupt platt ab, während die Oberschuppe kapselförmig vorspringt. Die Schläfenschuppe hat nur einen niedrigen Bogen und ist auf der linken Seite intensiv grün gefärbt durch Kupfersalze. Das Stirnbein greift in einer Zacke weit zurück, so dass die niedrige Ala sphenoidalis das Os parietale nur auf etwa 6 *mm* berührt, daneben, besonders links, mässige Stenokrotaphie. Die Gegend der Ala sphenoidal. beiderseits stark vertieft. Die Ansatzlinie des Schläfenmuskels hoch, erreicht die Tubera parietalia.

Norma frontalis: Die Stirn ist sehr schmal, die Glabella nur leicht vertieft. Supraorbital-Wülste kaum angedeutet. Links Incisura, rechts Canalis supraorbitalis. Tubera wenig entwickelt. Nase nicht tief inserirt, die Naht nach oben stark convex.

Norma verticalis: Von oben gesehen bildet der Schädel ein vorn und hinten stark zugespitztes Oval, bei dem nur die Parietaltheile stärker hervorgewölbt erscheinen; er ist phaenozyg. Die grösste Breite parietal.

Norma occipitalis: Von hinten gesehen bildet der Schädel ein hohes Fünfeck mit fast senkrechten Seitenwänden. Die Sagittalpartie ist dachförmig erhöht, die seitlichen Partien daneben nur flach gewölbt. Lineae semicirculares und Muskelgruben nur spärlich entwickelt.

Norma basilaris: Auch von unten gesehen macht der Schädel einen langen Eindruck. Das Foramen magnum ist länglich. Die Gelenkfortsätze klein und nach aussen gewendet, die Proc. mastoides klein. Die Pars basilaris des Hinterhauptsbeins eher breit. Die Synchondrosis spheno-occipitalis verknöchert. Die Gelenkflächen für den Unterkiefer wenig geräumig. Ueber das Geschlecht möchte ich bei dem defecten Zustande des Schädels nichts Bestimmtes aussagen, doch macht der Schädel in manchen Beziehungen eher einen weiblichen Eindruck.

Schädel von Borkenhagen	III ♂	IV ♀?
I. Maasse.		
Capacität	1385 *ccm*	1330 *ccm*
Grösste Länge	187 *mm*	187 *mm*
„ Breite	134	136
Gerade Höhe (vorderer Rand des Foramen magnum)	137	134
„ „ (hinterer „ „ „ „)	139	139
Auriculare Höhe	111	115
Diamètre basilo-bregmatique	140	137
Maximale Stirnbreite	116	109
Minimale „	100	88
Horizontalumfang	510	517
Verticalumfang	312	313
Ganzer Sagittalbogen	363	373
Sagittalumfang der Stirn	125	126
„ des Mittelkopfes	120	121
„ der Occipitalschuppe	118	126
Breite der Occipitalschuppe	130	137
Ganze Gesichtshöhe	122	—
Obergesichtshöhe	71	—
Jugalbreite	130?	—
Malarbreite	96	—
Mandibularbreite	113	—
Höhe des Alveolarrandes vom Oberkiefer	21	—
Entfernung des Foramen magnum von der Nasenwurzel	108	104
„ „ „ „ vom Nasenstachel	108	—

Schädel von Borkenhagen	III ♂	IV ♀?
Entfernung des Foramen magnum vom Alveolarrand	111 mm	[illegible] mm
„ „ „ „ „ Zahnrand	—	—
„ „ „ „ „ Kinn	123	
„ „ Ohrloches von der Nasenwurzel	112	105
„ „ „ „ dem Nasenstachel	119	—
„ „ „ „ „ Alveolarrand	127	—
„ „ „ „ „ Kinn	142	—
Orbita, Höhe	32	—
„ , Breite	44	—
Nase, Höhe	50	—
„ , Breite	27	—
Gaumen, Länge	53	—
„ , Breite	40	—
Foramen magnum, Länge	35	35
„ „ , Breite	32	29
Mastoidealdurchmesser, Basis	125	—
„ , Spitze	—	—

II. Indices.

Längenbreitenindex	71,6	72,7
Längenhöhenindex	73,2	71,6
Ohrhöhenindex	59,4	61,5
Breitenhöhenindex	102,3	98,6
Gesichtsindex (malar)	127,1	—
Obergesichtsindex (malar)	73,9	—
Orbitalindex	72,8	—
Nasenindex	54,0	—
Gaumenindex	75.5	—

Stellt man alle vier Schädel von Borkenhagen zusammen, so fällt ohne weiteres, wenn sie auch im Einzelnen differiren, ihre Aehnlichkeit unter einander in die Augen:

Schädel von Borkenhagen	L.-Br.-Index	L.-H. Index	O.-H. Index	Ges.-Index	O.-G.-Index	Nas.-Index	Orb.-Index	Gaum.-Index	Br.-H.-Index
I ♂	71.3	72,9	60,9	—	78,8	50,0?	71.4	76,9	102,2
II	69,8	—	57.3	—	—	—	—	—	—
III ♂	71,6	73,2	59,4	93,8?	73,9	54,0	72.8	75,5	102,3
IV ♀?	72.7	71.6	61,5	—	—	—	—	—	98.6

Wenn ich bei der Beschreibung der beiden ersten Schädel (Verh 1893. S. 582) schon auf die Analogien mit germanischen Reihengräber-Schädeln hinwies, so wird diese Analogie durch die beiden neu hinzugekommenen Schädel durchaus bestätigt. Es handelt sich hier, wie dort, um schmalgesichtige, mässig hohe Langköpfe. —

(31) Hr. H. Schumann, Löcknitz, 12. November, überschickt einen Bericht über ein

steinzeitliches Skeletgrab ohne Kiste von Stramehl, Uckermark.

Derselbe ist in den Nachrichten für deutsche Alterthumsfunde 1894, Nr. 6, gedruckt. —

(32) Hr. Buchholz übergiebt Berichte über einen

Bronzefund von Lehnitz, und
über das Gräberfeld von Mühlenbeck, Nieder-Barnim.

Dieselben werden in den Nachrichten für deutsche Alterthumsfunde 1895 veröffentlicht werden. —

(33) Hr. Helm schickt aus Danzig die

Analyse eines Bronze-Klumpens von Putzig, West-Preussen.

Dieselbe wird als Nachtrag zu der grösseren Arbeit des Verf. in Heft I der Zeitschrift für Ethnologie 1895 gedruckt werden. —

(34) Hr. C. Rademacher, Cöln, 15. November, sendet einen Bericht über die

neuesten Ausgrabungen germanischer Begräbnissstätten zwischen Sieg und Wupper.

Derselbe wird in den Nachrichten für deutsche Alterthumsfunde 1895, Nr. 2, veröffentlicht werden. —

(35) Hr. Prof. Bernhard Solger schreibt in einem Briefe an Hrn. Virchow aus Greifswald, 13. Nov., unter Bezug auf die, in der Sitzung vom 21. Juli (Verh. S. 370) mitgetheilte Beobachtung

sogenannter Pilzkanäle in alten Menschenknochen.

Das betreffende Skeletstück ist recht brüchig, wie Sie aus beifolgender Probe entnehmen wollen, und dieser Umstand veranlasste mich, das Object einer mikroskopischen Untersuchung zu unterziehen. Es ergab sich, dass der Knochen von einer Unzahl verzweigter, buchtiger, häufig mit blinden Ausläufern besetzter Canäle durchzogen ist, die sich ganz so verhalten, wie die von W. Roux (Zeitschr. f. wiss. Zoolog., Bd. 45, S. 227 ff.) bei Rhytina Stelleri, der ausgestorbenen Seekuh der Berings-Insel, beschriebenen Hohlräume, die der genannte Autor wohl mit Recht auf die Wirkung eines Fadenpilzes (Mycelites ossifrăgus) zurückführt. —

Hr. R. Virchow: Ich habe sowohl ein Stück des Schädels, an welchem die Beobachtung des Hrn. Solger gemacht ist, als auch ein Paar Knochenschliffe für mikroskopische Beobachtung durch ihn erhalten. Darnach kann ich seine Angaben, welche in grösserer Ausführlichkeit in Nr. 287 (vom 8. December) des Kreis-Anzeigers für den Kreis Greifswald veröffentlicht sind, vollkommen bestätigen. Ich bin ihm um so mehr dankbar dafür, als ich in dem anatomischen Museum zu Stockholm neulich Schädel mit sonderbaren Zerstörungen aus Portorico gesehen habe, von denen ich vermuthe, dass sie auch erst in der Erde so verändert worden sind. Ich hoffe darauf zurückkommen zu können. —

(36) Hr. Paul Ehrenreich legt japanische Bilderbogen vor, welche Scenen aus dem jetzigen chinesisch-japanischen Kriege enthalten. —

(37) Hr. Bartels legt eine Wandtafel vor, darstellend:

Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Oesterreich-Ungarn,

im Auftrage des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale; entworfen und erläutert von Dr. M. Much. Aquarelle von Ludwig Hans Fischer. Verlag von Ed. Hölzel in Wien.

Dieselbe enthält Darstellungen typischer Fundgegenstände aus der Steinzeit, der Bronzezeit, der Eisenzeit (Hallstatt-Periode und La Tène-Periode), der Zeit der Römerherrschaft und der christlichen Zeit. Sie soll allen Volksschulen des Landes übergeben werden, um die Aufmerksamkeit des Volkes auf derartige Fundgegenstände zu lenken und sie vor der Vernichtung zu bewahren. Ein erläuternder Text ist auf einem besonderen Blatte beigefügt. —

(38) Hr. Bartels übergiebt eine von ihm gefertigte photographische Aufnahme ladinischer Kinder aus Sanct Jacob im Groedener Thal (Süd-Tirol). Dieser Volksstamm, welcher sprachlich bekanntermaassen den alten Römern näher steht, als den Italienern, war bisher in der Photographie-Sammlung der Gesellschaft noch nicht vertreten. —

(39) Der Vorsitzende legt zwei Prachtbände (Vol. VII—VIII) des People of India von Watson und Kaye vor, welche bisher der Bibliothek der Gesellschaft fehlten und welche Hr. Bartels zum 25jährigen Jubelfeste geschenkt hat. Er spricht Namens der Gesellschaft den herzlichsten Dank aus. —

(40) Hr. A. von Heyden legt vor:

1. Eine Anzahl von Photographien, welche Fräulein Eisen in Salzburg gemacht hat, Darstellungen von Todtenbrettern (Rübrettern) aus der Umgegend von Reichenhall, Salzburg und dem Pinzgau. (Siehe Dr. H. Hein „Die Verbreitung der Todtenbretter“, Festschrift der anthropolog. Gesellschaft in Wien zur Anthropologenversammlung in Innsbruck 1894.)

2. Zwei Photographien mit Darstellungen von Erntearbeiten aus dem Brevier Grimani (um 1500). Das Gras wird mit der Wurfsense geschnitten, welche der heute gebräuchlichen sehr ähnlich ist. Nur erscheint am oberen Theile des Sensenhelmes ein langer, vierkantiger Gegenstand angehängt, welchen ich für den Schleifstein halte, der zugleich zum Gegengewichte für die sehr starke Sensenklinge dient: denn bei einem Arbeiter, der die Sense schärft, fehlt dieser Gegenstand, während der Schleifstein eine ganz ähnliche Form hat. Beim Getreidemähen bedienen die Arbeiter sich einer kleineren Sichelsense, welche durch die rechte Hand an einem im Winkel gebogenen Helm geführt wird, während die Linke mit einem Knüppel die Halme der Sichel entgegendrückt. Die kleine Zeichnung eines Dreschers, welche einer Thür des Domes von St. Denis entnommen ist, zeigt die Anwendung eines Dreschflegels, der sich nur durch einen kürzeren Stiel von dem heute gebräuchlichen unterscheidet. Die Darstellung gehört dem 14. Jahrhundert an. (Vgl. Verhandl. S. 449. —

(41) Hr. Dr. Ed. Hahn hält folgenden Vortrag:

Der Hirse, seine geographische Verbreitung und seine Bedeutung für die älteste Cultur.

Es sind keineswegs neue Entdeckungen, die ich vorzulegen habe: ich nehme nur die Ergebnisse anderer Forscher auf. Trotzdem fühlte ich mich gedrängt,

diesem sachverständigen Kreise meine Untersuchungen vorzulegen, weil bei mir doch Manches anders aussieht, wie bei meinen Vorgängern.

Schon Oswald Heer, Hehn, auch Brunnhofer[1]) haben ausgesprochen, dass der Hirse wahrscheinlich das älteste Getreide unserer Cultur sei. Heer hat darauf aufmerksam gemacht, dass der Hirse vor dem Pfluge erschienen ist und ohne denselben mit anderen Geräthen gebaut wurde[2]). Diese Bemerkung scheint ohne jede Anregung vorübergegangen zu sein. Ich hatte vor einiger Zeit die Ehre, Ihnen meine neue Karte der Wirthschaftsformen der Welt vorzulegen; ich unterscheide mich dadurch von meinen Vorgängern, dass ich die Hypothese, als sei der Mensch erst Jäger, dann Hirt und dann Ackerbauer gewesen, umstosse und das, was wir Ackerbau nennen, als eine eigenthümliche, besondere Wirthschaftsform ausscheide, neben den anderen Formen der Bodenbearbeitung, die nur eine stufenweise Folge von der einfachsten bis zur intensivsten Form darstellen, vom Hackbau bis zum Gartenbau. Natürlich war mir für meinen Hackbau die Bemerkung Heer's sehr werthvoll; er hatte direkt aus den Funden erkannt, dass der Hirse bei den Pfahlbauern zuerst vor dem anderen Getreide im Hackbaubetriebe gebaut wurde. Ich hatte in jener Sitzung auch die ungehoffte Freude, dass unmittelbar im Anschluss an meinen Vortrag Hr. Director Voss ein Geräth aus Knochen vorlegte, das ohne Zweifel im Hackbetriebe angewendet worden ist.

Hehn und nach ihm Brunnhofer haben bereits eine Reihe von Citaten zusammengestellt, welche die ehemalige ausgedehnte Verwendung des Hirsen, zumal im klassischen Alterthum, beweisen. Ich werde hier daher mit Citaten sparsam sein, zumal ich in meinem Werke über die Hausthiere auf den Hirsen noch einmal zurückkommen muss. Ich will nur anführen, was gerade in dieser Versammlung mir passend erscheint: Hirse fand sich in der Karhofhöhle[3]), Hirse wurde bei der Ausgrabung der uralten Ansiedelung auf Thera gefunden[4]) und Josafa Barbaro stiess bei seiner Durchgrabung eines der Kurgane auf ein Lager von Hirsenspreu[5]). Jetzt scheint der Hirse bei uns nahezu bedeutungslos. Es giebt Botaniker, die sich erinnern, wo sie ihn zuerst gesehen haben. Trotzdem sind aber noch 0,07 der Bodenfläche in Preussen mit ihm bestellt[6]). Wenn man ihn so wenig sieht, rührt es wohl daher, dass er sich ganz auf den kleinsten Betrieb zurückgezogen hat. Wer weiss, ob er selbst bei uns nicht noch mehr auf dem kleinen Stück, das der Tagelöhner und Häusler, der keinen Pflug und keine Zugthiere besitzt, mit der Hacke umwühlt, vorkommt, als auf gepflügtem Felde. Trotz dieser geringen Wichtigkeit geht seine ehemalige hohe Bedeutung ohne Weiteres aus der Stellung im Märchen hervor. Auch bei den Festlichkeiten des Volks spielt er stellenweise noch eine grosse Rolle und erst in allerletzter Zeit beginnt er durch den Reis ersetzt zu werden. Er ist noch an vielen Stellen in Deutschland das traditionelle Neujahrsgericht, weil er stark im Topfe quillt; ebenso soll im neuen Jahre Alles im Hause quellen und wachsen.

---

1) Culturpflanzen und Hausthiere. 5. Aufl. Berlin 1887, S. 55 und 458. Urgeschichte der Arier 1893. II. 188 f.

2) Pflanzen der Pfahlbauten. Neujahrsblatt der naturforschenden Gesellschaft auf 1866, Zürich 1865. 4°. S. 7.

3) Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde. V. Jahrg. 1894. S. 71.

4) Bent, The Cyclades. London 1885. 8°. S. 150.

5) In Travels in Persia, 15th and 16th century, Hakluyt Soc. London 1873. S. 7.

6) Körnicke und Werner, Handbuch des Getreidebaues. Bonn 1885. 8°. I. 252; II. 133.

Er wird aber seine hohe Bedeutung nicht lange verloren haben. Ich stehe nicht an, die Frage, wovon sich der kleine Mann vor der Einführung der Kartoffel ernährt hat, zu beantworten: zum grossen Theil von Hirse. Neben der Verwendung bei ceremonialen Gelegenheiten, wie z. B. etwa 1400 bei Metzen hochzit[1]), haben sich gerade die untersten Kreise gewiss zu einem guten Theil von Hirse genährt; das war auch im klassischen Alterthume nicht anders. So empfängt der gastliche Jäger, der unter Trajan im Walde Euboeas eine Art von Robinson-Dasein führt, die Schiffbrüchigen mit dem vornehmeren Weizenbrot, behält aber für sich und seine Frau das Hirsenmus[2]). So erklären die Thiere des Königlichen Geheges unter Friedrich II. in einem parodistischen Schreiben ihren Mitthieren anderswo, Seine Majestät werde schon dafür sorgen, dass niemand mit ihnen zu thun bekomme, der sich von Hirse nähre[3]); so spricht Hieronymus Bock[4]) von denen, die mit „Hirssen und Habermus müssen gespeist werden". Ich glaube daher, — auch das haben übrigens schon Schlechtendal[5]) und Heer (S. 17) ausgesprochen, — dass in älterer Zeit der Hirse weite Volkskreise ernährt hat.

Was die geographische Verbreitung des Hirsen angeht, so ist er durch Europa verbreitet, aber auch in Nord-Africa spielt er noch eine Rolle (Werner, S. 183), dann geht er nach Klein-Asien[6]) und Persien hinein, im Kaukasus scheint er noch die tägliche Volksnahrung zu sein[7]); weiter im Osten, in China, erhält er noch einmal grosse Bedeutung[8]). Hier tritt er besonders als Exportartikel auf; China baut viel Hirse für die Nomaden, z. B. für die Mongolen, auch für Tibet[9]); selbst zu den Jägervölkern des Nordens, z. B. den Giljaken, kommt chinesische Hirse[10]). Hier werden durch die eigenthümlichen wirthschaftlichen Verhältnisse sehr alte Zustände conservirt; der Nomade und Fischer ist sich seiner geschäftlichen Inferiorität gegenüber dem schlauen Chinesen sehr wohl bewusst; es handelt sich bei ihm nur darum, dass der Chinese ihn nicht zu sehr betrügt, deshalb hält er krampfhaft am Alten fest und lässt sich auf keine Neuerungen ein, bei denen er stets in Verlust geräth. Interessant ist es aber ausserdem, dass, wenn der Nomade sich nothgedrungen zur Bodencultur herbeilässt, es in vielen Fällen der Hirse ist, den er auf kleinen Feldern im Hackbetriebe baut[11]); dieser eignet sich dafür vorzüglich und bringt auf neuem Lande enorm hohe Erträge[12]), bis zum 60fachen Korn. Auch hier ist also die Verbindung mit dem Hackbetriebe gewahrt.

---

1) Lassberg, Liedersaal III, 403.

2) Dio Chrysostomus Orationes VII, venator, ed. Morellus, Lutetiae 1604. fol. p. 110.

3) Wattenbach, Sitzungsberichte d. Berl. Akad. Phil. hist. Kl. 1892. S. I. 94.

4) Kräutterbuch. Strassburg 1565. fol. S. 246.

5) Linnaea, Bd. 25. 1852. S. 532.

6) Seiff, Reisen in der asiatischen Türkei. Leipzig 1875. 8°. S. 423.

7) Reinegg's Beschreibung des Kaukasus I, 41; II, 35, 49. Jul. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus. Halle-Berlin 1812. 8°. I, 584. Man braute auch ein Bier, Braga, daraus.

8) Syrski b. Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition 1868—71 nach Siam, China, Japan. Stuttgart 1872. 8°. S. 93.

9) Prshewalsky (N.), Reise in die Mongolei. Jena 1877. 8°. S. 494.

10) L. von Schrenck, Reisen und Forschungen im Amurlande. St. Petersburg 1891. 4°. III, 2, 2. S. 442.

11) Moser, L'irrigation dans l'Asie centrale. Paris 1894. 8°. p. 196. A. Regel, Gartenflora, Bd. 33. 1884. S. 261.

12) Werner, Getreidebau II, 164.

Nun kommen aber noch einige Facten der geographischen Verbreitung hinzu, die geeignet sind, den Hirsen in einem ganz anderen Lichte erscheinen zu lassen. Unser europäischer Ackerbau mit Gerste und Weizen ist durch ein ungeheures Gebiet verbreitet; er reicht mit der traditionellen Verwendung von Rind und Pflug von West-Europa und Nord-Africa bis Nord-China, er schliesst Indien ein und lässt Africa und Süd-Ost-Asien aus. In diesem Gebiete ist die Gerste das älteste und wahrscheinlich das am weitesten verbreitete Getreide unseres Ackerbaus. Sie wird von Süd-Arabien bis Norwegen und von den Atlasländern bis China cultivirt. Aber der Hirse geht über dies ungeheure Gebiet hinaus! Er wird von einigen culturell tiefstehenden Völkern als einziges Getreide im Hackbaubetriebe gebaut, so von den Ainos auf Yesso und von den Wilden auf Formosa[1]); ferner von den Alfuren auf den Molukken[2]), und wir haben die Notiz, dass er vor Einführung des Reisbaues das Brotkorn von Java gewesen ist[3]). Nach Java kam übrigens nicht mehr Pflug, Rind und Gerste, sondern Pflug, Büffel und Reis als indische Modifikation[4]).

Wenn ich diese Thatsachen mit der früheren hohen Bedeutung des Hirsen bei uns zusammmenhalte, so kann ich mich dem Schlusse nicht entziehen, dass wir vor die Einführung des Ackerbaues eine Halbcultur zu setzen haben, die Hirse im Hackbaubetriebe als wichtigste Nahrung gewann. Wahrscheinlich ist das nicht die einzige Frucht gewesen, die gebaut wurde; mit Sicherheit kann ich jetzt schon unsere Ackerbohne, Vicia faba L., daneben setzen, die das ungeheure Verbreitungsgebiet des Hirsen zum grössten Theile heut noch inne hat, zum Theil weiter geht. Barth, Reisen II, 394, traf sie noch im Sudan.

Aber wenn diese grosse Bedeutung des Hirsen einmal vorhanden war, warum bemerkt man sie nicht mehr? Warum muss das erst mühsam aus allerlei Notizen zusammengestochert werden? Es ist allerdings befremdend; wenn wir die Mythologie befragen, — am besten bekannt ist uns ja die griechische, — so sehen wir den Menschen durch die Missionäre der Demeter aus völliger Barbarei emporgerissen; von einer Hirsecultur, die voranging, ist da nirgend die Rede. Der eigenthümliche Zug, dass unser Ackerbau mit Pflug und Rind sich, nach meiner Ueberzeugung mit Unrecht, als die einzige, berechtigte Culturform ansieht, tritt hier sehr scharf hervor. Nun gehört aber zum Pfluge als Vorgänger und Begleiter der Wagen. Der Umstand, dass der heilige Wagen direct mit der Einführung des Ackerbaues durch Triptolemus[5]) zusammengebracht wird, und dass er von Irland[6]) bis Indien und von Aegypten (Herodot II, 63) bis Schweden reicht, beweist mir, dass unser Ackerbau mit Gerste, Pflug und Rind mit dem Gefühle der Heiligkeit für Pflug, Rind und Wagen als religiös abgeschlossenes Element hervorgetreten ist. Nirgends in dem ganzen ungeheuren Bereich finden wir eine Abweichung, nirgends hat sich bis in historische Zeit der Hackbau als selbständige, bewusste Form erhalten, und dabei ist doch Alles, was im Garten wuchs, naturgemäss und selbstverständlich stets im Hackbetrieb gebaut; viele von den Früchten, die jetzt im landwirthschaftlichen Grossbetriebe auf dem gepflügtem Felde wachsen, sind in älterer Zeit, wo sie nicht in so grossem Umfange angebaut wurden, sicher im

1) Joest, Zeitschrift für Ethnologie XIV. 1882. S. 185 und S. 60.

2) Rumphius, Herbarium amboinense L. VIII c. 32. Amstelod. 1747. fol. V. p. 202.

3) Thunberg, Reise. Berlin 1792. 8°. I. 2, 246.

4) von Sumatra: Marsden, History of Sumatra. Lond. 1733. 4°. p. 58.

5) Er sitzt auf einem Throne mit geflügelten Rädern. Brunn, Supplement zu Strube, Studien über den Bilderkreis von Eleusis. Leipzig 1872. 4°. Taf. I.

6) Rhys, Celtic Britain. London 1882. 8°. p. 263.

Hackbetriebe gebaut, während die Hacke jetzt noch beim Jäten für sie sorgen muss, so die Rübe und der Kohl, die Beete u. s. w. In dem so wichtigen und hoch angesehenen Weinbau hat die Hacke stets ihre Stelle behauptet und hat sie nicht, wie es anderswo geschehen ist, an den Spaten verloren. Gerade beim Bau der Rebe und bei der Einführung des Weines hat sich deutlich erkennbar in der Mythologie die Erinnerung an grosse Kämpfe, an blutige Reaktionsversuche gegen die neue Religion erhalten, so im Mythus von Pentheus und Orpheus. Wir haben sogar eine höchst merkwürdige Erinnerung an den Compromiss, der die Kämpfe zwischen den alten Culten und dem neuen Gott beendete: Marsyas, der zum Gefolge des Dionysos gehört, fällt als Opfer im Wettstreite mit dem Apoll. Weil doch schliesslich der Dionysos-Cultus sich in die übrigen einfügte, so musste auch von dieser Seite aus etwas hergegeben werden: es durfte nicht der alte Cult allein der verlierende Theil sein. Warum finden wir nun beim Ackerbau nichts dergleichen? Die geschlossene Form, in der er auftritt, bleibt dieselbe von Marokko bis zum Pendschab, und von Aegypten bis nach Nord-Russland scheinen überall gewisse Ideenverbindungen mitgegangen zu sein, die ich hier zunächst nur andeuten kann, die sich auf sexuellem Gebiete bewegen und zum Theil ins Obscöne fallen[1]. In diesem ganzen ungeheuren Gebiete finden wir keine bewusst abweichende Form ausgebildet. Dass man hier und da mit dem Pferde pflügt, statt mit dem Rinde, ist so ziemlich das Wichtigste. Und doch wuchs neben dem Felde das Gemüse stets im Garten im Hackbetriebe. Und doch sollte es sogar vorher eine so ausgesprochene Culturform gegeben haben? In der Geschichte findet sich das nirgends zum Ausdruck gebracht. Mythologisch kann ich eigentlich nur darauf hinweisen, dass die Römer eine uralte Göttin hatten, Pales, der nur Hirse und Bohnen geopfert werden durfte (Ovid. Fast. IV, 743); sie hatte sich also mit den neuen Sachen nicht eingelassen, aber eine Hirtengöttin war sie deshalb natürlich nicht!

Mir beweist diese starre, festgeschlossene Form, dass unser Ackerbau, so wie wir ihn noch heute kennen, als religiöses Moment eingeführt wurde. Die Ausdehnung des Gebietes lässt auf einen brennenden Eifer der Missionäre schliessen: Triptolemus erhält ja deshalb den Schlangenwagen der Göttin, um seiner Aufgabe, die Segnungen der Demeter über die bewohnte Erde zu verbreiten, schneller zu genügen. Und diese Missionare haben mit grossem Erfolge gewirkt. In dem ganzen ungeheuren Bezirke ist nirgends ein Gebiet unberührt geblieben: überall hat unser Ackerbau mit Pflug, Ochsen und Getreide seinen Einzug gehalten. Wo blieb nun der Hackbetrieb der Vorzeit? Nun, verloren ging er nicht ganz. Alles, was im Garten wuchs, wurde im Hackbetrieb weiter gebaut. Auch der Hirse verschwand nicht. Nur die höchste Bedeutung verlor er: die Alleinherrschaft ging ihm in den wilden religiösen Kämpfen verloren. Denn der Ackerbau trat als eine bewusst neue, gottgefällige, streng umschriebene Form auf. Er verfügte über leidenschaftlich ergebene Missionare, sonst wäre der grosse Erfolg nicht möglich gewesen. Man müsste die Menschen schlecht kennen, wollte man annehmen, der Eifer dieser Missionare hätte niemals Reactionsversuche hervorgerufen! Wie schwer wurde nicht die Einführung der Kartoffel trotz der grossen Hungersnöthe des XVIII. Jahrhunderts! Natürlich erhitzte dieser Widerstand den Fanatismus der Neubekehrten, und die Opposition wurde niedergeschlagen, denn schliesslich hat ja der Ackerbau gesiegt. Die Kämpfe, die so die Einführung unserer herrschenden Wirthschafts-

1) Sie verbinden sich mit der Idee des Pfluges und des Schoosses der Mutter Erde. soviel ich sehe, hat nur Bastian (Der Mensch in der Geschichte. Leipzig 1860. 8°. III. 42, 58, 368) dieselben Ideen hier vermuthet, wie ich.

form begleitet haben, die vielleicht sogar, — für die älteste Zeit ist das ja eher anzunehmen, — nicht von einzelnen Individuen getragen wurden, sondern von ethnologischen Gruppen, sind im Dunkel der Vorgeschichte versunken. Aber welche Zeiträume hat diese Entwickelung über die Hirsecultur hinweg in Anspruch genommen! Wie lange hat es gedauert, bis der Hirsebau nach Formosa, zu den Aino und zu den Alfuren kam! Natürlich konnten sich im Centralgebiet mittlerweile längst wieder andere Culturformen entwickelt haben. Man wird die Zeit wohl kaum zu lang schätzen können, zumal, wenn man bedenkt wie wenig im Verhältniss der Hirse an Gebiet eingebüsst hat, seit wir ihn in der historischen Entwickelung verfolgen können. Am Beginn unserer Geschichte war er nirgends die Hauptfrucht, wohl aber hier und da noch eine wichtige Nebenfrucht, — und das ist er noch heute; nur im eigentlichen gebildeten Europa hat er stark an Boden eingebüsst.

Die Resultate der Daten, die ich zusammengebracht habe, sind ja recht hypothetisch, trotzdem wollte ich mir gestatten, sie der Prüfung dieses berufenen Kreises vorzulegen. Ich möchte aber noch auf eines aufmerksam machen: ich glaube nicht, dass es auch einem ausgezeichneten Botaniker jetzt schon gelingt, den Rispenhirsen und den Borstenhirsen (Panicum germanicum und Setaria italica) zu sondern. Sie scheinen von Anfang an immer zusammengeblieben zu sein; auch das ist höchst seltsam, denn sie werden, so viel ich weiss, nie auf demselben Felde unter einander gebaut. Und die Jahrtausende alte Cultur hat nicht hingereicht, dem einen Gewächs über das andere den Vorrang zu geben?! —

Hr. Rud. Virchow: Es ist nicht das erste Mal, dass die Hirse in unseren Verhandlungen erscheint. Ein Blick auf unser neues General-Register (s. v. Hirse und Panicum) wird mehrere alte Fundorte in die Erinnerung zurückrufen; ein sorgsamer Leser würde vielleicht noch mehr solcher Orte in unseren Berichten auffinden. An dem Alter dieser Cultur kann nicht füglich ein Zweifel erregt werden. Man vgl. nur H. Brunnhofer, Vom Pontus bis zum Indus. Leipzig 1890. S. 188. Anders steht es mit der Frage, ob die Hirse auch in neuerer Zeit bis zur Einführung des Kartoffelbaues eine so grosse Bedeutung gehabt hat, wie ihr der Verfasser vindicirt. Schon die Häufigkeit, in welcher Ergotismus früher in schlechten Jahren unter der Bevölkerung herrschte, beweist, wie ausgedehnt damals Roggen im Gebrauche war. —

Hr. Hahn wendet dagegen ein, dass es möglich sei, dass gerade die kleinsten Leute neben dem Korn doch noch in grösserer Menge Hirse bauten. —

Hr. Voss bemerkt, dass er aus Erzählungen seines Vaters wisse, wie man sich in Pommern vor der Einführung der Kartoffel vielfach mit Gemüsen, z. B. Grünkohl, durchzuhelfen gesucht hat[1]).

(42) Neu eingegangene und angekaufte Schriften und Geschenke:

1. Schmeltz, J. D. E., Schnecken und Muscheln im Leben der Völker Indonesiens und Oceaniens. Leiden 1894. Gesch. d. Verf.
2. Mies, Tyrosinkrystalle im Harn einer Zuckerkranken. München 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Münch. Medic. Wochenschr.) Gesch. d. Verf.

1) In Ost-Preussen sammelte man Pilze in grossen Massen, trocknete an der Sonne Kohl und Wruken, und suchte am Ende des Winters sprossende Nesseln, um davon Nesselkohl zu kochen (Tribukeit's Chronik, Insterburg 1894, S. 37—38). Nachträgliche Anmerkung der Redaktion.

3. Andree, R., Die Wendendörfer im Werder bei Vorsfelde. Braunschweig 1894. (Globus.) Gesch. d. Verf.
4. Riedel, J. G. F., Das Toumbuluhsche Pantheon. Berlin 1894. (Abhandl. und Ber. des Königl. Zool. u. Anthr.-Ethnogr. Mus. z. Dresden.) Gesch. d. Verf.
5. Serrurier, Rijks Ethnogr. Museum te Leiden. Leiden 1893.
6. Derselbe, Tentoonstelling van kleederdrachten in Nederl. Indie. II. Aufl. Leiden 1894.

   Nr. 5 u. 6 Gesch. d. Verf.
7. Anderlind, O. V. L., Die Landwirtschaft in Egypten. Karlsruhe 1889. Gesch. d. Verf.
8. Hörnes, M., Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien. Wien 1894. (Mitth. d. Anthrop. Ges.) Gesch. d. Verf.
9. Stamper, G., Deutsche Geographen und Anthropologen. Leipzig und Berlin 1894. (Illustrirte Zeitung.) Gesch. d. Verf.
10. Heierli, J., Uebersicht über die Urgeschichte der Schweiz. Zürich (1894). Gesch. d. Verf.
11. Bahnson, K., Etnografien. 12.—13. Levering. København 1894. Gesch. d. Verf.
12. Müller, Soph., Vor Oldtid. 1.—2. Lev. København 1894. Gesch. d. Verf.
13. Szombathy, J., Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain. Wien 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Mitth. d. anthrop. Ges.)
14. Derselbe, Prähistorische Recognoscierungstour nach der Bukowina im Jahre 1893. Czernowitz 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Jahrb. d. Bukowiner Landes-Museums.)

   Nr. 13 u. 14 Gesch. d. Verf.
15. Möbius, K., Ueber den Fang und die Verwerthung der Walfische in Japan. Berlin 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Mitth. d. Sect. f. Küsten- und Hochsee-Fischerei.) Gesch. d. Verf.
16. Joest, W., Ueber Eau de Cologne-Trinken. Braunschweig 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Globus.) Gesch. d. Verf.
17. Ten Kate, H. F. C., Rapport sommaire sur une excursion archéologique dans les provinces de Catamarca, de Tucuman et de Salta. La Plata 1893. (Revista del Museo de la Plata.) Gesch. d. Verf.
18. v. Andrian, F., Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie. München 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Corresp. d. D. anthrop. Ges.) Gesch. d. Verf.
19. Niederle, L., Volkskunde Böhmens. Wien 1892. (Aus „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“.) Gesch. d. Verf.
20. v. Erckert, R., Die Sprachen des kaukasischen Stammes. I. und II. Theil. Wien 1895. Gesch. d. Verf.
21. Fogarasi, J., Taschenwörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache. 2 Theile in 1 Band. Pesth 1836. Angekauft.
22. Kunz, A., Böhmisches und Deutsches Wörterbuch. Brünn. o. J. Angekauft.
23. Perrot, G. et Ch. Chipiez, Histoire de l'art. Paris 1894. 343—345 Liv. Angekauft.
24. Vivien de St. Martin, M., Nouveau dictionnaire de géographie universelle. Vol. VI. Paris 1894. Angekauft.
25. v. Humboldt, W., Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Berlin 1836.

26. Anderson, J., Catalogue and Hand-book of the archaeological collections in the Indian Museum. 2 vol. Calcutta 1883.
    Nr. 25 u. 26 Gesch. d. Hrn. Dr. Ehrenreich.
27. Friederich, A., Scaphocephalus aus einer altdeutschen Grabstätte bei Mahndorf. Wernigerode 1876.
28. Dieselbe, Beiträge zur Alterthumskunde der Grafschaft Wernigerode. III. Halle 1877. IV.
    Nr. 27 u. 28 Gesch. d. Verf.
29. Dodge, R., Irving, Die heutigen Indianer des fernen Westens. Mit einer Einleitung von W. Blackmore. Autor. deutsche Bearbeitung von K. Müller-Mylius. Wien, Pest, Leipzig 1884. Gesch. d. Hrn. Rudolf Virchow.
30. Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. 2me session. Paris 1868. Gesch. d. Hrn. Dr. Jagor.
31. Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben v. d. Direction des Kgl. Mus. f. Völkerkunde in Berlin. Heft I. Dazu Streifblatt Nr. 1. Berlin 1894. Gesch. d. Mus. f. Völkerkunde.
32. Zur Erinnerung an die erste Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien im Jahre 1832. Wien 1894. Gesch. d. Hrn. Magnus.
33. Olóriz, F., Distribucion geográfica del indice cefálico en España deducida del exámen de 8368 varones adultos. Madrid 1894.
34. Catálogo de las antigüedades de Costa Rica exhibidas por el Ex. Sr. D. Julio de Arellano. Exposición Histórico-Americana de Madrid. Madrid 1892.
    Nr. 33 u. 34 Gesch. d. Hrn. Moya in Madrid.
35. Garland Pollard, J., The Pamunkey Indians of Virginia. Washington 1894.
36. Pilling, J. C., Bibliography of the Wakashan languages. Washington 1894.
37. Thomas, C., The Maya year. Washington 1894.
    Nr. 35—37 Gesch. d. Bureau of Ethnology.
38. Bericht der unter dem Protectorate Sr. K. Hoheit des Grossfürsten Alexander Michailowitsch stehenden Gesellschaft zur Erforschung des Amurgebietes über die Jahre 1893 und 1884—94. Wladiwostok 1894.
39. Denkschriften der Gesellschaft zur Erforschung des Amurgebietes. Band IV. Wladiwostok 1894.
    Nr. 38 u. 39 Gesch. d. Gesellschaft.
40. Berichte der Königl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer. 1—16. 18—21. 23—25. 29—30. Kiel 1836—1869. Angekauft.
41. Dieselben. No. 22, 26—27. Kiel 1862—66. Gesch. d. Fräul. Mestorf.
42. Preuss, Th., Die Begräbnissarten der Amerikaner und Nordostasiaten. Königsberg 1894. Gesch. d. Verf.
43. Bastian, A., Zur Mythologie und Psychologie der Nigritier in Guinea. Berlin 1894. Gesch. d. Verf.
44. Kollmann, J., Pygmäen in Europa. Jena 1894. (Verh. d. Anatom. Ges. in Strassburg 1894.)
45. Derselbe, Das Schweizersbild bei Schaffhausen und Pygmäen in Europa. Berlin 1894. (Zeitschr. f. Ethnologie.)
    Nr. 44 u. 45 Gesch. d. Verf.
46. Heierli, J., Archäologische Karte des Cantons Zürich. Zürich, o. J.

47. Heierli, Erklärungen und Register zur Archäologischen Karte des Cantons Zürich. Zürich. o. J.
Nr. 46 u. 47 Gesch. d. Verf.
48. Bellucci, G., Le stelle cadenti e le fore leggende. Perugia 1893. Gesch. d. Verf.
49. de Baye, Compte-rendu des travaux du 9me Congrès Russe d'archéologie 1893. Paris 1894. Gesch. d. Verf.
50. Deniker, J. et R. Boulart, Sur divers points de l'anatomie de l'Orang-Outan. Paris 1894. Gesch. d. Verf.
51. Polites, N. G., Δημώδεις κοσμογονικοὶ μῦθοι. Athen 1894. Gesch. d. Verf.
52. Müller, F. W. K., Nang, Siamesische Schattenspielfiguren im Kgl. Museum f. Völkerkunde zu Berlin. Leiden 1894. (Supplement z. Intern. Arch. f. Ethnol.)
53. Derselbe, Ein Brief in Pa-yi-Schrift, übersetzt. Leiden o. J. T'oung-Pao III.
Nr. 52 u. 53 Gesch. d. Verf.
54. Zeitschrift für Ethnologie und Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1879—1894 nebst Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1890—94.
55. Pogge, P., Im Reiche des Muata Jamwo. Berlin 1880. (Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Africa's III.)
56. Drümelius, J. H., Lexicon manuale Latino-germanicum et Germanico-latinum. I—II. Ratisbonae 1753.
57. Steffens, H., Anthropologie. II. Band. Berlin 1822.
58. Woldrich, J. N., Beiträge zur Geschichte des fossilen Hundes. Wien 1881. (Mitth. d. Anthrop. Ges.)
59. Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von America. 3 Bde. Berlin 1863—1866.
60. Richter, E., Verzeichniss der Fundstellen vorhistor. und römischer Gegenstände im Herzogthum Salzburg. Salzburg 1881.
61. v. d. Decken, Cl., Reisen in Ost-Africa in den Jahren 1859—1865. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg 1871.
62. Browne, J. R., Reisen und Abenteuer im Apachenlande. Aus d. Englischen von Dr. H. Hertz. 2. Auflage. Gera 1877.
63. Jung, K. E., Der Welttheil Australien. 3 Bände. Leipzig 1882/83.
64. Erdl, M., Dr. H. Oesterreicher's Anatomischer Atlas. München 1845. fol.
65. Lindemann, F., Rede, gehalten am Sarge Otto Tischler's. Königsberg 1891. (Schr. d. Ph.-ök. Ges.)
66. Bötticher, E., Hissarlik wie es ist. Berlin 1890.
Nr. 54—66 Gesch. d. Frau Oberstabsarzt Vater.
67. Zeitschrift für Ethnologie und Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 15 Bände. Gesch. d. Hrn. Schierenberg.
68. Arana, D. B. i R. Lenz. La lingüistica americana su historia i su estado actual. Santiago de Chile 1893. (Anal. d. l. Universidad). Gesch. d. Hrn. Dr. Polakowsky.
69. Schmidt, E., Reise nach Südindien. Leipzig 1894
70. Derselbe, Vorgeschichte Nord-America's im Gebiet der Vereinigten Staaten. Braunschweig 1894.
Nr. 69 u. 70 Gesch. d. Verf.
71. Boas, F., The half-blood Indian. o. O. 1894. (Popular Science Monthly.)
72. Derselbe, Notes on the Eskimo of Port Clarence, Alaska. o. O. u. J.

73. Boas, F., The Indian Tribes of the Lower Fraser River. London (o. J.). (Sep.-Abdr. a.: On the North Western Tribes of Canada.)
    Nr. 71—73 Gesch. d. Verf.
74. Volz, W., Beiträge zur Anthropologie der Südsee. o. O. u. J. (Archiv für Anthropologie.) Gesch. d. Verf.
75. Blasius, W., Ueber die in den neuen Theilen der Baumannshöhle vorgenommenen weiteren Ausgrabungen. Braunschweig 1894. (Sep.-Abdr. a. d. Jahresb. d. V. f. Naturw.) Gesch. d. Verf.
76. Treichel, A., 8 Separat-Abdrücke verschiedenen Inhalts. Gesch. d. Verf.
77. Katalog der Dr. Decker'schen Uralisch-sibirischen Sammlung. Zürich, o. J.
78. Schröter, C., Katalog der Spörry'schen Bambus-Sammlung aus Japan. Zürich, o. J.
    Nr. 77 u. 78 Gesch. d. Hrn. Heierli.
79. v. Hollander, P., Ein Beitrag zur Anatomie der Scheitelbeine des Menschen. Königsberg i. Pr. 1894. (Dissert.)
80. Stieda, L., Ueber die Plomben von Drogitschin. o. O. u. J. (Alterth. Prussia.)
    Nr. 79 u. 80 Gesch. d. Hrn. Prof. Dr. Stieda.
81. Brinton, D. G., Variations in the human skeleton and their causes. o. O. 1894. (Americ. Anthropol.)
82. Derselbe, On the physiological correlations of certain linguistic radicals. o. O. 1894. (Americ. Orient. Society. Proc.)
83. Derselbe, On certain morphologic traits of American languages. o. O. 1894. (American Antiquarian.)
    Nr. 81—83 Gesch. d. Verf.
84. de la Guardia, V., Estadistica demografico-sanitaria de la Habana, año de 1893. Habana o. J. Gesch. d. Verf.
85. Schlegel, G., Chinesische Bräuche und Spiele in Europa. Breslau 1869. (Inaug.-Diss.) Gesch. d. Verf.
86. Voss, A., Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Zweite, wesentlich erweiterte Auflage. Berlin 1894. Gesch. d. Verf.
87. Zintgraff, E., Nord-Kamerun. Berlin 1895. Gesch. d. Verf.
88. de Mortillet, G., Station paléolithique sous-marine du Havre. (Paris 1894.) (Bull. d. l. Soc. d'Anthropol.)
89. Derselbe, Classification palethnologique mise au niveau des découvertes actuelles. (Paris 1894.) (Revue mensuelle de l'école d'anthrop.)
    Nr. 88 u. 89 Gesch. d. Verf.

Die neue Schenkung des Hrn. C. Künne (Verhandl. S. 366) enthält folgende Schriften:

1. Abel, C., Gegensinn der Urworte. Leipzig 1884.
2. Abert, J. W., New Mexico. Washington 1848.
3. Abiponer. o. O. u. J. Ausschnitt. 4°.
4. About, Edm., Le Fellah. Paris 1869.
5. Acosta, G., Historia naturale delle Indie. Venetia 1596. 4°.
6. de Acuña, P. Chr., Amazonas. Madrid 1891.

7. Adalbert, Prinz von Preussen. Aus meinem Tagebuche. Berlin 184[illegible]. gr. 8.
8. Adler, W., Grabhügel im Orlagau. Saalfeld 1837.
9. (The Admiralty's) Manual of scientific enquiry. London 18[illegible].
10. Agassiz, Brazil. Boston 1868.
11. d'Alembert, Oeuvres. Paris 18[illegible].
12. Alsina, D. Ad., La nueva linea de frontera. Buenos Aires 18[illegible].
13. Alvarey de Toledo, F., Puren indomito. Paris 1862.
14. de Amicis, E., Marocco. Milano 1876.
15. Anderson, Ch. J., Reisen in Südwest-Africa. Leipzig o. J.
16. Angrand, L., Tiaguanaco. Paris 1866. gr. 4°.
17. Appun, Unter den Tropen. Jena 1871. 2 Bände.
18. Arbeiten des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Wien 1891.
19. Arbeiten der k. russ. Gesandtschaft über China. Berlin 1858. 2 Bände.
20. d'Argensola, Conquète des isles Moluques. Amsterdam 1706. 3 vols.
21. Austral-Neger. o. O. u. J.
22. Audebert, J., Madagaskar I. Berlin 1883.
23. de Avecilla, La conquista del Perú. Paris 1852. fol.
24. Avé-Lallemant, R., Reise durch Süd-Brasilien. Leipzig 18[illegible]. 2 Bände.
25. Derselbe, Reise durch Nord-Brasilien. Leipzig 1860.
26. Derselbe, Am Mucuri. Hamburg 1859.
27. d'Avezac, Géographes grecs et latins. Paris 185[illegible].
28. d'Avity, P., Le monde. Paris 1843. 3 vols. fol.
29. v. Azara, F., Reise nach Süd-America. Berlin 1810.
30. de Azara, F., Descripcion del Paraguay. Madrid 1847.
31. Back, G., Reise zur Mündung d. Gr. Fischflusses. Leipzig 18[illegible].
32. Bacmeister, A., Germanistische Kleinigkeiten. Stuttgart 1870.
33. Baikie, W. B., Voyage up the Kwóra and Binue. London 18[illegible].
34. Baily, J., Staaten Central-Amerika's. Berlin 18[illegible].
35. Baines, T., Voyage dans le sud-ouest de l'Afrique. Paris 1868.
36. Baissac, J., Dénominations ethniques d. l. race Aryane. Paris 18[illegible].
37. Baker, S. W., Der Albert Nyanza. Jena 1867.
38. Banning, l'Afrique. Bruxelles 1878.
39. Barber, E. A., Solar worship i. N. A. Pueblo tribes. o. O. u. J.
40. Barbié du Bocage, V. A., Madagascar. Paris s. d.
41. Barbosa Rodrigues, J., O Muyrakytã. Manaos 18[illegible].
42. Bark, E., Wanderungen in Spanien und Portugal. Berlin 18[illegible].
43. Barrett-Lennard, C. E., Travels in British Columbia. London 1862.
44. de Barros, J., Geschichte der Entdeckungen der Portugiesen im Orient vom Jahre 1415—1539. Braunschweig 1821. 5 Bände.
45. Barth, H., Das Becken des Mittelmeeres. Hamburg 18[illegible].
46. Derselbe, Reisen in Afrika, Auszug. Gotha 1859. 2 Bände.
47. Bartlett, J. R., Explorations in Texas, New Mexico, California, Sonora and Chihuahua. New York 18[illegible]. 2 vols.
48. Bastian, A., Culturländer des Alten America. Berlin 1878. Band I und II.
49. Derselbe, Reisen in Siam. Jena 18[illegible].
50. Derselbe, Reise durch Kambodja. Jena 1868.
51. Derselbe, Reisen im Indischen Archipel. Jena 18[illegible].
52. Derselbe, Offener Brief an Dr. E. Häckel. Berlin 18[illegible].
53. Bates, H. W., The naturalist on the Amazons. London 18[illegible].
54. Beck-Bernard, C., Argentinien. Leipzig 18[illegible].
55. Becker, P., Herakleotische Halbinsel. Leipzig 18[illegible].
56. Beduinen-Karawane. Leipzig o. J.
57. Beiträge zur Kunde der Tartarei. Weimar 18[illegible].
58. Bella-Coola. Berlin o. J.
59. Belot, J. B., Voyage aux mers polaires. Paris 18[illegible].

60. Beltrami, J. C., A pilgrimage in Europe and America. London 1828. 2 vols.
61. Benndorf, O., Zwei österreich. archäolog. Expeditionen nach Kleinasien. Wien 1883.
62. Ben-Saude, A., Objets préhistoriques du Portugal en cuivre. Lisbonne 1889.
63. Bergau, R., Bau- und Kunst-Denkmäler in Brandenburg. Nebst Anhang. Berlin 1885/86. 2 Bände.
64. Berger, St., Depôtfunde a. d. Bronze-Periode in Böhmen. Wien 1888.
65. Bericht der k. k. Central-Commission im Jahre 1888. Wien 1889.
66. Bernhard, Herzog, Reise durch Nord-America in den Jahren 1825/26. Weimar 1828.
67. Bertrand, A., La Gaule avant les Gaulois. Paris 1891.
68. Derselbe, Archéologie celtique et gauloise. Paris 1889.
69. Besant, A., The law of population. New York 1878.
70. Derselbe, Das Gesetz der Bevölkerung. Berlin 1881.
71. Beule, M., Nachgrabungen in Karthago. Leipzig 1863.
72. Bezzenberger, A., Die Kurische Nehrung. Stuttgart 1889.
73. Biard, F., Deux années au Brésil. Paris 1862.
74. v. Bibra, Die Algodon-Bay. Wien 1851. fol.
75. Derselbe, Die narkotischen Genussmittel. Nürnberg 1855.
76. Bickmore, A. S., Reisen im Ostindischen Archipel. Jena 1869.
77. Bieling, H., Gog und Magog. Berlin 1882. 4°.
78. Billings, J., Reise nach den nördlichen Gegenden Russlands und der Küste der Tschutschken. Berlin 1802.
79. Binder, J., Das Evheland. Stuttgart 1893.
80. Bisselius, Joa., S. J., Ill. ruinarum decas III — Palaestinae topothesia. Ambergae 1659.
81. Blackmar, F. W., Spanish colonization. Baltimore 1890.
82. Blau, O., Commercielle Zustände Persiens. Berlin 1858.
83. Bleek, W. H. J., Ursprung der Sprache. Weimar 1868.
84. Block, M., Bevölkerung des französischen Kaiserreichs. Gotha 1861.
85. Derselbe, Bevölkerung Spaniens und Portugals. Gotha 1861.
86. Blumberg, C. G., Der Eichelstein. Chemnitz 1698.
87. Blume, T., Mittheilungen über Venezuela. Berlin 1853.
88. Blumenau, H., Kolonie Blumenau. Rudolstadt 1858.
89. Boban, E., Cat. d'ouvrages scientifiques. Paris 1881.
90. Boedo, E. C., Navegacion del Bermejo. Buenos Aires 1873.
91. Boehr, M., Instruction für Reisende. Berlin 1875.
92. Bollaert, W., Researches in New Granada, Equador, Peru and Chile. London 1860.
93. de Bonelli, L. H., Travels in Bolivia. London 1854. 2 vols.
94. Bormann, A., Altlatinische Chorographie. Halle 1852.
95. Bory de St. Vincent, J. B. G. M., Les isles fortunées. Paris an XI.
96. Braun, Das Portal zu Remagen. Bonn 1859. 4°.
97. Braun, J., Rhodos, Kreta und Mykene. Darmstadt 1858.
98. Brehm, A. E., Reise nach Habesch. Hamburg 1863.
99. Brehm, R. B., Inka-Reich. Jena 1885.
100. Briefwechsel A. von Humboldt's mit H. Berghaus. Leipzig 1863. 3 Theile in 1 Band.
101. Brigham, W. T., Guatemala. London 1887.
102. Brillat-Savarin, Physiologie du gout. Paris 1869.
103. Brodbeck, J., Nach Osten. Ostküste Grönlands. Niesky 1882.
104. Bromme, Fr., Reisen durch die Vereinigten Staaten. Baltimore 1834/35. 3 Bände.
105. Brown, C. B. und W. Lidstone, On the Amazon. London 1878.
106. Brugsch-Bey, H., L'exode et les monuments égyptiens. Leipzig 1875.
107. Brugsch, H., Natronklöster in Aegypten. Berlin 1855.
108. Derselbe, Aus dem Orient. Berlin 1864.
109. Derselbe, Im Lande der Sonne. Persien. Berlin 1886.
110. Derselbe, Reise nach Persien. Leipzig 1862/63. 2 Bände.

111. Burdo, A., Am Niger und Benue. Leipzig 1886.
112. Burckhardt, J. L., Die Beduinen und Wahaby. Weimar 1831.
113. Burgkhardt, J., Das Erzgebirge. Stuttgart 1888.
114. Burmeister, H., Reise nach Brasilien. Berlin 1853.
115. Derselbe, Reise d. d. La Plata-Staaten. Halle 1861. 2 Bände.
116. Büttner, C. G., Das Hinterland von Walfischbai. Heidelberg [illegible]
117. Caillié, R., Temboctou. Paris 1830. 3 vols.
118. Caldcleugh, A., Reisen in Süd-America. Weimar 18[illegible].
119. Cameron, V. L., Across Africa. London 1877. 2 vols.
120. Canstatt, O., Brasilien. Berlin 1877.
121. Carli, J. R., Lettres américaines. Boston 1788. 2 vols.
122. Carrasco, G., Provincia de Santa Fe. Rosario 1884.
123. Carrillo, C., La raza indigena de Yucatan. Veracruz 1865. 4°.
124. Carstensen, N. F., Das Leben nach dem Tode. Leipzig [illegible].
125. Carta pastoral de Popayan. Lima 182[illegible].
126. Casati, G., Zehn Jahre in Aequatoria. Bamberg 1891. 2 Bände.
127. Castaing, A., Ethnographie de la France. Paris [illegible].
128. de Castellanos, J., Elegias de varones ilustres de Indias. Madrid 18[illegible].
129. Castrèn, M. A., Reisen im Norden. Leipzig [illegible].
130. Catalogo de museu de archeologia de Coimbra. Coimbra 1877. — Suppl. I. Coimbra 1883.
131. Catalogue des missions protestantes. Paris 1867.
132. Catalogue des missions et voy. scientifiques. Paris 1878.
133. Celi, A., Piscina degli Agrigentini. Girgenti 1889.
134. Derselbe, Sarcofago in Girgenti. Girgenti 1893.
135. du Chaillu, P., Reisen in Central-Africa. Berlin o. J.
136. Chalmers, J. und W. Wyatt Gill, Neu-Guinea. Leipzig 18[illegible].
137. Champollion-Figeac, Aegypten. Frankfurt a. M. 1839.
138. Charnay, D. et Viollet-le-Duc, Ruines américaines. Paris 18[illegible].
139. Charnay, D., The ancient cities of the New World. London 18[illegible].
140. Derselbe, Une princesse indienne. Paris 188[illegible].
141. Chifletius, J. J., Anastasis Childerici I. Antverpiae [illegible]
142. Chile, Die Schweizer in den Colonien von Zürich 1887.
143. Regni Chinensis descriptio. Lugd. Batav. Elzevir 16[illegible]
144. Beschreibung der 6. Chippewa-Indianer. München o. J.
145. Choffat, P., Notice nécrologique sur Carlos Ribeiro. Lagny [illegible]
146. Derselbe, Station préhistorique à Obidos.
147. Christmann, F., Australien. Leipzig 18[illegible]
148. Clement, K. J., Schleswig. Altona 18[illegible]
149. Cochlaeus, J., Vita Theoderici. Stockholm 1699. 4°.
150. v. Cohausen, A. u. L. Jacobi, Das Römercastell Saalburg. Homburg v. d. H. [illegible]
151. v. Cohausen, Die Höhlen bei Steeten. — Schaaffhausen, H., Der neue Höhlenfund von Steeten. Wiesbaden 1879.
152. Colleccion de antigüedades americanas. Santiago de Chile 18[illegible]
153. de Compiègne, L'Afrique équatoriale. Paris 1875.
154. de la Condamine, Anciens monuments du Pérou.
155. Coni, E. R., Die Provinz Buénos-Ayres. Zürich 1884.
156. Contributions to the archaeology of Missouri I. Salem, Mass. [illegible] fol.
157. Conze, A., [illegible] des Thrakischen Meeres. Hannover 1860. [illegible]
158. Cook, J., Dritte Reise in die Südsee. Berlin 1789. [illegible]
159. Cora, G., I [illegible] Roma 18[illegible].
160. Coréal, F., Voyages aux Indes occidentales. Amsterdam 1722. 3 vols.
161. Cortes, F., Briefe über die Eroberung von Mexico. Heidelberg [illegible] 2 Bände.
162. Cranz, D., Historie von Grönland. Barby 17[illegible]
163. Creuzer, F., Symbolik der alten Völker. Leipzig 1810–12. 4 Bände.

164. Creuzer, Alt-römische Cultur am Ober-Rhein. Darmstadt 1833.
165. Derselbe, Das Mithrēum von Neuenheim. Heidelberg 1838.
166. Curtis, G. W., Nil-Skizzen. Hannover 1857.
167. Curtius, E., Die Ionier. Berlin 1855.
168. Cust, R. N., Occupation of Africa by the missionaries. London 1891.
169. Dapper, O., Asia. Amsterdam 1681. 2 Bände. fol.
170. Derselbe, L'Afrique. Amsterdam 1686. fol.
171. Dapperus exoticus curiosus. Frankfurt a. M. 1717.
172. Daumas, Le grand désert. Paris 1860.
173. Davis, N., Carthage. London 1861.
174. Derselbe, Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories. London 1862.
175. Delessert, E., Les Indiens de la baie d'Hudson. Paris 1861.
176. Delgado, J. F. N., Dos jazigos de Santo Adrião. Lisboa 1887.
177. Delitzsch, F., Assyriolog. Studien. Leipzig 1874.
178. Denkschriften der russischen geograph. Ges. St. Petersburg I. Weimar 1849.
179. Descartes, Oeuvres. Paris 1865.
180. Dimitroff, Z., Die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern. Leipzig 1891.
181. Dixie, F., Bei den Patagoniern. Leipzig 1882.
182. Dobrizhoffer, M., Geschichte der Abiponer. Wien 1783/84. 3 Bände.
183. Doering, O., Le conservacion de la fuerza. Buenos Aires 1877.
184. Douvillle, J. B., Voyage au Congo. Stuttgart 1832. 3 vols.
185. Duckworth, H., Artefacta antiquissima. Liverpool 1860.
186. du Halde, J. B., La Chine. La Haye 1736. 4 vols. 4°.
187. Duprat, P., Races de l'Afrique septentrionale. Paris 1845.
188. v. Düringsfeld, Ida, Das Sprichwort. Leipzig 1863.
189. v. Düringsfeld, I. und O. v. Reinsberg-Düringsfeld, Ethnographische Curiosi täten. Leipzig 1879.
190. Ebers, G., Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1872.
191. v. Eckenbrecher, G., Troja. Düsseldorf 1875.
192. Derselbe, Chios. Berlin 1845.
193. Eden, Ch. E., The West Indies. London 1880.
194. Eder, F. H., Provincia Moxitarum. Budae 1791.
195. Egede, H., Grönland. Berlin 1763.
196. Eichwald, E., Alte Geographie des Caspischen Meeres. Berlin 1838.
197. Ellis, W., Polynesian researches. London 1853. 4 vols.
198. Embacher, F., Forschungsreisen des XIX. Jahrhunderts. Braunschweig 1880. fol.
199. Emory, W. H., Military reconnoissance to San Diego. Washington 1848.
200. Engel, F., Unter den Tropen America's. Jena 1878.
201. Escobari, Langue Aimara. Paris 1881.
202. d'Estournelles de Constant, Les congrégations réligieuses chez les Arabes. Paris 1887.
203. v. Etzel, A., Grönland. Stuttgart 1860.
204. Ewbank, T., Life in Brazil. New York 1856.
205. Falbe, C. T., Carthage. Paris 1833. Mit Atlas gr. in fol.
206. Fallmerayer, J. P., Fragmente aus dem Orient. Stuttgart 1845. 2 Bände.
207. Feer, L., Le Tibet. Paris 1886.
208. Fellows, Ch., Ausflug nach Kleinasien und Entdeck. in Lycien. Leipzig 1853.
209. Ferk, F., Druidismus in Noricum. Graz 1877.
210. v. Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele. Wien 1860.
211. Feuerbach, L., Das Wesen des Christenthums. Leipzig 1841.
212. Fichte, J. G., Bestimmung des Menschen. Berlin 1800.
213. Finsch, O., Reise nach West-Sibirien. Berlin 1879.
214. Fischbach, F. Ludwig Lindenschmit über die Urheimath der Indogermanen. Wiesbaden 1893.

215. Fischer, C. T., De Hannonis Carthag. periplo. Lipsiae 189[illegible]
216. Fischerei-Ausstellung: Catalog. Berlin 1880. 2 Bände.
217. Fontane, M., Inde vedique. Paris 1881.
218. Derselbe, Les Iraniens. Zoroastre de 2500 à 800 av. J. C. Paris 1881.
219. Forchhammer, P. W., Kyanen und die Argonauten. Kiel 1891.
220. Forel, F. A., Chronologie archéologique. Lausanne s. d.
221. Forsyth, W., Rome and its ruins. London w. d.
222. Freudenthal, A., Heidefahrten. Bremen 1890/92.
223. Führer im Schlosse. Mainz o. J.
224. Galerie ethnographique du musée d'artillerie. Paris 1877.
225. Gaudry, A., Die Vorfahren der Säugetiere in Europa. Leipzig 1891.
226. Der Gebrauch der Alten. Stuttgart 1856.
227. Giebel, C. G., Tagesfragen aus der Naturgeschichte. Berlin 1858.
228. Giglioli, E. H., Viaggio intorno al globo d. l. Magenta. Milano 1875. [illegible]
229. Gilder, W. H., In Eis und Schnee. Leipzig 1884.
230. Gliubich, A. S., Studi archeologici sulla Dalmazia. Wien 1860.
231. Godwin-Austen, H. H., J. K. Laughton and D. W. Freshfield, Hints to travellers. London 1883.
232. Godwin, H., The english archaeologist. Oxford 1867.
233. Goltz, B., Physiognomie des Volkes. Berlin 1859.
234. Derselbe, Hinter den Feigenblättern. Berlin 1862.
235. Derselbe, Geschichte des deutschen Genius. Berlin 1864.
236. Gottfriedt, J. L., Newe Welt. Frankfurt, Merian 1655. fol.
237. Goetz, W., Altnordisches Kleinleben. Berlin 1886.
238. Gozzadini, G., Sepolcri nell' arsenale di Bologna. Bologna 187[illegible]
239. Gracida, M. M., El rey Cosijoeza. Mexico 1888.
240. Graf, A., Geschichte des Teufelglaubens. Jena 1893.
241. Grewingk, C., Eine ostsibirische Gräberstätte. Dorpat 1882.
242. Grieben, Schultze von Bülo. Berlin 1873.
243. Gross, V., Les tombes lacustres d'Auvernier. Zürich 1876.
244. Grotius, H., De fato. Amsterodami, L. Elzevir 1648.
245. Grünfeld, F. V., Das Leinen. Landeshut 1890.
246. Guida del Museo Civico di Bologna. Bologna 1887.
247. Guthe, H., Braunschweig und Hannover. Hannover 1867.
248. Haas, N., Grabhügel bey Schesslitz. Bamberg 1829.
249. Hadrian, St., Götzen, Götter und Gott. Berlin 1876.
250. Hahn, Fr., Fund von Lengerich. Hannover 1854.
251. Hale, H., Indian migrations. Chicago 1883.
252. Hamy, E. T., Paléontologie humaine. Paris 1870.
253. Harnisch, W., America's Urvölker. (A. Philomathie III, 1822.)
254. v. Hauer, F., Führer durch das Hofmuseum in Wien 1892. — Uebersicht der kunsthistorischen Sammlung in Wien 1891.
255. Haupt, R., Alterthümer in Wagrien. Plön 1880. 4°.
256. v. Hellwald, Fr., Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart, o. J. 2 Bände.
257. Derselbe, Ethnographische Rösselsprünge. Leipzig 1891.
258. Henne am Rhyn, O., Das Buch der Mysterien. Leipzig 1890.
259. Hermann, L., Grabhügel Ober-Frankens. Bamberg 1842.
260. Hermes Trismegiste. Paris 1867.
261. Héron de Villefosse, A., Monuments de la Palestine. Paris, s. d.
262. Herquet, K., Die Insel Borkum. Emden 1886.
263. Hiekisch, C., Die Tungusen. St. Petersburg 1879.
264. Hirt, Denkmäler der nordischen Völker. Berlin 1798. 4°.
265. Hitzig, F., Philistäer. Leipzig 1845.
266. Derselbe, Geschichte des Volkes Israel. Leipzig 1869. 2 Thle. in 1 Bd.
267. v. Hochstetter, F., Sechster Bericht der prähistorischen Commission. Wien 188[illegible].
268. Hofberg, H., Alterthümer der Aländischen Inselgrupp. Jena 1877. (Diss.)

269. Höfer, P., Feldzug des Germanicus. Bernburg 1885.
270. Holmberg, H. J., Völker d. Russischen America. I. Helsingfors 1855. 4°.
271. Houdas, O., Ethnographie de l'Algérie. Paris 1886.
272. Hovelacque, A., La linguistique. Paris 1876.
273. Hülsenbeck, F., Aliso. Paderborn 1873.
274. Hummel, B. F., Alterthümer in Deutschland. Nürnberg 1792.
275. Hutchinson, Th. J., Two years in Peru. London 1873. 2 vols.
276. Jagor, F., Reisen in den Philippinen. Berlin 1873.
277. Jähns, M., Ross und Reiter. Leipzig 1872. 2 Thle. in 1 Bd.
278. Jewitt, L., Grave-mounds. London 1870.
279. Jomard, Botecudos. Paris 1846.
280. de Jouvencel, P., Les déluges. I. Paris 1862.
281. Derselbe, La vie. Paris 1859.
282. Kah-ge-ga-gah-bouh, Frankfurt a. M. 1851.
283. Kaltbrunner, D., Der Beobachter. Zürich 1882.
284. Derselbe, Aide-mémoire du voyageur. Zürich 1881.
285. J. Kant's Prolegomena. Leipzig 1876.
286. Kappler, A., Holländisch-Guiana. Stuttgart 1881.
287. Kauffmann, F., Deutsche Mythologie. Stuttgart 1893.
288. Kaulen, F., Assyrien und Babylonien. Freiburg i. Br. 1885.
289. Kayser, F., Aegypten. Freiburg i. Br. 1884.
290. Kleinpaul, R., Menschen- und Völkernamen. Leipzig 1885.
291. Klemm, G., Germanische Alterthumskunde. Dresden 1836.
292. Derselbe, Werkzeuge. Leipzig 1854.
293. Knortz, K., Civilisation der Indianer. Leipzig 1882.
294. Kohl, J. G., Vom Markt und a. d. Zelle. Hannover 1868. 2 Thle. in 1 Bd.
295. Kortum, K. A., Germanische Grabstätte. Dortmund 1804.
296. v. Kotzebue, O., Neue Reise um die Welt. Weimar 1830. 2 Thle. in 1 Bd.
297. Kraft, J., Sitten der Wilden. Wien 1787.
298. Kramer, G., Griechische Thongefässe. Berlin 1837.
299. Krapf, J. L., Reisen in Ost-Africa. Kornthal 1858. 2 Thle. in 1 Bd.
300. Krall, J., Geschichte des alten Aegypten. II. u. III. Wien 1884/88.
301. Kroker, E., Katechismus der Archäologie. Leipzig 1888.
302. Kruse, F., Deutsche Alterthümer. Halle 1824—27. Bd. I u. II. 1—5.
303. Kunz, C., Museo di Trieste. Trieste 1879.
304. La Croze, M. V., Indianischer Christen-Staat. Halle 1727.
305. Lafitau, J. F., Découvertes des Portugais. Paris 1733. 2 vols. 4°.
306. v. Langsdorff, G. H., Reise um die Welt. Frankfurt a. M. 1812. 2 Bde. in 4°.
307. de Larenaudiére, Mexique et Guatemala. Lacroix, Pérou et Bolivie. Paris 1843.
308. Laugel, A., Études scientifiques. Paris 1859.
309. Ledrain, E, Monuments Araméens. — Monuments Phéniciens. Paris 1889.
310. Lemière, P. L., Les Celtes. Saint-Brieuc 1881.
311. Lenz, C. G., Troja. Neu-Strelitz 1798.
312. Leo, H., Odin's Verehrung. Erlangen 1822.
313. J. Leonis Africani, Africae descriptio, Lugd. Batav. Elzevir 1632.
314. Liljegren, J. G., Die nordischen Runen. Wien 1848. 4°.
315. Lindenschmit, Räthsel der Vorwelt. Mainz 1846. 4°.
316. Litzel, G., Römische Todten-Töpffe. Speyer 1749.
317. Livingstone, D., Travels in South Africa. London 1857.
318. Loftus, W. K., Chaldaea and Susiana. London 1857.
319. Lopez, V. F., Les races aryennes du Pérou. Paris 1871.
320. Loskiel, G. H., Mission in Nord-America. Barby 1789.
321. Löwenberg, J., Reisen in den Polarzonen. Leipzig 1886.
322. Derselbe, Geschichte der Geographie. Berlin 1866.
323. Lucina, Londres 1750.

324. v. Luschan, F., Funde von Brüx. Wien 18[illegible]
325. Magnusen, F., Veterum Borealium Mythologiae lexicon. Havniae 18[illegible]. 4°.
326. Mailly, E., L'Espagne scientifique. Bruxelles 18[illegible].
327. Malthus, T. R., Bevölkerungs-Gesetz. Berlin 1879.
328. Mannert, K., Geographie der Alten. Leipzig 1829.
329. Derselbe, Germania, Rhaetia etc. Nürnberg 1792.
330. Marx, K., Das Elend der Philosophie. Stuttgart 1892.
331. Masch, A. G., Tempel zu Rhetra. Berlin 1771. 4°.
332. Matsumoto, K., Conversations in english and japanese. Tokio [illegible]
333. Mayer, F. A., Grabhügel im Fürstenthume Eichstätt. Eichstätt 18[illegible]
334. Derselbe, Ein im Fürstenthume Eichstätt entdeckter Grabhügel. München 1[illegible]
335. Meinders, H. A., Hexen-Prozesse. Lemgo 1716. Kl. 4°.
336. Menge, Der vorgeschichtliche Mensch, Sangerhausen, o. J.
337. Merkel, F., Deutschland's Ureinwohner. Rostock 18[illegible].
338. Meunier, V., Les ancêtres d'Adam. Paris 18[illegible].
339. Mezger, G. C., Nordendorf. Augustae Vindel. 1846. 4°.
340. v. Middendorff, A., Die Barabá. St. Petersburg 1870. Fol.
341. Milchhöfer, A., Die Museen Athens. Athen 1881.
342. v. Minutoli, H., Stendal, Grabstätte. Berlin 1827.
343. Derselbe, Abhandlungen. II. Berlin 1831.
344. Mitre, B, Tiahuanaco. Buenos Aires 1879.
345. Moleschott, J., Licht und Leben. Frankfurt a. M. 1856. — Erforschung d. Lebens. Giessen 1862.
346. Monnier, M., Pompei. Paris 1[illegible].
347. (Montelius), Bibliographie de la Suède Stockholm 1875.
348. Morgan, L. H., League of the Iroquois. Rochester 1854.
349. Derselbe, Die Urgesellschaft Stuttgart 1891.
350. Morin, A., Congrès à Lisbonne. Montélimar, s. a.
351. Morlot, A., La découverte de l'Amérique par les Phéniciens. Porrentruy 1[illegible]
352. Morton, S. G., Aboriginal race of America. Philadelphia 1844.
353. Mosch, K. F., Opferstätten des Riesengebirges Görlitz 1855
354. Müllenhoff, K., Ein altsächsischer Gott Wëlo. — Die deutschen Völker an Nord- und Ost-See. o. O. u. J.
355. Derselbe, Südöstliche Winkel des alten Germaniens. Berlin 1883. (Ak.
356. Müller, M., Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1866—70. 2 Thle. in 1 Bd.
357. Müller, G. A., Vorgeschichtliche Culturbilder. Bühl 1892.
358. Munzinger, W., Sitten d. Bogos. Winterthur 1859
359. Derselbe, Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864
360. Muys, G., Alte Völker- und Mythengeschichte. Köln 1856.
361. Neuffer und Klett, Primae in Americam immigrationes. Tubingae 1754. [illegible]
362. Niebuhr, C., Arabien. Kopenhagen 1772. 4°.
363. Pauke, P. F., Reise nach Paraguay. Wien 1829.
364. Paula e Oliveira, F, Ossements humains. Lisbonne 1887. — Fouilles de la vallée du Tage. — Dos craneos da Cesareda.
365. Pauli, P. A., Alterthümer am Rhein. I. Mainz 1820.
366. Pereira da Costa, F. A, Dolmens du Portugal. Lisbonne 1868. Fol.
367. Perrot, N., Sauvages de l'Amerique. Paris 1864.
368. Peschel, O., Völkerkunde. Leipzig 1875.
369. Petitot, E., La sépulture dolménique. Paris 1872.
370. v. Pfister, H., Vorgeschichte der hochdeutschen Stämme. Berlin 1877.
371. Pickel, J., Grabhügel b. Eichstätt. Nürnberg 1789. 4°.
372. Pierson, W., Nationalität der alten Preussen. Berlin 18[illegible]. 4°. [illegible].
373. Pinder, E., Alterthümer d. Kurhessischen Provinzen. Cassel 1878. 4
374. Pitrè, G., Mostra etnografica Siciliana. Palermo 1892.
375. Pöppig, E., Handelswege nach der Westküste America's. o. O. u. J.

376. Pouqueville. F. C. H. L., Reise durch Griechenland. Meiningen 1824/25. 2 Bde.
377. v. Prokesch, A., Erinnerungen an Aegypten. Wien 1829.
378. Puchstein, O., Pseudohethitische Kunst. Berlin 1890.
379. Quandt, C., Suriname. Görlitz 1807.
380. Quednow, C. F., Alterthümer in Trier. Trier 1820.
381. Rabe, M. F., Püstrich z. Sondershausen. Berlin 1852.
382. Radenhausen, C., Isis. Hamburg 1874. 2 Bände.
383. Radimský, V., Die prähistorischen Fundstätten von Bosnien u. Hercegovina. Sarajevo 1891. gr. 8°.
384. Rathgeber, G., Gottheiten der Aioler. Gotha 1861. 4°.
385. Ratzel, F., Anthropo-Geographie. Stuttgart 1882.
386. Reber, B., Die Einwohner der Schweiz in vorgeschichtlicher Zeit. Genf 1890.
387. Reclus, E., Les primitifs. Paris 1885.
388. Redslob, G. M., Die Levirats-Ehe. Leipzig 1836. — Nabi. Leipzig 1839.
389. Derselbe, Israeliten-Staat. Hamburg 1846.
390. v. Reichenbach, Kurmärkische Merkwürdigkeiten. Berlin 1821.
391. Derselbe, Köhlerglaube und Afterweisheit. Wien 1855.
392. Reimarus, H. S., Natürliche Religion. Hamburg 1766.
393. v. Reinsberg-Düringsfeld, O., Frau. Leipzig 1862. — Das Kind im Sprichwort. — Internationale Titulaturen. Leipzig 1863/64.
394. Reitlinger, E., Freie Blicke. Berlin 1874.
395. de Reul, L'âge de la pierre en Belgique. Bruxelles 1868.
396. v. Rosenberg, H., Der Malayische Archipel. Leipzig 1878.
397. de Rosny, L., Le peuple Siamois. Paris 1885.
398. Derselbe, Ethnographie générale. Paris 1885.
399. Derselbe, Romains d'orient. Paris 1885.
400. Derselbe, Les Coréens. Paris 1886.
401. de Rougé, E., Monuments égyptiens. Paris 1876.
402. de Rougemont, F., Le peuple primitif. Genève 1855—57. 3 vols.
403. Rubino, J., Vorgeschichte Italien's. Leipzig 1868.
404. dos Santos Rocha, A., Antiguidades da Figueira. Coimbra 1888/91. 2 tome. gr. 8°.
405. Sayce, A. H., The races of the old testament. London 1891.
406. Schedius, E., De diis Germanis. Amsterodami, Elzevir 1648.
407. Scheffler, H, Die Welt. Leipzig 1885.
408. Schierenberg, A., Die Römer im Cheruskerlande. Frankfurt a. M. 1862.
409. Schiltberger, J., Reisen in Europa, Asia und Africa. München 1859.
410. v. Schlagintweit. Reisen in Indien und Hoch-Asien. Jena 1869—80. 4 Bände.
411. Schleicher, A, Die deutsche Sprache. Stuttgart 1860.
412. Derselbe, Ueber die Bedeutung der Sprache. Weimar 1865.
413. Schleiden, M. J., Ueber den Materialismus. — Alter des Menschengeschlechts. Leipzig 1863.
414. Schleusner, G., Ausgrabungen im Euphrat- und Tigrisgebiet. Wittenberg 1882.
415. Schliemann, H., Troja und seine Ruinen. Waren 1875. 4°.
416. Schmarda, L. K., Reise um die Erde. Braunschweig 1861. 3 Bände.
417. Schmitz, J., Mithras-Denkmäler. Meisenheim 1892.
418. Schnarrenberger, W., Pfahlbauten des Bodensees. Constanz 1891. 4°.
419. Schneider, O., Typen-Atlas. Dresden 1881. fol.
420. Schöpflin, J. D., Vindiciae Celticae. Argentorati 1754. 4°.
421. Schott, W., Altajische Studien. Berlin 1860. 4°.
422. Schuchhardt, C., Schliemann's Ausgrabungen. Leipzig 1890.
423. Schuster, P., Heraklit. Leipzig 1872. (Diss.)
424. Schurtz, H., Völkerkunde. Leipzig 1893.
425. Seler, C., Die Frau in Mexico. Berlin 1893.
426. Semper, C, Die Philippinen. Würzburg 1869.
427. Sepp, Meerfahrt nach Tyrus. Leipzig 1879.

428. Sievers, W., Africa. Leipzig 1891.
429. Simões, A. F., Archeologia da Peninsula Iberica. I. Lisboa 1878. gr. 8°.
430. de Solorzano Pereira, J., De Indiarum jure. vol II. Lugduni 1672. fol.
431. Spinoza, Oeuvres. Paris 1861. 3 vol.
432. Stanley, H. M., Through the dark continent. London 1878. 2 vols.
433. Steffen, M., Landwirthschaft bei den altamerikanischen Culturvölkern. Halle 1882 Diss.
434. Steininger, J., Die Ruinen zu Trier. Trier 1835.
435. Steller, G. W., Reise von Kamtschatka nach America. St. Petersburg 1793.
436. Stephens, J. L. und Valesquez, P., 2 Azteken-Kinder. o. O. u. J.
437. Steuding, H., Griechische und römische Mythologie. Stuttgart 1892.
438. Stewart, B., The conservation of energy. New York 1874.
439. Strauss, J. J., Reysen durch Italien, Tartarey, Japan u. s. w. Amsterdam 1678. fol.
440. Strebel, H., Alt-Mexico. Hamburg 1885. 4°.
441. Stuhr, P. F., Nordische Alterthümer. Berlin 1817.
442. Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts. Berlin 1875.
443. de Tchihatchef, P., Spanien, Algerien. Leipzig 1882.
444. v. Tempsky, G. F., Mitla. London 1858.
445. Tomaschek, W., Die alten Thraker. I und II. Wien 1893.
446. Turner, S., Reise durch Bootan. Berlin 1801.
447. Twesten, C., Die religiösen Ideen der asiatischen Culturvölker. Berlin 1872.
448. Varenius, B., Descriptio Japoniae. Amstelodami, Elzevir 1649.
449. Vater, J. S., Sprache der alten Preussen. Braunschweig 1821.
450. Verzeichnisse des Museums zu Sigmaringen. Sigmaringen 1871 72.
451. Vieira Natividade, La taille du silex. Alcobaça 1893.
452. v. Vincenti, C., Die Ehe im Islam. Wien 1876.
453. Virchow, R., Ueber Leben und Kranksein. Berlin 1862.
454. Derselbe, Urbevölkerung Europa's. Berlin 1874. — Hünengräber und Pfahlbauten. Berlin 1866.
455. Derselbe, Ueber Wunder. Breslau 1874.
456. Vivien de St. Martin, Dictionnaire de géographie. Paris 1879—92, vol. I—V. 4°.
457. Vogt, C., Bilder aus dem Thierleben. Frankfurt a. M. 1852. — Köhlerglaube und Wissenschaft. Giessen 1856.
458. Volkmuth, P., Pelasger. Schaffhausen 1860.
459. Volney, C. F., Oeuvres. Paris 1833.
460. Vorträge, gehalten in der Schweiz. Basel 1872 78. Bd. I—IV.
461. Wächter, O., Vehmgerichte. Stuttgart o. J.
462. Wallace, A. R., Travels on the Amazon. London 1889.
463. Walther, Ph. A. F., Die Alterthümer des Grossherzogthums Hessen. Darmstadt [illegible]
464. Warburton, A., Rollo and his race. London 1848. 2 vols.
465. v. Warsberg, A., Odysseeische Landschaften. Wien 1878/79. 3 Theile in 2 Bänden.
466. Derselbe, Dodona. Graz 1893.
467. Weber, A., Indische Streifen. Berlin 1868/69.
468. Weber, H., Sündenwaage. Frankfurt a. M. 1887.
469. Weinhold, K., Die deutschen Freistätten. Kiel 1864. 4°.
470. Westermarck, E., Human marriage. Helsingfors 1889.
471. Whittlesey, Ch., Ancient works in Ohio. Washington 1850. 4°.
472. Derselbe, Ancient mining. Washington 1862. 4°.
473. Wiborg, K. F., Die Mythologie des Nordens. Berlin 1847.
474. Wiedemann, F. J., Ueber die Kreewinen. St. Petersburg 1871. fol.
475. Wiedemann, Die Naturwissenschaften bei den Arabern. Hamburg 18[illegible]
476. Wieser, F., Fundstätte bei Ampass. Innsbruck 1878.
477. Willkomm, M., Hochgebirge von Granada. Wien 1882.
478. Wilser, L., Herkunft der Deutschen. Karlsruhe 1[illegible]
479. Winkler, H., Japaner und Altaier. Berlin 1894.

480. Wittwer, W. C., Alexander von Humboldt. Leipzig 1860.
481. Wollheim da Fonseca, A. E., Mythologie des alten Indien. Berlin o. J.
482. Woenig, F., Die Pflanzen im alten Aegypten. Leipzig 1886.
483. Wyttenbach, J. H., Alterthümer von Trier. 1835.
484. Yves d'Évreux, Voyage dans le nord du Brésil 1613/14. Paris 1864.
485. Zimmermann, W. F. A., Der Mensch. Berlin 1864.
486. Zittel, E., Entstehung der Bibel. Karlsruhe 1872.
487. Annales de géographie. vol. I. Paris 1892.
488. Archiv, Henneberg. Meiningen 1834—45. 5 Hefte.
489. Archives du Mexique Paris 1865/67. 3 vols.
490. Archivo Boliviano. Paris 1872.
491. Boletin geogr. Argent. Buenos Aires 1883—90. vol. IV—XI.
492. Bulletin of the American Ethn. vol. I. New York 1860/61.
493. Compte-rendu de la Soc. d'ethn. améric. Paris 1859/60.
494. Report. Smithsonian. Washington 1853—68 und 1870—71.
495. Vierteljahresberichte über die gesammten Wissenschaften. Berlin 1882. 3 Bände.
496. Zeitschrift über das gesammte Wissen. Braunschweig 1883/84. 6 Theile in 3 Bänden.
497. Denkschriften des germanischen Nationalmuseums. Nürnberg 1856. 2 Thle. in 1 Band.
498. v. Löher, F., Die Magyaren. Leipzig 1874.
499. Mellen, J., Urna sepulcr. sarmatica. Jenae 1679. 4°.
500. Sibree, J., Madagascar. Leipzig 1881.
501. Woenig, F., Am Nil. Leipzig o. J.
502. Wagner, F. A., Aegypten in Deutschland. Leipzig 1833.

Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1894.

Autoren-Verzeichniss.

Sach-Register.

A.

H.

I.

L.

M.

P.

Q.

R.

S.

T.

X.

Y.

Z.

Ed. Krause.

Corrigenda.

Seite 407, Zeile 25 von oben statt Proc. front. squamae occip. lies Proc. front. squamae temporalis.
„ 450, „ 16 von oben statt Siemens lies Siemsen.
„ 463, „ 16 von unten statt Botaniker lies Geolog.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstrasse 17 a.